Geuthner
4123
a/17/1/22

# Collectanea Hierosolymitana

I

# Collectanea Hierosolymitana

## Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Station der Görresgesellschaft in Jerusalem

I. Band

# Rephaim

Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens

Archäologische und religionsgeschichtliche Studien

von

Prof. Dr. Paul Karge

Paderborn 1917
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh

K183r

# Rephaim

## Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens

Archäologische und religionsgeschichtliche Studien

von

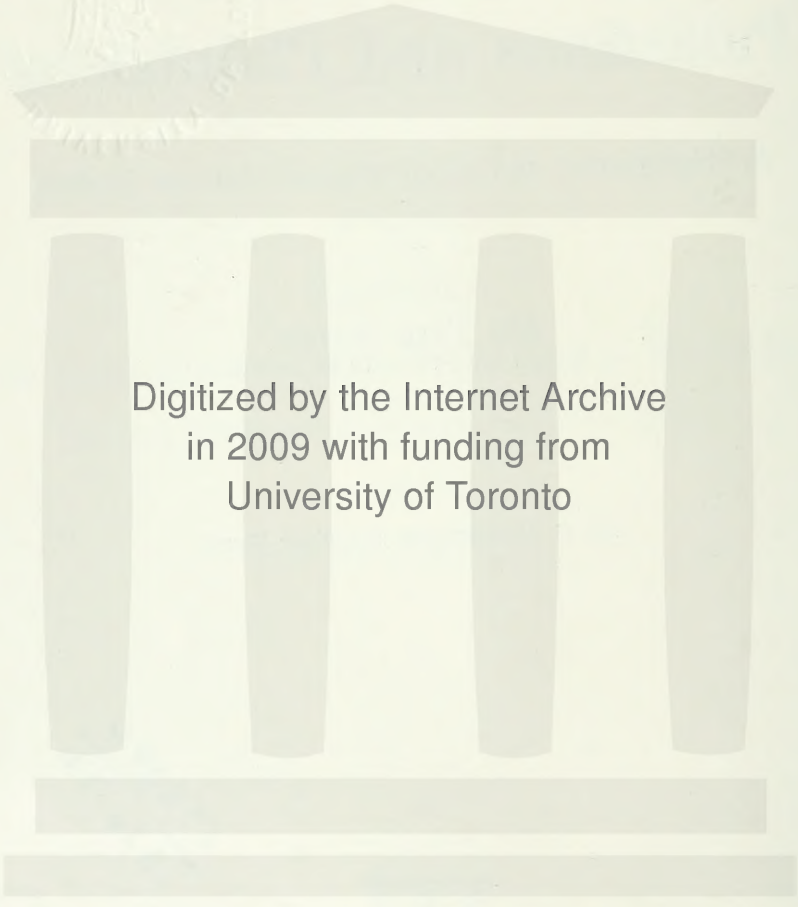
Dr. Paul Karge
Professor an der Universität Münster i. W.

Mit 67 Abbildungen und einer Karte

172044
13/6/22

Z
VII

Paderborn 1917
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/rephaimdievorges00karg

Seiner Königlichen Hoheit

dem

# Prinzen Johann Georg Herzog zu Sachsen

in größter Ehrerbietung gewidmet

# Vorwort.

Was Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. I2[3], S. 423 von der archäologischen Erforschung Syriens und Palästinas im allgemeinen sagt, sie stehe noch in den ersten Anfängen, gilt besonders für die sog. „vorgeschichtliche" Zeit. Vorliegende Arbeit verfolgt den Zweck, zunächst des Verfassers eigene Funde in Palästina — die jungpaläolithische Werkstätte in der Höhle Muṛāret el-ʿAbed und die Dolmennekropole von Ḫirbet Kerāzije — zu veröffentlichen und in den großen historischen und archäologischen Zusammenhang zu stellen, in dem sie entstanden sind. So ergab sich eine Reihe von immer tiefer eindringenden Studien, die beinahe ein Gesamtbild unseres derzeitigen Wissens über die Vorgeschichte Palästinas mit Einschluß der phönizischen Küste darstellen. Sie bieten also nichts Abschließendes, sondern dem Stande der Forschung gemäß vielfach den ersten, aber entschiedenen Versuch, den unter dem Drange anderer Aufgaben bisher wenig beachteten sehr wichtigen Fragen der Vorgeschichte Palästinas nachzugehen und zu ihrer Lösung zu kommen. Eine Anzahl größerer und kleinerer Vorarbeiten und Einzelbeobachtungen gelehrter Palästinaforscher stand zur Verfügung. Sie wurden dankbarst benutzt und verzeichnet. Mit dem Ausdrucke besonderen Dankes nenne ich M. Blanckenhorn, C. R. Conder, G. Dalman, St. Macalister, G. Schumacher, P. H. Vincent O. Pr., C. Watzinger und P. G. Zumoffen S. J. als die Meister, auf deren Schultern ich stehe.

Möge das Buch — und das ist seine zweite Aufgabe — die Aufmerksamkeit der Archäologen auf das bisher noch wenig bebaute und doch so wichtige Gebiet der vorgeschichtlichen Forschung in Vorderasien hinlenken und als Anregung fruchtbar wirken. Noch ist es Zeit, viele Denkmäler und Schätze zu heben und sie zu uns reden zu lassen aus einer Vergangenheit, die geschriebene Urkunden noch nicht hinterlassen konnte. Jedoch Urkunden anderer Art hat sie uns hinterlassen, die, richtig befragt, uns ebenso wichtige Nachrichten geben können als Inschriften, die großen Dolmenfelder, die Ringwälle und megalithischen Befestigungen, die Trümmer uralter Siedlungen, die Ateliers und Fundplätze der Feuersteinindustrie. Die Reste aus der Vorzeit Palästinas sind ebenso

unserer wissenschaftlichen Beachtung wert wie die Spuren der kanaanäischen oder hellenistischen Kultur, ja in gewissem Sinne noch höherer, denn sie sind vielfach die einzigen Zeugen einer Zeit, aus der wir sonst gar nichts mehr wissen. Sie müssen baldigst systematisch verzeichnet, untersucht und miteinander verglichen werden. Erst auf Grund eines ganz umfassenden Beobachtungsmaterials läßt sich die Lösung der angeschnittenen Fragen erhoffen.

Bei der Beurteilung der vorliegenden Studien wolle man sich vor Augen halten, daß sie nur eine Nebenfrucht der wissenschaftlichen Tätigkeit des Verfassers in Palästina darstellen. Andere archäologische Arbeiten nahmen die Hauptkraft in Anspruch. Bei seinen Reisen im Lande traten dem Verfasser jedoch die vorgeschichtlichen Denkmäler so lebhaft und zwingend vor Augen, daß er die Beschäftigung mit diesen ehrwürdigen Resten als wissenschaftliche Pflicht betrachtete. Es galt, sich allmählich in das ganze Wissensgebiet einzuarbeiten. Lücken in der Beobachtung wolle man auf diese Tatsache zurückführen.

Der erste Teil, S. 1—379, lag am Anfange des Jahres 1914 druckfertig vor und war vor Beginn des Weltkrieges bereits in Druck gegeben. Als die Katastrophe über Europa hereinbrach, wurde der Druck unterbrochen; doch entschloß sich der Verlag nach einiger Zeit, den Druck wieder aufzunehmen und trotz der täglich schwierigeren Verhältnisse, wenn auch langsam, durchzuführen, wofür ihm der aufrichtigste Dank gebührt. Der zweite Teil des Buches, S. 379—715, entstand während des Krieges und Druckes. Es ließ sich bei Beginn nicht voraussehen, daß er den Rahmen des Ganzen etwas sprengen würde.

Zum Schluß obliegt mir die Pflicht wärmsten Dankes an alle, welche die entsagungsvolle Arbeit mit ihrem Interesse begleitet und durch ihren Rat gefördert haben. Besonders danke ich dem hochwürdigsten Herrn Prälaten Professor Dr. J. P. Kirsch in Freiburg (Schweiz) für fachmännischen Rat und Hilfe bei der Drucklegung; den Patres F. Dunkel C. M., Direktor des St. Paulus-Hospizes in Jerusalem, J. Sonnen C. M. und P. Linsen C. M. in Ṭābṛa als Reisegenossen und landeskundigen Ratgebern; Herrn Baurat Dr. G. Schumacher in Haifa für briefliche Nachrichten und für die mir zur Veröffentlichung überlassenen Photographien Fig. 22, 23, 24, 25, 34, 35 von seinen eigenen Sammlungen; Herrn Professor Dr. Birkner in München für Auskünfte und meinem Freunde Professor Dr. Rücker in Breslau für die mir zur Veröffentlichung überlassenen Aufnahmen Fig. 37, 60 und 61, sowie für Beihilfe an der Korrektur. Ferner danke ich aufrichtig dem Palestine Exploration Fund in London für die Überlassung der Klischees zu Fig. 41, 42 und 43.

Die Umschreibung der arabischen und hebräischen Eigennamen ist die in deutschen wissenschaftlichen Werken übliche. Einige Ungleichheiten wolle man nach der Liste der geographischen Eigennamen am Schluß des Buches verbessern. Die ausführlichen Register, auf die große Sorgfalt verwendet wurde, werden die Benutzung des Buches nach den verschiedensten Gesichtspunkten erleichtern.

Breslau, den 29. Juni 1917.

Paul Karge.

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

Einleitung . . . . . 1—3

*Erstes Kapitel.* — Steinzeitliche Erinnerungen im Alten Testament. Überblick über den bisherigen Gang der prähistorischen Forschung in Palästina . . . . . 4—16

*Zweites Kapitel.* — Das älteste Auftreten des Menschen in Vorderasien und seine geologische Voraussetzung . . . . . 16—37

1. Spuren vorpaläolithischer (archäolithischer) Kulturen . . . . . 16
2. Die geologischen Vorbedingungen für das Auftreten des Menschen in Palästina . . . . . 25

*Drittes Kapitel.* — Das Altpaläolithicum . . . . . 37—78

1. Die Kulturstufe von Chelles und St. Acheul . . . . . 37
2. Die Kulturstufe des Mousterien . . . . . 61
3. Die Lebensweise der altpaläolithischen Jägerstämme in Palästina . 72

*Viertes Kapitel.* — Das Jungpaläolithicum . . . . . 78—114

*Fünftes Kapitel.* — Die jüngere Steinzeit (Neolithicum) . . . . . 115—187

1. Charakter und Alter der neolithischen Kultur . . . . . 115
2. Die frühneolithische Periode in Phönizien und Palästina . . . . 121
3. Die spätneolithischen Stationen in Phönizien und Galiläa . . . 146
   a) Stationen in der Nähe der Küste . . . . . 157
   b) Stationen aus der Esdrelonebene und deren Randgebieten . . 168
   c) Die spätneolithischen Stationen im Jordantal . . . . . 171
   d) Die spätneolithischen Stationen in Obergaliläa . . . . . 178

*Sechstes Kapitel.* — Die Lage der phönizischen und galiläischen prähistorischen Siedlungen . . . . . 188—200

*Siebentes Kapitel.* — Die neolithische Kultur Palästinas nach dem Ergebnis der Ausgrabungen . . . . . 200—216

*Achtes Kapitel.* — Die älteste Keramik . . . . . 216—293

1. Reste neolithischer Keramik in Phönizien . . . . . 216
2. Die Keramik der älteren Bronzezeit in Palästina . . . . . 223
   a) Material und Technik . . . . . 224
   b) Die Hauptformen . . . . . 226
   c) Die Ornamentik . . . . . 261

*Neuntes Kapitel.* — Prähistorische Denkmäler am Westufer des Gennesaretsees . . . . . 293—379

1. Höhlen . . . . . 293
2. Dolmen . . . . . 305
3. Megalithische Bauten . . . . . 320
4. Die prähistorische Burg Ḳurūn Ḥaṭṭīn . . . . . 352

Seite

Zehntes Kapitel. — Die palästinische Megalithkultur . . . . . 379—715
1. Die megalithischen Denkmäler des Westjordanlandes . . . . . 379
2. Die megalithischen Denkmäler des Ostjordanlandes . . . . . 412
3. Die Entwicklung der palästinischen Dolmen . . . . . 471
4. Herkunft und Entstehung des palästinischen Megalithgrabes . . . 493
5. Die Bedeutung der palästinischen Dolmen . . . . . 506
1) Die Dolmen sind Gräber . . . . . 506
2) Der Dolmen als Totenhaus und Monument . . . . . 511
3) Der Dolmen als Mittelpunkt des Totenkults . . . . . 528
4) Die Schalenvertiefungen auf den Dolmen und ihre Bedeutung . 557
6. Die palästinischen Dolmenerbauer und ihre Zeit . . . . . 609
1) Die riesenhafte Urbevölkerung Palästinas . . . . . 609
2) Die Dolmenerbauer waren halbansässige Hirtenstämme . . . 646
3) Die Stellung der Megalithkultur innerhalb der Kulturentwicklung Palästinas. Steinbau und Ziegelbau . . . . . 651
4) Das Dolmenvolk . . . . . 685
Schlußbetrachtung . . . . . 709
Nachträge und Berichtigungen . . . . . 716—718
Verzeichnis der geographischen Eigennamen Syriens und Palästinas, mit Einschluß der Sinaihalbinsel . . . . . 719—729
Verzeichnis der Namen und Sachen . . . . . 730—762
Stellenregister . . . . . 763—765

# Verzeichnis der Abbildungen.


Seite

Fig. 1. Scheibenförmige Fäustel . . . . . 47
Fig. 2. Schaber vom Skopus . . . . . 47
Fig. 3. Schaber . . . . . 48
Fig. 4. Spitzen . . . . . 49
Fig. 5. Spitzen und Bohrer des Chelléen . . . . . 50
Fig. 6. Hammerartiger Faustkeil aus der Rephaimebene . . . . . 52
Fig. 7. Chelléenkratzer aus der Rephaimebene . . . . . 53
Fig. 8. Beile vom Skopus bei Jerusalem und aus Sūr Bāher . . . . . 55
Fig. 9. Faustkeilförmiger Kratzer von der Rephaimebene . . . . . 56
Fig. 10. Chellesfäustel mit abgebrochener Spitze . . . . . 57
Fig. 11. Fäustel aus ʿAḳbīje . . . . . 66
Fig. 12. Typische Silex- und Knochenwerkzeuge aus Anṭeljās . . . . . 92
Fig. 13. Neolithische Werkzeuge aus eṭ-Ṭābṛa und Nuclei aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed bei Dibl . . . . . 97
Fig. 14. Neolithische Werkzeuge aus eṭ-Ṭābṛa; Knochenspitzen und Klingen aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed . . . . . 98
Fig. 15. Gebogene Spitzen aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed . . . . . 100
Fig. 16. Gebogene Schaber und Klingen aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed . . . 102
Fig. 17. Klingen und Nuclei aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed . . . . . 103
Fig. 18. Nuclei und Klingenschaber aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed . . . . 104
Fig. 19. Dünne Klingen und Spitzen aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed . . . . 105
Fig. 20. Feine Klingen und Spitzen aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed . . . . 106
Fig. 21. Mikrolithische Werkzeuge aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed . . . . . 107
Fig. 22. Neolithische Silexartefakte vom Karmel . . . . . 131
Fig. 23. Neolithische Silexartefakte vom Karmel . . . . . 132
Fig. 24. Neolithische Silexartefakte vom Karmel . . . . . 134
Fig. 25. Neolithische Silexartefakte vom Karmel . . . . . 135
Fig. 26. Spitzen aus der Umgebung von Bethlehem . . . . . 136
Fig. 27. Beile und Schaber . . . . . 137
Fig. 28. Schaber und Blattspitzen . . . . . 138
Fig. 29. Meißel . . . . . 139
Fig. 30. Beile . . . . . 141
Fig. 31. Beile . . . . . 143
Fig. 32. Beile und Säge aus phönizischen Stationen . . . . . 161
Fig. 33. Typische Silexwerkzeuge vom Vorgebirge Rās Beirūt . . . . . 165
Fig. 34. Silexwerkzeuge aus Ḥaifā und Bēt Laḥm . . . . . 167
Fig. 35. Neolithische Silexwerkzeuge von Stationen der Jesreelebene und des Ostjordanlandes . . . . . 170
Fig. 36. Sichelsteine und Messer . . . . . 172
Fig. 37. Das Nordende der Genezarethebene und Ḥ.-Oreme von Westen . . . 173

Seite

Fig. 38. Messer von Ḫirbet ʿOrēme . . . . . 174
Fig. 39. Sichelsteine . . . . . 176
Fig. 40. Silexwerkzeuge vom Seeufer bei eṭ-Ṭābṛa . . . . . 177
Fig. 41. Altkanaanäische Amphora aus Geser . . . . . 227
Fig. 42. Altkanaanäische Amphoren ans Geser . . . . . 227
Fig. 43. Altkanaanäisches Vorratsgefäß aus Geser . . . . . 228
Fig. 44. Altkanaanäische Amphoren . . . . . 229
Fig. 45. Ägyptische prähistorische Vorratskrüge . . . . . 230
Fig. 46. Kretische und altkanaanäische Amphora . . . . . 234
Fig. 47. Kleine Amphoren und Amphoriskoi . . . . . 238
Fig. 48. Altkanaanäische Keramik aus Jerusalem . . . . . 239
Fig. 49. Kännchen, Tassen, Becher, Krüge . . . . . 244
Fig. 50. Teller, Näpfe und Schalen . . . . . 248
Fig. 51. Töpfe . . . . . 254
Fig. 52. Verschiedene Formen des Leistengriffhenkels . . . . . 258
Fig. 53. Plastische Ornamentmotive . . . . . 267
Fig. 54. Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije . . . . . 308
Fig. 55. Grundriß eines Dolmens . . . . . 309
Fig. 56. Grundriß eines Dolmens . . . . . 309
Fig. 57. Grundriß eines Dolmens . . . . . 311
Fig. 58. Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije . . . . . 313
Fig. 59. Grundriß eines Dolmens . . . . . 313
Fig. 60. Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije . . . . . 316
Fig. 61. Dolmen nördlich von Ḫirbet Kerāzije . . . . . 317
Fig. 62. Zyklopisches Gemäuer bei es-Seǧerāt el-Mubārakāt . . . . . 323
Fig. 63. Großer Steinkreis bei es-Seǧerāt el-Mubārakāt . . . . . 326
Fig. 64. Kreisförmige Steinpackung bei eṭ-Ṭābṛa. . . . . 328
Fig. 65. Modernes Beduinengrab bei Ḳaṣr rabba. . . . . 550
Fig. 66. Heiligtum des Šēḫ Ṣuēliḥ . . . . . 554
Fig. 67. Heiligtum des Slimān el- Ḥamdān in D̲ībān . . . . . 555
Fig. 68. Übersichtskarte der prähistorischen Fundorte Phöniziens und Galiläas am Schluß des Bandes.

# Abkürzungen.

AO = Der Alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausg. von der Vorderasiat. Gesellschaft, Leipzig 1899 ff.
AT = Das Alte Testament.
ATAO = A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients[2], Leipzig 1906.
BA = Beiträge zur Assyrologie, herausg. v. F. Delitzsch und P. Haupt, Leipzig 1889 ff.
CIG = Corpus inscriptionum Graecarum.
CIL = Corpus inscriptionum Latinarum.
CIS = Corpus inscriptionum Semiticarum.
Déchelette, Manuel = J. Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine, Paris 1908 ff.
Gezer I, II, III = R. A. Stewart Macalister, The excavation of Gezer, 3 Bde, London 1912.
Greßmann TuB = H. Greßmann, Altorientalische Texte u. Bilder zum Alten Testamente, 2 Bde, Tübingen 1909.
Ḫ = Ḫirbet (Ruinenstätte).
KAT[3] = E. Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament, 3. Aufl. von H. Winckler und H. Zimmern, Berlin 1903.
KB = E. Schrader, Keilinschriftliche Bibliothek, Berlin 1889 ff.
MDOG = Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft.
MuNDPV = Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins.
MVAG = Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft.
OLZ = Orientalistische Literaturzeitung, herausg. von E. F. Peiser, Leipzig 1898 ff.
PEF = Palestine Exploration Fund, seit 1865.
PJB = Palästina-Jahrbuch, herausg. von G. Dalman, Berlin 1905 ff.
PRE[3] = Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl, bearbeitet von Hauck, Leipzig 1896 ff.
QSt = Quarterly Statements des Palestine Exploration Fund.
RB = Revue biblique internationale, Paris 1892 ff.
SEP = Survey of Eastern Palestine.
SWP = Survey of Western Palestine.
Vincent, Canaan = H Vincent, Canaan d'après l'exploration récente, Paris 1907.
W = Wādi (Trockental).
ZATW = Zeitschrift für Alttest. Wissenschaft, herausg. von B. Stade, Gießen 1881 ff.
ZDMG = Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.
ZDPV = Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins, Leipzig 1878 ff.
ZE = Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1868 ff.
Zumoffen, La Phénicie = G. Zumoffen S. I., La Phénicie avant les Phéniciens. L'âge de la pierre, Beyrouth 1900.
III R = H. Rawlinson, Cuneiform Inscriptions of Western Asia, London British Museum.

# Einleitung.

Die prähistorische Archäologie Palästinas steht noch in den ersten Anfängen. Zwar wurde man in Palästina viel früher als in anderen Gebieten des vorderen Orients auf die zahlreichen Überreste der vorgeschichtlichen Kulturen, namentlich die megalithischen Denkmäler des Ostjordanlandes und die Höhlen des Libanon mit Knocheneinschlüssen, aufmerksam. Diese Denkmäler wurden früh beschrieben, aber nur die phönizischen Höhlen wurden eingehend untersucht. Mehrere Forscher berichteten auch über gelegentliche Einzelbeobachtungen und Funde; jedoch eine systematische Sammlung und Untersuchung des prähistorischen Materials fand bisher nicht statt. Die vorgeschichtlichen Reste waren noch zu isoliert. Dankbarere und näherliegende Aufgaben lockten allenthalben den Archäologen. So wurden die vorgeschichtlichen Funde als Voraussetzung der geschichtlichen nur gelegentlich gestreift.

In den beiden letzten Jahrzehnten hat nun durch die systematische Durchforschung der alten Kulturen im östlichen Mittelmeergebiet und in Vorderasien die Isoliertheit der prähistorischen Kulturreste immer mehr aufgehört. Die überall mit Eifer unternommenen Ausgrabungen brachten eine gewaltige, ungeahnte Vermehrung unseres Wissens. Es wurde erkannt, daß der hochentwickelten bronzezeitlichen Kultur überall eine steinzeitliche vorausging, die in enger Verbindung mit ihr steht und die Voraussetzung für jene bildet. Während man bis zum Jahre 1896 überhaupt die Existenz einer Steinzeit in Ägypten bestritt, ist seit jenem Jahre in einer Reihe von Ausgrabungen eine glänzende, überaus reiche prähistorische Kultur aufgedeckt worden, welche uns weit über ein Jahrtausend vor Menes hinaufführt. In Kreta (seit 1899) und im Gebiet des Ägäischen Meeres lichtete sich das Dunkel ebenfalls mehr und mehr; in Knossos und Phaestos, auf den Inseln und auf dem Festlande kamen allenthalben, wie bereits früher in Troja, vorgeschichtliche Kulturen zum Vorschein. Auch in Palästina schnitten die Grabungen des letzten Jahrzehnts rein steinzeitliche Schichten an, die, wie in Babylonien und Elam, überall die ersten Siedlungsschichten der ältesten Ortslagen bilden.

Diese Funde zeigten überall eine gewisse Ähnlichkeit, wiesen auf uralte Handelsbeziehungen hin und rückten die Bedeutung der vorgeschichtlichen Kultur für die Kulturentwicklung der Menschheit

in helles Licht. Mehr als es bisher geschehen ist, gilt es, diesen unscheinbaren, aber höchst ehrwürdigen Resten aus der ältesten Vergangenheit der Menschheit auch im Orient unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es kann nicht dringend genug gewünscht werden, daß bei den Ausgrabungen auch die prähistorischen Kulturschichten in ausreichendem Maße freigelegt und mit Sorgfalt untersucht werden. Gerade hier ist die Kleinarbeit von der größten Bedeutung.

Aber auch ohne die Ausgrabungsfunde ist Palästina außerordentlich reich an Resten der vorgeschichtlichen Steinindustrie, welche an der Oberfläche alter Siedlungen liegen, an Dolmen, Steinkreisen, alten Steinsetzungen, Befestigungen und sonstigen megalithischen Denkmälern. Diese sind von der Forschung noch sehr vernachlässigt und ganz ungenügend bekannt. Gefahr ist hier durch die eifrige moderne Kolonisation und Bautätigkeit im Verzuge. In verhältnismäßig kurzer Zeit wird die Erforschung sicher nicht mehr so leicht sein wie heute, wo weite Gebiete des Landes noch offen und jedermann zugänglich daliegen.

Vorliegende Arbeit verfolgt den Zweck, auf diese Tatsachen aufmerksam zu machen und die Wichtigkeit der prähistorischen Erforschung Palästinas nachdrücklich zu betonen. Sie sucht die Bausteine für eine künftige prähistorische Archäologie des Landes zu sammeln und fügt zu dem bisher bekannten, aber weit zerstreuten Material die eigenen Beobachtungen und Sammlungen während eines mehrjährigen Aufenthalts im Hl. Lande (1909—1911). Sie zeichnet ein — vorläufig hypothetisches — Gesamtbild der vorgeschichtlichen Kultur Phöniziens und Palästinas und weist auf die zahlreichen Probleme hin, die sich dabei erheben.

Auch vom alttestamentlichen Standpunkte aus ist es von Wichtigkeit, die Vorgeschichte und älteste Geschichte Palästinas immer genauer kennen zu lernen. Wir wissen jetzt, daß Palästina und Phönizien bereits am Ende der vorgeschichtlichen Zeit eine nicht unbedeutende Kultur entwickelt hatten, in welcher sich schon alle Ansätze zu der Gesamtkultur zeigen, welche wir unter dem Namen der kanaanäischen kennen. Diese war aber das Milieu, in welches sich das aus den östlichen Steppengebieten einwandernde Israel einleben mußte. Die kanaanäische Kultur mit ihren festen Städten und ihrer fleißigen, betriebsamen Bevölkerung war die kulturelle Lehrmeisterin des eingewanderten Volkes und hat auf dieses einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Israel ist in die Kultur Kanaans hineingewachsen, die ja so eng mit der Landesnatur verknüpft ist, hat aber keine neue selbständige Kultur entwickelt.

Nur zu leicht stellte man sich bisher die bodenständige kanaanäische Kultur Palästinas als eine gegebene Einheit vor. Tatsächlich

ist sie aber das Produkt einer sehr großen Zahl von Faktoren, die sie vorbereitet und ihren Grund gelegt haben. Jene Faktoren genauer kennen zu lernen gehört offenbar auch in das Gebiet der alttestamentlichen Interessen; denn nur dadurch können wir zu einem richtigen Verständnis der vorisraelitischen Verhältnisse Palästinas gelangen. Früher sah man gleichmäßig die Semiten als Träger dieser vorisraelitischen Kultur an; eine vorsemitische oder nichtsemitische Bevölkerung wurde nur gelegentlich vermutet. Durch die neuen Funde, besonders durch die El-Amarnabriefe, die Tontafeln von Boghaz-köi und durch die Resultate der palästinischen Ausgrabungen wissen wir jetzt, daß die Bevölkerungsverhältnisse Syriens in vorisraelitischer Zeit weit komplizierter waren, als man hatte ahnen können. In den Angaben des Alten Testamentes über die vorisraelitischen Völkerschaften Palästinas liegen nur noch schwache Andeutungen des einstigen Tatbestandes vor.

Naturgemäß haben alle diese in Palästina einmal vorhandenen Bevölkerungsschichten bestimmte Bausteine zu dem beigetragen, was uns als kanaanäische Kultur bekannt ist. Diese Volksstämme müssen bei längerem Verweilen im Lande auch sichtbare Spuren hinterlassen haben, durch deren Studium wir mehr Licht in die einstigen Besiedlungsverhältnisse bringen können. Diese Spuren genau zu verfolgen, alle, auch die kleinsten Anhaltspunkte zu benutzen, um die Vergangenheit des Landes aufzuklären, scheint mir von Wichtigkeit.

Vorliegende Arbeit berücksichtigt in erster Linie die Landschaft Galiläa und das davon nicht zu trennende Phönizien. Das übrige Palästina ist nur zur Vervollständigung herangezogen. Es wäre dringend zu wünschen, daß die reichen Schätze der prähistorischen Privatsammlungen in Jerusalem bald durch systematische Bearbeitung der Forschung zugänglich gemacht würden.

## Erstes Kapitel.

# Steinzeitliche Erinnerungen im Alten Testament. Überblick über den bisherigen Gang der prähistorischen Forschung in Palästina.

Aus gelegentlichen Bemerkungen des Alten Testamentes wissen wir, daß Steinwerkzeuge in Palästina noch in geschichtlicher Zeit im Gebrauch waren. Durchforscht man die alttestamentlichen Bücher, so ergibt sich ferner eine gewisse Zahl von Nachrichten über den Gebrauch von Höhlenwohnungen, über Aufstellung von Maṣṣeben oder Menhiren, über Errichtung und Besuch von Steinkreisen, über Steinhaufen, die als Grenzmarken errichtet oder über Leichen von Verbrechern aufgeschichtet werden. Diesen Gebräuchen des Volkslebens und der Religion liegen Anschauungen zugrunde, welche uns direkt in prähistorische Zeiten zurückzuführen scheinen. Solche Nachrichten über Gebräuche historischer Völker, alter und rezenter, geben uns die besten Winke zum Verständnis der prähistorischen. Aus der Erforschung der steinzeitlichen Reste Palästinas gewinnen wir wiederum ein besseres Verständnis für diese Gebräuche der kanaanäischen Volksreligion oder der alttestamentlichen Religion.

Noch in geschichtlicher Zeit dienten die natürlichen Felshöhlen Palästinas dem Volke als Wohnstätten, ja dies geschieht in manchen Gegenden des Landes, wie bei Bēt Ǧibrīn und ed-Dawā'ime, heute noch. Besonders flüchtete man sich in Zeiten feindlicher Einfälle in die Felsenklüfte. Eine der interessantesten Stellen unter diesem Gesichtspunkte ist Ri. 6, 2, wo von Felshöhlen und alten Befestigungswerken die Rede ist. Als in der Richterzeit die Midianiter in das Kulturland einbrachen und die Israeliten knechteten, machten sich die Israeliten zum Schutze die Löcher, die sich in den Bergen finden, und die Höhlen und die Bergfesten.[1] Der Verfasser des Richter-

[1] Es werden im Texte zwei Arten von Aushöhlungen unterschieden, wie Lagrange (Le livre des Juges, S. 118) mit Recht gegen Budde betont hat, welcher das zweite מְעָרוֹת als Glosse zu מְחִלּוֹת betrachtet. Letzteres (vgl. arabisches nahara oder nahira „graben, bis man Wasser findet") sind Behälter und Zisternen unter dem Boden, während מְעָרוֹת die eigentlichen, horizontal in die Felswände getriebenen Höhlen bezeichnet.

buches gibt also einer in seiner Zeit weit verbreiteten Meinung Ausdruck, daß die im Volke wohlbekannten alten Höhlen und Befestigungen in den Bergen aus dieser Midianiternot stammen. Damals hätten die bedrängten Vorfahren sie hergestellt, um sich zu verbergen. Diese Bemerkung beweist, daß diese Höhlen und alten Befestigungen schon in altisraelitischer Zeit vorhanden waren, daß sie wohlbekannt waren und sich die Phantasie des Volkes mit ihnen beschäftigte und endlich, daß man sie den Vorfahren zuschrieb, die sie zu ihrem Schutze benutzt hätten.

Noch oft im Verlaufe der Geschichte Israels haben diese Höhlen im Lande Flüchtlinge aufgenommen und beschützt. Als die fünf kanaanäischen Könige, welche mit Adonizedek von Jerusalem gegen Josue kämpften, bei Gibe'on besiegt worden waren, ergriffen sie die Flucht und versteckten sich in der Höhle von Maḳḳeda; dort wurden sie ergriffen, getötet und dann ihre Leichen in die Höhle geworfen, deren Eingang mit großen Steinen zugesetzt wurde (Jos. 10, 16—27). Auch bei den Drangsalen der Philisterkriege flüchteten sich die Israeliten in die Höhlen (מְעָרוֹת), Erdlöcher (חֹרִים), Felsspalten (סְלָעִים), Grabhöhlen (צְרָחִים) und Gruben (בֹּרוֹת), 1. Sam. 13, 6; 14, 11. Als die Philister am Paß von Michmas Jonathan und seinen Waffenträger sahen, dachten sie, es seien Hebräer, die aus ihren Löchern hervorkämen. Samson zog sich Ri. 15, 9 ff. in die Felsenkluft von Etam zurück, und auch auf der Flucht Davids vor Saul in der Wüste Juda spielten Höhlen eine große Rolle, vgl. 1 Sam. 23, 14 ff., 24, 1 ff. Deshalb heißt es auch Jes. 2, 19, die Israeliten würden in Felshöhlen und Erdlöcher gehen vor dem Schrecken Jahwes und in den Bergklüften und Felsspalten sich verbergen, Jes. 2, 21. Als Jezebel alle Jahwepropheten im Lande ausrotten wollte, nahm Obadjahu zweimal je 50 Jahwepropheten und versteckte sie in einer Höhle, wo er sie mit Wasser und Brot versorgte, 1 Kg. 18, 4.

Geeignete Steinplatten und rohe unbehauene Steinsäulen (Maṣṣeben, Malsteine, Menhirs) dienten den Israeliten mit Vorliebe als Erinnerungszeichen an wichtige Ereignisse geschichtlicher oder religiöser Natur oder an Personen. Nach der Niederlage der Philister am Tage von Miṣpa (1 Sam. 7, 10 ff.) nahm Samuel einen großen Stein und stellte ihn zwischen Miṣpa und Ješana (nach LXX, nördlich von Bethel) auf. Diesen Stein nannte er Eben ha-'ezer, „Stein der Hilfe", indem er sprach: „Bis hierher hat uns Jahwe geholfen" (v. 12, vgl. 1 Sam. 4, 1). Auffallende Steine dienen als Grenzmarken. So wird bei der Beschreibung der Grenzen des Stammesgebietes von Benjamin Jos. 17, 18 ein „Stein Bohans, des Sohnes Rubens" genannt; ähnlich gab es einen großen Stein bei Gibe'on als Landmarke, 2 Sam. 20, 8. Häufig wurden von jeher

Steine auf dem Grabe eines Toten als Monument zu seinem Gedächtnis aufgerichtet. So setzt Jakob Gen. 35, 20 der Rachel eine Maṣṣebe auf ihr Grab, die noch zur Zeit des Verfassers in Israel bekannt war. Durch die Maṣṣebe auf dem Grabe nahm die Seele des Toten Anteil am Leben; sie ist ein Mittel zum Fortleben nach dem Tode. Wer keine Nachkommen besaß, von denen er die Errichtung einer Maṣṣebe mit seinem Namen nach dem Tode erhoffen durfte, sorgte, wie Absalom, schon bei Lebzeiten für eine solche. Absalom hatte sich nach 2 Sam. 18, 18 im Königstale (bei Jerusalem?) einen Malstein gesetzt und mit seinem Namen benannt, denn, so sagte er sich, ich habe keinen Sohn, meinen Namen in der Erinnerung zu erhalten.

Sollte ein Ereignis religiöser Natur durch ein Erinnerungszeichen dem Gedächtnis der Menschen besonders eingeprägt werden, so erhielt der Malstein, die zu diesem Zwecke aufgerichtete Maṣṣebe, Heiligkeitscharakter. Sie blieb aber nicht bloßes Gedächtnismal, sondern wurde, in gewisser Weise persönlich gedacht, zu einem Zeugen beschworener Verträge und übernommener Verpflichtungen. So errichtet Moses beim Abschluß des Sinaibundes neben dem Altare 12 Malsteine als Zeugen des Vertrages mit Jahwe, je einen für jeden Stamm, Ex. 24, 4.[1] Ähnlich stellte Josua bei der Bundeserneuerung in Sichem kurz vor seinem Tode, Jos. 24, 25 f., einen großen Steinblock unter der hl. Eiche im Jahweheiligtume auf. Dieser Stein, der, wie Josua sich ausdrückt, alle Worte Jahwes mit Israel gehört hat, soll Zeuge gegen die Israeliten sein, damit sie Gott nicht verleugnen (cf. Ri. 9, 6).

Bei feierlichen Grenzverträgen dienten Steinblöcke oder Steinhaufen nicht nur als Grenzmarken oder Grenzsteine, sondern zugleich als Zeugen des vor Gott geschlossenen Vertrages, der vor ihnen mit Schwur und Opfermahlzeit vollzogen worden war. So werden sie bei Übertretungen des Vertrages zugleich Richter und Rächer desselben gegen den Vertragsbrüchigen (vgl. die Flüche auf den babylonischen Kudurrus). Deutlich treten diese Anschauungen bei dem Grenzvertrage zwischen Jakob und Laban in Gile'ad zutage, bei dessen Bericht, Gen. 31, 44–54, zwei Erzählungen eng miteinander verbunden sind. Nach der einen dient die Maṣṣebe (v. 45), nach der anderen der Steinhaufen (גַּל) als Bundeszeichen (עֵד) und der Steinhaufen zugleich als Grenzmarke. Die eine Bundesmahlzeit wird nach v. 46 auf dem גַּל abgehalten, die andere v. 45 vor dem Malstein. Weil der Steinhaufe Zeuge des Vertrages ist, heißt er Gal'ed „Haufe des Zeugen" mit einem Anklang an Gile'ad.

[1] Vgl. meine Geschichte des Bundesgedankens im A. T. Münster 1910, S. 246 f.

Rein kultischen Charakter hat die Maṣṣebe, welche Jakob im hl. Bezirk von Bethel nach seinem nächtlichen Traume und der Segensverheißung Jahwes aufstellt und mit Öl salbt, Gen. 28, 10 ff., vgl. Gen. 35, 14. Jakob selbst, so erzählt die Überlieferung, hat das Heiligtum in Bethel begründet und den hl. Stein daselbst errichtet. Es liegt hier die Anschauung zugrunde, daß die Gottheit im heil. Steine wohnt (Beth-el, Baityl); hier ist er nur als Zeichen und Bürge der Gegenwart Jahwes gedacht. Diese Verwendung der Maṣṣeben an Jahweheiligtümern, die in der älteren Zeit in Übung war (Jes. 19, 19; Ex 24, 4), galt später den Propheten als anstößig (Jer. 2, 27; 3, 9 u. ö.) und wurde im Deuteronomium 16, 22 verboten. Jahwe wird in poetischen Stücken „Fels" genannt, so Deut. 32, 4 (צור), 2 Sam. 22, 2 = Ps. 18 „Jahwe ist mein Fels" (יְהוָה סַלְעִי) und 2 Sam. 23, 3 „der Fels Israels".

Aus Erde oder aus unbehauenen Steinen mußte der Jahwealtar nach uraltem Gesetz errichtet sein, Ex. 20, 24 f. So errichtete Elias auf dem Karmel, entsprechend den 12 Stämmen, einen Altar aus 12 Steinblöcken, 1 Kg. 18, 31 f. Ein Stein diente bei Beth Šemeš 1 Sam. 6, 14 f. 18 als improvisierter Altar, als die Bundeslade von den Philistern den Israeliten zurückgebracht wurde. Neben der Walkerquelle (ʿēn rōgēl) bei Jerusalem, einer Örtlichkeit, die als Kultusstätte diente, befand sich ein „Schlangenstein" genannter Steinblock, 1 Kg. 1, 9.[1]

Steinhaufen wurden von den Israeliten gern über den Leichen verbrecherischer Menschen aufgeschüttet. So türmten die Soldaten über dem Grabe Absaloms im Walde von Mahanaim einen mächtigen Steinhaufen auf, 2 Sam. 18, 17. Achan, der sich bei der Vollstreckung des Bannes an Jericho Kleider und Gold aus der verfluchten Stadt angeeignet hatte, wurde zur Strafe gesteinigt und über seiner Leiche ein großer Steinhaufen von den Israeliten errichtet, Jos. 7, 25, welcher noch zur Zeit des Verfassers des Josuabuches im Tale Achor zu sehen war. Die Leiche des Königs von ʿAi wurde vor das Stadttor geworfen und über ihr ein großer Steinhaufen aufgetürmt, der dem Verfasser des Josuabuches ebenfalls noch bekannt war, Jos. 8, 29.

An die Cromlechs oder Steinkreise Westeuropas erinnert das Gilgal bei Jericho, eine uralte, von den Israeliten, wie es scheint, übernommene Kultstätte zwischen Jericho und der Jordanfurt. Hier im Gilgal ließ Josua zur Erinnerung an den wunderbaren Jordanübergang nach Jos. 4, 1 ff., vgl. bes. v. 20, zwölf aus dem Jordanbett genommene Steine aufrichten entsprechend der Zahl der Stämme. Es ist wohl die Meinung von Jos. 4, 1 ff., daß das Gilgal, der Kultusort

[1] Vgl. zum Schlangenstein R. Kittel, Studien zur hebräischen Archäologie und Religionsgeschichte, Leipzig 1908, S. 159 ff.

vor der Jordanfurt, wo dann auch die Beschneidung des Volkes und das erste Paschafest im verheißenen Lande stattfand, Jos. 5, 2 ff., auf Befehl Josuas zum Andenken an das Wunder des Jordanüberganges errichtet worden ist. Dann bestände das Heiligtum aus einem Kreise von 12 Steinblöcken. Jos. 4, 6—7 und 21—23 bemüht sich, die Steine als bloße Gedenksteine an das Wunder hinzustellen. Abgesehen von diesem Gilgal befanden sich, wie es scheint, im Jordan selbst, wahrscheinlich als Orientierungszeichen der Furt, auf einer Insel oder flachen Stelle, 12 Steinblöcke, deren Errichtung Jos. 4, 9 Josua zugeschrieben wird. Gilgal, immer mit Artikel הַגִּלְגָּל, ist der Steinkreis, ein durch einen Steinkreis gebildeter heiliger Bezirk, ein Heiligtum. Der Name der berühmten altisraelitischen Kultusstätte bei Jericho hatte sich bis vor einigen Jahrzehnten noch im Namen einer Örtlichkeit ½ Stunde östlich von Jericho Tell Ğelğūl und Birket Ğelğūlije im Volksmunde erhalten; heute ist er erloschen.[1] Dort im Gilgal hatte Josua auch die Erscheinung des Anführers des Kriegsheeres Jahwes, der mit gezücktem Schwerte vor ihm stand, Jos. 5, 13 ff. In der älteren Geschichte Israels spielte dieses Heiligtum eine große Rolle. Hier bei den „Steinkreisen am Jordan“ (אֵל גְּלִילוֹת הַיַּרְדֵּן) bauten die Rubeniten, Gaditen und der halbe Stamm Manasse einen großen Altar, Jos. 22, 10, als sie von der Landverteilung aus Silo in das Ostjordanland zurückkehrten. Über diese Tat entstand eine große Erregung unter den westjordanischen Stämmen, weil dieser Altar dem Heiligtume in Silo zu widersprechen schien. Die ostjordanischen Stämme haben nach Jos. 22, 26 ff. den Altar zum Zeugnis ihrer Zugehörigkeit zu den westjordanischen Stämmen und zur Kultusgemeinschaft mit Jahwe an der altheiligen Kultusstätte im Gilgal errichtet. Oft wird dieses Gilgal erwähnt, Jos. 9, 6; 10, 6 ff.; Ri. 2, 1; 3, 19. 26; 2 Sam. 19, 16. 41 u. ö. Ein anderes Gilgal lag bei Silo 2 Kg. 2, 1 f.; 4, 38 u. ö., das heutige hochgelegene Dorf Ğilğūlije sw. von Silo. Es war der Sitz einer Prophetengenossenschaft. — Ein Ort oder eine Gegend namens Gelilot „Steinkreise“ wird Jos. 18, 17 der Stiege von Adummim gegenüber am Wege nach Jericho erwähnt.

Ein, wie es scheint, unbearbeiteter Feuersteinsplitter diente der Zippora als Messer, um ihr Söhnchen damit zu beschneiden und Moses vor den Angriffen Jahwes zu retten, Ex. 4, 25. Der Feuerstein wird im hebräischen Texte nur durch צֹר[2] bezeichnet; die Stelle

[1] Vgl. PJB VII (1911) S. 30 f.

[2] Der Feuerstein heißt sonst im A. T. חַלָּמִישׁ, ein Wort, welches man mit dem assyrischen elmēšu, einer besonders harten Steinart, zusammenstellt. An allen übrigen Stellen des A. T. kommt der Feuerstein nur unbearbeitet vor, nicht als Manufakt. vgl. Deut. 8, 15; 32, 13; Job 28, 9; Jes. 50, 7 und Ps. 114, 8.

verbietet nicht, darunter auch ein wirkliches Steinmesser zu verstehen, wie sie bei der Beschneidung der Israeliten in Gilgal nach dem Jordanübergange Jos. 5, 2 f. benutzt wurden. Die steinernen Messer Josuas (חַרְבוֹת צֻרִים) müssen zu diesem Zwecke erst hergestellt werden. Die Septuaginta umschreibt die Steinmesser als *μαχαίραι πετρίναι*. In den Zusätzen der Septuaginta zu Jos. 21, 40 und 24, 30 wird ferner erzählt, daß die im Gilgal bei der Beschneidung benutzten Steinmesser von Josua nach Thamnasachar, seinem Erbbesitze (der massoretische Text Jos. 19, 50; 24, 30 hat den Namen Timnath Serach), genommen und dort aufbewahrt wurden. Nach seinem Tode wurden ihm diese Feuersteinmesser in Thamnasachar mit ins Grab gegeben, und zum Schluß heißt es 24, 30, daß sie sich noch dort befänden „bis auf den heutigen Tag". Die letzte höchst interessante Bemerkung zeigt uns, daß man bereits in israelitischer Zeit in Timnath Serach das Vorkommen von Feuersteinmessern beobachtet hatte. Nun ist es interessant, daß das heutige Tibne, eine Ruinenstätte westlich von Ǧifne, mit Felsengräbern aus der Spätzeit, welches als mutmaßliche Begräbnisstätte Josuas gilt,[1] eine Fundstelle von neolithischen Feuersteinartefakten ist. Es scheint somit bereits Jos. 24, 30 LXX auf diese Fundstätte hingewiesen zu werden.

Nach diesem kurzen Überblick über die im Alten Testament erwähnten Steindenkmäler altisraelitischer Zeit werden wir erwarten dürfen, daß der Boden des heutigen Palästina uns noch manche derselben oder Monumente ähnlicher Art erhalten hat. In der Tat wurde die Aufmerksamkeit der Reisenden schon früh durch die megalithischen Denkmäler, besonders des Ostjordanlandes, erregt, und, nachdem man in Frankreich[2] die glänzenden Funde aus der

[1] Vgl. zur Lage des Josuagrabes jedoch Séjourné, RB 1893, S. 608 ff.

[2] Der Schöpfer der vorgeschichtlichen Archäologie überhaupt war der Franzose Boucher de Perthes (geb. 1788). Schon in jungen Jahren nahm er Höhlenuntersuchungen vor. Im Jahre 1847 erschien als erste Frucht seiner Arbeiten die Publikation seiner diluvialen Feuersteinfunde aus dem Sommetale. Nur langsam drangen seine Anschauungen durch und wurden später von einer Reihe hervorragender Prähistoriker in Frankreich und England weitergebildet wie de Quatrefages, de Verneuil, Lartet, Falconer, Lyell, Lubbock und Evans. Bald erfolgten eine Reihe von Schädel- und Skelettfunden, 1852 in der Grotte von Aurignac, 1857 des Neanderthaler Schädels bei Düsseldorf, 1866 in Egisheim bei Colmar, 1868 in der Höhle von Cró-Magnon im Vézèretale in Südfrankreich u. a. Die Untersuchungen, welche sich an jene Funde knüpften, ließen keinen Zweifel mehr an dem hohen Alter des Menschengeschlechtes. Damit waren die Wege für die vorgeschichtliche Forschung auch in anderen Ländern geebnet. Nachdem bei besonders niedrigem Wasserstand im Züricher See 1854 die erste Entdeckung einer neolithischen Pfahlbauniederlassung gemacht war, folgte ein derartiger Wetteifer in den vorgeschichtlichen Untersuchungen, daß 1866 in der Schweiz allein bereits gegen 200 Pfahlbauten nachgewiesen waren.

Steinzeit gemacht und das Auge für diese Dinge geschärft hatte, berichteten französische Forscher bald von ähnlichen Entdeckungen in Palästina und im Libanongebiet. Trotzdem das Land verhältnismäßig reich an prähistorischen Funden ist, sind sie doch bisher immer noch hinter dankbareren Forschungsgegenständen zurückgetreten; nur eine kleine Zahl von Forschern hat sich mit der Vorgeschichte Palästinas und des Libanongebietes befaßt und ihre Überreste gesammelt und teilweise auch beschrieben.

In Syrien wurde man zuerst auf die knochenführenden Höhlen des Libanongebietes aufmerksam. Auf die Existenz einer solchen Höhle in der Nähe der Quelle von Anṭeliās wies zunächst der schwedische Reisende Dr. Hedenborg im Jahre 1833 hin. Botta machte dann in demselben Jahre auf ähnliche Höhlen an der Straße nach Tripolis und an den Quellen des Nahr el-Kelb aufmerksam.[1] Louis Lartet, der Geologe der Expedition de Luynes, entdeckte dann im Jahre 1864 auf der Plattform vor der Höhle am Nahr el-Kelb die ersten Feuersteinwerkzeuge in Syrien, schöne Messer und Schaber.[2] Im gleichen Jahre fanden de Luynes und Lartet eine knochen- und feuersteinführende Breccie in der natürlichen Grotte bei ʿAdlun,[3] und Tristram entdeckte am alten Wege über das Vorgebirge am Nahr el-Kelb eine Breccie aus Knochen, Küchenabfällen und Feuersteinsplittern. Er glaubte darin selbst Spuren des Renntieres nachweisen zu können.[4] 1878 berichtet Oskar Fraas über die Höhlenfunde im Libanon, besonders auch über die Fundstätte am Nahr eğ-Ğoz.[5] Im Jahre 1884 wurden diese Beobachtungen ergänzt und erweitert von Dawson.[6] Seit dieser Zeit trat in der Erforschung dieses Gebietes eine längere Pause ein.

[1] Botta, Observations sur le Liban et l'Anti-Liban (Mém. de la Société géolog. de France. Ire série. t. I p. 135), S. 14 f. Diese Angaben entnehme ich dem Werke von Lartet: Exploration géologique de la Mer Morte, de la Palestine et de l'Idumée par Louis Lartet, XI S. 213—240: Vestiges des temps préhistoriques en Syrie et en Palestine (Bd. III des in Anm. 3 genannten Werkes). Vgl. zum Folgenden H. Vincent, Canaan d'après l'exploration récente, Paris 1907, S. 374 ff. bes. S. 411 Anm. 1.

[2] Siehe Anm. 2 und Abbildung der verschiedenen Typen der gefundenen Feuersteinwerkzeuge auf Tafel VII des in Anm. 2 zitierten Werkes von Lartet.

[3] Vgl. Voyage d'exploration à la Mer Morte, à Petra et sur la rive gauche du Jourdain par M. le Duc de Luynes, publiée par M. le Comte de Vogüé, 3 Bde., Paris 1871—76. I, S. 11 f. und S. 23 f.

[4] Tristram, The Land of Israel, S. 10—13. Vgl. Lartet l. c. S. 221 f.

[5] Im Jahresberichte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg (1878), XXXIV, S. 369 f.: über die Fundstätte am Nahr eğ-Ğoz in den Württ. naturw. Jahresh. XXXIV, S. 372 f. Vgl. ferner Oskar Fraas, Aus dem Orient. 2. Teil, (1875) S. 108—123.

[6] Dawson, Notes on prehistoric man in Egypte and the Libanon, S. 5—15.

Auf die ostjordanischen Dolmen waren schon Irby und Mangles bei ihrer Reise aufmerksam geworden.[1] Dieser Monumente nahm sich die schon erwähnte Expedition de Luynes und de Saulcy an. Erstere untersuchte 1864 die Dolmengruppe von ʿAla Safat und von Manfumije,[2] während de Saulcy 1865 die Dolmen zwischen ʿAjūn Mūsa und ʿAin Sueimeh beschrieb.[3]

Um dieselbe Zeit legte in Palästina der französische Abbé Morétain die erste Sammlung von Feuersteinartefakten an. Er war Missionar des lateinischen Patriarchates von Jerusalem und Pfarrer von Bēt-Sāḥūr, dem Hirtendörfchen im Tale östlich von Bethlehem. Die Fundstätten seiner Sammlung von Silexmessern, Scherben und Knochengegenständen waren die Grotten und Abhänge des Berges, an welchem das Dörfchen liegt. Durch de Saulcy und de Vogüé kam ein Teil der Gegenstände in das Louvre-Museum, wo sie Aufmerksamkeit erregten. Man diskutierte ihr Alter, doch waren die Fundumstände derartig, daß sich keine sicheren Schlüsse ziehen ließen.[4]

In der Folgezeit bis zur englischen Landesaufnahme wurden nur gelegentliche Einzelbeobachtungen gemacht, von denen einige genannt werden mögen. Cazalis de Fondouce sammelte einige Feuersteinwerkzeuge bei der Quelle ʿAin el-Emir bei Nazareth.[5] Der Abbé Richard war ein eifriger Sammler von Silexmessern in Palästina. Er behauptete, daß alle Silexinstrumente aus geschichtlicher Zeit stammen, und sah in den von ihm gefundenen Feuersteinmessern aus Gilgal bei Jericho und Tibne, an der Stelle des angeblichen Josuagrabes, nichts mehr und nichts weniger als die von Josua bei der Beschneidung der Israeliten wirklich benutzten Instrumente. Die neben den Messern vorhandenen andersartigen Steinwerkzeuge hielt er für Import der einwandernden Israeliten.[6] Die ersten megalithischen Monumente im Westjordanlande wurden von Tyrwhitt-Drake bei Bēt Nūba und bei Ḫirbet el-Muraṣṣaṣ in Judäa entdeckt.[7]

[1] Irby and Mangles, Travels in Egypt and Nubia, Syria and Asia Minor during the years 1817 and 1818. Printed for private distribution. London 1822, S. 235.

[2] Voyage d'exploration. I, S. 134 ff., 156 f., 158 f., 174 ff., Tafel 40 und 41 des Atlas.

[3] De Saulcy, Voyage en Terre Sainte. Paris 1865. I, S. 312 ff.

[4] Vgl. Vincent, Canaan, S. 375.

[5] Nach Lartet, l. c. S. 227.

[6] Über die Ideen des Abbé Richard s. Revue archéologique, 1870, S. 378 f., Comptes rendus de l'Académie des inscriptions, 1870, S. 358 f. und seine Schrift Les instruments de pierre, les couteaux en silex du tombeau de Josué. Paris 1878. Gegen ihn wandte sich Lartet, l. c. S. 227 ff.

[7] Für Bēt Nūba s. QSt 1872, S. 46 f.; für Ḫirbet el-Muraṣṣaṣ s. QSt 1874, S. 187.

Neue Anregungen brachte die englische Landesaufnahme seit 1877. Im Westjordanlande konnten im ganzen 8 Dolmen verzeichnet werden;[1] davon befanden sich vier in Obergaliläa, einer an den Abhängen des Gilboagebirges bei Dēr Ḳazāle und drei weitere bei Tell el-Ḳaḍi in der Ḥūleniederung. Dazu kam noch ein Steinkreis auf dem Plateau westlich von Tiberias.[2] Bei der Aufnahme des ostjordanischen Gebietes zwischen dem Wādi ez-Zerḳā und dem Wādi el-Wale durch die englischen Offiziere wurden ungefähr 800 megalithische Monumente gezählt, von denen gegen 200 der Besterhaltenen photographiert und beschrieben wurden.[3] Im Anschluß an die Arbeiten des Palestine Exploration Fund behandelte Conder in einem Buche die megalithischen Denkmäler Palästinas und suchte namentlich gegen Fergusson den Altarcharakter der Dolmen nachzuweisen.[4] Ungefähr zu gleicher Zeit entdeckte Lortet im Tale von Henawei, westlich von Ḳāna in Obergaliläa, eine Breccie mit Silexwerkzeugen paläolithischer Arbeitsweise.[5]

Um die Erforschung der megalithischen Denkmäler des Ǧōlān und ʿAǧlūn hat sich Baurat Dr. Schumacher verdient gemacht. 1885 beschrieb er die Dolmen des westlichen Ḥaurān, hauptsächlich die von ʿAin Ḍakar, die am Ǧisr Ruḳḳād und die von Tsīl;[6] im folgenden Jahre die Dolmenfelder des Ǧōlān[7] und 1890 die des Aǧlun.[8] Zahlreiche Einzelbeobachtungen verschiedener Forscher ergänzten die vorhandenen Lücken und stellten das Vorkommen megalithischer Denkmäler bis in die Gegend von eš-Šōbak in der Landschaft eš-Šara fest.[9] Auch in Judäa, das ganz frei von mega-

[1] Vgl. QSt 1878, S. 168.

[2] Nach Conder, Heth and Moab, 2. Aufl. London 1885, S. 246 ff. Über die Dolmen in Obergaliläa vgl. The Survey of Western Palestine, Memoirs I, S. 253 f.

[3] Vgl. The Survey of Eastern Palestine, Vol. I, London 1889; S. 11 ff., 18, 26 über die Dolmen in der Umgebung von ʿAmmān; über die Gruppe im W. Ḥesbān S. 125—133, 159—171; über die Dolmen von el-Mereiṛat und den sog. Ḥaǧar manṣūb S. 185—189; über die Monumente am Nebo S. 202 f., 226 f., 229; über die bekannten Dolmen von Tell el-Meṭāba S. 230—236; endlich über die Dolmengruppe von el-Maṣlubīje S. 254—274, 277.

[4] Vgl. Heth and Moab. Explorations in 1881 and 1882 by C. R. Conder bes. S. 228 ff. Fergusson, Rude Stone Monuments in all Countries, London 1872.

[5] Lortet, La Syrie d'aujourd'hui. Voyages dans la Phénicie, le Liban et la Judée 1875—1880. Paris 1884, S. 139 f. Abbildung S. 139.

[6] Schumacher, Across the Jordan, being an exploration and survey of part of Haurân and Jaulan. London 1886, S. 62—72; 149—152; 259.

[7] Schumacher in ZDPV IX, S. 267—272.

[8] Schumacher, Northern ʾAjlûn, London 1890, S. 131—134; 169—177. Vgl. auch MuNDPV, 1899, S. 37 ff.

[9] Schick über einige Monumente in der Belḳā ZDPV II, S. 10 ff. — Über Dolmen am Nebo Schumacher ZDPV XVI, 1893, S. 158; Dalman MuNDPV, 1900, S. 26. — Über Dolmen im südlichen Basan s. Schumacher ZDPV, XX, 1897, S. 175 f.;

lithischen Denkmälern zu sein schien, vermehrten sich die Funde, wenn auch nur noch Spuren derselben vorhanden sind.[1] Auch in den Ausgrabungen kamen wichtige Steindenkmäler zutage, vor allem die Höhe von Geser mit der Maṣṣebenreihe.[2] In letzter Zeit hat dann Graf v. Mülinen auf der Höhe des Karmels kyklopisches Mauerwerk,[3] Steinkreise,[4] dolmenähnliche Steinsetzungen[5] und prähistorische Straßenzüge[6] entdeckt, nachdem bereits 1904 Thiersch und Hölscher auf ihrer Palästinareise auf Kyklopenmauern im Ostjordanlande bei Irbid aufmerksam gemacht hatten.[7]

Nach den Tagen des Abbé Richard waren in Palästina nur wenige Fortschritte in der Kenntnis der prähistorischen Feuerstein-

vgl. MuNDPV, 1900, Fig. 37, S. 68; 1904, S. 78. — Über eine Gruppe von Menhiren zwischen Leǧūn und Ḫirbet Fiṭjān (am Oberlauf des Arnon) s. Échos de N.-D. de France, 1896, S. 235; 1897, S. 36 (Zitat nach Vincent, l. c., S. 411 Anm. 1). — Über einen Dolmen am Wege von eš-Šōbak nach Maʿān s. RB, 1898, S. 450 f.; über eine andere Gruppe zwischen Bsēra und Ḳarandel s. Lagrange RB, 1897, S. 212. — Über die Dolmen bei Ṭawāḥīn es-sukkār, südlich von der Mündung des W. ez-Zerḳā in den Jordan s. Abel RB 1910, S. 550 f. — Über den Ḥaǧar el-manṣūb und die Dolmengruppen von Mereiṛāt und el-Maṣlubīje s. auch Jaussen et Savignac, Mission archéologique en Arabie (Mars-Mai 1907). De Jérusalem au Ḥedjāz. Médain-Saleḥ. Paris 1909, S. 8 ff. — Über Steinkreise und Dolmen in der Belḳā vgl. noch PJB I S. 41; IV, S. 93, 113; VII, S. 28. A. Musil, Arabia Petraea I, S. 257, 267 ff., 334 ff. II, S. 1, 47. — Über dolmenähnliche Grabbauten auf der Sinaihalbinsel vgl. Savignac, RB 1907, S. 398 bis 408; vgl. RB 1901, S. 294 ff. — Eine genaue Beschreibung der Megalithbauten bei Ammān lieferte neuerdings D. Mackenzie, PEF, Annual I (1911) S. 1—40.

[1] Vgl. Oliphant QSt 1885, S. 181 über einen Dolmen auf dem Wege von Ḫ. el-ʿAuǧe el-fōḳa nach el-Muṛeir (zwischen Jericho und eṭ-Ṭaijibe). — Im W. dēr el-Muṣallabe bei Jerusalem, südlich vom Kloster, fand P. Germer-Durand einen großen Dolmenbau, vgl. Un Musée palestinien. Notice sur le Musée archéologique de Notre-Dame de France à Jérusalem, S. 10. — Macalister entdeckte und beschrieb einen Dolmen bei Bēt Ǧibrīn und einen anderen in der Nähe des Tell Sandaḥanne, vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, S. 192, Fig. 64; QSt 1900, S. 222—224; 1901, S. 231 f. — P. Jaussen entdeckte einen Dolmen bei Abu Dīs, südöstlich von Jerusalem, vgl. RB 1901, S. 279 ff. (s. Vincent, Canaan, Figur 287 S. 410). — Über andere dolmenähnliche Gräber und megalithische Steinsetzungen bei Ḫizme, Abu Dīs und Bētīn berichtet Vincent, RB 1901, S. 278 ff.; vgl. Macalister, QSt 1912, S. 74 ff. — Nach Vincent, Canaan, S. 411 Anm. 1 fand P. Savignac noch einen Dolmen bei Rentis. — Über einen einer Höhle vorgebauten Dolmen auf dem Ölberge vgl. Greßmann, PJB III (1907), S. 72 ff.

[2] Vgl. Macalister, QSt 1903, S. 23 ff. und Vincent, Canaan, S. 109 ff.; vor allem jetzt Macalister, The Excavation of Gezer 1902—1905 and 1907—1909, London 1912, Bd. II, S. 381—406. Im letzten Jahre (1912) sind auch bei den englischen Ausgrabungen in ʿAin Šems fünf umgestürzte Maṣṣeben gefunden worden, vgl. Mackenzie QSt 1912, S. 171—178.

[3] ZDPV XXXI, S. 36 ff.

[4] ZDPV XXXI, S. 39.

[5] ZDPV XXXI, S. 113 f. u. Abb. 49, vgl. S. 70 ff.

[6] ZDPV XXXI, S. 25 ff.; S. 47 f.; S. 55.

[7] MDOG 23 (1904), S. 30.

industrie zu verzeichnen. Gelehrte Reisende machten hie und da einige Funde und teilten ihre Wahrnehmungen den Interessenten mit.[1] Ein neuer Aufschwung kam erst mit den erfolgreichen englischen Ausgrabungen in Südpalästina; das Fundmaterial, besonders aus den unteren Schichten der ausgegrabenen Tells, vermehrte sich schnell, doch sind alle jene Vorkommnisse spätneolithischer Art.[2] Neben den Erzeugnissen der Steinindustrie fanden sich in den untersten Schichten der Ruinenstätten auch interessante Höhlenwohnungen, Beinwerkzeuge und primitive Amulette.[3]

Ein großes Verdienst hat sich durch die Erforschung der steinzeitlichen Ansiedlungen in der näheren und weiteren Umgebung Jerusalems und teilweise in ganz Palästina P. Germer-Durand,

[1] F. W. Holland berichtet QSt 1879, S. 68 u. 71 von neolithischen Silexinstrumenten im W. el 'Ain bei 'Ain Kuderat und im W. Keseime (im Negeb). — Greville J. Chester beschreibt OSt 1875, S. 226 f. seine Entdeckung neolithischer Stationen bei Ras Berut. — Aus Safed bildet Lortet, La Syrie d'aujourd'hui. Paris 1884, S. 529 zwei Steinbeile ab.

[2] Über Tell el-Ḥesī s. Fr. Jones Bliss, A Mound of many cities or Tell el Hesy excavated. 2 London 1898, S. 123 f. und Abb. 246—258. Dazu Appendix D, S. 193 ff.: Notes on the Flint Implements of Tell el Hesy by F. C. J. Spurell. Ferner Fl. Petrie, Tell el Hesy (Lachish). London 1891. Tafel X u. S. 49.

Über Tell Ta'annek s. Sellin, Tell Ta'annek. Denkschriften der phil.-hist. Klasse der k. k. Akad. der Wissensch. Wien Bd. L, Tafel VII.

Über die Schefelahügel s. Bliss und Macalister, Excavations in Palestine during the years 1898—1900, S. 142; vgl. besonders S. 26 über Funde auf dem Tell Zakarjā u. S. 36 über Tell eṣ-Ṣāfie.

Über die Silexfunde in Geser s. Macalister QSt 1902, S. 324; cf. Taf. 3, Nr. 1 u. 2; QSt 1903, S. 38; 195 f.; QSt 1904, S. 107 ff.; vgl. dazu Blanckenhorn, Zeitschrift für Ethnologie 1905, S. 462, Fig. 12. Vgl. jetzt Macalister, The Excavation of Gezer Bd. II, S. 121—127 und Taf. CXXXVIII u. CXXXIX.

Über Tell el-Mutesellim s. G. Schumacher, Tell el-Mutesellim Bd. I: Fundbericht, S. 11, 13 f., 21, 25 f., 29, 56, 58, 60, 66, 69 f., 74, 87, 102 f., 160. Dazu Taf. XIV. XVII. XXI und Abb. 231 S. 159. Über Jericho vgl. Sellin und Watzinger, Jericho. Die Ergebnisse der Ausgrabungen. Leipzig 1913, S. 112 ff. u. Blatt 23—27.

[3] Über die Höhlenstadt in Der'ā s. Schumacher, Across the Jordan. London 1886, S. 135 ff. und den Plan S. 136—137. — Über eine Reihe von Kammern und Grotten auf dem Tell Zakarjā berichtet Macalister, QSt 1899, S. 25—36; 1900, S. 39—55. Über die Höhlen bei Bet Ğibrīn vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, S. 204 ff. und Blanckenhorn, ZE 1906, S. 113 f. — Über die Grotten in Geser vgl. QSt 1902, S. 347—363 (das neolithische Krematorium: Grundriß s. Taf. 7, Längsschnitt Taf. 8; vgl. Vincent, Canaan, S. 207 ff. und Fig. 145, 147). Ferner vgl. QSt 1903, S. 20 ff.; 317 ff.; 1904, S. 108 f.; 1905, S. 309—316 und Taf. 1 u. 2. — Über den Tunnel von Geser vgl. QSt 1905, S. 13 ff. — Über die Höhle mit Zeichnungen und Kritzeleien vgl. QSt 1908, S. 213 ff., dazu die Bemerkung Macalisters QSt 1908, S. 273. Alle in Geser entdeckten Troglodytenhöhlen werden jetzt zusammenfassend beschrieben von Macalister, The Excavation of Gezer, Bd. I, S. 70 ff. — Über einige Höhlen in Megiddo vgl. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 154 ff. — Über Höhlen im ältesten Jerusalem vgl. Vincent, RB 1912, S. 441 ff.

Prior von Notre-Dame de France in Jerusalem, erworben. Seit 1896 besitzt das archäologische Museum des erwähnten französischen Hospizes in Jerusalem eine bedeutende Sammlung von Silexartefakten aus ganz Palästina, mehr als 5000—6000 Stück.[1] Die meisten Stücke stammen von den Fundstätten südlich von Jerusalem, nämlich aus der Ebene el-Buḳē'a, aus Sūr Bāher, Artās und anderen Orten. Einen Überblick über seine Funde gab Germer-Durand zuerst in einer Konferenz in der École Biblique von St. Étienne in Jerusalem[2] und auf dem 11. Internationalen Orientalistenkongreß im Jahre 1897 in Paris.[3] In einem kleinen Führer zum Museum von N.-D. de France hat er eine Anzahl charakteristischer Stücke abgebildet.[4]

Nach längerer Unterbrechung nahm P. Gottfried Zumoffen S. J. in Beirut die Forschungen in den Höhlen des Libanongebietes mit Energie und reichen Erfolgen wieder auf. Er unternahm wiederholte Ausgrabungen in prähistorischen Höhlen, besonders in der Höhle von Anṭeljās, deren wichtige Knochenfunde zum Teil von K. v. Fritsch in Halle eingehend untersucht wurden.[5] Als Nachfolger des P. Zumoffen in den steinzeitlichen Forschungen hat P. Bovier-Lapierre S. J., ebenfalls Professor an der St. Josephs-Universität in Beirūt, am Rās Beirūt und in den verschiedensten Gegenden Ober- und Untergaliläas und auch auf dem Karmel stein-

[1] Vgl. Vincent, Canaan, S. 377.

[2] Vgl. RB 1897, S. 439—449.

[3] Akten des 11. Internationalen Orientalistenkongresses, Paris 1897, Bd. V, S. 277—281: L'âge de pierre en Palestine, mit vier Tafeln.

[4] Un Musée Palestinien. Notice sur le Musée archéologique de Notre-Dame de France à Jérusalem, Fig. 2—12 u. S. 7 ff.

Größere prähistorische Sammlungen sind in Jerusalem noch vorhanden in dem von P. Cornelius Kniel, Prior des Klosters der deutschen Benediktiner auf dem Sion, ins Leben gerufenen und überraschend schnell sich entwickelnden Palästinamuseum des Sion, ferner im archäologischen Museum der Weißen Väter von St. Anna. Eine großartige Sammlung von Silexwerkzeugen, meist aus Fundstätten der Umgebung Jerusalems, hat Herbert E. Clark in Jerusalem zusammengebracht; vgl. QSt 1908. S. 85 f. und Macalister, Palaeolithic implements from Palestine, QSt 1912, S. 82 f. mit 3 Tafeln.

[5] Vgl. K. v. Fritsch, Die Funde des Herrn P. Gottfried Zumoffen, Professors an der St. Josephsuniversität zu Beirut, in den Höhlen am Fuße des Libanon. Mit 4 Tafeln und 1 Figur im Text (Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Originalaufsätze aus dem Gebiet der gesamten Naturwissenschaften. XIX. Bd. 1893—1895).

Gottfried Zumoffen legte die Resultate seiner Nachforschungen und Studien in folgenden Arbeiten nieder: L'homme préhistorique d'Antélias, Nature 1893. 29. April. — L'âge de la pierre en Phénicie, L'Anthropologie, VIII, S. 273—283; 426—438. — La Phénicie avant les Phéniciens. L'âge de la pierre. Beyrouth 1900 (mit einem Tafelband). — L'âge de la pierre en Phénicie. Anthropos 1908. S. 431—455; 1910. S. 143—162.

zeitliche Stationen entdeckt.[1] Auf seiner Palästinareise 1904 hatte sich Blanckenhorn auch mit den prähistorischen Resten des Landes beschäftigt und faßte dann das ganze Material mit wertvollen eigenen Beobachtungen in einem wichtigen Artikel zusammen.[2] Spätere Reisen und Forschungen vertieften und modifizierten seine Anschauungen, die er neuerdings in einem umfangreicheren Werke niederlegte.[3] Ferner widmete Vincent in seinem Buche Canaan d'après l'exploration récente der vorgeschichtlichen Archäologie ein ganzes Kapitel.[4] Während früher in der Hebräischen Archäologie und in den Darstellungen der Geschichte des Volkes Israel die prähistorische Zeit meist nur gestreift wurde,[5] beschäftigt sich Kittel in der neuen Auflage seiner „Geschichte des Volkes Israel" ausführlich mit der Vorzeit des Volkes und Landes.[6]

## Zweites Kapitel.

## Das älteste Auftreten des Menschen in Vorderasien und seine geologische Voraussetzung.

### 1. Spuren vorpaläolithischer (archäolithischer) Kulturen.

Bevor wir uns mit den typischen Formen der palästinischen Feuersteinwerkzeuge beschäftigen, vom ältesten Paläolithicum oder der Stufe von Chelles angefangen, werfen wir zunächst einen Blick auf die vorausliegende Entwicklung. Ehe sich beim Gebrauche des Feuersteines zu Werkzeugen unter der Hand des Menschen bestimmte

[1] Vgl. P. Bovier-Lapierre, Stations préhistoriques du Belad-Beschara (Haute Galilée): La Géographie. Bulletin de la Société de Géographie, XVII (1908) S. 77—79.

[2] M. Blanckenhorn, Über die Steinzeit und die Feuersteinartefakte in Syrien-Palästina, Zeitschrift für Ethnologie 1905, S. 447—468.

[3] M. Blanckenhorn, Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meer und im Jordantal. Bericht über eine im Jahre 1908 im Auftrage S. M. des Sultans der Türkei Abdul Hamit II. und mit Unterstützung der Berliner Jagor-Stiftung unternommene Forschungsreise in Palästina. Berlin 1912; und Kurzer Abriß der Geologie Palästinas ZDPV XXXV (1912) S. 113 ff., bes. S. 134 ff. und Taf. IV. Über Feuersteinartefakte in Der. a vgl. noch Blanckenhorn, Die Hejazbahn: Zeitschr. d. Gesellschaft f. Erdkunde, Berlin 1907, S. 31—33.

[4] S. 373 ff.

[5] Vgl. Nowack, Hebräische Archäologie, Freiburg u. Leipzig 1894, Bd. I, S. 91—94; Benzinger, Hebräische Archäologie[2] S. 41—43.

[6] Bd. I, S. 28—46 und 132—141 (Gotha 1912).

Formenreihen ausbildeten und dauernder Kulturbesitz wurden, mußte die Menschheit in der Verwendung des Feuersteinmaterials eine Reihe von technischen Fragen lösen, deren Betrachtung für die Beurteilung der Steinwerkzeuge nötig ist.

Die menschlichen Werkzeuge sind im Grunde genommen nichts anderes als Projektionen der natürlichen Organe des Menschen. Die Tätigkeiten seiner Faust, der Zähne, der Finger, des Fußes verlegt der Mensch nach außen mit Hilfe von Instrumenten, die den genannten Organen nachgebildet sind. „Der Urmensch lernt von seinem Körper als von demjenigen, was ihm in der Natur am nächsten liegt und am wichtigsten ist. Er ahmt sich selber nach und wird dadurch zum Schöpfer einer neuen Natur.“[1] Bei der Gleichheit der menschlichen Natur mußte die beschriebene Projektion der menschlichen Organe überall in ähnlicher Form sich wiederholen und sich so allmählich zu bestimmten Gebrauchsformen entwickeln. War die Form einmal geboren, so entwickelte sie sich weiter als etwas Selbständiges. Der menschliche Arm mit der Faust ergab den Hammer oder die Keule in verschiedenen Formen. Nägel und Zähne führten zur Erfindung der Schneidewerkzeuge und Bohrer.

Um seine Organe für die rohe Arbeit zu ersetzen, bedurfte der Mensch passender fester und stumpfer, schneidender oder spitzer Gegenstände. Die Natur bot ihm zunächst reiche Auswahl, Steine und Steinsplitter, harte Hölzer, Zähne und Klauen gefallener Tiere, Geweihenden und Gehörne, Muscheln und spitze Knochen. Mit Hoernes wird man zwei Gruppen von Werkzeugstoffen unterscheiden können, in deren eine das Holz gehört, in die andere der Stein mit den genannten kleineren Sachen, die in der Natur sich lose finden.[2] Dieses Material konnte ohne besondere Formung im Naturzustande verwendet werden und wurde nach jedesmaligem Gebrauche wieder achtlos weggeworfen, wenn nicht Muscheln oder Tierzähne aus irgendeinem Grunde Wohlgefallen erregten und zu längerem Besitz mitgenommen wurden. Von all diesen menschlichen Gebrauchsgegenständen ist uns neben dem Steine fast nichts erhalten. Was dem Steinmaterial allerdings eine gewisse Bevorzugung sicherte, war seine leichte Verwendbarkeit und die Handlichkeit. Lebendes Holz war nicht leicht ohne Schneideinstrumente zu erhalten und dürres war morsch; dagegen der Stein blieb immer gleich und stand leicht zur Verfügung. Besonders der Feuerstein bot die günstigten Eigenschaften. Er ließ sich leicht zersplittern, war hart und scharfkantig und dauerhafter als jeder andere Stoff.

[1] Vgl. M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen. Wien 1909. Bd. 2, S. 135.

[2] Hoernes l. c. S. 149.

Wozu konnte das von der Natur gebotene Steinmaterial dem Menschen dienen? Als Waffe, um sich gegen die Angriffe der Tiere zu verteidigen oder um selbst anzugreifen, als Werkzeug zum Graben in der Erde bei der Nahrungssuche (Wurzeln), als Hammer bei der Zerkleinerung der Früchte. Hatte der Mensch ein Jagdtier erlegt, so war ihm das Fleisch noch nicht zugänglich, sondern es mußte erst das zähe Fell durchbohrt und das Fleisch von Sehnen und Knochen gelöst werden. Dazu waren Feuersteinsplitter und Hämmer die geeignetsten Instrumente. Rein zufällig beobachtete der Mensch zunächst die regelmäßige Zersplitterung der Feuersteinknollen, nämlich wenn ein Naturstück an einem Punkte einen starken Schlag erhielt. Die dann abspringenden schönen und regelmäßigen Splitter konnten vielfach sofort in Gebrauch genommen werden. Nach Schweinfurth, dem ich hier folge, mußten auf diese Weise die Menschen schnell auf den Vorteil der methodischen Zerstückelung der Feuersteinknollen aufmerksam werden. Zunächst allerdings benutzte man Natursplitter neben den Knollen. Nur in wenigen Fällen hätten die Menschen diese Geräte durch rohe Zuschärfung und durch Abschläge etwas gebrauchsfähiger gemacht. In der methodischen Zerstückelung der Feuersteine lag dann ein großer Fortschritt und der Keim zu einer gewaltigen Entwicklung.[1]

Die Spaltung eines Feuersteinknollens geht immer nach denselben Gesetzen vor sich und hinterläßt am Werkstück (Nukleus) und am abgeschlagenen Stück (Absplíß, Abschlag) ganz bestimmte und in ihrem Charakter gleiche Spuren.[2] Lassen sich diese Spuren an einem Sprengstück nachweisen, so kann man in der Regel sicher sein, daß es sich um ein von Menschenhand losgelöstes Stück handelt. Drei Merkmale kennzeichnen an einem abgesprengten Stück bezw. am Mutterknollen (Nukleus) die Einwirkung durch den Menschen, die Schlagfläche (plan de frappe) mit dem Treffpunkt, der Schlagbuckel oder Schlagkegel (bulbe oder Konchoïd genannt)[3] und die konzentrischen Wellenringe. Die Schlagfläche ist eine ebene Fläche auf dem Nukleus mit einer daranstoßenden überhängenden Ecke. Nach Schweinfurth finden sich beide Eigenschaften am leichtesten bei halbierten Stücken. Die ebene Stelle garantierte, wie Schweinfurth bemerkt,[4] die volle Konzentration der Schlagkraft im

[1] G. Schweinfurth ZE 1904, S. 779.

[2] Zum folgenden vgl. die lehrreiche Darstellung von Schweinfurth ZE 1904, S. 774 ff. L. Pfeiffer, Die steinzeitliche Technik und ihre Beziehungen zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeit. Jena 1912, S. 5 ff., 79 ff.

[3] Von *κόγχη* „Buckel in der Muschel", dann die Muschel selbst, Schildbuckel; *κογχοειδής* „muschelartig".

[4] ZE 1904, S. 775.

getroffenen Punkte mit der Wirkung, daß der beabsichtigte Abspliß erfolgte. Dieser zeigt auf der Unterseite, zunächst der Schlagfläche, den Schlagbuckel (das Kernstück zeigt das entsprechende Negativ) und zum Schlagbuckel sich öffnend konzentrische Wellenringe. Nach Schweinfurths praktischen Erfahrungen mußte der wirkungsvollste Schlag in einem Winkel von 60—75°, am besten von 70°, seitwärts zur Schlagfläche geführt werden.[1] Neben diesen drei besprochenen Merkmalen gibt es noch andere Kennzeichen der künstlichen Spaltung, die jedoch weniger deutlich ausgebildet und weniger sicher sind. Dazu gehören z. B. die radial vom Treffpunkt ausgehenden Strahlensprünge. Bei heftigem Schlage fährt der Schlagstein in der Hand leicht am Kernstück vorbei, trifft den Schlagbuckel und läßt auf demselben eine Verletzung zurück, welche man Schlagnarbe nennt. Wo der zuschlagende Stein getroffen und eine Absprengung bewirkt hat, bildet sich an der Spitze des Konchoids ein Kegel, dessen Spitze im Treffpunkt liegt. Dieser Schlagkegel ist um so kleiner, je leichter der Feuerstein spaltet.[2]

Die angeführten Merkmale sind jedoch keine absolut sicheren Kriterien der beabsichtigten Spaltung eines Feuersteinknollens. Natürliche mechanische Einwirkungen durch Stoß und Druck rufen ähnliche und gleiche Merkmale hervor, wenn nur die Einwirkung mit genügender Kraft und annähernd auf dieselbe Stelle des Steines erfolgte.

Der Schlagstein (percuteur) zum Zweck regelmäßiger verwendbarer Absplitterungen muß kugelförmig sein, damit man die Schlagkraft möglichst in einem Punkte wirken lassen kann.[3] Besser noch als Feuerstein eignen sich für diese Hämmer kugelförmige kristallinische Gesteine, die zäher sind und nicht so leicht zerspringen, z. B. Basalt.

Die Erfahrung in der Behandlung des Feuersteinmaterials führte den Menschen bald zu einer gewissen Fertigkeit darin, zu einer ausgebildeten Feuersteintechnik. Sobald der Mensch beabsichtigte, aus einem Feuersteinknollen eine bestimmte Form herauszuschlagen, um sie als irgendein Gerät zu benutzen, und darin eine Kunstfertigkeit erlangte, dürfen wir von einer Feuersteintechnik sprechen. Bevor diese Stufe erreicht wurde, mußte der Mensch in einer Vorstufe von Erfahrung zu Erfahrung schreiten. Mit dem Auftreten bestimmter bleibender Werkzeugformen stehen wir am Anfang des

[1] Vgl. Pfeiffer l. c. S. 10.

[2] Vgl. Schweinfurth l. c., besonders die instruktive Zeichnung S. 775. Pfeiffer l. c., Abb. 9 u. 10 S. 16 und Abb. 36 ff. S 79 ff.

[3] Siehe J. de Morgan, Recherches sur les Origines de l'Égypte. L'âge de la pierre. Paris 1896. Fig. 56—58, S. 91. Pfeiffer l. c. Abb. 11 S. 17.

Altpaläothikums. Die vorausliegende Periode mit ihren Versuchsformen muß uns auch Spuren ihrer Fertigkeit hinterlassen haben; und tatsächlich finden sich an allen oder den meisten altpaläolithischen Stationen atypische Werkzeuge, oft in großer Zahl, namentlich alle möglichen Schaberformen.[1] Man bezeichnet die dem Paläolithikum vorausgehende Kulturstufe als Archäolithikum[2] und die in jener Zeit für den jedesmaligen augenblicklichen Gebrauch hergestellten rohen Steinmanufakte mit dem Namen Eolithen. Der Ausdruck „Eolithen" besagt nach Blanckenhorn „einfach die Zugehörigkeit zu einer vorpaläolithischen Zeit im archäologischen und geologischen Sinne".[3]

Diese vorpaläolithische Zeit wird nun durch die neueren Eolithenforscher, namentlich Rutot in Belgien, Klaatsch, Schweinfurth, Verworn, Krause u. a. in Deutschland, weit in das Tertiär hinein ausgedehnt. Es handelt sich um die Frage, ob man die nur oberflächlich von Menschenhand zugeschlagenen und mit Gebrauchsabsplitterungen versehenen Feuersteinstücke mit Sicherheit von solchen Stücken unterscheiden könne, welche ähnliche Absplitterungen und Formen durch natürlichen Druck, Rollung, Quetschungen oder Stöße erhalten haben. Die genannten Forscher finden bis aus den ältesten Zeiten des Tertiärs ungeheuere Massen von Feuersteinstücken mit Absplitterungen, in denen sie das Resultat menschlicher oder menschenähnlicher Arbeit sehen. Demgemäß nehmen sie die Existenz des Menschen oder seiner Vorfahren in jener Zeit als bewiesen an, von welcher uns ungeheure Zeiträume trennen.[4]

Die Frage nach dem tertiären Menschen wurde zuerst vom Abbé Bourgeois in Frankreich im Jahre 1867 angeregt. Er sah in den „Eolithen" aus dem obereren Oligozän bei Thenay (Dep. Loir-et-Cher) menschliche Werkzeuge und legte sie 1867 dem in Paris tagenden internationalen Anthropologenkongresse vor ohne zunächst Anklang zu finden. Die Fundstelle der ältesten Eolithen ist Boncelles bei Lüttich in Belgien. Die dortigen Funde stammen aus dem mittleren Oligozän; daran schließen sich die von Thenay

[1] Vgl. Schweinfurth ZE 1907, S. 141. Verworn, ebendort 1906, S. 611 ff.

[2] Auch Eolithikum, d. i. die Zeit der Morgenröte der menschlichen Kultur.

[3] ZE 1905, S. 285 ff.

[4] Zur Eolithenfrage vgl. M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen II, S. 136 ff. H Obermaier, Zur Eolithenfrage, Archiv für Anthropologie, N. F. IV, S. 75—86. M. Verworn, Archäol. und paläolith. Reisestudien in Frankreich und Portugal, in Zeitschr. f. Ethnol. 1906, S. 611 ff. J. Déchelette, Archéologie préhistorique (Manuel d'Archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine, Paris 1908 ff. Bd. I), S. 22 ff. Einen zusammenfassenden Überblick gibt Obermaier, Der Mensch der Vorzeit („Der Mensch aller Zeiten" Bd. I), München 1913, S. 381 ff.

aus dem oberen Oligozän und von Puy-Courny bei Aurillac [1] aus dem oberen Miozän und viele andere Fundorte. Durch riesige Zeiträume, mindestens seit dem mittleren Tertiär, soll der Mensch diese primitiven Silexwerkzeuge ohne den geringsten Fortschritt, ohne irgendwie sonst auch nur die geringste Spur von sich zu hinterlassen, benutzt haben.[2]

Um ihren Standpunkt zu beweisen, haben sich die Anhänger der Eolithen, besonders Rutot, Schweinfurth und Verworn, aber auch ihre Gegner dem Studium der durch natürliche Einwirkungen an den Feuersteinen bewirkten Absplitterungen und Retuschen hingegeben. Nach Schweinfurth soll die Oberflächenverwitterung durch Nässe und Temperaturschwankungen an den Rändern der Feuersteinknollen napfförmige Aussplitterungen hervorbringen, die von den Negativen der kleinen durch beabsichtigte Schärfung hervorgerufenen Absplitterungen deutlich unterschieden werden können.[3] Auch Rutot hat in einer eigenen Arbeit die natürlichen Sprünge und die durch menschliche Eingriffe verursachten Absplitterungen untersucht und die Unterschiede festzustellen gesucht.[4] Dagegen haben Bonnet und andere einwandfrei nachgewiesen, daß der gegenseitige Druck der Steine in Schichten, die Brandung des Meeres und die Pressung des Gletschereises auf mechanisch-natürliche Weise zahllose „Eolithen" hervorbringt.[5]

Daher sehen die meisten Forscher nach wie vor in den sogenannten Eolithen nur durch natürliche Einwirkungen verletzte Silexknollen. Vor allem Boule und Obermaier haben auf den natürlichen Transport der Steine im Wasser, auf Quetschungen im Gletschereis und Schläge in der Brandung hingewiesen, denen die Silexknollen leicht ausgesetzt sein konnten. Nach H. Obermaier sind die Eolithen hauptsächlich an geeignete Terrains gebunden, die reich an Feuerstein sind und wo umfangreiche Dislozierungen in den Lagerungsverhältnissen der Schichten vorgekommen sind.[6] Jedenfalls bilden die Eolithen keinen sicheren Beweis für das Dasein des tertiären Menschen. Da es sonst keine Beweise dafür gibt und fossile Reste des Menschen aus dem Tertiär nicht vorhanden sind, ist auch heute noch der Tertiärmensch nur eine Hypothese.

[1] Bei Cantal.

[2] Vgl. Hoernes l. c. II, S. 144 ff.

[3] Schweinfurth ZE 1904, S. 778.

[4] Les actions naturelles possibles sont inaptes à produire des effets semblables à la retouche intentionnelle. Bull. Soc. d'Anthropologie de Bruxelles 1901. Vgl. Schweinfurth, Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 805 ff.

[5] Vgl. Obermaier, Der Mensch der Vorzeit, S. 395 f. und Fig. 240.

[6] Vgl. Obermaier l. c. S. 402 ff.

Dagegen ist das Vorhandensein des Menschen in der Quartärzeit (Diluvium) durch zahlreiche fossile Skelettfunde und durch weitverbreitete unzweifelhafte Reste seiner ergologischen Tätigkeit gesichert. Wir werden uns weiterhin eingehend mit diesen Resten aus Palästina zu befassen haben. Die Frage jedoch, in welchem Zeitpunkt der Diluvialzeit der Mensch zum erstenmal auftritt, wird von den einzelnen Forschern verschieden beantwortet. Wegen der Fülle des europäischen Tatsachenmaterials sind wir in der Entscheidung dieser Frage zunächst auf Europa angewiesen und müssen von den europäischen Verhältnissen unsere Schlüsse auf den Orient ziehen.

In der Quartärzeit war Europa und die Hochgebirge Asiens von riesigen Gletschermassen überlagert. Die Hauptgletscherzentren waren in Europa die nordischen Länder und die Alpenwelt, in Asien die auf den Hochebenen aufragenden Faltengebirge; doch war hier wegen der südlichen Lage das Phänomen der Vereisung weniger stark. Der nordische Gletscher reichte über ganz Norddeutschland bis in die Gegend von Weimar und bis ans Riesengebirge, der Alpengletscher nördlich über München hinaus.[1] Man unterscheidet verschiedene Zeiten (Phasen) der Vergletscherung (Eiszeiten) mit dazwischen liegenden Rückzugsstadien der großen Gletscher (Interglaziale oder Zwischeneiszeiten). Der letzten Eiszeit folgte dann eine Nacheiszeit mit kaltem Steppenklima, welche allmählich zur Jetztzeit überleitete. Penck nimmt für die Alpenwelt vier Eiszeiten an, die Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit mit 3 Interglazialen. Andere, besonders nordische Forscher, sind zu etwas abweichenden Resultaten gekommen. Penck verlegt nun den Anfang des Paläolithikums, der ältesten nachweisbaren Kulturstufe des Menschen, in seine zweite Zwischeneiszeit, Boule und Obermaier dagegen bevorzugen noch eine jüngere Zeit, nämlich die letzte Zwischeneiszeit Pencks.[2] Nach dem Kieferfund von Mauer bei Heidelberg rückt auch Obermaier das allererste Auftreten des Menschen in Europa in die zweite Zwischeneiszeit Pencks.[3] In südlichen Gebieten haben wir anstatt der Vergletscherungen große Regenperioden, Zeiten vermehrter Niederschläge anzunehmen, die im allgemeinen parallel zur europäischen Eiszeit verlaufen sind.

[1] Vgl. über die Gletscher des Eiszeitalters Obermaier l. c. S. 25 ff., bes. Karte 1 und 2.

[2] Vgl. H. Obermaier, Das geologische Alter des Menschengeschlechtes. Mitteil. d. geol. Ges. Wien III (1910), S. 290—322. Derselbe, Les formations glaciaires des alpes et l'homme paléolithique. L'Anthropol. XX (1909), S. 497—522. Derselbe, Der Mensch der Vorzeit S. 525 ff. Vgl. Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique I, S. 44 ff.

[3] Über den Unterkiefer von Mauer s. Obermaier l. c., S. 346 f.

Da sich in Nordafrika und Vorderasien dieselbe altpaläolithische Kulturphase findet wie überall am Anfange des europäischen Paläolithikums und zwar in absoluter Identität mit den westeuropäischen Erscheinungen, müssen wir dem Menschen in jenen Gegenden mindestens dasselbe Alter zuschreiben als in Europa. Mindestens dasselbe Alter, weil alles darauf hinzuweisen scheint, daß der Mensch nicht in Europa zuerst aufgetreten ist, und weil Vorderasien und Ägypten in der kulturellen Entwicklung Europa um Jahrtausende voraus waren.

Ehe der Urmensch die erste altpaläolithische Kulturstufe (die von Chelles) erreicht hatte, die überall die erste sichere Spur des menschlichen Daseins ist und die bereits ein Inventar verschiedener, durch lange Erfahrung ausgebildeter Werkzeuge umfaßt, mußte er eine Zahl von Vorstufen in der Herstellung seiner Werkzeuge aus Holz und Stein durchlaufen haben. Aus dieser Zeit müssen wir also auch Reste vorpaläolithischer Werkzeuge primitiver Art erwarten, welche uns die kulturelle Entwicklung des Menschen bis zum Paläolithikum zeigen. In diesem Sinne kann man von wirklichen Eolithen sprechen. Aufgabe der Forschung ist es, diese atypischen Manufakte aus Feuerstein zu untersuchen und sie von natürlichen Steingebilden einwandfrei zu unterscheiden. Man nennt diese vorpaläolithische Epoche Archäolithikum oder Frühchelléen; ihr entspricht in Belgien das Mesvinien und Strépyien Rutots; das Strépyien bildet bereits den Übergang zum Paläolithikum.

Nach Schweinfurth ist in Ägypten vor dem Paläolithikum die Zahl der Gebrauchsformen der Feuersteinwerkzeuge bereits sehr hoch gewesen. Dieser Forscher hat in Ägypten die Formenreihen, welche dem Typus von Chelles technisch vorausgehen, eingehend studiert und seine Ergebnisse den Fachgenossen mehrfach vorgelegt.[1] Sein umfangreiches Arbeitsmaterial stammt aus der Diluvialterrasse und von den Plateauhöhen bei Theben. Die Spuren des Menschen gehen hier nach Schweinfurth bis in unsere Haupteiszeit zurück. Aus den 6000—7000 Exemplaren seiner Sammlungen aus der Gegend von Theben hat er eine Reihe von Typen jener primitiven Manufakte gewonnen.[2] In Typus 1—17 bespricht er die aus ganzen Feuersteinknollen hergestellten Eolithen, in Typus 18—38 die aus natürlichen Sprengstücken mit und ohne Randschärfung, in Typus 39—51 die aus beabsichtigten Absplissen hergestellten Formen und endlich in Typus 52—68 die Werkzeuge, welche unmittelbar zur Arbeitsweise des ältesten Paläolithikums überleiten und etwa dem belgischen

[1] Vgl. ZE 1904, S. 766 ff.; auch 1902, S. 293 ff.
[2] ZE 1904, S. 784 ff.

Strépyien entsprechen. Diese ägyptischen Typen sind für Palästina das nächste und natürlichste Vergleichsobjekt.

Da Palästina einen reichen Horizont altpaläolithischer Formen hat, werden wir hier ebenfalls erwarten können, auf Manufakte zu stoßen, die technisch die Stufe des ältesten Paläolithikums noch nicht aufweisen. Eine andere Frage ist allerdings die, ob diese primitiven Erzeugnisse menschlicher Tätigkeit, soweit es sich wirklich um solche handelt, auch der Zeit nach vor das Paläolithikum gehören. Da es sich meist um Oberflächenfunde handelt, also die Manufakte nicht in situ gefunden werden, ist es schwer, ihr geologisches Alter nachzuweisen. Die Eolithenfrage in Palästina ist zum erstenmal von Blanckenhorn angeschnitten worden. Manche Gegenden Palästinas sind an der Oberfläche ganz mit Feuersteinblöcken und Knollen, ja ganzen anstehenden Feuersteinbänken übersät. Schichtenweise sind sie eingebettet in das Kalkgestein und werden durch die Verwitterung desselben frei. Besonders reich an Silex ist die Gegend um Jerusalem (Scopus und Ölberg und die Ebene el-Buḳe'a) und der östliche Abfall des Gebirges, nicht minder jedoch die Hochplateaus der Belḳā und der angrenzenden Gebiete. Tatsächlich finden sich gerade in den genannten Gebieten altpaläolithische Stationen und auch atypische Manufakte, die von Blanckenhorn beobachtet und beschrieben wurden. In der Ebene el-Buḳē'a südlich von Jerusalem (Ebene Rephaim) sammelte er in der kleinen Wādirinne nordöstlich von den Steinhaufen Seba' ruğūm Typus 23, 24 und 28 Schweinfurths, verschiedenartig geformte Schaber aus natürlichen Absplissen, ebenso Typus 29, 31 und 50, letzterer ein Doppelschaber. Dazu kamen noch ähnliche Formen wie Typus 52 Schweinfurths, unfertige Faustschläger.[1] Ähnliche Formen kann man mehrfach, besonders auch am Ostrande der Ebene Rephaim, beobachten.

Auch im Westen von es-Salṭ beim Abstieg ins Ṛōr fand Blanckenhorn auf den Bergabhängen Vertreter von Typus 23, 28—30 und 40 Schweinfurths, meistens Schaber und Schaberspitzen aus natürlichen Absplissen.[2] Ähnliche Beobachtungen machte Blanckenhorn noch auf dem Plateau der Belḳa; namentlich fand er mehrfach Vertreter des Typus 28 Schweinfurths,[3] Typus 50 und 51 bei el 'Āl und im Nordwesten von 'Amman. Vor allem empfiehlt er für solche Untersuchungen die Gegend zwischen Ḥesbān, dem Nebo und Mādaba bis

[1] Genaue Beschreibung derselben s. Blanckenhorn, ZE 1905, S. 451 ff. und Figg. 1—5 S. 451.

[2] Vgl. ZE 1905, Fig. 7 S. 451.

[3] Vgl. ZE 1905, Fig. 6 S. 451.

ʿAmmān, Mšetta und Ḳalʿat Zīzā.[1] Endlich schließt sich noch der W. el-Wāle mit einigen Fundstücken in der Nähe des Überganges der Karawanenstraße an. In der Nähe einer Werkstatt neolithischer Zeit bei Dolmenresten und Menhirs grub Blanckenhorn bei einem Menhir Beispiele vom Typus 28, 31, 33 und 50 Schweinfurths aus.[2] Die Fundumstände und geologische Erwägungen machten es Blanckenhorn zweifellos, daß diese Stücke höchstens aus dem oberen Diluvium, wahrscheinlich aber aus neolithischer Zeit stammen werden.[3]

Auf Grund der bisherigen geringen Beobachtungen in Palästina können wir nur sagen, daß sich in Palästina noch keine sichere Spur des Menschen im unteren Diluvium hat nachweisen lassen. Die gemachten Funde deuten aber immerhin darauf hin, daß der Mensch im mittleren Diluvium zuerst auf den Hochplateaus des Ostjordanlandes an den Grenzgebieten der Wüste und auf den Gebirgshöhen Judäas auftrat. Weitere Schlüsse lassen sich aus dem geringen vorliegenden Beobachtungsmaterial nicht ziehen. Reiche Funde ältester Steinwerkzeuge werden sich zweifellos auf den ostjordanischen Hochplateaus am Rande der heutigen Wüste und in den ehemals fruchtbareren Tälern Nordarabiens machen lassen. Daß der Mensch vorher, im Oberpliozän und im ersten Teile des Diluviums, in Palästina schon existiert haben sollte, wird, worauf Blanckenhorn hinweist, schon durch den geologischen Zustand des Landes höchst zweifelhaft.[4] Denn gerade mit Beginn des Diluviums vollzogen sich in Syrien tiefgreifende Umbildungsprozesse der Erdrinde, welche die heutige so charakteristische Oberfläche dieses Gebietes schufen. Zwischen parallelen Spalten brach das Land ein, es bildete sich ein durch ganz Syrien klaffender Riß, die tiefste Depression der Erdoberfläche, der große syrische Graben.

## 2. Die geologischen Vorbedingungen für das Auftreten des Menschen in Palästina.

Blicken wir zum besseren Verständnis dieser für das Auftreten und Wohnen des Menschen in unserem Gebiete so wichtigen geologischen Vorgänge ein wenig zurück in der Erdgeschichte. Syrien, Arabien, Persien, Indien, Ägypten, Nubien und Ostafrika waren lange

[1] ZE 1905, S. 454.

[2] L. c. S. 451, Figg. 8—11. Vgl. jetzt Blanckenhorns Ausführungen über diese Fundstätte in seinen Naturwissenschaftlichen Studien am Toten Meer und im Jordantal, Berlin 1912, S. 197 f.

[3] L. c. S. 456 f.

[4] Vgl. ZE 1905, S. 464.

Zeit vom eozänen Meere bedeckt, welches im Nummulitenkalk die Spuren seiner Anwesenheit hinterlassen hat. Mit dem Beginn des Miozäns (im mittleren Tertiär) bildete sich ein großer Kontinent, der sich vom Norden Palästinas über Arabien, Ägypten, den Sudan und die Gegend der zentralafrikanischen Seen hin erstreckte. Das Rote Meer hatte sich noch nicht gebildet; eine gleichartige Fauna und Flora muß diese Ländermassen bevölkert haben, wie die tier- und pflanzengeographischen Verhältnisse in Palästina heute noch beweisen. Der Nil mündete damals viel weiter nördlich, und ein Teil der Gewässer des heutigen Palästina floß zum Nil. Eine Erinnerung daran bildet wohl das Vorkommen von Krokodilen bis in die jüngste Zeit im Nahr ez-zerḳā im Süden des Karmel und direkte Beziehungen zwischen den Fischen des Tiberiassees und denen des Nil.[1] Dieser Zustand der genannten Ländermassen bestand noch während des ersten Teiles des Pliozäns.[2] Als Teil dieses Kontinents hatte sich auch Palästina, der heutige gebirgige Teil des Landes, aus dem Meere erhoben. Damals muß das Land das Aussehen eines Plateaus mit im wesentlichen horizontalen Schichten aus Nummulitenkalk geboten haben.[3] In die Tertiärzeit gehören die ältesten vulkanischen Erscheinungen, deren Spuren wir in Form von Basaltergüssen im Ǧolan und am Ostufer des Toten Meeres beobachten können. Gegen Ende der Tertiärzeit bereiteten sich dann jene gewaltigen Veränderungen vor, welche die bisher zusammengehörigen Ländermassen durch Bruchlinien und Einstürze zerrissen. Dieses System von Spalten beginnt schon am Nyassasee in Zentralafrika und zieht sich bis zum Roten Meere hin, welches durch das Einsinken eines Streifens der nordafrikanisch-arabischen Tafel zwischen parallelen Spalten am Ende des Pliozäns entstand.[4] Damals sank auch ein Teil des Festlandes von Palästina, nach Blanckenhorn vom

[1] Tiergeographisch gehört Palästina vom Südfuß des Karmels und vom Südende des Tiberiassees ab zur äthiopischen Fauna mit Steppen- und Felsentieren, wie namentlich der am Toten Meere hausende Klippschliefer (Hyrax syriacus) und die Vögel des Jordantales beweisen. Nordpalästina gehört dagegen zur paläarktischen Region (Bar, Dorn, Damhirsch). Vgl. A. Nehring, Die geographische Verbreitung der Säugetiere in Palästina und Syrien, Globus Bd. 81 (1902) Nr. 20 und Th. Fischer, Mittelmeerbilder II, S. 19 f.

[2] Vgl. J. de Morgan, Recherches sur les Origines de l'Égypte. L'âge de la pierre et les métaux. Paris 1896, S. 15 ff.

[3] M. Blanckenhorn, Entstehung und Geschichte des Toten Meeres. Ein Beitrag zur Geologie Palästinas. ZDPV XIX (1896), S. 14.

[4] Vgl. Diener, Libanon, S. 378. Blanckenhorn, Syrien in seiner geologischen Vergangenheit. ZDPV XV, S. 10 ff. Über die Bruchlinien und Spalten s. M. Blanckenhorn, Die Strukturlinien Syriens und des Roten Meeres. Eine geotektonische Studie (Festschrift Ferdinand Freiherrn von Richthofen zum 60. Geburtstage. Berlin 1893), S. 115 ff. u. Blanckenhorn, Kurzer Abriß der Geologie Palästinas ZDPV 35, S. 131.

Karmel ab südwärts, ins Meer, so daß auch in Südpalästina die Küste mit dem Fuß des Gebirges zusammenfiel. Gleichzeitig machten sich die ersten meridionalen Brüche in der späteren Jordansenke und der Biḳāʿ bemerkbar.

Die erwähnten vulkanischen Ausbrüche und die sonstigen Veränderungen jener Gebiete waren aber nur das Vorspiel zu den gewaltigen Ereignissen am Anfang des Quartärs, welche die heutige Oberflächengestaltung des Landes schufen, zu dem Einbruch des syrischen Grabens.[1] Es bildete sich, schräg zum Bruchsystem des Roten Meeres (oder des erythräischen Grabens) stehend, ein meridionales, teilweise auch südsüdwestlich-nordnordöstlich streichendes syrisches Spaltensystem, und ein breiter Streifen der Erdkruste brach ungleichmäßig ein; stellenweise blieben Schollen zurück, welche den großen syrischen Graben unterbrechen. Eine solche ist die vulkanische Hochebene des Merǧ ʿAjūn, welche die Jordanspalte vom Leontestal und der Ebene el-Biḳāʿ (Coelesyrien) trennt. Die Jordansenke mit der sich anschließenden ʿAraba endigt in einer 200 m über Meereshöhe gelegenen Wasserscheide in der Gegend westlich von Petra. Der südlich davon gelegene Teil der ʿArabasenkung führt zum Golf von ʿAḳaba. Endlich bildet die Gegend von Baʿalbek eine 1100 m über dem Meere gelegene Wasserscheide zwischen dem Leontestal und dem des Nahr el-ʿAṣī oder Orontes. Die tiefste Stelle des syrischen Grabens bildet der Wasserspiegel des Toten Meeres, —394 m unter dem Spiegel des Mittelmeeres.

Die geschilderten Einbrüche erfolgten in verschiedenen Absätzen, und gleichzeitig trat eine Hebung der syrischen Küste ein, die vielleicht noch in historischer Zeit fortdauert, besonders südwärts vom Karmel. Die heutigen Küstenebenen Palästinas bestehen nach Blanckenhorn aus „marinen Quartärbildungen“. Nur die gegen das Meer vorspringenden Vorgebirge, wie der Karmel, Rās en-naḳūra, Ras el-abiaḍ und andere, gehören älteren Formationen an. Erst in quartärer Zeit bildeten sich durch die Hebung der Küste die der syrischen Küste vorgelagerten Inseln und Klippen (Jāfa, Ṣaidā, Ṣūr, Ṭarābulus), welche für die Siedelungsgeschichte Phöniziens von so großer Bedeutung werden sollten.[2]

Als eine andere Begleit- und Folgeerscheinung der großen tektonischen Veränderungen Syriens haben wir die lebhafte vulkanische Tätigkeit, besonders im Osten des syrischen Grabens aufzufassen. Die Hauptzentren in unseren Gebieten sind die Vulkane

[1] Vgl. M. Blanckenhorn, Entstehung und Geschichte des Toten Meeres, ZDPV XIX, S. 28 ff. Derselbe, Syrien in seiner geologischen Vergangenheit, ZDPV XV, S. 56.

[2] Vgl. Blanckenhorn, Syrien in seiner geologischen Vergangenheit, ZDPV XV, S. 57, und seine Geologische Karte von Palästina ZDPV 35 (1912) Taf. III.

des Ǧolan und des Ḥauran mit riesigen, jetzt erstarrten und wild zerklüfteten Basaltlavamassen, ferner die Basaltdecken westlich vom Tiberiassee bis zur Ebene Esdrelon, besonders aber im Nordwesten des Sees. Von galiläischen Vulkanen seien genannt Ǧebel ed-Daḥī, Tell el-ʿAǧǧul, Ḳurūn Ḥaṭṭīn und Birket Ǧiś.[1] Durch Nötlings Forschungen im Jahre 1885 ist festgestellt, daß im Ǧōlān manche Lavaströme, die sich durch die Flußtäler vom Plateau herab ergossen, auf alluvialen Geröllschichten liegen, deren Fauna mit der unsrigen übereinstimmt. Die vulkanische Tätigkeit jener Gebiete muß sich also durch das Diluvium bis in historische Zeiten hinein fortgesetzt haben.[2] So kann man im Jarmuktale zwei Lavaströme unterscheiden, von denen der jüngere den Wādī Ruḳḳād herabgekommen ist und die Geröllablagerungen des alten Jarmuk bedeckt. Nach den jüngsten Nachrichten wird das alluviale Alter mancher Lavaströme des Ḥauran in unzweifelhafter Weise bestätigt. Dr. Endriss hat in el-Huberije im Ḥaurāngebiet unter der Lavadecke ein ausgedehntes Knochenlager gefunden, das von heute noch in Palästina vorhandenen Haustierformen stammt. Die Untersuchung stellte Schafe, Ziegen und eine kleine Rinderart fest. Wir müssen uns vorstellen, daß ein glühender Lavastrom in ein Versteck geflüchtete Viehherden überraschte. Es müssen also vulkanische Ausbrüche noch in einer Zeit stattgefunden haben, als das Land bereits von Halbbeduinen oder vielmehr Halbbauern bewohnt war, wie das Vorkommen des Rindes beweist. Kittel[3] versetzt diesen Knochenfund in die jüngere Steinzeit und hält es sogar für möglich, daß es sich um eine „erheblich spätere Entwicklungsstufe" handeln könnte. Mit der geschilderten vulkanischen Tätigkeit hängt das Aufbrechen starker heißer Quellen an verschiedenen Stellen des syrischen Grabens, besonders am Tiberiassee und dem Toten Meere, eng zusammen. So war das Land, in dem wir die ersten Spuren des Menschen suchen, im unteren Diluvium noch in voller Umbildung begriffen. Es ist daher höchst unwahrscheinlich, daß der Mensch damals bereits in irgendeinem Teile Palästinas existiert hat. Galiläa, Ǧōlān und Ḥaurān wurden noch von Erdbeben erschüttert und Lavaströmen überdeckt, die Küstenebenen bildeten sich eben erst und das Jordantal füllte, wie

[1] Vgl. Nötling in ZDPV IX (1886), S. 159—161. Blanckenhorn, Syrien in seiner geologischen Vergangenheit, S. 60. Ferner Nötling, Geologische Skizze der Umgegend von el-Ḥammi in ZDPV X, S. 87.

[2] Über Vulkane am Ostufer des Toten Meeres am W. ez-Zerḳā Māʿīn und bei Mukaur vgl Blanckenhorn, Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meer und im Jordantal, Berlin 1912, S. 204 f., 209 ff., 159 f.

[3] Ich entnehme diese Notiz Kittel, Geschichte des Volkes Israel[2] I, S. 16, Anm. 1 u. 2.

wir sehen werden, infolge großer Niederschlagsmengen ein großer Süßwassersee aus.

Die klimatischen Verhältnisse des Diluviums in Palästina unterscheiden sich von den europäischen in zwei Punkten. Zunächst haben wir in Palästina vermöge der südlichen Lage kein ausgesprochenes Kälteklima, mit Vereisungen und Gletscherbildung, sondern nur große Regenperioden und folgende Trockenperioden, die den nordischen Eiszeiten und Zwischeneiszeiten entsprechen. Man hat ferner jetzt erkannt, daß Palästina und Ägypten in der mittleren und oberen Diluvialzeit, also während des letzten Interglazials und der letzten Eiszeit Europas, im wesentlichen bereits das heutige Steppenklima mit regenlosem Sommer gehabt hat. Für das Libanongebiet mit seinen bis über 3000 m aufragenden Gipfeln und dem hydrographisch und orographisch von ihm abhängigen Galiläa werden wir in der Hauptregenzeit ein etwas kälteres Klima anzunehmen haben. Eine diluviale Vergletscherung des Libanon ist noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen.[1] Oskar Fraas wies zum Beweis für die quartäre Vereisung auf die Hügel des Zedernwaldes bei Bserre im Libanon, ungefähr 2000 m über dem Meere, hin; er faßte dieselben als Reste einer alten Moräne auf, die sich von den Höhen des Gebirges in das Tal des Nahr Ḳadīša herabzog.[2] Allein sogenannte „gekritzte und geschrammte Geschiebe", die das sichere Merkmal einstiger Vergletscherung bilden, sind noch nicht nachgewiesen worden. Doch stimmt man nach Blanckenhorn Fraas allgemein darin zu, daß es sich bei den Hügeln des Zedernwäldchens tatsächlich um Gletscherschutt handelt. In Kalktuffen aus denselben Moränen unterhalb der Zedern wies Fraas Pflanzenabdrücke verschiedener Art nach, welche Blätter der Eiche, Buche, Ulme und Haselnuß enthalten sollen. Da diese Laubhölzer heute in Syrien nicht mehr vorkommen, schloß er auf einstiges Vorhandensein eines Klimas im Libanon, das diese Baumwelt begünstigte, die wir heute in Deutschland bis 400 m Meereshöhe haben.[3]

Auch die diluvialen Höhlenfunde des Libanongebietes mit ähnlichen Resten einer ausgestorbenen Fauna, die wir in den europäischen Diluvialfunden bewundern und deren Existenz teilweise ein kälteres Steppenklima voraussetzt, beweisen, daß sehr erhebliche Temperaturschwankungen auch im Libanon stattgefunden haben. Im Gegensatz dazu weist das ägyptische Diluvium nichts von jenen reichen Tierformen Europas auf, sondern seine Diluvialfauna ist nach Schweinfurth nicht wesentlich von der heutigen verschieden

[1] Vgl. Blanckenhorn ZDPV XV, S. 60.
[2] Vgl. O. Fraas, Drei Monate im Libanon, Stuttgart 1876, S. 33, 34, 65.
[3] Vgl. Blanckenhorn ZDPV XV, S. 60.

gewesen.[1] Einen Beweis dafür, daß in Ägypten wenigstens während des letzten Interglazials und der letzten Eiszeit das heutige Klima herrschte, sieht Schweinfurth für Oberägypten in seinen Beobachtungen auf dem Plateau und der Diluvialterrasse bei Theben. Dort fand er öfters feine, von Menschenhand in altpaläolithischer Zeit abgesplitterte Stücke von Feuerstein noch neben dem Mutterknollen liegen. Das wäre unmöglich, wenn seit jener Zeit so heftige Regengüsse die Abhänge der Berge bespült hätten, wie wir es für das nordische Diluvium annehmen müssen.[2] Diese für Ägypten erschlossenen Verhältnisse kann man auch auf Palästina übertragen. Vorher herrschten in Übereinstimmung mit den europäischen Eiszeiten Pluvialperioden.[3] Blanckenhorn hatte früher angenommen, daß sich die verschiedenen Ablagerungen des Jordanbinnensees in genaue Parallele setzen lassen mit den Terrassen und Moränen der verschiedenen europäischen Eiszeiten.[4] Das Anwachsen des Binnensees sollte einer Periode vermehrter Niederschläge, also einer Glazialepoche Europas entsprechen und der Rückgang der Gewässer in einer folgenden Trockenperiode einem Interglazial. So ergaben sich für Blanckenhorn bei drei europäischen Eiszeiten, zwei Zwischeneiszeiten und einer Nacheiszeit auch für Palästina sechs durch drei Regen- und drei Trockenperioden gekennzeichnete diluviale Zeiträume, die sich am besten am Steigen und Zurückweichen des großen Binnensees im Jordantale verfolgen ließen.

Heute jedoch nimmt Blanckenhorn in Übereinstimmung mit den eben berührten ägyptischen Verhältnissen nur zwei diluviale Pluvial- oder Regenzeiten an, ein großes Pluvial im Altdiluvium mit einer dasselbe unterbrechenden kürzeren Interpluvialzeit, in welcher sich durch Eintrocknen der Gewässer des ältesten Jordantalsees das Steinsalzlager des Ǧebel Usdum gebildet hat, und ein kleines Pluvial.[5] Die große Regenzeit entspricht der Günz- und Mindel-

[1] G. Schweinfurth ZE 1902, S. 301 ff.

[2] G. Schweinfurth ZE 1903, S. 812.

[3] Dem entspricht es, wenn noch heute in Palästina die Tierwelt im Norden der paläarktischen, im Süden der äthiopischen Region angehört.

[4] Entstehung und Geschichte des Toten Meeres. Ein Beitrag zur Geologie Palästinas in ZDPV XIX (1896), S. 30 ff.

[5] Vgl. M. Blanckenhorn, Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meer und im Jordantal. Bericht über eine im Jahre 1908 (im Auftrage S. M. des Sultans der Türkei Abdul Hamid II. und mit Unterstützung der Berliner Jagor-Stiftung) unternommene Forschungsreise in Palästina, Berlin 1912, passim. Derselbe, Neues zur Geologie Palästinas und des ägyptischen Niltals in der Zeitschr. d. Deutsch. geolog. Ges. XLII (1910), S. 405—461. Derselbe, Kurzer Abriß der Geologie Palästinas. Begleitworte zu einer neuen geologischen Karte von Palästina in ZDPV 35 (1912), S. 113—139. — Zum folgenden vgl. ZDPV 35 Taf. IV und Zeitschr. d. Deutsch. geolog. Ges. 1910 Taf. V.

eiszeit Pencks in Europa, das kurze Interpluvial dem europäischen Interglazial zwischen den beiden genannten großen Eiszeiten. Vor Beginn dieser ersten großen Regenzeit erfolgten bei lebhafter vulkanischer Tätigkeit in Nordarabien, Palästina und Nordsyrien die oben erwähnten großen grabenartigen Einbrüche zwischen nordsüdlich gerichteten Spalten. Es bildeten sich der erythräische Graben (das Rote Meer) mit dem Golf von ʿAḳaba und in Palästina die ersten Senkungen der ʿAraba und des Jordantales. Der beginnende Einbruch des Jordantales und seiner Verlängerungen brachte naturgemäß eine Revolution in den bisherigen Entwässerungsverhältnissen Palästinas hervor; die Entwässerung erfolgte bisher vielfach in westöstlichen Einbrüchen aus der Zeit des Pliozäns.[1] So floß der Urjarmuk durch die Jesreelebene am Karmel vorbei ins Mittelmeer, so daß also der Kison, der Nahr el-Muḳaṭṭaʿ von heute, den Unterlauf des Urjarmuk bildete.[2] In der großen Pluvialperiode flossen die Wassermassen im neu gebildeten Jordantal nach Süden und bildeten hier einen Süßwassersee, welcher alte Steinsalzlager am Westufer des heutigen Toten Meeres, die durch das Einsinken offen lagen, auslaugte.[3]

Bald erfolgte dann in den Anfangsphasen des Diluviums der gewaltige Einsturz des Jordantales, der Biḳāʿ und des Orontestales zu ihrer heutigen Tiefe, begleitet von vulkanischen Erscheinungen und Basaltergüssen. Nach dieser letzten gewaltigen Bildungsperiode der Oberfläche Syriens folgte eine kurze Trockenperiode, die dem europäischen Günz-Mindel-Interglazial entspricht, mit Eintrocknung des Jordansees und Bildung der Steinsalzlager des Ǧebel Usdum.[4] In der folgenden Hauptperiode der Regen füllte das Jordantal ein großer Süßwassersee, welcher die Hauptterrasse des Jordantales und der ʿAraba bildete. Es ist die Terrasse, auf welcher Jericho steht mit den bizarren Mergelhügeln an den Rändern, die 50—55 m hoch am Gebirgsabhang als Schuttstreifen über ʿAin Feṣḥa am Nordwestende des Toten Meeres klebt, und deren Höhe im Südufer des Tiberiassees 192 m und in der ʿAraba bis 486 m über dem Toten Meer beträgt.[5] Zu dieser Hauptterrasse, die mit der Schotterterrasse des palästinischen Pluvials zusammen entstand und den Ablagerungen der Günz- und Mindeleiszeit Pencks entspricht, rechnet Blanckenhorn

[1] Vgl. Blanckenhorn ZDPV 35, S. 130 f.

[2] Vgl. T. G. Bonney, The Kishon and Jordan Valleys, Geological Magazine, Dezember 1904, S. 575 nach Blanckenhorn. Blanckenhorn, Naturwissenschaftliche Studien S. 352.

[3] Über diese Steinsalzlager und ihre Bedeutung bei der Bildung des Salzberges von Usdum vgl. Blanckenhorn, Naturwissenschaftliche Studien S. 98 ff.

[4] Vgl. Blanckenhorn ZDPV 35, S. 132. Naturwissenschaftl. Studien S. 113 ff.

[5] Vgl. Blanckenhorn, Naturwissenschaftliche Studien S. 41; 53 f.; bes. S. 114.

auch die Terrasse des Usdumgipfels und die Umrandung der Sebḫa.[1] Die verschiedenen Höhen der Hauptterrasse erklären sich aus späteren ungleichmäßigen Verschiebungen und Senkungen, namentlich am Nordende des Toten Meeres, wo die Depression des Jordantales ja am tiefsten ist. Während dieser Hauptregenperiode Syriens kamen kleine Gletscherbildungen auf dem Libanon beim Zedernwäldchen bei Bšerre vor.

In einer folgenden langen niederschlagsarmen Periode, entsprechend dem Mindel-Riß-Interglazial Europas, fiel der Spiegel des Jordantalsees bis zum heutigen Niveau. Die Flußtäler schnitten sich tief in die steilen Randberge ein und zersägten teilweise in sie herabgeflossene alte Lavamassen.[2] In einer neuen kleineren Regenperiode, parallel der europäischen Rißeiszeit, bildete sich im Delta mancher Flußtäler eine Mittelterrasse,[3] während die vulkanische Tätigkeit im Ǧolan und teilweise im Osten des Toten Meeres sich in großen Lavaergüssen bemerkbar machte (z. B. die Rukḳādlava im Jarmuktal).

Während in Europa nun noch eine letzte Kälteperiode, die Würmeiszeit folgte, begann in Syrien und Ägypten am Schlusse des Mitteldiluviums, wie oben erwähnt, das heute dort noch herrschende Steppenklima mit fortschreitender Austrocknung der Gewässer, das sich seitdem nicht mehr wesentlich geändert hat. Während der Rißeiszeit und im letzten Interglazial finden sich in Europa die ersten unzweifelhaften Spuren des Menschen in den Werkzeugtypen des Préchelléen, Chelléen und Acheuléen, wenn wir von den zweifelhaften Eolithen absehen. Zu ungefähr gleicher Zeit finden wir den Menschen auch in Palästina, wo er Reste seiner Tätigkeit in zahlreichen altpaläolithischen Fundstätten auf den Hochplateaus östlich und westlich vom Jordan, an der phönizischen Küste und an verschiedenen Stellen Nordsyriens zurückgelassen hat. Somit, scheint es, tritt also in Palästina der Mensch erst nach den beiden Regenzeiten und den großen Umbildungen der Landesoberfläche auf, als das Land seine heutige Gestalt und sein heutiges Steppenklima im wesentlichen bereits besaß. Nur muß Palästina damals noch viel wasser- und niederschlagsreicher gewesen sein als heute, und tiefe Wälder müssen stellenweise die Gebirge bedeckt haben. Die Flüsse bildeten durch Anschwemmungen ihre Niederterrasse (Alluvialterrasse), in welche sich dann das heutige Flußbett tief eingegraben hat.

[1] Naturwissenschaftliche Studien S. 114.

[2] Vgl. Blanckenhorn, Entstehung und Geschichte des Toten Meeres, ZDPV 19 (1896), S. 41 ff. Nötling, Geologische Skizze der Umgebung von el-Ḥammi in ZDPV 10, S. 87.

[3] Vgl. Blanckenhorn, Naturwissenschaftliche Studien S. 56, 115.

Wenn auch die Bewegung der Erdkruste in Palästina noch nicht völlig zur Ruhe gekommen war, so bildete dies doch kein Hindernis für den Menschen. Von nachträglichen Senkungen, namentlich am Nordende des Toten Meeres, ist schon gesprochen worden. Vulkanische Ausbrüche und Basaltergüsse müssen noch in geschichtlicher Zeit vorgekommen sein. So fand in der ersten Zeit der Alluvialepoche unter den Augen der Menschen Sodom und Gomorrha im Südosten des Toten Meeres durch ein mit Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen verbundenes Einsinken eines Erdstreifens den Untergang.[1] Doch waren diese Bewegungen mehr lokaler Natur und waren der Ausbreitung des Menschen im Lande nicht hinderlich. Die häufigen Erdbeben zeigen noch heute, daß das Erdinnere sich hier noch in gesteigerter Tätigkeit befindet.[2] Die syrische Küste hat heute ihre Gleichgewichtslage noch nicht erreicht.

Von wo ist der Urmensch nach Palästina gekommen? Diese Frage können wir heute noch nicht beantworten. Betrachten wir die benachbarten vorderasiatischen und nordafrikanischen Länder, so läßt sich in diesen Gebieten eine große altpaläolithische Kulturprovinz konstatieren, hauptsächlich charakterisiert durch den Faustkeil von Chelles, das Leitinstrument des ältesten Paläolithikums, deren Mittelpunkt in Afrika zu liegen scheint. Zu dieser Kulturprovinz gehört auch Palästina, das Libanongebiet und der ganze vorderasiatische Teil des afrikanisch-asiatischen Tafellandes. Es scheint nach den heute vorliegenden Funden, daß Syrien und Mesopotamien nur an der nördlichen Peripherie dieser Kulturprovinz liegen.

Nordafrika ist reich an altpaläolithischen Funden. Damals im mittleren Diluvium bevölkerte eine zahlreiche Fauna das Land, Elefanten, Nashörner, Wildpferde, Urbüffel und andere Jagdtiere boten den diluvialen Jägerstämmen reiche Nahrung. Weite Randgebiete der heutigen Sahara waren, wie die Fundstätten beweisen, damals mit Graswuchs bedeckt und reich bewässert. Besonders in Tunis und Algerien sind zahlreiche Fundorte der ältesten paläolithischen Kulturstufe von Chelles nachgewiesen worden. Daran schließen sich die reichen Funde in den diluvialen Schotterterrassen des Nil und auf den Hochplateaus der Wüste in der Nähe des Stromes. Das Niltal war damals mit undurchdringlichen Urwäldern

[1] Nach Blanckenhorn ZDPV 19 (1896) S. 51 ff.

[2] Vgl. Blanckenhorn, Über das letzte Erdbeben in Palästina und die Erforschung etwaiger zukünftiger, ZDPV 28 (1905) S. 206—221. G. Arvanitakis, Essai d'une statistique des tremblements de terre en Palestine et Syrie (Communication à l'Institut égyptien au Caire, séance du 2 mars 1903). Vgl. auch QSt 1883, S. 32, Tafel 8.

und Sümpfen bedeckt und beherbergte eine zahllose Fauna, die hier geradezu ideale Existenzbedingungen fand. Zahlreich muß der diluviale Mensch auf den Plateaus am Nil gesessen haben und wird die Tierwelt des Flußtales als nie versiegende Nahrungsquelle benutzt haben. Wenn in Ägypten auch in den Zwischeneiszeiten bereits das heiße Wüstenklima herrschte, so war das sterile Sandgebiet damals längst noch nicht so ausgedehnt wie heute, und am Rande der Wüste und in den Oasen gab es weite bewohnbare Strecken. In den westlichen Randgebieten des Niltales fand sich auf dem Wüstenboden, durch Auswitterung freigelegt, zahlreiches Feuersteinmaterial, das für die primitive Steinindustrie des Paläolithikers sehr gelegen kam. Darum liegen hier und in den westlichen Oasen auch die meisten Reste der paläolithischen Besiedelung. Zeitig wird der Mensch in das Niltal selbst dauernd hinabgestiegen sein; nur haben heute viele Meter hohe Schlammschichten längst die Reste aus jenen fernen Zeiten unter sich begraben.

An Ägypten schließt sich dann, durch den Sudān unterbrochen, aus welchem noch keine Nachrichten vorliegen, das Somāliland als Gebiet zahlreicher altpaläolithischer Fundstätten, die namentlich dem Acheuléen angehören. Die Werkzeuge werden hier durch starke Regengüsse aus der Oberfläche des Landes ausgewaschen.

Wahrscheinlich wird auch Südarabien und die fruchtbaren Täler Nordarabiens, das ja auch in der ersten Hälfte der Diluvialzeit bei weitem wasserreicher, fruchtbarer und bewohnbarer gewesen sein muß als heute, zahlreiche altpaläolithische Besiedelungen aufweisen, wenn auch heute wegen der Abgeschlossenheit des Landes noch nichts davon erforscht ist. Aber eine große Wahrscheinlichkeit für diese Annahme liegt vor.

Zu dieser reichen Provinz altpaläolithischer Besiedelungen steht Palästina, Syrien und Babylonien offenbar in Beziehungen, um so mehr als diese Gebiete des alten Tafellandes von jüngeren Faltengebirgssystemen und Hochländern im Norden und Osten begrenzt werden, die nach unserem heutigen Wissen frei von paläolithischen Kulturen waren. Vor allem scheinen die Randgebiete des vorderasiatischen Tafellandes die Altpaläolithiker angezogen zu haben, besonders die Gebiete, welche an das Mittelmeer stoßen (Palästina, die ostjordanischen Plateaus, das Libanongebiet, Nordsyrien), und die Ränder des Plateaus an den großen Flußtälern (Westufer des Euphrat, z. B. Gerabis in der Gegend des alten Karkemīš; Suḫne zwischen Palmyra und ed-Der) und Ebenen an Flußtälern, die am leichtesten bewohnbar waren. Dieses ganze Gebiet des syrisch-arabischen Tafellandes, der heutigen Wüste, der Tummelplatz der semitischen Welt, war in der Diluvialzeit noch wasserreicher als

heute. Die Wadis waren in der Regenzeit von großen Strömen durchrauscht, und weite Strecken mit Graswuchs bedeckt. Anderseits waren die Flußtäler, später die Stätten ältester seßhafter Kultur, während der Regenzeit des Diluviums noch große Sümpfe oder, wie das Niltal, das Euphrat- und Tigristal, zum großen Teile vom Meere bedeckt.

Auf den genannten Hochflächen der Tafel war also in der Pluvialzeit und den trockneren Zwischenzeiten die Existenz des Menschen am gesichertsten. Hier mußte ihm Fleischnahrung und Pflanzenkost in Fülle zu Gebote stehen, besonders in der Nähe der Flußtäler. Elefanten und Flußpferde hausten dort in den Sümpfen der großen Ströme, zahllose Fische schwammen im Wasser, auf den grasreichen Hochflächen tummelten sich Gazellen, Wildesel, Wildpferde, Strauße und anderes Wild. Mit der beginnenden Austrocknung und der zunehmenden Zugänglichkeit der Flußtäler, die durch regelmäßige Anschwemmungen allmählich von ihren Sümpfen befreit wurden, drang der Mensch in die sich bildenden Alluvialebenen vor, wo mit der Nahrungsfülle und der Fruchtbarkeit des Bodens auch eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung eintreten konnte. Die syrischen Gebirge an der Küste des Mittelmeeres waren damals mit dichten Waldungen bedeckt und beherbergten eine reiche Fauna, wilde Ziegen-, Rinder- und Hirscharten. Dazu kam der Fischreichtum des Meeres; es waren ideale Jagdgründe für den Diluvialmenschen.

Ganz anders, wie in den günstigen Gebieten des Tafellandes, lagen die Verhältnisse während der Diluvialzeit in den das Tafelland im Norden und Osten begrenzenden Hochländern, in Armenien und dem Hochland von Iran. Diese im Durchschnitt 1000 m hohen Hochplateaus werden auf allen Seiten von riesigen Faltengebirgssystemen durchzogen, deren Gipfel die Schneegrenze weit überschreiten und die nach Süden und Westen gegen das syrisch-babylonische Tafelland schroff und steil abfallen. Nur wenige Flußtäler bieten hier wichtige Zugänge zu den Plateaus. Am Ende des Tertiärs war das Hochland von Iran feucht; Wiesen und Wälder konnten sich entwickeln, in denen eine zahlreiche Fauna lebte.[1] Das iranische Plateau war damals im Norden begrenzt durch den großen ponto-aralo-kaspischen Binnensee und im Westen und Süden durch den persischen Golf, der das heutige Euphrat- und Tigristal weit hinauf bedeckte. Die üppige Vegetation des armenischen und iranischen Hochlandes wurde dann durch die Eiszeit und die damit verbundene

[1] Vgl. J. de Morgan, Les premières civilisations. Etudes sur la préhistoire et l'histoire jusqu' à la fin de l'Empire macédonien. Paris 1909, Cap. VII, S. 170 ff.

Klimaänderung vernichtet. Die Hochketten Armeniens, der Kaukasus und die gewaltigen Grenzgebirge Irans bedeckten sich mit großen Gletschern und die Hochplateaus mit Schneemassen, welche allen Pflanzenwuchs erstickten.[1] Nach Osten schlossen sich die innerasiatischen Hochländer in breitem Gürtel als unbewohnbare Kältezonen an, das Pamir-Plateau, Tibet, die Wüste Gobi und andere. Die Hochgebirge, wie der Himalaya, starrten bis auf 1000 m Meereshöhe herunter von gewaltigen Gletschern.

Als nach der Eiszeit das Klima sich wieder hob, bedeckten infolge des rapiden Abschmelzens der Gletscher und Schneefelder große Wassermassen die Hochländer, die teils ihren Weg zum Meere nahmen, teils, wie in Persien, große Salzseen und Salzsteppen bildeten und das Land unfruchtbar und vegetationsarm machten. Die hohen Berggipfel blieben noch, wie heute, mit Schnee bedeckt. Es begann dann auf den Hochländern das heutige vegetationsarme Steppenklima. So war also während der Eiszeiten das asiatische Gebiet der altpaläolithischen Kulturprovinz nach Norden und Osten durch vereiste und unbewohnbare Gebiete abgeschlossen. Diese Hochländer im Norden und Osten boten also dem diluvialen Jäger keinen dauernden Aufenthalt. Tatsächlich hat J. de Morgan durch seine Untersuchungen im Kaukasus, Armenien und Nordpersien mit Sicherheit festgestellt, daß diese Länder erst von Völkern dauernd bewohnt worden sind, welche die Kunst der Metallbearbeitung kannten, also erst in verhältnismäßig junger Zeit. Und diese Metallindustrie ist nach de Morgan von der altbabylonischen total verschieden, hat also mit dieser keinen Zusammenhang.[2]

Da also während des Diluviums die vorderasiatischen Hochländer nicht bewohnbar waren und ein breiter Kältegürtel das syrisch-arabische Tafelland im Norden und Nordosten gegen Innerasien absperrte, war der diluviale Jäger, welcher in den Randgebieten des Tafellandes hauste, auf die Verbindung mit dem Süden angewiesen. Die Gleichartigkeit der altpaläolithischen Steinindustrie in Palästina und Ägypten rechtfertigt es daher, kulturelle Beziehungen anzunehmen und von einer großen altpaläolithischen Kulturprovinz zu sprechen. Syrien und Mesopotamien waren dann die nördlichsten Ausläufer dieser Kultur. Damit ist noch nicht gesagt, daß der altpaläolithische Mensch aus den Gebieten des heutigen

[1] Über Moränen diluvialen Ursprungs in Persien s. de Morgan l. c. S. 92, Anm. 1.

[2] Für den Kaukasus vgl. J. de Morgan, Mission scientifique au Caucase, 2 Bde., Paris 1889. — Für Persien J. de Morgan, Mission scientifique en Perse, Bd. IV: Recherches archéologiques, 1. Teil, S. 13 ff. H. de Morgan, in Mémoires de la Délégation scientifique en Perse, Bd. VIII, Paris 1905.

Afrika nach Vorderasien eingewandert sein müßte. Das ist nicht wahrscheinlich; Kulturbeziehungen, falls wir solche wirklich aus den oben dargelegten Verhältnissen schließen dürfen, haben nicht notwendig Abstammung und Verwandtschaft der Völker zur Voraussetzung. Nichts hindert uns, anzunehmen, daß die altpaläolithischen Jägerstämme aus dem Innern Asiens in den Zwischeneiszeiten nach Vorderasien vorgedrungen sind und die Hochflächen in Besitz genommen haben. Jedoch wissen wir heute darüber nichts. Wir wissen nur, daß der altpaläolithische Jäger in den günstigsten Gebieten des afrikanisch-vorderasiatischen Tafellandes seit der Mitte des Diluviums ziemlich zahlreich vorhanden war und ein im wesentlichen identisches Werkzeuginventar aus Feuerstein hinterlassen hat, während die benachbarten asiatischen Hochländer noch lange Zeit unbewohnt blieben.

Als dann die Regenzeiten zu Ende gingen und mit der langsamen Austrocknung des Tafellandes und dem Eintreten des heutigen Wüstenklimas die Jagdgründe für den Paläolithiker immer spärlicher wurden, mußte ein langsames Abwandern der Bevölkerung nach den klimatisch günstigeren Gebieten in der Nähe des Mittelmeeres (Palästina, Libanongebiet) und in die entstehenden fruchtbaren Flußtäler und Alluvialebenen (Niltal, Babylonien) stattfinden, die vermöge der Fruchtbarkeit ihres Bodens und der Menge der Jagdtiere eine dichtere Bevölkerung zuließen. Zahlreiche Dattelpalmen und andere Fruchtbäume und Fruchtkräuter boten reichliche Pflanzennahrung. Vielleicht ist damals in langsamen Bevölkerungsverschiebungen um die günstigen Wohnplätze gekämpft worden. Die notwendige Bevölkerungsverdichtung in den fruchtbaren Tiefebenen führte immer mehr zur vegetabilischen Nahrung und zur Übernahme des Pflanzenbaus und damit zu kleinen Gemeinwesen, zur Seßhaftigkeit und zu einer ganz neuen Kultur, dem Neolithikum.

## Drittes Kapitel.

## Das Altpaläolithikum.

### 1. Die Kulturstufe von Chelles und St. Acheul.

Bei der Behandlung der ältesten paläolithischen Kulturen in Syrien müssen wir immer von der europäischen Terminologie und von den Ergebnissen ausgehen, welche die prähistorische Forschung in Europa, besonders in Westeuropa, bei einer Fülle von Funden

und sonstigen günstigen Bedingungen erreicht hat. Dazu berechtigt uns auch die Gleichheit der Werkzeugformen in den verschiedenen Epochen in Syrien, Ägypten und Westeuropa und die Tatsache, daß auch die Entwicklung der Steinindustrie in beiden Gebieten die gleichen Wege gegangen ist, und die bereits hervorgehobene weitere Tatsache, daß der europäischen Eiszeit mit ihren verschiedenen Intervallen in Syrien kalte Pluvialperioden entsprechen. Was die Zeit betrifft, so wird vermutlich das syrisch-ägyptische Altpaläolithikum etwas vor dem europäischen anzusetzen sein; doch wissen wir darüber nichts.

Die in Westeuropa durch die prähistorische Forschung gemachten Funde ließen sich in die von dem französischen Forscher G. de Mortillet aufgestellten vier Kulturperioden des Chelléen, Moustérien, Solutréen und Magdalénien leicht eingliedern, da eine ziemliche Gleichheit der Entwicklung der Steinindustrie in den verschiedensten Gegenden vorhanden ist. Diese vier zeitlich aufeinanderfolgenden Kulturphasen sind durch bestimmte Leitinstrumente charakterisiert und repräsentieren jede eine bestimmte Kulturentwicklung der paläolithischen Menschheit. Sie sind benannt nach den Namen der klassischen Fundorte ihrer Gattung. Mit der Zeit stellte sich jedoch die Notwendigkeit heraus, zwischen den vier Hauptphasen einige Übergangsperioden einzulegen. Die wichtigsten sind die von St. Acheul, zwischen Chelléen und Moustérien, die von Aurignac zwischen dem Moustérien und Solutréen und die von Maz d'Azil zwischen dem Magdalénien und der neolithischen Zeit.

Das Paläolithikum teilt man in zwei große Perioden, indem man das Chelléen, Acheuléen und Moustérien als Altpaläolithikum (von Aimé Rutot Terrassenpaläolithikum, paléolithique alluvial genannt) und das Aurignacien, Solutréen und Magdalénien als Jungpaläolithikum (Höhlenpaläolithikum, paléolithique des cavernes), wegen der Vorherrschaft des Renntiers auch Renntierzeit genannt, zusammenfaßt.

Auch paläontologisch haben diese nach der Feuersteinindustrie und den sonstigen menschlichen Resten kulturgeschichtlicher Art unterschiedenen Perioden einen ganz bestimmten Charakter. Jede dieser Perioden besitzt ihre eigentümliche Fauna und Flora; aus den Lebensbedingungen ihrer Vertreter können wir auf die klimatischen Verhältnisse jener Zeit schließen. Das Klima wechselte mit den diluvialen Eiszeiten und Zwischeneiszeiten. Jedes Vorrücken der großen Gletscher war mit einem feuchten und kalten Klima verbunden; die mittlere Jahrestemperatur in Europa war während der Eiszeit im günstigsten Falle 6—7°.[1] In den eisfreien Gegenden

[1] Vgl. Obermaier, Der Mensch der Vorzeit, S. 57.

Mitteleuropas herrschte die Tundra. Dann folgte ein wärmeres feuchtes Klima; die Gletscher schmolzen etwa auf ihren heutigen Umfang ab, und allmählich trat ein kaltes, trockenes Steppenklima ein, welches zu einer neuen Vergletscherung führte. Wie schon erwähnt, haben wir nach den neuesten Forschungen die Kulturstufe von Chelles in die letzte Zwischeneiszeit und zwar in die Wärmephase derselben zu versetzen. In dieser Zeit tritt der paläolithische Mensch überall auf. Das Acheuléen würde in die Übergangszeit zur Würmeiszeit und das Moustérien in die Zeit der letzten Vergletscherung selbst fallen bezw. nach Obermaier noch in einen Teil des Rückzugstadiums der Gletscher. Endlich fällt das Aurignacien, Solutréen und Magdalénien ganz in die Zeit des Rückganges der letzten großen Vereisung und in die Nacheiszeit, eine Periode mit trockenem Steppenklima und einer Steppenfauna (Renntier). Dem heißen und feuchten Klima von Chelles entspricht eine wärmeliebende Tierwelt, deren Hauptvertreter der Altelefant, *Elephas antiquus,* der bis 5 m Höhe erreichte, und das Rhinoceros Merckii sind; im feuchten, kalten Klima des Moustérien während der letzten Eiszeit lebten das Mammut *(Elephas primigenius)*, ein bis 4 m hohes Riesentier, das wollhaarige sibirische Rhinozeros mit einem Horne von 1 m Höhe auf der knöchernen Nasenscheidewand und einem kleineren Horn dahinter *(Rhinoceros tichorhinus)*, der Höhlenbär *(Ursus spelaeus)* und der Riesenhirsch *(Cervus megacerus)*. Endlich finden wir während des Jungpaläolithikums mit seinem Steppenklima ausgesprochene Steppentiere wie das Renntier *(Rangifer tarandus)*, die Saigaantilope *(Calus tartaricus)*, den Wildesel, den Steinbock und andere.[1]

Die ältesten unzweifelhaften industriellen Zeugnisse des Menschen sind überall, wo sie auftreten, von einheitlichem Charakter, ein primitives Werkzeuginventar aus Feuerstein. Man nennt diese erste Kulturstufe des Altpaläolithikums Chelléen nach dem klassischen Fundort von Chelles (östlich von Paris, an der Marne). Das Chelléen ist in den Teilen Europas vertreten, die während der Eiszeit nicht von Gletschern bedeckt waren, also hauptsächlich in Frankreich. Sonst findet es sich in den verschiedensten Teilen der Erdoberfläche, teilweise noch in ähnlicher Form bei rezenten Völkern (z. B. bei den Tasmaniern).[2]

Der Formenreichtum des Chelléen war noch gering. Es ist eine durchaus primitive Industrie, die neben Stein sicher auch Holz

[1] Über die Fauna und Flora des Quartärs vgl. Déchelette l. c. S. 38 ff.; 48 ff.; Obermaier l. c. S. 57 ff.

[2] Über Chelles und das Chelléen vgl. Déchelette l. c. S. 61 ff. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen II, S. 151 ff. Obermaier l. c. S. 113 ff.

und Bast und sonstige pflanzliche Stoffe für ihre Geräte verwandte. Diese Erzeugnisse sind längst vermodert, geblieben sind uns nur die Steinwerkzeuge. Das Hauptinstrument der Chellesindustrie ist der mandelförmige Faustkeil (Fäustel, coup-de-poing), bald oval, bald dreieckig umrissen. Das Instrument wurde aus einem Silexknollen durch beiderseitige, mehr oder minder grobe Abschläge hergestellt, es ist nukleogen. Die Basis blieb dick, um als bequeme Handhabe zu dienen, die Ränder und die Spitze wurden scharf zugeschlagen. Häufig ist an der Basis des Geräts noch ein Stück der Rinde erhalten (coup-de-poing à talon). Der Faustkeil ist noch ein recht plumpes Werkzeug und diente offenbar als Universalinstrument, indem man mit der Spitze arbeitete, zum Schaben, Schneiden, Durchbohren, Wühlen und Stechen, oder bei der Verwendung des massigen Endes als Hammer.[1] Die Form dieser Instrumente und ihre Größe ist im einzelnen sehr verschieden. Obermaier unterscheidet vier Formen des Faustkeils, den mandelförmigen Urtypus, den ovaloiden Typus, den Diskus und eine Spitzform, die sich der Lanzenform nähert.[2] In Frankreich schwankt die Länge der Chellesfäustel zwischen 6 und 28 cm und beträgt nach Déchelette im Mittel 12 cm.[3] Neben dem Hauptinstrument finden sich zahlreiche Kleinformen, namentlich Spitzen (pointes), Klingen, Schaber, alles aus Abschlägen durch rohe Retuschen hergestellte Werkzeuge, die durch ihren Charakter und ihre Form bereits auf das folgende Moustérien hinweisen.[4]

In der ganzen Steinzeit gibt es zwei Methoden der Steinbearbeitung, nämlich Bearbeitung eines Feuersteinknollens (Nucleus) durch Abschläge, so daß aus dem Knollen selbst das beabsichtigte Instrument herausgearbeitet wird. Ein auf diese Weise gebildetes Werkzeug ist nukleogen. Daneben geht die beabsichtigte Spaltung der Knollen einher, um durch Retuschierung schöner regelmäßiger Splitter Werkzeuge herzustellen; solche sind dann lamelligener Natur. Die Werkzeuge der Arbeitsweise von Chelles und Solutré sind nukleogen, die von le Moustier und la Madeleine sind durchaus lamelligen. Auch ein großer Teil der atypischen Artefakte, die wir der Vorstufe der Industrie von Chelles zuweisen müssen (Schweinfurths Typus 18—51), ist lamelligen. Dieses Frühchelléen hat den Faustkeil noch nicht gekannt, der Mensch ringt noch nach einer konstanten Werkzeugform und behilft sich mit Kleinformen.

Die Werkzeuge der Übergangsepoche mit wesentlich kälterem Klima von der Chellesindustrie zur Kulturstufe von Le Moustier,

[1] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 18 S. 64.
[2] Vgl. Obermaier l. c. S. 115 und Abb. 63 daselbst.
[3] L. c. S. 65.
[4] Vgl. Obermaier l. c. S. 118 ff. und Abb. 65, 66.

des Acheuléen, benannt nach dem Orte Saint Acheul (bei Amiens, Dep. Somme), unterscheiden sich von den früheren durch größere Exaktheit und Feinheit der Arbeit, größere Formsicherheit und durch kleineres Volumen.[1] Die Abschläge, mit welchen das Instrument aus dem Werkstück herausgeschlagen wird, sind kleiner und sorgfältiger miteinander ausgeglichen. Die geringe Dicke des Instruments bedingt eine erhebliche Gewichtsverminderung, aber auch eine leichtere Zerbrechlichkeit. Die Form ist teils oval, teils mandelförmig; vielfach herrscht die Lanzenspitzform. Gelegentlich benutzt man schon geeignete Abschläge anstatt der Kernstücke zur Herstellung der Fäustel. Darin und in dem Auftreten der retuschierten Splitter zeigt sich das Hinneigen der Entwicklung zur Arbeitsweise von Le Moustier, die fast nur Abschläge verwendet. Im Acheuléen treten auch häufig kleine, scheibenförmige Fäustel (disques) auf, eine Spielform des Faustkeils, die in größerer Form auch im Chelléen vorkommt. Die bearbeiteten Abschläge dienen als Spitzen, Kratzer, Schaber und Hohlschaber. Gegen Schluß der Periode tritt bereits eine feine Handspitze mit Gebrauchsretuschen an beiden Längsseiten auf, der Vorläufer der typischen Moustérienspitze [2]

Die Fundorte dieser ältesten Industrien sind meist Alluvialterrassen an Flußläufen oder Plateaus, überall da, wo reiches Material an gut spaltenden Silexknollen vorhanden war. Die beiden Stationen Chelles und St. Acheul liegen in Flußtälern, Chelles an der Marne bei Paris, mit seinen nur wenige Meter über dem Flusse gelegenen Kiesgruben von 10—12 m Mächtigkeit, und St. Acheul mit seinem Alluvialplateau 26 m über der Somme.

Die weite Verbreitung der Kulturstufe von Chelles erklärt sich aus den gleichen Lebensbedingungen der primitiven Menschheit und ihren gleichartigen Fähigkeiten. Erst mit der Verfeinerung der Kultur trat die Differenzierung ein. Wir finden die Chelleskultur außerhalb Europas in Nordafrika, Südafrika, Ostafrika, Syrien, Indien und Amerika. In Frankreich haben G. und A. de Mortillet die Anwesenheit des Fäustels von Chelles an nicht weniger als 594 Orten festgestellt.[3] In Deutschland, das wegen der Eisbedeckung weiter Gebiete damals nur in der Mitte bewohnbar war, finden sich Chellestypen im Kalktuff bei Taubach an der Ilm (bei Weimar)[4] und Vertreter des Acheuléen in Ehringsdorf (Thüringen), in Hundis-

[1] Über St. Acheul und das Acheuléen vgl. Obermaier l. c. S. 117 f., 122 ff. und Abb. 67, 68.

[2] Vgl. Obermaier l. c. S. 127 und Abb. 69, 70.

[3] Vgl. ihr Werk Le Préhistorique,[2] Paris 1900, S. 561, nach Déchelette S. 88 Anm. 2.

[4] Vgl. Obermaier l. c. S. 149 ff.

burg bei Neuhaldensleben,[1] im Buchenloch bei Gerolstein in der Eifel und an anderen Stellen.

Wie wir sahen, ist in Palästina das Altpaläolithikum, namentlich die Phase von Chelles, reich auf den Hochplateaus vertreten. Die bisher in Palästina und im Libanongebiet nachgewiesenen Fundplätze des Chelléen lassen sich in vier Gruppen teilen: Die Stationen im Libanongebiet, die galiläische Gruppe, die judäische in der Umgebung von Jerusalem und die Vorkommnisse auf den Hochplateaus des Ostjordanlandes. Von diesen vier Gruppen sind die Fundorte im Libanongebiet die bei weitem wichtigsten und auch die am eingehendsten untersuchten. An zweiter Stelle kommen die Stationen um Jerusalem. Wir behandeln die Teilgebiete der Reihe nach von Norden nach Süden.

Im Libanongebiet gehören zwei Stationen der Kulturstufe von Chelles an, die am Wadi el-ʿAḳbīje an der phönizischen Küste und die bei dem Dorfe Dūḥa am Westfuße des Antilibanon in Coelesyrien. ʿAḳbije ist ein kleines Dörfchen etwas nördlich von Rās Ṣarafand zwischen Tyrus und Sidon. Auf einer nach Westen geneigten Ebene zwischen dem Wādi el-ʿAḳbīje und dem Meere befinden sich hier auf einem Terrain von 5—600 m Länge und 2—300 m Breite unter freiem Himmel zahlreiche Splitter, Abfälle und bearbeitete Silexstücke einer altpaläolithischen Werkstatt.[2] Daß es sich um eine Steinhauerwerkstatt handelt, beweisen auch die runden Behausteine (percuteurs), welche als Hämmer dienten, und die zahlreichen Kernstücke Die hier gefertigten Werkzeuge sind noch sehr primitiv und von roher Arbeit, dick, massiv und schwer. Unter dem Einflusse der Atmosphäre sind sie alle sehr zersetzt und mit einer dicken rotbraunen Patina bedeckt. Das Hauptinstrument dieser Station sind rohe Chellesfäustel in der üblichen Mandelform (vgl. Fig. 11a);[3] andere nähern sich der Handspitze von Le Moustier. Daneben finden sich große Kratzer und Abschläge in allen Stadien der Bearbeitung. Knochenreste oder Zähne diluvialer Tiere haben sich an dieser Stelle nicht gefunden. Die Umgebung ist heute verödet, Weidetrift für Ziegenherden.

Die größte Ähnlichkeit mit ʿAḳbije hat die Station bei Dūḥa in der Biḳa am Westfuße des Antilibanon, ebenfalls von Zumoffen S. J. entdeckt und erforscht.[4] Vor dem Dörfchen ist die Oberfläche der

[1] Vgl. Obermaier l. c. S. 152 f. und Abb. 87.

[2] Nach G. Zumoffen S. J., Anthropos III (1908) S. 432 f. u. Tafel I, 1 u. 2. Derselbe, La Phénicie avant les Phéniciens. L'âge de la pierre. Beyrouth 1900, S. 17—19 und Tafel I, 1 u. 2. Entdeckt von Zumoffen im Mai 1894.

[3] Anthropos III Tafel I, 1 u. 2.

[4] Nach G. Zumoffen, Anthropos III S. 433 f., vgl. dazu Tafel I, 3, 4 und II daselbst.

Ackerkrume auf eine Länge von 700 m bei 3—400 m Breite förmlich besät mit unzähligen Silexsplittern, die ebenfalls von einer Werkstatt herrühren. Da die Umgebung frei von Silex ist, hat man das Arbeitsmaterial aus der Nachbarschaft hierher gebracht. Die Abschläge und Instrumente sind ebenfalls tief zersetzt und mit einer braunroten oder weißen Patina bedeckt. Die Arbeit ist grob, die Form ist durch große Abschläge aus dem Knollen herausgearbeitet. Das Hauptinstrument sind Acheuléenfäustel teils ovaloider, teils dreieckiger Form; auch die Diskusform findet sich.[1] Behausteine und Werkstücke sind weniger häufig als in ʿAḳbīje. Sonst bietet das Inventar von Dūḥa nach Zumoffen eine frappante Ähnlichkeit mit dem von ʿAḳbīje.

In Galiläa sind bisher folgende Fundplätze mit Chelléencharakter nachgewiesen worden: In einem Tälchen Ḥallet el-Ḥamrā bei ʿAin Ibl in Obergaliläa, am Ufer des Genezarethsees bei Tiberias und auf der Westspitze des Karmel. Wichtig scheint davon die von P. Bovier-Lapierre S. J. angezeigte Station im Ḥallet el-Ḥamrā „der roten Schlucht" zwischen ʿAin Ibl und Bint eğ-Ğebēl in Obergaliläa.[2] Es ist die erste dieser Art in Obergaliläa. P. Bovier-Lapierre fand daselbst Chellesfäustel und andere Werkzeuge des Acheuléen. Die von P. Germer-Durand entdeckte Fundstätte von Chellesfäusteln am Seeufer südlich von Tiberias habe ich nicht wiederfinden können. Dagegen kann man am Seestrande bei eṭ-Ṭabṛa zahlreiche neolithische Werkzeuge aus dunkelgelbem Feuerstein aufsammeln. Zweifelhaft ist auch die Station auf dem Karmel. Dieses schöne Gebirge wird auch den altpaläolithischen Jägern einen bequemen Aufenthaltsort geboten haben. Auf steinzeitliche Funde auf der Höhe des Karmel im Gebiet des Klosters ist bereits mehrfach aufmerksam gemacht worden.[3] Hier befindet sich zwischen zwei Wasserrinnen namens Ḥallet es-Serğ eine orthostatische Steinsetzung; in der Nähe sammelte P. Bovier-Lapierre zahlreiche Instrumente grober Arbeit, daneben aber auch Stücke zweifellos neolithischen Charakters. Eine andere reiche Station auf dem Karmel liegt südlich vom deutschen Karmel bei Rās Iskander. Obgleich die Fundstücke vielfach von sehr roher Arbeit sind, wird diese Station als Ganzes der frühneolithischen Zeit, einer Übergangsperiode vom Paläolithikum zum eigentlichen Neolithikum, angehören.[4]

[1] Tafel II 4.

[2] Vgl. La Géographie. Bulletin de la Société de Géographie Bd. XVII (1908) S. 77 ff. - Es sei bemerkt, daß der Ort Bint eğ-Ğebel oder Umm eğ-Ğebel heißt, nicht Bint Umm Ğebēl, wie auf den neuesten Karten steht.

[3] Vgl. Graf v. Mülinen, Beiträge zur Kenntnis des Karmels, ZDPV 31, S. 47 f. P. Bovier-Lapierre, l. c. S. 77 ff.

[4] Vgl. Blanckenhorn, ZDPV 1912, S. 137.

Viel reicher und bedeutender als diese galiläischen Stationen sind die auf dem Kamm des judäischen Gebirges von Rāmallāh und el-Bire, Tell en-Naṣbe und dem Mons Scopus nördlich von Jerusalem und die in der Ebene el-Buḳē'a (Ebene Rephaim) bis zum Dörfchen Sūr Bāhir südlich von Jerusalem. Jerusalem liegt ungefähr in der Mitte dieses Gebietes altpaläolithischer Besiedlung. Zwischen el-Bīre und Rāmallāh sammelt man neben neolithischen Instrumenten auch Chellesfäustel auf einer Strecke von ungefähr 2 km Ausdehnung. Südlich von el-Bīre trägt der Tell en-Naṣbe eine altpaläolithische Station mit keilförmigen oder länglich-elliptischen Werkzeugen, die Germer-Durand für Solutrétypen, Blanckenhorn jedoch für altpaläolithisch hält.[1] Daran schließt sich nach Süden die reiche Station auf dem Scopus und in den Anfängen des Kidrontales unmittelbar nördlich von Jerusalem. Auf dem Rücken des Scopus steht der Feuerstein in ganzen Bänken an und liegt in Blöcken und zahlreichen Knollen umher und bot so ein unerschöpfliches Material für eine altpaläolithische Werkstatt. Die Höhe und die südlichen Abhänge sind weithin mit Splittern, Knollen und einzelnen Werkzeugen bedeckt, trotzdem der Platz von Jerusalem aus schon mehrfach ausgebeutet wurde. Die Werkzeuge sind von geringerer Größe und im allgemeinen von besserer Erhaltung als die von der Rephaimebene südlich von Jerusalem, mit welchen sie sonst große Ähnlichkeit zeigen. Sie sind nicht so kompakt und massig wie diese. Der Silex ist bunt und geadert, jedoch ist eine größere Anzahl von Instrumenten aus besser spaltendem einfarbigen Silex verfertigt. Die Patina ist bräunlich und rötlich oder grau.[2]

Sehr ausgedehnt und reichhaltig ist die Station in der Rephaimebene (el-Buḳē'a) unmittelbar südlich von Jerusalem, die vor allem von P. Germer-Durand in Jerusalem untersucht und ausgebeutet wurde.[3] Sie gehört ganz der Chellesstufe an; nur im östlichen Teile der Ebene finden sich jüngere Stücke. Die Fundstelle erstreckt sich östlich vom Klarissinnenkloster und dem Wege

[1] Germer-Durand in den Verh. des 11. Internationalen Oriental.-Kongreß. Paris 1897, Bd. V, S. 277 ff., dazu Taf. III. Blanckenhorn, ZE. 1905, S. 453. Vgl. auch Notice sur le Musée archéologique de Notre-Dame de France à Jerusalem. Fig. 5 S. 8.

[2] Chellesfäustel vom Skopus sind abgebildet bei Vincent, Canaan S. 385 f. Fig. 259, 261 u. 262.

[3] Dieselbe ist eingehend beschrieben von P. Germer-Durand, L'âge de pierre en Palestine, RB 1897, S. 439 ff. Vgl. ferner Blanckenhorn in Zeitschr. für Ethnol. 1905, S. 451 f. und Abb. 1–5 daselbst und ZDPV 28 (1905), S. 114 f. Chellesfäustel von der Buḳē'a-Ebene sind abgebildet von Germer-Durand auf Taf. I seines Aufsatzes in den Verh. des 11. Internationalen Orientalisten-Kongr. Bd. V, S. 277 ff. Vgl. auch Vincent, Canaan, Fig. 258 S. 384.

nach Sūr Bāhir bis zu dem Hügel von Ḳaṭamōn im Westen und von der deutschen Templerkolonie im Süden bis zu den sieben Steinhaufen, seba' ruğūm, jedoch in der Richtung auf das Dorf Bēt Ṣafāfa noch darüber hinaus. Die Vorkommnisse sind hier über ein Gebiet von 2 km Länge und 1 km Breite verteilt. Besonders zahlreich sind die Fundstücke an einem kleinen trockenen Wasserlauf, der bei der Ruine Ḳaṣr eṣ-Ṣēḫ im Osten beginnt, den Weg nach Bethlehem schneidet und sich nach Südwesten wendet. Die Fundstücke liegen hier zahlreich in den Erdboden eingebettet, und jeder Winterregen bringt neue zutage. Es war eine ausgedehnte Werkstatt; Feuersteinmaterial, ja ganze Feuersteinbänke befinden sich hauptsächlich an der Ostseite. Zahlreiche unvollendete Stücke und Behausteine liegen umher. Tausende von Fäusteln und anderen plumpen Werkzeugen aus unserer Station befinden sich in der reichen Sammlung der Assumptionisten von Notre-Dame de France in Jerusalem. Der benutzte Silex ist nicht sehr fein, sondern bunt geadert und nur in großen Stücken splitternd. Doch eignete er sich wegen seiner Massigkeit und Schwere gut für die primitive Chellesindustrie, die hier betrieben wurde. Die Chellesfäustel sind kompakt und massig, sehr groß und mit großen Abschlägen aus dem Knollen herausgeschlagen. Häufig tragen sie noch einen Teil der Knollenrinde. Manche ähneln gewaltigen Fausthämmern (Fig. 6) und sind am Griff mit Ausschnitten zum Einlegen der Finger versehen. Außer dem Faustkeil sind massive Spitzen, plumpe Bohrer, Schaber und große Fäustel in Scheibenform vertreten. Die Begleitindustrie besteht aus kleinen Schabern verschiedener Art, Klingen und Spitzen, wie sie Blanckenhorn beschrieben hat.[1] Gelegentlich finden sich auch echte Moustierspitzen. Eine dicke braungelbe, manchmal orangegelbe Patina bedeckt alle Instrumente von der Rephaimebene mehr oder weniger. Die Kanten der Abschläge sind meist abgewittert. Da die Ebene gegenwärtig unter Kultur steht, zeigen sich oft junge Absplitterungen.

An diese Station schließt sich unmittelbar südöstlich von der Rephaimebene die Station von Sūr Bāhir an, einem Dörfchen an einem nach Osten vorspringenden Höhenzuge. An den Bergabhängen westlich vom Ort sammelt man neben zweifellos neolithischen Instrumenten auch Chellesfäustel, Spitzen, rohe beilförmige Fäustel und große Schaber. Die Werkzeuge sind hier kleiner und besser gearbeitet als in der Rephaimebene. P. Germer-Durand wollte deshalb diese Station dem Solutréen zuweisen.[2] In Wirklichkeit handelt es sich

[1] Vgl. ZE 1905, S. 451 ff.

[2] L'âge de la pierre en Palestine in den Verh. des 11. Internat. Orientalisten-Kongr. Bd. V, S. 277 ff. und Taf. II daselbst.

jedoch noch um Chellesformen.[1] Die schon erwähnte und vom Abbé Morétain ausgebeutete Station am Bergabhang von Bēt Sāḥūr, östlich von Bethlehem, weist auch altpaläolithische Werkzeuge auf. Besonders finden sich solche in dem tiefen Wadi es-Samrā nördlich und östlich vom Dörfchen. Altpaläolithische Vorkommnisse von Chelleseharakter sind von Macalister noch aus der Ebene zwischen Geser und Ramle gemeldet worden.[2] Ferner wäre hinzuweisen auf die Schaber primitiver Art, die Blanckenhorn bei Bāb el-Wād beim Austritt der Jaffastraße aus dem Gebirge sammelte. Aus dem Negeb ist noch die Station bei ʿAin Ḳeṣeime zu erwähnen, welche neben jungpaläolithischen Resten auch Chellestypen liefert.[3]

Obgleich die Stationen um Jerusalem von verschiedenen Seiten bereits ausgebeutet sind, liefern sie nach dem Winterregen immer noch Funde. Im folgenden gebe ich die Beschreibung einer größeren Zahl von Instrumenten aus meinen Aufsammlungen.[4]

**Fundstücke vom Scopus.**

1. Nukleus mit brauner Patina von 9,1 cm Länge und prismenförmiger Gestalt. Die Abschläge sind breit.

2. Länglicher Faustkeil aus buntgeadertem Silex, oben und unten zugespitzt. Die Länge beträgt 14,5 cm, die größte Breite in der Mitte 9 cm und die größte Dicke 5,5 cm. Die Form ist durch große Abschläge herausgearbeitet und dann die Ränder durch kleinere Retuschen etwas sorgfältiger zugeschlagen worden.

3. Kleine Scheibe, unregelmäßig dreieckig gestaltet, aus geadertem Silex. Größter Durchmesser 7,7 cm; größte Dicke 2 cm.

4. Kleine, durch große Abschläge zugeschlagene Scheibe aus hellgrauem Feuerstein, von 7,8 cm Durchmesser und 2,6 cm größter Dicke mit kleinen Gebrauchsabsplitterungen.

5. Bogenschaber aus buntgeadertem Feuerstein aus einem großen Sprengstück hergestellt, welches auf der Vorderseite noch zu drei Vierteilen die Rinde trägt. Breite 13 cm, Höhe 8,7 cm bei 5 cm Dicke an der oberen Seite.

6. Spitzenschaber aus grauem Silex aus einem Abspliß hergestellt, auf dessen Rückseite man den Schlagbuckel mit den konzentrischen Bogenweilen bemerkt. Die Abschläge sind groß und wenig regelmäßig, auf der Vorderseite ist noch ein Teil der Rinde erhalten. Die Länge beträgt 8,4 cm bei 6,3 cm Breite und 2 cm größter Dicke.

[1] Vgl. Blanckenhorn ZE 1905, S. 450.

[2] QSt 1904, S. 108.

[3] Vgl. Vincent, Canaan S. 385 Fig. 260.

[4] Die Werkzeuge befinden sich alle im Besitze der biblisch-archäologischen Sammlung des kath.-theol. Seminars der Universität Breslau.

7. Kleiner scheibenförmiger Fäustel aus schwach rötlichem Feuerstein, auf beiden Seiten durch große Abschläge zugehauen. Die Kanten sind teilweise feiner retuschiert. Größter Durchmesser 6,4 cm, Dicke 2,5 cm. (Fig. 1 a.)

8. Kleiner scheibenförmiger Fäustel aus grauem Feuerstein mit brauner Patina. Der Rand ist ringsherum durch kleine Aussplitterungen besonders zugeschärft. Größter Durchmesser 7,5 cm bei 2,3 cm Dicke. (Fig. 1 b.)

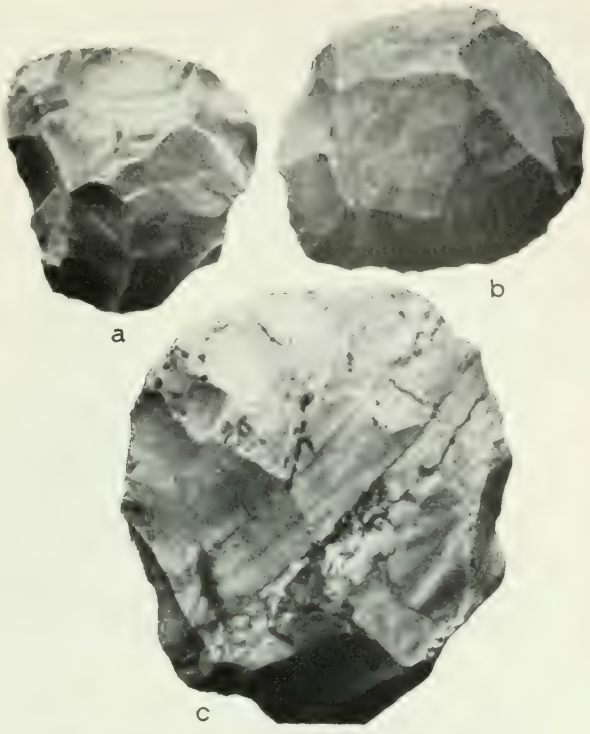



Fig. 1. Scheibenförmige Fäustel. $^3/_5$ nat. Größe.

9. Kleiner Rundschaber, hergestellt aus einem Abspliß durch Zurechtschlagen und Schärfen desselben. Auf der Rückseite sind die konzentrischen Bogenwellen und ein Teil des Konchoids noch

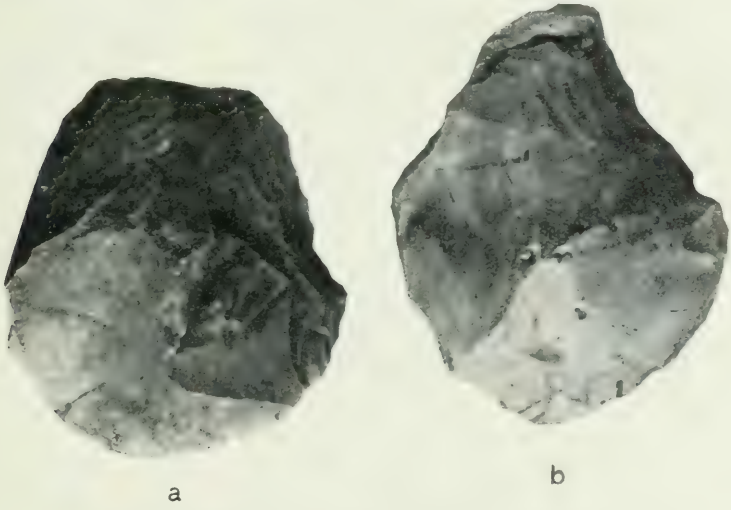



Fig. 2. Schaber vom Skopus. Etwa $^2/_3$ nat. Größe.

sichtbar. An der Schneide befinden sich zahlreiche Aussplitterungen. Die Breite beträgt 6,6 cm, die Höhe 7,5 cm bei 1,5 cm größter Dicke. (Fig. 2a.)

10. Rund- oder Bogenschaber mit Stiel aus weißlichem Feuerstein mit stumpfer Patina. Breite 6,5 cm bei 8,2 cm Höhe und 2 cm Dicke. (Fig. 2b.)

11. Kleiner diskusförmiger Schaber aus braunem, geadertem Silex mit brauner Patina und Gebrauchsaussplitterungen. Größter Durchmesser 5,6 cm bei 2 cm Dicke. (Fig. 3b.)

12. Bogenförmiger Stielschaber zum Schaben („Hobeln") in sich abkehrender Richtung aus geadertem Feuerstein. Die Länge dieses

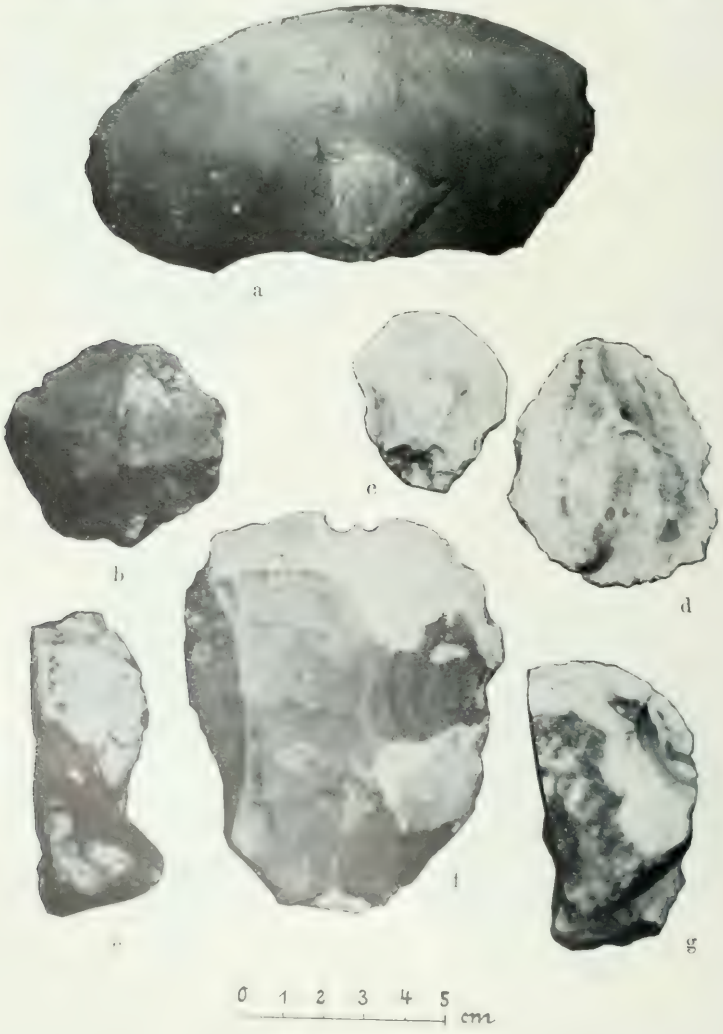



Fig. 3. Schaber.

aus einem natürlichen Sprengstück gefertigten Gerätes beträgt 7,3 cm, die Breite an der Schneide 2,8 cm. (Fig. 3e.)

13. Schöner klingenartiger Schaber aus dunklem, geadertem Silex, aus einer größeren Klinge hergestellt, deren Rückseite noch das Konchoid erkennen läßt. Die beiden Längsseiten sind sorgfältig zugeschärft. Länge 11,6 cm bei 4,3 cm Breite und durchschnittlich 1 cm Dicke. (Fig. 4 f.)

Fig. 4. Spitzen.

14. Kleine Schaberspitze aus braunem Silex mit zugeschärften Langseiten. Auf der Rückseite erkennt man einen Teil des Schlag-

buckels und die Bogenwellen. Die Länge beträgt 4,8 cm bei 2,4 cm Breite und 1 cm Dicke am Ende. (Fig. 4a.)

15. Dreieckige Chellesspitze, auf beiden Seiten durch große Abschläge hergestellt und nicht retuschiert; das Werkzeug hat eine graue Patina und trägt auf der Rückseite noch einen Teil der Rinde. Die Länge beträgt 11 cm bei 5 cm Breite und 2—2,5 cm Dicke. (Fig. 5c.)

Fig. 5. Spitzen und Bohrer des Chelléen.

16. Chellesspitze aus bräunlich geadertem Feuerstein; auf der Rückseite ist noch ein Teil der Rinde erhalten. Die Länge beträgt 12,5 cm bei 10 cm Breite und 3 cm größter Dicke.

17. Kleine prismatische Chellesspitze aus grauem Feuerstein, gebildet durch Abheben langer Splitter. Länge 6 cm, größte Breite 2 cm. (Fig. 5d.)

18. Roh mit groben Abschlägen zugeschlagener beilförmiger Fäustel aus bräunlichem Silex mit roher Schneide. Die Länge beträgt 9,6 cm bei 5,5 cm Breite und durchschnittlich 3 cm Dicke. (Fig. 8b.)

19. Ovaler Fäustel vom Acheultypus mit geschärfter Schneide aus dunkelgrauem Silex mit weißlich-rötlicher Patina. Das Werkzeug ist mit regelmäßigen Abschlägen aus einem Sprengstück hergestellt und zeigt auf der Rückseite einen Teil der Rinde. Länge

11,3 cm bei 7,9 cm größter Breite (an der Schneide) und 3,4 cm Dicke (in der Mitte). (Fig. 8e.)

20. Beilförmiger Chellesfäustel aus grauem Feuerstein mit bräunlicher Patina, hergestellt durch große Abschläge. Die Form ist langgestreckt und gerade. Länge 11,4 cm bei durchschnittlich 5 cm Breite und 3 cm größter Dicke.

21. Nukleus aus dunkelgrauem Feuerstein, prismatisch, mit großen Absplißflächen, von welchen eine als Glätter benutzt wurde, wie die Politur beweist. Nur ungefähr ein Viertel der Rinde ist noch stehen geblieben. Die Länge beträgt 8,5 cm bei einer Breite von 4 cm und einer Dicke von 3,5 cm.

22. Kleiner, roh zugehauener Faustkeil aus bräunlichem Feuerstein, mit Spitze. Die Länge beträgt 7,8 cm bei 3,7 cm größter Breite und 2 cm Dicke. Die Form ist länglich eiförmig, aber unregelmäßig.

23. Messerartiger Abspliß aus dunkelgrauem Silex. Man sieht auf der Vorderseite die ziemlich regelmäßig durchlaufende Firstkante und auf der Rückseite das Konchoid mit den Wellenringen. Die Längsseiten und die Spitze ist durch Gebrauchsaussplitterungen ausgekerbt. Gesamtlänge 7,7 cm, Breite 4 cm, größte Dicke 1,7 cm.

24. Klingenartiger Abspliß aus dunkelgrauem Feuerstein von 6,5 cm Länge und 3,5 cm Breite.

25. Schaberklinge, länglicher Abspliß aus hellem Silex mit Schlagbuckel und konzentrischen Bogenwellen auf der Rückseite. Die beiden scharfen Seiten tragen zahlreiche Gebrauchsaussplitterungen. Die Länge beträgt 8,8 cm, die Breite 3 cm und die Dicke 1 cm.

26. Zwei gebogene Spitzen aus zugespitzten und ziemlich sorgfältig zugeschärften Absplissen, auf deren Rückseite das Konchoid erhalten ist. Die Länge des einen Exemplars beträgt 5 cm.

### Fundstücke aus der Ebene Rephaim (el Buḳē'a).

27. Halbkreisförmiger Bogenschaber aus gelblichem, geadertem Silex mit 3,5 – 4 cm breitem Rücken zum Auflegen des Zeigefingers. Auf der einen Seite des Gerätes ist noch ein Teil der Rinde erhalten. Die ziemlich dünne Schneide ist durch kleine Retuschen herausgearbeitet. Die Länge beträgt 10,5 cm bei 8,2 cm Höhe. Bemerkenswert ist die praktische Handhabung des Geräts.

28. Mandelförmiger Faustkeil vom Chellestypus aus braunem, geadertem Silex, durch sehr große Abschläge hergestellt. Nur der Rand ist etwas sorgfältiger herausgearbeitet. Die Länge beträgt 12,6 cm, die Breite am runden Ende 9,7 cm, die Dicke daselbst 5,7 cm.

29. Große Scheibe vom Chellestypus aus geadertem Silex mit hellgelber Patina. Der Rand ist etwas sorgfältiger behandelt. Durchmesser 10 cm, Dicke 4 cm.

30. Längliche Scheibe vom Chellestypus aus buntgeadertem Feuerstein von 10,6 cm größerem und 8,5 cm kleinerem Durchmesser bei 3,5 cm Dicke.

Fig. 6. Hammerartiger Faustkeil aus der Rephaimebene. $^2/_3$ nat. Größe.

31. Länglich mandelförmiger Fäustel aus gelblichem, geadertem Feuerstein von 12,3 cm Länge, 6,2 cm Breite (am oberen Ende) und 4,5 cm größter Dicke.

32. Chellesfäustel mit Rindensubstanz am stumpfen Ende (coup-de-poing à talon), die wenigstens die Hälfte der Oberfläche bedeckt. Das Material ist geaderter Feuerstein. Die Länge beträgt 10,4 cm bei 6 cm Breite und 4,5 cm Dicke.

33. Ähnliches Instrument wie das letztbeschriebene von 9,6 cm Länge, 8 cm Breite bei 4 cm Dicke. Das Material ist bräunlicher geaderter Feuerstein mit dicker Patina.

34. Stielschaber aus graublauem Silex, beide Seiten mit großen Abschlägen zugehauen mit Ausnahme der fein retuschierten Schaberkante, deren Länge 6 cm beträgt. Länge des ganzen Gerätes 9 cm, größte Dicke 3,8 cm.

35. Roher Dreieckschaber mit Auflage für den Zeigefinger aus buntgeadertem Silex von 9,8 cm Breite, 9,2 cm Höhe und 2,5 cm Dicke. Die Schaberkante zeigt Gebrauchsaussplitterungen.

36. Roher Spitzenschaber aus geadertem Feuerstein mit fein retuschierter Spitze, von 8,7 cm Länge, 6 cm Breite und 2,5 cm Dicke.

37. Bogenschaber aus einem Absplitß, welcher auf der einen Seite noch die braune Rinde trägt. Der Rand ist durch Retuschen

summarischer Art zu einem Schaber gemacht. Das Material ist gelblicher Feuerstein. Die Länge des Gerätes beträgt 9 cm bei 5,3 cm Breite und 2,3 cm Dicke.

38. Hammerartiger schwerer Faustkeil vom Chellestypus mit Handhabe am schmaleren Ende. Für den Daumen und die anderen Finger der zugreifenden Hand findet sich je eine passend ausgeschlagene durch den Gebrauch geglättete Vertiefung am Stielende des Werkzeuges, welche dieselbe braungelbe Patina besitzt wie die übrige Oberfläche des Gerätes. Es ist das größte Steinwerkzeug, welches der Verfasser in Palästina gefunden hat. Das Material ist buntgeaderter Feuerstein von gelblicher Farbe. Die größte Länge beträgt 14,6 cm, die größte Breite 12,1 cm, die Dicke 6,2 cm. (Fig. 6.)

Fig. 7. Chelléenkratzer aus der Rephaimebene.

39. Faustkeilförmiger Schaber oder Kratzer, ähnlich wie ein Hochkratzer. Auf der Vorderseite ist noch ein Teil der Rinde

erhalten. Das Material ist buntgeaderter Feuerstein. Die Länge beträgt 9 cm bei 7,8 cm Breite und 3,8 cm Dicke. (Fig. 7b.)

40. Faustkeilförmiger Bogenkratzer mit besonders zugeschlagener Handhabe. Schönes regelmäßiges Instrument aus buntgeadertem Feuerstein, hergestellt aus einem großen Absplitß mit geringer Zuschärfung der runden Kante. Der Schlagbuckel auf der Rückseite ist nur noch teilweise erhalten. Die größte Breite beträgt 12 cm, die Höhe 11,5 cm und die Dicke 4 cm. (Fig. 9.)

41. Halbmondschaber mit konkaver Schneide aus geadertem Silex. Das Werkzeug ist durch große Abschläge hergestellt und nur die Schneide etwas feiner retuschiert. Die Breite des ganzen Gerätes beträgt 11,1 cm bei 7 cm Höhe und 4,5 Dicke. (Fig. 7a.)

42. Bogenschaber mit Stiel aus grauem, geadertem Feuerstein, der auf der Vorderseite noch zur Hälfte die Rinde trägt. Die Schneide ist sehr sorgfältig retuschiert, dagegen ist der übrige Teil des Werkzeuges roh gelassen. Die Gesamtlänge des Instrumentes beträgt 7 cm, die Breite 4 cm bei 2,7 cm Dicke. (Fig. 3g.)

43. Schaberspitze mit zugespitzter Basis. Die beiden Kanten des Schabers sind nur oberflächlich zugestutzt und zeigen einige Aussplitterungen. Das Werkzeug ist aus einem Absplitß hergestellt, welcher auf der oberen Seite noch die Rinde trägt. Die Länge beträgt 8,6 cm, die größte Breite 5,5 cm und die Dicke 1,3 cm. (Fig. 4e.)

44. Beschädigter Bohrer aus bräunlichem Silex mit roh zugeschlagener Handhabe. Von der Spitze ist heute nur noch ein 2 cm langes Stück erhalten; sie ist 1,8 cm breit und 1,3 cm dick und prismatisch. (Fig. 5b.)

45. Chellesspitze aus graubraunem Feuerstein; an der Handhabe derselben ist noch ein Teil der Knollenrinde erhalten. Aus dem unteren Teile des Knollens ist die dolchartige Spitze mit großen Abschlägen geschickt herausgearbeitet und retuschiert. Die Länge des Werkzeuges beträgt 11,2 cm. (Fig. 5a.)

46. Kleiner mandelförmiger Faustkeil aus hellem Feuerstein durch große unausgeglichene Abschläge hergestellt unter sorgfältigerer Behandlung der Spitze. Die Länge beträgt 10 cm, die Breite 6 cm und die Dicke 3,2 cm.

47. Beilförmiger Fäustel mit Spitze von prismatischer Form aus weißlichem Feuerstein, von 8,2 cm Länge, 4 cm Breite und 2,8 cm Dicke.

48. Muschelförmiger Kratzer mit gelber Patina von 6,5 cm Länge, 5,3 cm Breite und 2,5 cm Dicke.

49. Kleine Schaberklinge, durch große, aber regelmäßige Abschläge zugeschärft. Die Länge beträgt 6,5 cm und die Breite durchschnittlich 2 cm.

50. Eine Reihe klingenartiger Absplisse mit scharfen Schneiden aus dunkelgrauem oder hellem Feuerstein. Auch auf dem Skopus finden sich solche Klingen. Oft sind sie so fein, daß man sie für neolithisch halten könnte. Eine derselben ist z. B. 3,8 cm lang und 1,9 cm breit mit Aussplitterungen auf beiden Langseiten.

Fig. 8. Beile vom Skopus bei Jerusalem und aus Sūr Bāher.

51. Moustierspitze mit dem Schlagbuckel auf der Rückseite, von etwas nachlässiger Arbeit. Länge 5,2 cm, Breite 3,6 cm.

52. Klinge aus hellgrauem Feuerstein mit gerader Firstkante. Die Längsseiten sind durch Absplisse von der Unterseite aus zugeschärft. Die Länge beträgt 5 cm, die Breite 3,8 cm und die Dicke 1,5 cm.

53. Schaberklinge aus einem prismatischen Abspliß durch Zuschlagen und Anschärfen einer Seite hergestellt. Die Länge beträgt 6,9 cm, die Breite 2,3 cm und die Dicke 1,5 cm.

54. Massive Chellesspitze aus gelblichem, geadertem Silex mit brauner Patina von 13 cm Länge und 6,9 cm Breite. (Fig. 5 e.)

**Fundstücke aus Sūr Bāher.**

55. Rundkratzer aus buntgeadertem Feuerstein, dessen Kante zunächst durch größere Abschläge zugehauen und dann etwas retuschiert wurde. Der gebogene breite Rücken des Instrumentes diente als Fingerauflage, und eine rechte seitliche Ausbiegung ruhte beim Anfassen an der Handfläche auf. Die Breite des Gerätes beträgt 9 cm, die Höhe 8 cm und die Dicke 4,2 cm.

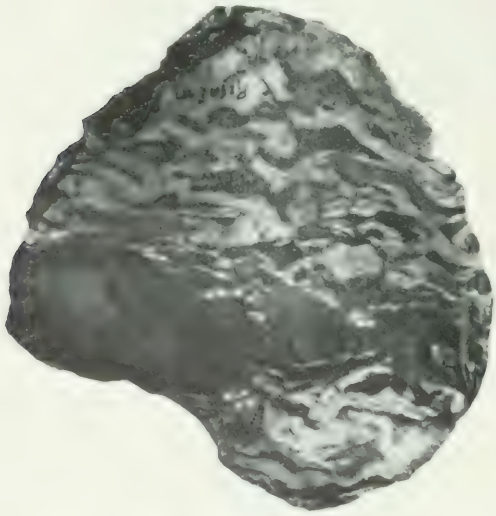


Fig. 9. Faustkeilförmiger Kratzer von der Rephaimebene. 1/2 nat. Größe.

56. Längliches, elliptisches, roh zugehauenes Beil vom Chellestypus aus dunkelbraunem Feuerstein. Die Länge beträgt 13,2 cm, die Breite 7,5 cm und die Dicke 4 cm.

57. Rundkratzer aus gelblichem Silex. Die Breite beträgt 5 cm, die Höhe 6 cm und die Dicke 1,7 cm. (Fig. 3 d.)

58. Gerades elliptisches Chellesbeil aus graubraunem Silex. Die Absplisse sind groß, aber mit Sicherheit und Geschick abgenommen. Die Länge des Instrumentes beträgt 10 cm bei 4,5 cm Breite und 3,5 cm Dicke. (Fig. 8 a.)

59. Durch große Abschläge zugerichtetes Chellesbeil aus hellbraunem Silex. Die Schneide ist etwas sorgfältiger behandelt. Die Länge beträgt 11 cm bei durchschnittlich 5,5 cm Breite und 3 cm Dicke. (Fig. 8 d.)

60. Länglich elliptisches Chellesbeil aus braunem Feuerstein von 10,3 cm Länge bei 4,5 cm Breite und durchschnittlich 2 cm Dicke.

61. Chellesklinge aus gelblichem Feuerstein von 8 cm Länge, 4 cm Breite und 1,7 cm größter Dicke. Die Rückseite zeigt den Rest des Schlagbuckels.

62. Klinge aus grauem Feuerstein mit Firstkante und von der oberen Fläche aus sorgfältig zugeschärften Langseiten. Die Länge beträgt 5 cm, bei 3,4 cm Breite und 0,7 cm Dicke.

**Fundstücke aus dem Wādī es-Samrā bei Bēt Sāḥūr.**

63. Kleiner mandelförmiger Fäustel aus buntgeadertem Feuerstein von 9,1 cm Länge, 7,8 cm Breite und 3 cm Dicke.

64. Chellesfäustel aus buntgeadertem Feuerstein mit braungelber Patina und von regelmäßiger Mandelform; die Spitze mit der Handhabe (vgl. Fig. 6) ist abgeschlagen. Um das breite Ende läuft eine sorgfältig hergestellte Schneide. Auch an diesem Stück finden sich Vertiefungen zum Auflegen der Finger. Die Länge beträgt 12,6 cm, die Breite 11 cm und die Dicke 5,5 cm. (Fig. 10.)

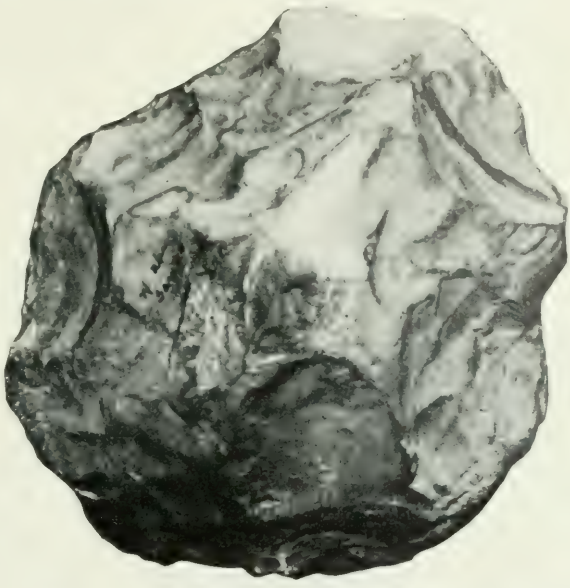


Fig. 10. Chellesfäustel mit abgeschlagener Spitze (Handhabe). $^2/_3$ nat. Größe.

65. Schöne regelmäßig gearbeitete Scheibe aus hellbräunlichem, geadertem Feuerstein. Der Rand ist durch kleine Retuschen sorgfältig geschärft. Der Durchmesser beträgt 10,5 cm, die Dicke 4 cm. (Fig. 1c.)

Die Typenreihe der altpaläolithischen Stationen um Jerusalem läßt sich nach der soeben gegebenen Beschreibung wie folgt aufstellen.

Kernstücke und Behausteine (percuteurs). Sie finden sich sowohl auf dem Skopus wie in der Ebene Buḳē'a ziemlich zahlreich. Vgl. Nr. 1, 21.

Faustkeile (coup-de-poing chelléen). Sie sind teils von mandelförmiger, teils dreieckiger Gestalt, von beiden Seiten durch große Abschläge aus einem Silexknollen zugeschlagen und besitzen meist eine flache Spitze, zwei mehr oder minder dünn herausgearbeitete Langseiten und eine runde Basis zum Anfassen. Das größte in Palästina beobachtete Exemplar eines Fäustels stammt aus Der'ā und befindet sich in der Sammlung von N.-D. de France

in Jerusalem; es ist 20 cm lang, 15 cm breit (an der Basis) und 6 cm dick.[1] Vgl. Nr. 2, 28, 31, 32, 33, 46, 47, 63, 64. Das größte beschriebene Exemplar mißt 14,5 cm Länge bei 9 cm größter Breite und 5,5 cm Dicke. Das kleinste Exemplar mißt entsprechend 8,2 cm, 4 cm und 2,8 cm.

Scheibenförmige Fäustel (disques). Dieselben gehören in Europa der Stufe von St. Acheul und Le Moustier an.[2] Sie zeigen sich in Palästina häufig und sind sorgfältiger gearbeitet als die gewöhnlichen Fäustel.[3] Die kleinen Formen gehören jedenfalls den späteren Perioden des Altpaläolithikums an. Auch in Ägypten ist dieses Gerät vorhanden; man hat es als Wurfscheibe erklärt, was wohl nur für die großen Exemplare zutreffen könnte.[4] Die größten der oben beschriebenen Exemplare haben folgende Maße: a) Durchmesser 10,6 cm und 8,5 cm, Dicke 3,5 cm; b) Durchmesser 10,5 cm, Dicke 4 cm. Das kleinste Exemplar hat 6,4 cm Durchmesser und 2,5 cm Dicke.[5] Vgl. Nr. 3, 4, 7, 8, 29, 30, 65 und Fig. 3b; Fig. 1 a, b, c.

Fausthämmer. Man wird darin eine Abart des Faustkeils erkennen können. Es sind schwere wuchtige Instrumente mit besonderer Zurichtung für die zufassende Hand. Die Maße der beiden abgebildeten Exemplare (Fig. 6 und 10) sind: 14,6×12,1×6,2 cm; und: 12,6×11,0×5,5 cm. Vgl. Nr. 38 und 64.

Chellesspitzen. Sie haben entweder die Form eines länglichen Keils mit dickem Ende zum Anfassen oder die Form einfacher prismatischer Spitzen und dienten als Bohrer, um Felle zu durchlöchern, und für ähnliche Zwecke. Diese typischen Chellesspitzen sind aus einem Kernstück ganz ähnlich wie die Fäustel durch große Abschläge hergestellt, jedoch ist das dünne Ende viel mehr herausgearbeitet, so daß die Spitze teils als Messer, teils als Bohrer, teils als Meißel herauskommt. Das dicke Ende des Knollens blieb entweder als Handhabe stehen oder wurde etwas zur bequemeren Fassung zugeschlagen.[6] Vgl. Nr. 15, 16, 17, 26, 44 (Bohrer), 45, 54 und Fig. 5 a, b, c, d, e.

[1] Vincent l. c. S. 385. Vgl. die Abbildungen typischer Chellesfäustel bei Vincent l. c. Fig. 258 u. 259 S. 384 u. 385. Abbildungen von Fäusteln aus ägyptischen Stationen s. De Morgan l. c. Fig. 15 S. 57, Fig. 17 S. 59; Figg. 24 u. 25 S. 64 u. 65.

[2] Vgl. Déchelette l. c. S. 82 f. und S. 81 Fig. 23.

[3] Vgl. Vincent l. c. Fig. 261 S. 386.

[4] Vgl. Schweinfurth, ZE 1902, S. 302 ff., bes. Tafel X Fig. 4—8.

[5] Schweinfurth gibt l. c. S. 304 Maße ägyptischer Stücke an. Das größte mißt: Durchmesser 7,0×7,5 cm; das kleinste: Durchmesser 3,5×4,0 cm

[6] Eine Chellesspitze vom Skopus bildet Vincent l. c. Fig. 262 S. 386, andere Blanckenhorn, ZE 1905 S. 451, Fig. 3 u. 4 ab, letztere von der Ebene el-Buḳē'a. Ägyptische Vergleichsstücke s. De Morgan l. c. Fig. 19 u. 20 S. 61.

Splitter und Klingen, Kratzer und Schaber. Bei dem Behauen der Silexknollen entstanden von selbst Splitter und klingenartige Absplisse, die der Mensch in oberflächlich zugeschlagener Form längst vor Ausbildung des Faustkeils in Gebrauch nahm und aus denen sich später die lamelligenen Werkzeuge des Moustérien entwickelten. Man findet solche Klingen und Splitter in allen altpaläolithischen Stationen Palästinas; vielfach sind sie eolithischen Charakters.[1] Vgl. Nr. 23, 24, 49, 50, 52, 53, 61, 62 und Fig. 4 a, e, f.

Teils aus Kernstücken, teils aus solchen Klingen stellte man Rundkratzer, Bogenkratzer und die ältesten Formen der Schaber her. Sie sind auf dem Skopus und in der Buḳē'a-Ebene ziemlich zahlreich und sind vielfach Abarten des Faustkeils.[2] Vgl. Nr. 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 27, 34, 35, 36, 37, 39, 40, 41, 42, 43, 48, 51, 57, und Fig. 3 c, d, e, f, g; Fig. 2 a, b; Fig. 9; Fig. 15 a, b.

Im ägyptischen Paläolithikum sind diese Typen reich vertreten. Schweinfurth unterscheidet Rundschaber, Stielschaber, Stumpfschaber, konvexe und konkave Bogenschaber, zweischneidige Bogenschaber und herzförmige Hohlschaber, die oft überraschende Ähnlichkeit mit palästinischen Stücken haben.[3]

Überblickt man die vorstehend beschriebenen Werkzeuge, so fällt die Ähnlichkeit mit dem Inventar des europäischen Chelléen und Acheuléen auf. Bei aller Ähnlichkeit machen sich jedoch auch einige Unterschiede bemerkbar. Wichtig scheint dieser zu sein, daß der Faustkeil in Palästina nicht zu der Vollkommenheit weiterentwickelt wurde, die wir im europäischen Acheuléen bemerken. In Palästina bildete der Fäustel nicht in dem Maße das Universalinstrument; man scheint hier bald zu einer geraden, beilartigen Form übergegangen zu sein. Alle Chellesstationen in Palästina zeigen neben den charakteristischen Stücken auch Werkzeuge, die einer fortgeschritteneren Kultur angehören. Es sind alles Stationen unter freiem Himmel; die Kulturreste liegen nicht mehr in situ, sondern müssen von der Ackerkrume aufgelesen oder ausgegraben werden. Das geologische Alter der Instrumente kann also nicht mit Sicherheit bestimmt werden, zumal auch fossile Reste diluvialer Tiere in allen genannten Stationen fehlen. Es sind aber auch noch keine systematischen Grabungen und Untersuchungen vorgenommen worden. Es scheint, daß die klimatisch so günstig gelegenen Stationen um Jerusalem teilweise bis in die neolithische Zeit hinein ununterbrochen besiedelt waren, und daß der Mensch hier dank der ungestörten Entwicklung ähnlich wie in Ägypten schneller zur neoli-

[1] Aus Ägypten vgl. De Morgan l. c. Fig. 32 S. 66.
[2] Aus Ägypten vgl. De Morgan l. c. Figg. 30 u. 31.
[3] Schweinfurth, ZE 1902, S. 305 ff. und Tafel X, 1—3, Tafel XI u. XII daselbst.

thischen Kultur gelangt ist als in Eurapa. Dann wäre das Jungpaläolithikum, das in Palästina mit Ausnahme von Galiläa und in Ägypten fast zu fehlen scheint, für diese Gebiete eine verhältnismäßig kurze Übergangszeit zum Neolithikum gewesen.

Die Ähnlichkeit der judäischen Vorkommnisse mit dem Altpaläolithikum Ägyptens ist wichtig, um die Identität der Chelleskultur in beiden Ländern zu erweisen. Auch in Ägypten ist ja die Chellesindustrie außerordentlich reich entwickelt, besonders bei Theben.[1] Im Jahre 1896 konnte J. de Morgan sechs teilweise sehr ausgedehnte Stationen und Werkstätten mit Chellesindustrie in Ägypten nachweisen, die sich seitdem sehr vermehrt haben.[2]

Die vierte Gruppe der Chellesstationen Palästinas umfaßt die Vorkommnisse auf dem ostjordanischen Plateau. Sie dürfte eine der reichsten und wichtigsten sein, wie schon die bisher nur gelegentlichen Aufsammlungen beweisen. Vor allem haben P. Germer Durand und Blanckenhorn hier Beobachtungen gemacht. Genannt werden als Fundstätten Petra und die Gegend am Ǧebel en-nebi Ḥarun (Berg Hor), eš-Šobak, el-Kerak, die Gegend westlich von Maʿān, das Plateau der Belḳā und die Umgegend von Derʿā. Aus Derʿa befinden sich in der Sammlung von Notre-Dame de France in Jerusalem schöne Exemplare von Fäusteln. Einer, der größte bisher in Palästina bekannte, mißt 20 cm Länge bei 15 cm Breite und 6 cm Dicke.[3]

Als Ergänzung mögen noch die Fundorte Nordsyriens mit Chelles- bezw. Acheul-Industrie angefügt werden, die bisher bekannt geworden sind. Nach de Morgan sind es Palmyra und Suḫne an der Karawanenstraße über Palmyra zum Euphrat, nach T. J. Arne die Orte Sinan, Orid und Giaurköi westlich von Nisib zwischen ʿAintab und Bireğik mit Acheultypen und endlich Ǧerābis am Euphrat, die Stelle des alten Karkemīš.[4]

Trägt man die Chellesstationen Palästinas in eine Karte ein, so ergibt sich folgendes: Der altpaläolithische Mensch hatte sich, auf der allerersten Stufe stehend, bereits in ganz Palästina ausgebreitet. Wir finden ihn von ʿAḳbīje zwischen Tyrus und Sidon und Duḫa in Coelesyrien bis hinunter nach Maʿān, Petra und ʿAin Ḳeṣeme. Vor allem bevorzugte er die sicheren und damals vegetationsreichen Hochplateaus des Landes, so Obergaliläa, die

[1] Vgl. Schweinfurth, ZE 1903, S. 805.

[2] J. de Morgan, Recherches sur les Origines de l'Égypte. L'âge de la pierre et les métaux. Paris 1896, S. 55 ff.

[3] Vgl. Vincent, Canaan S. 385.

[4] Vgl. T. J. Arne, Stenäldersfynd från Nordsyrien, Fornvännen 1908 (Zitat nach Blanckenhorn, ZDPV 1912, S. 135).

schönen Hochebenen am Ḥaurān, in Moab und Edom bis hinab in das peträische Arabien, und westlich vom Jordan die Höhe des Karmel und den breiten Rücken des judäischen Gebirges bis zum Neǧeb. Diese Hochebenen boten mit ihren reichen Feuersteinbänken und Knollen aus dem Senon reiches Material zur Herstellung der ersten Steinwerkzeuge. Die Mächtigkeit der Werkstätten auf den Plateaus, besonders der bei Jerusalem, läßt eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung des Gebietes vermuten. Solche Werkstätten bildeten offenbar einen Mittelpunkt für ihre Umgebung. Auch war der Mensch damals bereits in die Täler, an den Fuß der Berge und an die Meeresküste vorgerückt. Das beweisen die Stationen und Werkstätten von Dūḫa am Fuß des Antilibanon in Coelesyrien, von ʿAḳbīje an der phönizischen Küste, Tiberias am Ufer des gleichnamigen Sees und Geser am Fuße des judäischen Gebirges.

## 2. Die Kulturstufe des Moustérien.

Während der altpaläolithischen Zeit hatten sich in Palästina die Gewässer des zweiten, kleineren Pluvials (nach Blanckenhorn) allmählich zurückgezogen und tiefe Täler in die Ränder des Plateaus dabei eingeschnitten. Nun begann, während in Europa die letzte oder Würmeiszeit anhub, in Palästina und Syrien während der Kulturstufe des Moustérien das heutige warme Steppenklima mit zunehmender Austrocknung. Die Flüsse und Wasserläufe hatten ihr Gleichgewicht gefunden und bildeten ihre Niederterrasse. Zahlreiche Höhlen hatten sich während der Regenzeiten und durch die Erosion der Flußtäler gebildet.[1] Nun konnte während des Moustérien und des Jungpaläolithikums der Mensch in die Täler herabsteigen und die natürlichen Grotten und Höhlen als willkommene Wohnung im Kampfe mit wilden Tieren in Besitz nehmen, während in Europa die Eismassen der letzten Vergletscherung und eine empfindliche Kälte den Menschen in die sicheren und warmen Höhlen trieb. In diesen natürlichen Schutzstellen und Grotten blieb der Mensch während des ganzen Jungpaläolithikums, wenn auch natürlich nicht ausschließlich, wohnen. Vielfach mußte er sich diese Höhlen im Kampfe mit Diluvialraubtieren ertrotzen, die in den dunklen Schlupfwinkeln hausten und dorthin ihre Beute schleppten, um sie dort zu verzehren. Diese Höhlen an den Seiten der Flußtäler wurden nach Bedürfnis erweitert. Der Fluß bot Wasser und Fische als Nahrung. Meist hielt man sich in der Nähe des Eingangs auf; dort befand sich der Herd, dort besorgten die Frauen die Küchenarbeit, nähten die Fellkleider, indessen die Männer auf die Jagd gingen

[1] Vgl. über Höhlen und Höhlenbildung Obermaier l. c. S. 132 ff.

und die Jagdbeute zum Verzehren heranbrachten. In den Nächten und während der Kälteperioden zog man sich in das Innere zurück. Ein primitives Fettlämpchen oder Kienspäne erhellten die Dunkelheit. Hier am Eingange oder im Innern der Höhle wurden die Abfälle des Herdes und die Überreste der Jagdtiere, Knochen, Muscheln und Abfälle aller Art ohne jedes Reinlichkeitsbedürfnis aufgehäuft. Hier verfertigte sich der primitive Jäger auch die Waffen und häuslichen Instrumente aus Silex. Die Splitter und unbrauchbaren Stücke wurden ebenfalls achtlos beiseite zu den Abfällen geworfen. So lagerte sich Schicht auf Schicht in Jahrhunderten und Jahrtausenden ab. Immer höher stieg der Schutt. Dann wurde der Wohnort verlassen, Blöcke stürzten von der Decke herab, auf die Schichten organischer Reste mit Silexwerkzeugen folgen sterile Schuttschichten, bis es häufig zu einer neuen Besiedelung in einer höheren Kulturepoche kam und nun neue Abfallschichten aufgehäuft wurden. Manchmal sind im Laufe der Zeit diese Abfälle zu einer harten Breccie zusammengebacken oder angesintert. Wenn durch glückliche Umstände unangetastet, birgt der Inhalt dieser Höhlen dem Prähistoriker die kostbarsten Dokumente für die Kenntnis des diluvialen Menschen und seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Besonders glücklich liegt der Umstand, wenn neben dem Herde Beisetzungen erfolgt sind, die sich in situ bis auf unsere Zeit ungestört erhalten haben. Wir haben dann menschliche Reste mit Silexinstrumenten und Schmuck als Grabbeigaben, deren Alter geologisch sicher bestimmt werden kann.[1]

Der klassische Fundort des Moustérien, der Ort Le Moustier, liegt 10 km von Les Eyzies-de-Tayac (Dep. Dordogne) in Frankreich; hier befindet sich auf dem rechten Ufer der Vézère, 200 m vom Flusse und 24 m über dem Wasserspiegel, ein terrassiertes Plateau mit Schutzdach (abri sous roche).[2] Die Werkzeuge des Moustérien sind alle aus Abschlägen durch Retuschierung der Oberseite hergestellt, während die Unterseite mit dem Schlagbuckel und den Wellenringen glatt erhalten bleibt; sie sind also lamelligener Natur. Wir sahen, wie die Steinschlagtechnik schon während des Acheuléen auf diese Entwicklung hinzielte.

Die charakteristischen Werkzeuge des Moustérien sind die dreieckige Handspitze (pointe moustérienne) und der ovale Schaber (racloir moustérien).[3] Sie sind aus ziemlich starken dreieckigen oder

[1] Über die Höhlen und die Schichtenfolge in denselben vgl. Déchelette l. c. S. 94 ff.

[2] Vgl. Abb. 76 S. 138 bei Obermaier.

[3] Vgl. Déchelette über das Moustérien l. c. S. 91 ff. und Fig. 29 u. 30. Obermaier l. c. S. 139 ff. und Abb. 80.

ovalen Absplissen hergestellt, deren Rückseite den Schlagbuckel und die konzentrischen Bogenwellen zeigt. Die Oberseite trägt die Retuschen und feine Randschärfungen. Die Moustérienspitzen sind ungerade, d. h. der Schlagbuckel liegt seitwärts der Längsachse und der Spitze des Instruments. Diese Spitze ist eigentlich ein halbierter Acheuléenfäustel. Ihre Länge beträgt nach Déchelette selten mehr als 10 cm. Sie konnte den verschiedensten Zwecken dienen und war auch noch eine Art Universalinstrument. Es gibt auch Doppelspitzen.[1] Der Moustérienschaber ist meist etwas plumper gearbeitet, ohne ausgesprochene Spitze und an den gebogenen Langseiten auf der Oberseite retuschiert. Der Schlagbuckel liegt an der stumpfen Schmalseite und dient als Handhabe. Von anderen Werkzeugtypen sind noch Bohrer, Klingenschaber und sogenannte Hohlschaber (lames à encoche) vertreten; letztere tragen einen halbkreisförmigen Ausschnitt und dienten zum Glätten von Hölzern, zum Abschälen des Bastes von Weidenruten und ähnlichen Zwecken.[2] Gleichzeitig finden sich während des Moustérien auch die ersten Anzeichen für die Benutzung von Knochen zu Werkzeugen.[3] Die Knochenindustrie entwickelte sich in der Folgezeit schnell zu großer Bedeutung.

Das Moustérien ist außeralb Frankreichs und Belgiens in Europa weit verbreitet, soweit dasselbe nicht von den Eismassen der letzten Vergletscherung bedeckt war.[4] Ihm gehören u. a. an die wichtigen Stationen am Sirgenstein, einer Höhle im Achtale zwischen Schelklingen und Blaubeuren in Schwaben, die der Gudenushöhle in Niederösterreich, der Šipkahöhle in Mähren, der Grimaldihöhlen bei Mentone in der Riviera.

In Mittelsyrien und Palästina, namentlich im Libanongebiet, ist das Moustérien reich vertreten. Der größte Teil der paläolithischen Höhlenstationen der phönizischen Küste gehört dieser Kulturstufe an. Das höhlenreiche Kalkgebirge mit den tiefen Flußtälern bot dem paläolithischen Jäger überall da willkommene Schlupfwinkel, wo sich Wasser, ergiebige Jagdgründe oder das fischreiche Meer in der Nähe befanden. So nahm er denn überall von den Höhlen Besitz. Besonders die wasserreichen, klimatisch durch die Nähe des Meeres bevorzugten, tiefen und höhlenreichen Täler der kurzen Küstenflüsse im Libanon waren die günstigsten Wohnstätten.

Eine der wichtigsten Stationen durch die Ausdehnung der prähistorischen Reste ist die bei dem Dörfchen ʿAdlūn, halbwegs

[1] Vgl. Obermaier l. c. Abb. 80, Nr. 2.
[2] Vgl. Déchelette l. c. S. 102, Fig. 31.
[3] Vgl. Déchelette l. c. S. 104 f. Verworn, ZE 1906 S. 644.
[4] Vgl. Obermaier l. c. S. 145 ff.

zwischen Tyrus und Sidon[1] Sie führt uns in die Anfangszeit des Moustérien und liefert noch Exemplare des Chellesfäustels. Das Dorf liegt auf den ersten Bergeshöhen 150 m über dem Meere. Unterhalb des Ortes zieht sich parallel zur Küste in geringer Entfernung eine 20—30 m hohe Felsmauer hin, eine alte Steilküste vom Ende des Tertiärs oder Anfang des Quartärs, und schließt die schmale Küstenebene auf mindestens 1 km Länge nach Osten ab. Am Ufer lag eine alte Stadt, deren spärliche Reste noch sichtbar sind, vielleicht das alte Ornithopolis. In der Felswand sind zahlreiche Grabkammern in der Spätzeit angelegt. Außerdem befinden sich dort zwei natürliche Höhlen, die wohl vom Meere ausgewaschen wurden. In der größeren dieser Grotten, Muṛāret el-Bezēz genannt, fanden bereits 1864 Duc de Luynes und Lartet eine knochenführende Breccie mit bearbeiteten Silexstücken.[2] Zumoffen hat dann die beiden Höhlen und ihre Umgebung eingehend untersucht und zahlreiche Reste der prähistorischen Besiedelung festgestellt, die ʿAdlūn zu einer der bedeutendsten Stationen an der phönizischen Küste machen. Die größere Grotte ist 34 m lang mit hohem Eingang und innen gut erleuchtet.[3] In der Nähe des Einganges befinden sich auf den Wänden Symbole der weiblichen Geschlechtscharaktere eingekratzt; man hat seit Renan vielfach daraus geschlossen, daß diese Grotte zum Dienste der Astarte benutzt worden sei. Das ist möglich; aber ebensogut können diese Bilder von müßigen Hirtenhänden angebracht worden sein. Jedenfalls beweisen sie aber, daß die Grotten seit diluvialer Zeit vielfach in Gebrauch genommen worden sind.[4] In 1,50 m Höhe über dem Fußboden der Höhle sitzen an den Wänden Reste einer Breccie mit Knochenstücken, Zähnen einer Hirschart und Feuersteinklingen (nach Zumoffen). Bis zu dieser Höhe müssen sich einst die Küchenabfälle der paläolithischen Höhlenbewohner aufgehäuft haben. Auch in einer zweiten kleineren Grotte südlich von der ersten finden sich Breccienreste an den Wänden bis in 2 m Höhe. Ferner fand Zumoffen die Felswand zwischen den Grotten auf eine Länge von etwa 200 m mit Resten einer Knochenbreccie mit bearbeiteten Feuersteinsplittern bedeckt, die, durch die

[1] Über ʿAdlūn vgl. hauptsächlich Zumoffen, Anthropos III (1908) S. 435—438 und Taf. IV—VIII daselbst. Derselbe, La Phénicie avant les Phéniciens S. 4—16 und Fig. 1—5; Taf. I u. II.

[2] Vgl. Louis Lartet, Exploration géologique de la Mer Morte, de la Palestine et de l'Idumée. Cap. XI. S. 215 ff. Vgl. noch Voyage d'exploration à la Mer Morte, à Petra et sur la rive gauche du Jourdain par M. le Duc de Luynes, publiée par M. le Comte de Vogüé. S. 123 f.

[3] Abbildung bei Zumoffen, Anthropos III S. 436.

[4] Genaue Beschreibung der Muṛāret el-Bezēz s. Zumoffen, La Phénicie S. 7 ff.

Witterungseinflüsse frei geworden, vielfach im Kraut und auf der Oberfläche des Ackers umherlagen.

Die wichtigsten und zum Glück ziemlich unversehrten paläolithischen Reste fand Zumoffen jedoch unter freiem Himmel neben dem Wege, der nach dem Dörfchen ʿAdlūn hinaufführt, am Fuße der Felswand. Hier fanden sich im Erdboden zerbrochene und gespaltene Knochen, Zähne, Feuersteinsplitter und fertige Instrumente.[1]

Die Silexinstrumente bestehen z. T. noch aus schweren und kompakten Stücken und sind noch durch große Abschläge hergestellt. Im ganzen ist die Arbeit jedoch sorgfältiger als in den oben angeführten Chelléenstationen. Neben diesen Fäusteln und Schabern, die Zumoffen dem Acheuléen zuschreiben möchte,[2] finden sich auch echte Moustérienspitzen mit retuschierter Oberseite (Fig. 11 b).[3] Das bei weitem häufigste Instrument dieser Station ist nach Zumoffen jedoch der Moustérienschaber in den verschiedensten Größen und Formen. Das größte Exemplar mißt 14 cm Länge und wiegt 400 g, während der kleinste nur 6 cm Länge bei 12 g Gewicht erreicht. Die Schaberkante ist teils gerade,[4] häufiger jedoch mehr oder minder gebogen (Bogenschaber).[5] Die der Schaberkante gegenüberliegende Kante, die andere Langseite, ist entweder roh gelassen oder mit einer einfachen Schutzretusche versehen (Fig. 11c). Manche Schaber sind ringsherum zugeschärft.[6] Zumoffen glaubt, daß einige der Werkzeuge für linkshändigen Gebrauch bestimmt waren. Als Begleitinstrumente seien einige Bohrer und plumpe Messer genannt.[7]

Die zahlreichen gespaltenen Röhrenknochen und die Zähne in den Breccien sind Reste der Jagdbeute, welche der altpaläolithische Jäger verzehrte. Besonders scheint das Mark der Röhrenknochen als Leckerbissen gegolten zu haben. Während die Knochenstückchen gewöhnlich unbestimmbar sind, erkannte Zumoffen aus den gefundenen Zähnen folgende Tiere, welche die Hauptjagdbeute der diluvialen Jäger bildeten, die aber heute im Libanon längst ausgestorben sind. Es sind der europäische Auerochs *(Bison priscus)*, der mesopotamische Damhirsch *(Cervus cf. mesopotamicus)*, eine Wildziege oder Steinbockart *(Capra primigenia)* und das Wildschwein *(Sus scrofa*

[1] Vgl. Anthropos III S. 435 Taf. IV—VIII.

[2] Vgl. Anthropos III l. c. Taf. IV, 1, 3, 4, 5 und Zumoffen, La Phénicie Taf. I, 3, 4, 5.

[3] Vgl. Anthropos III l. c. Taf. V, 1—4, 6, 7 und Taf. VII, 5; ferner Zumoffen, La Phénicie Taf. II, 1, 2, 3.

[4] Anthropos III l. c. Taf. VII, 1, 3; VIII, 4, 8, 9.

[5] Anthropos III l. c. Taf. VI, 2, 7; VII, 4, 5, 6, 7; V, 8.

[6] Anthropos III l. c. Taf. VI, 6, 7; VII, 2.

[7] Anthropos III l. c. Taf. VIII, 3, 6.

*ferus).*[1] Reste dieser Jagdtiere finden sich in allen phönizischen Höhlenstationen zahlreich wieder.

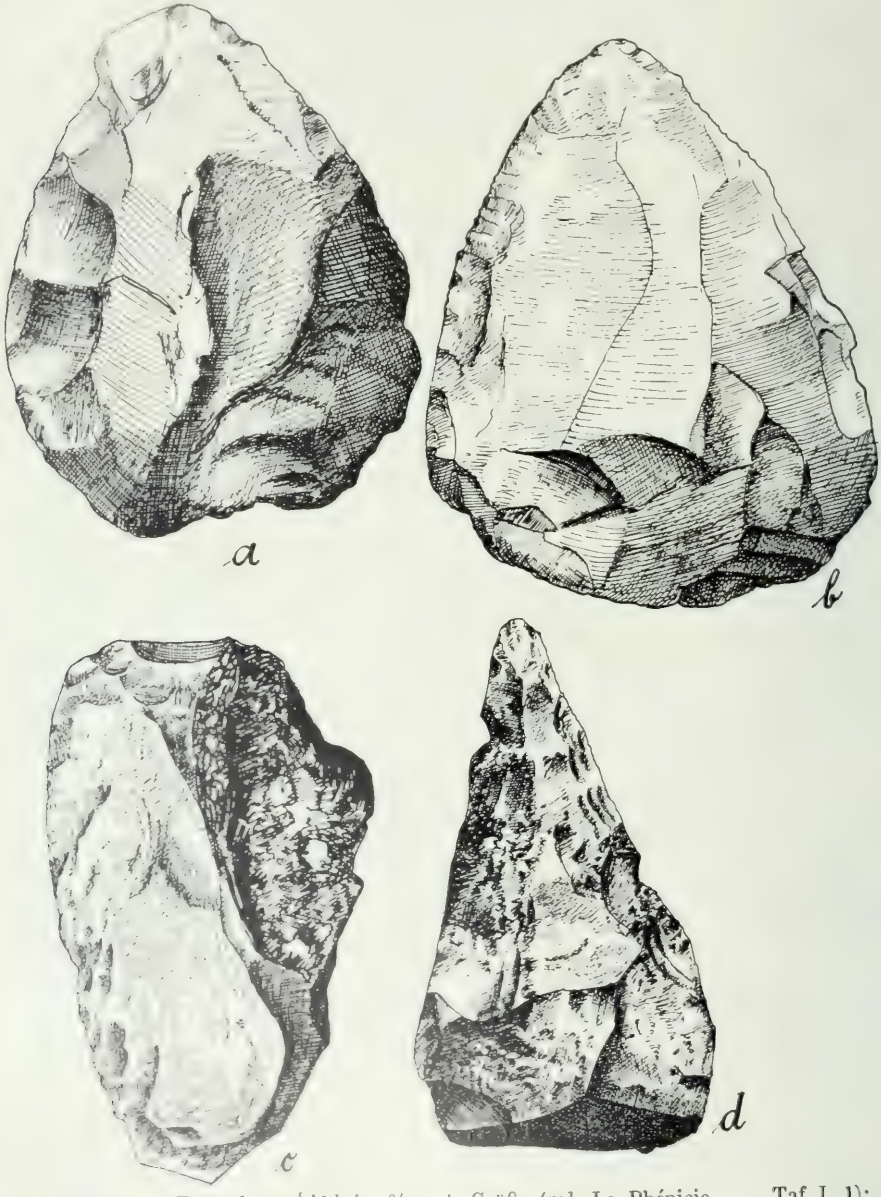



Fig. 11. a Fäustel aus ʿAḳbīje, $^2/_3$ nat. Größe (vgl. La Phénicie . . . Taf. I, 1); b, c Spitze und Kratzer aus ʿAdlūn, nat. Größe (vgl. l. c. Taf. II, 1, 5); d Schön gearbeitete Spitze vom Vorgebirge Räs el-Kelb, $^2/_3$ nat. Größe (l. c. Taf. III, 1).

[1] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . Taf. XIV Fig. 3, ein hinterer rechter Backzahn aus dem Unterkiefer des Auerochs aus ʿAdlūn.

Eine Moustérienstation unter freiem Himmel, eine ausgedehnte Werkstatt, liegt bei dem Dorfe Kefreija am Ostfuß des Libanon in Coelesyrien,[1] südwestlich von Dūḥa. Die Vorkommnisse erstrecken sich nach Zumoffen auf einen Raum von 500—600 m im Geviert. Da die unmittelbare Umgebung frei von Silex ist, ist das Arbeitsmaterial aus der Nachbarschaft zur Werkstatt gebracht worden. Die Werkzeuge sind mehr oder weniger formlos, wenn auch von Moustériencharakter. Typische Spitzen und Schaber finden sich selten. Zahlreich sind die Klingen mit Gebrauchsaussplitterungen, namentlich aber Schaber.[2]

Ebenfalls unter freiem Himmel unmittelbar bei Beirūt, am Nordfuß des Dimitrihügels zwischen der Trambahn nach Ğūne und der Damaskuseisenbahn befindet sich am linken Ufer des Nahr Beirūt eine steinharte Knochenbreccie mit Silexeinschlüssen.[3] Da der Platz unter Kultur steht, konnte nicht festgestellt werden, wie weit sich die prähistorischen Reste noch unter dem Boden fortsetzen. Einige Zähne will Zumoffen Capra primigenia und Bison priscus zuschreiben. Die Knochenstückchen zeigen Brandspuren, auf Herde weisen die gefundenen Kohlen hin. Die Silexsplitter sind sehr zahlreich und rühren von einer Werkstatt her. Es finden sich Moustérienspitzen und zahlreiche unretuschierte Klingen mit scharfen Schneiden.

Ungleich wichtiger ist die von mehreren Forschern, zuletzt von Zumoffen untersuchte Station am Vorgebirge Rās el-Kelb unmittelbar südlich an der Mündung des Nahr el-Kelb, des Lycus der Alten. Sie wurde 1863 von Tristram entdeckt[4] und 1875 von Lewis in Beirūt und 1884 von Dawson ausgebeutet.[5]

Rās el-Kelb ist ein Ausläufer des Libanon, der sich auf dem linken Ufer des Flusses in das Meer vordrängt und in horizontalen Schichten ziemlich steil stufenförmig abfällt; er unterbricht die seit uralter Zeit begangene phönizische Küstenstraße, so daß man den Weg künstlich in den lebenden Fels eingraben mußte. Zuerst ist dies von den Ägyptern und Assyrern in ziemlicher Höhe über dem Meere geschehen, wo die ägyptischen und assyrischen Erinnerungsstelen stehen. Ein Stück weiter unterhalb, 30 m über dem Meere, haben die Römer unter Marc Aurel einen Weg eingesprengt, während die heutige Fahrstraße und die Eisenbahn nur wenig über dem Niveau des Meeres liegen.[6]

[1] Vgl. Zumoffen, Anthropos III (1908) S. 434 f. und Taf. III daselbst.

[2] Vgl. l. c. Taf. III, 3, 4, 7.

[3] Über diese Station am Nahr Beirūt vgl. Zumoffen, La Phénicie, S. 88 ff., dazu Fig. 36—39 daselbst.

[4] Tristram, The Land of Israel, 1864, S. 10—13.

[5] Dawson, Notes on prehistoric man in Egypte and the Libanon 1884, S. 5—15.

[6] Vgl. Anthropos III, Abb. S. 439 und Obermaier l. c. Taf. 12.

Am Abhange des Vorgebirges gibt es keine Grotten; die paläolithischen Reste finden sich hier an besonders geschützten Stellen am Fuße einzelner Felsterrassen, nach Zumoffen an fünf oder sechs verschiedenen Punkten.[1] Teilweise sind von der knochenführenden Breccie Blöcke abgesprengt worden, da man gerade durch die prähistorischen Reste mehrfach Straßen durchgebrochen hat.

Die wichtigsten Reste befinden sich an einer Stelle des römischen Weges, wo hohe Felsen eine Art Schutzort (abri) bilden und eine Breccie von 12 m Länge und 7—8 m Breite einschließen. Gespaltene Knochen, Zähne, Klingen und Silexsplitter sind zu einem Ganzen zusammengebacken. Nach Zumoffen handelt es sich hier ebenfalls um ein Atelier. Ein Stück weiter befindet sich auf der römischen Straße ein anderes natürliches Schutzdach mit einigen Höhlungen und am Wege die von Tristram entdeckten Breccien, die beim Bau des Weges durchschnitten wurden.[2] Hier konstatierte Zumoffen an manchen Knochensplittern Feuerspuren.

Endlich befindet sich noch dicht über dem Meere neben dem Bahndamm ein Schutzort, der ebenfalls zahlreiche prähistorische Reste enthält, namentlich Zähne und Knochen, besonders vom sibirischen Rhinozeros. Zumoffen fand von diesem Tier hier einen ganzen Unterkiefer, der leider zerfiel.[3]

Die Silexwerkzeuge der Station sind feiner und sorgfältiger gearbeitet als die in ʿAdlūn; in der Werkstatt hat man das Material benutzt, welches die Umgebung bot. Von Chellesfäusteln fand Zumoffen noch zwei Exemplare.[4] Zahlreich sind die Moustérienspitzen und Schaber (vgl. Fig 11 d).[5] Die Bedeutung dieser Station beruht in den zahlreichen Knochenstücken und Zähnen, aus welchen folgende Tiere bestimmt werden konnten:[6] der Höhlenbär *(Ursus spelaeus)*, das sibirische Rhinozeros *(Rhinoceros tichorhinus)*,[7] ein Wildpferd *(Equus caballus)*, das Wildschwein *(Sus scrofa ferus)*, der Auerochs *(Bison priscus)*, der mesopotamische Damhirsch (*Cervus cf. mesopotamicus*) und ein Steinbock *(Capra primigenia)*. Von Mollusken fanden sich die Arten *Trochus*, *Patellus* und *Pectunculus*. Am häufigsten waren die Reste des wollhaarigen Rhinozeros, des Auerochs und des mesopotamischen Hirsches.

[1] Vgl. zum folgenden Zumoffen, Anthropos III, S. 438—443 und Taf. IX, dazu Abb. S. 439 u. 441. Derselbe, La Phénicie . . . S. 20—28 und Taf. III daselbst.

[2] Vgl. Anthropos III, Abb. S. 441.

[3] La Phénicie . . . S. 22 ff.

[4] L. c. S. 443.

[5] Gute Beispiele für Spitzen s. l. c. Taf. IX, 4, 5; für Schaber IX, 6.

[6] Vgl. Zumoffen l. c. S. 442.

[7] Zu diesem Tier vgl. Zumoffen, La Phénicie Taf. XIV, 1, 2, 7, 8.

Dawkins hatte unter den von Tristram gesammelten Zähnen auch solche des Renntiers und des Elen erkennen wollen,[1] doch ist das Vorkommen dieser nordischen Tiere nicht bestätigt worden.

Eine reiche Moustérienstation mit Knochenbreccie entdeckte Lortet in einem Wādi zwischen Ḥennāwe und Ḳāna in Obergaliläa, in der Nähe der bekannten rohen Felsskulpturen bei Ḳāna.[2] Die Breccie enthielt unzählige Feuersteinsplitter, Knochen und Zähne. Lortet erwähnt Spitzen und Schaber, die aber meist festgebacken sind. Die Zähne konnten als von Cervus, Capra, Equus und Bos stammend bestimmt werden.[3] Das Vorhandensein der Felsskulpturen und der paläolithischen Station an einem Orte ist etwas durchaus Zufälliges.[4] P. Bovier-Lapierre entdeckte jüngst nicht weit vom Fundort Lortets eine lichte Grotte mit einer Breccie von Silexwerkzeugen und Knochen. Da der Eingang der Grotte ziemlich versteckt liegt, war sie bisher von keinem der Besucher jener Örtlichkeit entdeckt worden.[5]

In das Spätmoustérien versetzt die von Zumoffen entdeckte und erforschte Höhlenstation am Nordufer des Nahr Ibrahīm südlich von Ǧebeil, dem altberühmten Byblos.[6] Fünf Minuten nördlich vom Flusse liegt zur Rechten des Fahrweges, 60 m vom Mittelmeer entfernt, ein Felsmassiv, das seine Stirnseite mit drei Grotten dem Meere zuwendet. Die Erdoberfläche zwischen dem Strande und dem Felsen ist mit Silexsplittern, Knochen und Stücken der Breccie bedeckt. Die erste Höhle war mit Küchenabfällen und Resten einer Steinhauerwerkstatt gefüllt. An den Wänden fand Zumoffen noch zahlreiche Reste der knochenhaltigen Breccie, welche bis an die Decke reichte. Die Phönizier haben diese prähistorischen Reste offenbar später entfernt, um die Höhle für ihre Zwecke zu verwenden.[7] In der zweiten Höhle sind alle Spalten an den Wänden bis 1 m Höhe mit Resten derselben Breccie angefüllt. Die dritte Höhle ist eigentlich nur ein Durchgang von 11 m Länge und 4—5 m Breite. Der ganze Fußboden besteht aus einer kompakten Breccie von Knochen, bearbeiteten Silexsplittern, Muscheln u. a. Im Innern

[1] Vgl. Tristram, The Land of Israel S. 11.

[2] Vgl. Lortet, La Syrie d'aujourd'hui. Voyages dans la Phénicie, le Liban et la Judée 1875—1880. Paris 1884, S. 139 f.

[3] Lortet l. c. S. 139 bildet einige dort gefundene Moustérienschaber ab, wiederholt von Vincent, Canaan S. 400, Fig. 279.

[4] Vgl. Mélanges de la Faculté orientale de Beyrouth, Bd. IV, S. 207 f.

[5] Vgl. La Géographie 1908, S. 77—79.

[6] Zu dieser Station vgl. Zumoffen, Anthropos III (1908) S. 443 ff., Taf. X und Abb. S. 444 daselbst. Derselbe, La Phénicie ... S. 29—38 mit Fig. 8—13 und Taf. IV.

[7] Genaue Beschreibung der Höhle s. Zumoffen, La Phénicie ... S. 32 f.

fanden sich zahlreiche Seemuscheln und Schneckenschalen. Die Silexindustrie ähnelt der vom Rās el-Kelb, nur macht sich bereits eine Tendenz zur Umbildung bemerkbar. Der Moustérienschaber wird gerader und länger; meist ist nur die Schaberkante retuschiert, die anderen sind roh gelassen. Die Spitzen sind dreieckig, oval oder länglich.[1] Die Klingen sind sehr zahlreich und meist roh ohne Randretuschen in Gebrauch genommen worden; regelmäßige und retuschierte sind selten.[2] Manche tragen noch einen Teil der Knollenrinde.[3] Ferner lieferte die Station eine Menge kleiner Spitzen mit fein retuschierter Spitze, die nach Zumoffen als Pfeilspitzen gedient haben mögen.[4] Von der Fauna ließen sich nach Zumoffen folgende Arten bestimmen: *Bison priscus, Capra primigenia, Cervus cf. mesopotamicus* und *Sus scrofa ferus*. Davon waren Bison und Wildschwein am häufigsten.

In die Übergangsperiode zum Aurignacien und Jungpaläolithikum führt uns bereits die Moustérienstation am Nahr eğ-Ğōz.[5] Dieser Gebirgsfluß mündet nördlich von Batrūn, dem alten Botrys. Die Station befindet sich auf der rechten Seite im Talgrunde, nahe bei den Mühlen von Kefr Haï, drei Stunden von Batrūn, auf dem Wege von Kefr Haï nach Keftūn. An einer engen Stelle des Tales, das hier eine Tiefe von 240 m hat, befindet sich eine breite aber flache Aushöhlung von nur 2—3 m Tiefe mit überhängendem Felsdach, die sich nach Süden und Westen öffnet und die Station birgt, ein charakteristischer abri sous roche. Die Knochenbreccie der kleinen halbrunden Plattform vor der Höhle von 23 m Länge und 7—10 m Breite (nach Zumoffen), die an der Stirnseite mit Steinblöcken verkleidet ist, wurde bereits 1875 von Oskar Fraas entdeckt. Er bemerkte die Silexinstrumente nicht, sondern machte nur auf Reste von Cervus und Capra primigenia aufmerksam, die er hatte nachweisen können.[6] Links von dem Schutzort fand Zumoffen an der Felswand an geschützter Stelle versinterte Knochen und Silexklingen.

Die Steininstrumente sind klein; nach Zumoffen überschreiten sie die Länge von 10 cm nicht; ihr Durchschnittsmaß ist 7—8 cm. Die Hauptwerkzeugtypen sind dreieckige, ovale und oblonge Moustérienspitzen[7] und Bohrer (perçoirs); es sind kürzere Klingen mit

[1] Vgl. La Phénicie . . . Taf. IV, 1, 2, 3, 4.
[2] Vgl. La Phénicie . . . Taf. IV, 7.
[3] Z. B. Taf. X, 9, 12.
[4] Vgl. Taf. X, 5, 8.
[5] Vgl. dazu Zumoffen, La Phénicie . . . S. 39–48, Fig. 13—15 u. Taf. V.
[6] Aus dem Orient, II. Teil, S. 117.
[7] L. c. Taf. V, 1, 2.

scharf retuschierter, standhafter Spitze.[1] Schaber sind dagegen selten;[2] als Klingenschaber kommen lange und gerade, an beiden Langseiten retuschierte Klingen, manchmal mit Spitze (Messer) vor.[3] Alle Instrumente zeigen eine starke, weißliche Patina und sind manchmal im Zustande völliger Zersetzung.

Die Ausgrabungen Zumoffens auf der Terrasse vor der Grotte haben ein äußerst reiches Knochenmaterial zutage gefördert. Vom ganzen Skelett fanden sich am meisten Zähne. So sammelte Zumoffen an einem einzigen Tage mit Hilfe zweier Arbeiter mehr als 500 Zähne von Cervus und Capra.[4] Folgende Tiere wurden von Zumoffen festgestellt: Der Höhlenlöwe *(Felis spelaea?)*, der syrische Bär *(Ursus syriacus)*, der Auerochs *(Bison priscus)*,[5] ein Steinbock *(Capra primigenia)*, eine kleinere Steinbockart *(Capra Beden?)*, der Edelhirsch *(Cervus elaphus)*, der mesopotamische Damhirsch *(Cervus cf. mesopotamicus)*, das Reh *(Cervus pygargus)*, die Gazelle *(Antilope cf. dorcas)*, das Wildschwein *(Sus scrofa fossilis)*, eine Schildkröte *(Emys Caspica)*. Außerdem fanden sich Reste von Seemuscheln, welche die Bewohner verzehrt hatten. Von diesen Tieren waren die Knochen des großen Steinbocks und des Damhirsches bei weitem am häufigsten. Zumoffen bemerkt, daß diese Tiere fast allein den ganzen Stamm ernährt hätten.

Im übrigen Palästina ist bisher das Moustérien schwach vertreten. Bei Iḳzim am Südabhange des Karmel wurden im Westen des Dorfes Moustérienschaber gefunden.[6] Dem Moustérien rechnet Blanckenhorn auch die Stationen von Šaʿfāt, nördlich von Jerusalem, und aus dem Ostjordanlande die von es-Salṭ zu.[7] Fig. 4 b zeigt eine typische, weiß patinierte Moustérienspitze aus Rāmallah mit sorgfältig retuschierten Langseiten und feiner Spitze. Die Länge des Instrumentes beträgt 7 cm, die größte Breite 3,5 cm und die Stärke am Schlagbuckel 0,8 cm. Eine ähnliche, aber rohere Spitze von derselben Stelle ist in Fig. 4 c abgebildet. Sie ist aus hellgrauem Feuerstein von 9,3 cm Länge, 6,4 cm Breite und 1,5 cm Dicke. Aus Juṭṭā in Südjudäa stammt die Fig. 4 g abgebildete Spitze aus dunkelbraunem Silex. Sie ist aus einem größeren Absplíß durch Oberflächenretusche der einen Seite hergestellt, während die Unterseite noch die ursprüngliche Rinde trägt. Die Länge des Stückes beträgt

[1] L. c. Taf. V, 7, 8, 9.
[2] L. c. Taf. V, 6.
[3] L. c. Taf. V, 3, 4, 5.
[4] Über die Fauna dieser Station vgl. Zumoffen l. c. S. 44 ff.
[5] Vgl. l. c. Taf. XIV Fig. 4 zwei Molaren des Tieres aus dieser Station.
[6] Vgl. Blanckenhorn, ZE 1905, S. 456.
[7] L. c. S. 465.

11 cm bei 6 cm größter Breite und 1 cm Dicke. Ebenfalls aus Juṭṭā ist der in Fig. 3 a (Rückseite) und Fig. 27 b (Vorderseite) abgebildete große Schaber. Er ist aus einem großen Absplíß gearbeitet, auf dessen Unterseite noch ein Teil des Schlagbuckels erhalten ist. Die gegenüberliegende Langseite ist von der Oberseite her fein retuschiert. Die Oberseite trägt noch die Rindensubstanz des ursprünglichen Knollens. Die Länge des Instrumentes beträgt 12,6 cm, die Breite 6,7 und die Dicke 1,7 cm.

In dem benachbarten Ägypten ist die Stufe von Le Moustier in den altpaläolithischen Stationen, besonders bei Theben, gut vertreten. Schweinfurth sammelte dort zahlreiche Handspitzen und typische Schaber. Die größten Spitzen maßen 5 : 11 und 5 : 9 cm, die kleinsten waren nur 5 cm lang. Der größte Schaber maß 6 : 7 cm.[1]

### 3. Die Lebensweise der altpaläolithischen Jägerstämme in Palästina.

Während in Europa zur Zeit des Moustérien eine neue letzte gewaltige Vergletscherung mit kaltem und feuchtem Klima eintrat, das die Menschen in die Tiefen der Höhlen und Schlupfwinkel jagte und zu erhöhter Sorge für die Notdurft des Lebens und damit zu Erfindungen, Fortschritten und zu höherer Kultur trieb, herrschte in Syrien schon mehr oder minder das heutige warme Halbwüstenklima. Der Mensch stieg nun von den Plateauhöhen herab in die Täler und an die Meeresküste, die er früher an einzelnen Punkten schon erreicht hatte. In den Höhlen der kurzen Küstenflüsse im Libanon und an geschützten Stellen in der Nähe der Küste ließ er sich mit Vorliebe nieder. Die große Zahl der Stationen und die Masse der Abfälle, die sich oft, wie in ʿAdlūn und am Rās el-Kelb, über weite Strecken verteilen, beweisen, daß an der phönizischen Küste bereits im Altpaläolithikum eine ziemlich dichte Bevölkerung lebte. Die meisten Stationen liegen direkt an der Küste oder in geringer Entfernung (die Station am Nahr eğ-Ğōz drei Stunden) von ihr. Da die meisten zugleich ausgedehnte Werkplätze waren, haben wir diese Stationen als Sammelpunkte der einzelnen Jägerstämme anzusehen. Von diesen, allerdings nur zeitweiligen, Hauptsitzen schweiften sie durch das Land, bezogen von hier ihre Instrumente und zogen sich zu gemeinsamen Beratungen hierher zurück. Im Binnenlande sind bisher nur wenige Stationen entdeckt worden. Diejenige bei Kana in Obergaliläa, wenn auch bereits im Gebirge gelegen, steht noch in engster Verbindung mit der Küsten-

[1] Vgl. ZE 1902, S. 305 f.

landschaft. Die Station von Kefreija in Coelesyrien und die bisher spärlichen Moustérienfunde im eigentlichen Palästina auf den Hochebenen beweisen, daß der Mensch die Hochebenen und Plateaus im Binnenlande weiter bewohnte, teilweise in den Sitzen der alten Chelleskultur.

Die Vorliebe für die phönizische Küste und das Libanongebiet erklärt sich aus dem Nahrungsmotiv. Wie wir aus den Funden in ʿAdlūn, am Nahr Ibrahīm und am Nahr eğ-Ğoz wissen und ohnehin vermuten konnten, bezogen diese Jägerstämme einen Teil ihrer Nahrung aus dem Meer. Es läßt sich zwar nicht nachweisen, daß sie Fischer waren, aber sie aßen die Muscheln, welche am seichten Strande zu finden waren. Man hatte gern den Blick aufs Meer und siedelte sich am Abhang der Berge an, welche gegen die Küste vorsprangen. Das milde Seeklima mag ein weiterer Grund für diese Wahl der Lagerplätze gewesen sein. Die Hauptnahrungsquelle jener Stämme war aber nicht das Meer, sondern die Jagd, wie aus den massenhaften Knochenfunden an fast allen Stationen mit Deutlichkeit hervorgeht.

Eine wie mannigfaltige Tierwelt muß damals die herrlichen Täler und Abhänge des Libanon, Obergaliläas, die Höhen der palästinischen Berge und die ostjordanischen Hochebenen bevölkert haben! Wir sehen sie deutlich vor uns, das gewaltige bis 2,20 m große wollhaarige sibirische Rhinozeros mit dem starken, mehr als 1 m hohen Horn auf der Nase, das besonders im Libanon häufig war, den Auerochsen und den Urstier, zwei gewaltige quartäre Vertreter unserer frommen Rinderrasse, und zahlreiche Herden von Wildpferden, welche, von alten Leithengsten geführt, die grasreichen Steppen durchzogen. Mächtige Steinbockrudel und Edelhirsche hausten in den Klüften und weideten in den Waldlichtungen. Dazu kam der sinaitische Steinbock, das Reh und zahlreiche Rudel des Damhirsches und Gazellen. Auf den kalten Höhen hauste, wie noch heute auf dem Hermon, der syrische Bär, in den Höhlen verbarg sich der Höhlenlöwe und in den Dickichten wühlten zahlreiche Horden wilder Schweine.

Es ist also eine ausgesprochene Wald- und Steppenfauna, die wir aus den Knochenfunden feststellen können. Die Cerviden, Edelhirsch, Damhirsch[1] und Reh, lieben offenes, grasreiches Terrain, aber haben ebenso zu ihrem Schutze Waldbestand nötig. Die Wildrinder, wie der Urstier und der Bison, brauchen Prärien, grasreiche und wasserreiche Steppen, zu ihrer Existenz. Im Libanon war der Bison viel häufiger als der Urstier und bildete

[1] Eine Abbildung des mesopotamischen Damhirsches s. Obermaier l. c. S. 173.

ein beliebtes Jagdwild. Ein echtes Steppentier war auch das Wildpferd, das noch heute wild in den zentralasiatischen Steppen haust, ein ponyartiges Tier von gedrungenem Körperbau und mäßig langen Beinen.[1]

Das Meer rauscht heute noch wie ehemals an der phönizischen Küste, aber welch anderen Anblick boten die Landschaften, die sich in ihm spiegelten! Die Abhänge des Libanon müssen bis hinab ans Meer mit dichtem, von Lichtungen unterbrochenem Wald bedeckt gewesen sein, ebenso weite Strecken der palästinischen Berge. Im dichten Unterholz sproßte und grünte es noch allenthalben, überall sickerte in den Bergen das Wasser hervor in unzähligen Rinnsalen; im Frühjahr bedeckte noch mehr wie heute ein entzückender Blumenteppich in den köstlichsten Farben das ganze Land. Noch war die Austrocknung nicht so weit fortgeschritten. Und über den Tälern, am Rande der Lichtungen hoben gewaltige Riesenbäume ihre Häupter in die Höhe, tausendjährige, knorrige, wie die spärlichen alten Zedern auf dem heutigen Libanon. Wie mag der paläolithische Jäger mit Staunen und Ehrfurcht diesen Gottesgarten manchmal betreten haben, wie Gilgamesch und Engidu den Zedernwald des Ḫumbaba:

„Sie stellten sich hin und schauten den Wald an:
Sie sehen den Zedernberg, die Wohnstätte der Götter,
Vor dem Berge trägt die Zeder ihre Fülle:
Schön ist ihr Schatten, ist voller Jubel . . ."[2]

Diese Wälder und Lichtungen und die Steppen der Hochebenen durchstreifte der paläolithische Mann dem Wilde nach. Der Damhirsch, der Steinbock, das Rhinozeros und Wildschwein scheinen die beliebtesten Jagdtiere gewesen zu sein. Die Frauen nehmen an der Jagd nicht teil, wohl aber am Fischfang. War das Wild erlegt, so transportierte man die besten Teile zum Lagerplatze oder in die Grotte, wo sich am Eingange der Herd befand. Als besonderer Leckerbissen galt das Mark der großen Röhrenknochen. Um es zu gewinnen, wurden diese der Länge nach gespalten. Das Fell wurde von den Frauen gegerbt und zu Kleidern oder Behältern für Flüssigkeiten, Eimern und Schläuchen, verarbeitet. Die Moustérienschaber werden vor allem zum Abschaben der Fleischteile von der Innenhaut und zum Enthaaren des Felles gedient haben. Die Sehnen dienten als Fäden und Zwirn. Schon im Moustérien begann man das Knochenmaterial zu Instrumenten zu verarbeiten, namentlich zu Nadeln und Pfriemen. Wie man an den Knochen und Zähnen

[1] Vgl. Obermaier l. c. S. 90 f. und Abb. 45 S. 91.

[2] Gilgameschepos, Taf. V Z. 1 ff., vgl. Ungnad-Greßmann, Das Gilgameschepos (Forschungen z. Rel. u. Lit. des A. u. N. T. 14), Göttingen 1911, S. 27.

deutlich sehen kann, bevorzugte man junge und zarte Tiere. Der altpaläolithische Mensch stand auf der untersten Kulturstufe, der Stufe des niederen Jägertums, der Urform aller Wirtschaft. Er zehrte den von der Natur gebotenen Überfluß an Jagdtieren auf, ohne an Schonung und Wiedererzeugung zu denken. War ein Gebiet erschöpft, so suchte sich der Stamm neue Jagdgründe. Nur günstig gelegene Gebiete, wie die phönizische Küste mit dem fischreichen Meer und den tierreichen Wäldern des Libanon können eine dichtere Bevölkerung ernährt haben.[1]

Was für Angriffs- und Verteidigungswaffen der altpaläolithische Jäger benutzt hat, können wir nur vermuten. Die scheibenförmigen Chellesfäustel wurden vielleicht auf das Wild geschleudert. Wahrscheinlich führte man, wie die heutigen Fellachen, große Keulen mit sich, warf mit dem Bumerang und benutzte die Moustérienhandspitze als gute Speerspitze. Ob Pfeil und Bogen bereits bekannt waren, ist unsicher, wenn sich auch in der Station am Nahr Ibrahīm feine Silexspitzen gefunden haben, die man als Pfeilspitzen ansehen könnte. Meistens stellte man dem Wild wohl mit Fallen und Gruben nach, wie sie heute noch manche Jäger unter den Fellachen mit großer Geschicklichkeit und mit sicherem Erfolge anzuwenden verstehen.

Daß die Anwendung des Feuers den Jägerstämmen des Altpaläolithikums bekannt war, beweisen Brandspuren an den Knochenstücken mancher Stationen und Kohlen, wohl von Herdstellen, am Nahr Beirūt. Zur Erzeugung des Feuers benutzte man wohl, wie alle primitiven Stämme, den Feuerbohrer. Als Behälter dienten Muscheln und Geflechte aus Bast, Palmenblättern, Binsen und Stroh. Diese konnten, mit Pech und Harz gedichtet, auch für Flüssigkeiten verwendet werden. Auf Flößen oder ausgehöhlten Baumstämmen wird man auch schon das Meer befahren haben.

Neben dem Jagdwild und den Fischen bot die Natur dem Menschen aus dem Tierreich auch sonst noch eine große Auswahl von Nahrungswerten. Nach der Art vieler unzivilisierter Stämme, z. B. der Australneger, können wir annehmen, daß Vögel aller Art, Schnecken, Frösche, Würmer, Heuschrecken und sonstiges Getier verzehrt wurde.

Jedenfalls spielte aber neben der Fleischnahrung von jeher die Pflanzenkost eine große Rolle. Zunächst luden die Früchte wildwachsender Fruchtbäume zum Genuß ein; man wird sie geschont und vielleicht gepflegt haben, um diese Nahrungsquelle, solange man in der Gegend weilte, dauernd auszubeuten. Als Fruchtbäume

[1] Über das niedere Jägertum vgl. M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen I, S. 497 ff.

kommen in Palästina der Ölbaum, die Feige und an der Küste wohl auch die Dattelpalme in Betracht, vielleicht auch schon der Weinstock. Dazu kamen die Früchte des sidr-Baumes (Zizyphus), Zwiebel- und Gurkengewächse und zahlreiche Kräuter und Stauden, welche in frischem Zustande mit Salz als Salate genossen werden konnten. Wer unsere heutigen Beduinen im Frühjahr beobachtet hat, namentlich am Hüle- und Tiberiassee, wird sich leicht eine Vorstellung davon machen können, was der paläolithische Mensch an frischen Pflanzen und Wurzeln alles verzehrte.

Neben dem, was die Männer durch die Jagd erwarben, lag die Last der Nahrungsgewinnung und Bekleidung in jener unteren Wirtschaftsstufe durchaus auf den Schultern der Weiber. Die Pflanzenkost, Holz und Wasser hatten sie für die ganze Familie herbeizuschaffen; das Jagdglück war oft launisch, und die Männer träge. Oft werden sie die Jagdbeute bald an Ort und Stelle für sich allein aufgezehrt haben. Der Fortschritt in der Wirtschaft und in der Kultur lag so in den Händen der Frau. Sie begann auch den Pflanzenbau und schonte die fruchttragenden Bäume, um die Nahrungssuche zu erleichtern. War ein Jagdgebiet erschöpft, so verließ man die Herdstellen und Zweighütten und zog nach einer anderen Gegend, nötigenfalls schwächere Stämme mit Gewalt vertreibend. In so günstigen Verhältnissen, wie am Westabhang des Libanon, wird ein verhältnismäßig kleines Gebiet zur Ernährung ausgereicht haben, besonders da die Natur auch reiche Pflanzennahrung bot.

Heute noch gibt es in abgelegenen Gebieten der Erde niedere Jägervölker, wie die Weddas auf Ceylon, die Buschmänner in Südafrika, die Pygmäen in Zentralafrika. Nach der Lebensweise dieser Völker können wir uns eine Vorstellung von der Wirtschaftsform der altpaläolithischen Jägerstämme Palästinas machen. Wir wählen als Beispiel die Weddas.[1] Die Hauptnahrung entnehmen die Weddas aus dem Ertrage ihrer Jagd, und zwar wird das Fleisch junger Tiere bevorzugt; als Leckerbissen gilt ihnen, wie den paläolithischen Menschen, das Mark der großen Röhrenknochen. Das Fleisch wird entweder in glühenden Kohlen gebraten, oder geröstet, indem es von Blättern umgeben in eine Grube gelegt und dann Feuer darüber angezündet wird. Daneben kennen sie noch ein Konservierungsverfahren, um größere Vorräte frischen Fleisches nicht verderben zu lassen. Sie schneiden es in schmale Streifen und lassen sie an der Sonne trocknen. Neben der animalischen

[1] Vgl. zum folgenden P. und F. Sarasin, Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon. Bd. 3: Die Weddas auf Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften, Wiesbaden 1892—1893 und Hoernes l. c. I, S. 507 ff.

spielt die Pflanzenkost in ihrem Haushalt eine große Rolle. Mit einem 1,50—1,57 m langen Grabstock mit schräger Schneide durchwühlen sie den Boden nach Wurzeln und kleinen Tieren. Dieser Grabstock ist nach Hoernes die Urform des Spatens und Pfluges.[1]

Die Bewaffnung der Weddas besteht aus Axt, Pfeil und Bogen. Sie sind kühne und listige Jäger und wissen den Bogen mit großer Kunst zu handhaben. Soll ein besonders wirksamer Schuß abgegeben werden, so legt sich der Wedda auf den Rücken, ergreift den Bogen mit den Füßen und spannt mit beiden Händen zugleich die Sehne an, die zurückschnellend dem Pfeil eine ungewöhnliche Kraft gibt und ihn selbst gegen große Tiere wirkungsvoll macht.[2] Durch seinen selbst auf dürren Zweigen unhörbaren Gang schleicht sich der Wedda möglichst nahe an das Jagdtier heran oder lauert ihm, durch das Unterholz und das Gras gedeckt, an den Wasserstellen auf, bis es zur Tränke kommt und nun mit Sicherheit aus der Nähe erlegt werden kann. Bei der Verfolgung läuft er mit Windeseile und überwindet geschmeidig alle Hindernisse. Die Seh- und Hörschärfe der Weddas soll außerordentlich sein. Noch vor kürzerer Zeit lebte dieser Stamm in einer Steinzeit, deren Werkzeugformen nach Hoernes dem Jungpaläolithikum entsprechen würden. Jetzt tauschen sie Metallbeile von den Singhalesen ein.

Ihr Obdach ist so primitiv wie nur möglich. Während der trockenen Jahreszeit wählen sie ihren Aufenthaltsort am liebsten am Fuße eines großen Baumes um den Stamm herum ohne jedes weitere künstliche Schutzdach oder bleiben ganz unter freiem Himmel. Zum Schutz gegen die wilden Tiere, besonders die Elefanten, verbergen sie sich auch in Baumkronen. Tritt dann die Regenzeit ein, so suchen sie Zuflucht unter Schutzdächern, überhängenden Felswänden, weniger jedoch in eigentlichen Höhlen, oder sie bauen sich, an die Felswände angelehnt, einfache Hütten, die aus einem Rahmen aus Holzstäben bestehen, über welchen Gras, Rindenstücke und Geäst gedeckt ist, und die zwei bis drei Personen zum Schlafen Platz bieten. Die Freude am Schmuck ist größer als das Bedürfnis nach Bekleidung. In den Ohrläppchen tragen sie Strohhalme, zusammengerollte Blätter, Metallringe, Glasperlenketten und ähnliche Gegenstände. Als Bekleidung für beide Geschlechter dient eine Lendenschnur, an welcher sie einen Hüftlappen, manchmal auch belaubte Zweige befestigen, welche zusammen eine Art Kleid bilden. Felle und Tierhäute dagegen dienen ihnen nie zur Kleidung, ja ursprünglich gingen sie ganz nackt.[3]

[1] L. c. I, S. 509.
[2] Hoernes l. c. I, S. 513.
[3] Nach Hoernes l. c. I, S. 515 f.

Ihre Gerätschaften stehen noch auf ganz primitiver Stufe. Tongefäße kennen sie noch nicht und benutzen dafür Bastgeflechte und Lederbehälter. Der Feuerbohrer ist ihnen bekannt. Er besteht aus einem Holzstock mit Grube, in welcher ein anderer Stock sehr rasch und so lange gedreht wird, bis glühende Holzteilchen herausfallen, an welchen dann trockene Blätter oder Zunder entflammt werden kann. Auch ihr geistiger Besitz ist gering, nur die untersten Zahleneinheiten sind ihnen bekannt. Die Zeit teilen sie nach dem Mondlaufe. Eine gewisse Rolle spielt bei ihnen der Glaube, daß die Seele nach dem Tode weiterlebt. Auf den Gräbern der Verstorbenen feiern sie daher ein Jahresfest zur Vollmondszeit, essen auf den Gräbern Yams, tanzen, rufen die Toten mit Namen und bitten sie um Hilfe.[1] Nach Hoernes beerdigten sie früher ihre Toten nicht, sondern ließen sie da liegen, wo sie starben. Dort bedeckte man den Leichnam mit Gras oder Laub, oder legte einen großen Stein darauf und mied den Ort, bis der Tote verwest war. Höhlen, in denen während der Regenzeit ein Todesfall vorkam, wurden des Toten wegen von den bisherigen Bewohnern geräumt und später nach einer gewissen Zeit wieder in Besitz genommen.[2]

Ganz ähnlich leben die zentralafrikanischen Pygmäen und die Buschmänner Südafrikas; wir werden nicht fehlgehen, wenn wir uns nach diesem Vorbilde die Lebensweise der Jägerstämme Palästinas in der altpaläolithischen Zeit vorstellen.

## Viertes Kapitel.

## Das Jungpaläolithikum.

In der Nacheiszeit während der Kulturstufen des Aurignacien, Solutréen und Magdalénien erreichte die paläolithische Kultur, namentlich in Frankreich, ihren Höhepunkt. Die Kunst der Steinbearbeitung wurde zu einer Höhe ausgebildet, die sie nur wieder in neolithischer Zeit in Ägypten erreicht hat. Während der Nacheiszeit herrschte in Europa ein kaltes, kontinentales Steppenklima, das allmählich in die Jetztzeit überging, und eine entsprechende Steppenfauna, deren Hauptvertreter das Renntier war. Dieses Tier bot dem nomadischen Jäger fast alles zum Lebensunterhalt, Nahrung durch sein Fleisch und das Mark seiner Knochen, Fäden und Zwirn durch seine Sehnen, Material für die mannigfaltigsten Instrumente durch sein Geweih und Bekleidung durch Fell und Leder.

[1] Vgl. Hoernes l. c. I, S. 518 ff.
[2] Vgl. Hoernes l. c. I, S. 521.

Daher nennt man in Europa das Jungpaläolithikum auch sehr passend Renntierzeit.

In Syrien herrschte in dieser Epoche bereits das heutige warme Klima, und alle Verhältnisse, welche wir bereits für die Zeit des Moustérien skizziert haben, blieben während des Jungpaläolithikums bestehen. Ob neue Stämme die höhere Kultur ins Land gebracht haben, wissen wir nicht. Jedenfalls ist auch in Palästina ein bedeutender Kulturfortschritt in den verschiedenen Industrien zu konstatieren. Nur scheint das Jungpaläolithikum in Ägypten und Syrien in der Entwicklung längst nicht den Raum einzunehmen wie in Europa. Wie wir sehen werden, ist eigentlich nur die Anfangsphase desselben, das Aurignacien, allerdings sehr reichhaltig, vertreten. Das Solutréen fehlt bisher ganz, und vom Magdalénien finden sich nur Spuren.

Um die Eigenart der jungpaläolithischen Kultur zu verstehen, müssen wir auch hier von den besser bekannten europäischen Verhältnissen ausgehen. Das klassische Gebiet der Höhlenfunde aus der Renntierzeit ist Südwestfrankreich und die Pyrenäen Die berühmtesten Höhlen und Grotten liegen im Vézèretale, einem Nebenflüßchen der Dordogne. Das Aurignacien, die Anfangsphase des Jungpaläolithikums, hat seinen Namen von der Grotte von Aurignac (Dep. Haute Garonne), das Solutréen nach der Grotte von Solutré (Dep. Saône-et-Loire)[1] und das Magdalénien nach der Station von La Madeleine[2] (Dordogne). Das Jungpaläolithikum klingt aus in der Kulturstufe von Mas d'Azil (Dep. Ariège), einer Übergangsphase zum Neolithikum.

Die Fauna des Aurignacien ähnelt noch sehr der von Le Moustier durch Vertreter wie das Mammut, der Riesenhirsch, Höhlenbär und Höhlenlöwe. Daneben erscheinen aber bereits das Wildpferd, der Bison und das Renntier, wenn letzteres auch noch nicht die Rolle spielt wie in der folgenden Zeit. Als Werkzeugmaterial diente dem Menschen der Feuerstein weiter; er erfand neben den Moustérientypen neue charakteristische Werkzeuge für die feineren Arbeiten einer höheren Kultur.[3] Die Grundform der neuen Typen ist die länglich-schmale prismatische Klinge, die sich in der Folgezeit zu den verschiedensten feinen Stech- und Schneidewerkzeugen differenzierte. Diese Klingen sind charakteristisch für das ganze Jungpaläolithikum.

---

[1] Vgl. Obermaier l. c. Abb. 114.

[2] Vgl. Obermaier l. c. Abb. 117.

[3] Vgl. Déchelette l. c. S. 119 ff. Obermaier l. c. S. 177 ff. und Abb. 102 bis 105 daselbst.

Typisch für das ältere Aurignacien ist nach Obermaier[1] die gekrümmte Spitze, eine Klinge, bei welcher gewöhnlich die rechte Seitenkante bogenförmig gekrümmt und durch Randretusche abgestumpft ist, während die linke gerade verläuft. Beide bilden eine scharf retuschierte Spitze. Die im allgemeinen im Profil leicht gekrümmten Klingen tragen die typische Aurignac-Randretusche, oft an allen Rändern, und werden so zu Doppelspitzen, Doppelkratzern, ausgekerbten Klingen u. a. Ein typisches Werkzeug des Aurignacien ist noch der Hochkratzer, ein kurzes breites, aber hohes, hufartiges Instrument, welches man mit Obermaier als „Hobelkratzer" bezeichnen könnte.[2] Ebenso charakteristisch sind die zahlreichen Formen der Stichel (burins); der wichtigste ist der sogenannte Bogenstichel[3] mit schnabelförmigem Stichelende, der „Eckstichel"[4] und der „prismatische Kantenstichel".[5] Klingenkratzer(-Schaber), am vorderen Ende einer Klinge daumennagelförmig angebracht, sind ebenfalls häufig. Sehr zahlreich sind im Aurignacien die Miniaturklingen, meist nur 1—2 cm lange Messerchen, wie sie sich vielfach bei der Herstellung der anderen Werkzeuge von den Knollen als Abfall von selbst ergaben. Man benutzte sie entweder roh als Federmesser oder retuschierte sie zu Spitzen und Bohrern.[6] Für das jüngere Aurignacien ist nach Obermaier noch charakteristisch die „Spitzklinge mit einem abgestumpften Seitenrande" (lame à tranchant rabattu),[7] eine schmale lange Klinge mit Spitze, bei welcher eine Längsseite durch senkrechte Seitenretusche entfernt ist.

Neben Stein diente im Aurignacien auch noch Knochen, Elfenbein und Horn als Material für die Instrumente. Typisch für das Aurignacien ist eine aus einem breiten Knochenstück gefertigte lange Spitze mit gespaltener Basis, die sogenannte Aurignacienspitze.[8] Außerdem finden sich aus Knochen Pfriemen und plumpe Nadeln. Man begann auch bereits durch einfache Gravierungen (Strichkombinationen) Knochenstücke zu verzieren; ja, dieser Zeit gehören die nackten Frauenfiguren, Ganzskulpturen aus Elfenbein, von Brassempouy (Landes) an.[9]

[1] L. c. S. 178.
[2] L. c. S. 180; vgl. Abb. 102 h—l. Vgl. Déchelette, Fig. 39, S. 121.
[3] Vgl. Obermaier l. c. Abb. 102 n.
[4] L. c. Abb. 102 o.
[5] Obermaier l. c. Abb. 102 q.
[6] Vgl. l. c. Abb. 103 S. 180.
[7] Vgl. l. c. S. 181 und Abb. 105 a—d. Déchelette l. c. Fig. 41.
[8] Vgl. Obermaier l. c. Abb. 104. Déchelette l. c. Fig. 37.
[9] Vgl. Déchelette l. c. S. 212 ff. und Fig. 84. Obermaier l. c. S. 227 f. und Taf. 14.

In der folgenden Stufe, dem Solutréen,[1] erreichte der diluviale Mensch die höchste Vollendung in der Feuersteintechnik, die später nur von einzelnen neolithischen Zentren noch übertroffen wurde. Das Abspalten der feinen langen Klingen vom Kernstück wurde mit vollendeter Sicherheit ausgeführt. Die Retuschen werden so winzig, daß sie nicht mehr durch Abschläge hervorgerufen sein können, sondern wahrscheinlich durch Druck mit einem Knocheninstrument. Sie verteilen sich jetzt, im Gegensatz zur Randretusche des Aurignacien, auf die ganze Oberfläche des Werkzeuges. Es tauchen nun jene lorbeerblattförmigen Pfeil- und Speerspitzen auf, die für unsere Zeit charakteristisch sind.[2] Daneben finden sich typische Kerbspitzen (pointes à cran),[3] Stielspitzen[4] und Klingen, die als Kratzer, Bohrer oder Stichel retuschiert sind. Die Knochenindustrie ist bedeutend fortgeschritten; Pfriemen, Knochennadeln mit Öhr, Werkzeuge aus Renntiergeweih, sogenannte Kommandostäbe, durchbohrte Muscheln und Tierzähne sind häufig. Die Fauna zeigt noch das Mammut, viel Wildpferde und Wildrinder und auch schon zahlreiche Renntierherden.

Im Magdalénien, welches einer Kälterückfallszeit, dem sogenannten Bühlstadium der Geologen, angehört, entfaltete sich nun die Knochenindustrie aufs reichste, während die Silextechnik eine gewisse Verarmung in der Form zeigt und neben den gewöhnlichen Nutztypen hauptsächlich die feinen Werkzeuge für die hochausgebildete Knochen- und Hornmanufaktur liefert.[5] Diese Epoche ist benannt nach den Grotten von La Madeleine im Tale der Vézère (Dep. Dordogne), 6 km oberhalb von Les Eyzies de Tayac.[6] Zahlreiche Renntierherden nebst Wildpferden und anderen Vertretern der arktischen Fauna bevölkerten die Steppen; doch fand sich auch noch das Mammut. Das Silexinventar besteht jetzt hauptsächlich in messerartigen Klingen mit und ohne Retuschen, in Klingen mit Schabern, Spitzen und Sticheln, oft von größter Feinheit und Kleinheit.[7] Die kleinen, sorgsam retuschierten Messerchen mit feinen Spitzen und Auskerbungen dienten zur Herstellung und Öhrung der feinen Knochennadeln. Als Hauptmaterial für Werkzeuge diente

[1] Zum Solutréen vgl. Déchelette l. c. S. 131 ff. Obermaier l. c. S. 192 ff. und Abb. 113.

[2] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 49 S. 139.

[3] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 51. Obermaier l. c. Abb. 113 c.

[4] Vgl. Obermaier l. c. Abb. 113 d.

[5] Zum Magdalénien vgl. Déchelette l. c. S. 149 ff. Obermaier l. c. S. 197 ff.

[6] Abbildung der Grotten von La Madeleine vgl. Obermaier l. c. S. 198.

[7] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 70 S. 168. Obermaier l. c. S. 199 f. und Abb. 118.

das Renntiergeweih und Knochen; aus ihnen verfertigte man die Jagdwaffen, wie stabrunde Wurfspeerspitzen, Wurfstangen, Pfeilspitzen, die Fischereigeräte, wie einreihig und zweireihig gezähnte Harpunen, und die Werkzeuge für den täglichen Gebrauch zum Nähen, Durchbohren und Glätten.[1]

In den letzten Zeiten des Magdalénien starben die diluvialen Säugetierarten immer mehr aus; eine neue Fauna, die der Jetztzeit, trat auf. Die Stelle des Renntieres vertritt nun der Edelhirsch, dessen Geweih jetzt als Material für Waffen und Werkzeuge benutzt wird. Dieser Wechsel ist in der Ausgangszeit des Paläolithikums, dem Azylien, bereits vollzogen. Diese Übergangsphase gehört noch zur älteren Steinzeit, geologisch aber bereits unserer gegenwärtigen Erdepoche an. Die Steingeräte des Azylien sind die des Spätmagdalénien; dazu kommen Kiesel mit roten und schwarzen aufgemalten Zeichnungen und flache Harpunen aus Hirschgeweih.[2]

Überraschend sind die Reste der künstlerischen Betätigung der jungpaläolithischen Höhlenbewohner Westeuropas.[3] Sie finden sich teils als Gravierungen oder Skulpturen auf beweglichen Gegenständen aus Elfenbein, Knochen, Geweihstücken und Steinplatten, teils als Zeichnungen und Malereien auf den Felswänden der Höhlen. Die Gegenstände mit diesen überraschenden Denkmälern einer diluvialen Kunst stammen zum allergrößten Teil aus den Schuttschichten der Höhlen. Die Art der Darstellung ist naturalistisch; die Darstellungen zeugen von ausgezeichneter Beobachtungsgabe, von großer Sicherheit der Auffassung und von einem guten Formengedächtnis, womit sich eine bemerkenswerte Geschicklichkeit verbindet, das Gesehene auch bildlich auszudrücken. Viele von den erhaltenen Zeichnungen sind nur Kritzeleien und Übungen; jedoch ist vieles so überraschend, daß man den Ausdruck „Kunst" mit vollem Recht darauf anwendet. Die Motive für seine Darstellungen nahm der Diluvialmensch hauptsächlich aus der ihn umgebenden Natur, aus dem Leben der großen Säugetiere, deren Eigenschaften und Gewohnheiten zu beobachten er täglich Gelegenheit hatte. So zeichnete er mit Vorliebe das Mammut,[4] das Pferd,[5] den Bison,[6] das

[1] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 56, 57, 62. Obermaier l. c. Abb. 119—123.

[2] Über das Azylien vgl. Déchelette l. c. S. 314 ff. und Fig. 120 u. 121. Obermaier l. c. S. 213 ff. und Abb. 133—138 und Tafel 13 daselbst.

[3] Vgl. Obermaier l. c. S. 223 ff. Déchelette l. c. S. 212 ff. Birkner, Der diluviale Mensch in Europa S. 17 ff.

[4] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 11 Nr. 2. Obermaier l. c. Abb. 154.

[5] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 85 S. 218. Obermaier l. c. Taf. 15d; Abb. 143, 148, 152, 162 und Taf. 16.

[6] Vgl. Obermaier l. c. Abb. 155, 161, 163, 164 und Taf. 17 und 18.

Renntier[1] und den Edelhirsch. Pflanzendarstellungen und Motive aus der niederen Tierwelt sind selten; erstere finden sich namentlich als ornamentale Motive in Verbindung mit Spiralen, Kreisen und Wellenlinien auf Renntiergeweihen und Knochenstücken.[2] Der Mensch wird selten in den Bereich der Darstellungen gezogen. Außer den erwähnten nackten Frauenfiguren in Ganzrelief aus Brassempouy[3] und ähnlichen Arbeiten aus einigen anderen Orten[4] sind nur noch einige rohere Gravierungen zu nennen.[5] Die Höhlenmalereien an den Wänden der Höhlen sind entweder eingravierte Zeichnungen oft bedeutenden Umfanges oder ganz in Farbe angelegte Malereien; häufig sind sie weit vom Eingange entfernt in dunklen Ecken und Galerien, gelegentlich auch in vollem Tageslichte beim Eingange. In einem wirren Gemisch von Linien sind die einzelnen Figuren übereinander gelegt, und das Auge muß sich die Umrißlinien der einzelnen Zeichnung mühsam heraussuchen, um einen Gesamteindruck zu gewinnen. Manche sind ganz in Farben über älteren Zeichnungen angelegt. Solche Wandbilder kennt man heute im ganzen aus 38 Höhlen in Frankreich und Spanien.[6]

Diese Kunstwerke, das Formgefühl und die Sicherheit, mit welcher die täglichen Gebrauchsgegenstände vom jungdiluvialen Menschen hergestellt und verziert wurden, zeigen, daß die paläolithischen Stämme Westeuropas damals bereits eine achtungswerte Höhe der Kultur erreicht hatten. Mit der neolithischen Kultur kommt zunächst ein Rückschlag, ja Kunstleistungen, wie die eben besprochenen, sind im Neolithikum wohl nie erreicht worden.

Zur Kunst gehörte auch die schmückende Körperbemalung und die Tätowierung, welche die jungpaläolithischen Stämme anwandten.[7] In allen Stationen seit dem Aurignacien finden sich neben den Herdstellen zahlreiche Reste von Rötel, Ocker in allen Schattierungen und Eisenoxyd, die auf Steinplatten, wie bei den neolithischen Ägyptern, angerieben und mit den Fingern auf den Körper aufgetragen wurden. Den Toten gab man farbige Erden mit ins Grab, weil sie derselben auch im Jenseits zur Bemalung bedurften. Die Tätowierung ist eigentlich nur eine dauernde Bemalung; sie

[1] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 86 und 89. Obermaier l. c. Taf. 15 a, b, c, Abb. 156.

[2] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 90—92. Obermaier l. c. Abb. 149.

[3] Vgl. Déchelette l. c. S. 212 ff. und Fig. 84. Obermaier l. c. Taf. 14, 1—5.

[4] Aus Mentone vgl. Obermaier l. c. Abb. 142 und Taf. 14, 7.

[5] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 88. Obermaier l. c. Abb. 145.

[6] Über die Höhlenmalereien vgl. Déchelette l. c. S. 239 ff. und Fig. 96, 97. Obermaier l. c. S. 236 ff. und das Prachtwerk Ed. Piette's, L'art pendant l'âge du renne. Paris 1907.

[7] Vgl. Déchelette l. c. S. 203 ff. Obermaier l. c. S. 226 f.

bezeichnete oft die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder hatte religiöse Bedeutung. Da die jungpaläolithischen Jäger wegen des kalten Klimas zweifellos bekleidet gingen, wird Bemalung und Tätowierung hauptsächlich im Gesicht, auf der Brust und den Armen verwendet worden sein.

Als Schmuckstücke, wie Halsbänder, Armbänder, Fußringe u. ä., dienten hauptsächlich durchbohrte Muscheln, die aufgereiht wurden, Anhänger verschiedener Form aus Knochen und Elfenbein und bunte Steine. Daß man auch reichen Schmuck auf die Kleider verwandte, wissen wir aus verschiedenen Sepulturen. In den Höhlen von Grimaldi[1] fand man neben den Skeletten zahlreiche durchbohrte Muscheln, aus deren Lage und Anordnung hervorging, daß sie als Besatz für den Kopfschmuck, Stirnstreifen, Brustschmuck und Röckchen verwendet waren. Auch angebohrte Hirschzähne und durchbohrte Forellenwirbel waren benutzt. In einer Sepultur in Laugerie-Basse (am Golf der Gascogne) aus dem Magdalénien fanden sich durchbohrte Mittelmeermuscheln, zwei Arten, die nur durch Tauschhandel bis dorthin gelangt sein können.[2] Ähnliche Funde beweisen, daß die Stämme der Renntierzeit in lebhafter Verbindung untereinander gestanden haben müssen. Auf diesem Wege sind Silexartefakte gewandert, und haben sich namentlich Muscheln aus dem Mittelmeer und dem Atlantischen Ozean bis weit ins Binnenland verbreitet.[3] Auch fossile Muscheln fanden als Schmuk Verwertung.[4] Als Jagdtrophäen trugen die Renntierjäger gern durchlöcherte Tierzähne, besonders die von den großen Raubtieren, und brachten manchmal auch eingravierte Darstellungen auf ihnen an.

Von der Religion dieser Stämme wissen wir noch wenig; aber so viel geht mit Sicherheit aus den bisherigen Funden hervor, daß sie an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubten. Wenn auch nicht allen, so errichtete man doch hervorragenden Toten besondere Grabstätten in den Höhlenwohnungen. Die Leichen wurden gern mit ihren Schmucksachen in zusammengekrümmter Haltung beigesetzt. Die notwendigsten Stein- und Knochengeräte und etwas Ocker zur Bemalung erhielt der Tote mit ins Grab, weil er ihrer weiter bedurfte. Um die Leiche, mindestens um den Kopf, wurden schützende

[1] Vgl. Obermaier l. c. S. 187 ff.

[2] Vgl. Obermaier l. c. S. 210.

[3] Vgl. über diesen Handel Déchelette l. c. S. 175 f.

[4] So fand man in einem Grabe bei Brünn aus dem Aurignacien über 600 beschnittene Stücke einer fossilen Muschelart (Dentalium), die einst einen Halsschmuck gebildet hatten, neben Scheibchen aus Rhinozeros- und Mammutrippen, aus Mammutbackenzähnen, aus Elfenbein und eine nackte männliche Figur aus Elfenbein; vgl. Obermaier l. c. S. 298 f. und Taf. 23.

Steine gestellt, die als erster Anfang der großen Steinkisten gelten können, welche in neolithischer Zeit die Leiche bergen.

Wirtschaftlich gehörten die Renntierjäger des europäischen Jungpaläolithikums der höheren Jägerstufe an.[1] Auf dieser Wirtschaftsstufe stehen von rezenten Völkern die Stämme des nordöstlichen Asiens, die Eskimos und die Fischerstämme des nördlichen Amerika. Im Sommer streifen die höheren Jäger umher und wohnen in Zelten oder Zweighütten. In der kalten Jahreszeit ziehen sie sich dagegen in festgebaute Winterdörfer zurück. Unsere jungpaläolithischen Stämme benutzten als Winteraufenthalt die Höhlen und Grotten. Ihr Wirtschaftsleben ist gefestigt, und Nahrungsmangel ist selten. Stämme in günstiger Gegend besitzen daher schon eine beträchtliche Kopfzahl; einzelne primitive Handwerke, wie Holzschnitzerei und Flechterei, vor allem Stein- und Knochenmanufaktur sind bereits ausgebildet, die Arbeitsteilung und damit der Handel haben begonnen. Als Wertmesser dienten Muschelschnüre oder Tierfelle oder ähnliche Wertgegenstände. Mit dem Handel traten die Unterschiede im Besitz und die soziale Gliederung ein. Zweifellos hatten die westeuropäischen Renntierjäger bereits eine ansehnliche Kulturstufe erreicht.

Das Jungpaläolithikum ist durch ganz Europa bis an die Ostgrenze desselben vertreten. Freilich können sich die mittel- und osteuropäischen Fundplätze an Reichhaltigkeit mit den französischen nicht messen, es sind periphere Gebiete. Überall aber zeigt sich die Identität in der Stein- und Knochenmanufaktur und in den sonstigen kulturellen Verhältnissen. Die jüngeren Formen des Jungpaläolithikums sind im Osten nicht vertreten; das Magdalénien scheint auf Westeuropa beschränkt zu sein; noch mehr gilt dies vom Azylien. Dagegen scheint sich in Osteuropa eine eigene von der westlichen ganz verschiedene Kunstprovinz entwickelt zu haben.[2]

Das europäische Jungpaläolithikum ist also eine durchaus einheitliche Kultur, deren Mittelpunkt in Frankreich liegt, das klimatisch besonders bevorzugt war. Die hochentwickelte quartäre Kunst findet sich östlich nur in der Nordschweiz bis zum Rhein. Was Mitteleuropa an Kunstleistungen dagegen zu halten hat, ist unbedeutend. Die wichtigsten Stationen der Nordschweiz sind das Keßlerloch[3] und Schweizerbild, 3 km nördlich von Schaffhausen.[4] Die wichtigsten Fundorte Deutschlands sind Munzingen bei Frei-

[1] Vgl. über das höhere Jägertum Hoernes l. c. I, S. 502 ff.
[2] Vgl. Obermaier l. c. S. 316.
[3] Vgl. Obermaier l. c. S. 259 ff.
[4] Vgl. Obermaier l. c. S. 266 ff. und Taf. 21.

burg i. B., Schussenried im Bodenseegebiet,[1] die Sirgensteinhöhle bei Blaubeuren und die Ofnethöhle unweit Nördlingen. Ungleich reicher vertreten ist das Jungpaläolithikum in Österreich, besonders in Niederösterreich. Da ist zunächst die Station Willendorf hervorzuheben,[2] die u. a. auch eine nackte Frauenfigur aus Kalkstein von 11 cm Höhe, wahrscheinlich ein Fruchtbarkeitsidol, geliefert hat;[3] ferner die Station am Hundssteig bei Krems, die in der Gudenushöhle im Tale der kleinen Krems und die von Pšedmost in Mähren. In Polen und Rußland sind ebenfalls einige Stationen bekannt; noch weniger wissen wir aus Italien. In Sizilien hat G. Schweinfurth auf die jungpaläolithische Höhlenstation von Termini-Imerese (Grotta del Castello) aufmerksam gemacht.[4] Die Steinindustrie besteht dort in Schabern, Diederspitzen, Hakenspitzen, kleinen Bohrern und Schmuck- und Spielsteinchen.

Kommt man von dem Reichtum des westeuropäischen Jungpaläolithikums in die südlichen und östlichen Küstengebiete des Mittelmeeres, nach Westasien und Nordafrika, in das Gebiet der alten Chelléenkulturprovinz, so spürt man so recht die verhältnismäßige Armut der dortigen Funde. Abgesehen von Palästina haben wir keine Höhlenstationen, keine Lagerung in unversehrter Schichtenfolge, keine Einschlüsse quartärer Säugetiere; vielmehr sind die meisten Vorkommnisse von der Bodenoberfläche abgelesen worden oder stammen aus Halbhöhlen, so daß das geologische Alter der Funde fast nie erwiesen werden kann. Da wirft dann das europäische Jungpaläolithikum sein helles Licht auf die mit ihm fast identische Steinindustrie des Südens und Ostens und läßt uns auch tiefere Einblicke tun in die Lebensweise der dortigen jungpaläolithischen Stämme, wenn sie sich auch einem ganz anderen Klima anpassen mußten.

In Nordafrika und Westasien begann im Jungpaläolithikum bereits das heutige Trockenklima und damit die zunehmende Austrocknung. Von einer nordischen Steppenfauna und infolgedessen von einer Renntierzeit kann daher in diesen Gebieten keine Rede sein. Auch die aus den spezifisch nordischen Verhältnissen erklärlichen Eigentümlichkeiten in der Knochenindustrie des Jungpaläolithikums Europas dürfen wir hier nicht erwarten. Wohl aber kann die Steinindustrie das europäische Jungpaläolithikum durch alle Phasen mehr oder minder widerspiegeln und die allgemeinen Kulturverhältnisse und die Aufwärtsentwicklung sich gleichen. Das ist in

[1] L. c. S. 280 f.
[2] L. c. S. 291 f.
[3] L. c. Abb. 187 S. 293.
[4] ZE 1907, S. 832 ff.

der Tat in weitem Maße der Fall, soweit wir aus den vorliegenden Funden urteilen können. Das nordafrikanische Jungpaläolithikum, aus zahlreichen Stationen in Algerien, Tunesien und Tripolitanien bekannt, repräsentiert mit seiner Steinindustrie das europäische Aurignacien, wenn es auch so gut wie nie geologisch datierbar ist. Man nennt diese afrikanische Stufe Capsien.[1] Auch Solutréentypen sind in einigen Stationen vertreten; ob dagegen in der südlichen Sahara wirkliche Magdalénien- und Tardenoisienfunde vorliegen, ist nach Obermaier noch ungewiß.

Wie schon erwähnt, ist in Ägypten das Jungpaläolithikum im Vergleich zum Altpaläolithikum ärmlich entwickelt. Es sind bisher nur Spuren desselben nachgewiesen, besonders eine reiche Station bei Ḥeluān, südlich von Kairo, die man dem Magdalénien zuschreibt.

Die wichtigsten Funde in den südlichen und östlichen Randgebieten des Mittelmeeres wurden, wie schon im Altpaläolithikum, so auch für unsere Zeit im Libanongebiet und Obergaliläa gemacht, weil hier allein in ungestörter Lagerung in Höhlen oder an Schutzorten eine wirklich quartäre Tierwelt mit den Industrieresten zusammen nachgewiesen werden kann und weil im Libanongebiet beobachtet werden kann, wie die jungpaläolithische Industrie sich organisch aus dem Moustérien herausentwickelt. Das Klima des Libanongebietes und der benachbarten Bergländer muß ein feuchtes Waldklima mit einer Waldfauna gewesen sein, während im Binnenlande bereits das heutige Trockenklima herrschte. Obermaier findet die Übereinstimmung zwischen dem syrischen Jungpaläolithikum und dem europäischen frappant. Er sieht sich deshalb genötigt, zugleich an einen inneren Kulturzusammenhang zwischen Westeuropa und dem östlichen Mittelmeergebiet in jener Zeit zu denken.[2] Dieser Gedanke drängt sich in der Tat bei der Identität der beiden Industrien auf. Wie freilich diese Kulturzusammenhänge mit Europa historisch zu fassen sind, ob etwa ein vorderasiatisch-nordafrikanisches Kulturgebiet in Westeuropa infolge günstiger Bedingungen im jüngeren Quartär eine besonders vielgestaltige Entwicklung genommen hat, darüber können wir heute, schon wegen des noch mangelhaften Beobachtungsmaterials, nicht einmal Vermutungen aufstellen.

Die Überleitung vom Moustérien zum Aurignacien des Jungpaläolithikums bildet, wie oben schon bemerkt wurde,[3] im Libanongebiet die Station bei Kefr Haï am Nahr eğ-Ğöz. Die Steinindustrie

[1] Vgl. Obermaier l. c. S. 316.
[2] Vgl. l. c. S. 320.
[3] Oben S. 70 f.

dieses Platzes zeigt bereits in den zahlreichen Klingen, Klingenkratzern und Bohrern eine große Annäherung an das Jungpaläolithikum.[1] Daran schließen sich verschiedene Schichten der Station von Ğa'ita an der Quelle des Nahr el-Kelb, besonders die Breccien mit Aurignacieneinschlüssen über der Quellhöhle des Flusses am Abhang des Tales.[2] Die Quelle des Nahr el-Kelb befindet sich in einer wilden, tiefen Schlucht, 7—8 km vom Meeresufer entfernt. Hier, 70 m über dem Niveau des Mittelmeeres, entspringt der Nahr el-Kelb aus einer tiefen Höhle.[3] Einige Meter weiter liegt eine zweite Höhle von 56 m Länge, 2—5 m Breite und verschiedener Höhe (nach Zumoffen), welche allein prähistorische Reste birgt. Eine dritte Höhle befindet sich 150 m oberhalb in der Schlucht; aus ihr entspringt eine zweite Quelle des Nahr el-Kelb.[4] Der Lagerplatz der jungpaläolithischen Jäger befindet sich hoch über den Höhlen am Abhang des Tales; hier liegt, von Felsen umgeben und im Norden durch eine senkrechte Felswand gegen den Nordwind geschützt, eine Plattform von 25 m Länge und 14 m Breite (nach Zumoffen). Im Jahre 1864 entdeckten de Luynes und Lartet auf dieser Plattform prähistorische Herdschichten. Sie bestehen aus Holzkohlenasche, verbrannten Knochen und zahlreichen bearbeiteten Silexstücken, die vielfach Feuerspuren tragen. Durch das Feuer ist der Erdboden durchglüht und gerötet.[5] Steigt man vom Herdplatz zu den Höhlen herunter, so trifft man am Abhange große Blöcke einer Breccie, welche hier den Abhang bedeckt hat und von Fellachen abgesprengt wurde. Die Einschlüsse sind Abfälle, Knochenstücke, Zähne des Steinbocks und des Damhirsches und viele Silexwerkzeuge. Endlich befindet sich am Eingange der zweiten Höhle eine Breccie derselben Art wie am Abhange, die alle Höhlungen und Spalten am Eingange der Grotte füllt. Dieses Lager wurde schon 1833 von Botta bemerkt und beschrieben.[6] Sonst birgt diese Höhle neolithische Einschlüsse, welche an ihrer Stelle besprochen werden.

Die Industrie der paläolithischen Schichten ist nach Zumoffen ähnlich der von Anṭeljās und stellt ein typisches Aurignacien dar. Behausteine aus Basalt und zahlreiche Nuclei in den Breccien und am Herdplatze sprechen für die Wichtigkeit der Werkstatt. Die Haupttypen der Instrumente sind nach Zumoffen Klingen und Kratzer

[1] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . Taf. V, 3, 4, 5.

[2] Vgl. Zumoffen, Anthropos III (1908) S. 453 f. und Taf. XVII. Derselbe, La Phénicie . . . S. 92 ff., Fig. 40—44.

[3] Vgl. Zumoffen l. c. Abbildung S. 453.

[4] Vgl. Zumoffen, La Phénicie S. 94 f.

[5] Vgl. Lartet, Expédition de la mer Morte, Bd. III, S. 223 und Zumoffen l. c.

[6] Vgl. Botta, Observations sur le Liban et l'Anti-Liban S. 14 f.

(grattoirs); erstere sind entweder ganz ohne Retusche gebraucht worden oder an der Spitze als daumennagelförmige Schaber retuschiert oder als spitze Messer mit abgestumpften Rücken (lame à dos rabattu).[1] Die Kratzer sind entweder kreisförmig und ringsum zugeschärft[2] oder längliche Klingen mit retuschierten Seitenkanten.[3]

Die Breccien und die Reste am Herdplatze ließen folgende Fauna erkennen: Den syrischen Bären *(Ursus arctos var. Syriacus)*, das Wildschwein *(Sus scrofa ferus)*, den europäischen Bison *(Bison priscus)*, den Sinaisteinbock *(Capra Beden)*, eine große Steinbockart *(Capra primigenia)*, den mesopotamischen Damhirsch *(Cervus cf. mesopotamicus)*, das Reh *(Cervus pygargus)* und verschiedene Vogelknochen. Von Mollusken fanden sich folgende Arten: *Helix pachya, Trochus turbinatus, Patella coerulea* und *Pectunculus.*[4] Es gehörten also auch Muscheln aus dem 7 km entfernten Meere zur Nahrung jener Jäger.

Unweit nördlich von Batrūn in den Höhlen am Nahr eğ-Ğōz hat Zumoffen eine paläolithische Station entdeckt, deren Breccien fast ganz verschwunden sind.[5] Am Eingange und den Wänden der Höhle finden sich noch Spuren der Breccie mit den üblichen, aber spärlichen Einschlüssen. Die Silexinstrumente gehören nach Zumoffen dem Jungpaläolithikum, wahrscheinlich dem Aurignacien, an. Ungleich wichtiger als die eben besprochenen Fundorte ist die Station in der Höhle an den Quellen des Nahr Anṭeljās, deren genaue Kenntnis wir ebenfalls den eifrigen Forschungen und Grabungen Zumoffens verdanken.[6] Dieser Forscher hält Anṭeljās für die interessanteste und wichtigste der bisher in Mittelsyrien bekannten prähistorischen Stationen. Anṭeljās ist bisher die einzige Stelle in Syrien, die uns Reste der jungpaläolithischen Knochenmanufaktur und Knochen des quartären Menschen geliefert hat.

Das Dorf Anṭeljās liegt etwa 10 km nordöstlich von Beirūt, unfern der Küstenstraße nach Ğebeil, am Eingange des breiten gleich-

[1] Schaber vgl. Zumoffen l. c. Taf. XVII, 1, 11; Messer mit Rücken Taf. XVII, 3, 4.

[2] Vgl. l. c. Taf. XVII, 5, 7, 14.

[3] Vgl. l. c. Taf. XVII, 2, 6, 10, 13, 15.

[4] Nach Zumoffen, Anthropos III S. 454 und La Phénicie . . . S. 101 f.

[5] Vgl. Anthropos III S. 455.

[6] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 49—87 mit zahlreichen Figuren und Taf. VI—VIII und Taf. XIV, 5, 6; XV, 3, 6, 7, 8, 9, 10. Derselbe, Anthropos III (1908) S. 446 ff. und Taf. XI—XVI. Die Knochenfunde Zumoffens hat z. T. K. v. Fritsch (Halle) untersucht: Die Funde des Herrn P. Gottfried Zumoffen, Professors an der St. Josephsuniversität zu Beirut in den Höhlen am Fuße des Libanon. Mit 4 Tafeln und 1 Figur im Text (Abhandl. d. naturforsch. Ges. Halle 19. Bd.) 1893. Vgl. auch Blanckenhorn, ZE 1905, S. 458 f. u. 466.

namigen Tales des Nahr Anteljas. Etwa 2 km hinter dem Orte verengert sich das wohlbebaute Tal zu einer wilden Felsschlucht, an deren Eingange sich die drei Quellen des Flüßchens befinden. Unmittelbar dahinter erheben sich die Flanken des Libanongebirges. Die größte Quelle liegt dem Dorfe am nächsten. Sie gehört mit zu den größten, die man in Syrien sehen kann. In einem Bassin am Fuße einer niedrigen Felswand werden zwei mächtige Wassersäulen in gewaltigem Wirbel herausgeschleudert. Im Sommer nimmt die Wassermenge erheblich ab. Etwas weiter oberhalb im Tale befindet sich eine schwächere nur im Winter fließende Quelle und daneben die dritte, die sich nur nach großen Regengüssen einem unterirdischen Strome öffnet. Hier befindet sich an einer gegen das Tal vorspringenden Felswand die Höhle mit der wichtigen prähistorischen Fundstätte.[1] Etwas oberhalb von der großen Grotte in der Schlucht befinden sich noch mehrere kleinere Höhlungen, von denen die eine ebenfalls von jungpaläolithischen Jägern bewohnt war. Hier finden sich im Boden Knochenreste und gespaltene Feuersteine derselben Art wie in der großen Höhle. Vor dem Eingange dieses Schlupfwinkels bemerkte Zumoffen harte knochenführende Breccien. Vor einer kleinen Höhle in einem Nebentale fanden sich ebenfalls bearbeitete Feuersteine und Knochen.[2]

Die Höhle von Anteljās ist nach Zumoffen 60 m lang und im Durchschnitt 8 m breit. Sie besteht aus einem länglichen Vorderraum und aus einem ebenso langen, aber breiteren (12,30 m) Hinterraum, die durch einen schmalen Korridor miteinander verbunden sind.[3] Die prähistorischen Lager befinden sich nur im Vorderraum. An der Schwelle der Höhle lagert eine breite kompakte Breccie mit Einschlüssen von gespaltenem Feuerstein, Kohlen, Knochenstücken und Muscheln.[4] Die archäologischen Schichten im Innern bedecken nach Zumoffen eine Oberfläche von 180 qm. Im vorderen Teile des ersten Raumes lagert auf den alten Straten eine rezente Aschenschicht, welche von Kohlenmeilern herrührt. Darunter befindet sich nach Zumoffen eine Art hellen Kalktuffs mit Einschlüssen von gespaltenem Feuerstein, zerspaltenen Knochen, Land- und Seemuscheln. Darunter liegt eine rote tonige Erde, die ebenfalls prähistorische

[1] Vgl. Anthropos III Abb. S. 466 und La Phénicie . . . Fig. 16 u. 17. Vgl. auch v. Fritsch l. c. Taf. 5.

[2] Vgl. La Phénicie . . . S. 64 f.

[3] Vgl. den Grundriß La Phénicie . . . Fig. 18 und die Ansicht des Inneren Fig. 19 und die genaue Beschreibung S. 54 ff.

[4] Der schwedische Forscher Hedenborg hat diese Breccie bereits 1833 entdeckt, vgl. Botta l. c. S. 15. — Bei meinem Besuche dieser Grotte im Juni 1911 sammelte ich noch einige Silexartefakte auf.

Reste enthält. Dann folgt auf dem Felsen ruhend eine sterile Schicht roten Tones mit Steinbrocken.[1] Die Rückseite des ersten Raumes enthält die wichtigsten archäologischen Straten. Zunächst liegt eine 10—15 cm starke Schicht eines grauen lockeren Kalkbodens mit Steinbrocken, Feuersteinklingen und Knochenstücken. Darunter ruht ein dunkelroter Boden mit alten Herdstellen, von denen Asche- und Kohlenschichten übrig geblieben sind. In der Tiefe wird diese Schicht röter und lehmiger. Die Knochen und Silexinstrumente sind mit einer dicken Kalkkruste bedeckt. Auf dem gewachsenen Felsboden ruht endlich ein roter, feuchter Ton. Daß diese Kulturschichten seit ihrer Bildung ungestört sind, konnte Zumoffen aus der Lagerung mancher Skeletteile noch im ursprünglichen anatomischen Verbande erkennen.

Die Steinindustrie von Anteljās zeigt ausgesprochenen Aurignaciencharakter.[2] Gutes Silexmaterial befindet sich nach Zumoffen unweit der Höhle in Menge. Benutzt wurde vorzugsweise ein gutspaltender, homogener, blonder Feuerstein; daneben findet sich auch eine schwarze Art, seltener roter Jaspis. Die Instrumente sind gut erhalten, wenige patiniert, die meisten mit Kalk inkrustiert.

Als Hämmer und als Amboß dienten im Bach abgerollte runde Basaltknollen.[3] Ebenso häufig sind die Nuclei, von denen die Lamellen teils nur auf einer Seite abgehoben wurden, so daß auf der Rückseite die Rinde stehen geblieben ist,[4] teils ringsum.[5] Außerordentlich zahlreich sind die Klingen, meist von geringer Größe, unretuschiert, wie sie mit scharfen Rändern vom Nucleus absprangen. (Fig. 12 i.) Vielfach wurden sie so als Schneideinstrumente in Gebrauch genommen.[6] Als Messer dienten sie mit retuschierter Spitze[7] oder mit retuschierten Seitenkanten. (Fig. 12 h.)[8] Wurde die Vorderkante einer solchen Klinge rund mit feinen Retuschen als Schaber zugeschärft, so erhielt man den Typus des Klingenschabers. (Fig. 12 a.)[9]

Die Pfriemen (poinçons) sind sehr zahlreich; es sind kleine, oft nur wenige Zentimeter lange und schmale Klingen mit scharfen natürlichen oder retuschierten Schneiden und fein retuschierter

[1] Vgl. Anthropos III S. 447.
[2] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 76 ff. Anthropos III S. 450 f.
[3] Vgl. Anthropos III Taf. XI, 1.
[4] L. c. Taf. XI, 3, 4, 6, 7.
[5] L. c. Taf. XI, 2.
[6] L. c. Taf. XII, 9, 10.
[7] L. c. Taf. XII, 2; XIII, 2.
[8] Zahlreiche Beispiele l. c. Taf. XII, 2—4, 8, 12, 14; XIII, 3—6, 8. Vgl. auch Zumoffen, La Phénicie . . . Taf. VI, 1—7.
[9] Vgl. l. c. Taf. XII, 1, 6, 7, 13; Taf. XIII, 1, 9.

scharfer Spitze. (Fig. 12 c, e, g, m, n.) Sie dienten zum Stechen, Tätowieren und Bohren.[1] Es gibt auch Exemplare, die an beiden

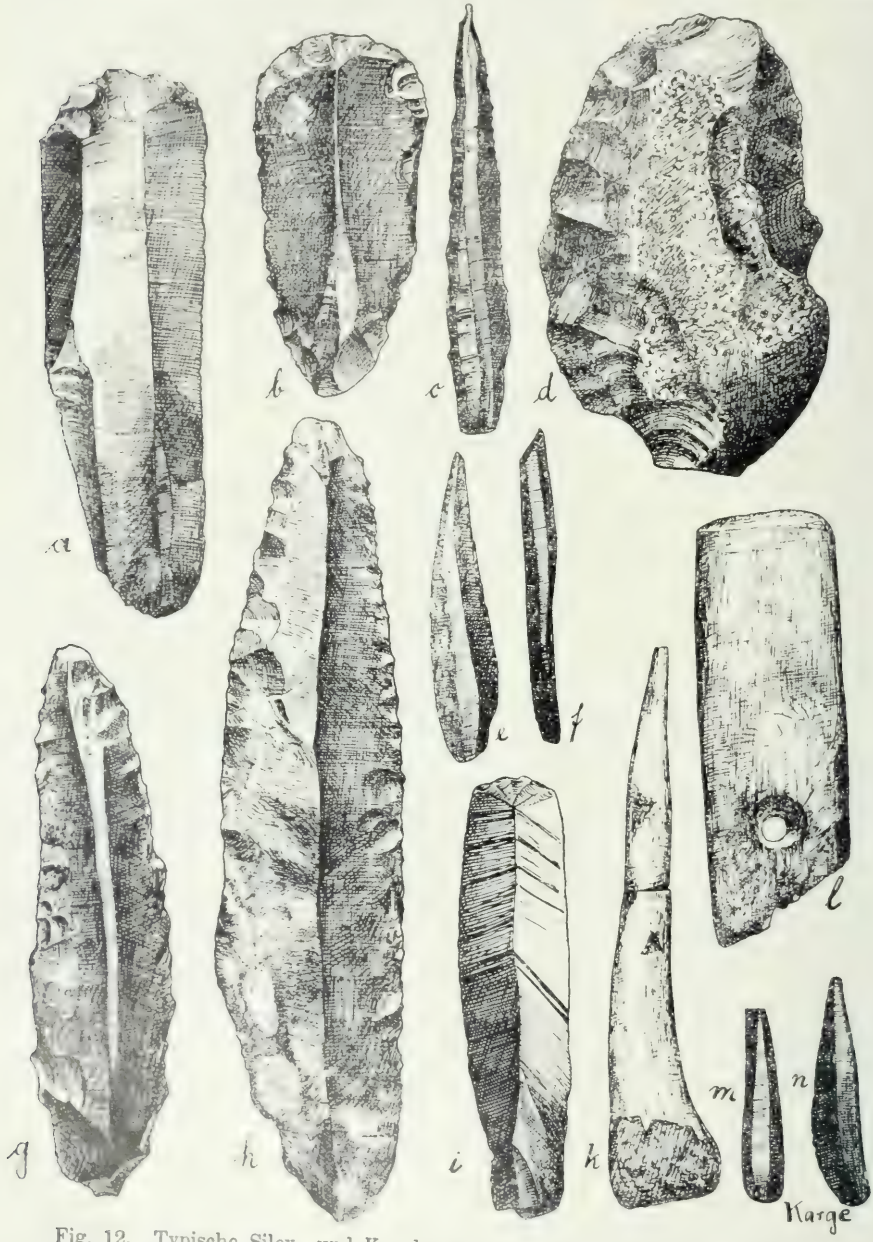



Fig. 12. Typische Silex- und Knochenwerkzeuge aus Anteljās, nat. Größe, f, i, m, n ³/₄ nat. Größe. (Nach Zumoffen, La Phénicie . . . Taf. VI, 1, 7; VII, 2, 4, 10, 11, 15; VIII, 3, 4; Anthropos III (1908) Taf. XIII, 1, 23, 27, 31.)

[1] Vgl. l. c. Taf. XIII, 12—34. La Phénicie . . . Taf. VII, 5, 10, 11.

Enden zugespitzt sind,[1] solche mit gezähnter Schneide wie eine Säge[2] und typische Stichel (burins, Fig. 12 f).[3] Die für das ältere Aurignacien typischen gekrümmten Spitzen sind auch vertreten.[4] Zahlreich sind die Kratzer aus mehr breiten, flachen, klingenartigen Absplissen, teils mit geraden, teils mit einer gebogenen retuschierten Seitenkante. (Fig. 12 d.)[5] Typische Hochkratzer sind, wie es scheint, nicht vorhanden, wenn nicht einige Nuclei als solche gedient haben.

Die Schaber sind reich vertreten. Zumoffen unterscheidet vier Formen. Der Haupttypus ist eine kurze Klinge, die sich nach vorn verbreitert und deren vordere Kante daumennagelförmig sorgfältig als Schaberkante retuschiert ist. (Fig. 12 b.)[6] Sind beide Enden als Schaber retuschiert, so erhält man einen Doppelschaber.[7] Ein anderer sehr häufiger Typus des Schabers besteht aus kurzen breiten und dicken Absplissen mit ovaler oder dreieckiger Umrißform. Die Vorderkante ist regelmäßig mehr oder minder halbkreisförmig als Schaberkante retuschiert, während die Seitenkanten roh gelassen sind.[8] Gelegentlich sind auch die Seitenkanten retuschiert; auch kreisförmige, ringsum zugeschärfte Schaber kommen vor.[9]

Anṭeljās ist auch die einzige syrische Station, welche uns einen Blick in die Knochenmanufaktur der jungpaläolithischen Stämme Phöniziens tun läßt und so eine neue kostbare Parallele zur europäischen Kultur der Renntierzeit beibringt.[10] Die von Zumoffen ausgegrabenen Knochenwerkzeuge zeigen, daß der paläolithische Jäger von Anṭeljās in geschickter Weise aus Hirschhorn und Knochen seiner Jagdtiere sich Werkzeuge und Schmuckstücke zu verfertigen verstand. Von einer künstlerischen Betätigung ist jedoch nicht die geringste Spur gefunden worden. Die Werkzeuge bestehen in einfachen Knochenpfriemen aus langen Knochenstücken mit polierter Spitze. (Fig. 12 k.)[11] Dazu kommen Glätter aus Hirschhorn mit gerundeter, polierter Vorderkante.[12] Am interessantesten ist ein durchbohrter Knochenanhänger aus einer Rippe von 6 cm Länge, 2 cm Breite und 3—4 mm Dicke. (Fig. 12 l.)[13]

[1] Vgl. l. c. Taf. XIII, 26.
[2] Vgl. l. c. Taf. XIII, 28.
[3] Vgl. l. c. Taf. XIII, 17, 23 und La Phénicie . . . Taf. VII, 7.
[4] Vgl. l. c. Taf. XII, 5; XIII, 7.
[5] Vgl. l. c. Taf. XIV, 1—5 und La Phénicie . . . Taf. VII, 3, 9, 15.
[6] Vgl. l. c. Taf. XIV, 6, 8, 9—12. La Phénicie . . . Taf. VII, 1, 2, 4, 13, 14.
[7] Vgl. l. c. Taf. XIV, 13.
[8] Vgl. l. c. Taf. XV, 3, 4, 6, 10.
[9] Vgl. l. c. Taf. XV, 5.
[10] Vgl. l. c. Taf. XVI = La Phénicie . . . Taf. VIII.
[11] Vgl. l. c. Taf. XVI, 1, 2, 4, 5, 6, 8, 9.
[12] L. c. Taf. XVI, 7.
[13] L. c. Taf. XVI, 3.

Die von v. Fritsch untersuchten Knochenfragmente, besonders viele Kinnladen und Fragmente von solchen, meistens kleiner als eine Hand, waren der Länge nach gespalten und zertrümmert, aber nicht durch Schläge, sondern durch Druck oder Pressung, da Schlagmarken nur an wenigen Stücken mit Sicherheit erkannt wurden. Die menschlichen Knochen fanden sich in den Schichten zerstreut wie die Feuersteinsplitter und Tierknochen und zeigen denselben Erhaltungszustand wie diese.[1] Man bemerkt auf ihnen ebenfalls die Schrammen, die durch Abkratzen mit Silexwerkzeugen entstanden sind. Teile der Schädelkapsel haben sich nicht gefunden, sondern ein Unterkieferfragment und sonst Knochen der oberen und unteren Extremitäten. Auch Knöchelchen eines Fötus im siebenten Monat konnten bestimmt werden. Das sind die ersten spärlichen Reste des diluvialen Menschen in Syrien. Leider sind die Knochen zu schlecht erhalten, um einwandfreie Schlüsse über die Körperbeschaffenheit jener Höhlenbewohner zu erlauben. Es lassen sich nach v. Fritsch jedoch anatomische Eigentümlichkeiten nachweisen, die bei niedrigstehenden Menschenrassen vorkommen.

Die zahlreichen tierischen Knochenstücke stammen zum größten Teil von den langen, markhaltigen Röhrenknochen. Diese wurden ihres Inhaltes wegen zertrümmert.[2] Knochen der Schädelhöhle fehlen ebenfalls, nur die Unterkiefer sind häufig. Ein Teil der Knochen trägt an der Oberfläche Ritzen und Schrammen in Längsrichtung. Von ihnen ist das Fleisch mit Feuerstein abgeschabt worden. Bemerkenswert ist noch, daß die meisten Reste zarten jungen Tieren angehörten, von denen manche nach Zumoffen noch die Milchzähne trugen. Fast acht Zehntel aller Knochen gehören nach Zumoffen den Hirscharten und dem Steinbock *(Capra primigenia* Fraas) an.

Der Edelhirsch *(Cervus elaphus)* ist noch selten, um so häufiger aber der Damhirsch *(Cervus dama cf. mesopotamicus)* und das Reh *(Capreolus pygargus)*. Neben den Hirschen liefern noch die Ziegen zahlreiche Reste; sehr zahlreich war *Capra primigenia* Fraas, wahrscheinlich ein großer Steinbock;[3] ein anderer, kleinerer, stand dem sinaitischen Steinbock *(Capra beden)* sehr nahe. Ferner finden sich Reste der Gazelle *(Antilope cf. dorcas)*. Außerdem konnten nachgewiesen werden der Wisent *(Bison priscus* oder *europaeus)*, das Wildschwein *(Sus scrofa ferus)*, das Wildpferd *(Equus caballus)*, der

[1] Über die menschlichen Reste vgl. v. Fritsch l. c. S. 10 ff.; Zumoffen, Anthropos III S. 448 ff. genaue anatomische Beschreibung der Knochen.

[2] Über die Fauna von Anteljās vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 65—76 und Taf. XIV, 5 und 6. Taf. XV, 3, 6, 7—10.

[3] Über Capra primigenia vgl. v. Fritsch l. c. S. 21—26. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 71 f.

Büffel *(Bubalus)*, eine Hasenart *(Lepus aegyptiacus)*; ferner von Raubtieren eine dem syrischen Bären sehr verwandte Bärenart *(Ursus arctos var. syriacus)*, der Panther *(Felis panthera)* und der Fuchs *(Vulpes alopex)*. Dazu kommen die kleineren Tiere *Felis (Lynx) chaus*, *Mustela cf. martes*, *Spermophilus*, eine Blindmaus *(Spalax Fritschi* Nehr.). Von den zahlreichen Vogelknochen konnten nach Zumoffen erkannt werden: Ente, Taube, Steinhuhn *(Perdix graeca)*, Bussard *(Buteo)* und Geier *(Vultur)*.[1] Fischreste fanden sich in der Grotte von Anṭeljās nicht. Dagegen verspeisten ihre jungpaläolithischen Bewohner neben den Jagdtieren auch Meermuscheln, namentlich *Patella* und *Helix pachya*, wie zahlreiche zerbrochene Schalen beweisen.

Eine andere, dem Aurignacien angehörige wichtige spätpaläolithische Station wurde vom Verfasser dieser Arbeit im Dezember 1910 in Obergaliläa entdeckt. Als er in den Gärten bei Dibl Feuersteinartefakte auflas, versprach ihm ein Fellach, welcher das beobachtete, ihn zu einer Höhle zu führen, wo ähnliche Feuersteine in so großer Zahl zu finden seien „wie die Flöhe", miṭl il-barāṛīṭ.

Zehn Minuten nordwestlich von Dibl biegt man in den W. ʿAjūn ein, dessen Seiten, besonders die Westabhänge, von einem romantischen Felsengewirr und mit Eichen und Lorbeersträuchern bedeckt sind. Nach fünf Minuten reitet man links die felsigen Abhänge hinauf zu einer Höhle, Mṛāret el-ʿAbed genannt; zurückblickend sieht man Dibl und am südlichen Horizont die Spitze des Ǧermaḳ herüberschauen. Die Höhle, mehr ein Schutzort (abri sous roche), liegt am linken, steilen Abhang des W. ʿAjūn, ungefähr 50 m über der Talsohle. Ein mühsamer Weg führt über Terrassen, die meist bebaut sind, in verschiedenen Umwegen in der Nähe vorbei und dann wieder ins Tal hinab, welches er bei einer Mühle erreicht. Die Höhle liegt unterhalb dieses Steiges; man muß daher den Abhang über alte Terrassenmauern etwas hinabklettern, um zu ihr zu gelangen. Sie befindet sich in einer rötlichen Kalksteinwand, ist ziemlich hoch und gleicht einer großen Nische von ca. 6 m Breite und 3 m Tiefe. Der hohe freie Eingang ist nach Nordosten gerichtet und gegen alle West- und Nordwinde geschützt. Die Felswand wird von Bäumen und Gesträuch beschattet und ist von alten Terrassen umgeben. Bei der erwähnten Mühle befindet sich an der linken Seite des Wādi eine schöne und reichliche Quelle, die unter einem Felshang hervorkommt und nicht weit von der Höhle entfernt ist. Auch befindet sich unterhalb der Höhle im Tale ein Brunnen mit einer Quelle (nebaʿ). Die Höhle Mṛāret el-ʿAbed ist weit über einen Meter hoch

[1] Vgl. La Phénicie . . . S. 76.

mit Schutt angefüllt, soweit das in einer vorgefundenen Grube an der Hinterwand konstatiert werden konnte. Dieser Schutt besteht aus Kalkstückchen, Kalksteinsplittern, Asche, Knochenstücken und zahllosen bearbeiteten Feuersteinsplittern. Letztere lassen sich meist leicht herausziehen; oft sind sie aber mit Knochenstücken und Schutt zusammengebacken. Diese Schuttmasse der Höhle ist in den oberen Schichten steinig, in den tieferen enthält sie sehr viele Knochen und graue und schwarze Asche. In allen Schichten, besonders in der untersten, finden sich zahllose Silexsplitter, Späne, Klingen, häufig von außerordentlicher Kleinheit, Schaber und Kernstücke. Eine ähnliche Schuttmasse, eine rotbraune Erde mit unzähligen feinsten Silexsplittern, bedeckt auch das Terrain auf der kleinen Terrasse unmittelbar vor der Höhle. Auch dieses ist mit Splittern und Spänen besät. Es sieht aus, als ob einmal ein Teil des Schuttes aus der Höhle hinausgeschafft worden wäre. In der weiteren Umgebung der Höhle finden sich jedoch keine Feuersteinwerkzeuge; auch Silexknollen sind nicht vorhanden. Das verarbeitete Material muß daher aus größerer Entfernung herbeigeschafft worden sein.

Eine Ruinenstätte findet sich in der näheren Umgebung nicht. Die Terrassen und Schuttreste bei der Höhle sind von geringer Ausdehnung. Der Name Mṛāret el-ʿAbed „Höhle des Schwarzen" stammt nach den Aussagen meines Führers von einem Schwarzen (ʿabed), der sich vor nicht langer Zeit daselbst niedergelassen und einige Jahre gehaust habe. Vielleicht rührt die Unordnung, die sich teilweise in den obersten Schichten der Schuttmasse bemerkbar macht, von diesem Bewohner her. Die ganze Bergseite wird, soweit es der Boden zuläßt, bebaut und ist lieblich mit Eichen, Terebinthen und Lorbeerbüschen bewachsen. Geht man den Wādī ʿAjūn weiter hinauf in der Richtung auf Jaʿter, so trifft man noch einige unbedeutende Aushöhlungen, einen Brunnen mit Quelle an der linken Wadiseite und in der Nähe desselben auf der rechten Seite zwei Zisternen. An der Stelle, wo man den W. ʿAjūn verläßt und einen steilen Aufstieg nach Jaʿter überwinden muß, fanden sich im Bachschutt einige Silexartefakte neolithischen Charakters. Der Wādī ʿAjūn ist also bemerkenswert durch seinen Wasserreichtum und durch die Tatsache, daß hier die alte Straße Tyrus-Ṣafed lief, welche die fruchtbarsten Teile Obergaliläas mit der Küste verband.

Der Mangel an Zeit verhinderte eine gründliche Untersuchung der Höhle. Es wurden von der Oberfläche der Schuttschicht mehrere hundert Instrumente und Späne gesammelt, welche der folgenden Beschreibung zugrunde liegen. Die Schichtenfolge ist durch keinen Eingriff gestört worden, um etwaige künftige Untersuchungen nicht zu erschweren. Die Splitter und Lamellen sind stellenweise so

zahlreich, daß man in kurzer Zeit Tausende sammeln könnte. Der Verfasser, dem nur der Transport in den Satteltaschen bis Beirūt zur Verfügung stand, mußte sich auf eine verhältnismäßig kleine Zahl beschränken. Knochen konnten nicht transportiert werden.

Alle Fundstücke, mit Ausnahme der Nuclei, sind lamelligener Natur. Das Material ist meist hellblonder, harter, sehr fein splitternder, weniger dunkel- bis schwarzbrauner Silex. Daneben finden sich einige Messer aus schwarzem und rötlichem Feuerstein. Die Knollen, aus welchen die Werkzeuge in dieser Höhle verfertigt wurden, müssen aus weiterer Entfernung dorthin transportiert worden sein, weil die Umgebung, soweit dies beobachtet werden konnte, keinen Feuerstein von diesen Eigenschaften besitzt. Die Kernstücke (Nuclei) sind teils ringsherum mit Abschlagflächen versehen, teils besitzen sie noch an der Rückseite ein großes Stück der Rindensubstanz. Es finden sich solche, welche sehr den ägyptischen sabots d'âne „Eselshufen" ähneln. An den Absplißflächen sieht man, daß die abgehobenen Lamellen und Klingen in der Mehrzahl der Fälle kleine Ausmessungen besaßen. Besonders häufig sind kleine Nuclei, von welchen die allerkleinsten Splitter abgehoben waren und welche dann gelegentlich als Schaber benutzt worden sein mögen. (Fig. 13 k und l.)

Fig. 13. a—i neolithische Werkzeuge aus der Umgebung von eṭ-Ṭābṛa; k—p Nuclei aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed bei Dibl.

Fig. 13 m. Nucleus aus dunkelgrauem hartem Feuerstein mit allseitigen Absplissen, kegelförmig. Die Länge beträgt 5,1 cm, die Breite oben 2,8 cm und die Dicke 2,1 cm.

Fig. 13 n. Nucleus in Kegelform, dessen Rückseite noch einen großen Teil der Rinde trägt. Die Länge ist 5,8 cm bei 3,1 cm größter Breite und 1,5 cm Dicke.

Fig. 14. a—d neolithische Werkzeuge aus eṭ-Ṭābṛa; e, f Knochenspitzen und g—p Klingen aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed.

Fig. 13 o. Nucleus aus braunem Silex mit allseitigen Absplissen von 4,2 cm Länge, 3,3 cm Breite und 3,3 cm größter Dicke.

Fig. 13 p. Nucleus in Beilform aus hellgelbem Silex, dessen eine Seite noch ein Stück der Rinde trägt. Die Länge beträgt 6,2 cm bei 3,4 cm Breite und 2,5 cm Dicke.

Größere Klingen sind unter den gesammelten Stücken selten. Die in Fig. 14 g—p abgebildeten dürften teilweise mißratene oder unvollendete Exemplare sein. Die Langseiten sind meist unretuschiert und weisen die natürlichen Schneiden mit allen Unregelmäßigkeiten auf.

Fig. 14 k. Messerartige, breite Klinge mit scharfer rechter Langseite aus hellgelbem Feuerstein. Die Unterseite zeigt den Schlagbuckel und die Bogenwellen. Die Länge beträgt 6,9 cm, die Breite 3,2 cm.

Fig. 14 l. Gebogene Klinge aus glänzend braunem Feuerstein mit Oberflächenretusche und Spitze. Die linke Schneide ist durch nachträgliche Abschläge abgestumpft nach Art der Diëderspitzen aus Tunesien (Gafsa).[1] Die Länge beträgt 7,3 cm, die Breite 1,9 cm.

Fig. 14 n. Klinge aus braungelbem Silex, die auf der Oberseite noch einen Teil der Rinde trägt. Ihre Länge ist 8,5 cm, die größte Breite 2,6 cm und die Dicke des Rückens durchschnittlich 0,5 cm.

Fig. 14 o. Gebogener Spanschaber (Klingenschaber) aus braunem, glänzendem Silex. Die Länge beträgt 8,3 cm bei einer größten Breite von 2,2 cm.

Fig. 14 i. Spanschaber gebogener Gestalt mit zahlreichen kleinen Retuschen auf der Oberseite, aus glänzend braunem Silex. Die Länge beträgt 6 cm und die Breite in der Mitte 1,8 cm.

Fig. 14 h. Stichelartiges Instrument (burin) aus mattbraunem Feuerstein. Es ist leicht gebogen, 6 cm lang und 1,8 cm breit mit kräftiger Spitze.

Die anderen Exemplare sind nur Splitter, wie Fig. 14 g aus glänzend braunem, Fig. 14 m aus hellgelbem und Fig. 21 p aus glänzend dunkelbraunem Feuerstein.

Fig. 14 e und f sind zwei Knochenspitzen, die von der Oberfläche der Schuttschicht aufgelesen wurden. Sie gehören zu den primitivsten Werkzeugen ihrer Art. Fig. e ist eine etwas sorgfältiger zugeschlagene Spitze, die, wie es scheint, noch die Gebrauchsspuren trägt. Die Oberfläche ist mit einer feinen braunen Kalkschicht bedeckt. Die Länge beträgt 4 cm bei 1,2 cm größter Breite.

Die Spitze des zweiten Stückes, Fig. 14 f, ist abgebrochen. Es ist 3,6 cm lang und scheint an der Basis Einwirkungen von Feuer zu zeigen.

Fig. 15 a—o. Eigentümliche, stark gekrümmte stichelartige Werkzeuge mit hoher Rückenkante sind die in Fig. 15 a—o dargestellten Stücke. Sie bestehen teils aus hellgelbem, teils aus hellbraunem, glänzendem Feuersteinmaterial und sind alle mehr oder weniger gebogen, am ausgeprägtesten Fig. 15 o. Die konkave Unterseite zeigt regelmäßig Reste des Schlagbuckels oder der Wellenlinien. Die Oberseite ist durch kleine nach beiden Seiten zu den Längskanten geführte Retuschen dergestalt bearbeitet, daß ein hoher, unregelmäßiger, im Querschnitt meist spitzwinkeliger Rücken entsteht, der sich über die ganze Oberseite bis zur Spitze fortsetzt, in einigen weniger ausgeprägten Fällen jedoch nur bis zur Mitte des Instrumentes. Dasselbe wird also von zwei gemuschelten Flächen und einer

[1] Vgl. Schweinfurth, ZE 1907, S. 906 ff. Vgl. ähnliche Instrumente aus Sizilien bei Schweinfurth l. c. S. 868 ff. (Typus 12).

Spaltfläche begrenzt. Bei einigen Exemplaren (Fig 15 i und n) ist die Rückenkante derartig fein retuschiert, daß man annehmen könnte, es sollte damit irgendeine Arbeit verrichtet werden. Bei den meisten Stücken dagegen verläuft die Rückenkante unregelmäßig.

Fig. 15. Gebogene Spitzen mit hoher, fein retuschierter Rückenkante aus der Höhle Mugaret el-'Abed.

Fig. 15 a und b sind die kleinsten Stücke dieser Art aus gelbem Silex; a ist 4,3 und b 3,8 cm lang; letzteres ist eine Doppelspitze.

Fig. 15 d ist ein sorgfältig gearbeitetes Instrument aus gelbem Silex und dient am einen Ende als Schaber, am anderen als Stichel. Seine Länge beträgt 5,8 cm.

Fig. 15 e. Instrument aus dunkelbraunem Feuerstein von 5,9 cm Länge. Der Teil mit der Rückenkante dient als scharfer kräftiger Stichel (burin).

Fig. 15 f. Hakenspitze aus braungelbem Silex von 7 cm Länge. Dieses Instrument ist zusammenzustellen mit dem von G. Schweinfurth aus der Grotte von Termini-Imerese auf Sizilien aufgestellten Typus 14 A.[1] Die Unterseite des Instrumentes zeigt einen Teil der Buckelschwellung und die konzentrischen Wellenlinien; der Oberseite entlang läuft eine unregelmäßige spitze Rückenkante, welche durch Abschläge nach beiden Seiten gebildet wird. Gebrauchsspuren finden sich nicht.

[1] ZE 1907, S. 872 f. und Abb. 11 A.

Fig. 15 g. Fragment einer Spitze aus hellbraunem Feuerstein von 6 cm Länge. Die scharfe Langseite zeigt sehr feine Aussplitterungen.

Fig. 15 h. Starkgebogene Spitze aus graubraunem Silex von 6,1 cm Länge.

Fig. 15 i. Instrument aus hellgelbem, weißgeadertem Feuerstein von 8,9 cm Länge. Die Unterseite zeigt einen Teil des Schlagbuckels. Die Oberseite ist an einem Ende durch lange Absplisse zu einer stumpfen Spitze zugeschlagen; vom anderen Ende aus läuft bis zur Mitte des Werkzeuges eine fein retuschierte Rückenkante, deren beide Seitenflächen in einem Winkel von ungefähr 45° zueinander stehen.

Fig. 15 k. Starker Stichel aus hellgelbem Silex von 8,3 cm Länge. Am unteren Ende trägt er noch ein Stück der Knollenrinde.

Fig. 15 l. Stumpfe Spitze mit spitzer, unregelmäßig durchlaufender Rückenkante aus bräunlichem Silex, leicht gebogen und von 7,4 cm Länge.

Fig. 15 m. Langer stumpfer Spanschaber aus hellgelbem Feuerstein von 10,1 cm Länge. Die Rückseite zeigt noch am Schaberende einen Teil des Schlagbuckels.

Fig. 15 n. Ein sehr charakteristisches Stück von 10 cm Länge aus gelbbraunem Silex. Die Breite der Unterseite beträgt durchschnittlich 1,6 cm, die Höhe bis zur Rückenkante durchschnittlich 1,4 cm. Auch hier ist die Rückenkante sorgfältig retuschiert. Wahrscheinlich als massiver Stichel anzusehen.

Fig. 15 o. Dieses Instrument aus hellgelbem Feuerstein ist unregelmäßig gekrümmt, und die Rückenkante nur auf der unteren Hälfte feiner retuschiert, die in einer kräftigen Spitze endigt. Die Länge beträgt 9,8 cm.

Parallelen zu diesen eigenartigen Instrumenten (abgesehen von f, k und m) finden sich unter den von Schweinfurth aus Sizilien und Tunis vorgelegten jungpaläolithischen Funden nicht;[1] dagegen wäre eine Anzahl ägyptischer Klingen zum Vergleich heranzuziehen, die J. de Morgan aus der neolithischen Zeit Ägyptens beschrieben hat.[2] Es sind seltsam gebogene Klingen, die nach de Morgan auf ihrer konvexen Seite, jedoch vor der Abtrennung vom Kernstück, zugeschlagen worden sind. Nach de Morgan sind diese von ihm abgebildeten Stücke der ägyptischen Steinzeit absolut eigentümlich.

Wie erwähnt, liegen in den Schuttschichten der Höhle und auf dem Plateau vor derselben unzählige Klingen und Scherben aller

[1] Vgl. ZE 1907, S. 832 ff. und 899 ff.

[2] Vgl. Recherches sur les Origines de l'Égypte. L'âge de la pierre. Paris 1896 S. 117 f. und Fig. 148—150 S. 118.

Größe und Gestalt. Das Material ist größtenteils ein gut splitternder Silex von hellem Gelb oder dunklem Braun. Viele der Klingen sind von hervorragender Feinheit; es sind kleine Messerklingen, meist ohne jede Retusche, Spanschaber mit mehr oder minder sorgfältig gearbeitetem vorderen Ende, Nadeln und Spitzen, viele davon leicht gebogen. Im folgenden wird eine Auswahl dieser Messerchen näher beschrieben.

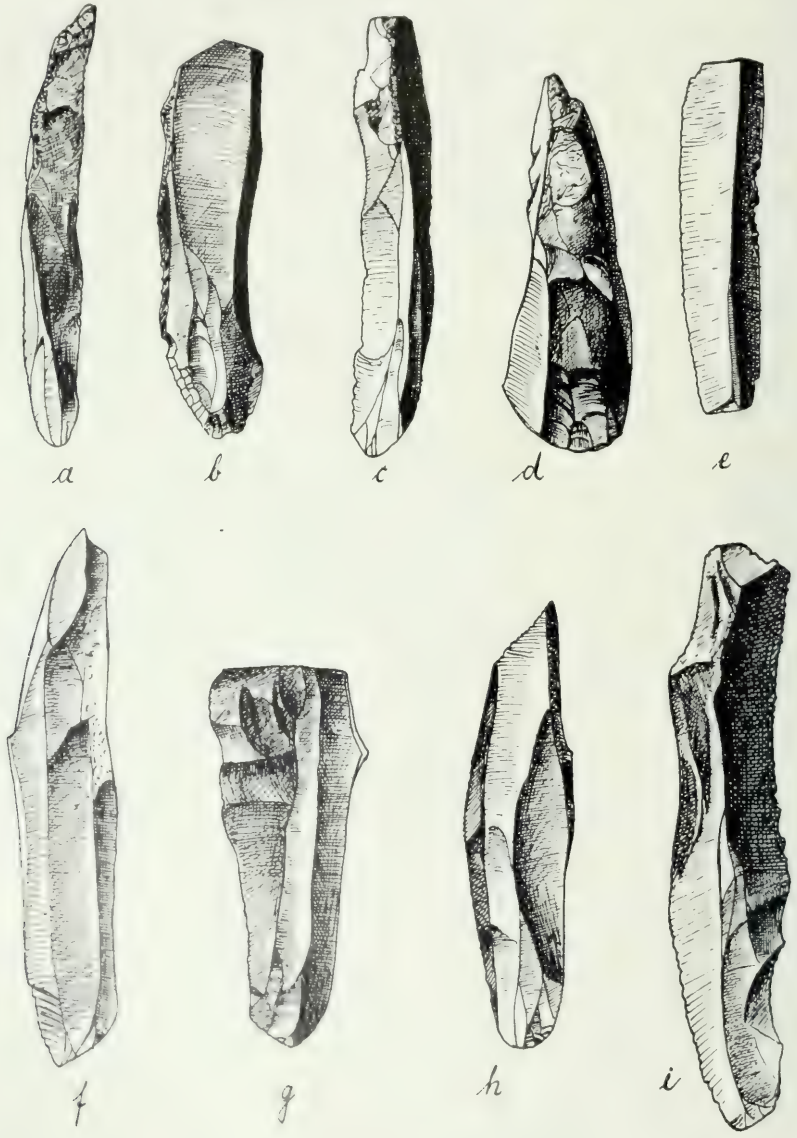



Fig. 16. Gebogene Schaber und Klingen aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed bei Dibl.

Fig. 16 a. Schmaler, fein retuschierter gebogener Spanschaber von 5,8 cm Länge, mit starker Spitze am anderen Ende. Das Material ist hellgelber Silex.

Fig. 16 b. Flacher, leichtgebogener Spanschaber mit etwas defekter Schaberkante aus glänzendem dunkelbraunem Feuerstein; die Länge beträgt 5,2 cm.

Fig. 16 c. Leichtgebogener Spanschaber aus hellbraunem Feuerstein von 5,9 cm Länge.

Fig. 16 d. Leichtgebogenes, kurzes, nucleusartiges Instrument aus glänzendem dunkelbraunem Silex, ein sogenannter Hochkratzer,[1] von 4,9 cm Länge. Zu vergleichen sind die französischen grattoirs carénés,[2] eine Form, die in ihrer typischen Ausbildung fast ausschließlich dem Aurignacien angehört.

Fig. 16 e. Kleines Messer aus grauem Feuerstein von 4,6 cm Länge.

Fig. 16 f. Sehr dünne Klinge aus hellgelbem Silex, deren als Schaber retuschierte Spitze abgebrochen ist.

Fig. 16 g und h. Ähnliche Instrumente aus grauem Feuerstein von 5 und 5,7 cm Länge.

Fig. 16 i. Starkgebogene Spitze aus gelbgrauem Feuerstein von 7,7 cm Länge.

Fig. 17 a. Sehr fein retuschierter dünner Spanschaber aus rosarotem Silex von 5,4 cm Länge.

Fig. 17 b. Klinge aus gelbgrauem Feuerstein von 5 cm Länge.

Fig. 17 c. Bräunliche Messerklinge von 4,4 cm Länge.

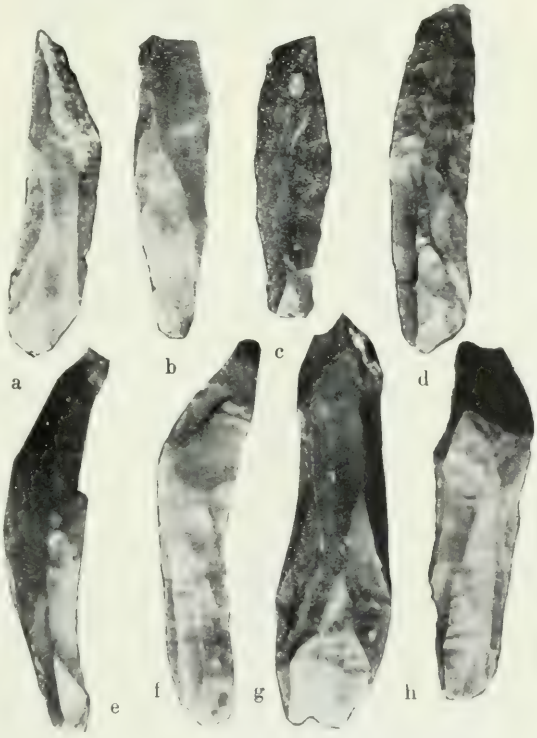



Fig. 17. Klingen und Nuclei aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed.

Fig. 17 d. Klingenartiger Abspliß aus hellgelbem Feuerstein von 5,7 cm Länge.

[1] Vgl. Obermaier l. c. Abb. 102 h, i, k; Abb. 105 h, i, k.

[2] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 39 und S. 120 ff.

Fig. 17 e. Gebogener dünner Nucleus aus rötlichgelbem Feuerstein von 6,3 cm Länge.

Die übrigen Stücke von Fig. 17 f, g und h sind ebenfalls Nuclei aus hellgelbem Silex.

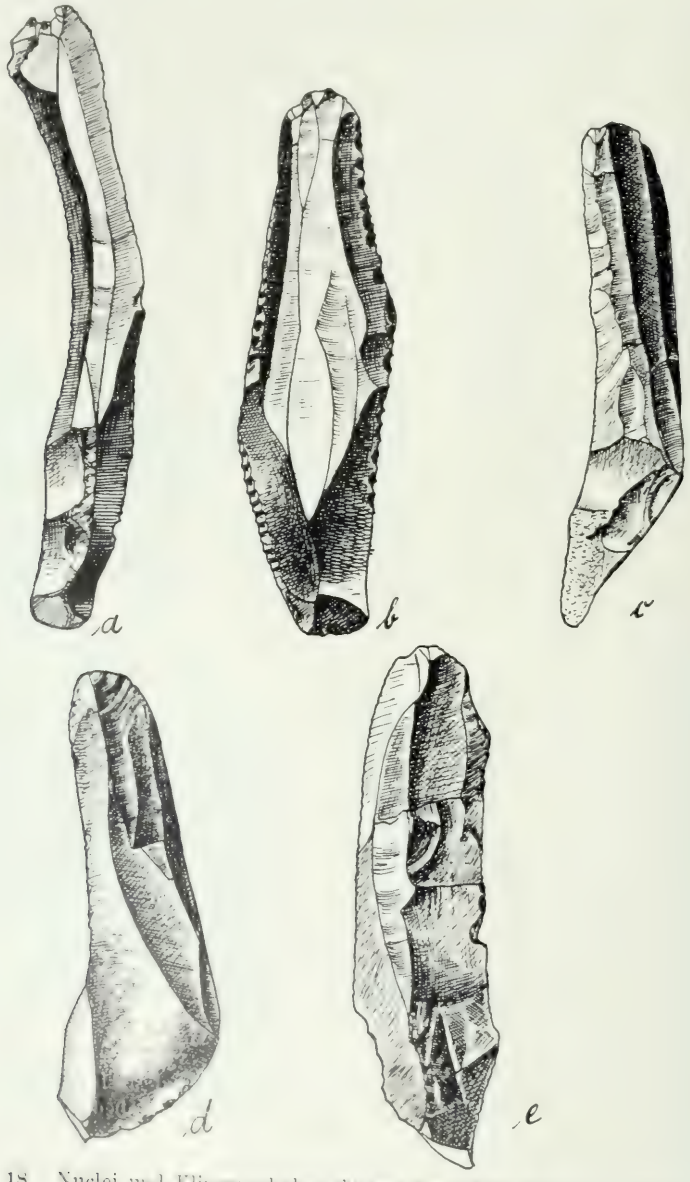



Fig. 18. Nuclei und Klingenschaber (b) aus der Höhle Muṛâret el-'Abed.

Fig. 18 a. Gebogener, 8,2 cm langer Nucleus aus hellgelbem Silex.

Fig. 18 b. Spanschaber aus glänzendem dunkelbraunem Feuerstein von 7,1 cm Länge.

Fig. 18 c, e. Ähnliche Nuclei aus hellgelbem Silex.

Fig. 18 d. Schaberartiger Absplіß aus hellgelbem Feuerstein, mit spitzer Rückenkante am unteren Ende. Das stark gebogene Stück ist 6,1 cm lang.

Fig. 19 und 20 zeigen die kleineren Klingen.

Fig. 19 a. Sehr dünne, messerartige Klinge aus graubraunem Silex mit scharfer Spitze. Das Instrument ist unretuschiert und 4 cm lang.

Fig. 19 b. Dünne Klinge aus hellgelbem Silex von 5,7 cm Länge.

Fig. 19 c. Leichtgebogene unretuschierte Klinge aus gelblichem Silex von 4 cm Länge.

Fig. 19 d. Leichtgebogene Klinge aus dunkelbraunem Silex von 4,2 cm Länge.

Fig. 19 e—k. Klingen aus hellgelbem Feuerstein, von denen g als Schaber retuschiert ist; h ist besonders schön geformt und hat wohl eine scharfe Spitze getragen.

Fig. 19. Dünne Klingen und Spitzen aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed, $^3/_4$ nat. Größe.

Fig. 20 a—p. Dünne schmale Klingen aus hellgelbem Feuerstein, teilweise von großer Feinheit und Schärfe.

Mit scharfer Spitze versehen sind c und k; c ist unretuschiert, besitzt scharfe Schneiden und ist 3,9 cm lang; k zeigt bei 3,1 cm Länge eine sehr scharfe dünne Spitze. Von großer Feinheit ist auch a bei 2,8 cm Länge, b bei 4,1 cm Länge und d aus hellgrauem Feuerstein mit scharfen Schneiden und Spitze; f ist ein sehr regelmäßiges Instrumentchen von 3,1 cm Länge; g ist 3,6 cm lang und von besonderer Schärfe. Bemerkenswert ist noch die Klinge l, deren linke Schneide abgestumpft ist; sie hat eine scharfe Spitze und ist 3,8 cm lang.

Fig. 21 zeigt endlich eine Auswahl der kleinsten und feinsten Silexnadeln und Klingen.

Fig. 21 a. Messerchen aus hellgelbem Silex mit abgebrochener Spitze von 2,7 cm Länge.

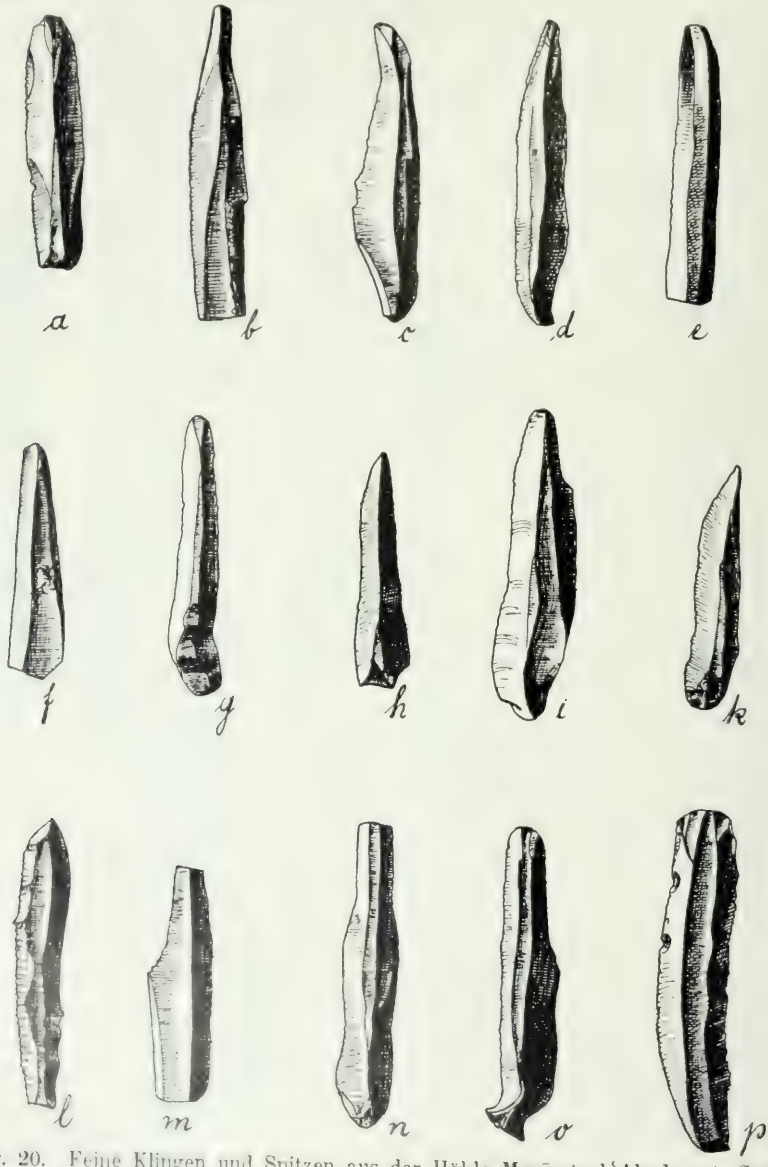



Fig. 20. Feine Klingen und Spitzen aus der Höhle Muṛāret el-'Abed; nat. Größe.

Fig. 21 b. Leichtgebogene, feine, scharfe Spitze aus hellbraunem Feuerstein von 1,8 cm Länge.

Fig. 21 c. Scharfe, sehr fein retuschierte Spitze aus dunkelbraunem Feuerstein von 2,25 cm Länge und 4,5 mm größter Breite.

Fig. 21 d. Kleine, flache, gerade Spitze aus hellgelbem Silex von 2,3 cm Länge.

Fig. 21 e. Kleine Silexklinge, schmal und sehr dünn, aus bräunlichem Feuerstein mit abgebrochener Spitze. Die Länge beträgt 2 cm bei 4 mm Breite.

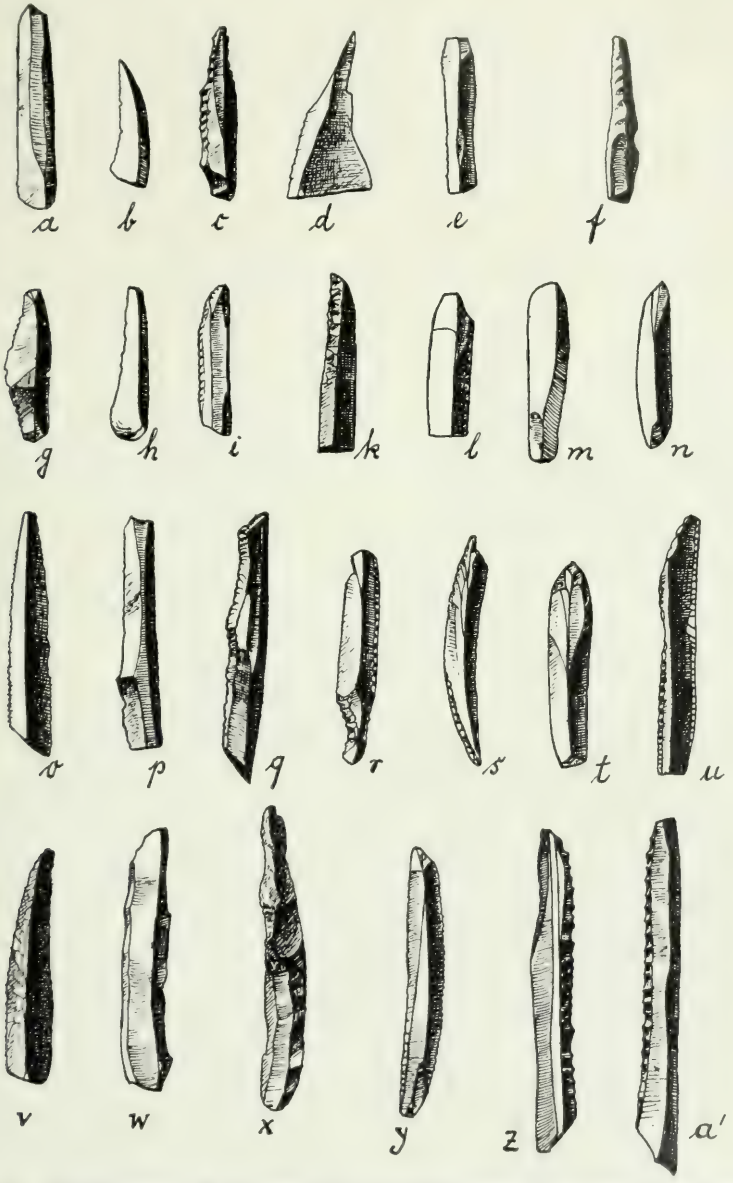



Fig. 21. Mikrolithische Werkzeuge aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed; nat. Größe.

Fig. 21 f. Schmale feine Klinge von 2,2 cm Länge und 4 mm größter Breite aus dunkelgrauem Silex.

Fig. 21 g. Kleine gebogene Klinge aus dunkelbraunem Silex von 1,95 cm Länge.

Fig. 21 h. Kleine spitze Klinge aus hellbraunem Feuerstein von 2 cm Länge.

Fig. 21 i. Kleine Spitze aus hellgelbem Silex, aus einer knapp 2 cm langen Klinge durch Abstumpfen der rechten Schneide gewonnen (éclat à dos rabattu oder lame à dos retaillé).[1]

Fig. 21 k. Stichel (burin) aus glänzendbraunem Silex, gebildet durch Abstumpfen beider Schneiden einer kleinen Klinge und durch sorgfältiges Retuschieren an der Spitze. Die Länge beträgt 2,3 cm.

Fig. 21 l. Kleine Klinge aus hellgrauem Silex von 1,75 cm Länge.

Fig. 21 m. Kleine Klinge aus dunkelbraunem Silex von 2,4 cm Länge.

Fig. 21 n. Sehr feine dünne und scharfe Klinge aus rosarotem Feuerstein von 1,6 cm Länge und 4 mm Breite.

Fig. 21 o. Schöne, gerade Spitze aus hellgelbem Silex von 3,2 cm Länge, deren linke Schneide mit sehr feinen, minimalen, regelmäßigen Zähnchen besetzt ist, so daß sie sägeartige Wirkung hat.

Fig. 21 p. Schmale Klinge aus dunkelbraunem Silex von 3 cm Länge.

Fig. 21 q. Schmale Klinge mit abgestumpfter linker Schneide (éclat à dos rabattu) und einer scharfen zugeschlagenen Spitze an jedem Ende; aus braunem Silex, von 3,5 cm Länge.

Fig. 21 r. Dünne Klinge aus dunkelbraunem Silex von 2,9 cm Länge und 4,5 mm größter Breite. Die rechte Schneide ist durch sehr feine Retuschen abgestumpft, und das untere Ende des Werkzeuges ist von beiden Seiten fein retuschiert, so daß durch die Abschläge eine Art Stiel entsteht. Das Instrument gleicht den „lamelles à base amincie" des französischen Magdalénien,[2] welche besonders in der Dordogne und den Pyrenäen vorkommen.

Fig. 21 s. Dünne, gebogene Klinge aus graubraunem Feuerstein von 3,1 cm Länge, deren Schneiden an beiden Enden zu feinsten Spitzen retuschiert sind. Die stumpfere ist besonders sorgfältig gearbeitet, die andere ist länger gestreckt. Die eine Schneide der Klinge ist durch feine Retuschen abgestumpft.

[1] Vgl. G. Schweinfurths Typus 11 aus Sizilien, ZE 1907, S. 864 ff. Vgl. Déchelette l. c. S. 122 f. und Fig. 41 daselbst.

[2] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 65 1, 4, 5 S. 164; Fig. 66 S. 165. Es gleicht fast dem von Déchelette l. c. S. 191 (Fig. 77 Nr. 2) abgebildeten Exemplar aus dem Keßlerloch (im Kanton Schaffhausen).

Fig. 21 t. Leichtgebogener kleiner Schaber aus hellbraunem Silex von 2,7 cm Länge.

Fig. 21 u. Klinge aus hellgrauem Feuerstein von 3,4 cm Länge und durchschnittlich 4,5 mm Breite. Die linke Schneide ist abgestumpft, die rechte hat allerfeinste Zähnchen. Das Instrument stellt also eine feine Säge dar, die ausgezeichnet arbeitet.

Fig. 21 v. Kleine Spitze aus braunrotem Feuerstein von 3 cm Länge. Eine Schneide ist durch Retuschen abgestumpft.

Fig. 21 w. Klinge aus hellgelbem Feuerstein von 3,5 cm Länge.

Fig. 21 x. Dieses Instrument aus hellgelbem Silex von 4 cm Länge gehört zu den in Fig. 22 abgebildeten Spitzen mit unregelmäßig verlaufender Rückenkante und Abschlägen nach beiden Seiten bei glatter Unterseite. Bei dem vorliegenden Exemplar ist die Oberseite besonders stark ausgebeult.

Fig. 21 y. Leichtgebogener, fein retuschierter Stichel aus hellgelbem Feuerstein von 3,5 cm Länge.

Fig. 21 z. Feiner schmaler Stichel (burin) mit sehr standhafter Spitze, hergestellt aus einer Klinge von dunkelbraunem Silex durch Abstumpfen der rechten Schneide und durch Retuschen an der Spitze. Die Länge beträgt 4,2 cm.

Fig. 21 a'. Stichel mit seitlicher Spitze von 4,65 cm Länge. Er ist hergestellt aus einer schmalen Klinge von hellgrauem Feuerstein durch Abstumpfen einer Schneide und durch schräges Abschlagen der Spitze.

Neben diesen vorstehend beschriebenen mikrolithischen Werkzeugen ist noch eine größere Anzahl ähnlicher vorhanden, die nicht abgebildet sind. Von diesen seien noch folgende erwähnt: Eine Hakenspitze aus hellgelbem Silex mit ausgebogener und nach rechts gerichteter Spitze, ganz ähnlich einer von Schweinfurth aus der Grotta del Castello in Termini-Imerese auf Sizilien abgebildeten kleinen Hakenspitze.[1] Die Länge des Instrumentes beträgt 2,65 cm.

Ferner seien noch einige Klingen mit abgestumpfter Schneide erwähnt (à dos rabattu); dazu eine schöne Diëderspitze aus hellbraunem Feuerstein mit bearbeitetem konvexem Rücken von 4,8 cm Länge. Sie gleicht fast einer von Schweinfurth in Termini-Imerese gefundenen Spitze aus Jaspis, nur daß die Spitze bei unserem Exemplar nach links ausbiegt.[2] Bemerkenswert sind endlich noch zwei scharfe Spitzen aus hellbraunem Feuerstein von 4,6 cm bezw. 3,4 cm Länge, welche dem von Déchelette in Fig. 70 Nr. 2 abgebildeten Exemplar aus Frankreich vollständig entsprechen.[3]

[1] Vgl. ZE 1907, S. 872 zu Typ. 14 und Fig. 11 A S. 873.
[2] Vgl. ZE 1907, S. 868 ff. zu Typ. 12 und Fig. 8 A 1 S. 869.
[3] L. c. S. 168.

Überblicken wir das im Vergleich zu dem, was in der Höhle Muṛāret el-ʿAbed vorhanden ist, geringe hier gebotene Material, so haben wir neben den beiden rohen Knochenspitzen folgende Werkzeugtypen der Silexindustrie zu konstatieren: Kegelförmige Nuclei, ringsum ausgebeutete und nur auf einer Seite ausgebeutete Nuclei, zahlreiche kleine Nuclei; unzählige Klingen ohne Retuschen, oft leicht gekrümmt, mikrolithische Klingen; Spanschaber, gekrümmte Spitzen, zahlreiche Spitzen und Bohrer aus feinen Klingen, Stichel (burins) verschiedener Art, Hochkratzer, Klingen und Spitzen mit abgestumpfter Schneide (lames à dos rabattu), feinste Sägen. Angesichts dieses Materials kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß wir es mit einem typischen Aurignacien zu tun haben. Zweifellos würde diese Station bei sorgfältiger fachmännischer Untersuchung noch reiche Schätze bieten, denn sie ist kaum berührt. Vielleicht gibt sie uns mit ihren Knochenstücken und Knochenwerkzeugen noch eine Ergänzung zu den glänzenden Funden Zumoffens in Anṭeljās und enthüllt uns noch mehr über das Leben der jungpaläolithischen Jäger auf dem Plateau von Obergaliläa.

Die Silexwerkzeuge des Schutzortes Muṛāret el-ʿAbed sind ausgezeichnet erhalten und ohne Patina; man kann sie aus den Schuttschichten meist ohne Schwierigkeit herausziehen. Nur in den Schichten im Hintergrunde der Höhle sind oft Steine, bearbeitete Silexsplitter und Knochen leicht zusammengebacken. Die Silexindustrie von Muṛāret el-ʿAbed zeigt große Ähnlichkeit mit der von Anṭeljās. Die Nuclei,[1] die Spanschaber, Kratzer und Klingen,[2] die feinen Klingen und Spitzen[3] sind denen der Höhle Muṛāret el-ʿAbed vollständig gleich. Nur die breiten, ovalen und dreieckigen Schaber[4] habe ich unter meinen Aufsammlungen aus der Höhle nicht gefunden. Die Station von Anṭeljās unterscheidet sich also von der in der Höhle Muṛāret el-ʿAbed, soweit wir nach dem vorliegenden Material urteilen können, vor allem durch seine feinere Knochenindustrie und die größere Zahl der Schaber. Der Station Muṛāret el-ʿAbed eigentümlich im Gegensatz zu Anṭeljās sind folgende Formen: Hochkratzer, gekrümmte Spitzen und die stichelartigen Instrumente von Tafel 15 mit der hohen Rückenkante. Vergleicht man diese Formen mit dem europäischen Aurignacien, so ergibt sich, daß die Hochkratzer und die gekrümmten Spitzen typische Aurignacienformen sind, die erwähnten Instrumente auf Tafel 15 aber dem europäischen Fundgebiete fremd sind.

[1] Vgl. Zumoffen, Anthropos III, Taf. XI.
[2] L. c. Taf. XII u. XIV.
[3] L. c. Taf. XIII.
[4] L. c. Taf. XV.

Im übrigen besteht, wie man ohne weiteres sieht, in der Silexindustrie eine überraschende Gleichheit zwischen dem europäischen Aurignacien und den Stationen von Anṭeljās und der Höhle Muṛāret el-ʿAbed. Man wird hier kaum mehr von Zufall oder paralleler Entwicklung sprechen können, sondern wird sich genötigt sehen, kulturelle Zusammenhänge anzunehmen. Die Tatsache, daß in Phönizien und Palästina vom Jungpaläolithikum nur die älteste Phase vertreten ist mit Ausschluß des Solutréen und, wie es scheint, auch des Magdalénien, stimmt gut mit der anderen Tatsache überein, daß das Solutréen und Magdalénien in seiner typischen Ausbildung hauptsächlich auf Westeuropa beschränkt ist. Die jungpaläolithische Kultur hat in dem günstig gelegenen Frankreich und seiner unmittelbaren Nachbarschaft offenbar eine reichere Entfaltung auch der Silexindustrie gezeitigt als in Osteuropa, Westasien und Nordafrika. Vielleicht ist in Westasien und Nordafrika wegen der seit der altpaläolithischen Kultur durch keine Pluvialzeit mehr gestörten steten Entwicklung und wegen der zunehmenden Austrocknung der Wüstentafel ein schnellerer und früherer Übergang zur neolithischen Kultur eingetreten als in Europa mit seinem nordischen Steppenklima, wo der Mensch gezwungen war, noch lange auf der Wirtschaftsstufe des höheren Jägertums zu verharren, als die Bewohner der südlichen und östlichen Gebiete am Mittelmeer schon in den großen Alluvialebenen Pflanzenbau treiben konnten und begannen zur Seßhaftigkeit überzugehen. Damit würde übereinstimmen, daß die Tierwelt des Libanongebietes im Jungpaläolithikum, wie namentlich aus den Funden von Anṭeljās hervorgeht, schon die einer feuchten Waldstufe ist und der rezenten Fauna Syriens und Palästinas ungleich näher steht als die quartäre Fauna Westeuropas der heutigen. Das im Altpaläolithikum im Libanon noch vorhandene sibirische Rhinozeros und der Höhlenlöwe waren längst verschwunden.

Interessant ist die Ähnlichkeit, die sich bei der Vergleichung der Funde aus der Höhle Muṛāret el-ʿAbed bei Dibl mit den von de Morgan besprochenen neolithischen Werkzeugen aus Ägypten ergibt. Von den gebogenen Klingen mit abgestumpftem Rücken (de Morgan Fig 148—150) und den Instrumenten in Fig. 15 oben ist schon gesprochen worden.[1] Noch größere Ähnlichkeit herrscht bei den messerartigen Klingen, Spanschabern und Spitzen. Man vergleiche z. B. de Morgan Fig. 96 (Klinge aus hellem Silex von Ṭuḫ) mit Fig. 18 b; Fig. 97 (aus Abydos) mit Fig. 19 g; Fig. 98 (aus Kōm Aḫim) mit Fig. 19 b und c; Fig. 99 (aus Kōm Aḫim) mit

[1] Siehe oben S. 99 f.

Fig. 16 h; Fig. 140—142 (Silexmesser aus Abydos) mit Fig. 21 s; Fig. 145 (gelbe Silexklinge aus Ṭuḫ) mit Fig. 16 c; Fig. 147 (Silexklinge aus Ṭuḫ) mit Fig. 20 a.

Allerdings sind die palästinensischen Werkzeuge etwas nachlässiger gearbeitet und kleiner als die ägyptischen; aber Arbeitsweise und Verwendung dieser kleinen Instrumentchen war offenbar dieselbe. Auch die von de Morgan abgebildeten Stücke sind Spanschaber, Doppelschaber, Bohrer und Spitzen.[1] Nach de Morgan sind neolithische Splitter und Klingen ohne Retuschen dieser Art in sehr großer Zahl in allen neolithischen Stationen Ägyptens vorhanden. Nur ein Teil ist an einem Ende als Schaber retuschiert,[2] andere sind an beiden Enden fein bearbeitet. Sie erreichen eine Länge bis zu 21 cm, sind also erheblich größer als die Werkzeuge unserer Station. Auch in Ägypten dient als Material für diese Erzeugnisse gelber, gut spaltender Silex. J. de Morgan weist schon auf die große Ähnlichkeit dieser Messer mit den europäischen Formen des Jungpaläolithikums hin und ist der Meinung,[3] man dürfe aus diesen Ähnlichkeiten nicht schließen, daß das Magdalénien in Ägypten bestanden habe, sondern die Technik, die man im Jungpaläolithikum anwandte, habe sich bis in neolithische Zeit erhalten können De Morgan findet diese Tatsache sehr interessant und erinnert an die Eigenart der Ägypter, einmal angenommene Kulturformen konservativ beizubehalten.

Im übrigen Palästina sind bisher jungpaläolithische Fundorte nicht nachgewiesen worden. Wir haben aber wohl solche aus Judäa noch zu erwarten. Ganz in den Süden des Landes führt uns die Station von ʿAin Ḳeṣeime, von welcher Vincent Silexwerkzeuge abgebildet hat, die dem Aurignacien anzugehören scheinen, kleine Klingen, Stichel, Kratzer und Spanschaber aus blondem Silex.[4]

Damit wäre also das Verbreitungsgebiet des Jungpaläolithikums über ganz Phönizien und Palästina, wenn vorerst auch nur in einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Punkten, festgestellt. Die Verbindung mit dem nordafrikanischen Jungpaläolithikum scheint durch die Ähnlichkeit der Steinindustrie gesichert.

[1] De Morgan, Recherches sur les origines de l'Égypte. L'âge de la pierre, Fig. 96—99; 140—147; 257—258; 771, 772, 774. Die drei letzten stammen aus dem Grabe des Menes in Nakâde.

[2] Wie Fig. 97—99 S. 103.

[3] L. c. S. 105.

[4] Vgl. Vincent, Canaan Fig. 266—268 S. 387—389; bes. Fig. 368 zeigt Aurignacieninstrumente.

Über die Lebensweise der jungpaläolithischen Stämme Phöniziens und Palästinas können wir aus den bisherigen Funden und aus der Analogie mit den viel besser bekannten jungpaläolithischen Stämmen Westeuropas einiges erschließen.

In Höhlen und an Felswänden, die gegen den Nordwind schützten, schlug der jungdiluviale Jäger gern sein Lager auf, meist in unmittelbarer Nähe einer größeren Quelle. So war es in Ǧa'ita an den Quellen des Nahr el-Kelb, in Anṭeljās, bei der Höhle Muṛaret el-'Abed und bei 'Ain Ḳeṣeime. Wasser war ja zur Lebenshaltung und handwerklichen Betätigung von der größten Wichtigkeit. Mit Ledergefäßen konnte es an den Lagerplatz geschafft und durch hineingeworfene glühende Steine zum Kochen gebracht werden. Diese Höhlen und Schutzorte bildeten den Mittelpunkt der kleinen Stämme und ihren Winteraufenthalt. Dann hausten sie hier vielleicht in festen Hütten, die gegen die Felswand gebaut waren. Hier wurden die Steinwaffen und Werkzeuge zugeschlagen, die Knocheninstrumente mit feinen und feinsten Silexmesserchen verfertigt und die Flechtarbeiten hergestellt; hier sorgten die Frauen für Kleidung und unterhielten hier ihre Herdfeuer mit Holz, deren Aschenhaufen auf uns gekommen sind. Wie die Stämme Westeuropas liebten es auch die Jäger Palästinas, ihren Körper mit bunten Farben zu bemalen, wie wir aus Stücken von rotem Eisenoxyd schließen können, die in Anṭeljās von Zumoffen gefunden wurden. Im Sommer streiften sie in leichten Zweighütten im Lande umher, dem Jagdwild und den Früchten nach.

Wie bereits in altpaläolithischer Zeit war der Libanon und die Gebirge Palästinas mit dichtem Wald, unterbrochen von lichten, bewachsenen Hochflächen, bedeckt und wasserreicher und vegetationsreicher als heute. Daher lebten die Steppentiere des Altpaläolithikums weiter, die Wildpferde und Wildrinder und die zahlreichen Vertreter der Hirsch- und Ziegenfamilie. Diese bildeten die hauptsächlichste Fleischnahrung der Jäger. Sie bevorzugten junge Tiere. Das Mark der Röhrenknochen galt wie ehedem als besonderer Leckerbissen. Auch Seemuscheln scheinen eine beliebte Kost gebildet zu haben, wie die zahlreichen Reste, besonders in Anṭeljās und am Nahr el-Kelb, beweisen. Dagegen scheint eigentliche Fischerei nicht getrieben worden zu sein; wenigstens sind Reste von Fischmahlzeiten nicht gefunden worden.

Die zahlreichen und feinen bis allerfeinsten Silexinstrumente beweisen den großen Fortschritt der Kultur gegenüber dem Altpaläolithikum. Besonders die feinen Instrumente zeigen, daß man die Technik der Handarbeiten, wie Fellbearbeitung, Nähen, Drechseln, Flechten usw. schon gut beherrschte. Man hatte auch gelernt,

den Knochen als Material zur Herstellung von Werkzeugen heranzuziehen. Das alles setzt eine gewisse Arbeitsteilung, den Beginn der Ausbildung eines Handwerkerstandes und des Handels voraus.

Die menschlichen Knochenreste aus Anteljas geben uns wegen ihrer schlechten Erhaltung leider wenig Aufschlüsse über die Körperbeschaffenheit der Jägerstämme Palästinas. An diesen menschlichen Knochenstücken finden sich vielfach Kratzspuren und Schrammen, als hätte jemand mit Silexschabern das Fleisch heruntergekratzt. Die tierischen, zweifellos von Mahlzeiten herrührenden Knochen zeigen dieselben Kratzspuren. In diesen Schrammen sahen v. Fritsch und andere Forscher den Beweis für die Existenz der Anthropophagie bei den jungdiluvialen Stämmen Palästinas.[1] Jedenfalls waren in Anteljās die Menschenknochen in derselben Weise behandelt, zerstreut und gespalten wie die Tierknochen, die doch von Mahlzeiten herrühren. Da lag der Gedanke an Menschenfresserei nahe. Wenn man die geringe Zahl der menschlichen Knochen, worunter sich noch die Reste eines Fötus von sieben Monaten befinden, in Betracht zieht, wird man die Möglichkeit nicht abstreiten können, daß hier andere Ursachen gewirkt haben als gerade die Menschenfresserei. In Europa haben die Forscher bei jungdiluvialen Stämmen verschiedene Anzeichen von Kannibalismus finden wollen, so Rutot in Belgien, K. Gorjanović-Kramberger für die Höhle von Krapina in Kroatien, G. Matiegka für Böhmen.[2] Eine genaue Parallele zu Anteljas bilden die Funde von Menschenknochen in Krapina. Sie fanden sich dort zahlreich zwischen Tierknochen verstreut, die von Mahlzeiten herrühren, und waren ebenso zerschlagen und aufgespalten wie diese.[3] Es ist schwer, für diese Vorkommnisse eine harmlose Erklärung zu finden; doch gilt auch, was Hoernes sagt, „man möchte gern stärkere Beweise haben, ehe man gegen sonst unbescholtene Vorfahren eine so schwere Anklage erhebt".[4]

[1] Vgl. v. Fritsch l. c. S. 32.
[2] Vgl. Hoernes l. c. I S. 490 ff.
[3] Über Krapina vgl. Obermaier l. c. S. 155 f.
[4] l. c. S. 491.

# Fünftes Kapitel.

## Die jüngere Steinzeit oder das Neolithikum.

### 1. Charakter und Alter der neolithischen Kultur.

Mit dem Neolithikum beginnt eine neue Zeit.[1] Mit dem Paläolithikum endete auch das Diluvium, mit der neolithischen Zeit treten wir in die jetzige Erdperiode ein. Im Gegensatz zur trockenen Kälte der langen Nacheiszeit herrschte in Europa seit dem Beginn des Neolithikums ein feuchtes, gemäßigtes Klima. Die diluvialen Gletscher waren in ihre heutigen Grenzen zurückgegangen, das Renntier hatte sich aus Europa ganz nach den nordischen Gegenden zurückgezogen. An Stelle der Diluvialfauna herrschte jetzt seit dem Azylien und das ganze Neolithikum hindurch eine Waldfauna. An erster Stelle stand die Familie der Hirsche, Edelhirsch, Elch, Damhirsch und Reh. Daneben gab es Wildrinder, Ur und Wisent, Bären, Wölfe, Luchse, Hamster u. a. Der Mensch hatte sich den neuen, viel günstigeren Lebensbedingungen leicht angepaßt. Anstatt als Jäger umherzustreifen, war er allmählich Bauer und Viehzüchter geworden. Durch die Einführung des Feldbaues und der damit verbundenen Seßhaftigkeit hat der Mensch mit Beginn des Neolithikums eine Lebensweise ergriffen, die gewaltige Änderungen im sozialen und wirtschaftlichen Leben hervorbringen sollte. So stehen wir, aus der Diluvialzeit kommend, vor ganz neuen Verhältnissen. Das Neolithikum scheint in Europa wie eine völlig anders geartete Zeit auf die ältere Steinzeit zu folgen. Es fällt uns, wie Hoernes sagt, schwer, die Entstehung der jüngeren Steinzeit aus der älteren als Fortsetzung und Vollendung zu verstehen.

Über die Ursachen des plötzlichen Verschwindens der jungpaläolithischen Kultur und Kunst sind verschiedene Vermutungen geäußert worden. Sicheres wissen wir weder über die tatsächlichen Vorgänge noch über die Ursachen derselben. Ältere Forscher, wie G. de Mortillet, nahmen an, die Stämme der Renntierjäger wären beim Umschwunge im Klima am Ende des Paläolithikums mit dem Renntier nach Norden ausgewandert. Nur spärliche Reste des Diluvialmenschen seien in Westeuropa zurückgeblieben, die ein elendes Dasein fristeten, bis neue Einwanderer aus dem Osten die Lücken wieder füllten. Diese neuen Völker hätten die Elemente der neolithischen Kultur mitgebracht, die Kunst der geschliffenen

[1] Vgl. zur Übersicht Hoernes, Kultur der Urzeit, Leipzig 1912, I, S. 86 ff. Obermaier l. c. S. 439 ff.

Steinwerkzeuge, den Getreidebau, die Züchtung und Zähmung der Haustiere, den Bau von Grabdenkmälern und den Totenkult.[1] Das Unwahrscheinliche dieser Auswanderungstheorie liegt auf der Hand, da das Aussterben oder der Rückzug der Renntiere ganz allmählich erfolgt ist und andere Jagdtiere, besonders der Hirsch, als Ersatz in Fülle vorhanden waren. Ein richtiger Gedanke liegt aber darin, daß der Anstoß zur Entwicklung und Ausbildung der neolithischen Kultur Europas durch Einflüsse aus Westasien gegeben wurde.[2]

Man hat sich indessen bemüht, die Verbindungsglieder zwischen dem Jungpaläolithikum und Neolithikum in Westeuropa selbst nachzuweisen. So wollte Piette in der Grotte von Mas d'Azil (Dep. Ariège) solche Übergangsschichten gefunden haben.[3] Von diesen repräsentiert die ältere die Kulturstufe des Azylien, eine Schlußphase des Jungpaläolithikums, die bereits eine neuzeitliche Fauna (Hirsch usw.) und keine Spur des Renntieres mehr, aber noch echte Magdalénienindustrie nebst flachen Hirschhornharpunen aufweist. Die folgende Schicht enthält neben Muscheln, Küchenabfällen und Resten des Pferdes, Rindes und Hirsches bereits polierte Steinwerkzeuge. Darin erblickte Piette den Beginn der neolithischen Zeit. Die polierten Werkzeuge zeigen, daß wir bereits mitten im Neolithikum stehen. Diese Bedeutung wird den Funden von Mas d'Azil von anderen Forschern nicht zuerkannt.[4] Sie sehen das Azylien als die letzte Phase der Renntierzeit an, die deutliche Anzeichen des Verfalles an sich trägt und die geologisch und paläontologisch bereits dem Beginn des Alluviums angehört. Jedenfalls läßt sich von dieser Stufe aus die Entwicklung zur neolithischen Kultur nicht erklären.

Wie und wo die neolithische Kultur entstanden ist, ist also noch unsicher. Jedenfalls war sie in Ägypten und Westasien früher ausgebildet als in Europa und in Osteuropa wieder früher als im Westen und Norden. Wo sie uns voll ausgebildet entgegentritt, zeigt sie in ihrem ganzen Charakter einen großen Gegensatz zum Paläolithikum. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der neolithischen Völker sind total andere, als wie wir sie bisher kennen gelernt haben. Im Verhältnis zum ärmlichen Dasein der paläolithischen Jäger stellt die seßhafte neolithische Bauernkultur einen hohen Grad der Gesittung dar, welchen das Menschengeschlecht ohne jede Kenntnis der Metallverwertung erreichte. Die neolithische Kultur

[1] Vgl. G. de Mortillet, Formation de la Nation française[2], 1900, S. 247 nach Déchelette l. c. S. 310 f.

[2] Vgl. dazu Déchelette l. c. S. 312.

[3] Vgl. Déchelette l. c. S. 314 ff.

[4] Vgl. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen II, S. 168.

hat überall, vor allem auch in Vorderasien und Ägypten, die Grundlagen für eine höhere Zivilisation geschaffen.

Die wirtschaftliche Grundlage der neolithischen Kultur beruht auf der Tierzucht und dem Pflanzenbau. Diese Art der Nahrungsproduktion ist eine viel höhere als das Jägertum. Auch der höhere Jäger nutzt die Naturgaben als Nahrungsquellen aus, ohne auf Wiedererzeugung und Ersatz Rücksicht zu nehmen. Er ist noch durchaus Parasit, der seinen Wohnort verläßt, wenn der von der Natur gebotene Vorrat erschöpft ist, um günstigere Jagdplätze aufzusuchen. Auf dieser Grundlage konnte naturgemäß nie eine dauernde Zivilisation erwachsen. Ganz anders ist die Wirtschaftsform des Pflanzenbauers und des Hirten. Ihre Nahrungsproduktion beruht auf der Züchtung, auf dem Wiedererzeugen und Verbessern der Nahrungsstoffe in der Natur. Die für die Kulturentwicklung wichtigste Form dieser Lebensweise war die Verbindung des Feldbaues mit der Viehzucht. In den Haustieren gewann der Pflanzenbauer starke Arbeitskräfte, mit welchen er eine ausgedehntere Wirtschaft betreiben und zur Überproduktion schreiten konnte. In Westasien entwickelte sich der Pflanzenbau früh zum Getreidebau in dem Maße, als Jagd und Fischerei an Bedeutung für die Nahrungsproduktion verloren.

Die Tierzucht ist aus der Jagd entstanden.[1] Die zahlreiche Waldfauna der neolithischen Zeit bot dem Jäger zunächst noch reichliche Nahrung. Die Freude an den Tieren und ihren Lebensäußerungen führte dazu, daß der Jäger junge Tiere in Pflege nahm und Zähmungsversuche anstellte. Auch hielt man sie vielleicht in Hürden in der Nähe der Wohnplätze, um im Falle der Not schnell ein Wildbret zur Hand zu haben. Die Tiere gewöhnten sich teilweise an den Menschen, zuerst der Hund, und vermehrten sich in der Gefangenschaft; sie blieben selbst in Freiheit in der Nähe des Menschen und ließen sich durch Hirten und Hunde regieren. So entstanden mit der Haltung von Ziegen, Schafen und Rindern die ersten Hirtenvölker in grasreichen Steppen. Man nutzte nicht nur das Fleisch der Tiere aus, sondern auch die Wolle, das Haar und vor allem bald die Milch. Der Überfluß an Milch während des Frühjahrs brachte den Menschen darauf, nach Konservierungsmethoden zu sinnen, um Vorräte für die Zeit der Trockenheit aufzubewahren. Neben der Fleischnahrung sammelte man wildwachsende Salate und Früchte und trieb wohl auch etwas Pflanzenbau (Schaf- und Ziegenhirten). Auf dieser Hirtenstufe war Seßhaftigkeit und eine höhere Kultur noch nicht möglich, denn die Bedürfnisse des

[1] Vgl. Hoernes l. c. I, S. 565 ff.

Menschen mußten noch gering bleiben; Kriege, Seuchen, Mißwachs konnten die größten Herden in kurzer Zeit vernichten. Die wirtschaftliche Basis der Hirtenvölker ist noch zu schmal für eine höhere Kultur.

Reine Tierzucht war aber selten und nur in großen Steppengebieten üblich. Wie der Mann die Tiere zähmte und dem menschlichen Willen unterwarf, so entwickelte das Weib, das schon bei den Jägerstämmen immer Pflanzen- und Fruchtsammlerin gewesen war, allmählich den Pflanzenbau.[1] Es galt, die fruchttragenden oder sonst verwertbaren Pflanzen zu schützen, die Schädlinge fernzuhalten, und endlich die junge Kultur vor der Eßgier der Männer zu bewahren. Allmählich ging man zu eigener Aussaat und zur Züchtung besserer, kultivierterer Sorten über. Der älteste Pflanzenbau war der Hackbau. Schon bei den Jägern handhabte das Weib den Grabstock, einen zugespitzten Pflock zum Ausgraben der Wurzeln. Das ist das älteste Ackergerät. Damit konnte man auch Löcher für den Samen in die Erde bohren. Aus dem Grabstock entwickelte sich die Hacke und der Hakenpflug. Nahm man eine Hirschgeweihstange und entfernte alle Sprossen bis auf eine, oder nahm man einen hakenförmig gekrümmten Stock, so ließen sich damit Furchen in den Boden ziehen. Mit diesem Instrumente lockerten die Frauen den Boden für die Saat auf. Durch Abbrennen wurde der Urwald das erstemal gerodet, die Asche düngte zugleich den Boden. War derselbe erschöpft, so nahm man ein anderes Stück; Land war in unerschöpflicher Fülle vorhanden. In fruchtbaren Gebieten, wo Gemüsepflanzen oder Getreidegräser wild wuchsen, lag der Pflanzenbau nahe. Daneben sammelte man die wildwachsenden Früchte von den Bäumen und die Beeren, wie der Wald sie bot. Pflanzenbau bedingt noch nicht feste Ansiedlungen. Man konnte noch in beschränkten Gebieten ein Jägerleben führen und zur Zeit der Ernte zur Aberntung und zur Bebauung der Felder zurückkehren. Bald jedoch mußte die feste Ansiedlung folgen; die Herdentiere wurden Haustiere und Edelrassen, die gegen die Winterkälte geschützt werden mußten. Man benutzte sie als Reittiere, ließ sie Lasten tragen und spannte sie vor den Hakenpflug, der noch lange ohne Räder war. So entstand die Pflugkultur, die Verschmelzung von Feldbau und Viehzucht, die höhere Form des Ackerbaus, welche die feste Siedlung voraussetzt. Die Ackerscholle wurde der wertvollste Besitz der Sippe. Es entwickelte sich das Grundeigentum. Mit der Pflugkultur ging die Gewinnung der Pflanzenkost vom Weibe auf den Mann über; es hat natürlich lange gedauert, ehe

[1] Über den Pflanzenbau vgl. Hoernes l. c. I, S. 535 ff.

der Mann die stolze Jagd mit der beschwerlichen Landarbeit vertauschte.

Mit der festen Ansiedlung begann nun eine fruchtbare, ungeahnte Entwicklung. Denn nun trat eine ganze Reihe von neuen Bedürfnissen an den Menschen heran, die befriedigt werden mußten. Er brauchte eine feste dauernde Wohnung für sich und das Vieh und zur Bergung der Vorräte. Es entwickelte sich also die Baukunst. Er mußte landwirtschaftliche Geräte erfinden, mahlen, backen, dreschen. Er mußte sich schützen gegen die wilden Tiere und die Feinde; es entstand die gemeinsame Siedelung, das Dorf und die geschützte Wallburg oder Festung. Er brauchte Gefäße und erfand die Keramik, die seinem Schönheitssinne bald reiche Betätigungsmöglichkeiten bot. Durch den Getreidebau und Gartenbau war auf verhältnismäßig kleinem Raume eine dichtere Bevölkerung möglich, ja erwünscht, als zur Zeit des Jägertums, wo jeder Stamm ein weites Jagdgebiet brauchte. Es wurde eine weitgehende Arbeitsteilung nötig, Handwerke und Handel entstanden; es entwickelten sich Vermögensunterschiede und damit auch Rangunterschiede. So bildet der Ackerbau überall die solide Grundlage der Kultur.

Über die Dauer der jüngeren Steinzeit können wir nur Vermutungen aufstellen. Ihr Beginn ist in Dunkel gehüllt; dagegen sehen wir, daß sie in Ägypten um 3500, in Babylonien um 3000 und in Syrien und im Gebiete des Ägäischen Meeres um 2500 v. Chr. spätestens zu Ende war. In Westeuropa endigte sie um 2000 v. Chr. In manchen Ländern geschah dies erst viel später, ja einige Stämme leben heute noch in der steinzeitlichen Kultur. Es spricht alles dafür, daß die neolithische Kultur in den Ländern am östlichen Mittelmeer, namentlich in dem begünstigten Babylonien und Ägypten, erheblich früher begonnen hat als in Europa. Noch fehlt uns jeder sichere Maßstab, um die Zeiträume zu bestimmen, welche die neolithische Kultur zu ihrer Entwicklung gebraucht hat. Im allgemeinen kann man sagen, daß die jüngere Steinzeit im Orient spätestens um 10000 v. Chr. begonnen hat. Für diese Zahl entscheiden sich mehr oder minder Hoernes,[1] Blanckenhorn[2] und Obermaier.[3]

Über die verschiedenen Perioden der jüngeren Steinzeit und den Gang der kulturellen Entwicklung ist man noch nicht zu klaren Anschauungen gelangt. Man kann in Europa nur gewisse Kulturprovinzen unterscheiden. Als charakteristische Kunstübung, in welcher sich Geschmack und Formgefühl des Menschen offenbart, tritt die Töpferei immer mehr in den Vordergrund und entfaltet

[1] Kultur der Urzeit I, S. 87.
[2] ZE 1905 S. 466.
[3] L. c. S. 475.

sich im Aufbau der Gefäße und in der Ornamentation, so daß man nach der Keramik verschiedene Kulturgebiete und in denselben verschiedene zeitlich aufeinanderfolgende Schichten erkannt hat. Weiter treten als unterscheidende Merkmale für die verschiedenen Gruppen noch die Siedlungsformen und die Grabdenkmäler hinzu.[1] In Vorderasien müssen vorerst noch die neolithischen Reste gesammelt und beschrieben werden. Meist unterscheidet man ein Frühneolithikum und ein Spätneolithikum; ersteres ist die Zeit des Beginns und der Ausbreitung der neolithischen Kultur in den Phasen des Azylien und Campignien bezw. der Kjökkenmöddingerstufe. Es mag etwa von 10000 bis 6000 v. Chr. gedauert haben.[2] Das Spätneolithikum ist die Zeit der vollneolithischen Kultur, des geschliffenen Steinbeils, des Getreidebaus und der megalithischen Denkmäler. Für Schweden hat Montelius diese jüngere Phase des Neolithikums wieder nach der Art der megalithischen Denkmäler in Unterabteilungen zerlegt; er unterscheidet eine Zeit der einfachen Erdgräber, eine Periode der einfachen Dolmen, der Ganggräber und der großen Steinkisten, die aufeinander folgten und charakteristische Werkzeugtypen besaßen.[3] Diese Einteilung läßt sich aber auf andere Gebiete nicht ohne weiteres übertragen.[4]

Die Steinindustrie im Hochneolithikum erreichte teilweise wieder die Vollkommenheit des Solutréen, besonders in Nordeuropa und in Ägypten.[5] Man legte jetzt für bessere Erzeugnisse großen Wert auf Herbeischaffung eines gutspaltenden Silexmaterials und richtete zu diesem Zwecke richtige Bergwerke ein, in welchen der Feuerstein in tiefen Schächten gewonnen wurde. Unter günstigen Bedingungen erreichte man gerade Silexmesser bis 30 cm Länge. Besonders die kleinen Waffen (Pfeilspitzen, Äxte, Speerspitzen, Dolche) und Gebrauchswerkzeuge (Messer, Kratzer, Schaber, Stichel, Sägen, Sichelsteine, Angelhaken) stellte man noch gern aus Feuerstein her. Das Hauptcharakteristikum der jüngeren Steinzeit ist aber die Anwendung des Schliffs für eine bestimmte Klasse von Werkzeugen. Geschliffen werden nur das Beil und die mit ihm verwandten Instrumente (Meißel, Keulenknöpfe, Hämmer), wobei gern besonders harte, schön gefärbte Gesteine wie Nephrit, Jadeit u. a. verwendet wurden. Das Instrument wurde zuerst zugeschlagen, bis es die gewünschte Form erhalten hatte (Skizze, Halbfabrikat); dann wurden die Schlagmarken durch Hin- und Herreiben auf einem harten Schleif-

[1] Vgl. Hoernes, Kultur der Urzeit I, S. 101 ff.
[2] Vgl. Obermaier l. c. S. 475.
[3] Vgl. Oskar Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, Leipzig 1906, S. 43 ff.
[4] Vgl. Déchelette l. c. S. 427 f.
[5] Vgl. Déchelette l. c. S. 489 ff.

stein abgerieben. Das geschliffene Beil durchlief im Neolithikum eine große Reihe verschiedener Formen, bis es durch das Bronzebeil ersetzt wurde.[1]

## 2. Die frühneolithische Periode in Phönizien und Galiläa (Protoneolithikum).

Die ältesten (protoneolithischen) Schichten der jüngeren Steinzeit können wir am reinsten in den Gebieten Europas studieren, die bis zum Spätdiluvium von den Gletschern bedeckt waren und erst mit Beginn des Alluviums ihre erste Besiedelung erfuhren. Die Stämme, welche sich damals in den Küstengebieten der Ostsee niederließen, haben an der Stelle ihrer Lagerplätze längs der Küste große Haufen von Abfällen übriggelassen, die sogenannten Kjökkenmöddinger, die seit 1840 die Aufmerksamkeit der Geologen und Prähistoriker erregt haben.[2] Sie bestehen aus Gräten (vom Hering, Aal, Schollen u. a.), unzähligen Austermuscheln, Herzmuscheln, Schneckenschalen, Feuersteinsplittern und Werkzeugen primitiver Art, Werkzeugen aus Hirschhorn und Knochen und einfachsten Tonscherben. Dazu kommen große Mengen von Tierknochen, die Reste der Jagdtiere; die Markknochen sind sämtlich gespalten. Jagdtiere waren hauptsächlich Hirsche, Rehe, Seehunde, Wildschweine, Bären, Marder und Biber und von Vögeln Schwäne, Enten und Möven. Die Höhe dieser Muschelhaufen beträgt gewöhnlich 2—3 m, ihre Länge bis 400 m und ihre Breite bis 150 m. Welche Mengen von Abfällen solche Hügel enthalten, sieht man an einem bei Ertebölle, welcher mehr als 86 000 Fundgegenstände und 20 300 Tierknochen lieferte.[3] Die ärmliche Fischerbevölkerung dieser Muschelhaufen besaß nur die einfachsten Steinwerkzeuge, noch ohne Anwendung des Schliffs, hauptsächlich Klingen, Schaber und Kratzer, Formen, die schon im Jungpaläolithikum üblich waren; von neuen Instrumenten finden wir den „Spalter“ (tranchet) mit Querschneide am unteren Ende und das länglich-ovale Beil (Pickel, pic). Sie trieben weder Ackerbau, noch hatten sie Haustiere mit Ausnahme des Hundes. Ihre Horn- und Knochengeräte bestanden in langen Dolchen, Pfriemen, Kämmen und ähnlichen Gegenständen. Hoernes weist mit Recht darauf hin, daß man diese Stämme nicht als die Hauptträger der

[1] Vgl. Hoernes l. c. II, S. 168 ff.

[2] Vgl. Déchelette l. c. S. 322 ff. Die jüngste und umfassendste Publikation ist von A. P. Madsen, Sophus Müller, Carl Neergard u. a., Affaldsdynger fra Stenaldere i Danmark. Paris, Kjöbenhavn, Leipzig 1900. Vgl. auch Obermaier l. c. S. 471 ff. und Taf. 29.

[3] Vgl. Déchelette l. c. S. 324.

neolithischen Kultur ihrer Zeit betrachten dürfe; es waren offenbar nur abgelegene Teile der neolithischen Bevölkerung Europas.[1]

Dieselben einfachen Silexgeräte wie in den Muschelhaufen finden sich jedoch auch teils in England, teils im europäischen Binnenlande. Besonders in Nordfrankreich hat die Steinindustrie der Muschelhaufen in einer Anzahl von Stationen ein größeres Verbreitungsgebiet. Auch hier finden sich der Spalter (tranchet) und Pickel (pic) als einfache Geräte in grober, unausgeglichener Arbeit.[2] Der Spalter kann als das Urbild des späteren geschliffenen Beiles betrachtet werden. Nach einem der Fundorte am Hügel Campigny bei Blagny-sur-Bresle in Nordfrankreich nennt man diese Kulturphase des beginnenden Neolithikums das Campignien. Die Menschen des Campignien waren bereits Viehzüchter, bauten Getreide (Gerste) und mahlten die Körner auf Steinplatten zu Mehl. Es treten auf dieser Stufe bereits die ersten geschliffenen Beile und die Keramik auf. Die Gefäße bestehen aus rohem, mit Sand und Muschelstücken versetztem Ton.[3]

Diese frühneolithischen Stufen Europas genügen nach Hoernes nicht, um uns eine Vorstellung von der Entstehung der neolithischen Kultur zu geben.[4] Ackerbau und Rindviehzucht treten ja bereits im Campignien vollständig ausgebildet auf, setzen also Entwicklungsstufen voraus, von denen wir in Europa bisher nichts wissen. Da wenden sich unsere Blicke von selbst zu jenen Gegenden, in welchen die neolithische Kultur früher begonnen haben muß als in Europa, nach den südöstlichen Küstenländern des Mittelmeeres.

In Ägypten und Syrien ist der Beginn des Neolithikums noch weniger deutlich faßbar als in Europa, schon deshalb, weil hier das Jungpaläolithikum mit dem Ausgange des Aurignacien sich schnell zum Neolithikum entwickelt zu haben scheint, so daß am östlichen Mittelmeer das Protoneolithikum bereits teilweise parallel mit dem europäischen Magdalénien herrschte. Während in Europa das Neolithikum im Campignien mit völlig neuen wirtschaftlichen Verhältnissen auf das Magdalénien folgt, also eine unausfüllbare Lücke zwischen Paläolithikum und Neolithikum zu bestehen scheint, können wir in Syrien und Ägypten die Übergangszeit besser verfolgen. Die frühneolithische oder protoneolithische Kultur, die nach Blanckenhorn etwa die Zeit von 10000 bis 5000 v. Chr. umfaßt,[5]

[1] Vgl. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen II, S. 163.

[2] Vgl. Déchelette l. c. Fig. 123—125. Obermaier l. c. Abb. 289.

[3] Über das Campignien vgl. Déchelette l. c. S. 326 ff. Kupka, ZE 1907 S. 192 ff.

[4] Vgl. Kultur der Urzeit I, S. 94.

[5] Vgl. ZE 1905 S. 466.

scheint hier intensiver ausgebildet gewesen zu sein und teilweise das Magdalénien ersetzt zu haben. Wir hätten dann also anzunehmen, daß die neolithische Kultur sich vom Südosten des Mittelmeeres allmählich mit dem Beginn der Jetztzeit nach Osteuropa und, den großen Straßen folgend, nach Westeuropa verbreitet hätte.[1] Ob Völkerbewegungen dabei behilflich gewesen sind, wissen wir nicht.

Die mutmaßliche Entstehung der neolithischen Kultur in Vorderasien und Ägypten erklärt sich aus den günstigen klimatischen Verhältnissen, welche in diesen Gebieten seit der Pluvialzeit herrschten. Während der größte Teil Europas und die Hochländer Asiens durch die letzte Eiszeit in unbewohnbare Kältezonen verwandelt wurden und die freien Gebiete ein kaltes Steppenklima hatten, das auch während der langen Rückzugsperiode der Gletscher bis zum Beginn der Jetztzeit herrschte und den Menschen zwang, sich in die Höhlen zu verkriechen und sein Leben auf der Stufe des Renntierjägers zu fristen, war die Kulturentwicklung in Vorderasien und Nordafrika nicht gehemmt und konnte sich deshalb, gestützt durch andere günstige Bedingungen, hier am ehesten zu größerer Höhe erheben. In der letzten Zeit des Quartärs herrschte im afrikanisch-vorderasiatischen Tafellande bereits mehr oder minder das heutige Halbwüstenklima, nur mit dem Unterschiede, daß die Bewässerung des Landes und die Vegetation eine reichere war als heute. Dem entsprach auch eine reiche Wald- und Steppenfauna, die wir aus jungpaläolithischer Zeit im Libanongebiete bereits kennen gelernt haben und die auch noch während der protoneolithischen Periode in Vorderasien und Nordafrika herrschte. Wir haben uns vorzustellen, daß große Gebiete am Rande der Wüste, namentlich auch in Zentralarabien, am Hauran und in Nordsyrien, damals wenigstens für Hirtenstämme in viel höherem Maße bewohnbar waren als heute. Dasselbe gilt für Ägypten und die Ränder der Sahara. In diesen Gegenden wird der Mensch zuerst von der Jagd zur Tierzucht übergegangen sein und ein nomadisches Hirtenleben geführt haben. Das schließt nicht aus, daß man daneben in fruchtbaren Gebieten dem Pflanzenbau oblag, und die für die Folge so fruchtbare Verbindung der Viehzucht mit der Bodenkultur sich mehr und mehr vorbereitete.

Aus dem Altertume haben wir wenigstens einige indirekte Zeugnisse für die Tatsache, daß in Nordafrika und Syrien seit der vorgeschichtlichen Zeit eine Austrocknung und Verarmung ehemals bewohnbarer Gebiete eingetreten ist. So waren im Niltale die Randgebiete der libyschen Wüste einst bewohnbar für Menschen und

[1] Vgl. Déchelette l. c. S. 312 ff.

Vieh, die heute längst von der Wüste verschlungen sind. Das beweisen neben steinzeitlichen Funden weit in der Wüste vor allem die zahlreichen Libyer, welche die Pharaonen bekämpfen mußten oder welche als Söldner in ägyptische Kriegsdienste traten. Als Saḥurē (V. Dyn.) gegen die Libyer zu Felde zog, konnte er unter seiner Beute gewaltige Viehherden aufzählen. Als Besitz dreier Stämme nennt er 123 440 Rinder, 223 400 Esel, 232 413 Ziegen und 243 688 Schafe und ließ sie in seinem Grabtempel darstellen.[1] Wenn diese Angaben auch hundertfach übertrieben sind, so zeigen sie doch, daß damals in Gebieten Rinderzucht getrieben wurde, in denen dies heute ganz unmöglich wäre. Nach Ed. Meyer sind die Höhen an den Rändern der Wüste erst in geschichtlicher Zeit teils durch das Vordringen des Wüstensandes, teils durch Ausrodung des Baumbestandes öde geworden.[2] Wieviel reichere Vegetation und Weideflächen früher vorhanden gewesen sind, sieht man auch aus dem reichen Wildstande, den die Jagdszenen in den Bildern der altägyptischen Gräber uns vorführen, und an den enormen Viehherden, welche Altägypten bevölkert haben. So sind z. B. auf einem Jagdbilde des genannten Königs Saḥurē‘ in der Wüste folgende Tiere dargestellt: Gazellen, Säbelantilopen, der mesopotamische Damhirsch, der also damals in Ägypten noch gelebt haben muß, das Mähnenschaf, wilde Rinder, vielleicht der Ur, Hyänen, Mendesantilopen, *Gazella isabella* und *Capra aegargus*.[3] Daß der Ur *(bos primigenius)* und auch der Büffel in prähistorischer Zeit in Ägypten lebten, wissen wir. Die ältesten Ansiedlungen, einst am Rande des Kulturlandes, wie z. B. bei Memphis und Abydos, liegen heute in völliger Wüste. Auch in der syrischen Wüste kann man wohl bessere Existenzbedingungen für Viehzüchter wie heute, selbst noch in geschichtlicher Zeit, voraussetzen.[4] Dafür würden nach Ed. Meyer z. B. die Feldzüge der assyrischen Könige bis herab auf Assurbanipal in verschiedene Gebiete der syrischen Wüste, namentlich das Ostland von Damaskus und die Ḥaurāngegenden, sprechen. Jedenfalls setzt die Fauna der protoneolithischen Zeit im Libanongebiet mit Notwendigkeit auch im übrigen Vorderasien bessere Vegetationsverhältnisse, Bewässerung und teilweise Bewaldung voraus, als sie seit der geschichtlichen Zeit bestehen. Seitdem wir geschichtliche Nach-

[1] Vgl. L. Borchardt, Das Grabdenkmal des Königs Sa'ḥu-rē‘ (Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 26). Leipzig 1913, Bd. II S. 10 ff. und Blatt 1 des Tafelbandes.

[2] Geschichte des Altert. I $2^2$, S. 51 f.

[3] Vgl. Borchardt l. c. S. 30 ff. und Blatt 17, ferner H. Hilzheimer bei Borchardt l. c. S. 167 ff.

[4] Vgl. Ed. Meyer, Geschichte des Altert. I $2^2$, S. 351.

richten haben, hat sich jedoch bis heute am Klima des Landes nichts mehr geändert.

Je mehr sich nun seit dem Ende des Quartärs das seit der geschichtlichen Zeit in Vorderasien herrschende Trockenklima mit der spärlichen Vegetation vorbereitete und der Tierbestand sich verringerte, desto mehr waren die Viehzucht treibenden Nomaden zur Abwanderung nach den Küstengebieten und zur Annahme der Bodenkultur gezwungen. Die eigentliche Steppe konnte in weiten Gebieten nur Kamelzüchter ernähren, während in den Randgebieten Halbnomaden Schafe und Ziegen hielten, die an größeren Wasserreichtum gebunden sind. Der Mangel an Weidegebieten führte von selbst zu Wanderungen und zur Annahme des Pflanzenbaues. Zur Viehzucht, die in kleinerem Maßstabe mit Züchtung von Esel und Rind weiter betrieben wurde, fügte man die Bodenkultur; man wurde allmählich seßhaft.

Neben den Viehzüchtern wird es in den fruchtbaren Alluvialebenen am Euphrat und Tigris, am Nil, in der Ruta bei Damaskus und sonst längst pflanzenbauende, halb seßhafte Stämme gegeben haben, die große Herden von Rindern, Schafen, Ziegen und Eseln unterhielten. Das östliche Mittelmeergebiet ist ja sehr reich an Gemüsepflanzen, an wildwachsenden Getreidegräsern und Fruchtbäumen. Es ist sehr lehrreich zu sehen, wie heute noch die kleinen Nomadenstämme am Rande des Kulturlandes für nahezu jede Pflanze eine Verwendung in ihrem Haushalte haben, teils als Speise, teils als Heilmittel in den verschiedensten Formen. Gegessen werden namentlich die jungen Triebe im Frühjahr. Am ehesten benutzte man wohl die Früchte der wilden Fruchtbäume, der Dattelpalme, der in Syrien einheimischen Olive, der Feige, der Pinie, des Johannesbrotbaumes, dessen Schoten heute noch einen wichtigen Exportartikel in Cypern bilden, und des Sidrbaumes. Dazu kamen die beliebten Lauche, Zwiebeln und Salate. Mit der Kultur der Rebe und des wilden Ölbaumes (Oleaster) muß man sehr früh begonnen haben, denn wir finden die Rebe schon in den allerältesten ansässigen Kulturen Vorderasiens und Ägyptens. Die in Syrien durch die Natur am meisten nahegelegte Form der Bodenkultur ist nicht der Feldbau, sondern der Gartenbau. Die natürlichen Terrassen der Berge, die sanft gegen das belebende Meer geneigten Hänge, der im Lande heimische, fast ohne Pflege überall gedeihende Ölbaum, die Feige und zahlreiche Gemüsepflanzen forderten dazu auf. Dagegen scheint der Bau der Getreidegräser eher in Babylonien oder im Niltale oder an beiden Stellen zugleich aufgekommen zu sein.

Vorderasien ist die Heimat verschiedener Getreidegräser, die dort heute noch im wilden Urzustande vorkommen. Jüngst sind

sie auch in Palästina in großen Mengen wild wachsend nachgewiesen worden. Der Botaniker Kotschy hatte bereits 1855 bei Rāšējā am Hermon den wilden Emmer *(triticum dicoccum)*, wahrscheinlich die Urform des Kulturweizens, gefunden. Nun ist es auch A. Aaronsohn gelungen, den wilden Emmer in verschiedenen Gegenden westlich und östlich des Jordans in Palästina nachzuweisen.[1] Am Hermon fand Aaronsohn neben dem Emmer noch die Stammform des Einkorns, einer anderen Weizenart. Die wilde Gerste, *Hordeum spontaneum*, wohl die Stammform aller Varietäten der Saatgerste *(Hordeum sativum)*, wächst wild von Palästina bis Persien. In Palästina kommt sie nach Aaronsohns Untersuchungen gern zusammen mit dem wilden Emmer vor, bildet aber auch allein feldartige Bestände in der Gegend des Toten Meeres und auf dem moabitischen Hochlande. Aaronsohn hatte beim Wādi el-Wāle den Eindruck, daß man sich in vernachlässigten Gerstenfeldern befände, so massenhaft wuchs die wilde Gerste dort.[2] Aus dem gemeinsamen Vorkommen des Urweizens *(Tr. dicoccoides)* mit der Urform der Kulturgerste zieht Aaronsohn den Schluß, daß der prähistorische Mensch diese beiden Getreidearten von Anfang an gemischt angebaut habe, wie die Natur es ihn lehrte.

Außer Gerste und Weizen hat man auch noch an den Anbau der Linse zu denken. Die Feldlinse, die Urform der Kulturlinse, trifft man im Osten des Mittelmeergebietes häufig auf Feldern an. Jedenfalls hat das massenhafte Vorkommen wilder Getreidearten den prähistorischen Menschen bald zur Einsammlung und zum Genuß der Körner angeleitet, woraus dann von selbst die Schonung wilder Kulturen und der selbständige Anbau und die Züchtung von Kulturformen erfolgte. So entstand die Kulturgerste und der Kulturweizen, deren Anbau wir in den ältesten neolithischen Kulturen Ägyptens und Babyloniens bereits vorfinden. Die Körner röstete man im frischen Zustande, wie es heute noch im Orient geschieht, oder ließ sie im Wasser quellen, an der Sonne trocknen, zerstieß sie dann und kochte sie, um sie mit Butterschmalz als Burrul zu essen, oder man zerrieb sie zu Mehl auf einer flachen Steinplatte.

Die größte Vervollkommnung erhielt der Getreidebau durch die Pflugkultur und die Verwendung des Rindes als Arbeitstier. Der Hakenpflug ohne Räder, mit Deichsel für die ziehenden Rinder und einer Handhabe für den Bauer, ist durch Jahrtausende hindurch fast bis auf unsere Tage im Orient erhalten geblieben. Der heutige

[1] Vgl. Blanckenhorn, Die von A. Aaronsohn gemachten Entdeckungen wildwachsender Getreidearten in Palästina, MuNDPV 1912 S. 88—95.

[2] Vgl. Blanckenhorn l. c. S. 93.

Pflug des Fellachen unterscheidet sich von seinem primitiveren Vorgänger im wesentlichen nur durch seine Eisenspitze. Durch die Pflugkultur, die wohl zuerst im ältesten Ägypten ausgebildet wurde,[1] bekam der Getreidebau seinen feldmäßigen Charakter und verbreitete sich über ganz Vorderasien und Europa, was nicht hindert, daß man in Europa den Anbau und die Kultur mancher Getreidegräser auch selbständig gefunden haben könnte. Die Zucht des Rindes ist wesentlich mit der Pflugkultur verbunden; deshalb hat auch das Rind die Bewohner Ägyptens zu einem Bauernvolke gemacht. Gebaut wurde im ältesten Ägypten hauptsächlich Weizen, Gerste, Hirse und Durra. Sobald sich das Wasser der Überschwemmung verlaufen hatte, wurde die Saat ausgestreut und von Widdern und Schweinen in den feuchten Boden eingetreten. Das Dreschen besorgten ebenfalls Rinder, welche die Körner auf der Tenne austraten. In Babylonien baute man sehr früh neben Gerste und Weizen den Sesam. Auch in Syrien, besonders in den küstenahen Gebieten, muß sich der Getreidebau sehr früh verbreitet haben und bildet neben dem Gartenbau bis in die heutige Zeit die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens. Das älteste Getreide scheint auch hier die Gerste gewesen zu sein.

Gartenbau und Getreidebau wurden nun die großen Kulturförderer im vorderen Orient. In der protoneolithischen Zeit stehen wir freilich erst in den langsamen Übergangsstufen zum vollen Getreidebau und zur vollen Seßhaftigkeit. Sobald sich der Nomade an den Boden gebunden und die ruhige Lebensweise des Fellachen schätzen gelernt hatte, trat von selbst eine Bevölkerungsverdichtung und damit der Anfang gemeinsamer fester Ansiedlungen, der Städte und des staatlichen Lebens ein. Das mußte dort am ehesten geschehen, wohin die Menschen am meisten drängten, in den fruchtbaren Gebieten, wo die Natur am freigebigsten war und mit der geringsten Anstrengung die größte Ernte erzielt werden konnte. Dort saßen die Menschen am dichtesten, dort war man aber auch zuallererst auf gemeinsames Zusammenwirken angewiesen. Denn die großen Ströme und ihre Arme mußten eingedämmt und reguliert, die Sümpfe ausgetrocknet und das Überschwemmungswasser abgeleitet werden, damit keine Versumpfung eintrat. Etwas höher liegenden Gebieten führte man das Wasser zur Berieselung in einem komplizierten und weitverzweigten Kanalnetz zu, für dessen Unterhaltung und Benutzung sich früh die eingehendsten Rechtsnormen ausbildeten, damit niemand mutwillig oder aus Bosheit das Wasser auslaufen ließ und so die weiter abwärts Sitzenden des Wassers beraubte. Bei

[1] Hahn, ZE 1903 S. 1018 hält Babylonien für das Heimatland der Pflugkultur.

jeder Überschwemmung veränderte der Strom sein Bett, Kanäle wurden versandet, neue mußten gegraben werden. Kurz in diesen großen Flußtälern trat die Notwendigkeit eines straffen Regiments, der Herrschaft von Recht und Ordnung am ehesten hervor; darum entstanden am Nil und in Babylonien auch die ältesten Staatengebilde.

Die Völker, welche in Vorderasien und Ägypten den großen Schritt vom Jägertum und Nomadentum zur seßhaften Kultur und damit zu höherer Gesittung getan haben, welche den Getreidebau und Gartenbau erfunden, die Haustiere gezähmt und das Rind an den Pflug gespannt haben, waren wohl die Nachkommen der diluvialen Stämme jener Gegenden. Jedenfalls waren es keine Semiten. Denn die Semiten tauchen erst bei Beginn der vollen neolithischen Kultur auf und treten überall in Vorderasien, aus Arabien kommend, in den Kulturbesitz der vorsemitischen Stämme ein.

Für Palästina gilt es, das neolithische Material vorerst zu sammeln und zu beschreiben. Das Protoneolithikum, die langdauernde Übergangsperiode vom Jungpaläolithikum zum eigentlichen Neolithikum (10000 bis 6000 v. Chr.), scheint in Palästina besonders reich vertreten zu sein, weniger reich nach den bisherigen Funden Professor Zumoffens im Libanon. Von den dortigen Stationen scheinen alle, mit Ausnahme der Knochenhöhle von Ḥarağel, bereits dem Vollneolithikum anzugehören. Es ist bemerkenswert, daß in den neolithischen Höhlenstationen des Libanon dieselbe Fauna vertreten zu sein scheint wie im Jungpaläolithikum. Anderseits wurden weder in Ḥarağel noch in der Höhle an den Quellen des Nahr el-Kelb unter den Tierknochen die geringsten Spuren von Haustieren getroffen, obwohl Scherben irdener, roher Gefäße auf Seßhaftigkeit der ehemaligen Bewohner schließen lassen. Wollte man aus diesem geringen Beobachtungsmaterial einen Schluß ziehen, so müßte man annehmen, daß die neolithischen Stämme des Libanon sich noch hauptsächlich von der Jagd ernährt haben, was ja in einem Waldgebirge naheliegt. Jedoch kann sich der Mangel an Haustierknochen auch einfach dadurch erklären, daß die Herdentiere im Orient von jeher und noch heute ohne Ställe gehalten werden, höchstens in einer Naturhöhle überwintern und selten geschlachtet werden.

Die Zuweisung der folgenden Stationen an die protoneolithische Periode kann nur mit Vorbehalt geschehen, da wir in der Erforschung der palästinischen Steinzeit noch in den Anfängen stehen. Namentlich das Fundmaterial einiger Stationen südlich von Jerusalem ist mehrdeutig. Da sich jedoch auch im palästinischen Frühneolithikum im großen und ganzen ähnliche Phasen feststellen lassen wie im europäischen, gibt uns dieses einen festen Anhaltspunkt.

Nach Blanckenhorn würde von den frühneolithischen Stationen in Palästina das Atelier und der Aschenherd von ʿAin el-Meṭāba im Wādi Ḥesbān dem Tardenoisien der europäischen Steinzeit entsprechen.[1] Dieser hochinteressante Fundort wurde von P. Germer-Durand ausgebeutet und beschrieben.[2] Das Tardenoisien oder Zwergneolithikum, benannt nach dem Hauptfundorte Fère-en-Tardenois (Dep. Aisne), gehört dem Azylien an und zeichnet sich aus durch kleinste und feinste Instrumentchen von geometrischen Umrißformen. Es ist in Frankreich, Algerien und Tunesien reich vertreten.[3] Das Atelier von ʿAin el-Meṭāba befand sich am Fuße des Steilufers im Wādi Ḥesbān einen Meter unter der Erdoberfläche. In den Aschenresten eines Herdes und in der Umgebung lagen zahlreiche, vom Feuer geschwärzte Silexmesserchen; die Ausbeute der Assumptionisten von Notre-Dame de France in Jerusalem betrug 500 Stück.[4] Die Mehrzahl sind feine Messerchen von 2—3 cm Länge und 0,5 cm Breite, die an beiden Enden mit einer scharfen Schneide versehen sind, während eine Langseite abgestumpft ist. Daran schließen sich einige reiche Stationen, deren Werkzeuginventar eine rohe, eolithenähnliche Arbeitsweise zeigt. Artefakte dieses Charakters sammelte Blanckenhorn im Wādi el-Wāle in der Nähe des Überganges der großen Karawanenstraße bei Resten megalithischer Denkmäler.[5] Blanckenhorn ist geneigt, dieses eolithenähnliche primitive Neolithikum mit dem belgischen Flénusien Rutots zu vergleichen. Derselben Art sind die reichen Aufsammlungen, die Blanckenhorn bei Derʿā machte.[6] Derʿā, Hauptstation für die Zweiglinie der Ḥeǧāzbahn Derʿā-Ḥaifā, haben wir bereits als altpaläolithischen Fundort kennen gelernt. Vielleicht führen uns die sich kreuzenden unterirdischen Gassen und Felswohnungen bei der Stadt teilweise in die Steinzeit zurück. Die neolithischen Vorkommnisse finden sich auf dem Plateau des rechten Zediufers zwischen dem Bahnhof und dem Wādi auf einem mit Basaltplatten und Lavageröll bedeckten Terrain. Der Feuerstein ist dorthin transportiert und verarbeitet worden. Auf den Basaltplatten beobachtete Blanckenhorn mehrfach kreisrunde künstliche Schalen von ca. 15 cm Durchmesser. Die meisten der bearbeiteten Feuersteine sind roh zugehauene und der Hand angepaßte Abschläge. Zahlreich sind große flache Absplisse

[1] Vgl. ZDPV 35 (1912) S. 136.

[2] Vgl. Un Musée Palestinien. Notice sur le Musée archéologique de Notre-Dame de France à Jérusalem. Paris, S. 11 f.

[3] Vgl. Déchelette l. c. S. 505 ff. und Fig. 180—182.

[4] Vgl. Un Musée Palestinien Fig. 7 S. 9, wo 12 Exemplare abgebildet sind.

[5] Vgl. oben S. 60.

[6] Vgl. Zeitschr. der Ges. f. Erdkunde zu Berlin, 1907, S. 288 ff.

mit abgeschlagener Rückenkante zum Auflegen des Zeigefingers und einfach zugeschärfter Schneide. Daneben kommen Hobel (grattoirs) aus kleineren Abschlägen mit gerader oder gebogener Schneide vor und zahlreiche Messer mit breitem Rücken zum Auflegen des Fingers und Einkerbung hinter der Spitze zum Einlegen des ersten Fingergliedes. Zugeschlagene Beile sind häufig, seltener rohe Pfeilspitzen, Bohrer und kugelförmige Behausteine. Ferner fand Blanckenhorn ein feines Messerchen von nur 23 mm Länge von halbmondförmiger Gestalt mit Gebrauchspolitur auf der Oberfläche. Ähnliche Instrumente fand er in der Wüste bei Ḥelwān, südlich von Kairo, neben Pfeilspitzen; sie erinnern ebenfalls an das Tardenoisien Frankreichs, während ihm die sonstigen roheren Instrumente von Der'ā am ehesten dem belgischen Flénusien zu entsprechen schienen.

Die größte Zahl der protoneolithischen Fundplätze Phöniziens und Palästinas gehört jedoch dem Campignien an, welches dem Hochneolithikum unmittelbar vorausgeht und bereits hie und da den Ansatz zum Schliff der Silexartefakte macht. Im folgenden werden die mit Wahrscheinlichkeit hierher zu rechnenden Stationen von Norden nach Süden besprochen.

Im Tale des Nahr eṣ-Ṣalīb, eines rechten Zuflusses des Nahr el-Kelb, südöstlich von Ḥarāǧel im Libanon, zwischen Meirūba und Faraja, befindet sich eine 160 m lange Höhle mit wichtigen Knochenfunden, die von Zumoffen untersucht und beschrieben worden ist.[1] Erdmassen hielten den Eingang verborgen, so daß die Grotte völlig intakt erst vor etwa 30 Jahren entdeckt wurde. Auf dem Boden der Höhle sollen die entdeckenden Fellachen rohe Keramik und Knochen gefunden haben. Von den Knochen sind einige nach Berlin gekommen.[2] Die Höhle war unbewohnt; Zumoffen fand keine Spur von Herdstellen, Kohlen, bearbeiteten Feuersteinen oder zerspaltenen Knochen. Unter einer rezenten sterilen Schicht schwarzer Erde liegt ein schwarzer feuchter Ton mit Knocheneinschlüssen. Die Fauna bilden die folgenden Arten: das wollhaarige sibirische Rhinozeros *(rhinoceros tichorhinus)*, das Wildpferd *(equus caballus)*, der Edelhirsch *(cervus elaphus)*, der Wisent *(bison priscus)*, der syrische Bär *(ursus arctos var. syriacus)*, der Höhlenlöwe *(felis spelaea)* und *capra primigenia*.[3] In einem Winkel der Höhle fand Zumoffen

[1] Vgl. Zumoffen, Anthropos V (1910) S. 159—161 und Fig. 7 daselbst. Derselbe, La Phénicie . . . S. 120 ff. Vgl. schon vorher Oskar Fraas, Aus dem Orient II. Teil, S. 118—121 und Jahreshefte des Vereins f. vaterl. Naturkunde in Württemberg, Stuttgart 1878, S. 374 ff. und v. Fritsch, Die Funde des Herrn P. G. Zumoffen in den Höhlen am Fuße des Libanon (Abh. d. naturf. Ges. Halle XIX, 1893) S. 15 f.

[2] Vgl. ZE 1875, S. 25; 1878, S. 157.

[3] Nach v. Fritsch l. c. Zumoffen hat vom Rhinozeros, dem Höhlenbären und Höhlenlöwen nichts gefunden; dagegen erwähnt er auch *sus scrofa ferus*.

eine Zahl von Topfscherben neolithischer Keramik und auf der Bodenoberfläche 300 m etwa vor der Höhle die Reste eines neolithischen Ateliers mit Kernstücken, Pfriemen und Kratzern der üblichen Form.[1] Darunter befand sich auch ein zum Schleifen zugeschlagenes Beil.[2] Es ist zweifelhaft, ob die Werkstatt vor der Höhle mit den Knochenfunden gleichzeitig ist.

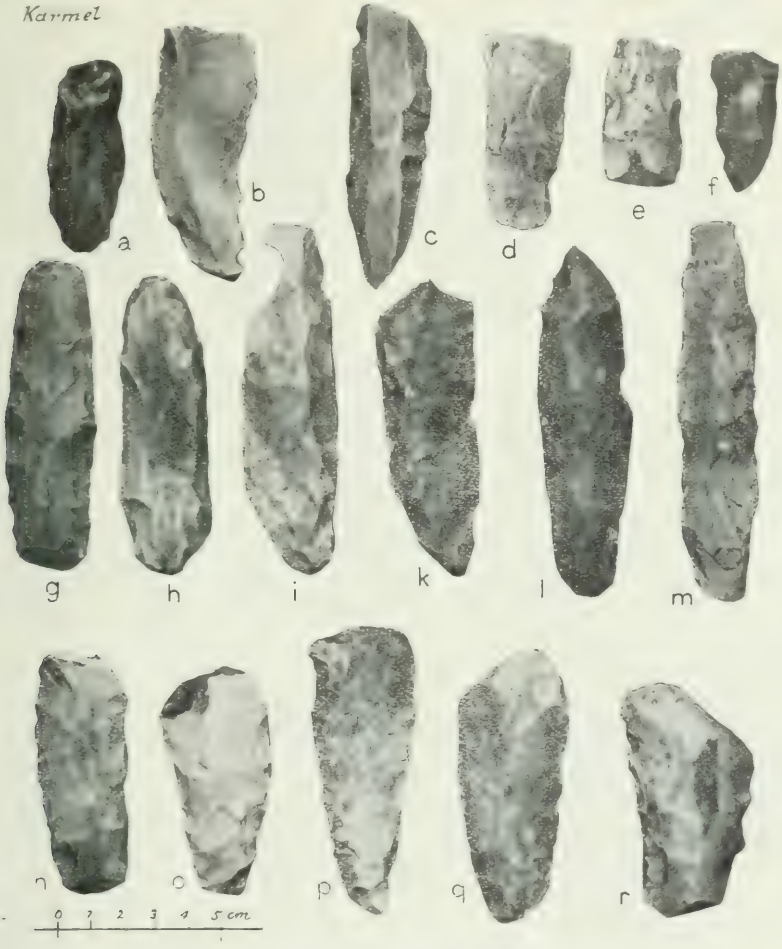



Fig. 22. Neolithische Silexartefakte vom Karmel.

In Untergaliläa liegt die Station beim Ḫān Lūbije, westlich von Tiberias, während uns der Fundplatz Ḳal'at el-Ḥōṣn, die Ortslage des alten Hippos, an das Ostufer des Genezaretsees führt.[3] Auf dem ganzen, teilweise vulkanischen Hochplateau von Lūbije, dessen

[1] Vgl. Anthropos V Fig. 7 S. 160.
[2] L. c. Fig. 8 S. 161.
[3] Ḳal'at el-Ḥōṣn nach Blanckenhorn, ZDPV 35 (1912) S. 137.

Nordpunkt die prähistorische Festung Ḳurn Ḥaṭṭîn einnimmt, finden sich frühneolithische Werkzeuge, Messer und Schaber. Viel reicher als die genannten Orte ist die wichtige Station von Râs Iskander auf dem Karmel, südlich vom deutschen Karmelheim. In der Nähe des Klosters befindet sich zwischen zwei Wasserrinnen namens Ḥallet es-Serg eine orthostatische Steinsetzung, auf die Graf v. Mülinen

Fig. 23. Neolithische Silexartefakte vom Karmel.

aufmerksam gemacht hat.[1] Dort sammelte P. Bovier-Lapierre neben, wie es scheint, paläolithischen Stücken auch solche neolithischen Charakters auf. Beim Râs Iskander liegen die Artefakte auf der Erdoberfläche in felsigem Terrain und verbreiten sich über ein Gebiet von 20—30 Hektar.[2] Wie aus Fig. 22, 23, 24 und 25

[1] Vgl. ZDPV 31, S. 47 f.

[2] Nach brieflicher Mitteilung des Herrn Baurats Dr. Schumacher in Ḥaifā.

hervorgeht, sind es teils Meißel, wie Fig. 22 e, teils Doppelspitzen, wie Fig. 22 l, m, einfache Spitzen z. B. Fig. 22 i, k, p, Klingen, wie Fig. 22 b, c; Fig. 23 l, m, n; Fig. 24 d—i; Fig. 25 und Beile, wie Fig. 22 g. Ein Teil der Artefakte ist primitiv und formlos.

Eine wichtige frühneolithische Station ist auch Tell en-Naṣbe und Umgebung, etwa 15 km nördlich von Jerusalem. Dieser Tell liegt auf dem Wege zwischen er-Rām und el-Bīre; er steht vollständig frei, ist nur im Norden durch einen niedrigen Sattel mit den Nachbarhöhen verbunden und sperrt die Nord-Südstraße in wirksamer Weise. Die Wichtigkeit der Ortslage erhöht noch eine Quelle an der Ostseite des Hügels, ʿAin en-Naṣbe. Es handelt sich vielleicht um das alte Mizpa in Benjamin.[1] Die Funde erstrecken sich von der Ortslage in nördlicher Richtung bis nach Beitin, dem alten Bethel, über Rāmallāh und el-Bīre. Neben zahlreichen Klingen findet man einfache Spitzen und kleine zugeschlagene Beile genau derselben Art wie die vom Karmel. Daneben gibt es auch prismatische Messer, Sägen und Meißel mit angeschliffener Schneide, die spätneolithischer Natur sind.[2]

Ganz ähnlichen Charakters ist die Mehrzahl der Funde aus Sūr Bāhir südöstlich von der Rephaimebene. Drei Punkte in der Umgebung von Sūr Bāhir haben den Assumptionisten in Jerusalem reiche Funde an Spitzen, Beilen, Kratzern und Bohrern geliefert. Am häufigsten sind sie am Nordabhange und auf der Höhe des Bergvorsprunges, an dessen Ostende das Dorf liegt. Die in dem kleinen Führer durch das Museum von Notre-Dame de France in Jerusalem abgebildeten Stücke aus Sūr Bahir sind teils dreieckige und zylindrische, aber meist roh zugeschlagene Beile, teils Spitzen.[3] Als Beispiel für den Charakter der dortigen Funde sei auf Fig. 30 c hingewiesen, ein schön geformtes Beil ohne Schneide aus braunem, leicht geadertem Silex von 8,8 cm Länge bei 3,8 cm Breite und 2,2 cm Dicke. Auch Meißel finden sich vereinzelt in Sūr Bahir.

Denselben Charakter, wie die eben besprochenen Funde vom Karmel, Tell en-Naṣbe und Sūr Bāhir tragen im allgemeinen die Aufsammlungen aus einer Reihe von Orten östlich und südlich von Bethlehem, nur daß die Technik eine feinere und fortgeschrittenere ist. Es sind die Stationen vom Wādi es-Samrā bei Bet Sāḥūr, Ḫirbet Ḥelu östlich von Bet Sāḥūr, Etam bei Arṭas und ʿAin Ṣaleḥ an den salomonischen Teichen, Bet Taʿāmir und Wādi Ferdis südöstlich von Bethlehem. Diese Plätze sind teilweise von den

[1] Vgl. A. Alt im Palästinajahrbuch VI (1910) S. 46 ff.

[2] Vgl. Un Musée Palestinien S. 10 und Fig. 5 daselbst, wo 13 Stücke, Spitzen und Beile, vom Tell en-Naṣbe abgebildet sind.

[3] Un Musée Palestinien Fig. 3 S. 7.

Assumptionisten und namentlich von Herrn Herbert Clark in Jerusalem ausgebeutet worden.[1] Man sammelt die Instrumente dort von der Bodenoberfläche, besonders nach ergiebigen Regengüssen.

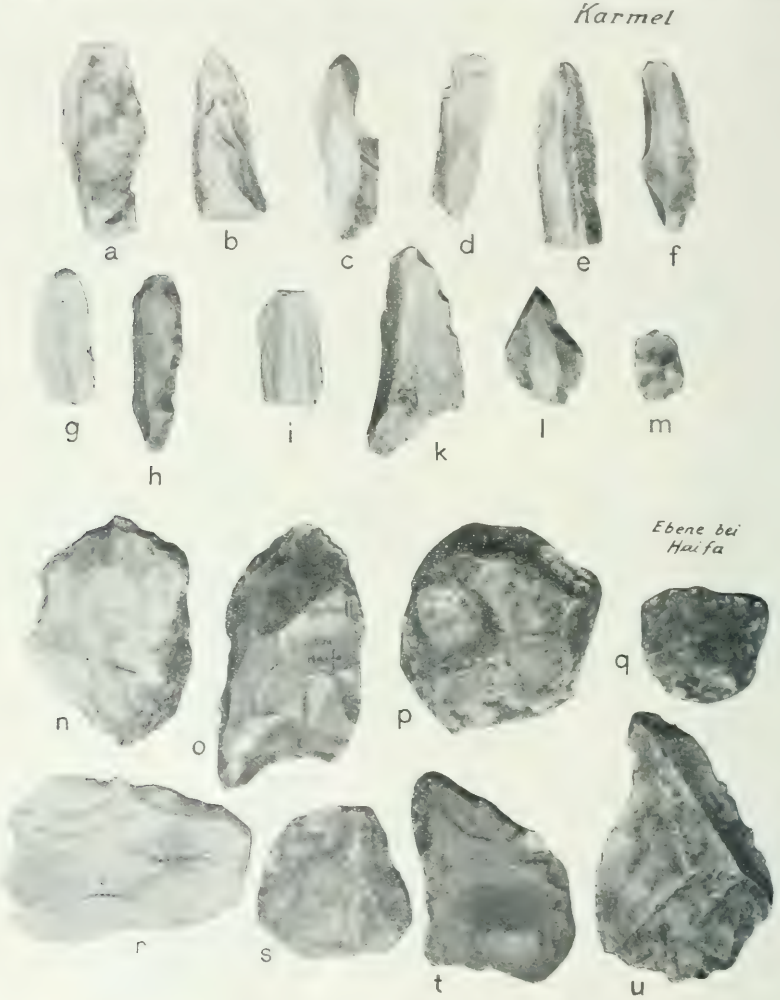



Fig. 24. Neolithische Silexartefakte vom Karmel (a—m) und aus der Ebene bei Ḥaifā (n—u).

Das Silexmaterial der Werkzeuge von Arṭās (Etam) ist durchaus homogen. Es ist ein weißlichgrauer, manchmal rötlicher bis graubrauner Feuerstein, der eine hellbraune Patina trägt, mit welcher alle Artefakte bedeckt sind. Es sind entweder schöne Beile, manche mit deutlichen Schleifspuren, oder Meißel, von denen Nr. 25 ebenfalls Schleifspuren zeigt. Dazu kommen Spitzen wie Nr. 20, 23, 24.

[1] Vgl. A. St. Macalister, Palaeolithic implements from Palestine s. QSt 1912, S. 82 f. mit 3 Tafeln.

Die Beile sind von zylindrischer Form mit gut herausgearbeiteten Seitenkanten und runder, aber immer stumpfer Schneide. Die deutlichsten Schleifspuren zeigt Nr. 31.[1] Aus ähnlichem Feuerstein mit derselben hellbraunen und weißlichen Patina ist ein Teil der Artefakte aus Bēt Taʿāmir, z. B. einige schöne Spitzen (Nr. 38), Meißel,

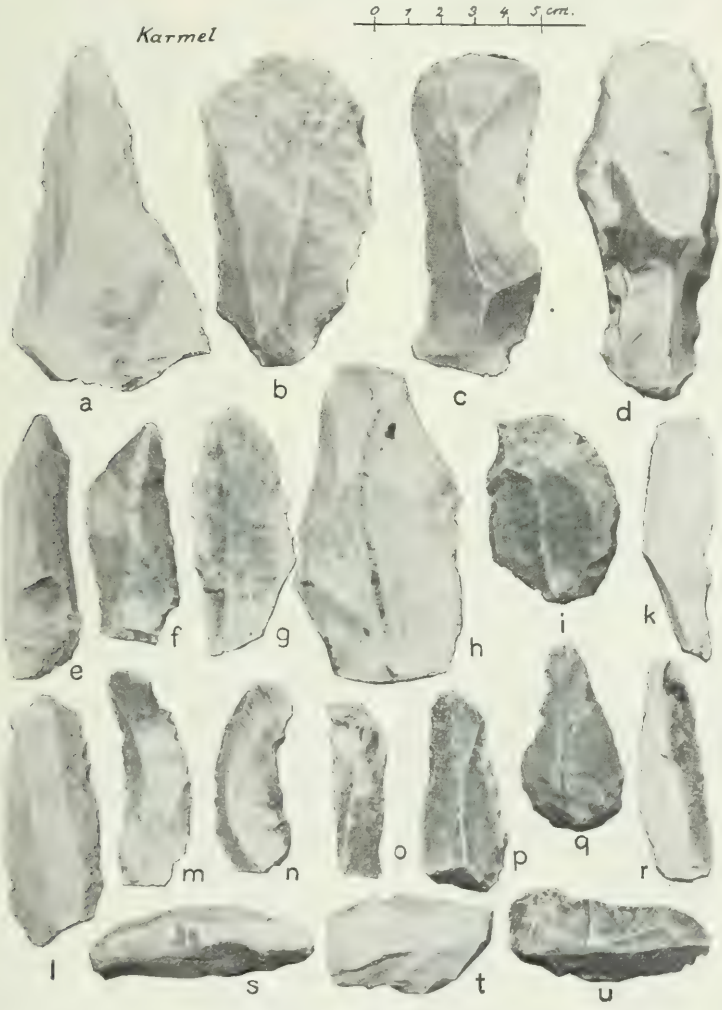



Fig. 25. Neolithische Silexartefakte vom Karmel.

wie Nr. 10, 41 und einige Beilchen, ferner Stücke aus W. es-Samrā und W. Ferdīs. Im übrigen zeigen die Orte Bēt Taʿāmir, W. Ferdīs, Ḫ. Ḥelu sonst gleiches Silexmaterial. Es ist ein harter, kristallinischer Feuerstein von bräunlicher bis bläulicher Farbe, die manchmal

[1] Einige Instrumente aus Etam sind auch abgebildet QSt 1912 Taf. 3 Fig. 7 zu S. 82 f.

ins Rötliche spielt. Die Patina ist weißlich, manchmal ganz weiß oder rotbraun. Einige Stücke sind schön rosarot gefärbt.

Im folgenden wird eine Reihe von Instrumenten meiner Sammlung aus diesen Stationen beschrieben, die sich jetzt in der biblisch-archäologischen Sammlung des katholisch-theologischen Seminars der Universität Breslau befinden.

**Aus dem Wādi es-Samrā bei Bēt Sāḥūr.**

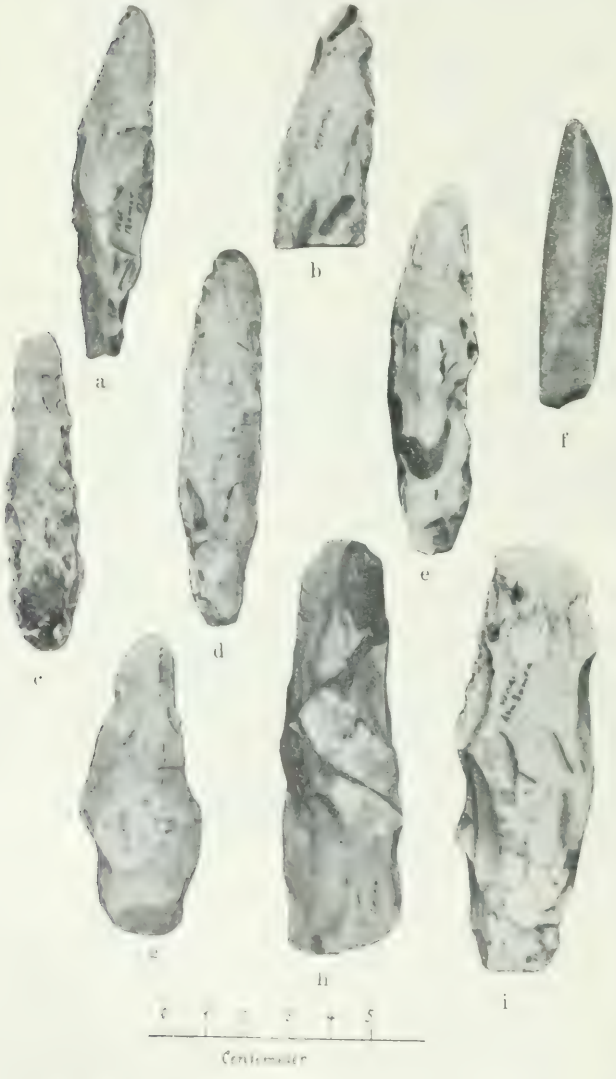



Fig. 26. Spitzen aus der Umgebung von Bethlehem, f von Ḫirbet ʿOrēme bei eṭ-Ṭābṛa.

1. Schön gearbeitete Doppelspitze aus hellem Feuerstein mit sehr regelmäßigen, kleinen und ausgeglichenen Abschlägen. Die Spitzen und Längsseiten sind fein retuschiert. Die Länge beträgt 9 cm, die größte Breite 2 cm, die Dicke 1,1 cm (Fig. 26 d).

2. Prismatische, fast vierkantige rohe Spitze aus hellem Silex, die auf einer Seite noch einen Teil der Rinde trägt. Die Spitze des Instrumentes ist ein wenig sorgfältiger behandelt. Die Länge beträgt 10,4 cm, die durchschnittliche Breite 2,8 cm und die Dicke 2,5 cm (Fig. 26 i).

3. Großes Beil aus blaugrauem Kalkstein, etwas verwittert und mit

brauner Kruste bedeckt. Die Form ist länglich elliptisch und durch große Abschläge geschickt herausgearbeitet. Die Länge beträgt 13,5 cm, die Breite 6 cm, die Dicke 3 cm (Fig. 27 d).

Fig. 27. Beile und Schaber (b).

4. Schönes, fein gearbeitetes Beil aus bräunlichem Silex mit scharfer Schneide; die Länge beträgt 9,7 cm, die Breite 3,9 cm und die Dicke 2,4 cm (Fig. 31 d).

**Aus Ḫirbet Ḫelu östlich von Bēt Sāḥūr.**

5. Schaberklinge aus graubraunem Feuerstein. Auf dem durchschnittlich 0,6 cm starken Abspliß sind von der Rückseite aus die beiden Langseiten ziemlich stark und regelmäßig durch kleine Aus-

splitterungen zugeschärft. Die linke schärfere Langseite zeigt sägeartige Auskerbungen und deutliche Spuren eines durch Reibung und Gebrauchsabnutzung hervorgerufenen Glanzes, der sich auf der Unterseite stärker als auf der Oberseite bemerkbar macht. Die Länge des Instrumentes beträgt 5,7 cm, die Breite 2 cm.

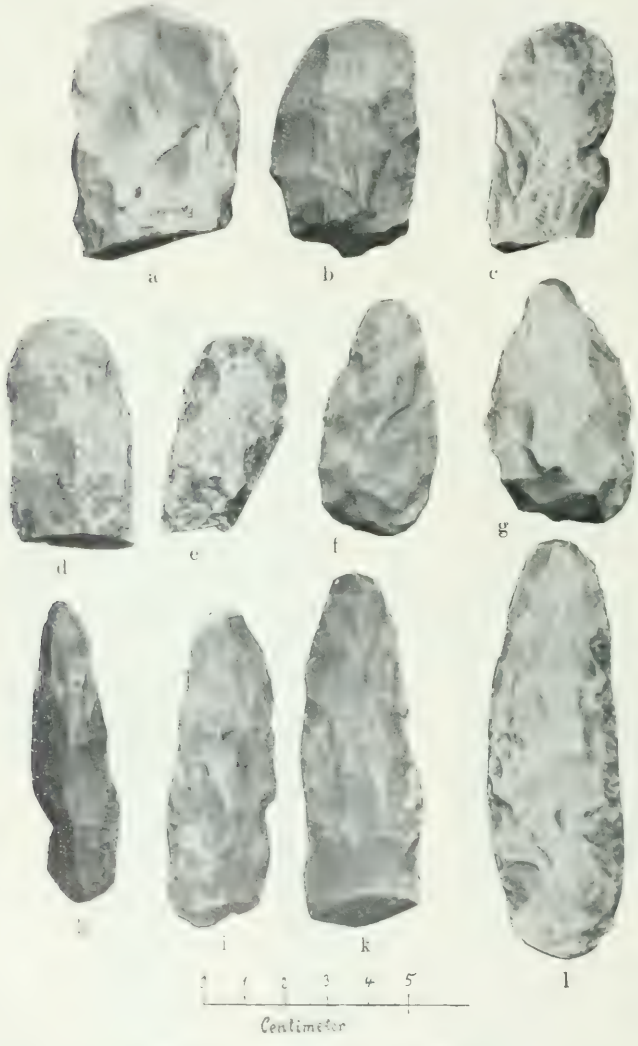



Fig. 28. Schaber und Blattspitzen.

6. Sorgfältig gearbeitete flache Blattspitze aus dunkelgrauem Feuerstein von 5,8 cm Länge und 3 cm Breite bei 1,2 cm größter Dicke. Ränder und Spitze sind dünn herausgearbeitet (Fig. 28 f.).

7. Flache Blattspitze aus hellem, bräunlichem Feuerstein von guter Arbeit. Die Länge beträgt 8,3 cm bei 3 cm Breite und 1,8 cm Dicke.

8. Rundschaber mit Stiel aus dunkelgrauem Feuerstein von sorgfältiger, ausgeglichener Arbeit. Weißliches Fragment von 5,3 cm Länge, 2,6 cm Breite und 0,9 cm Dicke (Fig. 28 e).

9. Meißel aus hellgrauem Silex mit größeren Abschlägen, aber doch exakt und gefällig geformt, mit weißlicher Patina bedeckt. Die Länge des Instrumentes beträgt 7,3 cm, die Breite der Schneide 4,6 cm und die mittlere Stärke 1,5 cm. Die Breite des Gerätes am oberen Ende ist nur 1,7 cm (Fig. 29 g).

10. Fragment eines Meißels aus grauem Silex, mit weißlicher Patina. Im Gegensatz zu den anderen Exemplaren seiner Art sind seine beiden Langseiten parallel. Die Schneide hat die charakteristische Form der anderen Stücke und ist heute noch sehr scharf. Die Arbeit ist exakt, die Länge beträgt 6,8 cm bei 3,5 cm Breite und 1,5 cm Dicke (Fig. 29 f.).

11. Fragment eines Meißels aus dunkelgrauem Feuerstein, leicht patiniert, von guter und exakter Arbeit. Die Breite der Schneide beträgt 3,5 cm, die Länge 5,5 cm bei 1,2 cm Dicke (Fig. 29 a).

12. Großer Meißel aus hellem, geadertem Feuerstein von guter Arbeit. Die Gesamtlänge beträgt 8,7 cm, die Breite der Schneide 4,5 cm, die Dicke 2,4 cm (Fig. 30b).

13. Schöner, sorgfältig gearbeiteter Meißel aus dunkelgrauem Feuerstein, mit leicht patinierter Oberfläche. Die Länge beträgt 6,1 cm bei 1,2 cm Dicke; die Breite der Schneide beträgt 3,5 cm (Fig. 29 c).

14. Fragment eines Meißels aus hellgrauem Silex mit weißlicher Patina, von guter Arbeit. Die Länge beträgt 6,2 cm bei 3 cm Breite und 1,8 cm Dicke.

Fig. 29. Meißel.

15. Schön gearbeitetes, länglich ovales Beil aus hellgrauem Feuerstein. Die Oberseite zeigt eine helle Patina. Form und Rundung sind mit Feinheit herausgearbeitet, das breitere Ende trägt die

Schneide. Die Länge ist 11,7 cm bei 4,9 cm größter Breite und 2,5 cm Dicke (Fig. 31 e).

16. Beil aus braungrauem Silex mit unausgeglichenen Abschlagflächen, von 7 cm Länge bei 3,7 cm Breite und 2,2 cm Dicke.

17. Rundschaber aus dunkelbraunem Feuerstein; er zeigt auf der Rückseite noch Reste der Rindensubstanz. Die Länge ist 5,8 cm bei 3,5 cm Breite und 1,5 cm Dicke (Fig. 28 b).

18. Rundschaber mit Stiel aus bräunlichem Feuerstein mit halbkreisförmiger, scharfer und dünner Schneide. Die Länge ist 5,6 cm bei 3,1 cm größter Breite und 1,6 cm Dicke (Fig. 28 c).

19. Schöner kleiner Rundschaber aus weißlichem Feuerstein von feiner, regelmäßiger Arbeit. Die halbkreisförmige Schneide ist scharf herausgearbeitet. Das kleine Werkzeug ist 3,9 cm breit, 4,8 cm hoch und 1,9 cm dick (Fig. 3 c).

**Aus Etam bei Artâs.**

20. Rohe Spitze von schmallänglicher Form aus braungrauem Silex. Die Flächen der großen Abschläge stehen unausgeglichen nebeneinander. Die Länge ist 10,2 cm bei 3 cm Breite und 2,5 cm Dicke (Fig. 26 h).

21. Schönes Fragment einer Spitze guter Arbeit aus hellbraunem Feuerstein von 8,6 cm Länge bei 2,5 cm Breite und 1,6 cm Dicke.

22. Ähnliche Spitze aus bräunlichem Silex wie Nr. 20 von 10 cm Länge, 3 cm Breite und 1,7 cm Dicke.

23. Guterhaltene flache Blattspitze aus bräunlichem, geadertem Feuerstein. Die Oberflächenkanten zeigen teilweise Politur durch Rollung. Die Länge ist 9 cm bei 2,9 cm Breite und 2 cm Dicke.

24. Flache längliche Spitze aus bräunlichem Feuerstein, von Blattform. Die Spitze des Gerätes ist dünn herausgearbeitet und gut retuschiert. Die Länge beträgt 7,4 cm bei 3 cm Breite und 1,5 cm Dicke (Fig. 26 g).

25. Schöner Meißel aus braunem Feuerstein von exakter, wenn auch etwas unausgeglichener Arbeit. Die Schneide ist hier nicht durch zwei, wie sonst, sondern durch mehrere Abschläge von beiden Seiten hergestellt. Die Länge beträgt 8,5 cm, die Breite der Schneide 4,2 cm, während das Instrument am hinteren Ende nur 2 cm breit ist. Die Dicke ist 2 cm (Fig. 29 h).

26. Meißel aus hellgrauem, schönem Silex von exakter Arbeit. An den Kanten der Schneide bemerkt man eine kleine Politur. Die Länge ist 7,6 cm bei 3,5 cm breiter Schneide und 1,8 cm breitem Ende; die Dicke in der Mitte ist 1,8 cm (Fig. 29 i).

27. Länglich-elliptisches Beil aus hellbraunem Feuerstein; trotz der großen Abschläge ist die Form mit Sicherheit herausgekommen;

die Seitenkanten sind sorgfältiger zugeschlagen. Auf der Oberseite zeigt das Instrument abgeschliffene Kanten. Die Länge ist 11,3 cm, die Breite 5,5 cm und die Dicke 3,8 cm (Fig. 27 c).

28. Elliptisches Beil aus hellem, bräunlichem Silex von sicherer Form. Die Länge beträgt 8,6 cm bei 4,1 cm Breite und 2,6 cm Dicke (Fig. 31 a).

29. Länglich-elliptisches Beilchen aus hellem, bräunlichem Feuerstein von schöner Form. Es ist nur ein Fragment von 8 cm Länge, 3,4 cm Breite und 2,5 cm Dicke (Fig. 30 f).

30. Fragment eines schönen Beiles aus hellbraunem Silex. Die Kanten der Absplißflächen sind auf beiden Seiten abgeschliffen, wohl infolge von Rollung; die beiden Seitenkanten sind fein herausgearbeitet. Die Länge beträgt 8,1 cm bei 4,8 cm Breite und 3 cm Dicke. Die Umrißform ist länglich elliptisch wie bei allen Beilen aus Etam (Fig. 31 c).

31. Fragment eines länglich elliptischen Beiles aus hellbraunem Feuerstein. Ober- und Unterseite haben die Kanten der Abschlagflächen abgeschliffen. Die Länge des Instrumentes beträgt 7,7 cm bei 3,8 cm Breite und 2,5 cm Dicke (Fig. 30 d).

Fig. 30. Beile.

32. Schönes Beil länglich elliptischer Form aus dunklem, bräunlichem Feuerstein von geschickter ausgeglichener Arbeit. Die Länge beträgt 7,7 cm bei 3,6 cm Breite und 1,7 cm Dicke (Fig. 30 e).

33. Kleines Beil aus hellem, bräunlichem Feuerstein mit weißlicher Patina, von länglich elliptischer Form und mit abgeschliffenen Kanten. Die Länge ist 7,6 cm bei 3,5 cm Breite und 1,8 cm Dicke.

34. Beilchen aus hellbraunem Silex von geschickter, regelmäßiger, länglich elliptischer Form. Die Länge beträgt 7 cm bei 3,5 cm Breite und 2,4 cm Dicke (Fig. 30 g).

**Aus Bēt Ta'āmir.**

35. Dreikantiges prismatisches Beil aus grauem Feuerstein von sehr regelmäßiger Form. Die Abschläge sind sehr klein und ausgeglichen. Die Länge beträgt 8 cm bei 2,7 cm Breite und 2,2 cm Dicke.

36. Regelmäßige, sorgfältig gearbeitete Spitze aus hellem Feuerstein. Die Ränder und die Spitze des Instrumentes sind fein retuschiert. Die Länge beträgt 9 cm bei 2,2 cm größter Breite und 1,6 cm Dicke (Fig. 26 e).

37. Regelmäßige Spitze aus dunkelgrauem Silex mit weißer Patina. Die Arbeit ist fein und ausgeglichen, Spitze und Ränder retuschiert. Die Länge ist 7,9 cm bei 1,9 cm größter Breite und 1,4 cm größter Dicke (Fig. 26 c).

38. Spitze aus hellem Feuerstein in der Art der eben beschriebenen, nur durch größere Abschläge hergestellt und unausgeglichen. Nur die Spitze ist etwas sorgfältiger behandelt. Die Länge beträgt 8,7 cm bei 1,9 cm Breite und 1,6 cm Dicke (Fig. 26 a).

39. Flache Blattspitze von sehr regelmäßiger Arbeit und länglich ovaler Form. Der ringsherum laufende Rand ist dünn herausgearbeitet. Die Farbe des Steines ist rötlich-bläulich; die Kanten zeigen eine feine Abschleifung (durch Rollung?). Die Länge des Instrumentes beträgt 10,3 cm, die größte Breite 3,3 cm und die Dicke in der Mitte 1,5 cm (Fig. 28 l).

40. Rundschaber mit Stiel (beilartig) aus graubraunem Feuerstein und von sauberer Arbeit. Die Oberseite zeigt eine leichte Patina. Die Länge ist 5,8 cm bei 2,8 cm Breite und 1,4 cm Dicke (Fig. 28 d).

41. Schöner Meißel aus hellgrauem Feuerstein, mit weißer Patina und von sorgfältiger Arbeit. Er ist 6,8 cm lang, besitzt eine schön entwickelte Schneide von 3,3 cm Breite und ist 1,6 cm dick (Fig. 29 d).

42. Schönes Beilchen aus grauem Feuerstein mit leichter weißer Patina, von sorgfältiger Arbeit. Es ist 7,4 cm lang, 3 cm breit und 1,6 cm dick (Fig. 30 a).

**Aus dem Wādi Ferdīs.**

43. Kleines spitzes Beil länglich ovaler Form aus grauem Feuerstein mit Patina. Die Arbeitsweise ist roh. Es ist 7,6 cm lang, 3,5 cm breit und 2,5 cm dick.

Fig. 31. Beile.

44. Klingenartige, teilweise gebogene Absplisse finden sich auch in Fardīs. Sie sind aus dunkelgrauem, weißgesprenkeltem Feuerstein.

45. Schöne Spitze aus dunkelgrauem Silex von guter ausgeglichener Arbeit. Besonders die Ränder sind fein retuschiert. Die Länge des Instrumentes beträgt 7,5 cm bei 2,1 cm Breite und 1,1 cm größter Dicke (Fig. 28 h).

46. Fragment einer Spitze, ähnlich der letztbeschriebenen, aus grauem Feuerstein mit weißer Patina. Die Ränder sind sehr sorgfältig und geschickt zugeschärft. Die Länge des Gerätes ist 6 cm, die Breite 2,2 cm und die größte Dicke 1,2 cm (Fig. 26 b).

47. Flache, etwas gekrümmte Blattspitze aus grauem Feuerstein mit leicht abgeschliffenen Kanten. Die Arbeit ist sorgfältig trotz der Dünnheit des Blattes und die Ränder fein retuschiert. Das Instrument ist 8 cm lang, 2,6 cm breit und 1 cm dick (Fig. 28 i).

48. Schöne flache Blattspitze aus bräunlich grauem Feuerstein. Die Oberseite hat eine schwache Patina. Das sorgfältig gearbeitete Stück ist 8,6 cm lang, 2,8 cm breit und 1,5 cm dick (Fig. 28 k).

49. Fragment einer Blattspitze aus grauem Feuerstein mit Patina. Die Länge des sorgfältig gearbeiteten Stückes beträgt 6,1 cm, die Breite 2,8 cm und die Dicke 1,5 cm.

50. Fragment einer Blattspitze aus blaugrauem Feuerstein mit Patina. Die Länge ist 5,5 cm bei 2,6 cm Breite und 1,4 cm Dicke.

51. Meißel aus bräunlichem Silex von sehr sorgfältiger Arbeit. Die Oberseite ist etwas patiniert. Die beiden Langseiten sind fein zugehauen, und die schön gebogene Schneide ist noch völlig intakt. Das Instrument, welches an den Kanten der Schneide feine Abschleifungen zeigt, ist 7,8 cm lang; die Schneide ist 3 cm breit, das Ende 1,8 cm breit und 1,5 cm dick (Fig. 29 e).

52. Fragment eines weiß patinierten Meißels mit scharfer Schneide aus graubräunlichem Silex. Die Länge beträgt 6 cm, die Schneide ist 3,3 cm breit, das Ende des Instrumentes nur 3,1 cm; die Dicke ist 2,3 cm (Fig. 29 b).

53. Beil aus bräunlichem Feuerstein mit Rindenresten auf einer Seite. Die Form ist trotz der großen Abschläge geschickt erreicht. Die Länge beträgt 10,1 cm bei einer Breite von 5,3 cm und einer Dicke von 2,5 cm (Fig. 31 b).

54. Fragment eines Rundschabers mit Stiel aus bräunlichem Feuerstein von 6,2 cm Länge, 4,3 cm größter Breite und 1,7 cm Dicke (Fig. 28 a).

55. Eiförmige Spitze aus bräunlichem Silex von Acheuléencharakter. Die Länge beträgt 6 cm, die Breite 4,6 cm und die Dicke 1,5 cm (Fig. 28 g).

56. Länglich ovales Beil aus grauem Feuerstein, ganz weiß patiniert. Die Oberseite ist geschickt gearbeitet, dagegen die Unterseite etwas vernachlässigt. Die Länge des Fragmentes beträgt 7,1 cm bei 4 cm größter Breite und 1,8 cm Dicke (Fig. 30 h).

Zusammenfassend kann man in den frühneolithischen Stationen östlich und südlich von Bethlehem folgende Werkzeugtypen unterscheiden:

Beile. Die ovalen oder länglich elliptischen Beile sind von zylindrischer Gestalt und bald an beiden Enden mehr oder minder abgestumpft, bald mit einer Schneide versehen. Sie sind voluminös und werden erst später flacher und dünner. Einige tragen deutliche Schleifspuren. Dahin gehören Nr. 3, 4, 15, 16, 27—35, 42, 43, 53, 56 und Fig. 30 und 31. In Ägypten sind die Beile in allen Übergangsstufen vom Chellestypus bis zum feinpolierten Beil der neolithischen Zeit reich vertreten.[1]

Meißel. Diese Meißel oder Spalter (tranchets) sind von sorgfältiger Arbeit und finden sich in Palästina bisher nur in den Stationen bei Bethlehem. Sie unterscheiden sich von den Beilen dadurch, daß sie flach und von dreieckiger Gestalt sind, so daß ihre Langseiten nach der Schneide zu bedeutend divergieren. Die breiten, bogenförmigen Schneiden aller dieser Meißel sind durch zwei lange, sich schneidende Querabschläge von der Oberseite und Unterseite des Instrumentes aus gebildet. Dadurch entsteht eine scharfe, von zwei Absplißflächen begrenzte, meist rundbogige Schneide. Gelang der Querschlag nicht ganz, so findet man mehrere Absplißflächen, welche die Schneide bilden. An einigen Exemplaren zeigt die Schneide Aussplitterungen; einige tragen ebenfalls Schleifspuren. Diese Spaltmesser und die nächstgenannten Spitzen oder Pickel gehören in Europa zum typischen Inventar des Campignien und der Zeit der Muschelhaufen. Doch sind die palästinischen Instrumente dieser Art viel sorgfältiger gearbeitet. Zu den Meißeln vgl. Nr. 9 bis 14, 25, 26, 41, 51, 52 und Fig. 29 a—i; Fig. 30 b.

Zylindrische Spitzen. Diese meist sehr sorgfältig gearbeiteten Spitzen haben dasselbe Verbreitungsgebiet wie die Meißel; ferner finden sie sich auch in der oben genannten Station auf dem Karmel Dazu gehören Nr. 1, 21, 22, 36, 37, 45, 46 und Fig. 26 a—e, g. Unvollendet sind Nr. 2 und 20.

Blattspitzen. Von derselben Ausführung ist ein Teil der Blattspitzen, dünne Werkzeuge von mehr oder minder blattförmiger Gestalt, auf beiden Flächen sorgfältig bearbeitet, mit dünnem Rande und Spitze. Vgl. Nr. 6, 7, 23, 24, 39, 47, 48, 49, 50, 55 und Fig. 28 f, g, h, i, k, l. Sie nähern sich vielfach dem Acheuléentypus. Von diesen Spitzen sind wohl die Instrumente Nr. 8, 18, 19, 40 und Fig. 28 a—e und Fig. 3 c zu unterscheiden, welche man als Rundschaber mit Stiel bezeichnen könnte. Sie gleichen kleinen Beilen, haben jedoch anstatt der Spitze oder der einfachen Schneide eine teilweise verbreiterte, halbkreisförmig ausgezogene und fein retuschierte

[1] Vgl. J. de Morgan, Recherches sur les Origines de l'Egypte. L'âge de la pierre S. 92 ff. und Fig. 60—65 S. 92, Fig. 66—69 S. 93 f. und Fig. 74, 75 S. 95.

Schneide, welche zum Schaben gedient haben wird. Die Arbeitsweise gleicht jener der Blattspitzen.

Es sei darauf hingewiesen, daß unter den Aufsammlungen aus diesen Stationen wie auch sonst im Protoneolithikum die später so häufigen Sichelsteine aus Silex noch vollständig fehlen, ein Beweis dafür, daß man noch als Jäger lebte und der Getreidebau jedenfalls noch nicht die Rolle spielte wie im Hochneolithikum.

Ferner liefert das ganze Grenzgebiet der Wüste von Boṣra bis Petra Silexartefakte frühneolithischer Art. Der kleine Führer durch das Museum der Assumptionisten bildet aus der Umgebung von Petra 23 Stücke ab, teils dreieckige, teils prismatische rohe Klingen und Schaber, die durchschnittlich 4 cm Länge haben.[1] Frühneolithische Stationen werden sich auf dem Hochplateau von Moab und Ammon noch weiterhin nachweisen lassen, wenn systematische Untersuchungen vorgenommen würden; so bei es-Salṭ, im Wâdi el-Wâle, am Nebo und sonst an wasserreichen Plätzen.

### 3. Die spätneolithischen Stationen in Phönizien und Galiläa.

Im Hochneolithikum, welches nach den geologischen Autoritäten etwa um 6000 v. Chr. begann, hat der ganze nördliche Teil des vorderasiatischen Tafellandes und dessen Grenzgebiete Palästina, Syrien, Mesopotamien und Babylonien eine neue Bevölkerung durch Einwanderung aus Arabien erhalten, die Semiten. Diese Tatsache ist das geschichtlich wichtigste Ereignis aus der jüngeren Steinzeit jener Länder, die von da an bis zur Gegenwart der Tummelplatz der Semiten geblieben sind. Den wichtigen Kulturfortschritt vom Nomadentum zur Seßhaftigkeit und zum Getreidebau hatte in Babylonien und, soweit wir sehen können, auch in Syrien bereits die vorsemitische Bevölkerung erreicht. Die aus der Wüste einwandernden semitischen Nomaden haben, allmählich von Süden nach Norden vordringend, die Kultur der vorsemitischen Bevölkerung gelehrig angenommen und dieselbe selbständig weiter entwickelt. Mit der vorsemitischen Bevölkerung trat eine Vermischung ein; vielleicht haben sich an günstigen Punkten versprengte Reste der alten Bevölkerung noch lange gehalten, möglicherweise bis in die alttestamentliche Zeit hinein. Doch wissen wir nichts Näheres darüber.

Mit der Bezeichnung Vorsemitische Bevölkerung stellen wir die bei der ersten semitischen Einwanderung vorhandene neolithische Bevölkerungsschicht als Ganzes, so verschieden sie auch in Wirklichkeit sein mag, der stark ausgeprägten und enggeschlossenen

[1] Vgl. Un Musée Palestinien Fig. 10.

Gruppe der Semiten entgegen.[1] Es liegt nahe anzunehmen, daß wir in der Hauptmasse der vorsemitischen Bevölkerung jener Gebiete die Nachkommen der Diluvialstämme Palästinas vor uns haben, unbeschadet etwaiger hinzugekommener fremder Elemente. Aus den engen Beziehungen zwischen Kleinasien und Syrien hat man den naheliegenden Schluß gezogen, daß Syrien und das nördliche Mesopotamien in vorsemitischer Zeit von einer kleinasiatischen Bevölkerung bewohnt gewesen sei, der auch die späteren Mitanni und Hettiter angehören. In Nordsyrien und im westlichen Mesopotamien finden wir die Semiten erst verhältnismäßig spät.[2] In Übereinstimmung damit hat v. Luschan die Hypothese aufgestellt, daß der von dem feineren semitischen Typus der Babylonier und Araber abweichende Typus der Assyrer und Israeliten mit der gebogenen Nase auf die Vermischung mit dieser kleinasiatischen hyperbrachykephalen Bevölkerung zurückgeht. Diese kleinasiatische Rasse, welche nachmals in der hettitischen Machtentfaltung und vielleicht in der Hyksosbewegung in Vorderasien und Ägypten eine große Rolle gespielt hat, ist heute noch am reinsten in den Tachtadschys Lykiens erhalten.[3]

Jedenfalls beweisen die unsemitischen geographischen Eigennamen Nordsyriens, daß dieses Land zuerst von Nichtsemiten besiedelt und lange Zeit hindurch bewohnt worden ist. Viel seltener sind nichtsemitische Eigennamen von Orten, Bergen und Flüssen in Palästina; aber auch da finden sie sich. Zu den nichtsemitischen Eigennamen rechnet Kittel Jarden, Jabbok, Basan, Gilboa', Jebus, Lakis, Salka, Ziklag, Kitlis, Hinnom, Anācharāt, Ša'albim.[4] Dazu kommt noch eine Zahl von Namen, die das Aussehen semitisierter Fremdworte haben, wie Jerusalem, Megiddo, Eltekе. Diese und ähnliche Eigennamen, die sich im Munde der semitischen Bevölkerung erhalten haben, sind Kittel mit Recht ein Beweis dafür, daß einst im Lande eine nichtsemitische Bevölkerung gesessen hat und Teile des Landes von dieser Bevölkerung erstmals besiedelt worden sind. In die gleiche Richtung weisen uns auch die Funde in der Verbrennungshöhle in Geser. Während sonst in Geser in der ältesten Zeit die Beerdigung der Toten üblich war, fand Macalister eine Höhlenwohnung, die später, aber jedenfalls noch gegen Ende der

[1] Über den Charakter der Semiten vgl. Ed. Meyer, Geschichte d. Alt. I 2[3] S. 415 f.

[2] Vgl. Ed. Meyer l. c. S. 378, 607 f., 735 ff.

[3] Vgl. v. Luschan, Die Tachtadschy und andere Überreste der alten Bevölkerung Lykiens in: Petersen und v. Luschan, Reisen in Lykien, Milyas und Kibryatis 1889 (= Archiv f. Anthropologie 19, S. 31 ff.).

[4] Vgl. Kittel, Geschichte d. V. Israel I[2] S. 52.

neolithischen Zeit (etwa 2500 v. Chr.), als Verbrennungshöhle für Leichen gedient haben muß, wie eine 30 cm dicke Aschenschicht mit zahlreichen verbrannten menschlichen Knochen beweist.[1] Aus dem Studium der Knochenreste ergibt sich, daß es sich um eine sehr kleine Rasse gehandelt hat, die ihre Toten entgegen der allgemeinen semitischen Sitte verbrannt hat. Nach Macalister betrug die Größe der Individuen durchschnittlich 1,67 m, einige weibliche Personen können sogar nur die Größe von 1,60 m gehabt haben.[2] Dieser Befund spricht ebenfalls für das Vorhandensein nichtsemitischer Bevölkerungselemente in Palästina. In der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. finden wir dann die verschiedensten Bevölkerungsschichten über ganz Syrien zerstreut, neben den Semiten (Kanaanäer, Amoriter) die Hettiter und eine arische Schicht, die Charri der Boghaz-köi-Texte Winckers. Es ist daher zweifelhaft, ob wir in den vom Alten Testament an verschiedenen Stellen neben den Kanaanäern und Hettitern genannten kleinen Volksstämmen der Refaiter, ʿAnaḳiter, ʿAwwiter, Emiter, Ḥoriter und Zamzummiter Reste der vorsemitischen Bevölkerung des Landes zu erblicken haben. Die Refaiter und ʿAnaḳiter scheinen trotz der in ihnen zum Ausdruck kommenden fabelhaften Vorstellung von Riesenvölkern der Vorzeit die Erinnerung an eine alte Urbevölkerung zu bewahren. Da die Ḥoriter am wahrscheinlichsten Semiten sind (Dt. 2, 12. 22; Gen. 14, 6), bleiben mit undurchsichtigen und, wie es scheint, unsemitischen Namen nur die Emiter, die Ureinwohner Moabs (Dt. 2, 11 f.), die Zuziter, ʿAwwiter und Zamzummiter übrig (Gen. 14, 5; Dt. 2, 20). Möglicherweise haben wir in diesen Stämmen noch Reste der nichtsemitischen Bevölkerung des Landes erhalten.[3]

In Mesopotamien bis an die Nordgrenze Akkads saß dieselbe kleinasiatische Bevölkerung. Assur ist eine Gründung der Mitanni, wie die Namen der beiden uns bekannten ältesten Herrscher von Assur, Auspia und Kikia, beweisen. Die Semiten sind in jene Gebiete erst verhältnismäßig spät von Süden her eingedrungen, und die Assyrer sind eben durch die Mischung der semitischen mit der kleinasiatisch-armenischen Bevölkerung entstanden. Viel besser sind wir über die vorsemitische Bevölkerung Babyloniens und Elams unterrichtet. Hier in Südbabylonien saß das Kulturvolk der Sumerer, denen wir die erste ansässige Kultur in Vorderasien und die Erfindung der Keilschrift verdanken.[4] Diese sumerische Kultur hat

[1] Die Beschreibung der Höhle s. A. St. Macalister, The excavation of Gezer, London 1912, I S. 74 f.

[2] Vgl. l. c. S. 58 f.

[3] Vgl. Kittel, Geschichte d. V. Israel I² S. 34 ff.

[4] Über die Sumerer vgl. Meyer l. c. S. 432 ff.

frühzeitig auf Elam, Mesopotamien und Syrien befruchtend und anregend eingewirkt. Vielleicht bestanden enge Beziehungen zwischen den Sumerern und der kleinasiatisch-armenischen Rasse des Nordens. Ed. Meyer hält das für möglich, obwohl die Sumerer im Typus erheblich von den Kleinasiaten abweichen.[1] Die von diesem Historiker zugelassene neue Hypothese, wonach die Semiten die Urbevölkerung in Babylon darstellten und die Sumerer aus den Bergen im Nordosten den Tigris hinab in das südbabylonische Tiefland erobernd eingedrungen seien und auch die Anfänge einer höheren Kultur bereits mitgebracht hätten, scheint aus verschiedenen Gründen unannehmbar.[2] Schon deshalb, weil offenbar das fruchtbare Tiefland die erste Ausbildung einer seßhaften Kultur befördert hat und es unbegreiflich wäre, warum die in so günstigen äußeren Bedingungen lebenden Semiten erst auf die rätselhaften, von Osten kommenden Sumerer warten mußten, um einer höheren Kultur entgegengeführt zu werden. Und doch sollen diese Semiten ihre Lehrmeister wieder in so kurzer Zeit überflügelt haben. Wir betrachten also die Sumerer als die vorsemitische Bevölkerung Babyloniens, die beim Erscheinen der ersten Semiten an ihren Grenzen bereits zu seßhafter Kultur gelangt und in schnellem kulturellem Aufsteigen begriffen waren. Ihre östlichen Nachbarn waren die Elamiter, deren von den Sumerern abhängige Kultur ebenfalls weit in die Steinzeit zurückreicht. Jedoch haben sie in der Religion und in der Keramik eine selbständige Entwicklung genommen. In den untersten Schichten der stadtähnlichen Ansiedlungen finden wir in diesen Gebieten, wie es scheint, überall bereits die Kenntnis und Verwendung des Kupfers zu Werkzeugen und des Goldes zu Schmucksachen verbreitet. Der älteste staatliche Mittelpunkt der Sumerer war Kiš, eine Stadt nördlich vom heutigen Babylon. Von hier aus beherrschte bereits um 3100 v. Chr. der König Mesilim ein größeres Gebiet.

Auf diese ansässigen oder halbansässigen Bevölkerungsschichten in den Kulturländern rings um die syrisch-arabische Wüste stießen nun bereits sehr früh die aus Arabien nordwärts vordringenden Semiten. Sie haben überall die Tendenz, in die Kulturgebiete einzudringen und allmählich seßhaft zu werden. Diese Vorstöße nach Norden waren entweder ein langsames und kontinuierliches, meist friedliches Vorwärtsschieben oder gelegentlich auch gewaltsame Einbrüche größerer kriegerischer Massen. Immer wieder lagerten sich seit jener Zeit semitische Bevölkerungsschichten in den Kulturländern am Rande der Wüste ab. Daß alle Semiten von Arabien her in die Weltgeschichte eingetreten sind, darf als

[1] L. c. S. 436.
[2] L. c. S. 437.

feststehende Tatsache gelten.[1] Die Haupttendenz aller semitischen Wanderungen von Süden nach Norden mit der Richtung auf ein Kulturgebiet ist von Procksch wieder ohne ausreichende Gründe bestritten worden.[2] Er ist der Meinung, daß die Semiten aus dem Hochland von Armenien nach Süden gewandert sind; die Kanaanäer sollen sich von ihren nördlichen Ursitzen an der syrischen Küste entlang südwärts geschoben haben, während geschichtlich doch der umgekehrte Vorgang, das allmähliche Vorrücken der Semiten an der phönizischen Küste nach Norden, zu konstatieren ist.

Wir können heute das erste Erscheinen der Semiten und ihr allmähliches Vorwärtsdringen nach Norden bereits in den Grundzügen verfolgen. Ägypten hat schon sehr lange vor der ersten Dynastie (um 3300 v. Chr.) semitische Einflüsse erlitten, wie die Ähnlichkeit des Altägyptischen mit den semitischen Sprachen beweist. Aus den ägyptischen Denkmälern und Texten wissen wir ferner, daß die benachbarte Sinaihalbinsel und Südpalästina bereits zur Zeit der ersten Dynastie von Semiten bewohnt war.[3] Der fünfte König der ersten Dynastie, Usaphais, wird bereits dargestellt, wie er als Krieger mit der Keule einen Asiaten (Semiten) im Berglande niederschlägt. Diese Kämpfe fanden auf der Sinaihalbinsel statt, wo die Ägypter damals schon die Kupfergruben und Türkisminen ausbeuteten. Daß diese Semiten sich in ihrem Typus in nichts von den Kanaanäern unterschieden, die später auf ägyptischen Monumenten so oft dargestellt werden, zeigt die lebenswahre Darstellung eines gefangenen Semiten mit auf den Rücken gebundenen Händen auf einem Elfenbeinplättchen aus dem Grabe des Sen, eines Königs der ersten Dynastie.[4] Die vorspringende Nase über den vollen Lippen, die glatt rasierte Oberlippe und der kräftige Kinn- und Backenbart zeigen bereits den westsemitischen Typus, der von nun an häufig wiederkehrt. In Palästina saßen die Semiten wohl neben der vorsemitischen Bevölkerung und drangen allmählich an der phönizischen Küste bis über die Eleutherosmündung vor, überall feste Ansiedlungen gründend. Im Binnenlande bildete der Libanon und Antilibanon eine feste Völkerscheide und wird dem semitischen Vordringen nach Norden Einhalt getan haben. Allmählich wird in Palästina die nichtsemitische Bevölkerung bis auf geringe Reste von den Semiten aufgesaugt worden sein.

[1] Seit Sprenger, Die alte Geographie Arabiens, 1875.

[2] Otto Procksch, Die Völker Altpalästinas (Das Land der Bibel Bd. I, 2), Leipzig 1914, S. 11 f.

[3] Über das Eindringen der Semiten in Palästina vgl. Kittel l. c. I² S. 47 ff.

[4] Nach Flinders Petrie, Royal Tombs I, Taf. 12; vgl. Greßmann, TuB Abb. 242.

Damals muß in Palästina eine Verdichtung der bis dahin schwachen Bevölkerung eingetreten und zahlreiche feste Ansiedlungen entstanden sein, deren Reste wir über das ganze Land zerstreut finden. Wo die Natur günstig gelegene Hügel bot, die sich spornartig in eine Ebene oder ein tiefes Tal vorschoben, mit einer Quelle in der Nähe und fruchtbarem Ackerland, siedelte man sich am liebsten an. Gern nahm man an den Abhängen der Berge höhlenartige Schlupfwinkel in Gebrauch und erweiterte sie auch mit Silexwerkzeugen zu unterirdischen Gängen und ganzen Quartieren.[1] Die dichtere Bevölkerung und das Gebundensein an das Ackerland führte von selbst zur Notwendigkeit, dauernde Wohnungen auch an Orten anzulegen, die von Natur weniger geschützt und bevorzugt waren. Die Mängel der Ortslagen mußten durch künstliche Befestigungswerke ersetzt werden. So bildete sich eine primitive Bau- und Befestigungskunst aus, welche mit Erdwällen und unbehauenen Steinblöcken arbeitete. Die gemeinsamen Ansiedlungen umgab man anfangs mit einem Erdwall, dessen Stirnseiten mit Steinblöcken verkleidet waren, später mit Lehmziegelmauern auf einem Steinsockel, aus welchen Türme vorsprangen. So ist die Stadt Neṭia gebaut, deren Eroberung durch die Ägypter auf einem Wandgemälde aus der Zeit der 5. Dynastie in Deš̌āše dargestellt ist. Sie wird von bärtigen Semiten verteidigt und ist von einem Lehmwall mit runden Türmen umgeben, welchen die Ägypter teils auf langen Leitern ersteigen, teils unterminieren.[2]

Man wird nicht fehlgehen, wenn man in dieser ersten Schicht der semitischen Bevölkerung Palästinas und Phöniziens bereits Kanaanäer sieht, die direkten Vorfahren der späteren Phönizier und Kanaanäer.[3] Die Hypothese Böhls, der in den Kanaanäern eine erst um 2500 v. Chr. aus dem Norden nach Palästina eingewanderte nichtsemitische, vielleicht kleinasiatisch-hettische Bevölkerungsschicht sieht, ist abzulehnen. Diese nichtsemitischen Kanaanäer sollen nach Böhl dem Lande den Namen gegeben haben, sonst aber in der semitischen Bevölkerung untergegangen sein.[4]

In Babylonien saßen die ersten Semiten im Norden des Landes, in Akkad, und zwar dort, wo der Euphrat das fruchtbare Tiefland betritt.[5] Zuerst bemächtigten sie sich der Stadt Kiš im Norden

[1] Vgl. die Höhlen in Geser.

[2] Vgl. Flinders Petrie, Deshasheh, Taf. IV.

[3] Vgl. Ed. Meyer l. c. S. 419.

[4] Böhl, Kanaanäer und Hebräer. Untersuchungen zur Vorgeschichte des Volkstums und der Religion Israels auf dem Boden Kanaans. Leipzig 1911, S. 57.

[5] Vgl. Ed. Meyer, Sumerier und Semiten in Babylonien (Abhandl. Berl. Akad. 1906).

Babyloniens, vielleicht als Söldner in sumerischen Diensten, und drangen von dort aus gegen das Zentrum der sumerischen Macht im Süden vor. Dem Sumerer Lugalzaggizi von Uruk gelang es um 2800 v. Chr. noch einmal die semitische Macht zu brechen und ein großes Reich bis an das Mittelmeer aufzurichten. Nach seinem Tode folgte eine neue Erhebung der Semiten unter Sargon von Akkad und die Gründung eines großen semitischen Reiches. Im Norden baute sich Sargon eine neue Hauptstadt, Akkad, und unternahm mehrere Feldzüge bis an die nordsyrische Küste, ja überschritt sogar einmal das Mittelmeer. Trotz der sumerischen Reaktion behielten die Semiten von nun an in Babylonien die Oberhand und wuchsen schnell in die sumerische Kultur hinein, um diese in kurzer Zeit weit über das sumerische Niveau hinaus zu entwickeln. So stellt sich uns auch die babylonische Kultur als eine Mischkultur aus semitischen und sumerischen Elementen dar.

Eine neue große semitische Wanderung in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends brachte der ersten semitischen Schicht in den Kulturländern neue Kraft. Es ist die Bewegung der Amoriter, welche aus der syrischen Wüste vordringend Nordsyrien für die Semiten in Besitz nahmen, die altansässige Bevölkerung verdrängten und dann auch langsam in Babylonien eindrangen.[1] Die erste semitische Schicht verschmolz teils mit den Amoritern, teils wurde sie in Palästina und Phönizien an der Küste und in den Ebenen zusammengedrängt und erhielt hier ihren ursprünglichen Charakter. Wir dürfen wohl die Kanaanäer und Phönizier als die Nachkommen jener ersten Semiten im Gegensatz zu den Amoritern betrachten. Nach dem Sprachgebrauche der alttestamentlichen Quellen wohnen die Amoriter im Gebirge, die Kanaanäer dagegen in der Ebene. Wir hätten demnach anzunehmen, daß die Amoriter auch den größten Teil des Berglandes Palästinas besiedelten und dort mit den Kanaanäern verschmolzen, die sich hauptsächlich an der Küste und in Phönizien hielten.

Irrtümlich betrachtet Böhl die Amoriter als die älteste semitische Bevölkerungsschicht Syriens und demgemäß die Phönizier und Karthager als Nachkommen der Amoriter.[2] Die Kanaanäer hält er, wie schon erwähnt, für ein nichtsemitisches Volk. Dem steht jedoch entgegen, daß sowohl die phönizischen wie die griechischen Quellen Phönizien כנען bezw. Χνᾶ nennen und daß nach einer Bemerkung des

[1] Über die Amoriter vgl. Ed. Meyer l. c. I 2[3] S. 509 ff.; 614 f. Kittel, Geschichte d. V. Israel I[3] S. 56 f. Weber bei Knudtzon, Die El-Amarna-Tafeln, Leipzig 1910, S. 1132 ff.

[2] L. c. S. 51, 57, 62 u. ö.

hl. Augustinus die karthagischen Bauern seiner Zeit sich noch als Chanani = כְּנַעֲנִי bezeichneten.[1] Es fällt schwer anzunehmen, daß sich die Phönizier selbst und ihr Land mit solcher Hartnäckigkeit nach einem nichtsemitischen und ihnen feindlichen Volke genannt haben sollen.

Ihrer Sprache und Abkunft nach stehen die Amoriter den westsemitischen Kanaanäern näher als den Babyloniern; man muß sie als Westsemiten bezeichnen und kann daher an der Hand ihrer Personennamen[2] und ihrer Gottheiten ihr Eindringen in Babylonien gut verfolgen. Zunächst scheint die amoritische Machtstellung in Nordsyrien und in der syrischen Wüste bis an die Grenzen Babyloniens Sargon von Akkad unbequem geworden zu sein. In mehreren Feldzügen bis an die syrische Küste eroberte er das Amoriterland (Amurru) und machte die nomadischen und halbnomadischen Volksgenossen dem großen semitischen Reiche von Akkad untertan (um 2750). Damit war das semitische Element in Babylonien vollständig zur Herrschaft gelangt. Nun drängte die semitische Sprache die sumerische immer mehr zurück. Als Söldner, Karawanenführer, Kaufleute und Bauern kamen immer mehr Amoriter nach Babylonien. Einige Könige der Dynastie von Isin (seit 2352 v. Chr. nach Ed. Meyer) tragen deutlich amoritische Namen, und bereits im Jahre 2225 v. Chr. hat der Amoriter Sumu-abu in Akkad das Reich von Babel und die erste babylonische Dynastie begründet, deren sechster König der berühmte Ḫammurapi ist. Diese ganze erste Dynastie ist amoritisch. Daneben entstanden wohl zahlreiche andere amoritische Kleinstaaten, die von Babylon unterworfen und von Ḫammurapi zu einem großen babylonischen Einheitsstaat vereinigt wurden.[3]

Auch zwischen die kleinasiatische Bevölkerung der mesopotamischen Tiefebene hatten sich wohl frühzeitig Stämme der ersten semitischen Schicht gedrängt. Hier wird das Semitentum durch die amoritische Bewegung ebenfalls Fortschritte gemacht haben. Die Stadt Assur, ursprünglich von der Mitanni-Bevölkerung gegründet, wurde bald semitisch; ebenso war Ḫarrān ein alter semitischer Mittelpunkt. Auch Gebirgsstämme im Osten wie die Lulubäer und Gutäer wurden von der semitischen Kultur beeinflußt, wenn die Gutäer nicht selbst ein in das Gebirgsland eingedrungener semitischer

[1] Vgl. Böhl l. c. S. 5; Augustinus Epist. ad Roman. incohat. expos. 19.

[2] Vgl. H. Ranke, Early Babylonian personal names from the published tablets of the so-called Hammurabi dynasty (The Babylonian expedition of the University of Pennsylvania. Series D III), Philadelphia 1905, bes. S. 24 ff.

[3] Vgl. Ed. Meyer l. c. S. 614 f.

Stamm sind. Aus diesen Semiten entstand dann durch Vermischung mit der älteren kleinasiatischen Bevölkerung das Volk der Assyrer.[1]

So können wir in der Tat gegen Ende des Hochneolithikums das Nordwärtsdrängen der Semiten aus den arabischen Steppen verfolgen. Schicht auf Schicht lagert sich in den kulturfähigen Gebieten am Rande der syrisch-arabischen Wüste ab; die andersartige Bevölkerung wird verdrängt und aufgesogen, und schließlich wird, trotz gelegentlicher Einbrüche unsemitischer Gruppen, das ganze Gebiet der vorderasiatischen Wüstentafel bis zum kleinasiatisch-armenischen Hochlande im Norden und dem persischen Plateau im Osten Domäne der Semiten. Die seßhafte Kultur Vorderasiens, obwohl bereits von der vorsemitischen Bevölkerung geschaffen, wird von nun an von den seßhaften Semiten gepflegt und in Babylon, dem natürlichen Zentrum der ganzen vorderasiatischen Welt, zur höchsten Ausbildung gebracht. Damit hatten die Semiten von einem höchst bedeutungsvollen Gebiete der Erdoberfläche Besitz ergriffen und waren so befähigt, eine überaus große Rolle in der Entwicklung der menschlichen Kultur zu spielen.

Über die Ursache der semitischen Wanderungen wissen wir noch nichts Sicheres. Diese Frage hängt mit der anderen nach der Urheimat der Semiten überhaupt zusammen. Da diese Frage für die Vorgeschichte Vorderasiens von der größten Wichtigkeit ist, seien ihr einige Ausführungen gewidmet. Sicher ist, daß der ganze nordafrikanisch-vorderasiatische Wüstengürtel vom Atlantischen Ozean bis zum Persischen Golf von nahe verwandten Stämmen bewohnt ist, von denen die afrikanischen als Hamiten, die asiatischen als Semiten unterschieden werden.[2] Zu den hamitischen Völkern Nordafrikas gehören nach Meyer die libysch-maurischen Stämme der Sahara, die Ägypter und zahlreiche ostafrikanische Stämme bis hinab zum Somalilande (Punt). Von heutigen Stämmen rechnet man zu den Hamiten die Haussa und Fulbe in Zentralafrika und die sogenannten kuschitischen Völker, d. h. die Stämme der Bischari, Bega, Saho, Galla, Dankali, Somali und Agau in Abessinien und dem Nachbargebiet.[3] Die ägyptische Urbevölkerung hält Meyer für Nubier, die von den Libyern der benachbarten Wüste unterjocht wurden. Die herrschende Bevölkerung Ägyptens ist wahrscheinlich ein ehemals libyscher Stamm geworden.[4] Da das Altägyptische

[1] Über die Anfänge der Assyrer vgl. Meyer l. c. S. 605 ff.

[2] Vgl. Ed. Meyer l. c. S. 41 ff.

[3] Über die kuschitischen Sprachen vgl. Praetorius, Beiträge für Assyriologie II, S. 312—341.

[4] Ed. Meyer l. c. S. 46.

große Ähnlichkeit mit dem Semitischen zeigt, sind in uralter Zeit starke semitische Einflüsse mit im Spiele gewesen.

Aus der engen Verwandtschaft der semitischen und hamitischen Sprachen hat eine Reihe von Forschern geschlossen, daß die Hamiten und Semiten einst gemeinsam in Ostafrika gesessen haben. Von dort hätten die Hamiten sich über ganz Nordafrika verbreitet und ihre Sprachen früh differenziert. Der kuschitische Zweig der Hamiten sei unter Zurücklassung verschiedener Glieder in Ostafrika nach Arabien hinübergewandert und sei dort zum Stammvolk der asiatischen Semiten erwachsen, das sich nun von Zentralarabien aus langsam über das ganze vorderasiatische Tafelland verbreitete, aber vermöge der späteren Trennung und der größeren Einheitlichkeit der Wohnsitze sich in der Sprache weniger differenzierte als der hamitische Stamm.

Dann wäre also Arabien nicht die Urheimat der Semiten. Dafür würde auch die Beobachtung Wellhausens sprechen, daß sich unter den arabischen Gottesnamen solche befinden, die einen unarabischen Eindruck machen und in denen wir vielleicht Spuren des Einflusses einer alten Bevölkerung zu sehen haben.[1] An anderer Stelle spricht es Wellhausen aus, daß die Semiten in Arabien schwerlich autochthon seien, sondern allen Anzeichen nach in alter Verbindung mit den ostafrikanischen Völkern gestanden haben.[2] Ebenso ist Nöldeke wegen der Verwandtschaft der semitischen und hamitischen Sprachen geneigt, die Heimat der Semiten in Afrika zu suchen,[3] während Brockelmann vor voreiligen Schlüssen warnt, weil wir die hamitischen Sprachen noch zu wenig kennen.[4] Falls die vorhandenen Übereinstimmungen zwischen den beiden Sprachengruppen wirklich auf Verwandtschaft beruhen und nicht auf Entlehnung, meint Brockelmann, so hätten sich die Semiten und Hamiten jedenfalls schon vor aller Geschichte voneinander getrennt. Ed. Meyer hält die Herkunft der Semiten aus Afrika für wenig wahrscheinlich. Dagegen tritt H. Grimme mit Überzeugung dafür ein, daß die nordafrikanische Küste der Ausgangspunkt der semitischen Wanderungen sei.[5] Neuerdings hat der Spezialforscher der hamitischen Sprachen, Leo Reinisch, seine Autorität auf Grund vergleichender Studien zwischen den hamitischen und semitischen

[1] Vgl. J. Wellhausen, Reste arabischen Heidentums,[2] Berlin 1897, S. 145 f.

[2] Israelitische und jüdische Geschichte,[5] Berlin 1907, S. 5.

[3] Die semitischen Sprachen, 1887, S. 11.

[4] Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen I. Berlin 1907 ff., S. 4.

[5] Muhammed, München 1904, S. 6 ff.

Sprachen entschieden für die ostafrikanische Herkunft der Semiten eingesetzt. Nach seiner Ansicht stellen die Dialekte von Stämmen in der Nachbarschaft Abessiniens, wie der kuschitischen Bilin, Bedauie und Saho, fast ein primitives Semitisch dar. Daß das hamitosemitische Urvolk afrikanischen und nicht asiatischen Ursprunges ist, gehe daraus hervor, daß seine Sprachen verwandt sind mit den Nubasprachen in Westafrika und den Bantusprachen in Zentralafrika.[1] Nach Reinisch hat der kuschitische Zweig der Hamiten, der am Roten Meere ein Seefahrervolk geworden war, Arabien und in der Folge Babylonien kolonisiert.[2] Im Anschluß an diese Hypothese hat man versucht, unter den ostafrikanischen Stämmen Semiten nachzuweisen, die also, wie die Abessinier, in ihrer alten Heimat geblieben wären. Als Semiten hat man u. a. die Masai, Wahinda und Wahuma in Anspruch genommen, jedoch mit Unrecht. Die afrikanische Urheimat der Semiten ist nur eine Hypothese, aber sie ist möglich, besonders in der Form, daß die Ursemiten nach ihrer Trennung von den kuschitischen Hamiten unter Zurücklassung einer Gruppe in Ostafrika nach Arabien auswanderten und dort zu einem eigenen Volke ausgewachsen sind. Die zunehmende Verminderung der Weideplätze und Übervölkerung mag dann zur Auswanderung nach Norden veranlaßt haben.[3]

Die in die Kulturländer am Rande der arabisch-syrischen Wüste einwandernden ersten Semiten brachten eine große Kulturfähigkeit mit. Sie fanden in Babylonien bereits eine fortgeschrittene steinzeitliche Kultur mit festen Siedlungen, Häusern aus Lehmmauern und kleinen Staatengebilden vor. Man zog Weizen und Sesam, erntete Wein, Datteln und Feigen und ließ große Rinderherden weiden, während das Reit- und Lasttier der Esel war. Sehr früh war das Kupfer als Nutzmetall und das Gold für Schmucksachen in Babylonien im Gebrauch (aeneolithische Kultur). Dieses Kulturniveau tritt uns überall in den untersten Schichten der alten städtischen Ansiedlungen (Tells) in Babylonien und Elam entgegen. Die ältesten Ansiedlungen, deren Entwicklung wir durch die Ausgrabungen einigermaßen kennen, sind Tello[4] und Nippur[5] in Baby-

[1] Vgl. Leo Reinisch, Das pers. Fürwort und die Verbalflexion in den chamitosemitischen Sprachen I. Wien 1909. Derselbe, Die sprachliche Stellung des Nuba, Wien 1911.

[2] L. c. S. 322.

[3] Vgl. Grimme, Muhammed S. 6—9.

[4] Über Tello vgl. De Sarzec und L. Heuzey, Découvertes en Chaldée, Paris 1883 ff. und C. Cros, L. Heuzey, F. Thureau-Dangin, Nouvelles fouilles de Tello. Paris (im Erscheinen begriffen).

[5] Über Nippur vgl. Hilprecht, Ausgrabungen im Beltempel von Nippur, 1903. Beschreibung der gefundenen Bauten von S. Fisher, Excavations at Nippur, 1905 ff.

lonien und Susa und Tepe Mussian in Elam.[1] Die ältesten Könige und Denkmäler führen uns bis ans Ende des 4. Jahrtausends hinauf. Elam zeigt sich kulturell abhängig von Babylonien, abgesehen von der Sonderentwicklung, die uns in der Keramik entgegentritt.

Palästina und das Libanongebiet lebten beim Erscheinen der ersten semitischen Nomaden noch tief in der Steinzeit, mit deren Resten wir uns nun zu beschäftigen haben. Die Einwanderung der semitischen Bevölkerung mußte zur Vermehrung der Ansiedlungen und zur schnelleren Aufwärtsentwicklung beitragen. Wie stark Palästina schon in der jüngeren Steinzeit besiedelt war, werden die künftigen Forschungen immer mehr zeigen. Zahlreich sind die Reste der steinzeitlichen Kultur im Lande, wie kyklopische Befestigungen, megalithische Denkmäler und alte Straßenzüge. Welcher Bevölkerungsschicht diese steinzeitlichen Bauten zuzuschreiben sind, müssen künftige Forschungen noch feststellen. Etwa vom Jahre 2700 v. Chr. ab dürfen wir in Palästina unter dem Einfluß Ägyptens den Beginn einer städtischen Kultur annehmen, wenigstens in den Küstengebieten.

Der Formenreichtum der Silexinstrumente nimmt im Spätneolithikum mit dem Beginn der Metallzeit schnell ab. Es bildeten sich allmählich einige viel benutzte Werkzeugtypen heraus, die dann bis weit in die Bronzezeit hinein im Gebrauch blieben. Es sind hauptsächlich prismatische, zweischneidige Messer, feingezähnte Sägen, Schaber, unzählige Sichelsteine, geschliffene Beile, Mühlsteine aus Basalt, Glätter und Pfriemen aus Knochen oder Stein und Steinmörser aller Größen.

Im folgenden beschränken wir uns auf die Beschreibung der spätneolithischen Fundorte an der phönizischen Küste und in Galiläa. Das fruchtbare Galiläa mit seinen Ebenen, reichen Quellen und dem geschützten Oberlande mußte besonders zur Ansiedlung locken. In diesem schönsten Teile Palästinas finden wir daher eine große Zahl von neolithischen Ansiedlungen, aus welchen zum Teil wichtige Städte hervorgegangen sind. Es sei noch ausdrücklich bemerkt, daß ein erheblicher Teil des im folgenden beschriebenen Fundmaterials bereits aus der Bronzezeit stammt.

### a) Die Stationen in der Nähe der Küste.

Eine neolithische Bestattungshöhle entdeckte P. Zumoffen S. J. nordöstlich von Tarteğ, einem Dörfchen am Abhang des Libanon

[1] Vgl. bes. De Morgan, Délégation en Perse Bd. VII: Recherches archéologiques. Deuxième série, S. 11 ff. Über Moussian s. Bd. VIII: Recherches archéologiques. Troisième série (Paris 1905), S. 59–148. Über Silexartefakte aus Susa vgl. Bd. I, S. 191—195 und Fig. 389—422.

zwischen Ğeğ und Dūmā.[1] In fast unzugänglichen Felsen fand er eine Höhle, die menschliche Skelettreste in Begleitung von zahlreichen Scherben einer primitiven Keramik enthielt. Ein Schacht führte in eine 10 m lange und 7—8 m breite finstere Grotte, deren Hinterraum sich zu einem 5—6 m tiefen Loche erweitert. In diesem Abgrunde lagen in Höhlungen und Winkeln die intakten, aber durcheinander geworfenen Reste menschlicher Bestattungen. Die Knochen der Gliedmaßen überwiegen. Der Schädel einer Ziege und die zwischen den Knochen gesammelten Scherben rühren von Beigaben her. Die Scherben stammen von großen, nur unvollkommen gebrannten und gänzlich schmucklosen Gefäßen. Feuersteininstrumente fanden sich nicht, wohl aber zwei Knochendolche.

Eine unbedeutende neolithische Station konstatierte Zumoffen bei dem Orte Ma'amiltēn nördlich vom Golf von Ğūnije unfern der Küste.[2]

Viel bedeutender sind die neolithischen Funde an der Quelle des Nahr el-Kelb. Über die paläolithischen Schichten dieser Station ist oben schon gesprochen worden.[3] Die neolithischen Schichten befinden sich in der zweiten Höhle, die parallel zur ersten verläuft.[4] Sie ist nach Zumoffen 56 m lang, 2—5 m breit und links vom Eingange durch mehrere Korridore mit der ersten Höhle verbunden, aus welcher der Fluß stürzt. Im Jahre 1875 hat bereits O. Fraas am Eingange der Grotte gegraben und Knochen und Silexmesser aufgesammelt.[5] Die weitere Erforschung der archäologischen Schichten verdanken wir wiederum dem Eifer Zumoffens. In den Verbindungsgängen zur Nachbarhöhle fand er neben Küchenabfällen und bearbeiteten Feuersteinen auch eine Zahl von groben irdenen Scherben, die mit denen aus dem Innern der Höhle gleichartig sind.

Der Fußboden der Grotte[6] besteht nach Zumoffen aus grauer kalkhaltiger Erde, untermischt mit Felsstücken von den Höhlenwänden. Dazwischen liegen bearbeitete Silexstücke, Knochen, Herdschichten mit Asche und Kohlen und Scherben. In 80 cm Tiefe fand Zumoffen neben einer schönen Säge (Fig. 32 a) ein poliertes Beil. Der Boden des hinteren, etwas weiteren Teiles der Höhle, der noch

[1] Vgl. Zumoffen S. J., Le Néolithique en Phénicie, Anthropos V (1910), S. 161 f. und Fig. 9 daselbst.

[2] L. c. S. 143.

[3] S. 88 f.

[4] Vgl. Zumoffen, Anthropos V (1910) S. 147 ff., dazu Taf. III u. IV daselbst. Ferner Zumoffen, La Phénicie avant les Phéniciens S. 92 ff., namentlich S. 96 ff. und Taf. IX daselbst.

[5] Aus dem Orient II, S. 116.

[6] Grundriß s. La Phénicie . . . Fig. 41.

nicht genügend erforscht ist, besteht aus schwarzer fetter Erde und enthält dieselben neolithischen Einschlüsse. Auch hier fand Zumoffen ein längliches poliertes Beil aus kieselartigem Sandstein.[1]

Die Fauna der neolithischen Schichten scheint mit der paläolithischen Zeit übereinzustimmen. Sie besteht aus dem syrischen Bären, dem Bison, *Capra primigenia, Cervus mesopotamicus, Capra beden,* dem Reh, dem Wildschwein und einer Antilopenart.[2] Dazu kommen noch folgende Muschelarten, deren Schalen zwischen den Knochenresten zerstreut lagen: *Patella caerulea, Trochus turbinatus* und *Helix pachya.* Zumoffen macht noch auf die Tatsache aufmerksam, daß in dieser Station *Capra primigenia* und *Cervus mesopotamicus,* die sonst so überwiegen, nur schwach vertreten sind und wohl zu jener Zeit bereits im Verschwinden begriffen waren.[3]

Die Nachbarschaft der Grotte lieferte das nötige Rohmaterial für die Steinindustrie.[4] Nach Zumoffen sind die Nuclei zahlreich und ebenfalls die Schlagsteine. Als solche dienten im Bache abgerollte Basaltkiesel. Die größte Zahl der bearbeiteten Splitter sind Klingen geringer Ausmessungen — die größte war 19 cm lang —, von denen nur eine verhältnismäßig kleine Zahl retuschiert war. Folgende Typen konnte Zumoffen aus seinen Aufsammlungen feststellen: Messer verschiedener Form,[5] Sägen aus langen, schmalen Klingen mit fein gezähnter[6] oder unregelmäßig gezackter Schneide,[7] Bohrer aus zugespitzter Klinge,[8] klingenartige,[9] länglich dreieckige[10] oder ovaloide dicke Schaber mit halbrunder Schneide und roher Basis.[11] Von den beiden schon erwähnten polierten Steinbeilen trägt das erste[12] eine dicke rote Patina; es ist von zylindrischer Form mit breiter, scharf zugeschliffener Schneide und trägt zahlreiche Schrammen auf der Oberfläche, die vom Schleifen herrühren. Das andere Exemplar hat dreieckigen Querschnitt; die Schneide ist sehr schmal und sorgfältig poliert.[13]

Auf dem Plateau über dem Vorgebirge Rās el-Kelb, oberhalb der paläolithischen Fundstellen am Abhange[14], befindet sich das Kloster Mār Jūsuf und zu dessen Füßen eine geräumige Plattform in ungefähr 90 m Meereshöhe. Diese aussichtsreiche Höhe in der

[1] Vgl. La Phénicie . . . Taf. IX, 1.
[2] Nach Fraas und Zumoffen, Anthropos V (1910) S. 148 f.
[3] La Phénicie . . . S. 102 f.
[4] Vgl. Anthropos V (1910) S. 149 f.
[5] Taf. III, 5. 8. 9, Anthropos V (1910) S. 146.
[6] Taf. III, 1. [7] Taf. III, 2. 6.
[8] Taf. III, 7. [9] Taf. III, 12.
[10] Taf. III, 3. [11] Taf. III, 11.
[12] Taf. III, 13. [13] Taf. III, 14.
[14] Siehe oben S. 67 f.

Nähe des Flusses bot einem neolithischen Stamme eine ausgezeichnete Wohnstätte. Zugleich befand sich hier oben eine ausgedehnte Werkstatt für Herstellung von Silexwerkzeugen, die von P. Zumoffen erforscht wurde.[1] Zahlreiche Nuclei, Schlagsteine, Schleifsteine, unzählige Splitter und Werkzeuge in allen Stadien der Bearbeitung bis zur Vollendung bedecken den Boden. Daß diese Station trotzdem nur zerbrochene Stücke liefert, bringt ihre Lage unmittelbar neben der großen Verkehrsstraße mit sich. Die auf der Bodenoberfläche liegenden Instrumente waren eben allen zerstörenden Einflüssen der Jahrtausende ausgesetzt. Als Material für die kleineren Instrumente und für einen Teil der größeren diente nach Zumoffen der Silex der Gegend. Ein anderer Teil ist jedoch aus Gesteinen hergestellt, welche im Libanon nicht vorkommen, also importiert sind. Es sind hauptsächlich harte Sandsteine und kompakte Schiefer (nach Zumoffen). Alle Instrumente sind mehr oder minder stark verwittert. Die Arbeit ist wenig sorgfältig und unausgeglichen; das Aussehen der Instrumente ist daher schwerfällig und massiv. Die Werkzeuge aus Ğa'ita machen daher trotz der allgemeinen Ähnlichkeit einen leichteren und gefälligeren Eindruck. Aber während dort polierte Stücke selten sind, haben sie auf dem Vorgebirge Rās el-Kelb gerade eine große Rolle im Leben des neolithischen Stammes gespielt, sowohl Beile als Meißel.

Die Meißel haben teils prismatischen, teils elliptischen Querschnitt; das vordere Ende mit der geraden Schneide ist gewöhnlich poliert. Meist sind auch die Ränder der Absplißflächen durch Politur entfernt.[2] Die Beile (Fig. 32 d) zeigen alle Stadien der Politur und sind sehr verschieden an Größe und Gestalt.[3] Das größte Exemplar, welches Zumoffen sammelte, wiegt 600 gr und ist 18 cm lang bei 8 cm größter Breite;[4] das kleinste ist nur 3,5 cm lang, 2,5 cm breit und wiegt 20 gr. Die Schneide der Beile ist gewöhnlich gerade, manchmal auch leicht gerundet und nicht selten breiter als das Instrument. Der Querschnitt ist teils länglich oval, teils mehr oder minder viereckig — letzteres sind die unvollendeten Stücke —, oder endlich trapezförmig bei schrägen Seitenflächen. Sehr zahlreich sind die kugeligen Schlagsteine — der größte wog 1350 gr —; die Nuclei sind seltener, von kleinen Dimensionen und meist ganz abgebraucht.[5] Die kurzen und dicken Messer sind teils unretuschierte,

[1] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 115—119 u. Taf. XII u. XIII daselbst. Derselbe, Anthropos V (1910) S. 143—147 u. Taf. I u. II.

[2] Vgl. La Phénicie . . . Taf. XII, 4, 6.

[3] Vgl. La Phénicie . . . Taf. XII, 1, 2, 3, 5; Taf. XIII, 1, 2, 8, 10.

[4] Vgl. Anthropos V (1910) Taf. II, 2.

[5] Vgl. La Phénicie . . . Taf. XIII, 9.

teils bearbeitete Klingen.[1] Die Spitzen sind unregelmäßige, mehr oder minder dreieckige zugespitzte Abschläge mit zugeschärften

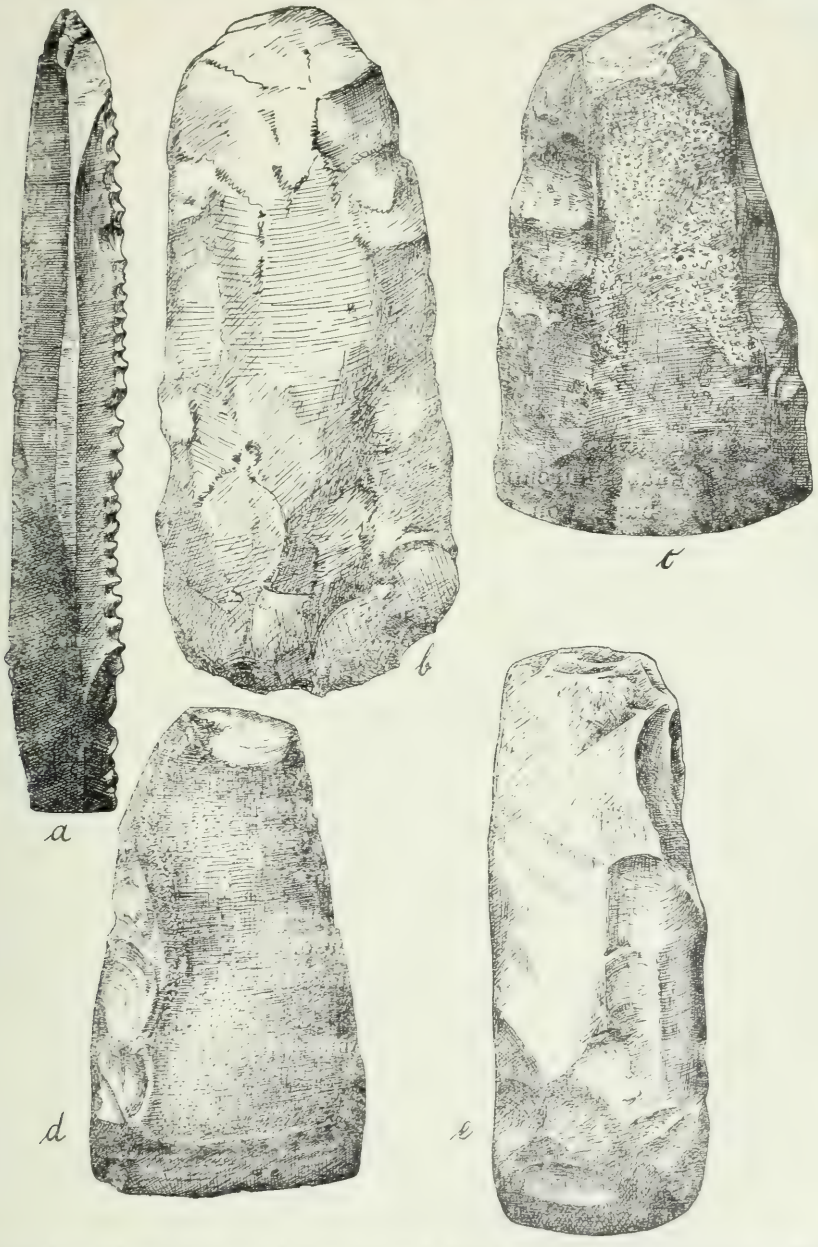



Fig. 32. Säge (a) und Beile aus Ğa'ita (a), Rās Beirut (c, e), Ras el-Kelb (d) und vom Nahr ez-Zaherānī (b); $^1/_8$ nat. Größe. Nach Zumoffen, La Phénicie Taf. IX, 3; X, 1, 2, 4; XII, 2.

[1] Vgl. La Phénicie . . . Taf. XIII, 4; Anthropos V, Taf. I, 1, 3, 4, 6.

Seitenkanten;[1] einige kleine Spitzen sind von sehr feiner Arbeit.[2] Die Bohrer bestehen entweder aus kleinen Klingen mit abgeschlagenen Seitenkanten und einer oder zwei Spitzen,[3] oder aus kurzen dicken Absplissen mit kräftiger Spitze, während der übrige Teil des Instrumentes roh gelassen ist.[4] Es finden sich auch gekrümmte Spitzen, welche wir am Vorgebirge Ras Beirūt in größerer Auswahl antreffen werden. Die Sägen erreichen nicht die Feinheit derer von Ǧa'īta; die größte ist nur 5 cm lang. Es sind meist prismatische Klingen mit quer abgeschlagener Spitze und einer mehr oder minder regelmäßig gezähnten Seitenkante, während die andere Kante abgestumpft ist. Die Zähnung ist meist unregelmäßig. Offenbar waren diese Instrumente in Holz geschäftet.[5] Endlich beweisen die Sichelsteine, daß der Stamm an der Mündung des Nahr el-Kelb Getreide baute.[6] Es sind fast viereckige Klingen mit quer abgeschlagenen Enden, deren eine Schneide regelmäßig abgestumpft ist. Zwischen den Steinen dieser Station fand Zumoffen noch eine von Menschenhand durchbohrte Seemuschel.[7]

Die Umgebung von Beirūt war bereits in neolithischer Zeit einer der wichtigsten und am dichtesten bewohnten Punkte der phönizischen Küste. Die ganze Umgebung der Stadt ist daher reich an neolithischen Funden. Silexinstrumente sind bei Mar Mitri, am Strande unterhalb des amerikanischen Kollegs, am Leuchtturm, vor den Taubeninseln, im Dünengürtel, im Pinienwalde und auf beiden Ufern des Nahr Beirūt aufgelesen worden.[8]

Der Mittelpunkt der Funde, eine sehr bedeutende neolithische Werkstatt, die schon seit längerer Zeit bekannt ist,[9] befindet sich in den Dünen südöstlich der Stadt vom Vorgebirge Rās Beirūt bis zum Ḫān el-Ḫulde in einem 500—1500 m breiten und 12 km langen Streifen. Wahrscheinlich befand sich hier am Meeresstrande ein Zentrum der neolithischen Steinmanufaktur, dessen Produkte ganz Phönizien mit Waffen und Geräten versorgten. Die Lager in der Nähe der Stadt wurden im Jahre 1884 zuerst von Dawson untersucht.[10]

[1] Vgl. La Phénicie . . . Taf. XIII, 5, 6; Anthropos V, Taf. I, 2, 5, 8, 11.

[2] Z. B. Anthropos V, Taf. I, 25.

[3] Anthropos V, Taf. I, 7, 9, 10.

[4] Anthropos V, Taf. I, 22—24.

[5] Vgl. Anthropos V, Taf. I, 12—17.

[6] Vgl. Anthropos V, Taf. I, 20.

[7] Vgl. La Phénicie . . . Taf. XIII, 11.

[8] Vgl. Anthropos V (1910), S. 151.

[9] Entdeckt 1875 von Greville J. Chester, Professor an der amerikanischen Universität, vgl. QSt. 1875, S. 226 f.

[10] Vgl. seine Schrift Notes on prehistoric man in Egypt and the Libanon 1884, S. 12.

Seitdem haben sich die Professoren der St. Josephs-Universität um die Erforschung der ausgedehnten Fundplätze verdient gemacht, Abbé Moulier und Guigues,[1] Zumoffen[2] und neuerdings Bovier-Lapierre. Auf Grund der Sammlungen des letztgenannten gab Zumoffen seine letzte Beschreibung der Funde.[3]

Die Dünen an der Küste südlich von Beirūt bestehen aus einem sehr feinen und beweglichen gelben Sande, den das Meer am Ufer ablagert und den die beständig wehenden SW-Winde in nordöstlicher Richtung in das Kulturland tragen und es verschütten. Der Pinienwald im Osten der Stadt tut dem drohenden Verderben Einhalt. Unter dieser beweglichen Sandschicht von sehr verschiedener Stärke lagert ein älterer, feiner, kompakter roter Sand in einer Mächtigkeit von 1—8 m. Diese ältere Sandschicht ist in der Nähe der Küste von den Dünen bedeckt, weiter nach Osten dagegen liegt sie frei und bildet den Boden der Gärten bis an den Fuß des Libanon. Die Oberfläche dieser unteren Schicht ist nun mit unzähligen Silexsplittern und Werkzeugen bedeckt. Sie ruht ihrerseits auf einem porösen Felsuntergrund, welcher das Baumaterial für die Stadt Beirūt liefert. Auf der Strecke von 12 km finden sich die Silexwerkzeuge an einzelnen von den beweglichen Sanden eng umschriebenen Stellen. Zumoffen nimmt an, daß dieses nur die vom Sande zufällig nicht bedeckten Stellen eines gewaltig ausgedehnten Ateliers sind, die wechseln, je nachdem der Wind die Sandmassen bewegt.

Zweierlei Fundstellen verschiedenen Charakters lassen sich feststellen. An abgelegenen Stellen findet man vollständig unberührte Ateliers der Steinindustrie mit allem Zubehör und Werkzeugen in allen Stadien der Vollendung neben zahllosen Splittern. Viel häufiger sind die Fundstellen in der Nähe der Stadt oder alter Ansiedlungen, wo die bearbeiteten Feuersteine mit archäologischen Resten aller Epochen bis zur Jetztzeit vermischt vorkommen. Man findet dort zwischen den Feuersteinwerkzeugen zunächst grobe Scherben, die denen von Ǧaʿīta ähnlich sind, dann Reste aller Art, Marmorstücke, Glas, moderne Topfscherben und Sardinenbüchsen. Man hat eben von jeher Abfälle der Stadt in die Dünen geworfen, und während die beweglichen Sandmassen fortgetrieben wurden, sind die Schuttreste bis auf die Oberfläche der unteren Sandschicht gesunken und finden sich nun neben den neolithischen Resten. So wird man mit Zumoffen am besten das Durcheinander so verschiedenartiger Objekte in den neolithischen Werkstätten erklären können. Diese Ansicht

[1] Vgl. La Nature 1896, II, S. 122 ff.

[2] Vgl. L'Anthropologie 1897 u. La Phénicie . . . S. 107—114 u. Taf. X. u. XI daselbst.

[3] Vgl. Anthropos V (1910) S. 151—159 u. Taf. V—VII daselbst.

findet ihre Bestätigung durch die Tatsache, daß die von den Siedlungen abgelegenen Fundplätze rein neolithischen Charakters ohne jede fremde Beimischung sind.

Nach Zumoffen lieferte das Vorgebirge Rās Bēirūt Silexmaterial für die Ateliers an der Küste in Hülle und Fülle. Alle Instrumente sind vom Wetter mehr oder minder tief zersetzt, ausgenommen die aus der Nachbarschaft der Taubeninseln, und haben unter dem Einflusse des Bodens alle eine rotgelbe Farbe angenommen. Vollständige Exemplare sind selten; viele sind durch Tritte zerbrochen, andere waren nie vollendet oder sind durch den Gebrauch zersplittert. Als Schlagsteine dienten rundliche oder längliche Silexknollen, deren unteres Ende als Schlagfläche diente, während das andere in der Hand blieb; sie sind selten. Die Nuclei sind häufig und möglichst ausgenutzt. Wie üblich hob man die Klingen entweder ringsherum ab, so daß der Nucleus allmählich Kegelform annahm, oder man ließ auf der einen Seite die Knollenrinde und schlug die Späne nur von der entgegengesetzten herunter.[1] Seltener sind lange, prismatische Nuclei von dreieckigem Querschnitt, von welchen die langen, dünnen und geraden Klingen gewonnen wurden.[2]

Wie überall blieben die sehr zahlreichen Klingen meist unbenutzt und ohne Retuschen und wurden nur gelegentlich mit den Naturschneiden gebraucht, wie Aussplitterungen beweisen. Nur ein kleiner Teil wurde auf allen Seiten retuschiert. Als Messer dienten gerade und lange Klingen, teils mit Spitze, teils abgerundet, eine oder beide Seiten fein retuschiert. Das größte Exemplar ist nach Zumoffen nur 8 cm lang.[3] Die Schaber (grattoirs) sind sehr zahlreich:[4] meist sind es flüchtig gearbeitete kleine Instrumente (einfache Schaber) oder Doppelschaber und ringsherum zugeschärfte Rundschaber. Sehr reich vertreten ist bei Rās Beirūt die Serie der Spitzen. Die einfachsten Instrumente dieser Art bestehen aus mehr oder minder dreieckigen Abschlägen, deren Spitze und die angrenzenden Seitenkanten retuschiert sind.[5] Andere haben das Aussehen von Speerspitzen (Fig. 33 e).[6] Sehr zahlreich sind die aus Klingen sehr geschickt gearbeiteten Pfeilspitzen. Eine Werkstatt für Pfeilspitzen befand sich auf einem kleinen Vorgebirge südlich von den Taubeninseln, wo zerbrochene Spitzen und Abfälle in großen Mengen lagerten (Fig. 33 a).[7] Oft sind sie gestielt und von sehr feiner Arbeit und tragen an der Spitze und

[1] Vgl. Anthropos V (1910) Fig. 4 S. 155.
[2] L. c. Fig. 5 S. 156.
[3] Vgl. La Phénicie . . . Taf. XI, 14.
[4] Vgl. La Phénicie . . . Taf. XI, 7, 8.
[5] Vgl. Anthropos V, Taf. V, 6, 7.
[6] Vgl. Anthropos V, Taf. V, 8, 10, 11. La Phénicie . . . Taf. XI, 6, 11.
[7] Vgl. Anthropos V, Taf. V, 1—5, 9.

an den Schneiden feinste Zähnung (Fig. 33 d).[1] Die meisten sind unvollendet und zeigen alle Stadien der Bearbeitung. Häufig trägt

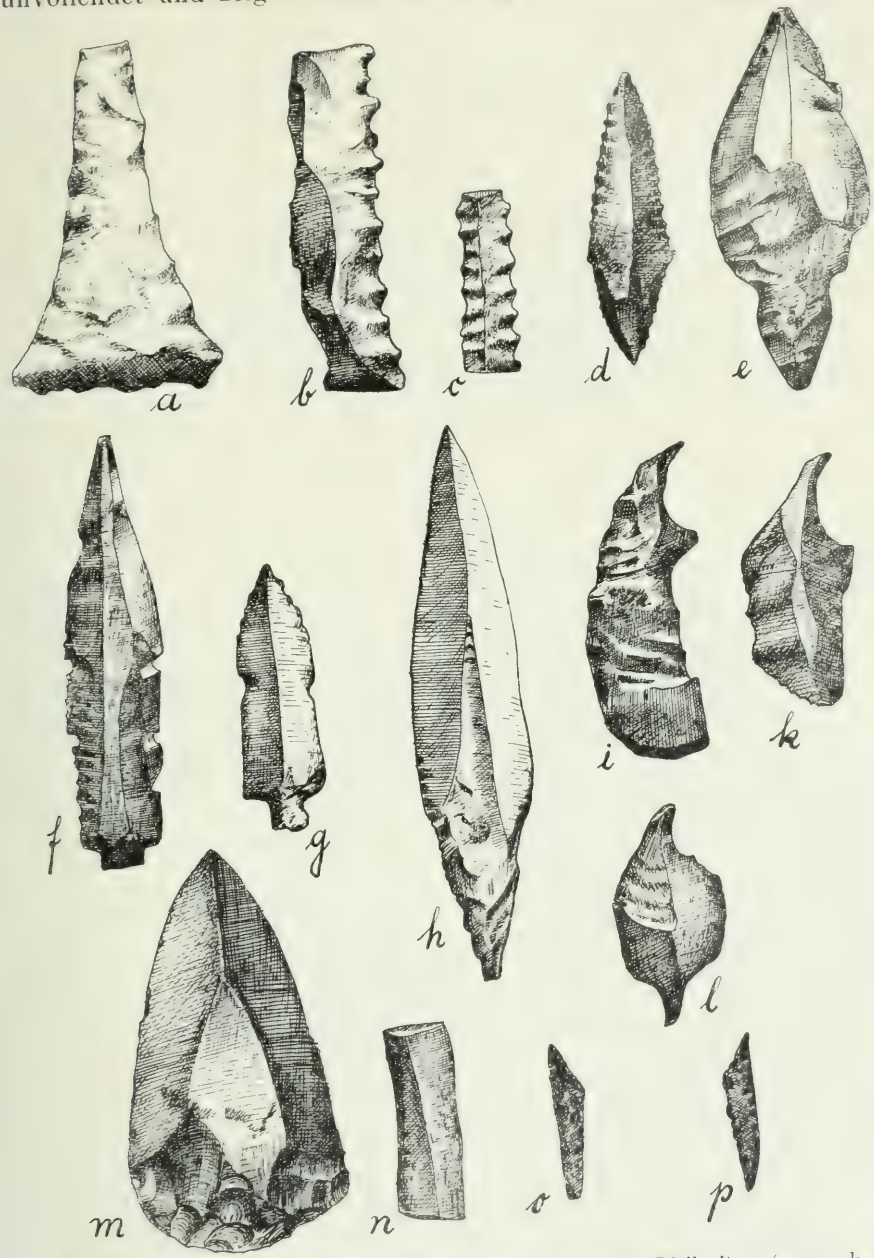



Fig. 33. Typische Silexwerkzeuge vom Vorgebirge Räs Beirût, Pfeilspitzen (a, c — h, m), Sägen (b, c), gekrümmte Spitzen (i, k, l), kleine Spitzen (o, p) und eine Klinge (n). Nach Zumoffen, Anthropos V (1910), Taf. V, 1; VI, 1, 7, 11, 18, 20, 22, 27; VII, 3, 6, 21, 32, 52, 53. La Phénicie . . . Taf. XI, 11. $^{10}/_{13}$ nat. Größe, m nat. Größe.

[1] Vgl. Anthropos V, Taf. VI, 9, 10, 11.

der Stil auf beiden Seiten symmetrische Einschnitte, um die Befestigung am Holzschaft zu erleichtern (Fig. 33 f, g).[1] Oft läuft der Stil auch in eine scharfe Spitze aus (Fig. 33 h).[2] Neben diesen Pfeilspitzen beschreibt Zumoffen noch einige sehr fein gearbeitete Spitzen und einen haarscharfen Pfriem.[3] Häufig und gut erhalten sind die gebogenen Spitzen (pointes recourbées). Sie sind aus flachen, breiten und mehr oder minder gedrungenen Abschlägen dadurch gewonnen, daß man am vorderen Ende eine feine, nach rechts gebogene, sorgfältig retuschierte Spitze herstellte. Oft bildet die Spitze mit einem Vorsprung der rechten Kante (oder mehreren) einen oder mehrere halbkreisförmige retuschierte Ausschnitte (Fig. 33 i, k).[4] Ein Teil dieser Instrumente sind Doppelspitzen, indem auch die Basis zu einer in entgegengesetzter Richtung (links) abgebogenen feinen Spitze zugeschärft ist (Fig. 33 l).[5] Diese Kerben (encoches) haben wohl zum Beschaben und Polieren zylindrischer Holzstäbe und Knocheninstrumente gedient.

Die Sägen bestehen wie gewöhnlich aus kleinen länglichen Abschlägen, deren eine Kante mit sorgfältig retuschierten Zähnen besetzt ist, während die andere unbearbeitet bleibt (Fig. 33 b).[6] Daneben gibt es Doppelsägen mit Zähnen an beiden Kanten (Fig. 33 c).[7] Andere Sägen bestehen aus prismatischen, geraden Klingen und tragen an der einen Schneide sehr feine und dichtgestellte Zähnchen.[8] Zahlreich sind ferner die Sichelsteine, kleine messerartige Klingen mit quer abgeschlagener Spitze und Basis und einer abgestumpften Schneide (Fig. 33 n).[9] Mikrolithischen Charakter trägt endlich eine Serie kleiner, sehr feiner Spitzen, deren größte 3 cm Länge besitzt. Ihre Seitenkanten und die gerade oder seitliche Spitze sind fein zugeschärft.[10] Vielleicht dienten sie als Angelhaken (Fig. 33 o, p).

Von polierten Instrumenten sind namentlich Fragmente von Beilen teils elliptischen, teils dreieckigen Querschnitts ziemlich häufig, während gut erhaltene Exemplare fehlen.[11] Die Beile finden sich in allen Stadien der Bearbeitung von roh zugeschlagenen Stücken bis zu den halb und ganz polierten (Fig. 32 c, e). Letztere sind

[1] Vgl. Anthropos V, Taf. VI, 18, 19, 22, 23.
[2] Vgl. l. c. Taf. VI, 27, 29.
[3] Vgl. l. c. Taf. VI, 17, 24, 28.
[4] Vgl. l. c. Taf. VII, 1—26.
[5] Vgl. l. c. Taf. VII, 17, 19—23, 25.
[6] Vgl. l. c. Taf. VI, 1—5.
[7] Vgl. l. c. Taf. VI, 6—8.
[8] Vgl. l. c. Taf. VI, 13—16.
[9] Vgl. l. c. Taf. VII, 26—43.
[10] Vgl. l. c. Taf. VII, 44—57.
[11] Vgl. La Phénicie . . . Taf. X, 1, 3—5.

sehr selten.[1] Die Schneiden sind gebogen, seltener gerade. Zwischen den Steinwerkzeugen fand Zumoffen auch eine künstlich durchbohrte Meermuschel.[2]

Am Nahr ez-Zaherānī, dem blumenreichen, eine Stunde südlich von Ṣēdā, befindet sich eine ausgedehnte neolithische Werkstatt.

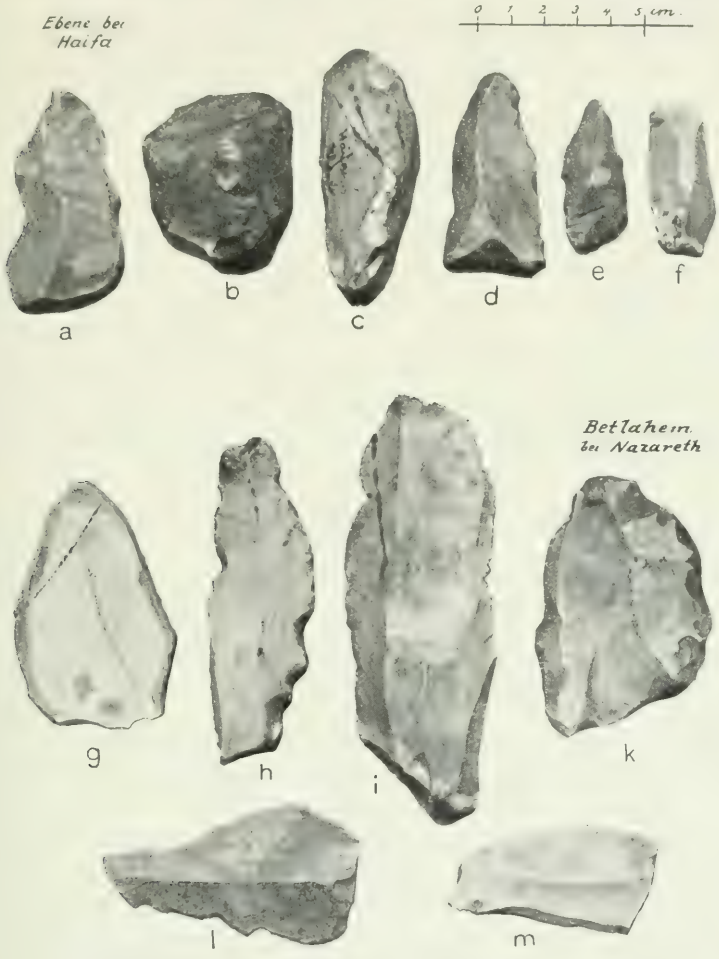



Fig. 34. Silexwerkzeuge aus Ḥaifā und Bēt Laḥm bei Nazareth

Die Felder vom sandigen Strande bis zu den Vorbergen des Libanon sind auf einer Strecke von 1500 m Länge und 400 m Breite mit unzähligen zerbrochenen und unvollendeten Silexinstrumenten und Splittern bedeckt,[3] während außerhalb dieses Gebiets der Feuerstein vollständig fehlt. Es finden sich Nuclei aus kieselhaltigem Quarz

[1] Vgl. Anthropos V, Fig. 6 S. 159.
[2] Vgl. La Phénicie . . . Taf. XI, 15.
[3] Vgl. La Phénicie . . . S. 123.

und Feuerstein, Schlagsteine, Poliersteine und Beile in den verschiedenen Stadien der Bearbeitung (Fig. 32 b).[1] Dazu kommen die gewöhnlichen Typen von Meißeln, Spitzen, Kratzern und Rundschabern. Unter den meist gut erhaltenen und mit einer lichten roten Patina bedeckten Feuersteinwerkzeugen sammelte Zumoffen auch einige rohe, neolithische Topfscherben.

Bei Ḥaifā, am Strande in der Nähe der Karmelspitze, sammelte P. Germer-Durand Angelhaken aus Silex. In den Gärten der deutschen Kolonie in Ḥaifā, 200 m vom Meere entfernt, finden sich durch die Witterung hellgelb oder ockergelb gefärbte Feuersteingeräte. Baurat Dr. Schumacher, dem ich diese Mitteilung verdanke, glaubt, daß sie einst vom Karmel herabgeschwemmt worden sind. Die Farbe des Feuersteins ist dunkelbraun; wie aus Fig. 24 n—u und Fig. 34 a—f hervorgeht, handelt es sich meist um primitive Schaber und Kratzer.

Auf dem Karmel sind verschiedene Fundstellen neolithischer Werkzeuge bekannt, die auch von P. Germer-Durand ausgebeutet wurden. P. Bovier-Lapierre sammelte in der Nähe des Klosters zwischen zwei Ḫallet es-Serǧ genannten Tälchen neben paläolithischen Stücken auch fein retuschierte Messer und ein kleines, ganz poliertes Beil.[2]

### b) Stationen aus der Esdrelonebene und deren Randgebieten.

Die beiden wichtigsten Fundorte am Südrande der Esdrelonebene sind die durch deutsche Ausgrabungen untersuchten Ortslagen Tell el-Mutesellim und Tell Ta'annek.

Die älteste, 1,30—1,50 m dicke Schuttschicht auf dem Tell el-Mutesellim lagerte direkt auf dem von Menschenhand mit Napflöchern und Rinnen versehenen Urfels.[3] Diese Schuttschicht bestand aus schwärzlicher Erde, Knochen, kleinen Silexmessern, Scherben und Kohlenresten und gehört nach Vincent noch dem Ausgang der neolithischen Zeit an.[4] In der ersten Schicht fanden sich an anderer Stelle außer Feuersteinmessern noch Silexmeißel.[5] Auch die folgenden Schichten enthalten noch Silexartefakte in Fülle. So sammelte man aus der dritten Schicht Feuersteinmesser, Schaber, gezähnte flache

[1] Vgl. La Phénicie . . . Taf. X, 2.

[2] Vgl. Graf v. Mülinen, ZDPV XXXI, S. 50 Anm. 1.

[3] Vgl. Schumacher, Tell el-Mutesellim. Bericht über die 1903 bis 1905 mit Unterstützung Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und der Deutschen Orient-Gesellschaft vom Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas veranstalteten Ausgrabungen. I. Bd. Fundbericht, S. 9 ff.

[4] Vgl. RB 1908, S. 429 f.

[5] Schumacher l. c., S. 29; Schumacher verweist für diese Meißel zum Vergleich auf Typ. 590 bei De Morgan, Recherches sur les Origines de l'Égypte. L'âge de la pierre. Paris 1896.

Meißel, Sägen und Pfeilspitzen;[1] besonders zu erwähnen ist eine 7,4 cm lange Pfeilspitze aus grauem Silex und ein 13 cm langer Feuersteinmeißel mit scharf zugeschliffener Schneide.[2] Auch die vierte Schicht zeigt noch gezähnte Feuersteinmesser und scharfschneidige Feuersteinmeißel.[3] Selbst in der fünften Schicht (um 1000 v. Chr.) waren die Silexfunde noch sehr zahlreich. Es waren Schaber mit und ohne Randretuschen (Schweinfurth Typ. 40),[4] Bohrer mit spitzem Ende (Typus 33 Schweinfurths), Meißel und Äxte (Typus 59, 66, 67, 68, 73, 75, 82 de Morgans), Lanzenspitzen und Messer (Typus 98, 99, 102, 103 de Morgans), gezähnte Sägen (Typ. 240, 241, 243), Grabstichel (Typ. 293 u. 294 de Morgans) und gezähnte Sichelsteine.[5] Die Fundstücke aus der Höhle unter dem bearbeiteten Felsen auf der Nordterrasse und aus der benachbarten Zisterne zeigen denselben Charakter. Es sind Grabstichel, wie die eben erwähnten, fein gezähnte Sägen des Typus 240, 255, 259 de Morgans und Messer des Typus 96, 97, 98. Auch Knochenwerkzeuge waren nicht selten; so fanden sich Knochennadeln vom Typus 303, 304, 305 de Morgans.[6] Aus der erwähnten Zisterne waren drei scharfe, gekrümmte Steinmesser von 7—9 cm Länge (Typus 146 u. 148 de Morgans) und eine 11 cm lange Lanzenspitze aus braunem Silex bemerkenswert.[7] Wie in allen spätneolithischen Stationen sind Basaltmühlen, Reibsteine und Mörser auf dem Tell el-Mutesellim sehr häufig.

Nicht mehr in rein neolithische Zeit scheinen die ältesten Schichten von Ta'annek zurückzureichen. Während Sellin den Beginn der Kultur auf dem Tell auf 2000 ungefähr festsetzen zu können glaubt[8], will Thiersch unter das Jahr 2000 heruntergehen, meines Erachtens mit Unrecht.[9] Nach Sellin beschränkten sich die in Massen vorhandenen Silexgeräte auf Messer und Pfeilspitzen, deren Form und Ausführung in allen Schichten gleichgeblieben ist, nur daß die unteren Schichten die zierlichsten und längsten Exemplare ergaben.[10] Blanckenhorn rühmt die gute Erhaltung jener

[1] Vgl. Schumacher l. c. S. 60, 66, 69, 70, 74. Dazu Taf. XIV A, wo die Typen der Schaber, Sägen und Messer wiedergegeben sind. Eine Pfeilspitze aus grauem Silex, 7,4 cm lang, ist auf Taf. XVII e abgebildet.

[2] Vgl. Schumacher l. c., S. 74 u. Abb. 100 S. 73.

[3] Vgl. Schumacher l. c., S. 76 f., 81, 87 und Taf. XXII C und D.

[4] G. Schweinfurth, Steinzeitl. Forschungen in Oberägypten. ZE 1904, S. 784 ff.

[5] Vgl. Schumacher l. c., S. 102 f.

[6] Vgl. Schumacher l. c., S. 157.

[7] Vgl. Schumacher l. c., Abb. 231 S. 159.

[8] Tell Ta'annek, Denkschriften der k. Akad. Wiss. Wien, phil. hist. Kl., 50. Bd., 4. Abt. 1904, S. 101.

[9] Archäol. Anz. 1907, S. 317 ff. [10] Tell Ta'annek S. 94; vgl. Tafel VII.

Messer, die auf der Unterseite alle Merkmale der künstlichen Spaltung aufs deutlichste erkennen lassen. Das längste in Ta'annek gefundene Messer ist 21 cm lang, 23 cm breit und 4—5 mm dick.[1] Auch Sichelsteine sind in Ta'annek häufig; sie zeigen an der ausgezahnten

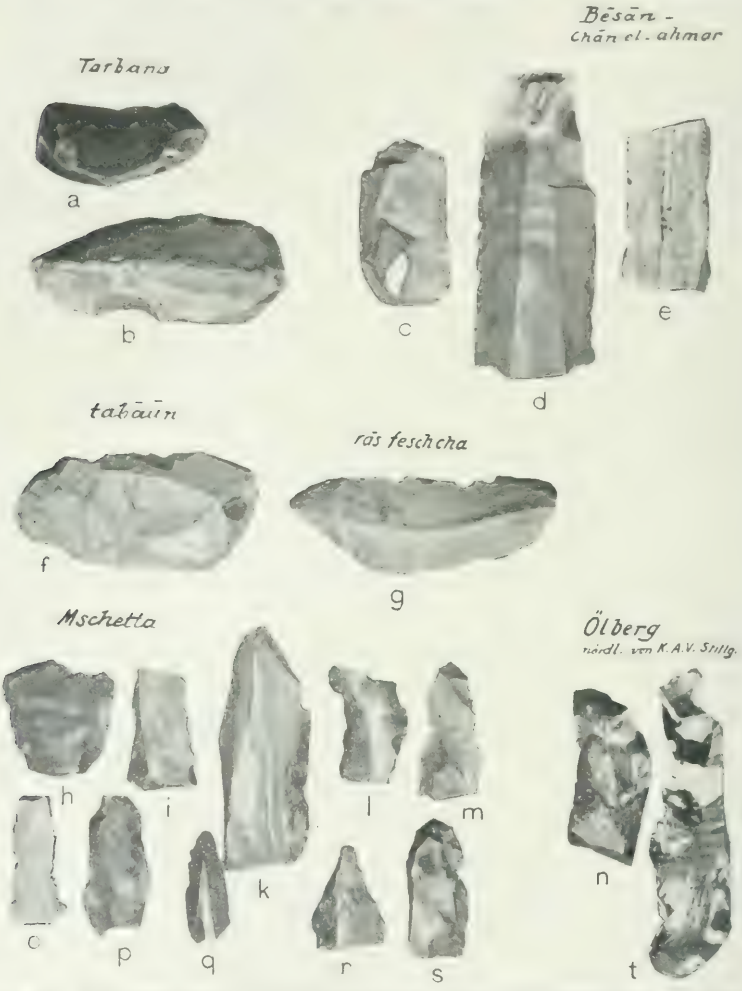



Fig. 35. Silexwerkzeuge aus verschiedenen Orten der Jesreelebene, Judäas und des Ostjordanlandes.

Schneide manchmal die vom Gebrauch entstandene Politur, wie die von Blanckenhorn besprochenen.[2]

Neolithische Stationen werden ferner angezeigt von P. Bovier Lapierre bei Ṣeffūrije auf dem Wege von diesem Orte nach Šefā ʿAmr[3], ferner von Germer-Durand an der Quelle Rās el-ʿAin im

[1] ZE 1905, S. 463 u. Fig. 15, S. 462.
[2] ZE 1905, S. 463 u. Fig. 14; vgl. Fig. 17 S. 464. [3] La Géographie XVII (1908), S. 78.

W. el-Melek bei Šefa ʿAmr, wo er Silexmesser aufsammelte, und bei der Quelle ʿAin el-Emir bei Nazareth von Cazalis de Fondouze.[1] Eine Fundstelle von Silexmessern und Schabern befindet sich ferner auf dem Ackerfeld der deutschen Kolonie Bēt Laḥm bei Nazareth, ca. 500 m südlich von der Kolonie in waldigem Gebiet (Eichenbestand). Das Material ist hellgrauer Feuerstein.[2] (Fig. 34 g—m.)

Beim Bahnbau Ḥaifā—Derʿā machte Baurat Dr. Schumacher Funde von Messern aus hellgrauem Feuerstein auf der Oberfläche des Ackerlandes bei Ṭarbanā westlich von ʿAffule (Fig. 35 a, b). Eine ähnliche Station wurde bei der gleichen Gelegenheit bei der Quelle ʿAin Ṭabaʿūn im Wādi Ǧalūd unweit Zerʿein auf der Oberfläche der Ackerkrume entdeckt. Das Feuersteinmaterial ist hier grau.[3] (Fig. 35 f.)

### c) Die spätneolithischen Stationen im Jordantal.

Die Ortslage von Bēsān mit dem imponierenden Tell el-Ḥōṣn muß schon in der ältesten Zeit vermöge ihrer wichtigen Verkehrslage eine große Rolle gespielt haben. Daher finden wir auch hier eine reiche neolithische Station. Die Fundstellen sind teils das Ackerland beim Ḫān el-Aḥmar in der Nähe der heutigen Bahnstation, teils in der Umgebung des alten Stadthügels. Fig. 35 c, d, e zeigt einige Messer von grauer Farbe vom Ḫān el-Aḥmar, welche sich im Besitze Dr. Schumachers befinden. Besonders schöne Messer aus Bēsān sind in Fig. 36 f, h, i, k abgebildet, ferner ein sehr feiner Klingenschaber in Fig. 36 g. Das Material ist teils glänzend hellbrauner (f, g, k), teils graubrauner, scharf splitternder Feuerstein.

Fig. 36 f ist ein einschneidiges, 9 cm langes und durchschnittlich 1,8 cm breites Messer aus hellbraunem Silex mit künstlich abgestumpftem Rücken. Der Schlagbuckel auf der Unterseite ist nicht mehr sichtbar, wohl aber die konzentrischen Wellenlinien. Die Schneide war, wie die Gebrauchspolitur beweist, unregelmäßig gezähnt, doch sind eine Reihe späterer Aussplitterungen erfolgt. Diese Politur ist auf der Unterseite lebhafter als auf der Oberseite und nimmt ungefähr $^1/_3$ der Breite des Messers ein. Innerhalb der Politur in der Nähe der Schneide trägt die Unterseite kleine Ritze und Geschramme, welche durch den Einfluß harter geschnittener Gegenstände hervorgerufen sind. Die Richtung dieser Schrammen ist der Schnittrichtung konform. Die Klinge Fig. 36 k ist ein mit einem Schlage erzielter, breiter, vorn spitz zulaufender Abspliß, der nicht weiter retuschiert worden ist. Das Instrument ist aus dunkelbraunem

[1] Vgl. Lartet l. c., S. 227.

[2] Nach briefl. Mitteilung des Herrn Baurats Dr. Schumacher in Ḥaifā.

[3] Nach briefl. Mitteilung Dr. Schumachers.

Silex, 9,5 cm lang bei 3,5 cm größter Breite. Die Rückseite zeigt den Schlagbuckel und die konzentrischen Bogenwellen.

Fig. 36 h ist eine zweischneidige 9,4 cm lange, 2,2 cm breite und durchschnittlich 0,4 cm dicke Klinge aus graubraunem Silex. Die beiden Schneiden tragen zahlreiche kleine Zähnchen und sind durch den Gebrauch poliert, die rechte mehr als die linke. Nachträglich haben die Schneiden zahlreiche Aussplitterungen erfahren. Das Instrument ist am oberen Ende abgerundet und durch sehr feine Abschläge sorgfältig als Schaber retuschiert.

Fig. 36. Sichelsteine und Messer.

Fig. 36 i zweischneidiges Messer aus graubraunem Silex von 8,7 cm Länge und durchschnittlich 2,4 cm Breite. Beide Schneiden tragen kleine Aussplitterungen, jedoch nur die rechte eine schwache, aber deutliche Gebrauchspolitur auf der Oberseite.

Fig. 36 g ist ein Klingenschaber aus hellbraunem, glänzendem Silex mit rechtsseitig abbiegender Handhabe. Die Länge beträgt 8,9 cm und die durchschnittliche Breite 1,6 cm. Die Spitze trägt auf der Unterseite den Schlagbuckel und ist fein retuschiert.

Eine der ältesten und wichtigsten Ansiedlungen am Westufer des Sees von Tiberias lag auf dem Hügel el ʿOrēme oder Ḫirbet ʿOrēme, welcher das Vorgebirge bildet, das über der Quelle ʿAin el-Tīne aufsteigend die Genesaretebene im Norden abschließt und

dieselbe von der kleinen Ebene von eṭ-Ṭabṛa trennt (Fig 37). Hier finden sich allenthalben an der Oberfläche der Terrassen, die den

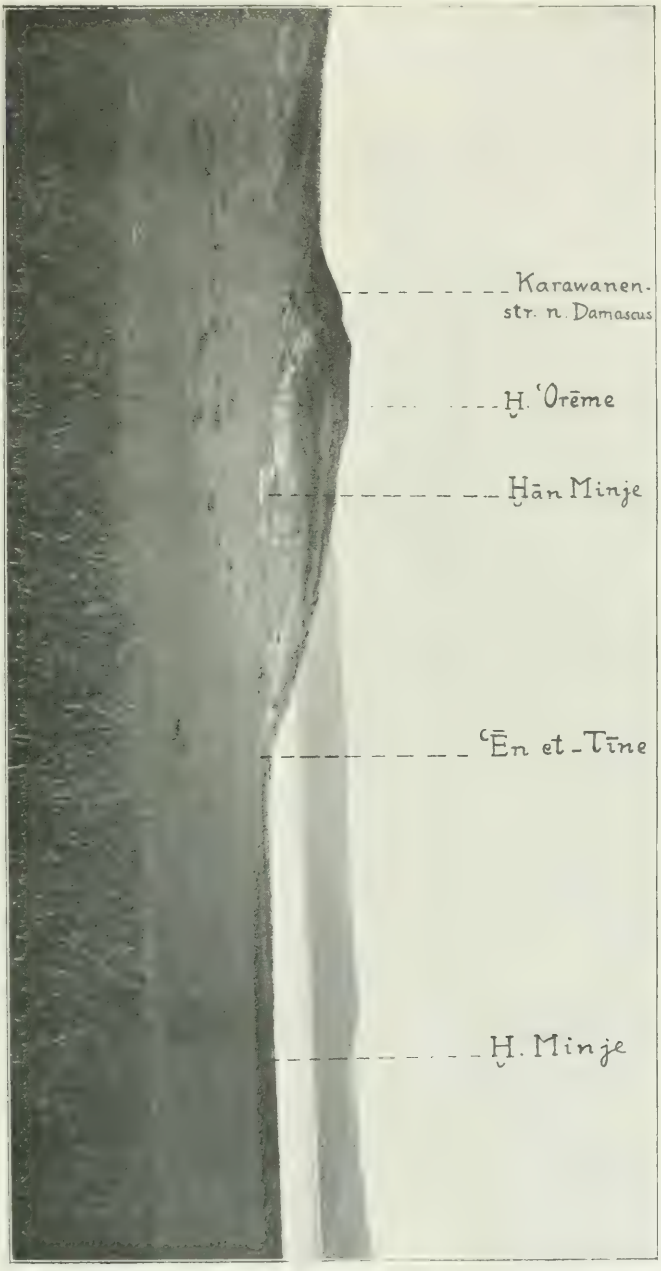



Fig. 37. Das Nordende der Genezarethebene und Ḫirbet ʿOreme von Westen.

Süd- und Ostabhang des Berges einnehmen, Bruchstücke von Silexklingen, Sägen und Sichelsteinen. Auch bei der vom Verfasser im

Frühjahr 1911 vorgenommenen Untersuchung der Ruinenstätte kamen solche in größerer Zahl zutage; darunter sind besonders Sichelsteine mit Gebrauchsabnutzung vertreten.

Bemerkenswert sind die in Fig. 38 a und b abgebildeten Feuersteinmesser, die am Südostabhang des Berges in ungefähr 2 m Tiefe gefunden wurden. Das Material ist grauer Silex. Das größere Messer ist 14,7 cm lang, durchschnittlich 2,5 cm breit und hat noch zwei scharfe, wenig beschädigte Schneiden. Das kleinere Exemplar von 9,2 cm Länge hat eine messerartige und eine sägeartig ausgezackte Schneide.

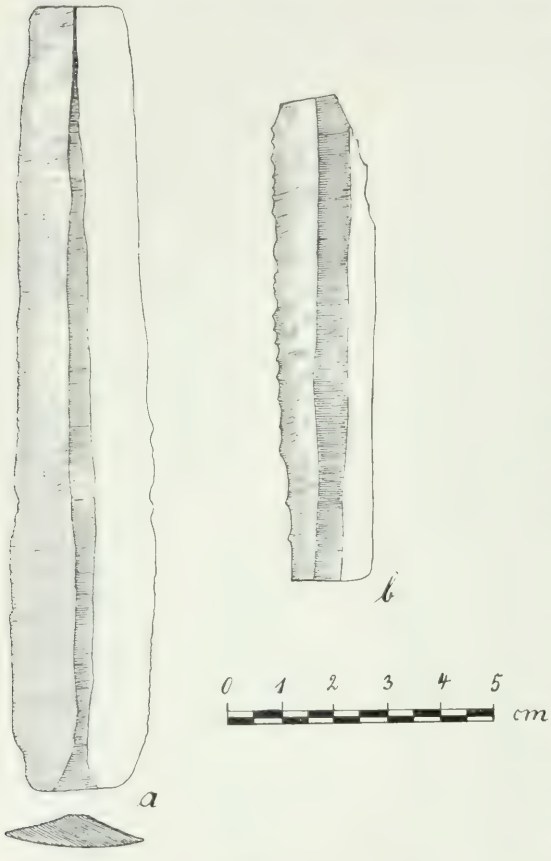


Fig. 38. Messer von Ḥ. Orēme.

Fig. 36 b und c zeigt Beispiele kleiner, glänzender Klingen vom ʿOrēme. Fig. b ist eine kleine Klinge mit scharfem Grat auf der Oberseite aus graubraunem Silex von 4,2 cm Länge und 1,4 cm größter Breite. Die beiden Schneiden sind mit feinen Auszahnungen von der Ober- und Unterseite her versehen; außerdem zeigt die rechte Schneide einen erhöhten Glanz vom Gebrauch. Auch Fig. c, nur ein Fragment, trägt an beiden Seiten Gebrauchspolitur.

Die Zahl der Sichelsteine auf dem ʿOrēme ist groß und beweist, daß die Bewohner dieser Ansiedlung sich mit Ackerbau beschäftigten. Eine größere Zahl ist abgebildet in Fig. 36 a, d und e und in Fig. 39 a m. Fig. 36 l zeigt zum Vergleich einen großen Sichelstein aus Juṭṭā in Südjudäa. Wie wir aus ägyptischen Abbildungen wissen, wurden diese prismatischen, messerartigen Sichelsteine zusammengesetzt und in Holz montiert. So erhielt man eine Sichel, die in Form und Gebrauchsweise ganz den heute in Palästina bei

den Fellachen üblichen Sicheln aus Eisen mit Holzstiel entspricht. Wie die feinen Kerben und Zähne an den Schneiden der Sichelsteine, die natürlich absichtlich hergestellt sind, beweisen, riß man das Getreide mit den Zähnchen der Sicheln mehr ab, als man es schnitt. Genau so tragen auch die heutigen Eisensicheln der Fellachen nicht eine messerartige Schneide, sondern feine sägeartige Zähne, welche das scharfe Stroh besser fassen und im Reißen durchschneiden. Der Schnitter holt sich mit der Sichel in das Getreide greifend eine Hand voll Halme zusammen, die er mit der Linken dicht unter den Ähren faßt, während die Rechte in einem Schnitt die Stengel durchschneidet. Die Auszahnungen der Sichelsteine sind nicht, wie man manchmal angenommen hat, nachträgliche Gebrauchsaussplitterungen einer ehemals intakten Schneide, sondern sind mit Absicht an den Sichelsteinen angebracht und an vielen Stücken samt der Schneide durch den häufigen Gebrauch sehr lebhaft poliert. Die an der Schneide der Steine hervorgerufene Politur ist am lebhaftesten in der Nähe der Schneide und verbreitet sich dann, schwächer und schwächer bis zur Mitte der Oberseite, je nach dem Grade des Gebrauchs und der Form des Steines. Auf der Unterseite ist die Politur gewöhnlich lebhafter und ausgebreiteter, was sich nach Blanckenhorn daraus erklärt, daß die Reibung der Getreidehalme auf der Unterseite der Sichel stärker ist als die Reibung der abgeschnittenen Ähren, die mit der linken Hand zusammengehalten werden.

Diese Sichelsteine sind in allen Ausgrabungen älterer Ortslagen Palästinas reichlich ans Licht gekommen. Bliss bildet vier zusammengehörige Exemplare aus Tell el-Ḥēsi ab[1], und Vincent fügt dazu das ägyptische Vorbild.[2] Blanckenhorn hat im Anschluß an die Funde von Tell el-Ḥēsi die vorkommenden Formen dieser Steine eingehend besprochen.[3] Er unterscheidet zwei Arten von Sicheln; die eine ist zusammengesetzt aus flachen Silexsteinen von vierkantiger, rhombischer, quadratischer oder ungleichseitiger Form, deren Oberseite an drei Kanten bearbeitet ist. Zu der fein gezähnten Schneide stehen die beiden andern kurzen Kanten quer, während die Hinterkante, welche von der Holzfassung der Sichel bedeckt wurde, am wenigsten bearbeitet ist. Als Spitze einer solchen Sichel diente ein

[1] Vgl. A mound of many cities; or Tell el Hesy excavated, S. 123 f. und Fig. 251—254 S. 124.

[2] Canaan, S. 389; vgl. J. de Morgan, Recherches sur les Origines de l'Egypte. L'âge de la pierre et les métaux, Fig. 247. Vgl. ferner Rob. Munro, Prehistoric Problems. Edinburgh a. London 1897, S. 311—314, Fig. 105—107. Zeitschrift f. Ethnologie 1905, Abb. 16 S. 464.

[3] ZE 1905, 460 f.

mehr rechtwinkelig-dreieckiges Stück (vgl. Fig. 39 c und e). Eine andere aber nicht so häufige Art der Sichel setzte man aus schmaleren, parallelseitigen Messerklingen zusammen, deren eine Seite gezähnt war.[1]

Die in Fig. 39 abgebildeten Stücke von ʿOreme sind völlig analog gebaut; sie bestehen aus ockergelbem oder grauem Silex und tragen fast alle an der Schneide einen lebhaften Glanz. Fig. 36 a, e und l sind besonders interessante Exemplare; das letzte stammt aus Juṭṭā in Südjudäa. Fig. a ist aus dunkelbraunem Silex, 5 cm lang und durchschnittlich 3,3 cm breit; die Dicke an der Firstkante beträgt 1,1 cm. Fig. e ist 5,7 cm lang, nur 3 mm dick und besitzt eine äußerst scharfe, von der Unterseite durch feine Aussplitterungen hergestellte sägeartige, lebhaft polierte Schneide. Fig. 36 l ist 8,3 cm lang und besitzt eine besonders lebhaft polierte, gezähnte Schneide.

Fig. 39. Sichelsteine.

Am flachen Strande von eṭ-Ṭābṛa, wenige Schritte nordöstlich von der neuerbauten Landungsbrücke, findet man am Ufer des Sees zwischen den Steinen ockergelbe bis braungelbe Silexwerkzeuge, die hier vom See an den flachen Strand gespült werden. Die lebhaft gelbe Färbung ist durch das lange Liegen im Wasser verursacht;

[1] Über Sichelsteine aus Geser vgl. Blanckenhorn, Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 461 ff. und Abb. 12 u. 13 S. 462; jetzt Macalister, The Excavation of Gezer, II, S. 32 f., 124 f. u. Taf. CXXVIII Fig. 9; aus Tell Taʿannek vgl. Blanckenhorn, l. c. S. 463 u. Abb. 14. Entsprechende Funde aus Jericho vgl. Ernst Sellin u. Carl Watzinger, Jericho. Die Ergebnisse der Ausgrabungen (22. wissensch. Veröffentl. der Deutsch. Or.-Ges.), Leipzig 1913, Blatt 25, № 124.

die eigentliche Farbe des Steines ist ein helles Grau. Der Form nach sind es Messer, Sichelsteine und Spitzen, wie Fig. 40 a—n zeigt. Die Fundstelle ist nur hundert Schritt lang und auf den Seestrand beschränkt. Im benachbarten Gartenland finden sich keine Artefakte. Daß sie vom ʿOrēme dorthin abgeschwemmt sein könnten, ist gänzlich ausgeschlossen. Es bleibt nur die Annahme übrig, daß sie aus dem See an Land gespült werden. Man könnte an Pfahlbauten denken, aber meine Erkundigungen bei den Fischern ergaben, daß sie mit ihren großen Schleppnetzen niemals auf Pfähle gestoßen sind. Die fruchtbare kleine Ebene von eṭ-Ṭābṛa, die reichen Quellen und der fischreiche See mußten ja zur Ansiedlung an dieser Stelle reizen.

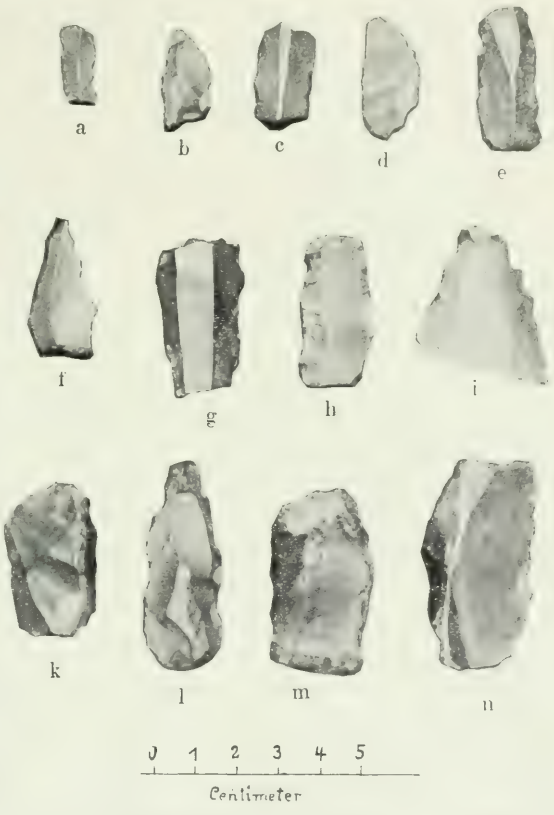


Fig. 40. Silexwerkzeuge vom Seeufer bei eṭ-Ṭābṛa.

Demgemäß finden sich auch in dem Gartenland südwestlich von den Quellen von Ṭābṛa und an den Wasserrinnsalen daselbst kleine Messer und Schaber guter Arbeit. Einige der nicht sehr zahlreichen Funde sind in Fig. 14 b, c, Fragment einer Pfeilspitze, und d abgebildet. Das Material ist heller graubrauner Feuerstein.

Ganz ähnliche Artefakte sammelte ich in einer kleinen Höhle, die vor der Eintrittsstelle des Wādi ʿAmūd in die Genesaretebene liegt. Hier steht, mit der Front nach Südost, ein gewaltiger Kalkfelsblock von etwa 20 m Höhe, der eine senkrechte Steilwand gegen das Ṛuwēr richtet. In dieser Wand befindet sich eine große, hohe, nischenartige Höhle von nur geringer Tiefe, eigentlich mehr ein Schlupfwinkel, die Mṛāret el-Emīre. Dieser Zufluchtsort wird noch heute von den Semeiri-Beduinen der Genesaretebene benutzt. Vor dieser Höhle und an ihrem Eingange finden sich kleine Silexmesserchen,

Schaber und Spitzen, meist jedoch in zerbrochenem Zustande. Nach Wegräumung der Schuttschichten würden sich offenbar die Funde vermehren. Fig. 13 a, b, c, d, e und h zeigt einige Fundstücke aus dieser Höhle. Das Material ist hellgrauer, brauner und schwarzer Silex.

In etwas weiterer Entfernung von eṭ-Ṭābṛa fand ich ein Silexmesser beim Aufstieg zur Höhle ez-Zutīje im Unterlauf des W. ʿAmūd. Der Fußboden der schönen Höhle ist ganz mit Schaf- und Ziegenmist angefüllt, so daß, wie in den allermeisten Fällen, nicht konstatiert werden konnte, ob sich prähistorische Reste im Schutt finden.

Einfache Schaber aus ockergelbem und grauem Silex sammelte ich ferner nordödstlich vom Ḫan Ǧubb Jūsuf an der Damaskusstraße, wenige Kilometer nördlich von eṭ-Ṭābṛa, zwischen dem Ḫan und dem Wādi Kerāzie. Sie sind abgebildet in Fig. 13 f, g und i.

Als weitere neolithische Stationen in der Nähe des Jordantales wäre dann nur noch die von P. Bovier-Lapierre in der Umgebung von Ḳades gemeldete zu nennen.[1]

### d) Die spätneolithischen Stationen in Obergalliäa.

Ein ganzes Netz von neolithischen Siedlungen überzog die fruchtbarsten und wichtigsten Teile des Oberlandes, wie wir aus den bisher nachgewiesenen neolithischen Stationen wissen.[1] Die durch den Verfasser bei seinen Reisen in Obergaliläa gemachten Beobachtungen bestätigen und ergänzen die des französischen Forschers P. Bovier-Lapierre in erwünschter Weise. Leider wissen wir noch nicht viel über jene Stationen, denn der einzelne Reisende kann gewöhnlich den prähistorischen Resten nur Bruchteile seiner Aufmerksamkeit zuwenden und ist nicht imstande, den schwierigen Transport sich rasch mehrender Feuersteinmassen auf sich zu nehmen. Die bis heute bekannten neolithischen Stationen Obergaliläas erstrecken sich über den fruchtbarsten Teil des Oberlandes von Ḳades im Osten bis nach Birket Rāmija im Westen. Es ist im wesentlichen das vom W. ʿAjūn entwässerte plateauartige Gebiet, das sich nördlich vom Ǧebel Ǧermaḳ und Ǧebel Ṣafed erstreckt.

Die Umgebung von Ṣafed selbst, besonders die Abhänge des Ǧermaḳ und das Tal von ʿAkbara, ist reich an Feuersteinwerkzeugen. Der Wadi ʿAkbara mit seinen großen natürlichen Höhlen und Quellen war ja für steinzeitliche Ansiedlungen wie geschaffen. Aus Ṣafed bildet Lortet in seinem Reisewerke bereits zwei polierte Steinbeile ab.[2]

[1] Vgl. La Géographie XVII (1908), S. 77 f.

[2] Lortet, La Syrie d'aujourd'hui. Voyages dans la Phénicie, le Liban et la Judée 1875—1880. Paris 1884, S. 529.

Im Verlauf der alten Karawanenstraße, welche das Oberland aus der Gegend von Ṣafed in nordwestlicher Richtung nach Tyrus durchschneidet, beobachtete der Verfasser an verschiedenen Stellen Silexartefakte. Reitet man von dem Dorfe Sa'sa' in nordwestlicher Richtung nach Rumēš, so kommt man durch ein Tälchen, in welchem Bīr und Ḫirbet Bedīje liegen. Reihen von exakt ausgemeißelten Felsstufen an schwierigen Stellen dieses Tales beweisen, daß hier einst eine wichtige Straße durchgegangen ist. Silexartefakte finden sich da, wo dieses Tal auf die von Kefr Bir'im heranführende Hauptstraße nach Tyrus stößt; ferner in dem flachen, breiten Tale von Rumēš. Im Wādi 'Ajūn nordwestlich von Rumēš kann man sie sammeln, in den Gärten von Dibl und in dem Teile des Wādi 'Ajūn nordwestlich von Dibl, bis man dasselbe verläßt, um nach Jā'ter aufzusteigen. Die Artefakte liegen an diesen Stellen auf der Erdoberfläche zerstreut. Sehr reich an Silexwerkzeugen ist nach Bovier-Lapierre die Gegend zwischen Jārūn und 'Ain Ibl, ein wenig östlich von der eben beschriebenen Straßenlinie; buchstäblich bedeckt mit Silexsplittern ist der W. Jārūn zwischen Jārūn und 'Ain Ibl. P. Bovier-Lapierre sammelte dort neben Schabern, Messern und Spitzen auch schöne, sorgfältig bearbeitete oder geschliffene Beile, eines von erheblicher Größe. Eine sehr ausgiebige Station ist 'Ain Hanīn, die Quelle am Fuße des Metāwiledorfes Hanīn, die noch viel von den Hirten der Gegend aufgesucht wird. Hier traf P. Bovier-Lapierre eine ausgedehnte neolithische Werkstatt mit zahlreichen Kernstücken und Schlagsteinen, schönen Klingen und ungefähr 60 Beilen von sehr länglicher Form, von denen einige nur oberflächlich zugeschlagen, viele andere zur Politur bereit, noch andere bereits teilweise oder ganz poliert waren. Eine ähnliche Werkstatt konstatierte P. Bovier-Lapierre westlich von der Tyrusstraße um den Teich am Fuße des Dorfes Rāmija. Die Beile sind auch dort sehr zahlreich, aber, wie es scheint, weniger gut gearbeitet als die von Hanīn. Andere weniger bedeutende Fundstätten in dem bezeichneten Gebiet sind der Wādi en-Naḥle in seiner ganzen Ausdehnung, Marūn er-Rās, Ḫirbet el Manṣūra, Ḫirbet el-Bijār, Ḫirbet Šelābūn und eṭ-Ṭire. In der Umgebung der Birket Ǧiš sammelte P. Bovier-Lapierre auf basaltischem Boden Instrumente mit dunkelroter Patina.

Auch das übrige Palästina ist reich an neolithischen Stationen. Manche von den paläolithischen Fundorten Judäas liefern auch neolithische Instrumente als dünne Oberschicht. Im südlichen Judäa scheint die Umgebung von Juṭṭā und Bēt Ǧibrīn[1] reich an Silexartefakten zu sein. Bei Jafā finden sie sich in den Dünen, ferner

[1] Vgl. QSt. 1912, Taf. II zu S. 83, Fig. 5 Nr. 5 u. 6.

bei ʿAmwās, Abu Ṛōš, Ḳubēbe, eğ-Ğīb, Nebi Samwīl, Rāmallāh, Bētīn, ʿAin Karim, Mālḥa, im Wādi neben dem Kreuzkloster südlich von Jerusalem, auf dem Ölberge (Fig. 35 n, t), im Kidrontale unterhalb von Silwān, beim Jobsbrunnen, in Bethanien auf der Oberfläche der Äcker, in Gräbern aus der Bronzezeit bei dem Dorfe ʿAin Jebrūd unfern des Tell ʿAṣūr[1], beim Vorgebirge Rās Feṣḥa am Westufer des Toten Meeres und an vielen andern Orten. Das ganze ostjordanische Plateau ist ebenfalls reich an Silexwerkzeugen (Fig. 35 h—s aus Mšettā). Schöne prismatische Messer aus es-Salṭ befinden sich in der archäologischen Sammlung der Augustiner von Notre-Dame de France in Jerusalem.[2] Feuersteinmesser 27 km südlich von Tebūk neben der Ḥeğāzbahn signalisierte Meissner Pascha.[3]

Durch die Ausgrabungen der beiden letzten Jahrzehnte in Palästina ist das Material an neolithischen Feuersteingeräten bis herab zur Eisenzeit (Beginn um 1200 v. Chr.) neben sonstigen Resten der neolithischen Zeit[4] bedeutend gewachsen. Leider konnten wegen anderer und näherliegender Aufgaben dabei die prähistorischen Reste nur einen verhältnismäßig geringen Bruchteil der Aufmerksamkeit der Forscher beanspruchen. Selten rührte man wirklich neolithische oder äneolithische Schichten an, sondern sammelte hauptsächlich die aus der Bronzezeit bis in die erste Hälfte der Eisenzeit sich findenden Instrumente.[5] Um so erfreulicher ist es, daß Macalister bei seinen Ausgrabungen in Geser und Sellin-Watzinger in Jericho auch den vorgeschichtlichen Funden ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zugewandt haben. Am erfolgreichsten waren in dieser Beziehung die Grabungen in Geser, weil Macalister regelmäßig bis auf den gewachsenen Fels herabging und auch die Troglodytenhöhlen untersuchte und infolgedesen ein fast lückenloses Beobachtungsmaterial über Steinwerkzeuge sammeln konnte, das er Bd. II, S. 121—127 und Taf. CXXXVIII und CXXXIX seines Werkes The excavation of Gezer (London 1912) klassifiziert und eingehend

[1] Vgl. P. P. M.Gisler und H. Hänsler O. S. B., Das hl. Land 1912, S. 45 u. 151 f. u. Fig. 2 daselbst.

[2] Vgl. Un Musée palestinien, Fig. 11 u. 12.

[3] Nach Blanckenhorn, Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde z. Berlin 1907, S. 293.

[4] Vgl. z. B. das höchst interessante Hirschhornbeil mit Schaftloch aus Geser (Höhle 28 II). s. Macalister, The excavation of Gezer, Bd. III Taf. XXXIV, 31. Durch den Kopf der Axt ist ein Loch für einen Nagel gebohrt, um den Schaft zu befestigen, vgl. Macalister l. c. Bd. I, S. 125.

[5] Abbildungen von Silexfunden aus den Grabungen in Südpalästina: Flinders Petrie, Tell el Ḥesy (Lachisch), Taf. X. F. J. Bliss, A mound of many cities S. 124, Fig. 247—254 und 193 ff. (Appendix von F. C. J. Spurell). F. J. Bliss and St. Macalister, Excavations in Palestine, S. 142 u. Taf. LXXI.

bespricht.[1] Wir haben hier zum erstenmal aus einer Siedlung in Palästina, welche bis in rein neolithische Zeit zurückgeht, ein wissenschaftlich verwertbares Material aus allen Schichten und können auf Grund desselben die Entwicklung der palästinischen Steinmanufaktur vom Spätneolithikum bis zur Eisenzeit feststellen.

Dazu tritt als willkommene Ergänzung das räumlich nicht so ausgedehnte, sehr reiche neolithische Beobachtungsmaterial aus Jericho, welches Watzinger sehr sorgfältig untersucht und klassifiziert hat.[2] Da in Jericho nur an einem Punkte, im Verlaufe des großen Ost-Westschnittes — F 5 — eine Tiefgrabung unternommen wurde, die bis 9 m unter die heutige Oberfläche des Stadthügels hinabführte, aber ihr Ziel, die unterste Kulturschicht und den gewachsenen Boden, nicht ganz erreichte,[3] ist das Fundmaterial aus den unteren Schichten (Gruppe a und b Watzingers) sehr beschränkt und darum für allgemeine Schlüsse mit Vorsicht zu verwerten. Dagegen sind die Funde aus den hauptsächlich freigelegten kanaanäischen Schichten um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. sehr reich und erstrecken sich über den ganzen Hügel (Gruppe c und d).

Die Feuersteinmanufaktur in Geser und Jericho zeigt durchweg die größte Ähnlichkeit in den Werkzeugtypen, in der Arbeitsweise und in der Entwicklung und bestätigt die bei den übrigen Ausgrabungen und sonstigen Sammlungen aus spätneolithischer Zeit schon gemachten Beobachtungen. An beiden Orten, wie auch sonst an allen altpalästinischen Ortslagen, sind die Steingeräte ausschließlich aus langen, dünnen, klingenartigen oder kurzen, breiten und dickeren Abschlägen von einem Kernstück (Nucleus) durch Randretuschen hergestellt, höchst selten durch Flächenretusche auf beiden Seiten; das früher geübte Herausschlagen eines Werkzeuges durch zahlreiche mehr oder minder große Abschläge aus einem Werkstück (nukleogene Werkzeuge) wird nur noch bei den seltenen geschliffenen Steinbeilen verwendet. Die drei Beispiele dieser Art mit Flächenretusche, von denen eines, ein Beilchen von 8 cm Länge,[4] aus der ältesten Schicht Gesers,[5] und die beiden andern, ein ovales Beilchen (Jericho, Blatt 25 Fig. 127) und ein langer, schmaler Meißel (Jericho,

[1] Vgl. auch bereits Bd. II, S. 32 f.

[2] Ernst Sellin und Carl Watzinger, Jericho. Die Ergebnisse der Ausgrabungen, Leipzig 1913, S. 112—116, vgl. Blatt 23—27.

[3] Über diese Tiefgrabung vgl. Jericho S. 18 f. Unter der „kanaanäischen" Schicht ließen sich noch vier Schichten mit Mauerwerk feststellen. Der vorletzten gehören drei Orthostaten an, die vielleicht von einem Dolmen herrühren.

[4] Bd. III, Taf. CXXXIX, 1.

[5] Vgl. auch noch den Meißel aus Höhle 15 I, abgebildet Bd. III Taf. XXI. 12; vgl. Bd. I, S. 92.

Blatt 25 Fig. 128) aus Jericho unbekannten Fundorts stammen,[1] sind verschwindende Ausnahmen. Vielleicht handelt es sich um ältere Fundstücke, die in neolithischer Zeit wieder verwendet wurden; auch ägyptischer Import könnte in Palästina in Frage kommen. Das beste Exemplar ist Jericho, Blatt 25 Fig. 128. Es gleicht ganz den »Doppelspitzen« protoneolithischer Zeit aus den Stationen bei Bethlehem.[2]

Macalister hält es für wahrscheinlich, daß in neolithischer Zeit jedermann seine Instrumente selbst aus Stein fabrizierte und daß die Steinbearbeitungskunst erst in der Metallzeit zu einem von wenigen Personen geübten Handwerk geworden ist. Er fand in Geser in den verschiedensten Schichten an 12 Stellen große Haufen von Feuersteinsplittern,[3] offenbar Reste von Steinwerkstätten in der Stadt, so am Nordende von Graben 2 und im Graben 4. Es gab also zweifellos in der Bronzezeit innerhalb der Festung Geser noch ein Handwerk der Steinschläger. Macalister irrt jedoch, wenn er annimmt, daß in rein neolithischer Zeit ein solcher Handwerkerstand noch nicht bestanden habe. Auch damals gab es längt berufsmäßige Steinschläger und Künstler in diesem Fach, welche die langen und schönen Exemplare herstellten. Der einfache Mann mag sich seine gewöhnlichen Werkzeuge selbst geschlagen haben, später, zumal in einer ummauerten Stadt, war man auf den berufsmäßigen Handwerker angewiesen. Da in Geser die Steinschlagkunst geübt wurde, fanden sich auch die Abfälle der Werkstättten, Nuclei,[4] formlose Splitter[5] und unretuschierte und nicht benutzte Klingen in großer Zahl und zwar in allen Perioden.[6] In israelitischer und jüdischer Zeit, als man völlig zur Metalltechnik übergegangen war, bilden solche formlose Klingen und Splitter in Geser die letzten Silexinstrumente. Es läßt sich also in Geser vom reinen Neolithikum angefangen mit der Einführung der Metalle ein allmählicher Niedergang der Feuersteinmanufaktur feststellen, bis sie in der Eisenzeit, völlig degeneriert, ausstarb. Die feinsten Silexgeräte fand Macalister in den Troglodytenhöhlen im Felsuntergrunde der Stadt.[7] In der ältesten Zeit sind die Messer am längsten und am regelmäßigsten gearbeitet. Sie werden kurz und unansehnlich in den späteren Perioden, bis sie in der israelitischen Zeit ganz

[1] Vgl. Watzinger, Jericho S. 115.
[2] Vgl. oben S. 145 und Fig. 26.
[3] Typische Beispiele sind abgebildet Geser Bd. III. Taf. CXXXVIII, Fig. 8—13.
[4] Vgl. Bd. II S. 126 und Fig. 300; Bd. III Taf. CXXXIX, Fig. 6.
[5] Bd. III Taf. CXXXIX, Fig. 8—13.
[6] Vgl. Bd. II S. 128 f.
[7] Vgl. Bd. II S. 121.

verschwinden.[1] In der Form der Messer machte sich die Metalltechnik vielleicht darin bemerkbar, daß man ihnen gelegentlich einen Stil zum Einlassen in einen Holzgriff gab.[2]

Zu entgegengesetzten Resultaten ist Watzinger in Jericho gekommen.[3] Er konstatiert aus den ältesten Zeiten bis hinauf zur zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends (Eroberung Jerichos durch die Israeliten und Zerstörung) eine ständige Verbesserung und Entfaltung der Steinindustrie von rohen kurzen Messern und Schabern (Blatt 23) bis zu den schönen, dünnen bandartigen Messern der kanaanäischen Zeit (Blatt 26). Er teilt das Fundmaterial in drei Gruppen; Gruppe a umfaßt die Geräte aus der größten erreichten Tiefe der Tiefgrabung in F 5 (9 m unter der Oberfläche des Hügels). Gruppe b enthält die Funde aus der Umgebung der Orthostatenmauer der dritten vorkanaanäischen Schicht und Gruppe c und d die »kanaanäischen« Funde. Während Gruppe a und b nur aus dem schmalen Raume der Tiefgrabung stammen, ist das Material von c aus den kanaanäischen Schichten des ganzen Tells entnommen. Nun stimmt Gruppe c einschließlich der großen Feuersteingeräte (Gruppe d) vollständig mit den zeitlich entsprechenden Funden aus Geser zusammen. Watzinger irrt, wenn er die bandförmigen, dünnen, zweischneidigen und teilweise gezähnten Messer, die Hauptwerkzeuge dieser Gruppe, auf das kanaanäische Niveau beschränkt und deshalb die gleichartigen Messer Nr. 84—87 der vorkanaanäischen Schicht in der Nähe der Orthostatenmauer aus dieser Zeit als unsicher ausschließen will. Daß in dieser Tiefe nicht mehr Instrumente dieser Art gefunden wurden, hängt mit der kleinen Fläche der Tiefgrabung zusammen. Tatsächlich finden sich also die »kanaanäischen« zweischneidigen Messer bereits in den vorhergehenden Schichten. Im übrigen liegen bei den von Watzinger unter Gruppe a aus der tiefsten Schicht und auch noch unter Gruppe b sorgfältig beschriebenen Silexgeräten meist nicht eigentliche, fertig ausgeführte Geräte vor, sondern teils formlose Splitter und Klingen, teils mißratene Exemplare. Es handelt sich also auch in Jericho teilweise um Abfallmaterial von Werkstätten, sei es, daß die Bewohner der ältesten Siedlung sich ihre Geräte selbst roh geschlagen haben, oder daß die Ausgräber gerade in den untersten Schichten in Abfallmaterial geraten sind. Solche Splitter sind auf Blatt 23 und 24: Fig. 10, 11, 37, 39, 42, 43, 44, 45, 47, 54, 82, 83. Mehr oder minder regelmäßige oder mißratene Klingen mit scharfen Schneiden ohne jede Retusche und ohne Gebrauchsspuren sind Blatt 23: Fig. 5, 36, 12, 13, 14, 15,

[1] Vgl. Bd. II, S. 123, 124 oben.
[2] Vgl. Bd. III Taf. CXXXVIII, 1.
[3] Vgl. Jericho S. 112 ff.

16, 17, 18, 19, 27; Blatt: Fig. 28, 30 46, 50, 51, 53, 55, 56, 57, 58, 59; Blatt 25: Fig. 62, 63, 64, 66, 68, 69, 70, 71, 73, 74, 75, 76, 80. Dazu kommen gleichartige regelmäßigere Klingen, die am vorderen Ende durch Retuschen zu Klingenschabern mit daumennagelförmiger oder spitzerer Schaberkante gestaltet sind, Blatt 23: Fig. 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26; Blatt 24: Fig. 29, 31, 32, 52; Blatt 25; Fig. 65. Andere Klingen scheinen als Bohrer und Stichel retuschiert zu sein, z. B. Blatt 23: Fig. 33, 34, 35, 40, 41; Blatt 25: Fig. 60, 72, 74, 81. Fig. 42 (Blatt 24), welche Watzinger als Axt auffaßt, ist wohl nur ein roher, starker, dreieckiger Absplіß. Abgesehen von den Klingenschabern, Bohrern und Sticheln bleiben von den ältesten Gruppen a und b noch einige mehr oder minder regelmäßige Klingen mit einer Schneide übrig, z. B. Fig. 1, 2, 3, 6, 7, 48, 49; schmale, lange Messer Fig. 61, 67; größere, zweischneidige Klingen Fig. 88, 89; Pfeil- oder Speerspitzen mit Stil Fig. 77, 78, 79.[1]

Ein großer Teil dieser Geräte und die Splitter und unretuschierten Klingen sind nicht gebraucht worden; wir haben in ihnen teilweise nur Abfallmaterial der Steinmanufaktur vor uns. Dagegen zeigen die drei dünnen prismatischen Messer aus Gruppe b, Fig. 84—86, zahlreiche Benutzungsspuren. Aus alledem geht hervor, daß durch die Funde in Jericho die Tatsache nicht erschüttert worden ist, daß die besten und sorgfältigsten Werkzeuge aus den neolithischen Schichten oder einer ihnen noch naheliegenden Zeit stammen, daß dagegen mit der allgemeinen Einführung der Metalle die Steinmanufaktur in Palästina einem langsamen Verfall entgegenging. Gewisse vielgebrauchte Werkzeugtypen, wie die breiten, prismatischen, zweischneidigen oder einschneidigen Messer und die Sichelsteine haben sich bis in die kanaanäische Zeit auf ihrer technischen Höhe erhalten. Der Niedergang läßt sich in Jericho, das bereits in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends zerstört wurde, nicht so deutlich konstatieren wie in Geser. Die relativ grobe Arbeit der ältesten Geräte aus Jericho erklärt sich wohl aus lokalen Zuständen und aus der Beschränktheit des Fundgebietes.

Sonst stimmt das Werkzeuginventar Jerichos mit Geser, abgesehen von geringen Differenzen, vollkommen überein. Sägen mit regelrecht retuschierten Zähnen sind im Spätneolithicum Palästinas sehr selten. In Jericho fehlen sie vollständig; aus Geser hat Macalister drei Exemplare beibringen können, s. Gezer Bd. III, Taf. CXXXVIII Fig. 18, 19 und Taf. CXXXIX, Fig. 14, während es sich bei Fig. 33 daselbst um eine feingezähnte Säge handelt. Speer- und Pfeilspitzen sind an beiden Orten vorhanden, aber nicht häufig.

[1] Vgl. die ähnlichen Pfeilspitzen von Râs Beirût, Anthropos V (1910) Taf. VI zu S. 151 ff., Fig. 18—23.

Es sind kräftige, dreieckige Absplisse mit scharfer Spitze, Taf. CXXXVIII, Fig. 21, 22, 23. Die Pfeilspitzen sind ähnlich, nur entsprechend kleiner, s. Taf. CXXXVIII, Fig. 24, 25, 26; doch gibt es auch feine blattartige, gestielte Pfeilspitzen in Geser, wie Taf. CXXXVIII, Fig. 37, 38, 39; Taf. CXXXIX, Fig. 19 und solche mit Widerhaken, Taf. CXXXVIII, Fig. 36; CXXXIX, Fig. 18. Die Stücke aus Jericho sind viel roher, s. Blatt 24: Fig. 77, 78, 79; Blatt 25: Fig. 125 und Blatt 26: Fig. 121. Die für alle spätneolithischen Ortslagen typischen Sichelsteine wurden auch in Geser zahlreich gefunden, mit Ausnahme der ältesten vorsemitischen Periode. Als solche bezeichnet Macalister die Instrumente Taf. CXXVIII Fig. 9; Taf. CXXXIX Fig. 2 und Taf. CXXXVIII Fig. 20. Taf. CXXVIII Fig. 9 zeigt eine aus sechs Sichelsteinen zusammengesetzte Feuersteinsichel.[1] Je nachdem die einzelnen Steine ein Mittelstück, das Endstück oder die Spitze der Sichel bilden, sind sie in bestimmter Weise zugeschärft, und zwar tragen die Mittelstücke nur eine gezähnte Schneide; das Endstück hat neben der vorderen auch die untere Kante zugeschärft, und die dreieckige Spitze trägt beide Langseiten retuschiert. In dieser Zusammensetzung wurden die Steine, wie schon erwähnt, in Holz gefaßt. Aus Jericho ist auf Blatt 25 Fig. 124 nur ein Sichelstein abgebildet; doch dienten wohl manche der Messer als Sicheln z. B. Fig. 106, 111.

Völlig gleich sind in Geser und Jericho die großen, aus einer flachen Feuersteinplatte abgespaltenen und nur von der Oberseite mit der Rinde zugeschärften Keile und Schaber, Gruppe d Watzingers und Macalister Bd. III Taf. CXXXVIII Fig. 30, 34; Taf. CXXXIX Fig. 15, 16, 20, 21, 22. Die Unterseite der Schaber trägt an der der zugeschärften Kante entgegengesetzten Seite den großen Schlagbuckel als Handhabe, s. z. B. Gezer Bd. III Taf. CXXXVIII Fig. 30[2] und Jericho Blatt 27 Fig. 139. Ganz gleich ist der oben S. 72 irrtümlich dem Moustérien zugewiesene Schaber aus Juṭṭā. Alle Schaber haben eine bogenförmige, von der Oberseite aus fein zugeschärfte Schneide, sind von großen Dimensionen und haben teilweise einen Stiel zur bessern Handhabe, vgl. Blatt 27, Fig. 138, 140. Die Oberseite mit der Rinde trägt oft Kritzeleien, wahrscheinlich Eigentumsmarken der Besitzer. So trägt Fig. 137 aus Jericho ein Hexagramm; aus Geser Taf. CXXXIX Fig. 16 ein Aleph, Fig. 21 eine Doppelaxt und Fig. 22 ein vierbeiniges Tier; Bd. II Fig. 422 S. 275 ist ein Schaber mit eingekratzten phönizischen (?) Buchstaben abgebildet. Ähnliche Werkzeuge sind schon aus Südjudäa bekannt geworden.[3]

[1] Vgl. Bd. II, S. 32 ff. [2] Vgl. QSt. 1903, S. 195 f.

[3] Vgl. Tell el-Ḥesy, Taf. X, Fig. 23; Bliss-Macalister, Excavations Taf. 71, Fig. 2, 5.

Auch die Messer, die häufigsten Werkzeuge, sind in Geser und Jericho im wesentlichen gleich. Ein Bruchteil derselben ist einschneidig, vgl. Blatt 24, Fig. 48, 49 aus Jericho; die meisten sind jedoch zweischneidig und teilweise fein gezähnt. In Geser waren bandartige Messer von der vorsemitischen Periode angefangen sehr häufig; sie bilden nach Macalister 19% aller gefundenen Silexwerkzeuge (II, S. 122). Die Basis und das vordere Ende dieser geraden, dünnen, prismatischen Messer sind quer abgeschlagen, öfter endigen sie jedoch in einer Spitze. Die Oberseite besteht gewöhnlich aus zwei durch einen scharfen Grat getrennte Flächen; oft jedoch tritt an die Stelle des Grates eine mehr oder minder breite Fase, sodaß der Querdurchschnitt der Messer eine trapezförmige Gestalt annimmt.[1] Von diesen bandartigen Messern unterscheidet Macalister eine spitze Form, welcher 22% aller in Geser gefundenen Silexgeräte angehören. Bei ihnen bleiben die Schneiden nicht parrallel, sondern nähern sich einander, bis sie in eine Spitze auslaufen.[2] In Geser wurde diese Form der Messer erst in der semitischen Zeit häufiger. In Jericho sind ebenfalls beide Formen vertreten.

Ein Unterschied im Werkzeuginventar von Geser und Jericho besteht, soweit man nach dem abgebideten Material urteilen kann, darin, daß die in Jericho in den unteren Schichten häufigen Klingenschaber in Geser ganz zu fehlen scheinen; überhaupt sind in Geser nicht so viele unretuschierte Klingen gefunden worden wie in Jericho. Das läßt sich aus lokalen Verhältnissen erklären, kann aber auch dafür sprechen, daß die untersten Schichten Jerichos im allgemeinen in eine ältere Zeit zurückreichen als die Gesers. Wenigstens zeigen alle rein neolithischen Werkstätten, wie die am Vorgebirge Rās Beirūt, eine Fülle von Splittern und unbenutzten Klingen derselben Art.

Den Befund von Geser und Jericho können wir als typisch für die spätneolithischen und bronzezeitlichen Ansiedlungen Palästinas ansehen. Das wird durch die Funde bei den übrigen Ausgrabungen durchweg bestätigt. Wir haben also in den Ausgangsphasen des Neolithicums und während der bronzezeitlichen Silexindustrie hauptsächlich sorgfältig gearbeitete Messer, Sichelsteine und Schaber zu erwarten, weniger Pfeilspitzen, also Geräte der friedlichen Tätigkeit des Landmannes. Dagegen sind die nucleogenen Werkzeuge des Hochneolithicums wie Beile, Meißel, Lanzenspitzen von Kernstücken selten. Stationen, welche uns diese Werkzeuge in großer Zahl liefern, gehören also in das eigentliche Hochneolithikum. Als typisch für diese Hauptzeit der neolithischen Periode mag die große und ausgedehnte Station und Werkstatt von Rās Beirūt gelten.

[1] Vgl. Macalister Bd. II, S. 122 f.

[2] Beispiele s. Gezer, Taf. CXXXVIII, 3, 31.

Vergleichen wir das Werkzeuginventar und die Arbeitsweise von Rās Beirūt mit Geser und Jericho, so ergibt sich folgendes. Die Pfeil- und Lanzenspitzen nucleogener Natur oder wenigstens mit Flächenretusche von Rās Beirūt[1] und die gekrümmten Spitzen mit sorgfältig retuschierten Spitzen und gebogenen Ausschnitten,[2] ferner die kleinen, fein retuschierten Spitzen[3] und die halb oder ganz polierten Beile und Meißel[4] sind in Geser und Jericho nicht vorhanden. Die blattförmigen, gestielten Pfeilspitzen von Rās Beirūt[5] mit sorgfältiger Flächen- und Randretusche, oft mit feinen Zähnen, sind in Geser wenigstens in einigen ebenfalls gut gearbeiteten, aber ungezähnten Exemplaren vertreten;[6] dagegen fehlen in Geser die Spitzen mit beiderseitigen Auskerbungen am Stil. In Jericho sind diese Lanzen- und Pfeilspitzen durch einige rohere Formen repräsentiert.[7] An beiden Orten sind die Lanzen- und Pfeilspitzen selten, während sie in Beirūt sehr zahlreich gefunden werden. Die in Beirūt zahlreichen einfachen und doppelten Sägen, ebenfalls mit sorgfältiger Retusche,[8] fehlen in Jericho vollständig und sind in Geser durch zwei Exemplare vertreten. In der Häufigkeit der Klingen und der daraus verfertigten Schaber, Messer und Sichelsteine[9] stimmt dagegen Beirūt mit den beiden spätneolithischen Stationen überein.

Rās Beirūt und die übrigen hochneolithischen Stationen stimmen also mit den beiden spätneolithischen Ansiedlungen in den Klingen, Messern und in den aus Klingen gefertigten Schabern und Spitzen überein; sie unterscheiden sich von ihnen durch die Beile, Meißel, Lanzen- und Pfeilspitzen nucleogener Natur. Darin liegt zugleich die Entwicklung der Steinindustrie in spätneolithischer Zeit eingeschlossen. Mit dem Aufkommen der Metalle verschwanden allmählich diejenigen Steingeräte, welche zuerst durch Bronze ersetzt wurden, die Beile, Äxte, Meißel, Dolche, Speer- und Lanzenspitzen; dagegen erhielten sich die ganze Bronzezeit hindurch die billigen Pfeilspitzen, Sichelsteine, Pfriemen und Messer aus Silex, ja nahmen, wie die Messer, wahrscheinlich unter Einfluß der Metalltechnik, noch eine Weiterentwicklung und Ausgestaltung, bis sie durch Metallwerkzeuge ersetzt wurden. Am längsten hielten sich die Sichelsteine und formlose Klingen und Schaber.

[1] Anthropos V (1910) Taf. V.
[2] Anthropos l. c. Taf. VI, 1—25.
[3] Anthropos l. c. Taf. VII, 44—57.
[4] Anthropos l. c. Fig. 6 S. 159.
[5] Anthropos l. c. Taf. VI, 9—12; 17—29.
[6] Taf. CXXXVIII, 36—39; CXXXIX, 17—19.
[7] Blatt 24, Fig. 77, 78, 79, 121.
[8] Anthropos l. c. Taf. VI, 1—8.
[9] Anthropos l. c. Taf. VII, 26—43.

## Sechstes Kapitel.

# Die Lage der phönizischen und galiläischen prähistorischen Siedlungen.

Überblickt man die Karte nach Einzeichnung der prähistorischen Siedlungen, so ergibt sich die interessante Tatsache, daß wir vier Siedlungsgruppen unterscheiden können. Die erste Gruppe umfaßt die Siedlungen an der phönizischen Küste, die teils in unmittelbarer Nähe der Küste, teils in den Tälern der kurzen Gebirgsflüsse liegen und alle zum Meere orientiert sind. Es sind von Norden nach Süden folgende Stationen: die Siedlung bei Ṭarābulus[1], bei Batrūn und im Tale des Nahr eğ-Ğōze, die Grotten am Nahr Ibrahīm, die Höhle bei Ḥarāğel am Nahr eṣ-Ṣalīb, die Station bei Maʿamilten, an den Quellen des Nahr el-Kelb, am Vorgebirge Rās el-Kelb, bei Anṭeljās, am Nahr Beirūt, die Werkstätten von Vorgebirge Rās Beirūt bis zum Ḫan el-Ḫulde, am Nahr ez-Zahrānī, am Wādi el-ʿAḳbīje, die Siedlung bei ʿAdlūn, bei Ḥaifā und auf der Karmelspitze. Von diesen Siedlungen liegen nur zwei, die an den Quellen des Nahr el-Kelb und bei Ḥarāğel in bedeutenderer Entfernung von der Küste.

Alle diese Siedlungen zeigen in ihrer Lage viel Gleichmäßigkeit; für sie ist das Meer die anziehende Macht; nach ihm sind sie orientiert. Die quellenreiche und klimatisch so überaus bevorzugte Westseite des Libanon mit den fruchtbaren Bergabhängen, die damals von dichten, bis an das Meer reichenden Wäldern bedeckt waren, hat den prähistorischen Menschen nicht umsonst angezogen. Hier fand er ergiebige Jagdgründe, vegetabilische Nahrung im Überfluß und selbst in den Kälteperioden ein mildes Seeklima. Die höhlenreichen, tief eingeschnittenen Täler der Küstenflüsse boten günstige Schlupfwinkel. Die Flüsse führen das ganze Jahr hindurch Wasser; sie müssen auch die Tränkplätze der Jagdtiere gewesen sein, denen der paläolithische Jäger nachstellte. Die Produkte, die das Meer freiwillig ans Land warf, namentlich Muscheln, wurden auch verwertet. Fischfang haben die paläolithischen Küstenbewohner jedoch nicht getrieben; wenigstens fanden sich in den Breccien der Höhlen keine Überreste von Fischmahlzeiten. In neolithischer Zeit dagegen waren die Küstenbewohner eifrige Seefischer.

Die Einzelbetrachtung mag zeigen, wie geschickt der prähistorische Mensch sich mit seinen Siedlungen dem Boden anzupassen wußte. Die Grotten am Nahr Ibrahīm, dem heiligen Flusse

[1] Vgl. Anthropos V (1910) S. 143 Anm. 1.

des Adonis, liegen nördlich unweit der Mündung, an der Stelle, wo er höchst malerisch aus einer tiefen, wilden Talspalte unmittelbar ins Meer stürzt.[1] In einem isolierten Felsklotz, der seine senkrecht abfallenden Wände dem Mittelmeer zukehrt, rechts von der Fahrstraße nach Ğebeil, dem alten Byblos, befinden sich die bewohnten Grotten, ungefähr 60 m vom Meeresufer entfernt. Sie bildeten den Mittelpunkt einer Siedlung, die sich bis zum Strande hinzog, wie die zahlreichen Silexsplitter zu beweisen scheinen. Gegen die heftigen Seewinde schützte man sich wohl durch Steinmauern vor dem Eingang der Grotten. Während des Sommers wohnte man in Reisighütten oder zog in den Bergen umher dem Wilde nach. Ebenfalls in der Nähe des Meeresufers lag die Höhlensiedlung am Nahr eğ-Ğōz bei Batrūn,[2] während ein anderer Klan sich in demselben Flußtale drei Stunden östlich von Batrūn, bei Keftūn, niedergelassen hatte. Auf dem rechten Ufer des Flüßchens, wenige Meter über der Talsohle, liegt ein flacher, nur 2—3 m tiefer Schutzort mit der Öffnung nach Süden, dessen Rückwand von der Sonne beschienen wird.[3] Nach Zumoffen ist das Tal des Flusses an dieser Stelle etwa 240 m tief eingeschnitten. Vor dem Schutzort, der ausgezeichnet gegen Nord- und Ostwinde schützte, befindet sich eine 23 m lange und 7—10 m breite Plattform, die aus Küchenabfällen, untermischt mit Kulturresten aller Art, besteht. Hier hauste der neolithische Klan an der Mittagseite des Tales, wenige Schritte vom Wasser, in Hütten, die sich an die Felswand lehnten. Gegen den Sonnenbrand und gegen die Südwestwinde mußte man sich durch künstliche Vorkehrungen schützen.

In einer tiefen und romantischen Schlucht, auf deren Grunde der Fluß aus zwei Höhlen entspringt, 7 km vom Meere entfernt, liegt die Siedlung von Ğa'īta an den Quellen des Nahr el-Kelb. Ein Stück über den Grotten in luftiger Höhe befindet sich, von Felsen umgeben, im Norden begrenzt von einer senkrecht abstürzenden und etwas ausgehöhlten Felswand, die gegen die Nordwinde schützt, eine Plattform von 14 m Breite und 25 m Länge, welche in der Nähe der starken Quellen, die offenbar vom Wilde besucht wurden, eine ausgezeichnete Wohnstätte für den paläolithischen Jäger abgab.[4] Heute führt eine Wasserleitung das Wasser dieser Quellen nach Beirūt. Der neolithische Mensch stieg vom Abhang des Tales hinab in die mittlere der drei Höhlen, welche mit der ersten durch Korridore

[1] Vgl. Anthropos III (1908) S. 443 f. und Abb. S. 444.

[2] Vgl. Anthropos III (1908) S. 455.

[3] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 39 f. und Fig. 13 S. 41.

[4] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 92 ff. und Fig. 40 S. 93. Anthropos III (1908) S. 453 ff.

in Verbindung steht, und richtete sich hier, unmittelbar neben dem Wasser, wohnlich ein. Einen geradezu idealen Unterschlupf bot dem Paläolithiker die Grotte von Anṭeljās am Eingange des gleichnamigen Tales.[1] Sie liegt rund 2 km von der Küste in der Nähe der drei Quellen des Nahr Anṭeljās, an der Stelle, wo das breite und fruchtbare Tal sich zu einer dürren, wilden Schlucht verengt. Einen wunderbaren Eindruck macht die gewaltige Hauptquelle, die unter einer Felswand aufströmt und große Massen ganz klaren Wassers aufwirbelt. Die zweite Quelle fließt jetzt nur im Winter, mag aber einst ebenfalls perennierend gewesen sein. Die dritte Quelle liegt in der Nähe der Höhle und fließt nur nach starken Regengüssen. Die 60 m tiefe Höhle, welche mit ihrer Umgebung und einigen Nachbarhöhlungen den paläolithischen Jägern lange Zeit Unterkunft gewährte, liegt auf der rechten Talseite an einer steilen Felswand und öffnet sich gegen Süden. Die Sonne dringt nach Zumoffen[2] 20 m tief in das Innere der Höhle ein, sie erleuchtend und erwärmend. Es war ein gut gelüfteter und gegen die Winde ausgezeichnet geschützter Wohnplatz. Der sich saalartig erweiternde hintere Raum besaß nach Zumoffen einen eigenen Wasserzufluß in Gestalt einer jetzt trocken liegenden engen Spalte.

Das Vorgebirge Rās el-Kelb war stets einer der wichtigsten Punkte der syrischen Küste, ein die Küstenstraße unterbrechender Felssporn, der die Augen schon der ersten Ansiedler auf sich gelenkt hat. Hier an den terrassierten Abhängen des Vorgebirges, nur noch am Lande klebend, haben sich in Schutzstellen unter überhängenden Felswänden die paläolithischen Menschen niedergelassen.[3] Der unter ihnen vorüberrauschende Nahr el-Kelb bot Wasser im Überfluß. Vor den offenen Grotten mag man zum Schutz gegen die häufigen Südweststürme Wände errichtet haben. Die Ansiedlungen erstrecken sich fast über die ganze Ausdehnung des Vorgebirges. Vielleicht gab es hier ursprünglich auch bewohnbare Höhlen, deren Decken jetzt eingestürzt sind. Gut gewählt ist auch die neolithische Siedelung auf dem Plateau des Vorgebirges am Nahr el-Kelb. Hier befindet sich zu den Füßen des heutigen Klosters Mār Jūsef eine geräumige Plattform, die ganz mit Silexsplittern bedeckt ist. Die Höhenlage gewährte einen gesunderen und luftigeren Aufenthalt als die heiße Felsküste; von hier überblickte das Auge ein unvergleichlich schönes Bild, die ganze Küstenlinie von Beirūt bis ʿAmšīt mit den sonnigen Buchten und den fruchtbaren Vorbergen des Libanon. Der Weitblick und die gesicherte Lage schützten vor

[1] Vgl. La Phénicie . . . S. 49 ff. Anthropos III (1908) S. 446 ff.

[2] La Phénicie . . . S. 54.

[3] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 20 ff. Anthropos III (1908) S. 438 ff.

feindlichen Überfällen; die Wasserzufuhr war durch den unten vorbeifließenden Nahr el-Kelb gesichert.[1]

Das weit gegen das Meer vorgeschobene Vorgebirge Rās Beirūt und die wasserreichen, fruchtbaren Niederungen am Nahr Beirūt, hinter welchen unmittelbar der Libanon aufsteigt, heute ein entzückendes Paradies, waren in paläolithischer und neolithischer Zeit besiedelt. Klimatisch ist ja dieses Gebiet außerordentlich bevorzugt. Das Feuersteinmaterial am Vorgebirge von Beirūt führte zur Gründung zahlreicher Werkstätten in neolithischer Zeit, aus welchen Pfeilspitzen und Silexwerkzeuge in die Umgebung verhandelt wurden.

Auch die große und wichtige paläolithische Siedlung von ʿAdlūn hatte zwei natürliche Grotten in einer der nahen Küste zugekehrten Felswand und Schutzorte unter Felsen als Mittelpunkt.[2] Die Werkstätten am Nahr ez-Zaherānī und am Wādi el-ʿAḳbīje repräsentieren Flächenbesiedlungen in der Ebene zwischen der Küste und den Vorbergen des Libanon. Beide lehnen sich an kleine Wasserläufe an, von denen der W. el-ʿAḳbīje jetzt nur im Winter fließt.

Möglicherweise liegt am W. el-ʿAḳbīje überhaupt keine eigentliche Siedlung, sondern nur eine Werkstätte vor. Die Siedlung, die jedenfalls in der Nähe bestanden hat, wäre dann noch zu suchen. Wohngruben und Reisighütten dienten hier wohl als Wohnungen. Die neolithischen Siedlungen bei Ḥaifā sind durch den Karmelvorsprung gegen die häufigen Südweststürme geschützt. Die fruchtbaren Abhänge des Karmel und das fischreiche Meer boten Nahrung in Fülle. Die Station auf der Karmelhöhe und die zahlreichen dort nachgewiesenen megalithischen Reste bezeugen, daß dieser klimatisch so günstig gelegene fruchtbare Bergrücken schon früh Ansiedler angelockt hat. Die unvergleichlich schöne Lage bot zugleich eine große natürliche Sicherheit, da die steilen Abhänge des Gebirges leicht verteidigt werden konnten.

Es ist interessant, zu sehen, daß diejenigen Stellen der syrischen Küste, welche schon in allerältester Zeit wichtige Städte aufwiesen, bereits in vorgeschichtlicher Zeit mit Vorliebe aufgesucht und besiedelt wurden. Die systematische vorgeschichtliche Durchforschung des Landes wird diese Tatsache noch schärfer ans Licht stellen. Siedlungen wie Tyrus und Sidon haben zweifellos in vorgeschichtlicher Zeit ihre Vorgängerinnen gehabt, wenn es sich auch heute wegen der aufgehäuften Schuttmassen nicht mehr nachweisen läßt. Suchte der paläolithische Jäger mehr wegen der klimatischen Vorzüge und aus Gründen der Sicherheit die Nähe des Meeres auf, so machte sich der neolithische Fischer bereits früh mit den Wogen

[1] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 115 ff.

[2] Vgl. Anthropos III (1908) S. 435 ff. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 4 ff.

und dem Getier, welches sie bargen, vertraut. Er befuhr das Meer in einfachen Fahrzeugen von Vorgebirge zu Vorgebirge, von Bucht zu Bucht. Das Meer wurde nun Nahrungsspender und Tummelplatz. Es war die bequemste Verbindung der Küstenorte untereinander. Aus dem Küstenverkehr muß sich noch in neolithischer Zeit Fernverkehr nach Ägypten und Cypern und umgekehrt entwickelt haben.

Die zweite Gruppe umfaßt die Siedlungen in Coelesyrien und im Jordantale oder auf den der Jordansenke benachbarten Höhen. Diese Stationen stammen mit Ausnahme der von Dūḫa, Kefreija und der zweifelhaften von Tiberias aus neolithischer Zeit und liegen in der Nähe der alten Nordsüdstraße, welche von der Biḳā' über die Hochebene Merǧ ʿAjun zum Jordantale führte. Sie lief am Westufer des Tiberiassees entlang entweder über Bēsān nach Nablūs und Jerusalem oder über das Plateau von Lūbije zum Tabor, weiter durch die Jesreelebene nach Megiddo und durch die samaritanischen Berge nach der Küstenstraße. In der Biḳā' liegen die Siedlungen und ausgedehnten Werkstätten von Dūḫa und Kefreija; Duḫa am Westfuße des Antilibanos,[1] Kefreija gegenüber am Ostfuße des Libanon in der fruchtbaren Ebene.[2] Sie gehören der ältesten paläolithischen Zeit an. Neolithisch sind die Siedlungen von Ḳades, an den Quellen und am Strande von eṭ-Ṭābṛa, auf dem Hügel ʿOrēme, in der Höhle el-Emīre am Wādi el-ʿAmūd, beim Ḫān Ǧubb Jūsuf, auf dem Plateau von Lūbije und bei Ḳalʿat el-Ḥōṣn[3] auf dem Ostufer des Tiberiassees. Das Plateau von Lūbije ist noch ausgezeichnet durch die mächtige prähistorische Befestigung von Ḳurn Ḥaṭṭin. Hierher gehört endlich noch die neolithische Siedlung bei Bēsān. Die Lage dieser neolithischen Siedlungen läßt deutlich darauf schließen, daß ihre Bewohner Ackerbau trieben. Die Nähe reicher Quellen und fruchtbarer Ebenen hat ihre Entstehung veranlaßt. Das gilt von Ḳades mit der fruchtbaren, kleinen Ebene Merǧ Ḳades und der Quelle am Fuße des heutigen Ortshügels und besonders von den Siedlungen bei eṭ-Ṭābṛa, während die Quelle am Ḫān Ǧubb Jūsuf ein Mittelpunkt für Hirten gewesen sein mag. Die großen Quellen von Ṭabṛa mit der kleinen, fruchtbaren Strandebene, ferner die große Gennesaretebene, die sich von Ḫirbet ʿOrēme bis nach el-Meǧdel erstreckt und die von vier starken Wasserläufen das ganze Jahr hindurch bewässert wird, boten geradezu ideale Vorbedingungen für den Ackerbau. Höhlen, wie Muṛāret el-Emīre am Wādi el-ʿAmūd, die steile Bergkuppe el-ʿOrēme gerade über der starken Quelle ʿAin

[1] Vgl. Anthropos III (1908) S. 433 ff.
[2] Vgl. Anthropos III (1908) S. 434 f.
[3] Nach Blanckenhorn, ZDPV XXXV S. 137.

et-Tīne, die kleine Strandebene von Ṭābṛa waren die ersten, von der Natur selbst gebotenen Stützpunkte für die neolithischen Ansiedler. Der vulkanische Kegel von Ḳurn Ḥaṭṭin auf dem Plateau von Lūbije ragt als gewaltige Landmarke, das Jordantal weithin beherrschend, auf. Ähnlich begünstigt durch Fruchtbarkeit und Wasserreichtum ist die Lage von Bēsān, welches zugleich als Straßenknotenpunkt bald Bedeutung gewinnen mußte.

Die dritte Stationengruppe umfaßt die Siedlungen der Jesreelebene und der Nachbargebiete. Sie sind neolithischen und landwirtschaftlichen Charakters. Die bisher bekannten Fundplätze sind Tell el-Mutesellim, das alte Megiddo, Tell Taʿannek, ʿAin Ṭabaʿūn im Wādi Ǧālūd, Ṭarbāna westlich von ʿAffūle, die Quelle ʿAin el-Emir zwischen Jāfā und Nazareth, Bēt Laḥm bei Nazareth, Seffūrije und Šefā ʿAmr. Die äußerst fruchtbare Jesreelebene mußte ja die neolithischen Stämme früh zur Bebauung reizen. Zur Besiedlung eigneten sich jedoch die Randberge im Süden und Norden und einzelne flache Erhebungen in der Ebene selbst besser als die feuchte und ungesunde Niederung. Tell el-Mutesellim, der Hügel des alten Megiddo, ist eine Landmarke im westlichen Teile der Jesreelebene. Er erhebt sich 36 m über das Niveau der vorüberführenden Straße; sein Plateau mißt 315 : 230 m. Die Wasservorsorgung ist gesichert durch Quellen am Fuße des Hügels (ʿAin el-Ḳubbi) sowie durch den Mühlbach von el-Leǧǧōn.[1] Der Tell el-Mutesellim ist ausgezeichnet durch seine Verkehrslage. Er sperrt den Paßweg durch den Wādi ʿĀra, welcher von der Jesreelebene, das Bergland Samarias durchschneidend, nördlich von der Ebene Saron in die Küstenstraße einmündet. Es ist die später berühmt gewordene Heeresstraße der Ägypter.

Tell el-Mutesellim und Tell Taʿannek liegen außerdem an der wichtigen Straße, die dem Südrande der Jesreelebene folgt und die auf den Bergen liegenden Siedlungen untereinander und mit der Küste verbindet. Der Hügel von Taʿannek ist von eiförmiger Gestalt und erhebt sich 40—50 m über die Jesreelebene; sein Plateau von 340 m Länge und 160 m Breite trägt noch eine zentrale Erhöhung, die eigentliche Ortslage. Für Wasserzufuhr sorgte eine Quelle unmittelbar am Nordfuße des Hügels, der Bīr Taʿannek.[2] Siedlungen an Quellen sind die von ʿAin Ṭabaʿūn, ʿAin el-Emīr und Rās elʿAin in Šefā ʿAmr. Die übrigen Stationen repräsentieren Oberflächensiedlungen inmitten fruchtbarer Ebenen.

Die vierte Siedlungsgruppe endlich umfaßt die fruchtbarsten Gebiete Obergaliläas und folgt der alten, das oberländische

[1] Vgl. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 4 ff. und Taf. 1 daselbst.

[2] Vgl. Sellin, Tell Taʿannek S. 10 f.

Plateau durchschneidenden Straße von Ṣafed nach Tyrus. Diese Straße geht von Ṣafed über Ṣafṣāf (oder eğ-Ğiš), Kefr Bir'im oder Sa'sa' nach Rumēš, folgt von dort ein Stück dem später Wādi 'Ajūn genannten Tale, überschreitet einen Höhenrücken vor Dibl, benutzt weiterhin den Wādi 'Ajūn und erreicht aufsteigend bei Ja'ter die Höhe, von welcher man einen entzückenden Blick auf die Küste mit Tyrus im märchenblauen Meer hat. Von Ja'ter geht es durch den tiefen romantischen Wādi ed-Dubb hinab nach Ḳānā und über die Stufe von Ḳānā an Ḥennāwē und Ḳabr Ḥiran vorüber nach Tyrus. An dieser Straße liegen die Stationen im Wadi Ḳānā, Wādi 'Ajūn, Muṛaret el-'Abed, Dibl, Rumēš, im Tale bei Ḫirbet el-Bedīje und Ṣafed. Diese Siedlungen sind neolithisch mit Ausnahme der im W. Ḳānā und in der Grotte Muṛaret el-'Abed. Heute zieht man, statt über Ṣafṣāf, den Weg von Ṣafed über Ḳaddīṭā nach Kefr Bir'im und Rumeš vor. Östlich und westlich von diesem diagonalen Straßenzuge liegt in den fruchtbaren Gebieten zwischen Dibl, 'Ain Ibl, Bint eğ-Ğebēl und Jārūn eine größere Zahl anderer Siedlungen wie eṭ-Ṭīre, Ḫirbet Šelābūn, Marun er-Rās; besonders bevorzugt waren Quellen und fruchtbare Täler; so befindet sich eine große Siedlung mit Werkstatt bei der Quelle 'Ain Hanīn am Fuße des gleichnamigen Dorfes, die heute noch für die Wasserversorgung der Bewohner wichtig ist. Ähnlich verhält es sich mit der Siedlung bei dem Teiche Birket Rāmijā westlich von Dibl und mit der neben dem alten Kratersee Birket Ğiš. Häufig finden sich Silexwerkzeuge in fruchtbaren Tälern, wie im Wādi Jārūn, Wādi 'Ajūn, Wādi en-Naḥle, Ḫallet el-Ḥamra und Wādi 'Akbara. Ein typischer paläolithischer Schutzort auf der linken Seite des quellenreichen Wādi 'Ajūn hoch über dem Tale ist die Grotte Muṛāret el-'Abed, eine breite flache Höhle mit vorliegender Terrasse an steiler Felswand, in welcher sich unzählige Feuersteinsplitter als Reste einer großen Steinschlägerwerkstatt befinden. Die Höhle öffnet sich nach Osten. Quellen befinden sich in der Nähe im Tale. Auch der Wādi 'Akbara ist voller Höhlen, die in neolithischer Zeit als Wohnung gedient haben mögen. Die paläolithische Siedlung im Wādi Ḳānā liegt zwischen Ḥennāwē und Ḳana in der Nähe der bekannten rohen Felsskulpturen.[1] Sie besteht aus einer bewohnten Höhle und einer Schutzstelle zu den Füßen einer Felswand; beide sind mit einer Breccie angefüllt. In der Nähe befindet sich die Ruine el-Ḫrēbe, vielleicht die Ortslage des ältesten Ḳānā.

Die neolithischen Siedlungen Obergaliläas haben landwirtschaftlichen Charakter. Sie befinden sich in den fruchtbarsten

[1] Vgl. Vincent, Canaan . . . S. 400.

und wasserreichsten Gegenden des obergaliläischen Plateaus, einem der schönsten Teile ganz Palästinas. Diese Hochebene mit den aufgesetzten kegelförmigen Hügeln war von jeher ein hochkultiviertes Ackerland mit ausgedehnten Baumgärten und Weinbergen. Gen. 49, 20 wird der Überfluß gerühmt, welchen Ašer in seinem Sammesgebiet genießt und von welchem er nach Tyrus exportiert; im Mosessegen Deut. 33, 24 wird auf den Reichtum an Öl mit der Angabe angespielt, Ašer tauche seinen Fuß in Öl.[1] Der Westabfall des obergaliläischen Plateaus, namentlich der Teil zwischen dem Wādi el-Ḳarn und dem Wādi el ʿEzzīje, ist ungewöhnlich rauh und öde. Der steilere Ostabfall liegt bereits im Regenschatten und ist viel trockener als das zentrale Gebiet. Dagegen boten die gesegneten Gefilde des mittleren und nördlichen Oberlandes alle Vorzüge für die Besiedlung durch neolithische Stämme, nicht zum wenigsten den unvergleichlicher Unzugänglichkeit und Sicherheit. Nur durch schwierige, leicht zu verteidigende Aufstiege von Westen und Osten ist das Plateau erreichbar; große Längsstraßen fehlen fast ganz. Bei der Bedeutung, welche die Küstensiedlungen, wie Tyrus, früh erlangten, wurde auch die Hauptstraße, welche Tyrus mit dem Hinterlande verband, Tyrus-Ṣafed-Jordantal, früh für die Siedlungen im Oberlande von Wichtigkeit. Die Küste war ja, sobald die Bevölkerung wuchs, vom Hinterlande abhängig. So sehen wir, wie sich bereits in neolithischer Zeit Verhältnisse anbahnten, welche bis heute nahezu konstant geblieben sind.

Betrachten wir die Siedlungen in unserm Gebiete nach ihrer historischen Entwicklung, so ergibt sich ein bestimmtes, fest umrissenes Bild. In altpaläolithischer Zeit, während der Periode von Chelles mit ihren günstigen klimatischen Bedingungen, sehen wir Siedlungen in der Ebene unter freiem Himmel. Solche sind die Stationen am Wādi el-ʿAḳbīje an der Küste, bei Dūḫa und Kefreija in der Biḳāʿ und im Tälchen Ḫallet el-Ḥamrā in Obergaliläa.

Als sich im mittleren Diluvium während der Eis- und Pluvialzeiten das Klima dem Menschen weniger günstig zeigte, zog er sich in Höhlen und unter überhängende Felswände zurück und blieb dort während der ganzen paläolithischen Zeit. Er mußte sich ja schützen gegen die Kälte, gegen die Witterungseinflüsse (Niederschläge, Wind und Dunkelheit), gegen die Tierwelt (Raubtiere, Schlangen, Ungeziefer) und gegen die feindlichen Mitmenschen. Zu diesen Siedlungen gehören die Grotten im Wādi eğ-Ğōz und am Nahr Ibrahīm, die von ʿAdlūn, am Vorgebirge Rās el-Kelb, der Schutzort über den Quellhöhlen des Nahr el-Kelb bei Ğaʿīta, die

[1] Vgl. auch Josephus, B. J. III 3, 2.

Höhle von Anṭeljās, die Siedlung im Wādi Ḳānā, die Breccien am Fuß des Dimitrihügels am Nahr Beirūt und die Grotte Muṛāret el-ʿAbed bei Dibl. Die Grotten und Schutzorte bildeten wohl nur die Mittelpunkte für größere Siedlungen, die auf den Terrassen und Plateaus vor den Höhlen oder in der Nähe entstanden. Im Sommer mag man in Wohngruben und Zweighütten gelebt haben, im Winter zog man sich in die Höhlen zurück. Man bevorzugte Höhlen an der Sonnenseite der Täler mit dem Eingang nach Süden (Wādi eğ-Ğōz, Anṭeljās, Ğaʿīta) oder Westen (Ras el-Kelb, Nahr Ibrahīm, Batrūn, ʿAdlūn). So hatte man die günstige Sonnenseite während der Kälteperioden und die milden Seewinde, welche im Winter wärmen und im Sommer kühlen. Dagegen war man gegen die eisigen Nord- und Ostwinde völlig geschützt. Die Schutzorte boten in ihrem Naturzustande oft so wenig Schutz gegen die grellen Sonnenstrahlen, gegen Regen, Tau, Kälte und die heftigen Südwest- und Weststürme, daß wir uns Zweighütten oder Steinsetzungen zu ihrer Vervollständigung erbaut denken müssen. Von diesen ist natürlich keine Spur mehr übrig. Solche Hütten müssen wir z. B. bei der Siedlung im W. eğ-Ğōz annehmen, wo die Sonne die Rückwand der Grotte beleuchtet und man allen Witterungseinflüssen schutzlos ausgesetzt war.

Im allgemeinen macht sich bei den paläolithischen Siedlungen in unserm Gebiete das Bestreben geltend, tiefliegende, geschützte Gegenden aufzusuchen. Hochflächen und Plateaus werden gemieden. Die Flanken oder die Sohlen tief eingeschnittener, versteckter Flußtäler werden mit Vorliebe gewählt. Besonders aber macht sich ein Streben nach dem Meere bemerkbar. In den Küchenabfällen der paläolithischen Jäger ist kein Beweis für Fischkonsum entdeckt worden. Aus Gründen der Nahrungsbeschaffung läßt sich also das Aufsuchen des Meeres nicht erklären. Wahrscheinlich war das milde, gleichmäßige Seeklima die Ursache für die Bevorzugung der Küstenlage und die Sicherheit, welche das Meer gegen feindliche Überfälle gewährte. Auch die Produkte des Meeres, Muscheln und Algen, mögen nutzbringende Verwendung gefunden haben. Die Höhlen und Grotten in den Flanken der Flußtäler und an Felsküsten boten zugleich Sicherheit gegen tierische und menschliche Feinde. Kriegerisch scheint jene Zeit nicht gewesen zu sein, denn wir bemerken keinerlei besondere Vorkehrungen zum Schutze der Ansiedlungen. Doch können Dornhecken und Geflechte dazu gedient haben.

In neolithischer Zeit finden wir den Menschen zunächst noch in Höhlenwohnungen wie bei Ğaʿīta und eṭ-Ṭābṛa. Bald jedoch verließ er die Grotten und siedelte sich in ihrer Nähe an, wie bei Ḥarāğel und Tarteğ im Libanon, und begrub nur noch seine Toten

in den Höhlen. Die Nähe des Meeres wird immer noch bevorzugt, wie die Küstenstationen von Maʿamiltēn, Rās el-Kelb, die ausgedehnten Fundplätze bei dem Vorgebirge Rās Beirūt, am Nahr ez-Zaherānī, bei Ḥaifā und auf dem Karmel beweisen. Gleichzeitig erfolgte aber in der neolithischen Zeit eine viel dichtere Besiedelung des Binnenlandes. Untergaliläa und die fruchtbarsten Teile des obergaliläischen Plateaus, dieselben Teile des Landes, welche heute noch die bevölkertsten sind, bedeckten sich mit neolithischen Siedlungen. Der neolithische Ackerbauer bevorzugt jetzt fruchtbare Ebenen und Täler. Er ist nicht mehr auf die Jagdbeute angewiesen und vermag dichter nebeneinander zu wohnen. Der Bodenwert wurde nun für die Wahl der Siedlung ein ausschlaggebendes Motiv. Fruchtbare Ebenen wie die Gennesaretebene, die Ebene von Ṭābṛa, Merǧ Ḳades, die Jesreelebene, der Karmelrücken, die Täler Untergaliläas und die fruchtbaren Täler im Oberlande wurden nun dicht bevölkert. Viele Siedlungen waren noch unbefestigt und lagen in der Ebene wie ʿAin Ṭabaʿūn, Tarbana, Ḥaifā, eṭ-Ṭābṛa, Wādi ʿAjūn, Birket Rāmijā, Wādi en-Naḥle u. a. Bald jedoch sehen wir den neolithischen Ackerbauer Siedlungen in natürlich fester Lage auf geschützten, nach drei Seiten von tiefen Tälern umgebenen Plateaus, auf alleinstehenden Hügeln und gegen eine Ebene oder ein Tal vorspringenden Bergzungen anlegen. Das Schutzmotiv spielt in der Auswahl der Siedlungsplätze von nun an eine immer größere Rolle.

Schon bei der Siedlung auf dem Plateau des Vorgebirges Rās el-Kelb wird das deutlich. Die paläolithischen Jäger hausten in den Grotten am terrassierten Abhange des Vorgebirges. Der neolithische Ackerbauer ist auf das sichere Plateau mit weiter Fernsicht hinaufgestiegen, im Norden, Westen und Süden gedeckt durch tiefe Abgründe. Unvergleichliche Sicherheit gewährten auch die Siedlungen auf dem Rücken des Karmel. Auf dem Gipfel vorspringender Hügel am Südrande der Jesreelebene liegen die Siedlungen Taʿannek und Megiddo, auf einer fruchtbaren Terrasse über dem Jordantale die Siedlung auf dem Burgberge von Bēsān. Hoch über dem Nordende der Gennesaretebene und dem Seeufer thront die neolithische Niederlassung von Ḫirbet ʿOrēme. Ähnlicher Art sind die Siedlungen von Ḳalʿat el-Ḥōṣn, Ṣafed, Marūn er-Rās, Dibl und Ḫirbet Šelabūn. Die allermeisten dieser Niederlassuugen stammen aus der Endzeit des Neolithikums. Es müssen kriegerische, unruhige Zeiten gewesen sein, welche die Menschen auf die steilen Bergkuppen trieben und sie zwangen, sich hinter Erdwällen und zyklopischen Steinmauern zu verschanzen. Die durch die natürliche Lage gewährleistete Sicherheit genügte noch nicht. An der Stelle, wo der Tell oder die Bergzunge mit den Höhen der Nachbarschaft durch einen Sattel

zusammenhing, wurde durch Gräben die Vertiefung vergrößert und eine künstliche Befestigung in Gestalt von Erdwällen und Mauerwerk aufgerichtet. Böschungen wurden durch Steinbelag steiler und ungangbarer gemacht. So beginnt schon in neolithischer Zeit der Siedlungstypus in ganz Palästina, welcher dann für die kanaanäische Kultur (Bronzezeit) die Regel geworden ist und heute noch herrscht. Das Schutzmotiv und das Nahrungsmotiv haben immer die Wahl des Ansiedlungsplatzes bestimmt. Gegen Ende des Neolithikums wurde unter dem Druck der Zeitverhältnisse die Frage des Schutzes der Siedlung immer dringender. Der Mensch hatte sich bereits unabhängiger von der Natur gemacht, er hatte sich durch die Kultur von ihr emanzipiert und konnte seine Nahrungszufuhr auch bei unzugänglichen Ortslagen auf Bergeshöhen sicherstellen, wenn die Umgebung fruchtbar war.

Die wichtige Frage der Wasserversorgung spielte seit der paläolithischen Zeit bei der Wahl der Siedlungen eine ausschlaggebende Rolle. Das wird um so verständlicher, wenn man bedenkt, daß jene Menschen sich schwer wasserdichte Gefäße beschaffen konnten, um das Wasser auf weite Entfernungen zu transportieren und dort für den Gebrauch aufzubewahren. Alle Siedlungen liegen daher in der Nähe fließenden Wassers, mit Vorliebe neben Quellen. An Flüssen oder Bächen liegen von paläolithischen Siedlungen die im Tale des Nahr eğ-Ğōz und bei Batrun, die am Nahr Ibrahīm, Rās el-Kelb, Nahr Beirūt, W. el-ʿAkbīje und am Seeufer bei Tiberias; in der Nähe von Quellen befinden sich die Siedlungen von Ğaʿīta, Anṭeljās und Muṛāret el-ʿAbed.

In neolithischer Zeit wurde dem Wasser dieselbe Bedeutung beigemessen; die Schutzlage der Siedlung zwang oft zu größerer Entfernung von einer Quelle. In der Regel befinden sich eine oder mehrere Quellen am Fuße des Ortshügels, so bei Megiddo, Taʿannek, Bēsān, Ḫirbet ʿOrēme, Ṣafed, ʿAkbara, Rās el-Kelb. Häufig sind in neolithischer Zeit noch die Siedlungen neben großen Quellen oder am Ufer perennierender Bäche; dahin gehören Ḥarāğel am Nahr eṣ-Ṣalīb, Ğaʿīta an der Quelle des Nahr el-Kelb, die Siedlungen bei Beirūt, am Nahr ez-Zaherānī, bei ʿAin Ṭabaʿūn, Rās el-ʿAin bei Šefā ʿAmr, ʿAin el-Emīr bei Nazareth, am Strande des Gennesaretsees bei eṭ-Ṭābṛa, an den Quellen von Ṭābṛa, am Bach des W. ʿAmūd in der Höhle Muṛāret el-Emīre, bei ʿAin Hanīn, Birket Rāmijā und Birket Ğiš in Obergaliläa.

Die großen paläolithischen und neolithischen Werkstätten in unserem Gebiet beweisen, daß bereits Arbeitsteilung und ein gewisser Handel vorhanden war. Manche Siedlungen beschäftigten sich offenbar mit der Herstellung von Silexwerkzeugen, die, so

müssen wir annehmen, an die umwohnenden Stammesgenossen und vielleicht auch an Fremde verhandelt wurden. So ausgedehnte Ateliers wie das von Dūḫa, Kefreija, Muṛāret el-ʿAbed und das am Wādi el-ʿAḳbīje aus paläolithischer Zeit und das neolithische von Rās Beirūt lassen kaum eine andere Deutung zu. Die Millionen von Splittern und halbfertigen Instrumenten in der kleinen Höhle Muṛaret el-ʿAbed hoch oben an der Flanke des Wadi ʿAjun beweisen, daß hier offenbar der Bedarf an Silexgeräten verschiedenster Art und aus verschiedenem Material für eine größere Kommunität hergestellt wurde. Vielleicht wurden die feinen Erzeugnisse aus buntem Feuerstein weit verhandelt. Oft ist die Umgebung solcher Werkstätten frei von Feuersteineinschlüssen; das zur Spaltung geeignete Rohmaterial ist oft aus größerer oder geringerer Entfernung dorthin transportiert worden. So ist es bei der eben erwähnten Höhle im Wādi ʿAjūn und bei Kefreija, während bei Dūḫa und am Vorgebirge von Beirūt Rohmaterial in Fülle vorhanden ist. Auf Handelsbeziehungen weist auch die Tatsache hin, daß im Libanongebiet in neolithischer Zeit mehrfach Gesteine zu Werkzeugen verarbeitet worden sind, welche dort nicht vorkommen.[1]

Eine mindestens bereits in neolithischer Zeit begangene Straße scheint die Obergaliläa in diagonaler Richtung durchschneidende Straße Ṣafed – Tyrus gewesen zu sein, in deren Nähe die meisten prähistorischen Siedlungen des Oberlandes liegen. Es ist heute noch eine der wichtigsten Verkehrsstraßen des Landes. Da Snefru schon um 2900 v. Chr. eine Expedition mit 40 Seeschiffen von Ägypten nach Byblos unternahm, um Bauholz aus dem Libanon zu holen, da ferner nach glaubwürdiger Nachricht die Seestadt Tyrus um 2750 v. Chr. gegründet wurde und noch in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends von Ägypten aus mehrfach kriegerische Expeditionen gegen das damals schon von seßhafter Bevölkerung in festen, umwallten Städten bewohnte Palästina unternommen wurden, sind alte Handelsbeziehungen zwischen Küste und Hinterland nichts Überraschendes. Ähnlich ist es mit der Küstenstraße. Wir können annehmen, daß manche Siedlungen an diesen Straßen bereits dem Verkehr ihre Entstehung und Bedeutung verdanken.

Das führt uns auf die wichtige Tatsache, daß sich in unserem Gebiet in neolithischer Zeit in den Grundzügen bereits die Siedlungsverhältnisse zeigen, welche seitdem im Lande herrschend geblieben sind. Diejenigen Gegenden, welche schon in prähistorischer Zeit am dichtesten bevölkert gewesen sind, sind es heute noch: die Küstenebenen, der mittlere Teil Obergaliläas,

[1] Vgl. Zumoffen, Anthropos V (1910) S. 143.

verschiedene Gebiete am Jordantal, die Randgebiete des Jesreelebene und das Bergland von Nazareth. Manche Siedlungen in diesen Gegenden haben sich seit den fernsten Zeiten bis heute erhalten oder sind immer wieder nahezu auf demselben Platze entstanden; so z. B. Beirūt, Anṭeljās, Ḥaifā, Megiddo, Ta'annek, Bēsān, Ṭābṛa. Damals wie heute meidet man die ungesunde Jesreelebene und wohnt auf den Randbergen. Seitdem sich der Mensch in Palästina vom Landbau nährte, sind die Lebensbedingungen im wesentlichen bis heute gleich geblieben. Die besten und ältesten Ortslagen, die sich der neolithische Fellach aus den von der Natur gebotenen Möglichkeiten mit sicherem Blick aussuchte, haben daher bleibende Bedeutung und eine erstaunliche Lebenskraft besessen.

## Siebentes Kapitel.

## Die neolithische Kultur Palästinas nach dem Ergebnis der Ausgrabungen.

Nähere Kunde über die Kulturverhältnisse in Palästina am Ausgange des Neolithikums und bei Beginn der Kupfer-Bronzezeit und über die älteste Keramik erhalten wir bisher leider nur durch die Ausgrabungen in Megiddo und namentlich für Südpalästina in Geser und Jericho.[1] Am umfangreichsten und wertvollsten sind davon die von Macalister in Geser erzielten Resultate. Sie dienen neben den Ergebnissen in Jericho und Megiddo im folgenden als Grundlage. Bei der Kleinheit Palästinas und der geringen Differenzierung der neolithischen Kulturen können wir die hier ermittelten Lebensverhältnisse unbedenklich verallgemeinern.

Die neolithischen Siedlungen im Gebiete des östlichen Mittelmeeres bevorzugten, wie wir gesehen haben, natürlich geschützte Lagen auf alleinstehenden Hügeln und vorspringenden Bergrücken. Oft waren die Stadthügel vor der Besiedlung nackte Felsenriffe mit nur geringer Erdschicht in Vertiefungen und Mulden. So haben wir uns das ursprüngliche Aussehen der Hügel von Geser und Megiddo vorzustellen; so war es auch sonst, z. B. in Orchomenos in Böotien.[2] Das alte Phästos in Kreta erhebt sich auf einem Hügel, welcher die fruchtbare Ebene Messara beherrscht, in strategisch bevorzugter Lage. In fruchtbaren Ebenen begnügte man sich mit einer geringen Erhöhung als Ortslage. So liegen in Thessalien die

[1] Vgl. die von R. Kittel gegebene Darstellung in seiner Geschichte des Volkes Israel I² S. 132 ff.

[2] Vgl. H. Bulle, Orchomenos I (Abhandl. Münch. Akad. XXIV), S. 19.

neolithischen Siedlungen auf flachen, ovalen Hügeln am Rande oder inmitten des Ackerlandes und sind z. T. von mehreren Ringwällen aus Bruchsteinen umschlossen.[1] Die wichtigsten sind die bei Chäronea und Elatea.[2] Eine ähnliche Lage hatte das neolithische Jericho.

Vor der Besiedelung glich der Tell Ǧēzer einer länglichen, nackten Felskuppe mit zwei Erhebungen im Osten und Westen und einem zentralen Tale zwischen beiden. An den Abhängen in den weichen, mürben Kalkfelsen befanden sich zahlreiche Grotten und Höhlen, wie man sie auf den benachbarten Felshügeln noch sehen kann.[3] In diesen Höhlen unter der Oberfläche des Hügels ließen sich die ersten Ansiedler auf dem Tell nieder, erweiterten sie nötigenfalls mit Flintbeilen, richteten sie durch Nischen, Rezesse, Bassins und Eingangskorridore notdürftig ein und verbanden benachbarte Grotten durch enge Korridore zu ganzen Höhlensystemen. Der Grundriß dieser Höhlen ist unregelmäßig, oval, häufiger eckig, mit apsidenartigen Rezessen und Nischen.[4] Die Verbindungsgänge sind oft so eng, daß man hindurchkriechen muß. Nach Macalister schwankt der Durchmesser der Höhlen zwischen 5,48 m und 12,20 m.[5] Die Decken sind niedrig; jedoch kann man meist aufrecht stehen. Der schräge Zugangsschacht befindet sich gewöhnlich in der Decke der Höhle, seltener an der Seite des Gelasses. Auf den Boden der Höhle führt eine primitive Felstreppe, die das Hinabsteigen erleichtert. Meist ist der Zugang so schmal, daß ihn zu gleicher Zeit nur eine Person benutzen kann. Die Stufen sind durchschnittlich 15 cm hoch und 30 cm breit. Manche Grotten haben einen einfachen, schrägen Zugang ohne Felsstufen; andere besitzen nur ein rundes Loch in der Decke. Abgesehen von Nischen und kleinen schrankartigen Nebenräumen finden sich in vielen Höhlen auf dem Fußboden des Inneren neben der Zugangstreppe Bassins zum Auffangen und Aufsammeln des einfließenden Regenwassers, z. B. in Grotte 12 III, 19 III, 30 II, 30 IV; in 30 IV befinden sich zwei Bassins neben dem Zugangskorridor. Das zur Rechten mißt 92 cm Durchmesser bei 56 cm Tiefe, das zur Linken, das durch einen Zulaufskanal mit dem Eingangsschacht verbunden ist, hat 1,20 m Durchmesser und 92 cm Tiefe. Ähnliche Bassins an den Wänden

[1] Vgl. A. J. B. Wace and M. S. Thompson, Prehistoric Thessaly, Cambridge 1912, S. 4 ff.

[2] L. c. S. 197 f., 202 f.

[3] Vgl. R. A. St. Macalister, The Excavation of Gezer Bd. III, Taf. I u. VIII; Bd. I S. 70 ff.

[4] Vgl. die Grundrisse Gezer III, Taf. XIII u. XIV.

[5] Gezer I, S. 72.

finden sich in Höhle 3 I, 9 I, 12 III,[1] 15 III, 16 I (in der Mitte des Fußbodens), 16 III, 29 I. Zisternen, die zum ursprünglichen Inventar der Höhlenwohnung gehören, finden sich in 9 I (Zisterne von 5,15 m Tiefe an einer Seite der Höhle),[2] 15 IV (in der Mitte des Fußbodens). Außen neben der Höhle 3 I befindet sich eine uralte Zisterne, die nach Macalister mit der Grotte gleichzeitig ist.[3] Runde Ölpressen mit einer schalenartigen Vertiefung im Boden gibt es ziemlich häufig auf dem Fußboden der Wohngrotten; eine solche von 2 m Durchmesser traf man in 12 III auf einer erhöhten Bank neben dem Eingang.[4] Die Ölpresse in 15 IV hat 1,65 m Durchmesser bei 74 cm Tiefe;[5] in 29 I befindet sich eine solche von 1,80 m Durchmesser und in einem Nachbargelaß noch eine zweite.

Besonders häufig sind in den Fußboden der Höhlen runde Felsschalen sorgfältig eingemeißelt. Es sind flache Behälter mit senkrechten Wänden und runden Böden; meist sind sie kreisrund, manchmal oval, selten viereckig. Sie befinden sich auf erhöhten Nischen und Bänken, auf dem Fußboden an den Wänden oder in der Mitte der Höhle, scheinbar regellos verstreut, selten in bestimmter Anordnung. Daß sie zum ursprünglichen Inventar der Wohngrotten gehören, geht daraus hervor, daß sie sich manchmal unter einem festgestampften Lehmstrich fanden. Solche Schalenvertiefungen befinden sich zahlreich in 3 I; sie haben dort 45 cm Durchmesser und ungefähr 25 cm Tiefe.[6] Ähnliche sind in 3 III, 12 II, 12 III, 15 I, 15 III, 15 IV, 17 III, 27 I, 29 I, 30 III und 30 IV. Am auffälligsten nach Zahl und Anordnung sind die Schalen im Eingangsraume des großen Höhlensystems 28 II.[7] In drei konzentrischen, hufeisenförmigen Ringen, die nach Süden zu geöffnet sind, sind auf dem Fußboden des Zimmers sorgfältig ausgehauene Schalen von durchschnittlich 20—30 cm Durchmesser angebracht. Der innerste Ring hat 9 (3×3), der mittlere 15 (5×3), der äußere 18 (6×3) Schalen. Außerdem befindet sich zur Seite noch eine Reihe von 4 Schalen. Macalister ist geneigt, ihre Anlage den Höhlenbewohnern zuzuschreiben, und mißt ihnen religiöse Bedeutung zu; er hält den Boden dieser Felskammer für eine riesige Opfertafel (a gigantic table of offerings).[8]

[1] Vgl. Gezer III, Taf. XIV, Fig. 5.
[2] Vgl. Gezer I, S. 82 f.
[3] Vgl. Gezer I, S. 76; III, Taf. XIII, Fig. 7.
[4] Vgl. Gezer I, S. 86 Fig. 28..
[5] Vgl. Gezer III, Taf. XXV.
[6] Vgl. Gezer III, Taf. XIII, Fig. 7.
[7] Vgl. Gezer I, S. 111 Fig. 38 und 39; III, Taf. XXX, Fig. 2.
[8] Vgl. Gezer I, S. 139.

Naturgemäß hielten sich die neolithischen Höhlenbewohner nicht beständig in diesen dunklen, dumpfen Grotten auf, sondern hausten oft im Freien auf den Felsflächen der Höhlen. Die Felsflächen neben den Höhleneingängen weisen daher dieselben Bassins, Ölpressen und Schalenvertiefungen auf wie die Fußböden der Innenräume. Zweifellos haben sie auch denselben wirtschaftlichen Zwecken gedient. Felsschalen neben dem Eingange finden sich bei 2 I, 12 III, 14 I, 15 II, 30 IV; neben dem Eingang von 30 IV ist eine größere Zahl von Schalen und größeren Behältern ausgehauen, von denen manche mit einem Kranz von Steinen umgeben sind.[1] Eine Ölpresse liegt am Eingang der Höhle 14 I; sie hat 2,13 m Durchmesser und 53 cm Tiefe und trägt zwei kleine Felsschalen im Boden. Eine ähnliche Presse befindet sich neben 15 II.

Besonders eingehend bearbeitet ist die Felsfläche über den Höhlen 16 III, 17 III und 17 IV.[2] Dort zählte Macalister nicht weniger als 83 Schalen und Vertiefungen; von diesen hat die größte 2,44 m Durchmesser bei 23 cm Tiefe. Auch hier sind manche der größeren Vertiefungen mit einem Kranze verkitteter Steine umgeben. Die größte Zahl der Vertiefungen sind ovale Schalen von 15—20 cm Durchmesser bei ca. 14 cm Tiefe. Die Schalen sind mit Vorliebe auf Vorsprüngen und vorstehenden Bänken der Felsfläche angebracht.

Auch der übrige Felsuntergrund Gesers ist voll von künstlichen Einschnitten und Schalenvertiefungen. Da finden sich rohe Ölpressen mit einer Schale in der Mitte, begonnene Zisternenschächte und Bassins. Die Felsschalen finden sich gern neben Bassins und an der Mündung von Zisternen, vgl. 4 I, Bd. I Fig. 53 S. 155, Fig. 55 S. 157. Neben einer Zisterne in Graben 21 traf Macalister 15 ovale Schalen von 30 : 25 cm Durchmesser bei 15 cm Tiefe. Ähnliche Funde von Felsschalen sind von Schumacher in Megiddo, auf dem Tell eṣ-Ṣāfije[3] und sonst häufig in Palästina gemacht worden. In Megiddo waren auf den freigelegten 38 qm des Felsuntergrundes unter der neolithischen Schicht künstliche Schalenvertiefungen, ebensolche neben einer Höhle am Abhange des Vorwerks.[4] Im ganzen Lande finden sie sich auf freien Felsflächen neben Quellen und Brunnen, Öl- und Weinpressen, auf und neben Grabhöhlen, neben Wegen und Häusern, auf Felshügeln und Kuppen.[5] Es ist zweifellos, daß sehr viele Felsschalen praktischen Zwecken dienten. Es sind Behälter zur Aufnahme von Vorräten (Flüssigkeiten, Körnern),

[1] Vgl. Gezer I, S. 143 f.
[2] Vgl. Gezer I, S. 100 ff.; III, Taf. XXVII.
[3] Vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, S. 189 ff. und Abb. 65 ff.
[4] Vgl. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 9 f.
[5] Vgl. Dalman, PJB IV, S. 23—53.

Mörser zum Zerkleinern von Getreide, Ölpressen und Obstpressen, Näpfe zum Tränken des Viehs. Wenn sie auch besonders der prähistorischen Zeit eigentümlich sind, in welcher der Mensch in und auf den Felsen hauste und sich gern diese Näpfe und Behälter herstellte, so gehören sie doch allen Zeiten an. Heute noch werden Felsschalen in Palästina gemacht. Auf seinem Hofe in Ḳubēbe sah ich einen Mann eine Schale für die Hennen aushauen. Neben Brunnen dienen sie mit den Steintrögen zum Tränken der Tiere; waschende Frauen, welche die Wäsche auf einer Felsfläche mit einer Holzkeule bearbeiten, feuchten die Wäsche aus solchen Schalen immer wieder an. Am Wege neben einer Quelle sah ich, wie eine Frau geröstete frische Getreidekörner in einer Felsschale zerquetschte, um die Mahlzeit (Friḳe) zu bereiten. Ebenso stellt man Graupe (Burṛul) aus gequollenen Weizenkörnern mangels anderer Gefäße in Felsschalen her. Zum Bleichen der Leinwand und zum Walken dienten Schalenvertiefungen neben Quellen. Sie dienen auch als Standfläche für Vorratsgefäße; in Geser wurde in einem Falle noch ein solches Gefäß in einer Schale stehend gefunden.[1] Zu diesen und ähnlichen Zwecken fanden die Napflöcher Verwendung. Ihr Vorkommen in Geser in den Wohngrotten und auf den Felsflächen über denselben spricht entschieden für die profane Bedeutung der Schalen.

Nur dann, wenn sehr viele Schalen auf engem Raume nebeneinander angeordnet sind, kann man sich schwer eine Vorstellung von ihrer praktischen Verwendung machen. Dies ist z. B. der Eall bei den Schalen im Eingangszimmer des Höhlensystems 28 II in Geser, welche in drei konzentrische Kreise verteilt sind. In solchen Fällen ist schließlich die sakrale Bedeutung in Erwägung zu ziehen. Man kann in den Schalen religiöse Symbole sehen, deren Bedeutung uns noch nicht aufgegangen ist, oder Spendeschalen zur Ehren der lokalen Numina. Spendeschalen vor Pfeileridolen sind in Petra nicht selten; sie sind auch von den Opfertafeln bekannt. In Petra kann man zahlreiche Spendeschalen auf den Felsflächen neben einfachen Schachtgräbern und Schachtkammergräbern beobachten; auch vor den Loculi in den großen Kammergräbern kommen sie vor; sie sind teils einzeln, teils in Gruppen zu dreien und waren wirkliche Spendeschalen für die Totenspenden oder Votivschalen. Auch bei den Gräbern in Silwān beobachtete ich solche Schalen.[2] Ihre religiöse und sepulkrale Bedeutung steht also in manchen Fällen fest. Diese muß stets nachgewiesen oder wahrscheinlich gemacht werden; in

[1] Vgl. Gezer I, S. 154.

[2] Vgl. unten den Abschnitt über die Schalenvertiefungen auf den Dolmen.

allen übrigen Fällen hat man an der rein profanen Bedeutung festzuhalten. In Geser gehören die verschiedenen Bassins, Pressen und Felsschalen so sehr zur Einrichtung der Wohngrotten und ihrer Umgebung, daß wir ihre Entstehung nicht in die Zeit zurückdatieren können, in welcher die ehemaligen Troglodytenwohnungen als Begräbnisplätze benutzt wurden. Die Felsschalen in Geser sind also, abgesehen vielleicht von der Gruppe im Eingangsraum der Höhle 28 II, profanen Charakters. Die Bedeutung der erwähnten Schalengruppe bleibt unsicher; doch ist nicht ausgeschlossen, daß auch sie einen rein praktischen Zweck hatte.

Die Troglodytenhöhlen in Geser waren in der Regel ganz schmucklos. Nur in einem Falle, bei der Höhle 30 IV,[1] war oben an den Wänden eine Zone ringsum geglättet und mit Kritzeleien bedeckt. Dieselben bestehen aus unregelmäßigen oder vertikal und horizontal sich schneidenden Liniengruppen, aus kreisförmig angeordneten runden Flecken und Tierdarstellungen. Diese Tierzeichnungen sind kindliche, unbeholfene Versuche; nur einige zeigen eine etwas geübtere Hand. Man erkennt Darstellungen von Rindern und vielleicht von Hirschen.[2] Jedenfalls sind diese Zeichnungen die ältesten uns bekannten Kunstleistungen des neolithischen Menschen in Palästina und unter diesem Gesichtspunkte mit den viel höher stehenden paläolithischen Höhlenmalereien Südwestfrankreichs und Spaniens zu vergleichen.

Daß die Troglodytenhöhlen in Geser bis zum Beginn der Bronzezeit bewohnt waren, zeigt das Bronzefragment, welches in 3 II aufgefunden wurde. Ein anderer Bronzefund wurde in 30 II gemacht. In den Grotten, die später als Begräbnisplätze gedient haben, sind natürlich Bronzefunde häufig.[3]

Ganz gewiß sind, wie in Geser, zahlreiche Höhlen des klüftereichen Landes von den neolithischen Besiedlern als Wohnräume benutzt worden, wie auch gelegentliche Silexfunde beweisen. Häufig sind die natürlichen Grotten in viel späterer Zeit erweitert und zu großen unterirdischen Anlagen umgebaut worden, so daß jede Spur der ursprünglichen Verwendung verwischt ist. Dies gilt namentlich von den zahllosen Höhlen in der Umgebung von Bēt Ǧibrīn.[4] Der Tell Sandaḥanne allein birgt unter der Oberfläche 400 große und kleinere Höhlen. Die meisten stammen in ihrer heutigen Gestalt erst aus griechischer Zeit. Am meisten gleichen den Höhlen in

[1] Vgl. Gezer I, S. 143 ff. und Fig. 48 ff. Bd. III, Taf. XLV—XLVIII.

[2] Vgl. die Beschreibung Macalisters, Gezer I, S. 145 ff.

[3] Vgl. Gezer I, S. 77.

[4] Vgl. über dieses Höhlengebiet Bliss-Macalister, Excavations in Palestine S. 204 ff. und Taf. 92—102.

Geser die auf dem Tell Zakarjā.[1] Bei Der'ā im Ostjordanlande gab es noch in römischer Zeit eine ganze unterirdische Stadt.[2] Der voredomitische Stamm der Ḥoriter, חֹרִים Gen. 36; Deut. 2, 12. 22, ist jedoch kaum als „Höhlenbewohner" (חֹר „die Höhle") zu erklären und mit den alten Troglodytenhöhlen in Verbindung zu bringen, sondern ist der Rest einer ehemals ganz Palästina bewohnenden Bevölkerungsschicht, wie Charu, der gleiche ägyptische Name der Bewohner Palästinas in jener Zeit, beweist.[3]

Wie ehemals, so sind in Palästina die Höhlen auch heute noch vielfach im Gebrauch. Arme Leute wohnen in Höhlen, besonders in Südjudäa. Im Winter werden sie regelmäßig von den Hirten mit ihren Herden als Unterschlupf benutzt, und allerhand Räubergesindel und fahrendes Volk verbirgt sich in ihnen. In Kriegszeiten und bei feindlichen Einfällen zieht man sich in die Höhlen und Klüfte zurück, vgl. Ri. 6, 2. Höhlen und Grotten dienen dem Fellachen gern als Speicher und Scheuer für Häcksel (ṭibn), Holz und Geräte. Vor dem offenen, horizontalen Eingang bewohnter Höhlen wird in einer Entfernung von mehreren Metern eine Trockenmauer aufgeschichtet, die nur einen engen Durchlaß an einer Seite hat und das Innere gegen Wind, Menschen und Tiere schützt.[4]

In Magasà bei Palaikastro an der Ostküste Kretas hat Dawkins eine interessante Parallele aus neolithischer Zeit zu den neolithischen Wohngrotten Palästinas entdeckt.[5] Er fand einen Schutzort unter überhängender Felswand, die später teilweise eingestürzt war und die neolithischen Schichten bedeckt hatte. Parallel zur Felskante in 4,50 m Entfernung lief eine rohe Trockenmauer aus unbehauenen Steinen, welche die Siedlung nach außen abschloß.[6] Interessant ist, daß in geringer Entfernung von diesem Schutzort die Mauern eines Hauses von ungefähr rechteckigem Grundriß gefunden wurden, welches nach Aussage der Funde ebenfalls aus neolithischer Zeit stammt und mit der Höhle in enger Verbindung stand; denn die Tür führt direkt zur Höhle.

Höhlen waren jedoch nicht die einzigen Wohnplätze des neolithischen Menschen. Wo die Natur solche zur Verfügung stellte, nahm man sie dankbar in Benutzung. In vielen Ansiedlungen auf

[1] Vgl. l. c. S. 213 ff. und Taf. 94, 95; QSt 1900, S. 39—53.

[2] Vgl. Schumacher, Across the Jordan S. 135 ff.

[3] Vgl. über die Ḥoriter Ed. Meyer, Die Israeliten und ihre Nachbarstämme, Halle 1906, S. 328 ff.

[4] Vgl. die Abbildung einer solchen Höhle aus der Umgebung von Geser in Gezer I, S. 72, Fig. 19.

[5] Vgl. The Annual of the British School at Athens XI (1904—05), S. 260 ff.

[6] Vgl. l. c. Fig. 262.

flachen Erhebungen in fruchtbaren Ebenen und Tälern gab es keine Grotten. Da wohnte man in Wohngruben und Hütten aus Baumzweigen mit Lehmbewurf. Über die Beschaffenheit der neolithischen Wohnungen in Palästina wissen wir noch recht wenig. Die neolithischen Kulturschichten in Geser und Megiddo, die unmittelbar auf der bearbeiteten Fläche des Felsuntergrundes liegen, haben uns einige Aufschlüsse gebracht. In Megiddo war die älteste Kulturschicht unter der sogenannten Nordburg 1,30—1,50 m stark und bestand aus einem Gemisch von schwärzlicher Erde, welche Silexmesser und Knochenreste enthielt. Ob sich Küchenabfälle darunter befanden, konnte nicht festgestellt werden.[1] Die unterste Schicht unter der Mittleren Burg bestand nach Schumacher[2] aus einer fast schwarz gefärbten, festgestampften Erde, welche Holzkohlen, verbranntes Stroh, Aschenreste und auch fettige Bestandteile enthielt. Daneben fanden sich Patzen harten Lehms mit eingedrückten Tierknochen, Silexartefakte, steinerne Schleuderkugeln und primitive dickwandige Scherben. Aus den langen Holz- und Kohlenresten und dem verbrannten Stroh schließt Schumacher auf Wohnstätten, die mit Schilf und Rohr abgedeckt waren. Die Lehmpatzen deuten doch wohl auf Zweighütten mit Lehmbewurf. Ob diese Hütten rund oder bereits viereckig waren, ist nicht auszumachen. Jedenfalls werden sie in der Mitte eine Herdgrube besessen haben. Die Feuer- und Aschengrube in der Mitte ist ja der Hauptbestandteil des Hauses, der Kristallisationspunkt, an welchen sich das ganze Haus angegliedert hat. Längliche Hütten aus Papyrus und Rohr sind heute noch bei den Ṛawārnebeduinen am Baḥret el-Ḥēṭ (Hulesee) gebräuchlich. In ihrer Gestalt sind diese aber den Beduinenzelten aus Ziegenhaartuch (šugge) nachgeahmt. Solche Wohnhütten erhoben sich in Gruppen neben den Höhlen auf den Hügeln, die sich der neolithische Fellāḥ zum Aufenthaltsort auserkoren hatte. Auch die neolithischen Bewohner Kretas wohnten in Hütten aus Baumzweigen, Schilf und Lehm, von denen die hohen Schuttschichten stammen, welche in Knossos ($6^1/_2$ m) und Phaestos (5 m) die Überreste der neolithischen Zeit und der ersten Kupferzeit bilden. Ihr Fußboden bestand aus gestampfter Erde oder einem Lehmestrich.

Noch in neolithischer Zeit ist man dann in Palästina zum Bau festerer Häuser aus den an der Sonne getrockneten Lehmziegeln geschritten, deren Wände auf einem einfachen Sockel aus Feldsteinen als Isolierschicht gegen die Nässe ruhten. Die Steinsockel solcher Häuser sind in Megiddo, Geser und Jericho in den untersten Schichten aufgedeckt worden. Unter der Nordburg in

[1] Vgl. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 11 f.

[2] L. c. S. 13 f.

Megiddo waren zu diesen Steinsockeln der zweiten Schicht mehrere Lagen unbehauener Feldsteine von 20—30 cm Länge und 20 cm Höhe übereinander verwendet.[1] In Geser fand Macalister auf der Felsfläche unzusammenhängende Mauerstücke, die Gezer III, Taf. I eingezeichnet sind. Leider sagt er nichts über den Charakter dieser Mauern.[2] Es waren Steinsockel für Ziegelmauern. In Jericho wurden bei der Tiefgrabung im West-Ostschnitt unter der kanaanäischen Ziegelfestung noch die Fundamente von vier Schichten untereinander gefunden, von denen die dritte Schicht eine Mauer aus Feldsteinen in drei Schichten übereinander enthielt, in welche drei mächtige Orthostaten mit Schalenvertiefungen eingemauert waren. Noch tiefer lag ein schmaler Mauersockel, der aus zwei Reihen nebeneinandergestellter Feldsteine bestand, 9 m unter dem Niveau der Hügeloberfläche.[3] Da die Steinsockel geradlinig verlaufen, haben wir es mit rechteckigen Häusern zu tun, nicht mit Ovalhäusern oder Rundbauten, wie sie Bulle in Orchomenos in Böotien ausgegraben hat und wie sie sich auch sonst im Gebiet des östlichen Mittelmeeres finden.[4] Auch die Häuser in Orchomenos haben Ziegeloberbau auf Steinsockeln.[5] Jedoch war auch die Kunst des Steinbaues gegen Ende des Neolithikums weit verbreitet. Dafür sprechen vor allem die megalithischen Denkmäler, Dolmen, Türme und gewaltige Steinsetzungen. In welcher Beziehung die verschiedenen Bauarten stehen und ob die Erbauer verschiedenen Rassen angehören, wissen wir noch nicht.

Die neolithischen Ansiedlungen wurden, wie in Thessalien, zum Schutze gern mit festgestampften Erdwällen umgeben, deren Stirnseite mit glatten Steinen gepflastert war. An anderen Stellen türmte man gewaltige Steinblöcke zu zyklopischen Mauern auf. Aus den Erdwällen entstanden die dicken Festungswälle aus Lehmziegeln auf mehr oder minder massivem Steinsockel, wie sie den kanaanäischen Festungen Palästinas eigentümlich sind. Schon die palästinische Festung Neṭi'a, die der ägyptische Gaufürst Anti zur Zeit der V. Dynastie (um 2600 v. Chr.) eroberte, hat eine Lehmziegelmauer mit runden Bastionen.[6]

Wie solche Erdwälle konstruiert waren, lehrt uns die älteste Umwallung Gesers.[7] Sie besteht aus einem Erdwall, welcher an der

[1] Vgl. l. c. Taf. III.

[2] Gezer I, S. 164.

[3] Vgl. Sellin-Watzinger, Jericho, S. 17 ff., Abb. 5 und Blatt 19.

[4] Vgl. H. Bulle, Orchomenos I (Abh. Münch. Akad. Bd. XXIV), S. 19 ff.

[5] Über die neolithischen Wohnbauten im östl. Mittelmeergebiet vgl. Ed Meyer, Gesch. d. A. I $2^3$ S. 774.

[6] Vgl. Flinders Petrie, Deshasheh Taf. IV.

[7] Vgl. Macalister, Gezer I, S. 236 ff.

am besten erhaltenen Stelle durchschnittlich 2 m breit und ebenso hoch ist. Die innere Seite des Walles wird von einer 70 cm starken Steinmauer gestützt, während die gebogene Stirnseite mit Steinen gepflastert ist. Die Hintermauer besteht aus kleinen, unbehauenen Steinen von 30 cm Größe, die in Lehmmörtel gelegt sind.[1] Eine solche Befestigung bildete naturgemäß, selbst mit vorgelegtem Graben, nur einen geringen Schutz. In kriegerischen Zeiten mußte man bald zum Bau viel stärkerer Befestigungen schreiten, welche den ganzen Stadthügel wie ein Panzer umgaben.

Die Bewohner dieser neolithischen Ansiedlungen, welche zahlreich das Land bedeckten, trieben Ackerbau. Ihre Steingeräte weisen auf eine friedliche Tätigkeit hin. Waffen, mit Ausnahme der Pfeilspitzen, sind nicht häufig. Die seit der ältesten Zeit kultivierten Getreidearten waren Weizen und Gerste, wozu später noch Hafer trat.[2] In Geser fand Macalister Reste von tibn, einer Art Häcksel, der heute wie ehemals im Lande als Viehfutter dient und von der Tenne nach dem Dreschen aufbewahrt wird. Aus Getreidekörnern bereitete man Mehl und Brot; zahlreich wurden primitive Handmühlen aus Basalt gefunden. Diese ältesten Mühlen, welche bis zur hellenistischen Kulturperiode in Palästina in Gebrauch waren, bestehen aus einer flachen, etwas geglätteten, porösen Basaltplatte, auf welcher ein länglicher Mühlstein aus härterem Basalt in Brotform mit den Händen hin und her bewegt wird und mit seiner flachen Unterseite die Getreidekörner zermalmt. Zur Bedienung gehören zwei Frauen; eine setzt den oberen Stein mit beiden Händen in Bewegung, die andere streut die Getreidekörner auf die Mühle und fängt das grobe Mehl auf.[3] Mit einem solchen oberen Mühlensteine zerschmetterte ein Weib der Stadt Tebeṣ dem Abimelech das Haupt, Ri. 9, 53. Wasser kochte man mit faustgroßen Kieseln, die man glühend in das Wassergefäß brachte. In Gruben briet man Fleisch mit Hilfe glühender Steine und buk auf solchen ungesäuertes Brot. Ähnlich kochen heute noch die Australneger in Fellsäcken oder Holzschüsseln mit heißen Steinen; die Indianer Kaliforniens benutzen Flechtkörbe dazu.[4]

Die große Rolle, welche das Rind im alten Geser spielte, beweist, daß der Ackerbau in Blüte stand. Bekanntlich liegt heute die Rindviehzucht bei den palästinischen Fellachen sehr darnieder, weil die Milch- und Fleischgewinnung vom Rind bei ihnen keine Rolle

[1] Vgl. Gezer I, S. 236 Fig. 119.

[2] Vgl. Gezer II, S. 22.

[3] Vgl. Gezer II, S. 35 Fig. 227; S. 39 Fig. 231. Vincent, Canaan S. 405 Fig. 282, 283. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 64 Abb. 81.

[4] Vgl. Hoernes l. c. II, S. 13 ff.

spielt, sondern die Tiere meist nur als Arbeitskräfte auf dem Felde benutzt werden. Daher sind sie klein, ungepflegt und struppig. Zahlreiche Reste des Rindes, Knochen und Hörner, sind in Geser in allen Schichten, von der untersten angefangen, ans Licht gekommen und zeigen, daß dieses Haustier im Altertum mehr gepflegt wurde als heute in Palästina. Da es schwer ist, eine größere Rinderherde durch den trockenen Sommer zu bringen, weist diese Tatsache auf eine intensive Wirtschaft hin. Nach Macalister war das Rind das bei weitem wichtigste Haustier in Geser, und zwar schon in der allerältesten Zeit.[1] Nahezu drei Viertel aller Tierdarstellungen in Geser gehören nach ihm dem Rinde an. Es befindet sich auch unter den Wandzeichnungen der neolithischen Höhle 30 IV. Wie die zahlreich gefundenen Knochen beweisen, diente das Rind auch zur Fleischnahrung, ähnlich wie bei den Israeliten, während die heutigen Fellachen Rindfleisch verschmähen.

Neben dem Rind hielt man schon in der ältesten Zeit Schafe und Ziegen. Knochen dieser Haustiere, teils gekochte, teils bearbeitete, waren in Geser häufig.[2] Der Esel diente den neolithischen Bewohnern bereits als Lasttier. Möglicherweise war auch das Kamel bereits bekannt, wenn auch seine Reste erst später häufiger werden. Ziegenhaar und Schafwolle benutzte man zum Weben von Decken, Kleidern und Teppichen, wie die zahlreichen Spinnwirtel aus Ton oder durchlöcherten Topfscherben beweisen. Am Ende der neolithischen Zeit war wohl, ebenso wie in Ägypten und Europa, die Flachskultur und Leinenweberei bereits bekannt. Als Spinnwirtel genügte ein durchbohrter, roher Kiesel, ein fester, runder Tonklumpen, eine durchbohrte, starke Topfscherbe, namentlich vom runden Boden, und Ähnliches. Am häufigsten sind sie aus Ton, seltener aus Stein; sie haben zentrale Durchbohrung.[3]

Neben dem Getreidebau und der Viehzucht spielte die Obstbaumzucht im ältesten Geser eine viel größere Rolle, als es heute in der Gegend der Fall ist, wo nur wenige Fruchtbäume sichtbar sind. Macalister hat im ältesten Geser die Kultur der Feige, der Rebe, des Ölbaumes und des Granatapfelbaumes nachgewiesen.[4] Schon in der zweiten semitischen Schicht Macalisters fanden sich auch Aprikosenkerne. Namentlich die Kultur der Olive stand schon in neolithischer Zeit in Blüte und muß dann in der semitischen Zeit sehr intensiv gewesen sein. Das beweisen die zahlreichen Öl- und Weinpressen von den primitivsten bis zu den ent-

[1] Gezer II, S. 4 f.
[2] Vgl. Gezer II, S. 6 f.
[3] Vgl. Gezer II, S. 70 ff., III, Taf. CXXXII.
[4] Vgl. Gezer II, S. 22.

wickeltsten Formen, welche auf der Oberfläche des Felsuntergrundes von Geser und auf den Nachbarhügeln überall in großer Zahl in die Felsen eingehauen sind. Wo ehemals große Olivenhaine standen und Reben die Berghänge bedeckten, liegen heute nackte, öde Felsenhügel. Über die Ölpressen in den Troglodytenhöhlen und auf den Felsplatten neben ihren Eingangsöffnungen ist oben bei der Schilderung der Höhlenwohnungen schon gesprochen worden.[1] Die ältesten Ölpressen[2] sind kleine, rechteckige oder runde, in die Oberfläche des Felsgrundes eingehauene Gruben mit einer oder zwei kleinen Vertiefungen im Boden, in welchen sich die zurückbleibenden festen Bestandteile der ausgepreßten Flüssigkeit sammeln konnten. Diese Pressen mögen für Oliven und Trauben gedient haben.

Landbau und Viehzucht scheinen überhaupt die Grundlage der neolithischen Kulturen der Länder am östlichen Mittelmeerbecken gewesen zu sein. Die älteste Kultur Zyperns beruhte ganz auf diesen Erwerbszweigen. Die ältesten kupfer- und bronzezeitlichen Siedlungen liegen dort in den Ebenen und auf den fruchtbaren Bergabhängen.[3] Ähnlich war es in Ägypten und in Kreta. Neben dem Ackerbau spielten Jagd und Fischerei, wo solche möglich waren, noch immer eine große Rolle. Fischgräten und Austernschalen in Geser zeigen, daß man mit den Produkten des Meeres selbst einen kleinen Handel mit den Orten des Binnenlandes trieb.[4]

Aus den Hörnern und Knochen der Haustiere und verschiedener Vogelarten verfertigte man Nadeln, Pfriemen, Büchsen und andere Gebrauchsgegenstände. Knochennadeln mit oder ohne Öhr sind häufig.[5] Beinerne Nadelbüchsen machte man gern aus Vogelknochen.[6] Äxte aus Horn kamen noch in viel späterer Zeit vor.[7] Das Elfenbein war früh im Gebrauch und gelangte wahrscheinlich auf dem Handelswege aus Afrika nach Palästina.[8] Interessant ist, daß auch in den subneolithischen Schichten von Phaestos auf Kreta ein unbearbeitetes Elfenbeinstück gefunden wurde, das ebenfalls auf uralten Handel mit Afrika hinweist.[9] Pfriemen aus Elfenbein finden sich in

[1] Vgl. Gezer II, S. 48 f.

[2] Eine solche ist abgebildet Gezer III, Taf. CXXIX, 2.

[3] Vgl. John L. Myres and Max Ohnefalsch-Richter, A Catalogue of the Cyprus Museum, Oxford 1899, S. 14 f.

[4] Vgl. Gezer II, S. 21.

[5] Vgl. Gezer II, Fig. 273.

[6] Vgl. Gezer II, S. 87 Fig. 276a; III, Taf. CXXXIII, 6.

[7] Vgl. Gezer II, S. 243 Fig. 395; III, Taf. XXXIV, 31.

[8] Über Elfenbein in Geser vgl. Gezer II, S. 247 ff. — Daß es in geschichtlicher Zeit in Syrien noch große Elefantenherden gab, wie v. Lichtenberg, MVAG XVI (1911) 2, S. 12 meint, ist nicht zutreffend.

[9] Vgl. René Dussaud, Les civilisations préhelléniques dans le bassin de la mer égée,[2] Paris 1914, S. 37.

Geser in der ältesten Zeit.[1] Schon früh benutzte man Elfenbeinplättchen zu Einlegearbeiten auf Holz.[2]

Als Schmuck dienten Gehänge von durchbohrten Muscheln, Ketten aus polierten Muschelstücken und Perlen wie überall in neolithischer Zeit. Durchbohrte Muscheln sind auch mehrfach in den phönizischen prähistorischen Siedlungen gefunden worden. In Geser waren nach Macalister die Muschelschalen schon in den untersten Schichten sehr zahlreich, namentlich von den Arten *cardium, buccinum, murex, anodonta* und *bulimus*.[3] Die ältesten Perlen ähneln den Erzeugnissen des benachbarten Ägyptens. Mit dem Beginn der Metallzeit tritt auch das Gold in Geser auf; die technische Fertigkeit in der Bearbeitung des Goldes fand Macalister hier vom Beginn der ersten semitischen Periode an vollständig ausgebildet, wenn auch dieses Metall in Geser immer selten geblieben ist.[4]

Am Ende des Neolithikums stand Palästina und Phönizien zweifellos schon in Handelsbeziehungen mit den Nachbarländern, namentlich mit Ägypten und den benachbarten Inseln des Mittelmeeres. Die Kupfer- und Bronzezeit, welche noch in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends an der syrisch-palästinischen Küste begann, ist durch Einfuhr der Metalle auf dem Handelswege eingeleitet worden. Direkte Beweise für Handelsbeziehungen mit Afrika am Ende der neolithischen Zeit haben wir wohl in dem Elfenbein zu sehen, das, ebenso wie zur selben Zeit in Kreta, für verschiedene Zwecke benutzt wurde. So wurde auf dem Urfels in Geser ein Werkzeug aus Elfenbein gefunden, das Macalister für einen Bumerang hält.[5] Vom Beginn der Bronzezeit ab ist das Elfenbein häufig.[6]

Neben Silexwerkzeugen fand Macalister in allen Schichten in Geser auch einige Manufakte aus Obsidian.[7] Dieser Obsidian ist entweder in Knollen oder bereits verarbeitet in Palästina eingeführt worden und stammt vermutlich, wie alle Obsidiangeräte im östlichen Mittelmeergebiet, von der Insel Melos. Von der neolithischen Zeit bis weit in die Bronzezeit hinein fand aus Melos ein lebhafter Export von Obsidianblöcken und Obsidianwerkzeugen in das ganze östliche Mittelmeergebiet statt.[8] In Troja und Ägypten hat sich Obsidian, wahrscheinlich melischer Herkunft, gefunden. Auf den Kykladen

[1] Vgl. Gezer II, Fig. 278, 3, 4.
[2] Vgl. Gezer II, S. 248 Fig. 398; III, Taf. CXCV.
[3] Vgl. Gezer II, S. 20.
[4] Vgl. Gezer II, S. 260 f.
[5] Vgl. Gezer II, S. 17 und Fig. 219 S. 18.
[6] Vgl. Gezer II, S. 247 ff.
[7] Vgl. Gezer II, S. 127.
[8] Vgl. Ed. Meyer, Gesch. d. A. I $2^3$ S. 780. René Dussaud, Les civilisations préhelléniques S. 98 ff. und Fig. 69.

hat das Metall erst am Ende der Bronzezeit die wohlfeilen Obsidianmesser verdrängt. In den neolithischen Schichten von Knossos und Phaestos und in der neolithischen Siedlung von Megasa auf Kreta ist ebenfalls Obsidian in bearbeiteter Gestalt und in Blöcken gefunden worden. Die palästinische Küste hatte also bereits am Ende der neolithischen Zeit Beziehungen zur ägäischen Inselwelt.

Handel mit Feuersteinrohmaterial zum Zwecke der Steinindustrie und mit Feuersteinfabrikaten hat auch im neolithischen Europa in ausgedehntem Maße stattgefunden. Gegenstand solchen Handels schon in paläolithischer Zeit waren z. B. die schönen Lorbeerblattspitzen von Moustier.[1] In Phönizien haben wir Rās Beirūt als einen Platz kennen gelernt, welcher Erzeugnisse der Feuersteinindustrie in großem Maßstabe herstellte und verhandelte. Zumoffen hat darauf aufmerksam gemacht, daß im Libanongebiet in neolithischer Zeit mehrfach nicht einheimische Gesteine zu Werkzeugen verarbeitet wurden.[2] Alle großen Werkstätten haben zweifellos für den Handel gearbeitet. Auch die Beilchen aus Nephrit, Jadeit und anderen, seltenen Gesteinen, welche man in den Privatsammlungen in Jerusalem häufig antrifft, sind Zeugen für alte Handelsbeziehungen.

Daß die syrische Küste, namentlich das Libanongebiet, seit dem Beginn des 3. Jahrtausends in friedlichen und bald auch kriegerischen Beziehungen zu Ägypten stand, wissen wir aus gleichzeitigen ägyptischen Nachrichten. Der Libanon lieferte Bauholz für das holzarme Ägypten. Zur Zeit des Alten Reiches war Palästina ein unter ägyptischem Einfluß stehendes Gebiet. Wir erfahren, daß es ein Land ansässiger Kultur mit festen Städten, Weinbergen und Baumgärten gewesen ist. Die Träger des uralten Seeverkehrs im Gebiet des östlichen Mittelmeeres im dritten Jahrtausend v. Chr. waren nach Ed. Meyer das Volk der Ḥanebu, die Bewohner von Kreta und der Nachbarinseln. Sie werden oft in altägyptischen Inschriften als großes Volk auf den Inseln des Mittelmeeres, vor allem wohl Kretas und vielleicht auch Zyperns, erwähnt und standen in Handelsbeziehungen zu Ägypten.[3] Alles spricht dafür, daß im 3. Jahrtausend im Gebiet des östlichen Mittelmeeres eine gleichartige, primitive Kultur herrschte, die verwandt ist mit dem europäischen Donaukulturkreise und auf dem Seewege von Ägypten und Kreta her immer wieder den Anstoß zu höherer Entwicklung erhielt. Diese gleichförmige Kultur hat einen lebhaften Austausch zur See zur Voraussetzung (vgl. den Obsidianhandel von Melos). Die palästinische Küste liegt an der Peripherie dieser Mittelmeer-

[1] Vgl. L. Pfeiffer, Die steinzeitliche Technik S. 76 f.
[2] Vgl. Anthropos V (1910) S. 143.
[3] Vgl. Ed. Meyer, Gesch. d. A. I $2^3$ S. 165 f., 778.

kultur und wird daher auch zu ihr in lebhaften Beziehungen gestanden haben, welche das Meer vermittelte. Die Küste war hier der kulturell am meisten fortgeschrittene Teil, der seine Anregungen nicht aus Babylonien, sondern aus Ägypten und der Inselwelt empfing.[1]

Neben Holz und Bein blieb der Silex immer noch das Hauptmaterial zur Herstellung der Gebrauchswerkzeuge, Waffen, Keulenknäufe[2] und Beile[3] bis weit in die Bronzezeit hinein. Die spätneolithische Silexindustrie Palästinas zeigt eine gewisse Formenarmut und Nüchternheit. Das ist wohl zum guten Teile der Einfluß des praktischen und auf die Wirklichkeit gerichteten Sinnes seiner semitischen Bewohner, die mit den Gebrauchsformen zufrieden waren und weniger Wert auf Luxus und Eleganz legten. Ein Blick auf die ägyptische Silexmanufaktur zeigt uns so recht den großen Abstand in der Kultur und der Lebensauffassung zwischen den beiden Völkern in spätneolithischer Zeit. Im Gegensatz zu den hausbackenen Geräten des Syrers hat der Ägypter eine Fülle von Luxusformen entwickelt und die Steinschlagkunst zu unübertrefflicher Höhe ausgebildet. Da gibt es gestielte Messer, die mit sorgfältigen Retuschen aus einem Stück herausgearbeitet sind,[4] wunderbar feine, flache und sehr dünne Messerklingen von 30 cm Länge und darüber, von denen eine Seite unbearbeitet geblieben oder geschliffen ist, während die andere mit zwei Reihen gleich großer Abschlagflächen versehen ist, die sich genau entsprechen;[5] da bewundern wir Dolche und Lanzenspitzen mit äußerst feiner Zähnelung, Pfeilspitzen aller Größen und Formen in subtilster Ausführung,[6] aus einem Silexstück kunstvoll gearbeitete und polierte Armringe[7] und Tierfiguren aus Silex, wie Schlangen, Krokodile, fliegende Vögel,[8] Steinböcke und andere.[9]

[1] Vgl. Ed. Meyer l. c. S. 779 f.

[2] Vgl. Gezer II, S. 370 f.; Fig. 402 S. 252; Fig. 471 S. 370. Drei Exemplare aus der Höhle 27 I sind abgebildet Gezer III, Taf. XXVIII, 1—3. Vgl. Gezer I, S. 110.

[3] Vgl. Gezer II, S. 253 f.; III, Taf. CXCVI, 1—3.

[4] Vgl. J. de Morgan, Recherches sur les origines de l'Égypte I, S. 105 ff.

[5] Vgl. De Morgan l. c. I, S. 111 ff.; II, S. 107—109. — J. Capart, Les débuts de l'art en Égypte. Brüssel 1904, S. 66 f. Die Handhabe dieser Messer war mit einem Ledergriff versehen. Es gibt auch kostbare Silexdolche, deren Griff mit Goldblech ausgelegt ist. Das schönste dieser Messer, dessen Goldgriff mit Tierdarstellungen geschmückt ist, befindet sich im Museum zu Cairo und stammt aus Abydos. Vgl. De Morgan l. c. I, S. 112 ff. und Fig. 136; II, Taf. 5. Capart l. c. S. 68 Fig. 33.

[6] Vgl. De Morgan l. c. I, S. 127 ff.

[7] Vgl. Schweinfurth, Ägyptische Ringe aus Kieselmasse, ZE 1899, S. 446 ff. Capart l. c. S. 50.

[8] Vgl. Capart l. c. S. 148 Fig. 105.

[9] Vgl. Capart l. c. S. 149 f. Fig. 106—108.

Es ist eine durchaus gleichförmige und ziemlich primitive Kultur, welche die Ausgrabungen in Palästina für die älteste Zeit nachgewiesen haben. In langsamer, durchaus homogener Entwicklung, soweit wir sehen können, ohne Lücken und Sprünge ist diese Kultur aus der Steinzeit in die Kupferbronzezeit übergegangen. Das ist in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends überall geschehen. Um 2500 v. Chr. dürfen wir wohl überall in Palästina die Kenntnis und Verwendung der Bronze voraussetzen, wenn sie auch noch keineswegs häufig gewesen sein mag. Die Küstengegenden waren dem Binnenlande in der Entwicklung voraus wegen ihrer leichten Zugänglichkeit von Ägypten, Kreta und Zypern her. Es ist unmöglich auf Grund des Befundes der bisherigen Ausgrabungen in Palästina zwischen nichtsemitischen und semitischen Stämmen und Kulturen in jener Frühzeit zu scheiden, wie Kittel es versucht hat.[1] Die Tatsache, daß in Geser Leichenverbrennung längere Zeit hindurch in einer Höhle geübt worden ist, die darauf für Erdbestattung verwendet wurde, beweist nicht, daß die Feuerbestattung im Lande allgemein als frühere und primitivere Sitte herrschte.[2] Was wir finden, ist kein Nacheinander, sondern eher ein Nebeneinander. Die leichenverbrennende Bevölkerungsschicht unterscheidet sich durch kleinen, schmächtigen Wuchs von den übrigen Bewohnern des Landes.[3] Da die Semiten, soweit wir wissen, von jeher die Leichenverbrennung verabscheut haben, spricht das allerdings für das Vorhandensein einer nichtsemitischen Bevölkerung in Geser und dem entsprechend auch im übrigen Palästina neben der semitischen.[4] Es ist jedoch keineswegs sicher, daß Geser zuerst von einer feuerbestattenden und darauf von einer erdbestattenden Bevölkerung bewohnt wurde, so daß wir die Bestattungsgebräuche zweier Kulturperioden vor uns hätten. Wir werden erst noch weitere Funde in dieser Richtung abwarten müssen. Die Megalithbauten, Dolmen, Menhire und Befestigungen, die so zahlreich in Galiläa und im ganzen Ostjordanlande sind, will Kittel ebenfalls einer nichtsemitischen, arischen Bevölkerung zuschreiben.[5] Letztere müßte sich von den feuerbestattenden Nichtsemiten Gesers erheblich unterscheiden oder vielmehr in etwas späterer Zeit gelebt haben, weil sie die Leichen nicht vernichteten, sondern im Gegenteil unter Aufwendung erheblicher Mühe und Arbeitskraft liebevoll zu

[1] Gesch. d. V. Isr. I² S. 132 ff.
[2] Über die Verbrennungshöhle 2 I vgl. Gezer I, S. 74 ff., 285 ff.
[3] Vgl. Gezer I, S. 58 f.
[4] Vgl. Kittel, Gesch. d. V. Isr. I² S. 32 ff.
[5] L. c. S. 39 ff., 133, 136.

erhalten suchten. Der Tote lebte nach dem Glauben dieser Stämme in seinem Grabbau weiter und hatte dieselben Bedürfnisse wie im irdischen Leben, welche man durch Beigaben von Speisen, Hausgeräten und Waffen bei der Bestattung zu befriedigen suchte. Diese nichtsemitischen Stämme sollen nach Kittel auf einer erheblich niedrigeren Kulturstufe gestanden haben als die zugleich in Palästina sitzenden Semiten, welche bereits in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends zur Ackerbau- und Gartenbaukultur übergegangeu wären.[1] Die archäologischen Ergebnisse der bisherigen Ausgrabungen rechtfertigen die Unterscheidung solcher auf Verschiedenheit der Bevölkerung begründeter Kulturunterschiede nicht. Was wir finden, ist eine in langsamer Entwicklung begriffene, homogene Kultur. Feuerbestattung kann gegenüber der Erdbestattung keineswegs als Zeichen eines primitiveren Kulturzustandes angesehen werden.[2] Welcher Anteil an dieser Kultur den Nichtsemiten und welcher den Semiten gehört, das können wir heute aus dem Befunde der Ausgrabungen noch nicht unterscheiden.[3]

## Achtes Kapitel.

# Die älteste Keramik.

### 1. Reste neolithischer Keramik in Phönizien.

Die Fertigkeit der Herstellung von Tongefäßen entwickelte sich überall, sobald der Mensch in den Zustand der Seßhaftigkeit übergegangen war. Jäger und Nomaden verschmähen noch heute das zerbrechliche und für den Transport unpraktische Tongeschirr; sie begnügen sich mit enggeflochtenen und mit Harz oder Wachs gedichteten Behältern, Holzschüsseln, Ledergefäßen und Fellsäcken. Heute führen Nomadenstämme Holz-, Leder- und Metallgefäße mit sich. Als Vorstufe und Vorbilder der Töpferei haben wir überall die Flechtarbeiten, in denen die Primitiven oft unerreichte Meister sind, Ledergefäße und Behälter aus Naturformen anzusehen. Zu letzteren gehören die in Afrika heimischen und früh über das östliche Mittelmeer verbreiteten hartschaligen Flaschenkürbisse *(Lagenaria vulgaris)* und die Gurke (*Cucumis melo),* welche bequeme und feste Gefäße abgaben. Der ganze Kürbis mit Holzstöpsel am Lederriemen für den Verschluß ergab die bauchige Flasche mit langem,

[1] L. c. S. 137. [2] Gegen Kittel l. c. S. 46.

[3] Zur Religion der steinzeitlichen Stämme in Palästina vgl. unten das Kapitel über die megalithischen Denkmäler.

gekrümmtem Halse. Solche Kürbisflaschen sind heute noch vielfach in Zypern und teilweise auch in Palästina im Gebrauch. Man konnte ihnen mit Leichtigkeit einen Henkel und einen zylindrischen Fuß anflechten.[1] In Zypern pflegt man die Kürbisflasche durch eingeschnittene geometrische Muster zu verzieren.[2]

Entfernte man den Hals des Flaschenkürbisses ein wenig oberhalb des kugeligen Bauches und band das so entstandene Gefäß mit einem Tragnetz aus Lederriemen, an welchem rechts und links neben dem Halse zwei Riemen als Aufhänger befestigt waren, so haben wir das Urbild der zweihenkeligen Amphora und des Amphoriskos mit zwei Schnurösenhenkeln an der Übergangsstelle zwischen dem zylindrischen Halse und dem Rumpfe. Solche Gefäße sah ich in Ḳades in Obergaliläa; sie werden am Gürtel getragen und sind mit Einschnitten verziert. Halbierte man den kugeligen Rumpf des Kürbisses senkrecht zur Längsachse, so entstand die halbkugelige Schale, welche unter dem Rande gern mit Löchern versehen und an Schnuren aufgehängt wurde.[3] Auch diese Naturform ist früh von der Keramik in Gestalt des halbkugeligen Napfes oder der flachen Schale mit den Löchern zum Aufhängen unter dem Rande nachgeahmt worden. Neben dem Flaschenkürbis und der Gurke diente in südlichen Ländern auch das Straußenei als natürliches Gefäß und Vorbild für die keramische Kunst. Es ließ sich ihm leicht eine Standfläche oder ein verschließbarer, zylindrischer Hals anflechten, aus welchem man gießen konnte.[4] Nach Schuchhardt beruhen die Hauptformen der trojanischen und ägäischen Keramik, ja selbst der Keramik der Donauländer, auf der Nachahmung der Naturformen des Kürbisses (z. B. die Schnabelkanne) oder des Straußeneis mit aufgeflochtenem, zylindrischem Halse.[5] Dafür könnte sprechen, daß bei Schnurösengefäßen aus Troja der Bauch oft leer ist, während der zylindrische Hals mit eingeschnittenen geometrischen Flechtornamenten verziert ist, welche einen aufgeflochtenen Hals nachzuahmen scheinen.[6]

[1] Vgl. Schuchhardt, Prähistorische Zeitschrift I, Taf. XII, Abb. 6.

[2] Moderne Kürbisflaschen aus Zypern sind abgebildet bei M. Ohnefalsch-Richter, Kypros, Taf. XXXIV, 1, 5; Schuchhardt, Prähist. Zeitschrift I, Taf. XII, Abb. 4, 5. Antike Nachbildungen solcher Naturflaschen in Ton vgl. Kypros, Taf. XXXIV, Abb. 1, 4.

[3] Vgl. Ohnefalsch-Richter, Kypros, Taf. XXXIV, 6.

[4] Vgl. C. Schuchhardt, Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst. Prähist. Zeitschrift I (1909) S. 49 ff., Taf. XII, 1, 2.

[5] L. c. S. 49.

[6] Vgl. z. B. Schliemann, Troja, Stadt und Land der Trojaner, Leipzig 1881, Nr. 163 S. 133; Nr. 166 S. 334; Nr. 256 S. 402; Nr. 1028 S. 512. Dörpfeld, Troja und Ilion, Athen 1902, I, Beilage 37, III u. VI.

Neben diesen Naturformen übten, vielleicht in noch höherem Maße, die geflochtenen Behälter, Schüsseln, Körbe und Taschen einen großen Einfluß auf die älteste Keramik aus, sowohl auf die Form als namentlich auf die Dekoration.[1] Die Flechtkunst spielt bei den Primitiven eine sehr viel größere Rolle als bei den Kulturvölkern und ist meist zu hoher Vollkommenheit entwickelt. Aus Ruten, Wurzeln, Palmenblättern, Rohr, Bast, Gras und anderen pflanzlichen Stoffen flicht man Siebe, Körbe, Schwingen, Wannen, Matten, Zäune, Schilde für Krieger und Netze und Reusen für Fischer. Flaschen, Milcheimer und andere Behälter für Flüssigkeiten stellte man aus Flechtwerk her und dichtete sie mit Lehm, Wachs oder Harz. Manchmal sind die Gefäße aus so feinem Material und so eng geflochten, daß sie keiner Dichtung bedurften. Das kann man an den feinen bunten und geschmackvollen Flechtarbeiten der Sudanesen und Somali sehen.[2]

Die Keramik entstand durch Nachbildung der geflochtenen Gefäße und der Naturformen in Ton.[3] Wenn man geflochtene Gefäße mit Ton dichtete und den Ton am Feuer erhärten ließ, erfuhr man schnell, daß die gebrannte Tonform allein ein brauchbares Gefäß abgab. So bildete man die ersten Tongefäße mit Hilfe von Körben und Kürbissen. Es war nur natürlich, daß man das tönerne Surrogat in Gestalt und Verzierung dem geflochtenen Vorbilde nachbildete. Die reizvollen Flechtmuster konnte man am einfachsten durch Einritzungen und Einschnitte herstellen. Die bunte Farbe der geflochtenen Gefäße darzustellen gelang erst bei größerer Beherrschung der keramischen Technik. Deshalb ist die farbige Dekoration der Gefäße jünger als die Ritztechnik. In Nachbildung der Flechtmuster, die so reizvoll und mannigfaltig sind, entstand das geometrische geritzte oder eingeschnittene Ornament; es zeigt in Nachahmung der Flechttechnik meist Horizontalstreifung und das Bestreben, die Oberfläche des ganzen Gefäßes zu bedecken.[4]

Auch im Aufbau der Tongefäße folgte man bei primitiven Völkern, welche die keramische Kunst üben, noch lange dem Vorbilde der Flechttechnik. Wie man geflochtene Schalen am einfachsten in der Art herstellt, daß man, in der Spirale flechtend, erst den Boden des Gefäßes und dann aufwärts die Wand herstellt, so werden nach

[1] Vgl. dazu Schuchhardt, Prähist. Zeitschr. I, S. 37 ff.

[2] Abbildung afrikanischer Korbflechtereien s. Schuchhardt l. c. Abb. 1—3 S. 42 u. Taf. VI; brasilianischer Taf. VII; japanischer Taf. VIII.

[3] Vgl. Hoernes l. c. II, S. 19.

[4] Vgl. Schuchhardt l. c. Abb. 4 S. 43.

Schuchhardt heute noch in Afrika Tongefäße gemacht.[1] In vorgeschichtlicher Zeit war dasselbe primitive Verfahren des ringförmigen Aufbaus der Gefäßwand in Übung, wie man bisweilen noch an den Nähten der Wände sehen kann. Je mehr man die Tonbildnerei technisch zu beherrschen lernte, emanzipierte man sich von dem Vorbilde der geflochtenen Behälter und erfand die dem Tonmaterial und seinen Eigenschaften entsprechenden Gefäßformen. Nur die Ornamentik blieb noch sehr lange die des Flechtstiles, sowohl das geometrische wie das gemalte Ornament. Die neue keramische Kunst verdrängte wegen der Vorzüge ihrer Erzeugnisse (Undurchlässigkeit, Feuerbeständigkeit und Billigkeit) bald in weitem Maße die Flechtarbeiten.

Im östlichen Mittelmeergebiet dürfte, wie wir gesehen haben, für einen Teil der Gefäßformen die Kürbisform vorbildlich gewesen sein. Da diese Naturform unverziert ist, war man in der Ornamentik an kein Vorbild gebunden; die in die Oberfläche des Flaschenkürbisses vor dem Trocknen eingeritzten Ornamente entsprangen der freien Phantasie des Handwerkers. Da man jedoch die Kürbisflaschen gerne in Tragnetzen oder an Riemen trug und ebensowohl auch die ersten zerbrechlichen und henkellosen Tongefäße, spielt auch hier das Flechtornament eine große Rolle. Zweifellos ist aber in Ägypten und im östlichen Mittelmeere ein Teil der Gefäßformen auch aus der Korbflechterei hervorgegangen. Das geometrische eingeritzte Ornament des Korbflechtstils gehört daher auch zum ursprünglichen Formenschatze der Mittelmeerkeramik.[2]

Auch die im Orient so beliebten Lederschläuche in Tierform zum Transport von Flüssigkeiten, Ledereimer, Flaschen, Beutel und Schöpfgefäße mögen von der Keramik nachgeahmt worden sein. Es liegt wenigstens nahe, die phantastischen Gefäße der älteren bronzezeitlichen Keramik in Tierform als Nachahmung solcher Lederschläuche anzusehen.[3] Es gibt altzyprische Flaschen, welche in ihrer Form genau die kleinen, zemzemīje genannten Lederschläuche für Wasser mit doppelter Ausgußöffnung wiedergeben, welche man in Palästina und Syrien mit sich führt.[4] Schuchhardt will noch andere

[1] L. c. S. 41. Hoernes l. c. II, S. 19.

[2] Abbildung eines modernen geflochtenen Gefäßes aus Zypern s. Ohnefalsch-Richter, Kypros, Taf. XXXV, 6; vgl. XXXV. 1 u. CXLIX. 1, Gefäße mit Flechtmuster.

[3] Vgl. Schliemann, Ilios, Nr. 160 S. 332; Nr. 333—338 S. 420 f. Dörpfeld, Troja und Ilion, Fig. 162 S. 273.

[4] Vgl. H. B. Walters, Cypriote, Italian, and Etruscan pottery (Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum. Bd. I, 2), London 1912. S. 57, C 305 u. Fig. 101. Frhr. v. Oppenheim, Vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf. I, Tafel zu S. 82.

trojanische Gefäßformen und die unverzierte neolithische Pfahlbaukeramik auf Ledergefäße zurückführen.[1]

Ob sich diese Annahmen in allen Einzelheiten bestätigen oder nicht, jedenfalls ist sicher, daß die neolithische primitive Töpferei in Nachahmung bereits vorhandener Gefäße verschiedenster Formen und Stoffe entstand und durch dieselben beeinflußt wurde. Trotzdem die Keramik bald ihre eigenen Wege ging, haben sich gewisse Formen und Verzierungsweisen in Anlehnung an alte Vorbilder mit großer Zähigkeit gehalten. Wo die keramische Kunst entstand und wie sie sich ausbreitete, wissen wir noch nicht. Nur einige Richtlinien treten aus dem Dunkel der Vorgeschichte hervor. Sicherlich hat sich die Töpferkunst an verschiedenen Stellen selbständig entwickelt, sobald die Bevölkerung kulturell dafür reif war, und ist von solchen Zentren auf die Nachbarschaft ausgestrahlt. Die verschiedenen Kulturkreise haben sich dann gegenseitig beeinflußt.

Ob Palästina und Phönizien ein solches Zentrum war, oder ob es die Töpferkunst durch fremden Einfluß erhalten hat, wissen wir nicht. Die älteste Töpferei war hier, wie überall sonst, ein Handwerk der Frauen. Es gibt in ganz Palästina einen guten Töpferton, der beim Brennen eine rote Farbe annimmt. Noch heute besteht in einigen Dörfern nördlich und nordwestlich von Jerusalem diese Hausindustrie der Frauen, die sogar mit ihren plumpen, bunt bemalten Erzeugnissen einen gewiseen Handel treiben. Neben dieser lokalen Keramik haben wir heute, abgesehen von einigen Kunsttöpfereien, z. B. in Jerusalem, Fabrikationszentren in Hebron (rote Ware), Gaza (bläuliche bis schwärzliche Ware) und Rāšējat el-Fuḫḫār am Hermon (bemalte Ware), von denen jede ihren bestimmten Markt in Palästina hat.

Von der neolithischen Keramik Palästinas und Phöniziens sind uns bisher nur spärliche Reste bekannt. Das in Geser zutage geförderte Material gehört im wesentlichen bereits der älteren Kupfer-Bronzezeit an, wenn auch der Charakter dieser Keramik zum guten Teil noch durchaus neolithisch ist. Die Gruppe aus der Grotte 2 I (Krematorium) in Geser[2] reicht am ehesten bis in rein neolithische Zeit zurück. Sicher steinzeitlich sind bisher nur einige Scherbenfunde von den neolithischen Siedlungen in Phönizien. Es sind die folgenden: Scherben aus der Höhle an den Quellen des Nahr el-Kelb bei Ǧaʿīta im Libanon;[3] Scherben aus den neolithischen Werkstätten am Vorgebirge Rās Beirūt;[4] ähnliche Scherben wie in Ǧaʿīta fanden

[1] Vgl. Prähist. Zeitschr. II (1910), S. 145 ff.

[2] Vgl. Gezer II, Fig. 305 S. 135.

[3] Vgl. Zumoffen, La Phénicie . . . S. 105 f.; Anthropos V, S. 150 f., Fig. 3 u. Taf. IV. [4] Vgl. La Phénicie . . . S. 109, Anthropos V, S. 153.

sich auch in der Knochenhöhle von Ḥarāǧel;[1] einige unbedeutende Fragmente lieferte auch die Station am Nahr ez-Zaherānī.[2]

Alle diese Scherben stammen von handgemachten, monochromen Gefäßen mit dicken Wänden von sehr unregelmäßiger Oberfläche.[3] Die Außenseite ist in der Regel etwas sorgfältiger gearbeitet als die innere. Da nur Scherben gefunden wurden, läßt sich über die Form dieser primitiven Gefäße nichts Sicheres aussagen. Die Anthropos V Taf. IV zu S. 150 abgebildeten Scherben scheinen von runden Näpfen und größeren bauchigen Gefäßen zu stammen. Der Ton ist rötlich bis schwärzlich (Ḥarāǧel), grob, schlecht durchknetet und mit Kies gemischt. Die Wände der Gefäße sind zerbrechlich und in hohem Grade porös. Um sie für Flüssigkeiten haltbar zu machen, hat man nach Zumoffen die Außenseite mit einem undurchlässigen rötlichen Überzuge versehen, welchen man mit Hilfe eines Holzstückes auftrug. Davon sind unregelmäßige Streifen entstanden.[4] Die Gefäße waren teilweise nur an der Sonne getrocknet; bei anderen ist der Brennprozeß am offenen Feuer, aber nur unvollkommen erfolgt; nur die Außenseite war der direkten Einwirkung des Feuers ausgesetzt. Innen und außen sind die Gefäße vielfach mit einem feinen, rötlichen Überzug versehen, der in horizontaler Richtung aufgetragen und verteilt ist, nach Zumoffens Eindruck mit Hilfe eines Grasbüschels. Daher ist die Außenseite mit unregelmäßigen horizontalen, parallelen oder sich schneidenden Linien bedeckt, die sich auch, weniger ausgebildet, auf der Innenseite finden und dem „gekämmten" Ornament der palästinischen Keramik ähnlich sind.[5] Nach Zumoffen handelt es sich jedoch nicht um ein eigentliches Ornament.

Die meisten Scherben sind ohne jede Dekoration. Andere zeigen eingefurchte geometrische Ornamente einfacher Natur. Ein Fragment[6] hat breite, mit einem Holzstück eingedrückte, mehr oder minder parallele horizontale Linien, welche das Gefäß umgeben. Eine Scherbe eines kleinen Gefäßes[7] trägt parallel zum Rande das Grätenmuster eingeschnitten, oben und unten begrenzt von je drei parallelen Linien. Ein Henkelfragment[8] zeigt auf dem kleinen Schnurösenhenkel eine vorspringende Mittelrippe und von ihr nach beiden Seiten schräge

[1] Vgl. Anthropos V, S. 161.
[2] Vgl. La Phénicie . . . S. 123.
[3] Nach Zumoffen, Anthropos V, S. 150 f.
[4] Vgl. Anthropos V, Taf. IV zu S. 150, Fig. 1.
[5] Vgl. l. c. Taf. IV, 5, 6.
[6] L. c. Taf. IV, 3.
[7] L. c. Taf. IV, 2.
[8] L. c. Taf. IV, 4.

Einschnitte, so daß ebenfalls das Grätenmuster oder Palmenblatt entsteht. Beides sind ausgesprochene Flechtmuster. Die Anthropos V (1910) Fig. 3 S. 151 abgebildete Scherbe besteht aus einer inneren, roten und einer äußeren, bräunlichen Tonschicht. Die Oberfläche ist von verschiedenen Feldern paralleler Linien bedeckt, die durch einen Holzkamm mit breiten Zähnen hervorgebracht zu sein scheinen; es ist ein Beispiel des gekämmten Ornaments. Einige Scherben aus Ḥarāǧel sind an der Oberfläche ebenfalls mit sich schneidenden unregelmäßigen, eingefurchten Linien verziert.[1]

Die Ränder der größeren Gefäße waren dick und stark, die der kleinen Näpfe dünn und nach außen gebogen. Der Boden der Gefäße ist meist gerundet, manchmal kegelförmig. Die meisten scheinen henkellos zu sein. Nachgewiesen ist ein kleiner Schnurösenhenkel mit dünner horizontaler Durchbohrung.[2] Er ist erst nach Fertigstellung des Gefäßes angefügt worden, wie die erhaltenen Abdrücke des Daumens in der noch feuchten Masse beweisen.

Die besprochenen Fragmente stammen aus der Höhle an den Quellen des Nahr el-Kelb. Die spärlichen übrigen Funde stimmen im Charakter mit diesen überein. Weder die Töpferscheibe noch der Töpferofen war also den neolithischen Töpfern Phöniziens bekannt. Die Gefäße wurden an der Sonne getrocknet oder am offenen Feuer gebrannt und entbehren so der Festigkeit und der gleichmäßigen Farbe. Trotz aller primitiven Merkmale besitzen manche dieser Fragmente eine gewisse Eleganz.[3] Namentlich die sorgfältige Ausführung des eingeschnittenen Grätenmusters beweist, daß die Verfertiger dieser Gefäße in der keramischen Kunst bereits fortgeschritten waren.

Im übrigen zeigt diese Ware alle Merkmale, die uns auch sonst von der neolithischen Stufe der Töpferei bekannt sind, Monochromie und eingeritzte oder gekämmte geometrische Dekoration, runde Böden, rudimentäre Schnurösenhenkel und kugelige oder napfartige Formen. Zu wie großer Vollkommenheit die phönizische Töpferei früh gelangt sein muß, zeigen die im Grabtempel des Königs Saḥurē‘ (um 2600 v. Chr.) abgebildeten großen Kannen mit langem zylindrischem Halse, dicker Lippe und einem schön modellierten Henkel, welche nach den daneben dargestellten Bären zu urteilen nur aus Phönizien stammen können.[4]

[1] Vgl. Anthropos V, S. 161.

[2] Vgl. l. c. Taf. IV, 4.

[3] Vgl. l. c. Taf. IV, 2, 3.

[4] Vgl. L. Borchardt. Das Grabmal des Königs Saḥurē‘, Bd. II, Leipzig 1913, Blatt 3.

## 2. Die Keramik der älteren Bronzezeit in Palästina.

Die älteste uns bisher bekannte Keramik aus Palästina gehört im wesentlichen bereits der beginnenden Kupfer-Bronzezeit an und bildet mit der Keramik der älteren Bronzezeit (altkanaanäische Keramik), eine zusammenhängende Gruppe, in welcher wir die Entwicklung der Technik und Gefäßformen gut verfolgen können. Die Einteilung der altkanaanäischen Keramik in eine vorsemitische (Presemitic Period) und erste semitische Periode (First Semitic Period), welche Macalister nach den Funden in Geser versucht hat, ist in dieser Form nicht haltbar. Die vorsemitische Periode sollte bis 2000 v. Chr., die erste semitische Periode bis zum Ende der 12. Dynastie, von 2000—1800 v. Chr., reichen. Die Semiten saßen jedoch bereits am Ende der neolithischen Zeit neben nichtsemitischen Stämmen im Lande. Auch läßt sich materiell ein solcher Einschnitt um das Jahr 2000 in der keramischen Entwicklung nicht rechtfertigen. Vielmehr tritt uns die palästinische Keramik der älteren Bronzezeit als einheitliches, charakteristisches Ganze entgegen. Sie ist von den neolithischen Anfängen her in beständiger langsamer Weiterentwicklung begriffen, bis sie plötzlich durch fremde Einflüsse in andere Bahnen gelenkt wird. Erst durch direkten Import aus dem Gebiet der ägäischen Kultur (Kreta, Zypern) tritt seit 1600 v. Chr. (Second Semitic Period Macalisters, von diesem um 200 Jahre zu früh angesetzt) eine Neuentwicklung ein. Die ägäische Keramik befand sich damals in der spätminoischen (Late Minoan) oder mykenischen Periode.[1] Die Keramik der älteren Bronzezeit (erste Hälfte des 3. Jahrtausends bis 1600 v. Chr.) hat sich in Palästina direkt aus der neolithischen Töpferei entwickelt und trägt daher zum großen Teile noch neolithischen Charakter, namentlich in der älteren Zeit (Presemitic Period Macalisters). Gefäßformen und Dekoration reichen offenbar bis in die neolithische Zeit zurück. Durch die Betrachtung der ältesten bronzezeitlichen Keramik können wir daher ein sicheres Bild von der neolithischen Keramik Palästinas gewinnen. Es wird daher in der folgenden Besprechung das Hauptgewicht auf die Funde der ältesten Zeit (Presemitic Period) gelegt.

Das wichtigste Material für die Kenntnis der altkanaanäischen Keramik Palästinas haben die Ausgrabungen in Geser gebracht.[2]

[1] Vgl. Macalister, Gezer II, S. 155 f. u. Fig. 318 daselbst. Vincent, Canaan S. 326 ff.

[2] Vgl. Gezer II, S. 132 ff. Folgende Höhlen im Stadtgebiet von Geser enthielten nach Macalister (Gezer I, S. 70 ff.) Proben ältester Keramik (Macalisters Presemitic Period): Grotte 2 I, die Aschenschicht des sogenannten Krematoriums, vgl.

Leider läßt die Publikation der keramischen Funde in manchen Punkten an Genauigkeit zu wünschen übrig. Aufs glücklichste ergänzt werden die Funde in Geser durch die reiche keramische Ausbeute Sellins und Watzingers bei ihren Ausgrabungen in Jericho.[1] Weniger alt und vollständig ist das Material, welches die Grabungen auf dem Tell el-Mutesellim und Tell Ta'annek am Rande der Jesreelebene geliefert haben. Die Grundlage für die Kenntnis der palästinischen Keramik wurde von Flinders Petrie durch seine Funde auf dem Tell el-Ḥesī gelegt. Petrie nannte die altkanaanäische Keramik, welche er als zusammenhängende Gruppe erkannte, „Amorite pottery".[2] Vertieft und erweitert wurden die erkannten Grundlinien der Entwicklung durch die Resultate der Grabungen, welche F. J. Bliss und R. A. Stewart Macalister von 1898—1900 in Südpalästina in der Schefela unternahmen.[3] Endlich brachten die jüngsten Ausgrabungen Parkers am Südosthügel in Jerusalem aus alten Grabhöhlen sehr wertvolle Serien altkanaanäischer Keramik zutage.[4] Das Sionsmuseum der deutschen Benediktiner in Jerusalem besitzt eine reiche Kollektion ältester Keramik aus Judäa, welche ebenfalls bis in die Nähe der neolithischen Zeit zurückreicht; so z. B. die Ware aus Gräbern in der Nähe von 'Ain Jebrūd, einige Meilen nördlich von Jerusalem.[5]

### a) Material und Technik der Keramik der älteren Bronzezeit.[6]

Die Tongefäße der älteren Kupfer-Bronzezeit sind fast ausschließlich, wie in der Steinzeit, mit der Hand ohne Verwendung der Töpferscheibe hergestellt. Erst gegen Ende der altkanaanäischen Periode kommt die mit der linken Hand in Bewegung gesetzte Töpferscheibe auf, wobei die rechte Hand das Gefäß modellierte.

Gezer I, S. 74 ff., 285 ff.; Grotte 3 III, S. 77 f.; Grotte 11 III, S. 83 f. Taf. XIX, 1—9; Grotte 14 I, S. 85 f.; Grotte 15 I, S. 91 Fig. 31, Taf. XX 5, 9, 11, 12, 15, Taf. XXII, 1, 3, Taf. XXIII, 1; Grotte 16 I, S. 99; Grotte 27 I, S. 109 f., vgl. Taf. XXVIII u. XXIX, 1, 2; Grotte 28 II, S. 111 ff., Taf. XXXII; Grotte 29 I, S. 142 f.; Grotte 30 II, S. 143, vgl. Taf. XLIV.

[1] Vgl. E. Sellin und C. Watzinger, Jericho S. 97 ff.

[2] Flinders Petrie, Tell el Hesy (Lachish), London 1891, bes. S. 40—49.

[3] Bliss and Macalister, Excavations in Palestine during 1898—1900, London 1902, S. 71—141 u. Taf. 20—70.

[4] Vgl. H. (Hugues) Vincent), Jérusalem sous terre. Les récentes fouilles d'Ophel, London 1911, Taf. VII. IX, X, XI, 1 = RB 1912, Taf. XIII—XVI. Vgl. dazu Thiersch, ZDPV XXXVI (1913), S. 59.

[5] Vgl. P. Hänsler O. S. B., Das heilige Land 1912, S. 35—45, 151 ff. und Abb. 153 u. 154.

[6] Vgl. zum folgenden die ausführliche zusammenfassende Darstellung von Macalister, Gezer II, S. 132 ff. Vincent, Canaan S. 305 ff. Sellin-Watzinger, Jericho S. 102 ff.

Die Form der handgemachten Gefäße ist selten ganz regelmäßig, oft plump und unbeholfen. Große Gefäße wurden durch aufeinandergesetzte Tonringe vom Boden aus aufgebaut. Die Wandstärke schwankt; die Oberfläche ist uneben, besonders auf der stets weniger sorgfältig bearbeiteten Innenseite. Nicht selten finden sich noch Eindrücke, Fingertupfen und größere Unregelmäßigkeiten. Oft diente wohl eine geflochtene Matte, welche man mit der Hand drehte, als primitive Töpferscheibe. Nicht selten tragen daher die flachen Böden der Gefäße die Abdrücke dieser Matte.[1] Dieses Verfahren ist auch sonst aus der primitiven Keramik bekannt[2] Mattenabdrücke auf den flachen Böden von Gefäßen aller Größen, von den großen Pithoi bis zu kleinen Töpfen fand man z. B. in Phylakopi auf Melos.[3]

Überall in Palästina findet sich ein für die Töpferei geeigneter fetter, roter Ton oder Mergelerde. In reinem Zustande liefert dieser Ton nach dem Brennen rote bis dunkelrote und schwärzliche Töne. Um den Ton knetbar zu machen, ist ein größerer Wasserzusatz nötig, nach Pfeiffer etwa 25%.[4] Nach Fertigstellung des Gefäßes muß dieses Wasser vor dem Brennen langsam austrocknen, damit größere Sprünge vermieden werden. Damit das Gefäß beim Brennen nicht zerspringt, vermischt man den Ton vor dem Anrühren im Wasser mit Sand, Glimmer, pulverisierten Scherben oder Holzkohlen. Diese Beimischung als Bindemittel ist in der steinzeitlichen Töpferei und in der älteren Bronzezeit überall im Gebrauch und findet sich natürlich auch in Palästina.

Der Brennprozeß der Gefäße machte dem primitiven Töpfer Schwierigkeiten; denn um Rotglut zu erzielen und das in Ton chemisch gebundene Wasser zu entfernen, brauchte man eine Hitze von mindestens 400°, die am offenen Feuer, auch wenn man die Gefäße ganz mit Holz umgab, nicht leicht gleichmäßig zu erzielen war. Daher sind in der älteren Zeit vor der Anwendung des Töpferofens die Gefäße je nach ihrer Größe und Dickwandigkeit nur unvollständig und ungleichmäßig gebrannt und teilweise rauchgeschwärzt, porös, mürbe und zerbrechlich. Manchmal begnügte

[1] Vgl. z. B. Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. VII = RB 1912, Taf. XIII, 1 u. 3. Von den beiden Stücken ist XIII, 1 der Boden einer Amphora. Ein drittes Exemplar mit Mattenabdruck wurde in der Marienquelle gefunden. Vgl. auch Sellin, Tell Ta'annek, Fig. 39 S. 41.

[2] Vgl. Dörpfeld, Troja und Ilion II, Fig. 468 S. 547, Topfscherbe vom Besika-Tepe. Gautier et Lampre, Mémoires de la Délégation en Perse VIII, Fig. 133 S. 93, Gefäßboden vom Tepe Moussian. A. J. B. Wace and M. S. Thompson, Prehistoric Thessaly, Cambridge 1912, Fig. 136 S. 188.

[3] Vgl. T. D. Atkinson, R. C. Bosanquet etc., Excavations at Phylakopi in Melos conducted by the British School at Athens, London 1904, S. 94 f. u. Taf. VI.

[4] Vgl. L. Pfeiffer, Die steinzeitliche Technik S. 313 ff.

man sich damit, sie an der Sonne zu trocknen. Erst durch den Brennofen erzielte man eine gleichmäßige, intensive Hitze, schöne Farbtöne und die notwendige Dichte für Flüssigkeiten.

In der ältesten Zeit wurde der Ton nur unvollständig von den gröbsten fremden Bestandteilen gereinigt. Der in Geser bei den ältesten Gefäßen verwandte Ton ist nach Macalister[1] eine grobe sandige Kalkmergelerde mit Beimengung von Kieseln bis zu 3 mm Durchmesser, welche nach dem Brennen einen rötlichgrauen Ton gibt. Das Innere der Scherben gleicht in der Färbung Hafermehlsuppe, vermengt mit dunklen Flintstücken, weshalb Macalister diese älteste Ware „porridge"-Ware nennt. Sie findet sich in den ältesten Troglodytenhöhlen und reicht bis an die neolithische Zeit zurück.[2] Neben dieser häufigsten Ware war noch ein mit feinem Quarzsand vermischter Ton, der härtere Gefäße lieferte, und ein ganz brüchiger, poröser Ton mit Kalksteinbeimengung im Gebrauch. In Jericho bestehen die ältesten Serien nach Watzinger aus grobem, brüchigem Ton mit reichlichen Kieselbeimengungen.[3] Später verwandte man größere Sorgfalt auf die Reinigung und Vorbereitung des Tones, wenn auch die primitive porridge-Ware in Geser noch weiter fabriziert wurde. Die sandigen Beimischungen wurden feiner. Neben poröser Ware mit roten und kremefarbenen Tönen stellte man Luxusgefäße her, von denen in Geser besonders eine Gruppe aus der untersten Schicht über dem Felsuntergrunde auffiel.[4] Diese Ware besteht aus feinem, wohl geschlemmtem Ton. Vor dem Brennen wurden die Gefäße mit einem dünnen, kremefarbenen Überzuge versehen, weshalb Macalister diese Gefäße „cream ware" nennt.[5]

### b) Die Hauptformen der palästinischen Keramik der älteren Bronzezeit.

Nach den Funden in der Verbrennungshöhle in Geser hat Macalister, Gezer II, S. 133 f. die Formen der ältesten Keramik Gesers und die Entwicklung derselben während der älteren Bronzezeit (bis 1600 v. Chr.) beschrieben, Bd. II, S. 137 ff. Die analoge Entwicklung in Jericho hat Watzinger, Jericho S. 97 ff dargestellt.

1. Große Vorratsgefäße (Pithoi) und Amphoren (Fig. 41—46). Die Vorratskrüge und Amphoren der ältesten Zeit sind von mäßiger Größe. Sie sind von bauchiger, etwas unregelmäßiger, seltener konischer oder zylindrischer Form. Die Schultern sind flach. Die größte Breite liegt in der Mitte des Gefäßes. Die Böden sind

[1] Gezer II, S. 132 f.
[2] Vgl. z. B. Gezer I, S. 83 f., 86 ff., 129 f.
[3] Vgl. Jericho S. 97.
[4] Vgl. Gezer III, Taf. CXLI.
[5] Gezer II, S. 137.

stets breit und flach, der Hals ist weit, zylinderisch oder konkav. Die gewöhnlichste Henkelform sind zwei horizontale, nach oben umgeklappte und gewellte Leistengriffe an den Seiten des Gefäßes in der Gegend des Schwerpunktes. Solche Leistenhenkel der älteren ebenen Form haben die Exemplare Gezer II, Fig. 303, S. 133 (Fig. 42), Amphoren aus der Höhle 19 I; und Gezer III, Taf. XXXII, 1 aus der Höhle 28 II (Fig. 46 b).

Fig. 41. Altkanaanäische Amphora aus Geser. Nach Macalister, Gezer II, Figur 302.

Statt der Leistengriffe treten vertikale Bandhenkel am Bauche des Gefäßes auf, teils zwei, wie Gezer II, Fig. 302 S. 132 (Fig. 41), oder vier, wie in Gezer II, Fig. 304 S. 134 aus der Grotte 19 I. Die Amphore Gezer II, Fig. 303 links (Fig. 42) hat neben den Leistenhenkeln auch noch zwei horizontale Schulterhenkel wie die vorgriechischen Amphoren. Typische Beispiele dieser ältesten palästinischen Amphoren sind

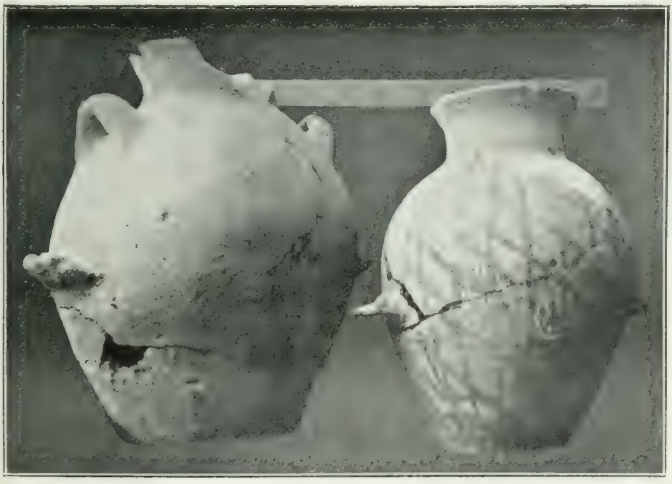


Fig. 42. Altkanaanäische Amphoren aus Geser. Nach Macalister, Gezer II, Fig. 303.

Gezer II, Fig. 302 und 303 rechts (Fig. 41 u. 42); ähnlich ist das Exemplar Gezer III, Taf. XXII, 1 von 24,5 cm Höhe.[1] Es besitzt

[1] Vgl. Gezer I, S. 120.

zwei ebene Leistengriffe und besteht aus grobem, kiesigem Ton von rötlichgrauer Farbe. Der Bauch ist elegant geformt, der Hals zylindrisch mit verdickter Lippe. Die Dekoration besteht in rohen, vertikalen Linien von dunklem Indischrot, die das Gefäß vom Hals bis zum Boden überziehen und sich teilweise schneiden. Sie sind direkt auf die Oberfläche des Gefäßes aufgetragen (Fig. 46 b). Die Exemplare Fig. 41 und 42 rechts tragen als Dekoration ein Netz von breiten, roten Linien, welche in vertikaler und diagonaler Richtung verlaufen.

In der späteren Zeit der altkanaanäischen Periode (First Semitic Period) wurde die Form der Krüge gefälliger, z. B. Gezer II, Fig. 308 (Fig. 43). Der Rumpf hat jetzt mehr oder minder umgekehrt konische

Fig. 43. Altkanaanäisches Vorratsgefäß aus Geser.
Nach Macalister, Gezer II, Fig. 308.

Form, so daß die größte Rundung in der Gegend der breiten Schultern sitzt. Der Hals wird niedriger und gerade. Die Höhe dieser Gefäße beträgt in Geser durchschnittlich 60 cm. In Jericho sind sie etwas kleiner. Oft sind sie henkellos wie Gezer II, Fig. 307, 308 (Fig. 43); Gezer III, Taf. CXLII, 22; Jericho, Blatt 20 A 1; Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 53, 1 aus Tell eṣ-Ṣāfije (Fig. 44 a) und 23, 3 aus Tell eǧ-Ǧudēǰide. Die Leistenhenkel sind noch häufig, z. B. Gezer I, Fig. 26 S. 80; Jericho, Blatt 20 Fig. A 3 a und b, Blatt 21 Fig. C 1. Es wird Gewohnheit, um Schultern und Rumpf des Gefäßes

modellierte plastische Tonbänder mit Fingereindrücken zu legen, welche die Stricke nachahmen, mit denen man schwere Gefäße trug; vgl. Gezer II, Fig. 307; Jericho, Blatt 20, Fig. A 2 a und b. Ein aufgelegtes Tonband an der breitesten Stelle des Rumpfes trägt ein 1,02 m hoher Vorratskrug aus der ältesten Schicht des Tell Ta'annek.[1] Strickornamente um Schulter und Hals sind seit der ältesten Zeit häufig; vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 23, 1, 3; 25, 4, 5; Jericho D 1 S. 100; Bliss, A mound of many cities (Tell el-Ḥesī), Taf. III, Nr. 92. Henkellose Vorratsgefäße (Pithoi) mit großer, runder Öffnung ohne Hals (sog. „hole-mouth") sind bekannt

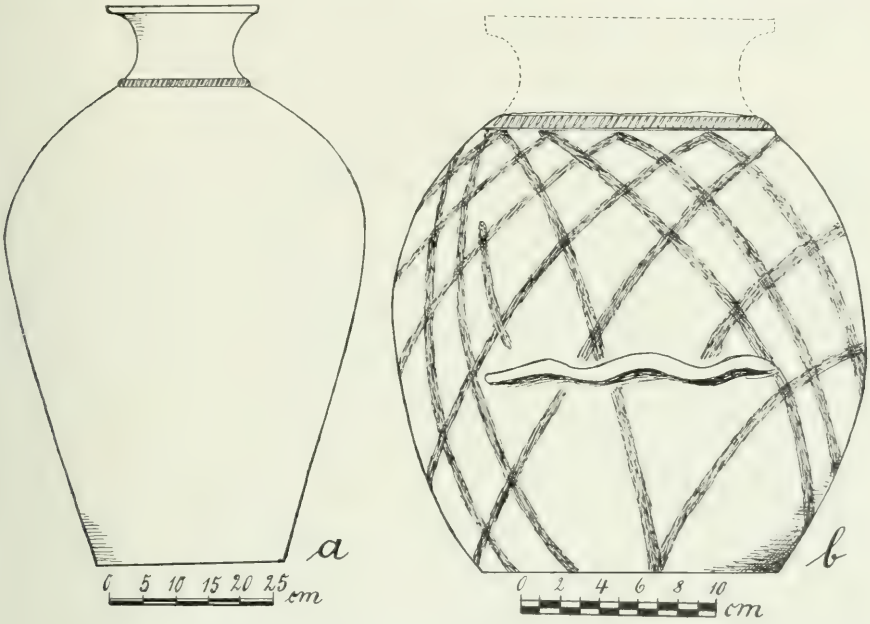



Fig. 44. a nach Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 23, 1; b ebendort Taf. 25, 5.

aus Jericho, Blatt 20 Fig. A 1; vgl. daselbst D 2 S. 100; Sellin, Tell Ta'annek, Taf. I, l, n; Bliss-Macalister, Excavation in Palestine, Taf. 23, 3 vom Tell eğ-Ğudējide; Flinders Petrie, Tell el Hesy, Taf. V, 48—50. Das Exemplar Blatt 20 A 1 aus Jericho ist ein 57 cm hoher Vorratskrug aus grobem, rotem Ton. Die Öffnung ist 21 cm breit; ihre Lippe verdickt sich zu einem Tonring.[2]

Im allgemeinen zeigen die Amphoren Jerichos im Vergleich zu denen Gesers einen weniger fortgeschrittenen und eleganten Charakter. Die Formen sind noch ziemlich plump, die Schultern niedrig

[1] Vgl. Sellin, Tell Ta'annek, Fig. 79 S. 109; Beschreibung daselbst S. 80.
[2] Vgl. Watzinger, Jericho S. 97.

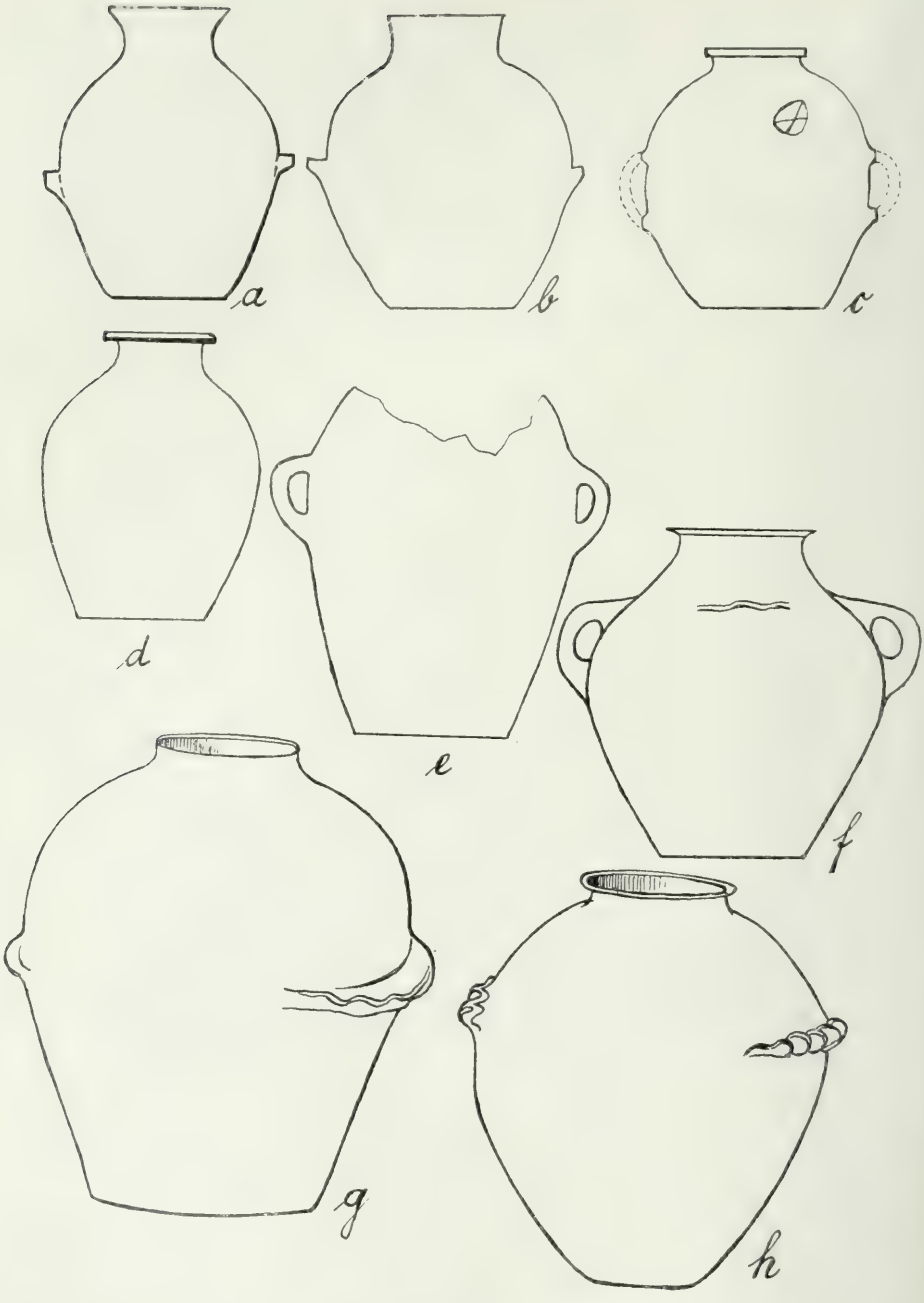



Fig. 45. Ägyptische prähistorische Vorratskrüge;
a—d nach J. E. Quibell, Catalogue général des antiquités égyptiennes XXIV, Archaic Objects II, Taf. 29, Nr. 11652—11655; e—h nach Fl. Petrie und Quibell, Naqada and Ballas, Taf. 31, 1—3.

und die Böden sehr breit, vgl. Blatt 20 Fig. A 2 b, A 3 a. Eine spätere, in Geser unbekannte Form ist jedoch Jericho A 3 b, eine Amphora von schlanker, stark nach unten sich verjüngender Gestalt; sie trägt zwei Leistenhenkel mit umgeklappten Rändern. Die Form der griechischen Hydria zeigt Jericho, Blatt 21 C 1, ein 49 cm hoher bauchiger Krug mit zwei Leistengriffen und einem Halshenkel.[1] Dieses Stück ist bemerkenswert durch seine eingeritzte Verzierung, bestehend in sieben unregelmäßig um den unteren Teil des Bauches gelegten Schnüren und in einer Reihe schräger Einkerbungen um die Schulter. Unter dem Halsansatz befinden sich vorn zwei Tonwarzen. Halslose Amphoren mit Leistenhenkeln sind in Jericho in zwei Fragmenten vertreten, D 3 S. 100; beide zeigen über oder unter dem Henkel aufgemalte sich kreuzende rotbraune bezw. rote Streifen.[2]

Miniaturamphoren erwähnt Macalister aus Geser; eine solche von 14 cm Höhe, Taf. CXLIII, 21, hat flache Leistengriffe, sehr breiten Hals und trägt als Dekoration vertikale rote Linien. Ähnlich ist das Exemplar Gezer III, Taf. CXLIV, 5.

Die nächsten Analogien zu den palästinischen Vorratsgefäßen und Amphoren bieten prähistorische ägyptische Krüge aus Abydos, z. B. die Catalogue général des antiquités égyptiennes du Musée du Caire, Vol. XXIV: Archaic objects unter Nr. 11652—11655 abgebildeten und beschriebenen Exemplare (Fig. 45 a—d).[3] Nr. 11652, 34 cm hoch (Fig. 45 a), gleicht in der Form sehr der Amphore Gezer II, Fig. 303 b (Fig. 42 b). Das Gefäß besteht aus grobem, körnigem, hartem Ton, ist handgemacht, von roher Arbeit und trägt zwei einfache horizontale Leistengriffe als Henkel, deren Rand in der Mitte nur durch einen Fingereindruck gegliedert ist. Breiter in der Form ist das Exemplar Nr. 11653 (Fig. 45 b), welches an Gezer II, Fig. 302 (Fig. 41) erinnert. Es ist ebenso roh und handgemacht mit ungeglätteter Oberfläche und besitzt zwei rohe, runde, 5 cm breite horizontale Leistenhenkel, die ebenfalls eine Vertiefung am Rande tragen. Nr. 11654 (Fig. 45 c) von 31,5 cm Höhe hat am Bauche an der Stelle der größten Rundung zwei vertikale Bandhenkel wie Gezer II, Fig. 302 (Fig. 41) und Fig. 304. Sonst gleicht dieses Gefäß in der Ausführung ganz den beschriebenen Exemplaren, ebenso wie der henkellose Krug Nr. 11655 aus Abydos (Fig. 45 d). Er ist 34,5 cm hoch und erinnert, abgesehen von der etwas gedrungeneren Form und dem breiten Boden, ganz an eine henkellose Amphore von 84 cm Höhe aus Tell eṣ-Ṣâfije; das palästinische

[1] Vgl. Watzinger, Jericho S. 99.

[2] Jericho, Abb. 81 u. 82 S. 100.

[3] Bd. I Text, Cairo 1905; Bd. II, Tafeln, Cairo 1904. Vgl. Taf. 29.

Exemplar ist eleganter und schlanker und trägt am Halsansatz ein plastisches Strickband; vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 23, 1 (Fig. 44a). Ähnlich ist Gezer II, Fig. 308 (Fig. 43). Die beschriebenen prähistorischen, handgemachten ägyptischen Amphoren ähneln in ihrer breiten, gedrungenen Form, mit dem flachen Boden, dem hohen, konkaven Halse und in der Form und Stellung der Henkel so sehr den altkanaanäischen Amphoren, daß es naheliegt, an engere Beziehungen der altkanaanäischen oder prähistorischen palästinischen Keramik mit der prähistorischen ägyptischen zu denken.

Die Leistenhenkel in beiden Gruppen sind sehr primitiv, einfache, horizontale Vorsprünge, die an der Stelle der größten Wölbung des Bauches sitzen. Ein Unterschied besteht darin, daß die ägyptischen Henkel kleiner und schmaler zu sein scheinen und am Rande einen Fingereindruck tragen, während die palästinischen schon die Tendenz zeigen, nach oben umgeklappt zu werden.

Die beschriebenen Gefäße gehören zu den ältesten im prähistorischen Ägypten und stehen an der Spitze einer ganzen umfangreichen Klasse von Gefäßen mit Leistenhenkeln, deren Ränder wellenförmig gekräuselt sind. Flinders Petrie nannte die Klasse Wavy-handled pottery und wies bereits auf die Ähnlichkeit derselben mit den altkanaanäischen Amphoren Südpalästinas hin.[1]

Zu den vier ältesten Formen aus Abydos mit horizontalen Leistengriffen gehört ein Krug aus el-Amrah.[2] Er hat flache Schultern, breiten, flachen Boden und kurzen, zylindrischen Hals. Die einfachen Leistengriffe sitzen in der größten Rundung des Bauches. Maciver und Mace wollen diesen Krug wegen des Charakters der Henkel zum Vorläufer der Klasse mit den gewellten Henkeln machen. In der Form ähnelt er sehr der alten Amphora Gezer III, Taf. XXXII, 1. Auch die Dekoration erinnert an die der altkanaanäischen Exemplare. Rote, ziemlich breite, vertikale Streifen laufen vom Halse bis zur Gegend der Henkel. In der Nähe des Bodens ist ein rotes Gittermuster angedeutet.

Aus dem ungegliederten, horizontalen Henkel entwickelte sich in der prähistorischen ägyptischen Keramik schnell die Form des Wellengriffes, bei dem der ehemals horizontale, manchmal mit einem Fingereindruck versehene Rand in schöner, regelmäßiger Wellenlinie verläuft (Fig. 52 s—v). Die ältesten Gefäße dieser keramischen

[1] W. M. Flinders Petri and J. E. Quibell, Naqada and Ballas 1895, London 1896, S. 38 f. u. Taf. XXXI, XXXII.

[2] Vgl. Randall Maciver and A. C. Mace, El Amrah and Abydos 1899—1901, London 1902, Taf. XIV W *a*.

Gruppe sind vielfach den altkanaanäischen Amphoren Südpalästinas in Gestalt und Technik sehr ähnlich. Allmählich jedoch wird bei den ägyptischen Gefäßen dieser Klasse der Hals immer niedriger, die Henkel bilden ein breites Wellenband, welches fast das ganze Gefäß umgibt, mehr und mehr dekorativen Charakter annimmt und von der Stelle der größten Rundung am Bauche des Gefäßes auf die Schulter hinaufrückt. Die Form der Gefäße wird immer schlanker und schließlich zu einen Zylinder ohne Hals mit Wellenband oder Strickornament unter dem Rande.[1]

Den altkanaanäischen Amphoren sind folgende Gefäße aus dieser Gruppe ähnlich:

Naqada and Ballas, Taf. XXXI, 1 (Fig. 45 g) und Jericho, Blatt 20, Fig. A 3 a.

Naqada and Ballas, Taf. XXXI, 2 a und b (Fig. 45 e und f) und Gezer II, Fig. 302 (Fig. 41).

Naqada and Ballas, Taf. XXXI, 3 (Fig. 45 h) und 4.

Hierakonpolis II, Taf. LXIX, 3, mit sehr tiefsitzenden Wellengriffen.[2]

El Amrah and Abydos, Taf. XIV D 46, mit sehr feiner, gemalter Dekoration.

El Amrah and Abydos, Taf. XIV W $\beta$, mit roter Bemalung, welche ein buntes Steingefäß nachahmt.

Hierakonpolis II, Taf. LXVI, ebenfalls mit roter, gemalter Dekoration.

Diospolis parva, Taf. XV 20 b, henkellos, und Gezer II, Fig. 308 (Fig. 43).[3]

Diospolis parva, Taf. XV 25 a, henkellos, mit aufgemalten vertikalen Linien.

Diospolis parva, Taf. XVI 39; Taf. XVII, 80.

Auf die Ähnlichkeit der Gefäße Naqada and Ballas, Taf. XXXI, 1—4 mit altkanaanäischen Amphoren aus Südpalästina hatte bereits Flinders Petri, Naqada and Ballas, S. 38 f. u. 62 aufmerksam gemacht. Er verwies auf Bliss, A mound of many Cities, III, 84, 87 und für spätere Formen auf Bliss l. c. III, 86 und Flinders Petrie, Tell el Hesy, V, 42—47.

Zur Zeit der ersten ägyptischen Dynastie haben die großen Tonkrüge in Ägypten eine lange, umgekehrt konische Form mit

[1] Vgl. Naqada and Ballas, Taf. XXXI, XXXII u. S. 11. — Catalogue général des antiquités égyptiennes, Vol. XXIV: Archaic objects, II, Taf. 31, Nr 11692—11697, 11700, 11702, 11706, 11709.

[2] J. E. Quibell and F. W. Green, Hierakonpolis, Teil II, London 1912.

[3] Flinders Petrie and A. C. Mace, Diospolis parva. The cemeteries of Abadiyeh and Hu 1898—1900, London 1901.

schmalen Schultern und ganz kurzem, weitem Hals angenommen. Wie Gezer II, Fig. 307 und Jericho, Blatt 20, Fig. A 2 a, so tragen auch diese henkellosen ägyptischen Krüge als Nachahmung der Tragstricke, in welchen solche Krüge transportiert wurden, drei plastische, als Stricke modellierte Tonbänder; davon sitzt gewöhnlich eines auf der Schulter, das zweite in der Gegend der größten Rundung und ein anderes kurz über dem Boden. Vgl. Flinders Petrie, Abydos I (London 1902), Taf. XXXII, 102, 103, 105; Taf. XXXVI, 45; Taf. XXXVIII, 25, 27. Ähnlich sind die Krüge Royal tombs of the first dynasty I, Taf. XXXIX, 2 und 3 aus Abydos.[1]

Abgesehen von der prähistorischen ägyptischen Keramik haben die ältesten palästinischen Amphoren noch enge Beziehungen zum Kulturkreise des östlichen Mittelmeeres. Die ähnlichsten

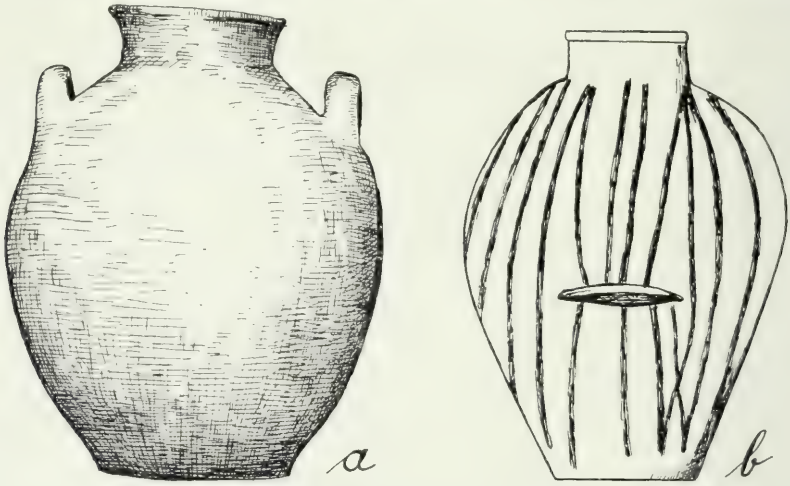



Fig. 46. a nach Athen. Mitteilungen XXVIII (1903), Beil. XVI, 2; b nach Macalister, Gezer III, Taf. 32, 1.

Exemplare liefern Kreta und die Kykladen. Die Amphore Gezer II, Fig. 303 a (Fig. 42 a) mit Schulterhenkeln erinnert stark an vorgriechische Amphoren. Ihr gleicht, abgesehen von den Leistengriffen, fast vollständig eine auf Thera gefundene kretische unbemalte Amphora, Athenische Mitteilungen XXVIII (1903) Beilage XVI, 2 (Fig. 46 a). Sie besteht aus grobem Ton voller Steine und trägt einen gelben Überzug; vgl. auch Beilage XVI, 4, eine bemalte Amphora roher Arbeit kretischen Imports aus Thera.[2] Ähnliche kretische Amphoren aus Thera sind die folgenden:

[1] Vgl. Flinders Petrie, The royal tombs of the first dynasty, 1900, Teil I, London 1900.

[2] Vgl. Athen. Mitt. XXVIII (1903), S. 140.

Thera Bd. II, Abb. 368 S. 177; dieses Exemplar besitzt zwei Schulterhenkel, ist 39 cm hoch und mit weißen konzentrischen Kreisen auf dunklem Firnis bemalt.[1]

Thera II, Abb. 193 S. 57, Amphora aus feinem, rotem, an der Oberfläche lederbraunem Ton mit dunkler Firnisbemalung.

Thera II, Abb. 212 S. 61, eine 33 cm hohe Amphora derselben Art mit Firnisbemalung.

Thera III, Fig. 32 a und b S. 43, zwei Pithoi der jüngeren Kykladenkultur; a ist 1,20 m hoch, trägt horizontale, umlaufende, plastische Tonrippen als Verzierung und ist mit dunkelbrauner Mattfarbe bemalt; b, mit rotbrauner Bemalung, besitzt wie a einen Ausguß. Die Form der Gefäße, obgleich größer und eleganter, und der Henkel erinnert stark an altkanaanäische Vorratsgefäße.

Phylakopi, Taf. VIII, 5, bemalte Amphore mit zwei senkrecht durchbohrten Ohrhenkeln in der Mitte des Bauches; ähnlich, nur schlanker, ist Taf. VIII, 6 und Taf. XIII, 19.[2]

Aus Kreta selbst können folgende Gefäße angeführt werden:

Gournia, Taf. I, 28, eine 65 cm hohe Amphora mittelminoischer Form aus rotem, grobem Ton von eleganter Gestalt. Sie trägt zwei Halshenkel.[3] Vgl. Jericho, Blatt 21, Fig. C 1.

Gournia, Taf. I, 25, Pithos von 35,2 cm Höhe mit zwei Buckeln auf der Schulter und zwei horizontalen Schulterhenkeln. Wenig über dem Boden befindet sich noch ein röhrenförmiger Ausguß mit zwei kleinen Henkeln. Vgl. Athen. Mitt. XXVIII, Beil. XVI, 1 aus Thera.

Gournia, Taf. VI, 39, mittelminoische Amphore von 42 cm Höhe, bemalt mit schwarzen Bändern und umlaufenden Kreisen; sie hat zwei Halshenkel.

Gournia, Taf. VI, 43, Pithos von 61,5 cm Höhe mit vier vertikalen Henkeln auf der Schulter (vgl. Gezer II, Fig. 304); bemalt mit schwarzen Tropflinien.

Gournia, Taf. II, 37, henkelloser 17,2 cm hoher Krug mit weiter Öffnung (hole-mouth). Vgl. Jericho, Blatt 20, Fig. A 1.

[1] F. Frhr. Hiller von Gaertringen, Thera. Untersuchungen, Vermessungen und Ausgrabungen in den Jahren 1895—1902, Bd. II: Theräische Gräber, herausgegeben von H. Dragendorff, Berlin 1903, S. 177.

[2] Excavations at Phylakopi in Melos conducted by the British School at Athens, described by T. D. Atkinson etc., London 1904.

[3] Harriet Boyd Hawes etc., Gournia, Vasiliki and other prehistoric sites on the isthmus of Hierapetra, Crete. Excavations of the Wells-Houston-Cramp expeditions 1901, 1903, 1904. Philadelphia 1912.

Phaestos, vgl. Monumenti Antichi dei Lincei Bd. XII, Taf. 9 und Antiquités crétoises I, Taf. XIII, 1,[1] eine Kamaresvase mit glänzend schwarzem Firnis und kremefarbener reicher Bemalung aus dem ältesten Palast von Phaestos.

Die Vielhenkeligkeit der Pithoi der mittelminoischen Periode in Kreta erinnert stark an altkanaanäische Gefäße wie Gezer II, Fig. 303 a (Fig. 42 a), Fig. 304, Fig. 305, 5. Häufig haben die kretischen Vorratsgefäße unter dem Rande und unten direkt über dem Boden eine Reihe von vertikalen Henkeln; vgl. z. B. den 1,06 m hohen Pithos bei G. Maraghiannis, Antiquités crétoises I, Taf. XII, 1 und das schöne Exemplar Gournia, Taf. I, 29. Letzteres hat vier vertikale Henkel auf der Schulter und vier über der Basis. Vier Gruppen von leeren, plastischen Tonbändern umgeben das Gefäß in Nachahmung der Tragstricke. Oft sind diese Tonbänder als Stricke modelliert, wie wir es in Geser, Jericho und Ägypten bei Amphoren und Vorratsgefäßen bereits kennen gelernt haben. Derartige Pithoi sind häufig im Palast von Knossos, in Phaestos[2] und in Haghia Triada[3] gefunden worden. Ein typisches Beispiel aus dem alten Magazin des Palastes in Knossos ist abgebildet im Annual of the British School at Athens X (1903—04), Fig. 3 S. 12. Das 2,40 m hohe Gefäß hat die Form einer Tonne und trägt fünf Gruppen von je vier Strickleisten in Relief, welche den Rumpf umgeben. In den vier leeren Ringen zwischen diesen Gruppen sitzt jedesmal eine Reihe von vertikalen Henkeln, um welche sich im Zickzack ebenfalls Strickreliefs schlingen, so daß die Nachbildung eines engmaschigen Tragnetzes entsteht. Vgl. auch Phylakopi, Taf. XXXIV, 12—14.

Die altkanaanäischen Vorratsgefäße und Amphoren haben also zweifellos Ähnlichkeit mit den ältesten Exemplaren der prähistorischen ägyptischen Klasse mit Leistengriffen und gekräuselten Henkeln. Vielleicht war die neolithische Keramik Südpalästinas noch stärker mit der ägyptischen verwandt. Der zeitliche Unterschied zwischen der ältesten bronzezeitlichen Keramik Palästinas, die durch die ältesten Amphoren aus Geser repräsentiert wird, und der prähistorischen ägyptischen beträgt jedoch nach unserem heutigen Wissen nahezu ein Jahrtausend. Es bleibt daher ungewiß, wie diese Ähnlichkeit historisch zu erklären ist, ob durch alte Kulturbeziehungen oder durch Annahme bloßer Parallelentwicklung.

[1] G. Maraghiannis, L. Pernier et G. Karo, Antiquités crétoises. Première série, 1906.

[2] Vgl. René Dussaud, Les civilisations préhelléniques[2], Fig. 25, S. 44.

[3] L. c. Fig. 13, S. 27.

Watzinger hat den bereits von Flinders Petrie behaupteten Zusammenhang[1] zwischen den altpalästinischen und ägyptischen Formen in Zweifel gezogen.[2] Nach seiner Ansicht liegt nur eine äußerliche Verwandtschaft der beiderseitigen Henkelformen vor, aber nicht mehr. Die ägyptischen wagerechten, sehr regelmäßig gekräuselten Henkel im entwickelten Zustande unterscheiden sich allerdings von den palästinischen, welche nach oben umgeklappt sind.[3] Die älteste Gestalt dieser ägyptischen Henkel, wie sie sich oben Fig. 45 a und b zeigt, ist jedoch mit den palästinischen wagerechten, ungegliederten Leistengriffen fast identisch. Anderseits finden sich auch unter den entwickelteren palästinischen Formen solche, welche den ägyptischen Henkeln sehr ähnlich sind. Die ägyptische, steife und sehr regelmäßige Form hat sich offenbar unter dem Einflusse der Technik der Steingefäße entwickelt.

Die Übereinstimmung zwischen den palästinischen und ägyptischen Krügen beschränkt sich aber nicht nur auf die Henkel, sondern, wie Fig. 45 a—h zeigt, auch auf die Form des Gefäßes, Art und Stellung der Henkel und die Bildung des Halses. Diese Momente in ihrer Gesamtheit scheinen dafür zu sprechen, daß hier mehr als eine Parallelentwicklung selbständig entstandener keramischer Formen vorliegt. Kulturbeziehungen zwischen Ägypten und Palästina in neolithischer Zeit liegen ja durchaus im Bereiche der Wahrscheinlichkeit. Die geschichtlichen Nachrichten zeigen uns beide Länder bereits zu Beginn des 3. Jahrtausends in näheren Beziehungen. Die älteste Keramik Unterägyptens und des Deltas, von welcher wir leider nichts wissen, mag das Bindeglied gebildet haben.

Deutlicher sind die Beziehungen der altkanaanäischen Amphoren und Vorratsgefäße zu den entsprechenden keramischen Gattungen der mittelminoischen Periode auf Kreta und den Kykladen (ca. 2000 bis 1600 v. Chr.). Zeitlich stehen die palästinischen Formen in der Mitte zwischen den prähistorischen ägyptischen und denen des Ägäischen Meeres, wenn auch letzteren viel näher. Hier liegt der Kulturzusammenhang klar zutage. Palästina liegt an der Peripherie der Kultur des östlichen Mittelmeergebietes und steht in Beziehungen zur Keramik Kretas und der Kykladen. Die Form der Amphoren und Vorratsgefäße, die Art und Vielzahl der Henkel und die Vorliebe für umgelegte plastische, als Stricke modellierte Tonbänder ist beiden Gebieten im ganzen gemeinsam, nur mit dem Unterschiede, daß die ägäische Keramik die elegantere und fortgeschrittenere ist.[4]

[1] Vgl. Naqada and Ballas S. 38 f., 62. [2] Jericho S. 104.
[3] Vgl. unten den Abschnitt über die Henkel.
[4] Vgl. auch Watzinger, Jericho S. 105.

2. Kleine Amphoren und Amphoriskoi (Fig. 47 u. 48). Bauchige, kugelige kleine Amphoren mit ebenem oder rundem Boden und zylindrischem, oben sich leicht erweiterndem Hals treten bereits in der ältesten Zeit der altkanaanäischen Keramik auf; vgl. Gezer II, Fig. 305, 6 ein älterer (Fig. 47 a) und Fig. 305, 7 ein jüngerer Typus (Fig. 47 b). Der Typus mit flachem Bauchfuß (Fig. 47 a) hat kleine, schnurösenartige, vertikale Henkel wie die großen Amphoren am Bauch. Bei der späteren Form befinden sich die Henkel zwischen Rumpf und Hals; diese gleicht fast den Amphoriskoi, den ointment pots Macalisters, Gezer II, S. 142q, welche Macalister mit Unrecht

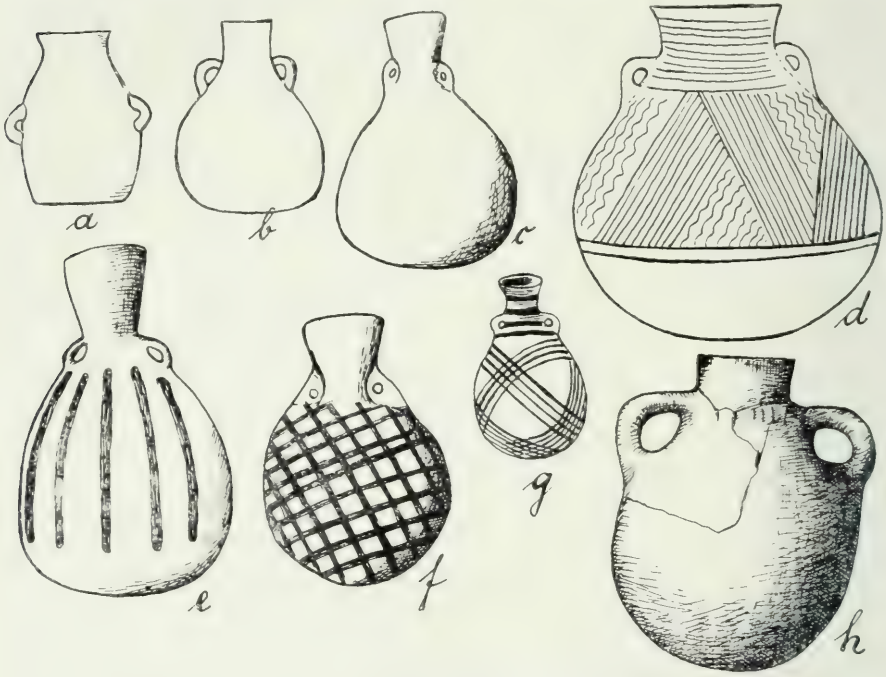



Fig. 47. Kleine Amphoren und Amphoriskoi; a, b nach Macalister, Gezer II, Fig. 305, 6, 7; c, e, f nach Gezer III, Taf. 143, 8, 7, 6; d nach Das hl. Land 1912, Fig. 3 S. 153; g nach H. B. Walters, Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum, Vol. I, Part. II, Cypriote . . . pottery, Fig. 94, S. 55; h nach Dörpfeld, Troja und Ilion, Fig. 156 S. 270.

erst seiner first semitic period zugewiesen hat. Ähnliche kleine Amphoren fanden sich in Geser bei den späteren Beisetzungen im Krematorium, Gezer II, Fig. 316, 4, 10, 20. Von diesen entsprechen Nr. 4 und 10 Fig. 47a, während Nr. 20 eine kleine Kugelamphora mit einfachen, nach oben gebogenen Leistengriffen von 16,8 cm Höhe ist. Aus der Höhle 3 III stammt das Exemplar Gezer III, Taf. XVI, 3, polierte rote Ware mit engem, zylindrischem Hals. Eine Miniaturamphora der Form Fig. 47b von 7 cm Höhe aus grobem

Ton ist das Exemplar Gezer III, Taf. XXV, 9; vgl. Gezer I, S. 97. Sie ist mit roten, vertikalen Linien bemalt.

Fig. 48. a, b, c nach H[ugues] Vincent], Jerusalem sous terre, Taf. 10, 1, 3, 6; c und d nach Taf. 9, 3 und 1 daselbst.

Eine Miniaturamphora ohne Dekoration ist Jericho, Blatt 20 Fig. B 5 abgebildet. Sie hat zwei kleine Ohrhenkel an der Schulter und gleicht der großen Amphora Gezer II, Fig. 302. Eine schöne Kugelamphore aus dem Sionsmuseum der deutschen Benediktiner in

Jerusalem mit kurzem, leicht ausladendem Halse, zwei Schnurösenhenkeln mit horizontaler Durchbohrung und braunroter, matter Bemalung auf hellem Grunde publizierte und beschrieb P. H. Hänsler O. S. B., Das heilige Land 1912, S. 153 Fig. IV (Fig. 47 d). Die gemalte geometrische Dekoration dieses Gefäßes ist fast identisch mit der des Amphoriskos RB 1912 Taf. XIV, 4 aus Jerusalem. Ähnlich ist das Exemplar Gezer II, Fig. 317, 2 von 8,9 cm Höhe und das Fragment Fig. 317, 3. Aus der altbronzezeitlichen Nekropole von Jebrūd in Judäa sind einige kleine kugelige Amphoren mit breitem, zylindrischem Halse und zwei kleinen vertikalen Henkeln auf der Schulter abgebildet, Das heilige Land 1912, S. 154.

Die von Vincent aus altkanaanäischen Grabkammern am Ophelhügel in Jerusalem publizierten kleinen Amphoren gleichen in der Gestalt den spätkanaanäischen aus Jericho, Blatt 22, Nr. 1 und 2b. Es sind die Exemplare RB 1912 Taf. XVI, 2, 8, 9 aus Grabkammer 3 (Fig. 48 d, e). Taf. XVI, 2 (Fig. 48 d) ist eine kugelige Amphore mit breitem, zylindrischem Halse aus porösem Ton. Die Dekoration besteht aus indischroten aufgemalten vertikalen Streifen auf mattweißer Engobe. Dieser Amphore gleicht in der Form das spätkanaanäische Exemplar Jericho, Blatt 22, Nr. 1, welches auf der Schulter gekämmte Wellenbänder und eingestochene Punktreihen trägt. Nach Watzinger, Jericho, S. 108, ist dieser Typus in Jericho häufig.[1] Die unbemalten Exemplare aus Jerusalem RB XVI, 8 und 9 (Fig. 48 e) sind fast gleich; Fig. 8 hat braunroten, Fig. 9 kastanienbraunen Überzug; beide sind poliert. Daß diese Form schon in früher Zeit vorkam und daher die Jerusalemer Exemplare sehr wohl älter sein können als die gleichartigen spätkanaanäischen in Jericho, zeigt Gezer II, Fig. 316, 13 aus der Beerdigungsschicht des sog. Krematoriums. Es ist eine etwa 10,2 cm hohe Kugelamphore mit zwei Schnurösenhenkeln auf der Schulter und außerdem zwei Leistengriffen am Bauch. Henkellos, mit dunkelbrauner, geometrischer gemalter Dekoration ist das schöne Exemplar H. Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. IX, 3 (Fig. 48 c) aus Jerusalem. Zu den Amphoren rechnet wohl auch das ungewöhnlich reich bemalte, schöne Gefäß Gezer III, Taf. CXLI, 5 von 14,5 cm Höhe mit der ungewöhnlichen Zahl von vier vertikalen Henkeln in der Mitte des kugeligen Bauches.[2] Es besitzt flachen Bauchfuß und zylindrischen Hals.

Einen besonderen Typus bilden kleine, meist birnenförmige oder bauchige Amphoriskoi mit zylindrischem oder trichterförmigem, hohem Halse. Zwischen Hals und Schulter tragen sie gewöhnlich zwei kleine Schnurösen. Gezer III, Taf. CXLIII, 4, 5, 8

[1] Vgl. auch Schumacher, Tell el-Mutesellim S. 173, Abb. 256 k.

[2] Vgl. Gezer II, S. 139 sub d.

(Fig. 47 c) sind Beispiele; CXLIII, 3 ist halslos, 6 ist mit einem Netz von roten Linien bemalt (Fig. 47 f); 7 trägt vertikale Linien (Fig. 47 e). Nach Macalister sind sie in Geser in den unteren Schichten sehr häufig. Ihre durchschnittliche Höhe ist 7,5 cm. Noch kleiner sind die sieben Exemplare aus der Höhle 19 I, welche der ältesten Zeit angehören.[1] Sie sind von roher Arbeit; die Henkel sitzen in Gestalt einer durchbohrten Tonleiste in dem Winkel zwischen Hals und Bauch. Nach Macalister sind sie „nearly all" mit roten Netzlinien bemalt. Aus Geser gehört hierher noch das Exemplar Taf. XXVIII, 4, das mit dunkelroten Netzlinien dekoriert ist, und Taf. LXXIX, 21 aus Grab 42, welches ebenfalls horizontale und vertikale sich kreuzende Linien trägt, während der Hals einen roten Überzug hat.[2]

Die altkanaanäischen Amphoriskoi aus Jericho sind meist ohne Dekoration; vgl. die Krüglein Jericho, Blatt 20, Fig. B 6 a und b; Blatt 20, Fig. B 4 a und b; Blatt 21, Fig. D 5. Die Form ist teils birnenförmig (B 6), teils kugelig (B 4 b) oder oval (B 4 a). Nach Watzinger (S. 98) hatte ein Exemplar der Form B 6 nur die Größe von 2 cm. D 5, von 8,5 cm Höhe (vgl. Jericho, Abb. 83 S. 100) ist mit einem Netz schräger, sich kreuzender Streifen in mattgrüner Farbe bemalt. Für Megiddo vgl. Schumacher, Tell el-Mutesellim Abb. 106 S. 79; für Tell eğ-Ğudējide Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 24, 18.

Prächtige, bauchige, altkanaanäische Amphoriskoi mit schlankem, zylindrischem Hals und zwei Schnurösen auf der Schulter brachten die jüngsten Ausgrabungen Parkers am Ophel in Jerusalem zutage, vgl. RB 1912, Taf. XVI, 4—6; Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. X, 1—4 (Fig. 48 a, b). Davon ist das Exemplar Taf. X, 4 henkellos. Ihre gemalte Dekoration besteht in horizontalen Bändern um Hals und Bauch, zwischen denen schraffierte oder mit Wellenlinien gefüllte Dreiecke oder Zonen schräger Linien ausgespannt sind. Das Ornament ist dunkelrot auf rosarotem Grunde. Dieselbe Dekoration haben die beiden zusammengekoppelten Gefäße in der Form von Amphoriskoi aus Jerusalem, vgl. RB 1912, Taf. XV 3w.[3]

Die Form der Kugelamphoren und Amphoriskoi ist schon in neolithischer Zeit im Mittelmeergebiet und Europa weit verbreitet. Auf ein Exemplar im prähistorischen Ägypten hat bereits Watzinger, Jericho S. 106 aufmerksam gemacht. In Abusīr el-Meleḳ wurde 1896 auf dem vorgeschichtlichen Friedhofe ein kugeliger Amphoriskos mit rotbraunen, vertikalen aufgemalten Streifen und zwei Schnurösen

[1] Vgl. Gezer I, Fig. 37 und S. 107 f.
[2] Vgl. Bd. I, S. 319.
[3] Vgl. RB 1912, S. 544.

auf den Schultern gefunden. Der zylindrische Hals ist eng und hoch und oben ein wenig ausladend.[1] Die Form dieses ägyptischen Exemplars unterscheidet sich etwas von den palästinischen, welche mehr schlauchförmig oder birnenförmig sind. Später, zur Zeit der XVIII. Dynastie, begegnen uns die Pilgerflaschen und Amphoriskoi häufig in Ägypten, vgl. z. B. El Amrah and Abydos 1899—1901, Taf. LV, 7, 9, 13, 35.

Vom Beginn der Bronzezeit Kretas kann aus Haghia Photia ein Beispiel angereiht werden, vgl. Gournia, Vasiliki and other prehistoric sites on the isthmus of Hierapetra, Crete, Appendix D Fig. 38, Nr. 4, aus der ersten oder zweiten Epoche der frühminoischen Periode. Es ist eine kleine Flasche mit kugeligem Bauch und hohem, schlankem, zylindrischem Hals Auf der Schulter trägt sie vier Schnurösen.

Diese zunächst noch isolierten Beispiele aus Ägypten und Kreta stehen zeitlich vor den palästinischen und stimmen mit diesen in der Form nicht ganz überein. Im ältesten Troja gibt es ebenfalls keine genau entsprechende Form. Sehr ähnlich ist jedoch der Typus der linsenförmigen Flasche, die bereits in der zweiten Stadt vertreten ist, vgl. H. Schmidt bei Dörpfeld, Troja und Ilion I, S. 269 f. und Fig. 156 S. 270 (Fig. 48 h). Diese linsenförmige Feldflasche ist ebenso wie die palästinischen Amphoriskoi das Vorbild der später in Zypern, Palästina und Ägypten so beliebten Pilgerflaschen. Das sehr alte Exemplar Fig. 48 h ist mit der Hand aus zwei runden Tonscheiben zusammengesetzt und besitzt am Halse zwei kleine vertikale Henkel.[2]

Genaue Parallelen zu den altkanaanäischen bemalten Amphoriskoi liefert die Keramik Zyperns. Die gemalte Dekoration tritt in der zyprischen Keramik erst kurz vor der mykenischen Zeit auf und ist mit dem zweiten spätminoischen Stil auf Kreta (Palaststil) gleichzeitig.[3] Die zyprischen Amphoriskoi dieser Art gehören also der Mitte des zweiten Jahrtausends an.[4] Beispiele sind die Exemplare Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum I, 2, C 291—293,[5] birnenförmige Flaschen, die auf hellem Tongrund oder auf weißem Überzug mit rötlicher oder brauner Farbe bemalt sind. C 291, von 7,6 cm Höhe, hat zylindrischen Hals mit trichterförmiger Öffnung, zwei Schnurösenhenkel und ist mit tiefroten bis

[1] Vgl. MDOG Nr. 34 (Sept. 1907) Abb. 7 S. 9.

[2] Vgl. Dörpfeld, Troja und Ilion I, Beil. 36 Nr. III. Schliemann, Ilios S. 449, Nr. 434 mit Warzen in der Mitte des Bauches und 436.

[3] Vgl. H. B. Walters, Cypriote, Italian, and Etruscan pottery (Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum Bd. I. 2). S. X.

[4] Vgl. Watzinger, Jericho S. 106.

[5] S. 55.

schwärzlichen geometrischen Mustern bemalt. Diese bestehen aus schraffierten Dreiecken auf der Schulter und Netzlinien darunter. C 292, Catalogue Fig. 94 S. 55 (Fig. 47 g), von 9,5 cm Höhe, hat engen Hals mit trichterförmiger Öffnung, zwei Schnurösenhenkel und trägt auf weißer Engobe rotbraune Bemalung: Bänder um den Hals und Netzwerk auf dem Bauche. C 293, von 9,5 cm Höhe, trägt ähnliche Bemalung in roter Farbe. Vgl. auch Myres, Journal of Hell. Studies, XVII (1897) Fig. 4, 4; Fig. 5, 10 S. 140 f.

Auch zyprische Gefäße aus der älteren Kupfer-Bronzezeit mit eingeschnittener geometrischer Dekoration sind der Form nach den altkanaanäischen Amphoriskoi ähnlich. Vgl. z. B. Catalogue C 57, Fig. 15 S. 10, und C 74, Fig. 25 S. 15. Ersteres ist 12,7 cm hoch, hat kugeligen Bauch, kurzen zylindrischen Hals mit Lippe und zwei Schnurösen auf der Schulter. Es trägt dunkelroten polierten Überzug und tiefeingeschnittene geometrische Muster. C 74 ist tiefrot und poliert und mit tiefeingeschnittenen Zickzacklinien und schraffierten Quadraten dekoriert.

Die große Ähnlichkeit in Form und Bemalung verknüpft die zyprischen Amphoriskoi eng mit den altkanaanäischen. Da letztere viel älter sind, kann man an eine Abhängigkeit der zyprischen Ware von der kanaanäischen denken. Eine bestimmte Entscheidung in dieser Frage zu fällen ist jedoch angesichts des mangelhaften Vergleichsmaterials heute noch unmöglich.

Die kleinen kugeligen Amphoren mit weitem, niedrigem, zylindrischem Halse und zwei kleinen Henkeln auf der Schulter (vgl. Fig. 47 d; 48 d, e) repräsentieren einen alten keramischen Typus, der über das ganze Mittelmeer und Europa verbreitet ist. Vgl. aus der ältesten Keramik Zyperns Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum I, 2, C 36, 37. Louis P. Di Cesnola, A descriptive Atlas of the Cesnola Collection of Cypriote Antiquities in the Metropolitan Museum of Art, New York, Taf. LXXXIV, 751 von 20 cm Höhe; 752 von 16,5 cm Höhe, rote polierte Ware mit eingeschnittener geometrischer Dekoration aus Alambra; Taf. LXXXIX, 772 von 19,1 cm Höhe, ebenfalls aus Alambra; Taf. XCIV, 809, 810. In der ältesten, bronzezeitlichen Keramik Trojas existiert keine entsprechende Form. Dafür scheint der Schnurösenkrug und die Schnurösenflasche eingetreten zu sein.[1]

Für die neolithische Zeit Frankreichs vgl. Déchelette, Manuel I, S. 554 Nr. 21, eine kleine Amphore mit zwei Schnurösen und sehr weitem Hals. In Ostdeutschland gibt es, mit Ausstrahlungen nach Bayern und Böhmen, eine eigene keramische Gruppe der Kugel-

[1] Vgl. Dörpfeld, Troja und Ilion I, S. 257 ff.

Fig. 49. Kännchen, Tassen, Becher und Krüge: a nach Macalister, Gezer II, Fig. 305, 1 S. 135; b ebendort Bd. III Taf. 79, 16; c nach Taf. 22, 6; d nach Taf. 23, 2; e nach Taf. 79, 10; f nach Taf. 20, 5; g und h nach H[ugues] V[incent], Jérusalem sous terre Taf. 8, 9 u. 12; i nach Dörpfeld, Troja u. Ilion. Fig. 134; k, o nach Gezer II, Fig. 305, 4 u. 5; l u. m nach Gezer II, Fig. 316, 5 u. 3; n nach Gezer III, Taf. 146, 8; p nach Gezer III, Taf. 16, 4; q nach H[ugues] V[incent], Jérusalem . . . Taf. 8, 6; r nach Sellin-Watzinger, Jericho, Blatt 21 B, 1 b.

amphoren, welche der späten Periode der jüngeren Steinzeit angehören.[1] Der breite, zylindrische Hals trägt gewöhnlich das Hauptornament oder ist allein verziert; er scheint ursprünglich auf die Gefäße aufgeflochten gewesen zu sein. Beispiele s. Prähist. Zeitschrift II (1910) Abb. 4 S. 351; Abb. 6 S. 352; Abb. 10—12 S. 354 f.

3. Kannen und Kännchen. Zu den keramischen Formen, welche in Palästina bis in die neolithische Zeit zurückgehen, gehört auch die Kanne und das Kännchen. Größere Kannen scheinen in der ältesten Zeit selten gewesen zu sein. Macalister erwähnt aus Geser nur ein Exemplar, Gezer III, Taf. XX, 10 aus Höhle 15 I,[2] welches er der vorsemitischen Periode zuweist. Es besteht aus gelbem Ton, ist mit einem roten, polierten Überzug versehen, hat umgekehrt konische Form, niedrigen, breiten Hals und einen vertikalen Henkel. Für die spätere Form der Kannen vgl. Macalister, Gezer II, S. 138 f. sub b.

Die älteste Form des Kännchens besitzt kugeligen Bauch ohne Standfläche, kurzen Hals mit kreisrunder Öffnung und einen vertikalen Bandhenkel, vgl. Gezer II Fig. 305, 1 (Fig. 49 a). Ein Exemplar von 5 cm Höhe stammt aus der Bestattungsschicht des Krematoriums in Geser, Gezer II, Fig. 316, 1. In der weiteren Entwicklung erhalten die Kännchen in Geser eine ovale, höhere Form und manchmal einen hoch geschwungenen Henkel; vgl. Gezer III, Taf. LXXIX, 10 (Fig. 49 e), 12, 16 (Fig. 49 b) aus Grab 42 von entsprechend 5 cm, 6,5 cm und 7 cm Höhe; ferner Gezer III, Taf. XXII, 6 (Fig. 49 c), 7; XXIII, 2 (Fig. 49 d) aus Höhle 15 I;[2] Taf. XXVIII, 7; Taf. CXLVI, 12 von 7 cm Höhe; Taf. CXLVII, 18 von 8,4 cm Höhe. Exemplare aus Jericho sind die Kännchen Blatt 20 Fig. B 2 a und b. Während diese Kännchen ohne jede Standfläche sind, haben die bei den Parkerschen Ausgrabungen am Ophel in Jerusalem zutage gekommenen Exemplare flachen Bauchfuß und sehr hohe, kühne Henkel. Sie sind sämtlich handgemacht und schön poliert; vgl. RB 1912 Taf. XIV (Vincent, Jérusalem sous terre Taf. VIII) 9 (Fig. 49 g), 11, 12 (Fig. 49 h); Taf. XV, 1 y; XVI, 7 (= Jérusalem sous terre Taf. IX, 6).

Die altkanaanäischen Kännchen haben in der Form ebenfalls Beziehungen zum Kulturkreise des östlichen Mittelmeeres. Die älteste trojanische Form, welche der kanaanäischen ziemlich nahe steht, ist das Kännchen mit abgeschrägtem Rande; vgl. Schmidt bei Dörpfeld, Troja und Ilion I, Beil. 35, 1 u. S. 259 f. Der Henkel setzt im Gegensatz zur kanaanäischen Form etwas unterhalb des Randes an.[3] Doch gibt es auch Kännchen, welche genau den

[1] Vgl. A. Götze, ZE 1900, S. 154—177.

[2] Vgl. Gezer I, S. 86 ff.

[3] Vgl. Schliemann, Ilios S. 440, Nr. 396—400.

palästinischen entsprechen. Aus der ältesten Keramik Zyperns vgl. Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum I, 2, Typus 1, Taf. XXIX, 1. Es besitzt dem Henkel gegenüber eine kleine Ausgußschnauze. Ein Beispiel ist das rohe Kännchen C 12 S. 3 von 10,2 cm Höhe; vgl. die ähnlichen Formen bei Myres and Ohnefalsch-Richter, A Catalogue of the Cyprus Museum, Nr. 140—145, 147, 186 ff. S. 44; und aus Alambra, Cesnola, A descriptive Atlas, Taf. XCII, 789 u. 790. Aus Thera vgl. das 6 cm hohe Exemplar aus einem Kindergrabe, Thera II Abb. 110 S. 36.

4. Die Tasse. Die Tasse unterscheidet sich von den Kännchen durch breitere, niedrige Form und weite, runde Öffnung. Als Tasse kann man das 5,5 cm hohe rohe Töpfchen Gezer III, Taf. XX, 5 bezeichnen, welches Macalister seiner Troglodyte Period zuschreibt (Fig. 49 f). Dazu gehört auch das rohe, kleine Exemplar RB 1912 Taf. XVI, 2a aus Jebus-Jerusalem.[1] In Troja tritt die Tasse in der zweiten Stadt auf. Die älteste Form ist dort nach H. Schmidt bei Dörpfeld, Troja und Ilion S. 263 f. ein einfacher, halbkugelförmiger Napf ohne Standfläche, vgl. l. c. Fig. 134 S. 263. Die weitere Entwicklung vollzieht sich in der Ausbildung des Randes und Fußes, vgl. Fig. 136 S. 264 (Fig. 49 i). Der primitiven altkanaanäischen Form ähnlich ist auch das handgemachte, rohe Täßchen Gournia, Fig. 37, 4 S. 56 aus der frühminoischen Periode. Es ist am offenen Feuer gebacken, hat eine ebene Standfläche und hochgeschwungenen Henkel.

5. Becher. Die Form des Bechers ist in der ältesten Keramik Palästinas ebenfalls selten. Daß sie vertreten ist, zeigt das Exemplar aus der Verbrennungsschicht des Krematoriums in Geser, Gezer II, Fig. 305, 4 (Fig. 49 k). Es hat zylindrische Form, rundem Boden und einem vertikalen Henkel. Aus den späteren Schichten des Krematoriums ist der kleine, henkellose, glockenförmige Becher Fig. 316, 5 (Fig. 49 l) zu notieren. Er ist etwa 5 cm hoch. Ein Glockenbecher, den Macalister ebenfalls der ersten semitischen Periode zuschreibt, von 5,2 cm Höhe, ist Gezer III, Taf. CXLVI, 8 (Fig. 49 n), vgl. auch CXLVI, 20. Als Becher sind wohl auch die Formen Gezer III, Taf. CXLVII, 25 von 6 cm Höhe, 26 von 5,8 cm Höhe und 27 von 5,2 cm Höhe aufzufassen. Fig. 26 und 27 tragen nach Art der prähistorischen ägyptischen Gefäße mit schwarzem Rand (black topped red pottery Fl. Petries)[2] einen roten Streifen außen um den Rand. Für glockenförmige Becher aus Ägypten vgl. Fl. Petrie, Diospolis parva, Taf. XXXVIII u. XL.

[1] Vgl. Vincent, RB 1912, S. 452.

[2] Vgl. Naqada and Ballas, Taf. XVIII—XXI u. S. 36 f.

6. Bauchige, kugelige oder ovale Krüge ohne Hals und mit breitem, flachem Bauchfuß. Sie tragen in der Regel zwei horizontale Leistenhenkel. Der älteste Typus aus der Verbrennungsschicht des sog. Krematoriums in Geser hat zwei Leistenhenkel und außerdem noch zwei horizontale Schulterhenkel, vgl. Gezer II, Fig. 305, 5 a—c (Fig. 49 o).

In der späteren Entwicklung (Macalisters first semitic period) erhalten die Krüge gern unter dem Rande einen seitlichen Ausguß. Ein solches Exemplar wurde in Geser in der Höhle 3 III gefunden, s. Gezer III, Taf. XVI, 4 (Fig. 49 p). Es trägt nur einen sehr kleinen Leistengriff, ist 15,5 cm hoch und gehört der roten, polierten Ware an. Ähnlich ist ein Krug aus der Bestattungsschicht des Krematoriums in Geser II, Fig. 316, 3 (Fig. 49 m) von 18 cm Höhe. Er ist von roter, polierter Ware, trägt zwei kleine, leere Leistenhenkel und eine steil gestellte Ausgußröhre. Fragmente von Krügen gleicher Form mit rotbraunen Streifen in Mattfarbe bespricht Watzinger, Jericho, Blatt 21, Fig. D 4 und S. 100. Derselben Art ist der undekorierte Krug Jericho, Blatt 21, Fig. B 1 und B 1 b (Fig. 49 r); er ist 17 cm hoch und trägt einen plumpen seitlichen Ausguß. Andere Exemplare aus Jericho tragen oben am Bauche eine Schnuröse. Aus Jerusalem kommt unserem Typus am nächsten der Krug RB 1912 Taf. XIV, 6, welcher auf der Schulter zwei vertikal durchbohrte Schnurösen trägt (Fig. 49 q). Aus Geser vgl. noch das Exemplar Gezer III, Taf. CXLIV, 4 mit zwei Leistenhenkeln von 8,5 cm Höhe und Taf. CXLIII, 9 mit röhrenförmigem Ausguß. Kugelige, halslose altkanaanäische Krüge aus Jebrūd sind abgebildet „Das hl. Land“ 1912 S. 154; ein anderes Exemplar mit Leistenhenkeln und Ausguß daselbst S. 211 (Mitte).

7. Näpfe und Schüsseln (Fig. 50). Zwei Formen kann man unterscheiden: A. niedrige, faßartige Näpfe mit ebenem Boden, weiter Öffnung mit eingezogenem Rande, Leistenhenkeln an der Seite und einer Ausgußröhre. Dieser seltene Typus der ältesten Zeit wird repräsentiert durch den Napf Gezer I, Fig. 31 S. 91. Dieses handgemachte primitive Exemplar trägt einen weißen Überzug, auf welchen rohe Gruppen vertikaler Linien gemalt sind.[1]

B. Niedrige Näpfe oder Schüsseln mit ebenem Boden und gerade aufsteigenden Seiten. Nach Macalister, Gezer II, S. 133 (sub g) ist diese Form in der ältesten Zeit selten, wird aber bald häufig, vgl. Gezer II, S. 141 (unter k). Aus Geser ist eine ganze Reihe von Exemplaren zu nennen. Aus der Beerdigungsschicht des Krematoriums stammt die Schüssel Gezer II, Fig. 316, 7 (Fig. 50 a) von

[1] Vgl. Gezer I, S. 90.

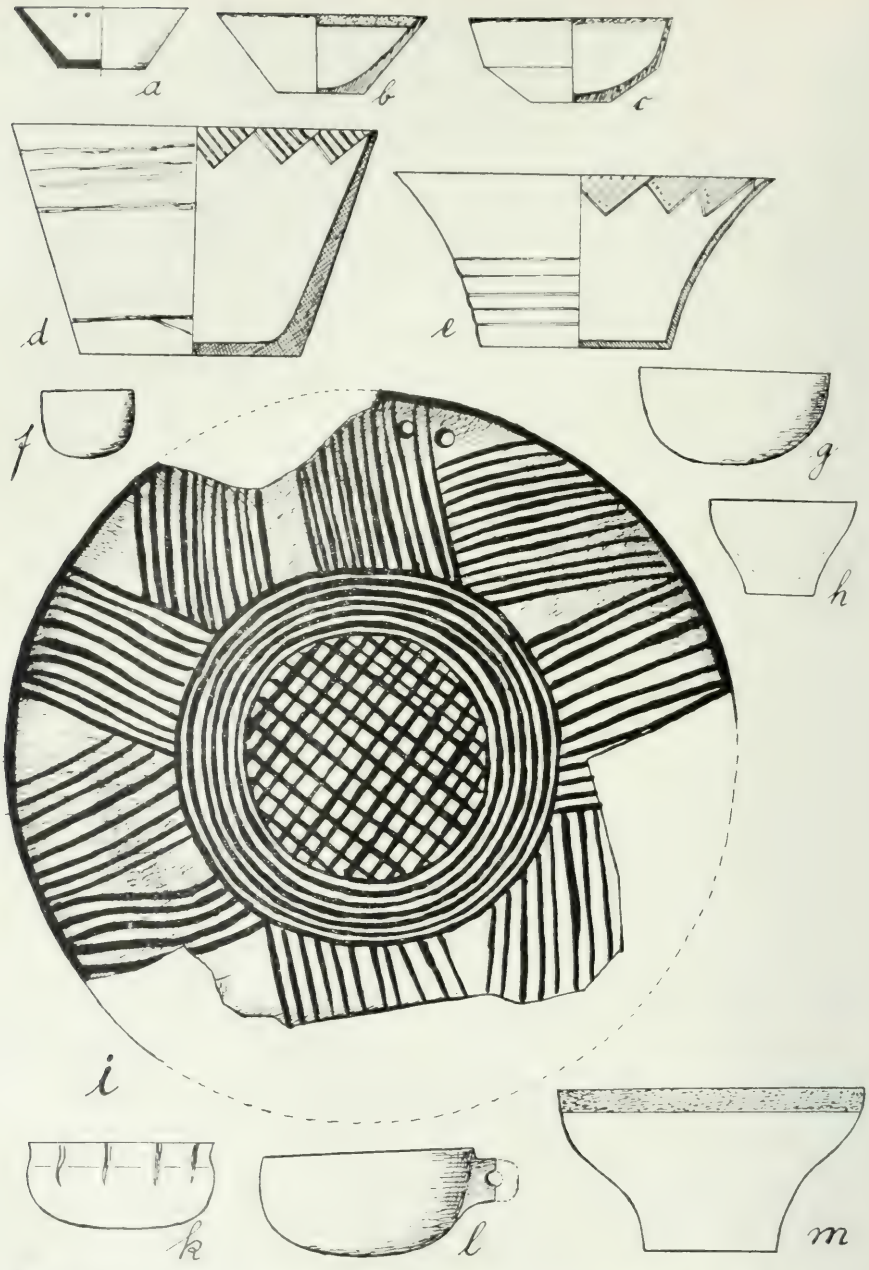



Fig. 50. Teller, Näpfe und Schalen; a nach Macalister, Gezer II, Fig. 316, 7; b, c, d, e, m nach Gezer III, Taf. 141, 9, 10, 12, 1, 3; f, g, h nach Gezer II, Fig. 305, 2, 3, 8; i nach H[ugues] V[incent]. Jérusalem sous terre, Taf. 9, 4; k nach Gezer III, Taf. 22, 5; l ebendort Taf. 147, 20.

7,6 cm Höhe und 20,3 cm oberem Durchmesser. Gleiche Exemplare tragen unter dem Rande zwei Löcher zum Aufhängen des Gefäßes.[1] Mit Tropflinien dekoriert ist das Fragment Gezer III, Taf. CXLV, 9. Die hohe napfartige Form repräsentiert Taf. CXLVI, 11 von 6,2 cm Höhe und 11,2 cm Durchmesser; Taf. XVI, 7 von 6 cm Höhe ist schöne, rote, polierte Ware. Häufig kommt die Schüssel in Geser in der von Macalister als cream-ware bezeichneten Gattung vor,[2] vgl. Taf. CXLI, 1 (Fig. 50 e), 4, 6, 9 (Fig. 50 b), 10 (Fig. 50 c) und 12 (Fig. 50 d). Zu derselben Gattung gehört noch Taf. CXLVI, 17, ein Napf von 4,2 cm Höhe und 11 cm oberem Durchmesser.

Am interessantesten sind die innen mit geometrischen Ornamenten des Flechtstils bemalten Schüsseln aus Geser, von welchen ein vollständig erhaltenes Exemplar und zwei Fragmente gefunden wurden. Die Schüsseln haben die Form von Fig. 50 a und tragen auch die beiden Löcher zum Aufhängen unter dem Rande. Das gut erhaltene Exemplar von 21 cm Durchmesser aus der Beerdigungsschicht des Krematoriums in Geser, Gezer II, Fig. 317, 1, ist rote, sehr poröse Ware und trägt auf der Innenseite eine Dekoration in dunkel Indischrot, welche deutlich auf den Flechtstiel zurückgeht. Vom Boden, der mit Netzwerk und konzentrischen Kreisen bedeckt ist, strahlen radial Gruppen paralleler Linien nach dem Rande aus. Ganz gleich ist die Dekoration des Fragments Gezer II, Fig. 317, 4 und Gezer III, Taf. CXLV, 17.

Genau dieselbe farbige Dekoration tragen zwei Schüsseln altkanaanäischer Herkunft vom Ophelhügel in Jerusalem, vgl. Vincent, RB 1912, Taf. XIV, 4 (XV, 3, 4) und XVI, 3 = Jérusalem sous terre, Taf. IX, 4 (Fig. 50 i). Das erste Exemplar ist nur halb erhalten und ist außen mit weißer Engobe versehen. Die Innenfläche ist mit Siena bemalt, welches durch den Brand stellenweise metallisch leuchtet.[3] Die andere Schüssel RB 1912, Taf. XVI, 3 (Fig. 50 i) ist aus feinem Ton und trägt cremefarbenen bis rötlichen Überzug. Unter dem Rande befinden sich, wie üblich, zwei kleine Löcher. Die Bemalung erfolgte in dunkelbrauner Farbe.[4] Nach der Dekoration des Bodens gleicht Jerusalem Taf. XVI, 3 dem Exemplar Gezer II, Fig. 317, 1; dagegen Jerusalem Taf. XIV, 4 dem Fragment Gezer III, Taf. CXLV, 17.

Besondere Beachtung hat die zugleich mit dem Exemplar RB 1912 Taf. XVI, 3 in einem altkanaanäischen Grabe auf dem Ophel ausgegrabene Schüssel RB 1912, Fig. 17 S. 544 gefunden (= Jérusalem

[1] Vgl. Gezer II, S. 153 f.
[2] Vgl. über diese Keramik Gezer II, S. 137.
[3] Vgl. Vincent l. c. S. 452.
[4] Vgl. Vincent l. c. S. 544.

sous terre Taf. XI, 1). Ihre Innenseite trägt einen glänzend schwarzen Überzug und der Rand außen einen matten, schwarzen Streifen. Die Außenseite ist dunkelorange gefärbt. Dieses schöne Gefäß vergleicht Vincent mit der polierten, roten, prähistorischen ägyptischen Ware mit glänzend schwarzem Rande (black-topped pottery), welche bis zur IV. Dynastie herab vorkommt.[1] Vincent datiert infolgedessen das Grab in die Zeit zwischen 3000 und 2500 v. Chr. und ist der Meinung, daß wir es mit der Ruhestätte eines vornehmen Kanaanäers zu tun haben, der sich in seinem Leben für die ägyptische Kultur interessierte und daher neben einheimischer Ware auch diese Schüssel ägyptischer Provenienz mit ins Grab erhielt. Die Meinung, daß das besprochene Gefäß alter ägyptischer Import sei, wird sich jedoch nicht halten lassen, schon deshalb nicht, weil das Grab durch die übrige altkanaanäische Keramik in die Zeit um 2000 v. Chr. datiert wird. Trotz einer gewissen Ähnlichkeit gleicht die Schüssel den erwähnten vordynastischen ägyptischen Gefäßen nicht. Diese haben glänzend rote, polierte Oberfläche und am Rande einen glänzend schwarzen, unregelmäßig verlaufenden Streifen, der dadurch entstanden sein mag, daß man das Gefäß beim Brennen mit der Öffnung nach unten in glühende Kohlen stellte. Dadurch nahm der von den Kohlen bedeckte Teil jene glänzend schwarze Färbung an. Das matte Schwarz und das dunkle Orange des Jerusalemer Gefäßes unterscheidet es von den ägyptischen. Man wird daher Thiersch beipflichten, daß sich diese Schüssel als lokal kanaanäisch herausstellen wird.[2] Eine gewisse Ähnlichkeit der Dekoration zeigen glänzend schwarze oder rote polierte Gefäße der altzyprischen Keramik.[3] Denselben unregelmäßigen Streifen in dunkelbraunroter Farbe außen um den Rand tragen Gefäße der von Macalister als cream-ware bezeichneten Gattung, vgl. Gezer III, Taf. CXLI, 2, 3, 4, 9, 10 (Fig. 50 b, c, m).[4] Fragmente tiefer Schalen aus hellem Ton mit einem Farbstreifen innen und außen um den Rand und mattgemalter Dekoration, die dann samt dem Gefäß poliert wurde, hat Watzinger in Jericho gefunden, vgl. Jericho, Blatt 22, Fig. F 1 und S. 102. Diese Analogien zeigen, daß die von Vincent als altägyptisch angesprochene Schüssel gut kanaanäisch sein wird.

Den soeben besprochenen altkanaanäischen Schüsseln aus Geser und Jerusalem mit aufgemalten Flechtmustern auf der Innenseite

[1] Vgl. J. de Morgan, Recherches sur les Origines de l'Egypte I, Taf. I und Fig. 464—480. Fl. Petrie, Naqada and Ballas, Taf. XVIII—XXI.

[2] Vgl. ZDPV XXXVI (1913), S. 59.

[3] Vgl. H. B. Walters, Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the Br. Mus. I 2, S. XI f.

[4] Vgl. Gezer II, S. 150. ZDPV XXXVII (1914), Taf. XXIII, 6—13.

gleichen in vielen Beziehungen ähnlich dekorierte, handgemachte prähistorische Schüsseln und Näpfe aus Ägypten. Es ist die von Fl. Petrie „cross lined pottery" genannte Klasse, rote, polierte Ware mit geometrischen, weiß aufgemalten Ornamenten, die deutlich der Korbflechterei entnommen sind. Vgl. Naqada and Ballas, Taf. XXVIII u. S. 37 f.; Diospolis parva, Taf. XIV. Als Vorbilder werden bunte, geflochtene Schalen gedient haben. Vgl. auch Catalogue général des antiquités égyptiennes du musée du Caire, Bd. XXIV (Archaic objects II), Taf. XIX, 11498, 11499, 11502, 11503, 11505 bis 11510; Taf. XX, 11515—11519. Am meisten gleichen den palästinischen bemalten Schüsseln durch besondere Behandlung des Bodens die Exemplare Taf. XIX, 11498 und 11510.

Flache Näpfe und Schüsseln gehörten überall zu den ältesten keramischen Formen, wo die Milchwirtschaft blühte. Auf Zypern sind sie in der ältesten Zeit häufig; vgl. Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum I, 2, Fig. 1 S. 1. Es sind handgemachte, rohe Schüsseln aus rotem Ton, mit rotem, poliertem Überzug, ebenem Boden und gerade aufsteigenden Seiten. An Größe übertreffen sie die palästinischen Schüsseln in der Regel. Sie tragen etwas unter dem Rande flache, horizontale Henkel mit vertikalen Durchbohrungen. Andere Milchschüsseln haben die Form flacher, runder Schalen.

In den ältesten Schichten von Phaestos auf Kreta sind die flachen Schüsseln mit geraden Seiten ebenfalls vertreten; vgl. A. Mosso, Monumenti antichi XIX, Sp. 170/1, Fig. 23—25.

8. Halbkugelige und flache runde Schalen. Die halbkugelige Schale entstand, wenn man den unteren Teil eines Flaschenkürbis wagerecht abschnitt. Derartige Kürbisschalen sind heute noch, z. B. in Zypern und Afrika, im Gebrauch und werden mit Schnuren, welche durch Löcher unter dem Rande gezogen sind, aufgehängt. Eine solche Kürbisschale aus Zypern s. Ohnefalsch-Richter, Kypros, Taf. XXXIV, 6; aus Kamerun, Präh. Zeitschr. I, S. 352 Abb. A. Die breite, flache Form der Schale scheint als Nachbildung geflochtener Behälter entstanden zu sein; dafür spricht die Flechtmuster nachahmende Bemalung dieser Schalen, welche immer auf der Innenseite angebracht ist.

Halbkugelige und flache, henkellose Schalen ohne besondere Ausbildung des Randes gehören zu den Urformen der Töpferei und kehren überall in der neolithischen Keramik wieder.

In Palästina ist die Schale und die davon abgeleiteten Formen bereits in der ältesten Zeit sehr häufig. Aus den Aschenschichten des Krematoriums in Geser stammen zwei Formen, eine halbkugelige Form, Gezer II, Fig. 305, 3 (Fig. 50 g), und eine schmalere, becher-

artige Form, Fig. 503, 2 (Fig. 50 f). Der Rand ist gewöhnlich dünn und oft nach innen eingezogen. Eine ganze Anzahl solcher Schalen aus Geser ist Gezer II, Fig. 306 abgebildet. Eine flachere Form von 3 cm Höhe und 12 cm oberem Durchmesser ist Gezer III, Taf. XX, 15. Sehr alt und handgemacht sind die beiden rohen Exemplare Taf. XXII, 5 (Fig. 50 k) und XXIII, 1 aus Höhle 15 I in Geser. Das erstere ist 4,5 cm hoch bei 10 cm oberem Durchmesser. Beide sind dadurch ausgezeichnet, daß die Außenseite vom Rande ab mit aufgemalten roten Tropflinien verziert ist. Das Exemplar XXII, 5 trägt ringsherum eine Hohlkehle unter dem Rande.

Die Weiterbildung der halbkugeligen Schale erfolgte durch Ausbildung des Randes und des Henkels. Neben den neuen Formen blieb die alte, einfache Schale noch lange im Gebrauch. So sind in den späteren Bestattungen im Krematorium in Geser über 50 derartige Schalen gefunden worden, alles rohe, handgemachte Ware; vgl. Gezer II, Fig. 316, 8, 9. Ähnlich sind Gezer III, Taf. XVI, 5 von 9,5 cm Durchmesser und 6 von 15,5 cm Durchmesser; ferner Taf. CXLVI, 9. Manche Exemplare, wie Fig. 316, 9, haben dicht unter dem Rande zwei nebeneinanderliegende kleine Löcher zum Aufhängen des Gefäßes, wie sie sich oft bei Schalen und Schüsseln finden.[1] Eine halbkugelige Form mit etwas eingezogenem Rande und einem kleinen vertikalen Henkel hat Fig. 316, 2; ähnlich ist Fig. 316, 15, aber mit horizontalem Henkel.[2] Die Form einer halbkugeligen Tasse mit vertikalem Henkel hat Gezer III, Taf. CXLVII, 20 (Fig. 50 l).

Nicht selten trägt die halbkugelige Schale eine Ausgußröhre etwas unterhalb des Randes, vgl. Gezer II, S. 141 unter n. Solche sind in Zypern häufig, vgl. Myres, A Catalogue of the Cyprus Museum, Taf. II, 17.

Auch die lange, flache Form blieb weiterhin im Gebrauch; vgl. Gezer III, Taf. XXVIII, 15 von 2,7 cm Höhe und 12,2 cm Durchmesser und 19 mit eingezogenem Rande. Die Schale Fig. 316, 18 von 20,3 cm Durchmesser ist auf der Innenseite mit kleinen Tonknöpfen verziert, welche zu einer Spirale angeordnet sind.[3]

In Jericho fanden sich nur Schalenfragmente. Dagegen veröffentlichte Vincent aus den Parkerschen Grabungen vom Ophel in Jerusalem zwei schöne Exemplare RB 1912 Taf. XIV, 1 (XV, 1, 1) und XIV, 3 (XV, 1, 3) von halbkugeliger, henkelloser Form.[4]

[1] Vgl. z. B. Thera II, Abb. 308 a—d.
[2] Vgl. einige Exemplare aus Jebrūd „Das hl. Land" 1912 Abb. S. 154.
[3] Vgl. die Photographie Gezer I, Fig. 50 S. 149.
[4] Vgl. RB 1912, S. 452.

Sowohl im Mittelmeergebiet wie in Ägypten ist die Schale reich vertreten. In Troja tritt sie in der ältesten neolithischen Ansiedlung bereits in verschiedenen entwickelteren Formen auf;[1] am meisten entspricht der palästinischen Form Typus c (Troja und Ilion I, Fig. 100, 101, 106). In der zweiten Stadt Trojas sind halbkugelige oder flachere Schalen mit etwas nach innen eingezogenem Rande und einem horizontalen Bügelhenkel auf dem Rande häufig; vgl. Troja und Ilion, S. 265 und Fig. 140, 141. Der Boden zeigt weder Standfläche noch Fußbildung. Auch die Form mit der Hohlkehle unter dem Rande ist vertreten; vgl. Fig. 142 daselbst.

In der neolithischen Ansiedlung von Magasà bei Palaikastro auf Kreta fanden sich zahlreiche Scherben, meist Randstücke, verschiedener Formen, darunter solche von flachen Schalen; vgl. The Annual of the British School at Athens X (1903—04) S. 264 Fig. 3. Auch in den untersten Schichten von Phaestos sind die Schalen vertreten. Monumenti antichi XIX, Fig. 26 Sp. 171/2 publiziert A. Mosso eine schöne, regelmäßige Schale von 15 cm Durchmesser aus schwarzem Ton. An der Seite ist sie geschmückt mit zwei nebeneinanderliegenden ovalen Vorsprüngen. Auch Schalen mit einem oder zwei horizontalen Henkeln und mehr konischer Form kommen in Phaestos vor, vgl. l. c. Fig. 27.

In der ältesten Keramik Zyperns tritt die halbkugelige Schale teils henkellos auf, vgl. Catalogue of the Greek and Etruscan Vases I, 2 C 15, teils mit kleinem, vertikalem oder horizontalem Schnurösenhenkel, vgl. l. c. Taf. XXIX Typus 2 und C 20, 27—34, 59—62, oder mit hohem Bügelhenkel, Taf. XXIX Typus 3 und 4, C 21—26. Eine andere häufige Form ist der Milchnapf mit Ausgußröhre; diese Gefäße tragen in der Regel dem Ausguß gegenüber einen kleinen horizontalen Henkel in Gestalt einer Randleiste mit mehrfacher Durchbohrung; vgl. l. c. C 2 u. 3. Vergleiche für die verschiedenen Formen der Schale auch Louis Di Cesnola, A descriptive Atlas of the Cesnola collection of Cypriote Antiquities in the Metropolitan Museum of Art, New York, Taf. LXXXIII, 746 (Alambra); Taf. LXXXV, 754; Taf. XCII, 793; Taf. XCIII, 800; Taf. XCIV, 807; Taf. XCVII, 834, 836; Taf. XCIX, 846—848.

Die Schale ist eine im prähistorischen Ägypten häufige Form, sowohl unter den Steingefäßen wie in der Keramik. Die Steinschalen sind flach, teilweise mit ebener Standfläche versehen und henkellos; vgl. Naqada and Ballas, Taf. XIII und XIV. Für die Keramik vgl. Taf. XVIII, 1—6; XXII, 1—5; XXVIII, rote polierte Ware mit weißen Flechtmustern auf der Innenseite, und XXX, schwarze Ware mit eingeschnittener geometrischer Dekoration nach Flechtmotiven.

[1] Vgl. Troja und Ilion I, S. 246 f.

Eine alte Nebenform der halbkugeligen, henkellosen Schale ist die Schale mit angesetztem, massivem Bauchfuß. Die Seiten des Gefäßes erhalten dadurch im Profil eine geschwungene Form (Napfform); ein Beispiel aus den ältesten Schichten des Krematoriums ist Gezer II, Fig. 305, 8 (Fig. 50 h). Dieser Typus hält die Mitte zwischen Nr. 7 und 8. In der späteren Entwicklung wird die Napfform etwas niedriger. Ein Exemplar aus dem Krematorium ist Gezer III, Taf. CXLV, 13; es ist 5 cm hoch bei 11,2 cm oberem

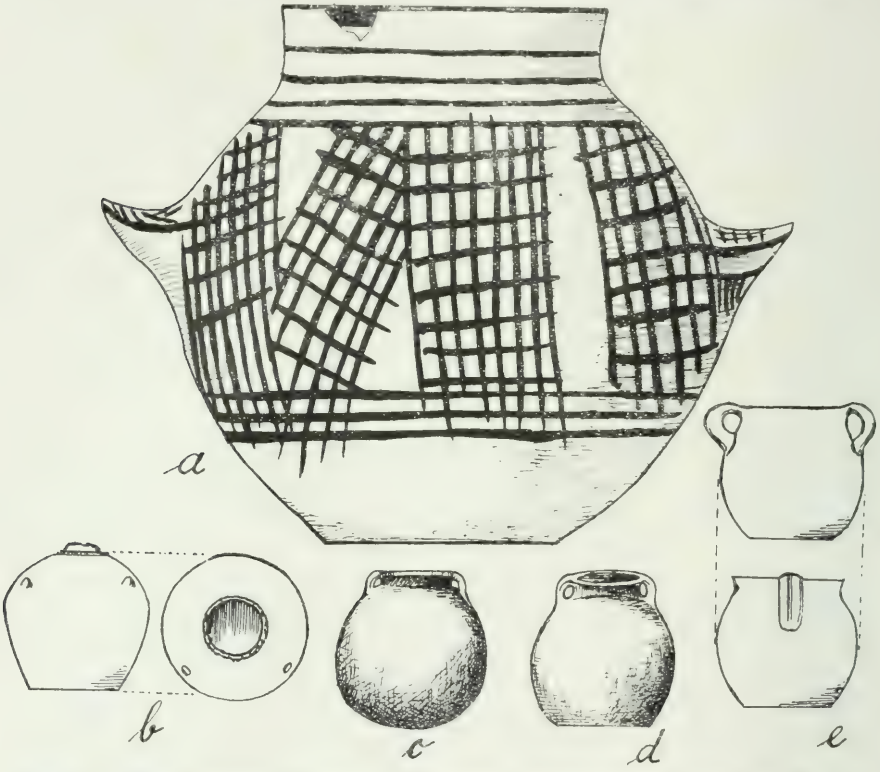



Fig. 51. Töpfe; a nach H[ugues] V[incent], Jérusalem sous terre, Taf. 9, 5; b u. e nach Macalister, Gezer II, Fig. 316, 19 u. 21; c, d nach Das heilige Land 1912, Fig. S. 154.

Durchmesser und trägt außen um den Rand als Dekoration einen breiten roten Streifen. Ähnlich ist Gezer III, Taf. CXLI, 3 (Fig. 50 m); dieser Napf hat denselben Farbstreifen um den Rand und ist bei 16,8 cm Durchmesser 8,8 cm hoch.

Diese Napfform ist in den primitiven Töpfereien weit verbreitet. Für Ägypten vgl. z. B. Diospolis parva, Taf. XIII, 21 b, 23 d; XIV, 31 b; Abydos, Taf. XXVII, 34. Für Kreta vgl. A. Mosso, Monumenti antichi XIX, Taf. II, 1, ein Napf von 11,2 cm Durchmesser mit zwei Löchern unter dem Rande und mit Bündeln vertikaler, konver-

gierender, roter und schwarzer Linien auf hellem Tongrund verziert.

9. Kochtöpfe (Fig. 51),[1] kugelige Töpfe mit weiter Öffnung und meist zwei kräftigen, vertikalen Henkeln und rundem Boden oder breitem Bauchfuß. Der Kochtopf muß zu den ältesten keramischen Formen gehören. Daß in den ältesten Schichten so wenig gefunden wurden, mag darauf beruhen, daß er ein Gebrauchsgefäß war und den Toten nicht mit ins Grab gegeben wurde. Aus dem Krematorium in Geser gehören hierher die Gefäße Gezer II, Fig. 316, 19 und vielleicht auch 21 (Fig. 51 e u. b). Fig. 21, mit abgebrochenem Hals, trägt auf der einen Seite der Schulter zwei Tonwarzen, welche dem Gefäß einen anthropomorphen Charakter verleihen. Einen Kochtopf aus dem altkanaanäischen Grabe Nr. 3 am Ophelhügel in Jerusalem veröffentlicht Vincent RB 1912 Taf. XVI, 1 = Jérusalem sous terre Taf. IX, 5 u. 5 b (Fig. 51 a). Er trägt an den Seiten zwei horizontale Leistengriffe mit vertikaler Durchbohrung und rote, gemalte Dekoration auf hellgelber Engobe. Die Dekoration besteht in umlaufenden parallelen Streifen am Halse und am unteren Teile des Bauches, zwischen welchen verschiedene Gruppen von Netzlinien verlaufen.[2]

„Das hl. Land" 1912, S. 154 ist eine Serie altkanaanäischer Keramik aus dem Sionsmuseum in Jerusalem abgebildet, die aus einer sehr alten Nekropole bei Jebrūd stammt. Darunter sind wohl die kugeligen Krüge mit breitem, niedrigem, zylindrischem Halse und zwei vertikalen kleinen Halshenkeln als Kochtöpfe aufzufassen (Fig. 51 c u. d). Ein anderes Exemplar ist halslos. Vergleiche auch den zweihenkeligen Krug mit eingeritzten, vertikalen Linien S. 153 Fig. 3 daselbst.

10. Die Henkel (Fig. 52).[3] Wie die henkellosen Kürbis- und Steingefäße trug man auch die ersten Tongefäße an Lederriemen oder in Tragnetzen. Diese Umschnürungen wurden später in der Keramik vielfach als plastisch aufgelegte und als Stricke modellierte Tonbänder oder als farbige Netzlinien und Gittermuster dekorativ nachgeahmt. Auch Motive der Ritzornamentik gehen bisweilen auf die Tragnetze der Gefäße zurück; vgl. Ohnefalsch-Richter, Kypros, Taf. XXXV, 1 und CXLIX, 1, eine henkellose Pyxis. Aus Ägypten vgl. z. B. das Steingefäß MDOG Nr. 34 Abb. 6 aus Abusīr el-Melek und die aufgemalten Netzmaschen Catalogue général des Antiquités égyptiennes du Musée du Caire, Bd. XXIV, Taf. 31, Nr. 11692—11702.

[1] Vgl. Macalister, Gezer II, S. 141. [2] Vgl. l. c. S. 544.

[3] Über die Henkel in der altkanaanäischen Keramik vgl. Vincent, Canaan S. 310 f. Macalister, Gezer II, S. 129 f., 143 f.

Kleine Kürbisgefäße, namentlich Schalen, wurden durchlöchert und an Schnüren aufgehängt. Diese Schnurösen wurden nun an Tongefäßen nachgebildet; dabei wurde es nötig, an der betreffenden Stelle die Gefäßwand zu verstärken oder einen Ring, eine Leiste oder einen Tonwulst anzubringen, welche Träger der Durchbohrung wurden. Letztere erfolgte in horizontalem oder vertikalem Sinne. Oft findet sich eine größere Zahl von solchen röhrenförmigen Durchbohrungen nebeneinander. Die Schnuröse in ihrer einfachen oder vervielfachten Gestalt ist noch eine durchaus steinzeitliche Henkelform, die sich überall wiederfindet. Typisch steinzeitlich ist auch die Verwendung der Schnuröse am Gefäßrande und an korrespondierenden Stellen des Gefäßdeckels, um den Deckel fest auf das Gefäß schnüren zu können. Auch hier dienten geflochtene Gefäße mit Deckel, der durch Anziehen oder Nachlassen einer Schnur befestigt oder gelockert werden konnte, als Vorbild; vgl. z. B. Ohnefalsch-Richter, Kypros, Taf. XXXV, 6 und XXXIV, 1. Tongefäße mit Schnurösen zum Verschnüren der Vase oder Festhalten des Deckels sind z. B. Dörpfeld, Troja und Ilion I, S. 248 Fig. 109 und Ohnefalsch-Richter, Kypros, Taf. XXXV, 7. Aus Geser läßt sich ein ähnlicher Deckelverschluß anführen, vgl. Gezer II, S. 140 Fig. 310.[1]

Kürbisflaschen, wie sie Reisende und Erntearbeiter noch heute gelegentlich in Galiläa und auf Zypern bei sich führen, werden in einer Umschnürung von Lederriemen getragen. Die Riemen laufen auf der Schulter zusammen und bilden dort einen oder zwei Aufhänger. An ihre Stelle sind bei den Tonflaschen und Amphoriskoi zwei Schnurösenhenkel getreten, während das Netz der Lederriemen in Gestalt eines aufgemalten, geometrischen Netzornamentes geblieben ist (Fig. 48). Schnurösenhenkel auf den Schultern und an den Seiten von kleinen Amphoren und Flaschen oder unter dem Rande von halbkugeligen Schalen sind in der ältesten Bronzezeit Palästinas häufig. Aus Geser vgl. Gezer I, Fig. 37 S. 108 (Amphoriskoi); II Fig. 305, 6 und 7 (Fig. 47 a, b), Fig. 306, 2, 10; III, Taf. CXLII, 2; CXLIII, 3—7; CXLVII, 20; aus Jericho, Blatt 20, Fig. B 4 a und b; B 6 a und b; Fig. 67, 70, 75, 83, 87; aus Jerusalem RB 1912, Taf. XVI, 2 (Fig. 48 d), 4 (Fig. 48 a), 5 (Fig. 48 b), 6, 8, 9 (Fig. 48 e).

Das Anbringen und Formen der ersten Henkel machte den neolithischen Töpfern Schwierigkeiten. Wie man an einer Scherbe aus der Quellhöhle des Nahr el-Kelb sehen kann, wurde der kleine Henkel mit den Fingern an die Wand des bereits fertig modellierten Gefäßes angepreßt, so daß der Abdruck des Daumens noch deutlich

[1] Vgl. Gezer II, S. 145.

erhalten ist; vgl. Anthropos V (1910) Taf. IV, 4. Dieser Henkel hat eine enge, horizontale Durchbohrung und ist auf seiner Oberfläche durch Einschnitte in der Form des Palmenblattes verziert. Einfacher ist ein Tonwulst oder Knopf unter dem Rande oder eine Tonleiste mit einfacher oder mehrfacher, meist vertikaler Durchbohrung. In Geser scheinen solche Henkel selten gewesen zu sein; vgl. aus späterer Zeit (first semitic period) Gezer III, Taf. CXLIX, 13, 18, 22; CL, 6. Mehrere Schnurösen nebeneinander lassen sich in Geser nicht nachweisen. Aus Jerusalem vgl. die Exemplare RB 1912 Taf. XIII, 11 und den Krug XIV, 6 mit zwei Schnurösen auf der Schulter (Fig. 49 q). Dagegen trägt das Randfragment einer tiefen Schale aus Jericho, B 7a, am Rande zwei lange, vertikal durchbohrte Schnurösen nebeneinander, vgl. Fig. 69 S. 98; B 7b hat eine Schnuröse mit horizontaler Durchbohrung. Einen Wulst mit mehreren vertikalen Durchbohrungen trägt das Fragment Jericho B 8, Fig. 71 S. 99.

Als Parallele zu dieser Vervielfachung der Schnurösen in der altkanaanäischen Keramik macht Watzinger, Jericho S. 103 auf dieselbe Erscheinung in der ersten Schicht Trojas aufmerksam; vgl. H. Schmidt bei Dörpfeld, Troja und Ilion, Fig. 112 u. 113 S. 249; vgl. auch Fig. 103 u. 104. Häufung von Schnurösen findet sich gleichfalls bei der primitiven Töpferei im Bereich der vorgriechischen Kultur des Ägäischen Meeres,[1] in Westeuropa,[2] auf Zypern[3] und in Ägypten.[4]

Halbkugelige Schalen, Teller und Schüsseln haben anstatt des Henkels in der ältesten Keramik Palästinas häufig an einer Stelle wenig unter dem Rande eine doppelte Durchbohrung, welche zum Aufhängen des Gefäßes an einer Schnur diente. Kürbisschalen werden auf Zypern heute noch in derselben Weise behandelt, vgl. Ohnefalsch-Richter, Kypros, Taf. XXXIV, 6. Eine solche doppelte Durchbohrung unter dem Rande tragen die Exemplare Gezer II, Fig. 316, 7 (Fig. 50 a) und 9; Fig. 317, 1 und 4; Jerusalem RB 1912, Taf. XV, 3, 4; XVI, 3; XIV, 4. Auch diese Erscheinung findet sich in der ältesten Keramik im Gebiete der ägäischen Kultur; vgl. aus Phaestos A. Mosso, Monumenti antichi XIX, Taf. II, 1, einen Teller aus der frühminoischen Periode, und Thera II. Abb. 308 a—d.

[1] Vgl. Watzinger, Jericho S. 103 Anm. 1.

[2] Vgl. Déchelette, Manuel I, Fig. 207 S. 558, elf Beispiele aus Camp de Chassey.

[3] Vgl. Ohnefalsch-Richter, Kypros Taf. XXXV, 7. Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the Br. Mus. I, 2, Fig. 1 u. 2.

[4] Vgl. J. E. Quibell, Hierakonpolis I, London 1900, Taf. XXXI, 6; XXXIII. Catalogue général des antiquités égyptiennes du Musée du Caire XXIV. Taf. 66 Nr. 14733.

Neben der steinzeitlichen Schnuröse ist in Palästina bereits in der ältesten Zeit der Bandhenkel in verschiedenen Formen,

Fig. 52. Verschiedene Formen des Leistengriffhenkels;
a, b, d, e, i, k, l, o nach Bliss-Macalister, Excavations in Palestine Taf. 26, 2, 5, 4, 6, 8, 12, 9, 14; c, f, p nach Macalister, Gezer III, Taf. 148, 3, 11, 26; g nach Gezer III. Taf. 146, 10; m nach Gezer III, Taf. 142, 4; n nach Gezer III. Taf. 149, 4; h, q, u, r nach H[ugues] V[incent], Jérusalem sous terre Taf. 7, 15, 12 u. 13; s, t, u, v nach Flinders Petrie und J. E. Quibell, Naqada and Ballas, Taf. 32, a, c.

gewöhnlich von ovalem Querschnitt, vollkommen ausgebildet.[1] Die breite, flache Form ist selten. Er findet sich teils als Schulterhenkel an großen Vorratskrügen, vgl. Gezer II Fig. 303 a (Fig. 42 a), teils als Bauchhenkel, Fig. 302 (Fig. 41) und 304, und sonst häufig an Krügen, Kannen und Tassen.

Eine spezifisch altkanaanäische Henkelform ist der eigentümliche, nach oben umgeklappte Leistengriff (ledge-handle), der sich in dieser Gestalt sonst nirgends findet. Die einfachste und wohl älteste Form des Leistenhenkels ist nach Macalister ein halbkreisförmiger, selten rechteckiger, meist horizontaler Vorsprung an den Seiten des Gefäßes, der auf der Ober- und Unterseite konvex ist, also kegelförmigen Durchschnitt besitzt.[2] Eine solche Form hat Gezer III, Taf. XXXII, 1 (Fig. 46 b); CXLVIII, 11 (Fig. 52 f.) CXLVII, 24; Jerusalem RB 1912, Taf. XVI, 1 = Jérusalem sous terre, Taf. IX, 5. Nicht selten sind diese Henkel durchbohrt, z. B. Gezer III, Taf. CXLVI, 10 (Fig. 52 g); CXLIX, 2; Jericho, Blatt 20, Fig. A 3 b. Vgl. auch Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 26, 4 (Fig. 52 d).

Häufig jedoch sind die Leistengriffe nicht rechtwinkelig abstehend angebracht, sondern nach oben umgeklappt, so daß die Unterseite konvex und die Oberseite muschelförmig-konkav ist. Ein gutes Beispiel dafür ist Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. VII, 15 (Fig. 52 h); vgl. auch Gezer II, Fig. 303 a (Fig. 42 a).

Seltener findet sich der Leistenhenkel in Gestalt eines flachen, ebenen, rechteckigen Griffes, wie Gezer III, Taf. CXLVIII, 3 (Fig. 52 c). Auch diese Henkel sind häufig durchbohrt, z. B. Gezer III, Taf. CXLIV, 15.

Diese ebenen, kompakten Formen des Henkels mit ungegliedertem Rand sind jedoch selten. Meist erfuhr der vordere Rand des Leistengriffes eine ornamentale Ausgestaltung. Die einfachste Art derselben bestand in einer oder mehreren Einknickungen des Randes mit dem Finger; vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 26, 5 (Fig. 52 b), 7, 8 (Fig. 52 i); Gezer III, Taf. CXLVIII, 28; Jerusalem RB 1912, Taf. XIII, 14. Daraus wurde später eine Reihe von Fingertupfen beim rechtwinklig abstehenden Henkel, vgl. RB 1912, Taf. XIII, 13 (Fig. 52 r), oder regelmäßige Kannelierung, vgl. Gezer III, Taf. CXLIX, 4 (Fig. 52 n).

Gewöhnlich aber klappte man den Rand der Tonleiste an einer, drei oder mehreren Stellen oder fortlaufend nach oben um, so daß er eine mehr oder minder dichte und tiefe, unregelmäßige Wellenlinie bildet; vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 26, 9

[1] Vgl. Macalister, Gezer II, S. 143.

[2] Vgl. Gezer II, S. 143.

(Fig. 52 l), 10, 11, 12 (Fig. 52 k), 13, 14 (Fig. 52 o), 15; Gezer III, Taf. CXLVIII, 26 (Fig. 52 p), CXLIX, 1; XXII, 14, 19; XXIII, 13, 14; Tell el Hesy (Lachish) Taf. V, 43, 44; Jericho, Abb. 92, S. 104. Diese Art ist die typische Form der Leistenhenkel und der altkanaanäischen Keramik Palästinas eigentümlich.

Die Leistenhenkel finden sich ursprünglich nur an den Seitenwänden großer Gefäße als Handgriffe zum bequemeren Tragen des gefüllten Gefäßes. Ihre Stellung ist daher aus praktischen Gründen an den Seiten der Krüge in der Nähe des Schwerpunktes (Fig. 42 b; 46 b). Manchmal finden sich an demselben Exemplar Leistenhenkel und Schulterhenkel, z. B. Fig. 42 a. Allmählich erhielten auch kleinere Gefäße Leistenhenkel, z. B. Gezer III, Taf. CXLIV, 4; LXXX, 7, 17, manchmal in verstümmelter Form, so daß sie nur noch dekorativen Wert haben, vgl. Gezer III, Taf. CXLIX, 3, oder an unmöglichen Stellen, z. B. Gezer III, Taf. CXLVIII, 13 direkt unter dem Rande eines kugeligen Kruges. Die ungewöhnliche Zahl von drei Leistenhenkeln dekorativer Art zeigt Gezer III, Taf. LXXIX, 6.

Den altkanaanäischen umgeklappten Leistenhenkeln ähneln, wie bereits besprochen,[1] am meisten die ägyptischen prähistorischen wavy-handles. Flinders Petrie hielt sie für identisch; vgl. Naqada and Ballas, S. 38 f., 62. Watzinger, Jericho S. 104, hat jedoch mit Recht die Unterschiede betont und ist der Meinung, daß es sich um eine in beiden Ländern spontan entstandene Henkelform handelt. In der ägyptischen prähistorischen Keramik dieser Gattung sitzen die Henkel stets wagerecht an der Gefäßwand; der Rand ist niemals nach oben umgeklappt, sondern in regelmäßiger Wellenlinie angeordnet. Jedoch in der einfachsten, ungegliederten Form stimmen die palästinischen Leistenhenkel fast vollständig mit den ägyptischen überein; beides sind kompakte, ungegliederte, wagerecht abstehende Griffe an den Seiten großer Gefäße. Vgl. mit den ältesten palästinischen Formen die Henkel in Fig. 45 a und b; ferner El Amrah and Abydos, Taf. XIV, Fig. W$\alpha$; Hierakonpolis II, Taf. LXIX, 3.

Der Leistenhenkel in seiner einfachen, horizontalen Form ist jedoch nicht auf Palästina und Ägypten beschränkt. Hier zeigen sich wieder Beziehungen zur vorgriechischen Kultur des östlichen Mittelmeergebietes. Ähnliche Henkelformen treffen wir z. B. in der prähistorischen (= spätmykenischen) Keramik Olympias, vgl. Fr. Weege, Athen. Mitteilungen XXXVI (1911) Abb. 17 S. 174. Es sind einfache, ohrförmige, horizontale Handgriffe mit der leicht konkaven Seite nach oben Vgl. auch Tsuntas, Dimini und Sesklo, Fig. 183 ff.; Wace and Thompson, Prehistoric Thessaly, Fig. 101 h, 1 S. 156

[1] Vgl. oben S. 237.

aus Zerelia in Thessalien. Dieser horizontale, halbkreisförmige, bisweilen fast rechteckige Handgriff kommt mit vertikaler Durchbohrung oft als Ohrhenkel vor, namentlich bei den Pithoi. Die Stellung der Handgriffe am Gefäß ist genau wie die der kanaanäischen Leistenhenkel. Pithoi mit solchen Henkeln sind z. B. Athen. Mitteil. 1911 Abb. 21 S. 178 aus Olympia; Ephemeris archaiologike 1908, Taf. γ′ aus Chaironeia und Elateia (neolithisch); Ephemeris archaiologike 1912, Abb. 6 Nr. 2 S. 15 aus Eleusis (vormykenisch); Phylakopi, Taf. VII, 1, 11; VIII, 5, 6; XIII, 19; Bulletin de Correspondance Hellénique XXX (1906) Fig. 22—25 aus Argos. Allmählich wird der seitliche Griff zum horizontalen Henkel und rückt von den Seiten des Gefäßes auf die Schulter.

So sehen wir, wie überall aus ähnlichen oder gleichen Anfängen sich ganz verschiedene Henkelformen entwickelt haben.

**c) Die Ornamentik der älteren bronzezeitlichen Keramik in Palästina.**

1. Der neolithische Töpfer hatte das Bestreben, die Außenseite der Gefäße möglichst zu ebnen und zu glätten. Das geschah ursprünglich mit den Händen oder mit einem Stein, später mit einem rechteckigen Glätter aus Holz oder Bein.[1] Bei den Scherben aus der Quellhöhle des Nahr el-Kelb hatte Zumoffen den Eindruck, daß ihre Oberfläche mit einem Grasbüschel in horizontalen, unregelmäßigen Strichen geebnet worden war.[2] Dadurch entstanden auf der Oberfläche parallele, unregelmäßige, schrammenartige Vertiefungen, welche manchmal den Eindruck eines Ornaments hervorrufen. Nahm man anstatt des Grasbüschels eine Bürste, einen Holzkamm oder eine Feuersteinsäge und kratzte damit die Oberfläche des noch feuchten Gefäßes ab, so entstanden, je nach der Absicht des Töpfers, bestimmte unregelmäßige Strichmuster. Daraus entwickelte sich eine charakteristische Dekoration; man grub mit einem Kamme geometrische Muster in die Oberfläche der Gefäße ein. In der ältesten Keramik Palästinas war dieses gekämmte Ornament schon im Gebrauch und wurde bald sehr beliebt, namentlich, wie es scheint, im Süden des Landes. Die zierlichen Muster sind einfacher, geometrischer Art.[3] Schöne Beispiele gekämmter Scherben aus Tell eṣ-Ṣāfije mit einfachen, geometrischen Mustern vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 27, 1, 2, 4, 5, 6. Mit Vorliebe findet sich diese Dekoration auf den großen Amphoren, vgl. l. c. Taf. 23, 2; Taf. 25, 4. Beispiele aus Geser (aus Macalisters first semitic period) sind Gezer III, Taf. CXLV, 12; CXLVII, 21;

[1] Vgl. Gezer II, Fig. 304 S. 134.
[2] Vgl. Anthropos V (1910) Taf. IV.
[3] Vgl. Macalister, Gezer II, S. 146.

II, Fig. 311. Für Tell el-Ḥesī vgl. Fl. Petrie, Tell el Hesy, Taf. V, 4 und 5; für Jerusalem vgl. die sehr alte Scherbe RB 1912, Taf. XIII, 9 = Jérusalem sous terre, Taf. VII, 9, mit sehr gefälligem Muster; für Ta'annuk vgl. Sellin, Ta'annek, Fig. 39 S. 41. In Jericho tritt die gekämmte Dekoration in eigenartiger Ausbildung zugleich mit dem gestochenen Ornament erst in spätkanaanäischer Zeit auf, vgl. Watzinger, Jericho S. 108 ff.

2. Eine ähnliche Art, gewisse Teile der Gefäßoberfläche dekorativ gegen den naturfarbenen Grundton hervorzuheben, war die Anwendung der mechanischen Glättung oder Politur.[1] Manchmal wurde die Politur direkt auf dem Tongrunde der Gefäßoberfläche angebracht; gewöhnlich jedoch wurde die Oberfläche mit einem roten, seltener gelben, lichtbraunen oder schwarzen Tonüberzug versehen, der dann mechanisch poliert wurde. Das Glätten geschah vor dem Brennen. Man behandelte die Oberfläche der Gefäße mit einem Steine oder einem glatten Bein-[2] oder Feuersteininstrument, indem man in kräftigem Zuge horizontal Strich neben Strich setzte. Nach dem Brennen heben sich die Politurstriche glänzend ab. In der ältesten Zeit sind sie noch nachlässig mit Zwischenräumen nebeneinander gesetzt, so daß immer wieder die matte Gefäßoberfläche durchscheint. Auf diese Weise erzielte man auch geometrische Ornamente ganz ähnlich der gekämmten Dekoration, die wie dunkle Zeichnungen auf mattem, hellem Grunde wirkten. Vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 27, 3, 7, 8, 9; Gezer III, Taf. XIX, 1; CXLIV, 8; Bliss, A Mound of many Cities, Taf. 3, Nr. 83.

Bei guter Ware jedoch setzt man schon in ältester Zeit Strich neben Strich, so daß eine kontinuierliche, spiegelartig glänzende Politur entsteht. Gerade in der älteren Periode hat man auf schöne, glänzende Politur den höchsten Wert gelegt und Resultate erzielt, deren Vollkommenheit später nicht mehr erreicht worden ist.[3] Später wird die Politur wieder nachlässiger, jedoch hält sie sich während der ganzen älteren Bronzezeit. In der jüngeren Bronzezeit wird sie jedoch in Geser selten.[4] In Jericho wurden die Gefäße vor dem Polieren mit einem braunen oder roten Überzug versehen, vgl. Watzinger, Jericho S. 100 f. Eine andere seltenere Gattung aus Jericho, vgl. S. 102, zeigt aufgemalte mattfarbige Ornamente auf hellem Tongrund, die ebenfalls poliert wurden.

[1] Vgl. Gezer II, S. 147.

[2] Vgl. Gezer III, Taf. XLVIII unten die Abbildung eines Glätters aus Knochen mit Gebrauchsabnutzung.

[3] Vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine S. 81.

[4] Vgl. Macalister, Gezer I, S. 132.

Roter oder brauner Überzug mit Politur findet sich mit Vorliebe bei Kannen und Kännchen; vgl. Gezer III, Taf. XVI, 2; XX, 6, 9, 10; XL, 16, 18 (der jüngeren Bronzezeit angehörend); Jericho E 1—7 S. 100 f.; Jerusalem RB 1912, Taf. XIV, 10; XVI, 7; ferner bei Schalen und Schüsseln, vgl. flache Schalen mit rotem, poliertem Überzug Gezer I, S. 92; Gezer III, Taf. XVI, 5; XXIII, 8 (auf der Innenseite); Jerusalem RB 1912, Fig. 17 S. 544; Jericho E 10, 11; bei Näpfen und Krügen, vgl. Gezer III, Taf. XVI, 4, 7; Jericho E 12, 13, 15; und bei kleinen Amphoren und Amphoriskoi, Gezer III, Taf. XVI, 3; Jerusalem RB 1912 Taf. XVI, 8 (rotbrauner Überzug); XVI, 9 (kastanienbrauner Überzug); Jericho E 9.

Die Politur der rot oder braun überzogenen Gefäßoberfläche in der älteren bronzezeitlichen Keramik Palästinas ist ein dekoratives Verfahren, welches aller primitiven Keramik im Gebiete der antiken klassischen Kultur bekannt ist.

Weit verbreitet sind in der prähistorischen ägyptischen Keramik, hauptsächlich in Oberägypten, Gefäße mit rotem Überzug und glänzender mechanischer Politur der Oberfläche; vgl. Naqada and Ballas, S. 12 u. 37, Taf. XXII—XXIV. Gegen Ende der vordynastischen Zeit wurde diese Ware gröber und von hellerer Farbe. Die mit der Hand sehr sorgfältig ausgeführte Politur erfolgte in vertikalen Strichen von der Öffnung zum Boden der Gefäße. Eng verwandt mit dieser glänzenden, roten Ware ist eine andere Klasse, deren Gefäße um den Rand einen glänzend schwarzen, unregelmäßigen Streifen tragen, während die Oberfläche im übrigen rot und glänzend poliert ist (Black-topped pottery); vgl. Naqada and Ballas, S. 36 f., Taf. XVIII—XXI. Die roten, polierten Gefäße sind oft mit weißen, geometrischen Ornamenten des Korbflechtstils oder mit Tieren bemalt; vgl. Naqada and Ballas S. 37, Taf. XXVIII—XXIX.

Auch in der neolithischen und altbronzezeitlichen Keramik Kretas spielt die mechanische Politur der Gefäße eine große Rolle. In Knossos kam im ersten Meter, unmittelbar über dem jungfräulichen Boden, eine primitive, handgemachte, schwarze, polierte neolithische Keramik zutage; vgl. Duncan Mackenzie, The Journal of Hellenic Studies XXIII (1903), S. 157 ff. Diese monochrome, handpolierte Ware setzt sich bis zum fünften Meter fort. Auf dieser Stufe suchte man den Glanz der Politur dadurch zu erhöhen, daß man die Oberfläche mit feinen vertikalen Wellenlinien und Riefelungen bedeckte, vgl. l. c. Taf. IV, 6—14, welche später in Malerei nachgeahmt wurden. Neben der monochromen Ware taucht vom zweiten Meter an dieselbe schwarze, polierte Keramik mit tiefeingeschnittenen geometrischen Mustern auf, welche mit weißer Masse ausgefüllt sind.

Die rohe Keramik eines neolithischen Hauses neben einer neolithischen Siedlung unter einer Felswand bei Magasà im Osten Kretas ist ebenfalls handpoliert; vgl. R. M. Dawkins, The Annual of the British School at Athens X (1903—04), S. 264, Fig. 3 und Taf. VIII, 24—31. Glänzend schwarze oder rotbraune, handpolierte neolithische Keramik lieferte auch eine neolithische Grotte in Miamù im SW Kretas; vgl. A. Taramelli, La grotte préhistorique de Miamù en Crete (Extrait de l'American Journal of Archaeology, 1897, S. 287—312).[1]

Schwarze, polierte Ware aus frühminoischer Zeit fand sich auf der Insel Mochlos bei Kreta; vgl. R. B. Seager, American Journal of Archaeology, s. s. XIII (1909) S. 273 ff., Fig. 2, 1 S. 279. Auch in der frühminoischen Periode auf Kreta spielte die Politur der Gefäße noch eine große Rolle, so bei der gefleckten Ware; vgl. Gournia Taf. B, Taf. XII, 5—8; 9—11; 14, 15, 19. Für polierte frühminoische Keramik aus Vasiliki auf Kreta vgl. Gournia, S. 49 ff.; aus Hierapetra: Gournia, S. 56 f.

In der ältesten bronzezeitlichen Keramik Zyperns überzieht man die Gefäße mit einem roten oder schwarzen Überzug, welcher mechanisch zu hohem Glanze geglättet wird. Vgl. Catalogue of Vases in the British Museum I, 2, C 1—85 und Taf. I, rote polierte Ware. Neben dieser roten gibt es auch eine glänzend schwarze Gattung. Diese Ware ist entweder monochrom oder mit aufgelegten Zickzacks und Tonbändern oder durch tief eingeschnittene, geometrische Muster dekoriert, deren Linien mit weißer Masse gefüllt sind. Die Hauptfundorte dieser glänzend polierten, ältesten Keramik Zyperns sind Alambra und Haghia Paraskevi. Besonders charakteristisch sind die Amphoren, z. B. C 72, 73; vgl. auch Di Cesnola, Descriptive Atlas of the Cesnola Collection, Taf. LXXXIV, 751, 752.

In Troja hat die rohe, handgemachte Keramik der ersten Schicht einen Überzug aus einer fein geschlemmten Tonschicht, die mit Steinen mechanisch geglättet ist; vgl. H. Schmidt bei Dörpfeld, Troja und Ilion I, S. 245 f. Die Farbe des Überzuges ist gewöhnlich hellgrau bis dunkelgrau, doch finden sich auch gelbliche und bräunliche Töne. Eine feinere Gruppe von Gefäßen hebt sich durch einheitliche Färbung und glänzende, vollendete Politur heraus, deren Schönheit in Troja in der folgenden Zeit (2.—5. Schicht) nicht mehr erreicht worden ist. In der Keramik der 2—5. Schicht bleibt die mechanische Glättung noch in Übung, doch macht sich ein deutlicher Rückgang der Technik bemerkbar; vgl. Troja und Ilion I, S. 253, 255. In der sechsten, mykenischen Schicht ist die mechanische Glättung nicht mehr durchgehends im Gebrauch.

[1] Vgl. L'Anthropologie IX (1898), Fig. 1—3, 6—10 S. 449 ff.

Die nächste Analogie zur altkanaanäischen polierten Keramik bildet nach Watzinger, Jericho S. 103, die vorgriechische Keramik von Thera und Melos. Die archaischen theräischen Gefäße, die aber zeitlich hinter die altkanaanäische Keramik Palästinas gehören, sind aus dunkelziegelrotem Ton verfertigt und mit einem Überzug aus feinem Ton von gelbweißer bis rötlicher Farbe versehen, der glänzend poliert ist; vgl. Thera II, S. 232. Die rohe, handgemachte älteste Keramik auf Melos hat roten oder braunen Überzug und ist ebenfalls mechanisch geglättet; vgl. C. C. Edgar, Excavations at Phylakopi in Melos, S. 82 ff. Auf dem griechischen Festlande kommt roter Überzug der Gefäße und Politur in Thessalien vor, während Böotien und Phokis schwarze polierte Ware hat; vgl. Wace and Thompson, Prehistoric Thessaly S. 13, 15.

In der roten und braunen, glänzend polierten Ware erreichte die altbronzezeitliche kanaanäische Keramik ihre höchste Vollendung. Sie steht in enger Beziehung zu der ähnlichen Ware in den vorgriechischen Kulturen des östlichen Mittelmeergebietes. Die spiegelglatten, glänzenden Gefäße brauchen den Vergleich mit den besten Erzeugnissen der prähistorisch ägyptischen und altzyprischen Keramik nicht zu scheuen.

3. Das plastische und das eingeritzte Ornament. Die Steingefäße und die ältesten Tongefäße in Ägypten und anderwärts waren henkellos, so daß man sie in Netzen aus Bast oder Stricken trug. Oft dienten die kleinen Henkel und Tonknöpfe nur als Haltepunkt für die Tragstricke. Auf dieselbe Weise werden noch heute in ganz Afrika, in Südarabien und gelegentlich auch sonst im Orient gefüllte Vorratsgefäße transportiert. Zugleich dienten die Netze und Stricke dazu, die sehr zerbrechlichen Gefäße zu schützen und dauerhafter zu machen (Verschnürung).

Diese Tragstricke wurden nun, als man ihrer nicht mehr bedurfte, in Gestalt von plastisch aufgesetzten Bändern mit schrägen Kerben oder Fingereindrücken in Ton nachgeahmt und veranlaßten so die Entstehung eines der primitivsten ornamentalen Motive in der Töpferei. Gewöhnlich schmückt das plastische Strickornament die Schulter der Krüge, manchmal auch den Körper; oder es werden verschiedene Tonbänder um die Gefäße gelegt.

Diese Dekoration ist in Europa in der neolithischen Zeit weit verbreitet. In Ägypten werden die großen Vorratsgefäße in der Zeit der ersten Dynastie gern mit plastischen und als Strickornament gegliederten Bändern verziert. Gewöhnlich befindet sich eines auf der Schulter, eines in der Gegend der größten Rundung und eines unmittelbar über dem Boden; vgl. Fl. Petrie, The Royal Tombs of the First Dynasty I, Taf. XXXIX, 2, 3. Auch die zylindrischen

Steingefäße der ersten Dynastien tragen gern unter dem Rande ein plastisches Strickornament; vgl. Royal Tombs II, Nr. 356—398, bes. Nr. 359 aus dem Grabe des Königs Narmer. Royal Tomps II, Taf. VI, 27 veröffentlicht Fl. Petrie ein kleines Gefäß aus Marmor, auf dessen Oberfläche eine dichte Verschnürung von Stricken ausgemeißelt ist. Die vordynastischen Steingefäße Ägyptens tragen das Strickornament teils in Relief, teils eingeschnitten; vgl. Naqada and Ballas Taf. X. MDOG 34 Abb. 6 S. 9 ist ein schwarzes Steingefäß aus Abusīr el-Meleḳ abgebildet, dessen Ornamentierung ein Tragnetz in Relief nachahmt.

Auf Kreta tragen die Pithoi der mittelminoischen Zeit häufig mehrfache Reihen nebeneinander gelegter plastischer Tonbänder, welche das Gefäß umschnüren; vgl. z. B. das Exemplar Gournia Taf. I, 29 von 94,5 cm Höhe und vier vertikalen Henkeln auf der Schulter und über dem Boden. Eine komplizierte Verschnürung mit solchen Tonstricken trägt ein Pithos aus Knossos aus der dritten mittelminoischen Periode. Er stammt mit anderen seinesgleichen aus dem alten Magazin im NO des alten Palastes und ist 2,40 m hoch. Vgl. Annual of the British School at Athens X (1903—04), Fig. 3 S. 12.[1]

Aufgesetzte plastische Ornamente, Zickzacks, parallele horizontale Bänder und Strickmuster trägt eine Klasse der altzyprischen Keramik, namentlich Amphoren und Flaschen; vgl. Catalogue of Vases in the British Museum I, 2, C 35—43, S. 5 f. Auch die ältesten Pithoi in Troja waren teilweise mit plastischen Ornamenten wie Wellenlinien und Horizontalbändern versehen; vgl. Schmidt bei Dörpfeld, Troja und Ilion I, S. 315. Für Melos vgl. Phylakopi, Taf. XXXIV, 12—14.

Auch in der altbronzezeitlichen Keramik Palästinas ist das plastische Strickornament zur Verzierung der Amphoren sehr beliebt.[2] Bald ist es die wirkliche, plastische Nachbildung eines Strickes, bald sind es durch Fingereindrücke oder regelmäßige, schräge Kerben gegliederte Tonbänder, welche meist um die Schulter des Gefäßes gelegt werden. Ein Beispiel aus Geser ist Gezer III, Taf. XX, 9;[3] aus Tell eṣ-Ṣāfije: Bliss-Macalister, Excavations, Taf. 23, 1 (Fig. 44 g); Taf. 25, 4 u. 5 (Fig. 44 b); ein Fragment aus Jericho vgl. Jericho D 1, Abb. 80 S. 100; aus Tell el-Ḥesī vgl. Bliss, A Mound of many Cities, Taf. III, Fig. 92 (Vincent, Canaan, Fig. 194 c).

[1] Vgl. oben S. 236. Vgl. auch René Dussaud, Les civilisations prehelléniques,[2] Fig. 5 S. 44, Pithos des ersten Palastes von Phaestos.

[2] Vgl. Macalister, Gezer II, S. 135 u. 147 f.

[3] Vgl. Gezer I, S. 92.

Ähnlich wie die kretischen Pithoi und die ägyptischen Vorratsgefäße tragen manche altkanaanäische Amphoren auf der Schulter und um den Leib ein Stück über dem Boden plastische, durch Fingereindrücke oder Kerben gegliederte Tonrippen; vgl. Gezer II, Fig. 307; Jericho Blatt 20, Fig. A 2 a und b; Tell Ta'annek Fig. 109 S. 79, ein 1,02 m hoher Pithos.

Das um die Schulter oder um den Rand des Gefäßes gelegte plastische Strickornament ist bald ein einfaches Tonband mit schrägen, vgl. Gezer III, Taf. LC, 9, 11, 12; Bliss-Macalister, Excavations, Taf. 28, 19 (Fig. 53 a), oder vertikalen Einschnitten, vgl. Gezer III,

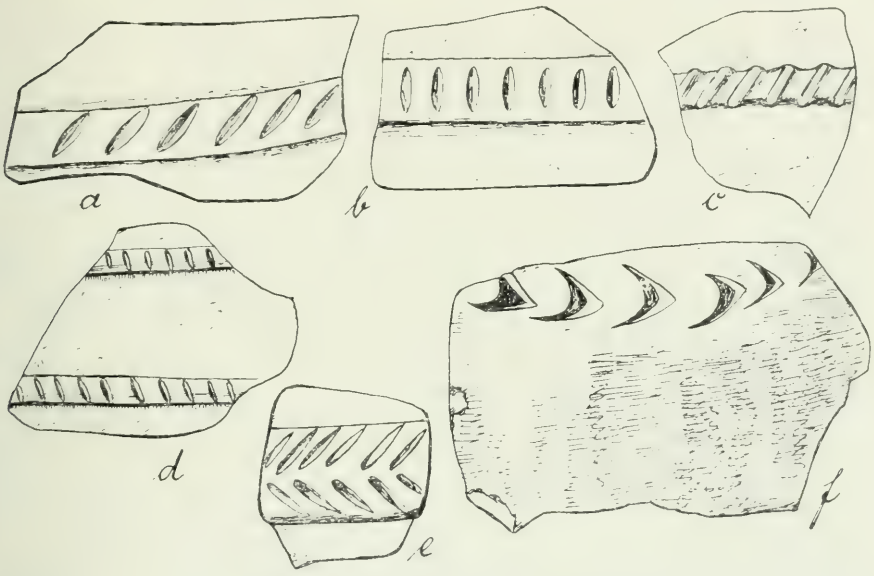



Fig. 53. a—d nach Bliss-Macalister, Excavations in Palestine Taf. 26, 19, 4, 13, 6; e nach Macalister, Gezer III, Taf. 150, 17; f nach H[ugues] V[incent], Jérusalem sous terre, Taf. 7, 4.

Taf. CL, 10; Bliss-Macalister, Excavations, Taf. 28, 4 (Fig. 53 b); bald trägt es das Grätenmuster, vgl. Gezer III, Taf. CXLVII, 17; Taf. CXLVIII, 16; Taf. CL, 14, 17 (Fig. 53 e); Bliss-Macalister, Excavations, Taf. 28, 2. Bald sind es zwei parallele Bänder, vgl. Bliss-Macalister, Excavations, Taf. 28, 1, 6 (Fig. 53 d); oder es finden sich anstatt der Einschnitte plastische Rippen, vgl. Bliss-Macalister, Excavations, Taf. 28, 13 (Fig. 53 c), 15, 17. Das Fragment RB 1912 Taf. VIII, 8 aus Jerusalem (= Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. VII, 8) zeigt ein Tonband mit Fingereindrücken. Später ging der ursprüngliche Charakter des Strickornaments ganz verloren; es nahm mehr oder minder phantastische Formen an;

vgl. Bliss-Macalister, Excavations, Taf. 28, 8, 11, 12, 17; Gezer III, Taf. CXLVIII, 24; Taf. CL, 15, 16, 18, 19, 20.

Anstatt die Verschnürung der Gefäße und die um dieselben gelegten Tragstricke plastisch darzustellen, konnte man sie auch durch Einschnitte nachahmen. Eine Netzverschnürung ist auf diese Weise auf dem Gefäße Dörpfeld, Troja und Ilion, Beilage 38, VI nachgebildet; ein ähnliches auf der Pyxis Ohnefalsch-Richter, Kypros, Taf. XXXV, 1; vgl. Taf. CXLIX, 1. Der Abdruck eines Strickes im feuchten Ton ergibt eine dichte Reihe schräger Eindrücke oder das Grätenmuster. Nach diesem Vorbilde brachte man das Strickmuster auf der Schulter der Gefäße oder unter dem Rande durch umlaufende Reihen schräger Einschnitte an; vgl. Gezer III, Taf. CL, 1, 2, 4, 5; RB 1912 Taf. XIII, 6 aus Jerusalem. Oft finden sich parallele Reihen solcher Einschnitte, vgl. Gezer III, Taf. CL, 7, das Grätenmuster, vgl. Gezer III, Taf. CL, 6; Jericho C 1 u. 2 S. 99; E 15 S. 102, oder mehrfache Reihen von Einschnitten, Gezer III, Taf. CL, 3, 8. Zwei Scherben vom Ophelhügel in Jerusalem tragen eine Reihe von schwalbenschwanzförmigen Eindrücken, welche Vincent empreintes à la pointe de roseau nennt; vgl. RB 1912 Taf. XIII, 4, 7 = Jérusalem sous terre Taf. VII, 4, 7 (Fig. 53 f). Mit einem eingeritzten Zickzackband ist Jericho F 4 S. 102 dekoriert.

Die primitivste und älteste Art des Ritzornamentes zeigt eine Scherbe aus Jerusalem, vgl. RB 1912, Taf. XIII, 2. Sie trägt auf der Oberfläche längliche, unregelmäßig angeordnete Einschnitte, die mit einer Silexspitze hervorgebracht zu sein scheinen. Ähnlich sind die Scherben Gezer III, Taf. CXLIV, 9, 10, 11 und das sehr alte Stück aus den untersten Schichten von Phaestos, welches A. Mosso, Monumenti antichi XIX, Fig. 13 Sp. 159 abbildet. Die Einschnitte sind hier mit den Nägeln vom Daumen und Zeigefinger gemacht, so daß sie im Winkel von etwa 70° zueinander stehen.

Mit Vorliebe trägt die Lippe der Gefäße und die Oberseite der Henkel eingeritzte Verzierungen. Mit schrägen Einschnitten ist die Lippe versehen Gezer III, Taf. XXII, 8; XXVIII, 12; CXLVIII, 15; CXLIX, 7; CL, 9. Punkte auf der Lippe trägt Gezer III, Taf. CXLVII, 23. Der Rand der Leistenhenkel ist oft mit Einschnitten verziert, wie wir bereits gesehen haben; vgl. Gezer III, Taf. CXLVIII, 11. Punkte auf der Oberseite haben die Leistenhenkel Gezer III, Taf. XVI, 8; CXLIX, 2.

Die Bandhenkel tragen auf der Oberseite häufig eingeritzte Flechtmuster in Nachahmung der alten, angeflochtenen Henkel. Das Grätenmuster trägt ein Schnurösenhenkel von den Quellen des Nahr el-Kelb; vgl. Anthropos V (1910) Taf. IV, 4 zu S. 150. Für Fischgrätenmuster auf Bandhenkeln vgl. Gezer III, Taf. XVI, 9; CXLIX, 7;

CL, 21; für Reihen horizontaler Einschnitte Gezer III, Taf. XXII, 16; für schräge oder vertikale Einschnitte Gezer III, Taf. XXII, 17; CXLVII, 16; CXLVIII, 1, 6, 20; CXLIX, 8. Beliebt sind auch Punktreihen auf den Henkeln oder an ihrer Basis, z. B. Gezer III, Taf. XIX, 9; XXII, 18; XXVIII, 16; CXLVIII, 17, 18; CXLIX, 15.

Eine neolithische Scherbe von den Quellen des Nahr el-Kelb, das Randfragment eines kleinen, napfartigen Gefäßes, Anthropos V (1910) Taf. IV, 2, trägt ein Stück unter dem Rande das Grätenmuster umlaufend eingeritzt, flankiert von je drei parallelen Linien.

Schüsseln mit geraden Seiten haben in Geser, wenn sie der Gruppe der cream-ware Macalisters angehören,[1] meist innen am Rande das Wolfszahnornament eingeschnitten; vgl. Gezer III, Taf. CXLI, 1, 12.

Eine Hydria aus Jericho, Blatt 21, C 1, trägt nach Watzinger um den unteren Teil des Körpers sieben eingravierte, unregelmäßig umgelegte Schnüre und um die Schulter eine Reihe schräger Eindrücke. Damit haben wir in Jericho ein vereinzeltes Beispiel der im Norden am Ende der neolithischen Zeit weit verbreiteten Schnurkeramik, welche dort eine besondere Kultur repräsentiert. Ihr Fundgebiet liegt nördlich von der Donau, von der Schweiz bis zum Westen Rußlands, ohne die Donau zu erreichen.[2] Watzinger hat Jericho S. 104 bereits auf die Bedeutung des Vorkommens der Schnurornamentik in Jericho weit vom schnurkeramischen Kulturkreise aufmerksam gemacht. Diese Verzierungsweise ist dem Gebiet des Ägäischen Meeres völlig fremd, abgesehen von einigen Beziehungen, die zwischen der Keramik von Troja II und der nordischen Schnurkeramik bestehen.[3]

Eingeritzte, umgelegte Schnüre trägt, in analoger Weise wie die Hydria aus Jericho, das Gefäß Abydos III, Taf. XXXV, 66 aus Ägypten.[4] Damit wären auch Beziehungen zu Ägypten angedeutet.

Einen altkanaanäischen Krug mit Ritzornament aus der archäologischen Sammlung des Sionsklosters in Jerusalem publizierte P. H. Hänsler, Das hl. Land 1912, S. 153 Fig. 3. Er trägt vertikale, von der Schulter bis zum Boden eingeritzte Linien.

Trotz dieser Beispiele für das Auftreten des Ritzornamentes in der altbronzezeitlichen Keramik Palästinas muß man sagen, daß das Material noch recht spärlich ist. Die Tiefornamentik hat in der

[1] Vgl. Gezer II, S. 150.

[2] Vgl. Schliz, Der schnurkeramische Kulturkreis, ZE 1906, S. 312. M. Hoernes, Kultur der Urzeit I, S. 130.

[3] Vgl. H. Schmidt, Troja und Ilion I, S. 274.

[4] E. R. Ayrton, C. T. Currelly and A. E. P. Weigall, Abydos III, 1904, London 1904.

altkanaanäischen Töpferei nur eine verhältnismäßig geringe Rolle gespielt. Das eingeritzte Ornament tritt selten selbständig auf, sondern meist als Strickmuster auf der Schulter der Gefäße und als Verzierung von Rand, Lippe und Henkel. Dadurch steht die altkanaanäische Keramik in einem gewissen Gegensatze zur neolithischen und altbronzezeitlichen Keramik des Ägäischen Meeres, namentlich Kretas und Zyperns, wo das eingeritzte Ornament mit Vorliebe verwendet wurde. Da jedoch in der ältesten Keramik Ägyptens die Tiefornamentik vollständig fehlt und erst später durch fremden Einfluß eingeführt wurde, steht auch hier die altbronzezeitliche Keramik Palästinas derjenigen des Ägäischen Meeres näher als der ägyptischen. Sie bildet aber eine selbständige Gruppe.

Die wichtigste Fabrik für die eingeritzte neolithische Ware auf Kreta war in Knossos.[1] Im zweiten Meter über dem jungfräulichen Boden beginnen in der neolithischen Schuttschicht die Scherben mit eingeritzter Ornamentik auf schwarzem, poliertem Grunde. In den höheren Schichten wird die Zahl dieser Scherben immer häufiger, beträgt jedoch auch im fünften Meter nur 2—3%. Vom fünften Meter ab sind die Einschnitte mit einer weißen Masse gefüllt, so daß helle, geometrische Muster auf dunklem Grunde entstehen. Die Ornamente sind elegant gezeichnet und bestehen nur aus geraden Linien. Es sind Punktreihen, parallele Bänder, Zickzackbänder auf punktiertem Untergrunde oder punktierte Bänder auf schwarzem Grunde, eckig gebrochene Bänder und schraffierte Dreiecke; vgl. Journal Hell. Stud. XXIII, Taf. IV, 15—31 und S. 158 ff. In den oberen neolithischen Schichten treten noch Pflanzenmotive dazu. Aus dieser eingeritzten Ornamentik mit weißer Inkrustation auf schwarzem Grunde entwickelte sich in der Folge das helle gemalte Ornament auf dunklem Grunde, welches in der mittelminoischen Periode Kretas blühte.

In Phaestos ist das Ritzornament in der neolithischen und frühminoischen Zeit nicht selten.[2] Gebogene Linien fehlen hier, wie in Knossos, ganz; häufig sind Parallelen und Zickzacks; vgl. A. Mosso, Monumenti antichi XIX, Fig. 17 A und B, Sp. 161/62; Fig. 36, Sp. 177/78. Die Farbe des Untergrundes ist glänzend schwarz und gelbbraun; die Einschnitte sind mit weißer Masse gefüllt. Fig. 37 A und B zeigt eingeprägte und eingeritzte geometrische Ornamente, wie sie sich auch in der Tholos von Haghia Triada gefunden haben; vgl. Halbherr, Mem. Istituto Lombardo, XXI (1900), Taf. IX, 21.

[1] Vgl. D. Mackenzie, The Journal of Hellenic Studies XXIII (1903) S. 158 ff.
[2] Vgl. A. Mosso, Monumenti antichi XIX, Sp. 177 ff.

In Cephala auf Kreta fanden Hogarth und Welch neolithische Keramik mit eingeritzten und mit Weiß gefüllten Mustern auf dunklem Grunde; es sind Dreieckreihen, Zickzacks und das Palmenblatt; vgl. Monumenti antichi XIX, Fig. 41 Sp. 193/94 und Journal Hell. Stud. XXI (1901) S. 78. Unter der Keramik der neolithischen Ansiedlung von Magasà bei Palaikastro auf Kreta kamen vier Scherben mit Ritzornamenten zutage, zwei mit eingestochenen Punkten und zwei mit Linien; vgl. Annual of the British School at Athens XI (1904—05), S. 264 und Taf. VIII, 24—26. In Vasiliki gab es in frühminoischer Zeit ebenfalls eingeritzte Ware, jedoch ohne weiße Füllung; vgl. Gournia, S. 49 ff. Primitive, eingeritzte Ware lieferte auch die neolithische Siedlung in der Grotte von Miamù auf Kreta; vgl. L'Anthropologie IX (1898), S. 452 Fig. 8 u. 9.

Diese altkretische, neolithische Ware mit eingeritzter, geometrischer Ornamentik und weißer Inkrustation auf dunklem bis schwarzem poliertem Grunde weist nun einerseits nahe Beziehungen zu ähnlicher Keramik im prähistorischen Ägypten und anderseits zum neolithischen Kulturkreise der Bandkeramik im Donaugebiet auf.

In prähistorischen Gräbern Ägyptens fand sich eine glänzend schwarze, polierte Keramik mit tiefen, mit Weiß gefüllten, eingeschnittenen Ornamenten, die deutlich dem Korbflechtstil entstammen. Diese Ware ist ganz unägyptisch und unter der Masse der sonstigen Erzeugnisse selten. Fl. Petrie nannte sie „black incised pottery" und wies bereits auf die ganz ähnliche Keramik von Butmir in Bosnien aus dem Beginn der Metallzeit hin; vgl. Naqada and Ballas, S. 38 und Taf. XXX; Diospolis parva, Taf. XIV; El Amrah and Abydos Taf. XV.[1] Diese Keramik ist mit der ältesten geritzten Ware von Knossos sehr ähnlich, aber nicht identisch.[2]

Noch enger sind zweifellos die Beziehungen zwischen der geritzten Ware von Knossos und den Erzeugnissen der donauländischen Bandkeramik.[3] In der Linienbandkeramik des unteren Donaugebietes entstanden nach A. Schliz die eingeritzten, das Gefäß in der Mitte des Bauches umgebenden bandartigen Muster aus der Verschnürung der Gefäße.[4] Diese bestand aus horizontalen Tragringen um Hals und Bauch und schrägen Verspannungen zwischen beiden.[5] Ahmte man die Verschnürung mit Halsring, Bauchring und schräger Ver-

[1] Vgl. auch die von der prähistorischen etwas abweichende Ware Kahun, Taf. XXVIII, 199—202; Tell el Yahudiyeh, Taf. XIX, 15—17.

[2] Vgl. D. Mackenzie, Journal of Hell. Stud. XXIII (1903), S. 163.

[3] Vgl. H. Schmidt, ZE 1904, S. 652 ff.

[4] Prähistorische Zeitschr. II (1910), S. 131.

[5] Vgl. Schuchhardt, Präh. Zeitschr. I (1909), Taf. XII, 2, 3.

bindung durch Einschnitte nach, so erhielt man das Zickzackband, welches das Gefäß in der Mitte umgab. Dieses Ornament wurde nun weiter entwickelt, indem man die Zickzackzwickel durch Striche und Stichgruppen oder durch Füllornamente ausfüllte. Die Bänder ihrerseits wurden durch Parallellinien hervorgehoben und mannigfach gegliedert. Diese Ornamente wurden nun durch weiße Inkrustierung der Vertiefungen gehoben, wodurch sie auf dem dunklen, meist schwarz polierten Grunde sich scharf als wirkungsvolle Zeichnung abhoben. Auf dieser steifen, geometrischen Stufe, die wohl keine gebogenen Linien und Spiralen kennt, steht nach Schliz die frühneolithische Keramik des unteren Donaugebietes mit den Fundorten Tordos, Jablanica und z. T. noch Butmir, welches jedoch schon einer entwickelteren Stufe angehört,[1] und die geritzte neolithische Keramik von Knossos und Phaestos. Vgl. z. B. auch die Scherben aus Knossos, Journal of Hell. Stud. XXIII, Taf. IV, 15—21 mit den Funden aus Vinča in Serbien, Präh. Zeitschr. II, Taf. XIV, a—c. Die Hauptformen sind Zickzackbänder, Rautenreihen, Dreieckreihen und Mäander. Diese Motive sind über das ganze Gebiet der Bandkeramik verbreitet und finden sich in Butmir ebenso wie in Südwestdeutschland.[2]

Auch in Troja I (Ende der neolithischen Zeit) ist diese Keramik mit einfachen, weiß ausgefüllten Tiefornamenten vertreten; vgl. Troja und Ilion I, S. 251 f. und Fig. 118. Die geometrischen Ornamente bestehen entweder aus Strichgruppen, Winkeln, einfachen Zickzacklinien, oder aus Rautenreihen, Dreieckreihen, Zickzackbändern mit schraffierten Zwickeln und Wellenlinien. Im ganzen sind diese Motive etwas fortgeschrittener als die in Knossos, da schon Wellenbänder vorkommen. Eingestochene Punkte finden sich in Troja nur vereinzelt.

Die älteste Keramik Zyperns am Beginn der Kupferbronzezeit verwendet das eingeritzte, geometrische Ornament auf hochpoliertem, rotem Grunde mit Vorliebe. Die Einritzungen sind mit weißer Masse gefüllt. Die Ornamente bestehen aus Zickzackbändern, Wellenlinien, schraffierten oder konzentrischen Rauten, konzentrischen Kreisen und Netzwerk.[3] Die Hauptfundorte dieser Ware sind Alambra und Haghia Paraskevi. Gute Beispiele s. in Louis Di Cesnola, A descriptive Atlas of the Cesnola Collection, Taf. LXXXIII, 746; LXXXIV, 751, 752; XCIV, 809; XCIX, 846.

Magda Ohnefalsch-Richter berichtet, wie die glänzend rote zyprische Keramik mit eingeritzten geometrischen Ornamenten

[1] Vgl. A. Schliz, Präh. Zeitschr. II, S. 132 u. Abb. 22.
[2] Vgl. A. Schliz, ZE 1906, S. 226 f.
[3] Vgl. Catalogue of Vases in the Brit. Mus. I, 2, S. XII und C. 44—99.

wahrscheinlich aus dem Kürbisgefäß hervorgegangen ist.[1] Kürbisgefäße spielen auch heute noch als Wasser- und Weinflaschen, Pulverhörner, Vorratsgefäße, Trichter und Schöpfkellen auf Zypern eine große Rolle. Die unreif abgenommenen Kürbisse werden mit Hilfe eines Messers oder Nagels mit geometrischen Mustern versehen, die denen der ältesten Keramik sehr ähnlich sind. In die Einschnitte reibt man Schießpulver oder mit Öl versetzten Ruß, wodurch schwarze Zeichnungen auf hellem Grunde entstehen. Allmählich wird das Gefäß durch den Gebrauch dunkelrot; in den eingeschnittenen Linien setzt sich Kalkstaub fest, so daß die Ornamente mit der Zeit als weiße Muster auf dunkelrotem Grunde erscheinen. Die alte, handpolierte, rote Ware mit weiß inkrustierten Tiefornamenten wäre dann weiter nichts als die Nachbildung der geritzten Kürbisgefäße.

Manchmal jedoch ist die geritzte geometrische Dekoration der altzyprischen Keramik direkte Nachahmung von Flechtmustern, wie besonders das Beispiel Descriptive Atlas of the Cesnola Cellection, Taf. XCIX, 846 zeigt. Tragnetze und Verschnürungen, worin man die henkellosen Kürbisgefäße trug, bildeten hier wie bei der Bandkeramik das Vorbild für das Ritzornament. Vgl. Catalogue of Vases in the Brit. Mus. I, 2, C 76, 80, 83.

Das geritzte und mit Weiß gefüllte Ornament fehlte auch nicht in der ältesten Keramik der Kykladen. In Phylakopi auf Melos sind einfache, geometrische Ornamente in die glänzende, aber nicht polierte, rote, braune oder schwarze Oberfläche der Gefäße eingeschnitten; vgl. Phylakopi S. 87 f. und Taf. IV, V. Diese Keramik kommt gleichzeitig mit der gemalten geometrischen Dekoration vor.

So sehen wir also diese Tiefornamentik mit weißer Inkrustation und einfachen, bandartig das Gefäß umziehenden Ornamenten vom Donaugebiet angefangen im Kulturkreise des Ägäischen Meeres bis nach Ägypten hin in der neolithischen Zeit bis teilweise in die Bronzezeit hinein in Übung. In der ägyptischen Keramik ist diese Gruppe ganz fremdartig und als Import zu betrachten. Wie diese Beziehungen zwischen Kreta (Knossos), Ägypten und dem unteren Donaugebiet historisch aufzufassen sind, ist noch ungewiß, zumal die chronologischen Verhältnisse noch nicht geklärt sind. Im Gebiet des Ägäischen Meeres wird, wie wir sehen werden, die geritzte Dekoration überall vom Beginn der Kupferbronzezeit an, in Phaestos schon am Ende der neolithischen Zeit, durch das gemalte, geometrische Ornament ersetzt. Nur auf Zypern geschah dies erst später.

Es ist bemerkenswert, daß die geritzte, schwarze oder rote Ware mit weißer Inkrustation in Palästina unbekannt ist. Hier

[1] Griechische Sitten und Gebräuche auf Zypern, Berlin 1913, S. 256 ff.

kommt, wie wir gesehen haben, die Tiefornamentik als natürlichste Verzierung der monochromen, ältesten Ware zwar vor, jedoch nicht in selbständiger Gestalt als ornamentales System. Nur Lippe, Rand und Henkel werden gern durch einfachste geometrische, eingeritzte oder eingeschnittene Muster verziert. Die Schulter großer Amphoren trägt mit Vorliebe das Grätenmuster oder Reihen schräger Einkerbungen in Nachahmung des plastischen Strickornamentes. Die Gefäßoberfläche als solche bleibt undekoriert. Die weiße Füllung der Linien fehlt vollständig.

Eine Ausnahme macht m. W. bisher nur der zweihenkelige Krug, Das hl. Land 1912, S. 153 Fig. III aus der Nekropole von Jebrūd in Judäa vom Beginn der Bronzezeit, welcher mit vertikalen, eingeritzten Linien von der Schulter bis zur Basis versehen ist. Hier liegt die Tendenz vor, die ganze Gefäßoberfläche mit dem Ornament zu überziehen. Vielleicht deutet dieses Beispiel im Verein mit neolithischen Scherben von den Quellen des Nahr el-Kelb, Anthropos V, Taf. IV zu S. 150, darauf hin, daß in rein neolithischer Zeit die Tiefornamentik in der palästinischen und phönizischen Keramik noch eine größere Rolle spielte als zu Beginn der Bronzezeit.

4. Das gemalte Ornament. Wie es scheint, tritt in Palästina das mit einer beständigen Mattfarbe aufgemalte Ornament am Beginn der Kupfer-Bronzezeit auf.[1] Es ist höchst einfacher, linearer Natur. Der Töpfer begnügt sich, die Gefäße mit vertikalen, unregelmäßigen Linien vom Rande oder von der Schulter bis zum Boden zu versehen. Man kann diese Linien als Tropflinien bezeichnen. Krüge und Näpfe tragen gerne ein Farbband um den Rand. Wurde die Farbe zu reichlich aufgetragen, so floß sie in unregelmäßigen Linien über das Gefäß herab. Die senkrechten Farbstreifen der ältesten bemalten Gefäße wären nach Macalister, Gezer II, S. 135, nur die Nachahmung dieser Tropflinien. In der Tat tragen Näpfe und Schalen vielfach vom Rande ab unregelmäßige, vertikale Farbstreifen wie Gezer III, Taf. XXII, 5 (Fig. 50 k); XXIII, 1.

Betrachtet man jedoch die gemalte Ornamentik der altkanaanäischen Keramik in ihrem ganzen Umfange, so hält diese mechanische Erklärung nicht stand. Vielmehr ist das gemalte geometrische Ornament ebenso wie das geritzte hauptsächlich aus zwei natürlichen Vorbildern hervorgegangen. Als Vorbild dienten einmal die bunten, vielfarbigen, geflochtenen Matten und Gefäße; diese bildete man in Ton mit farbiger Bemalung nach, genau so wie man in der Ritzornamentik den Korbflechtstil als Muster nahm. Die Schüsseln und Schalen mit farbiger Dekoration auf der Innenseite, wie Gezer II,

[1] Vgl. Macalister, Gezer II, S. 135, 150 f. Vincent, Canaan S. 318 ff.

Fig. 317, 1, 4; Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. IX, 4 (Fig. 50 i) sind so entstanden. Oder man nahm die Verschnürung der henkellosen Tongefäße und die Tragnetze als dekoratives Motiv und ahmte sie durch eingeschnittene Muster oder durch farbige geometrische Zeichnung nach. So entstand an der unteren Donau die Bandkeramik mit ihren eingeritzten Zickzackbändern. In Palästina und vielfach im Ägäischen Meere hat man dagegen Verschnürung und Tragnetze der henkellosen Gefäße des Kürbisstils in Farbe nachgebildet. Dieser Ursprung der einfachen, geometrischen, gemalten Ornamentik der altkanaanäischen Keramik ist selbst in ihrer höchsten Ausbildung noch aufs deutlichste zu erkennen.

Wie solche Tragnetze und Umflechtungen aussehen, zeigt C. Schuchhardt, Präh. Zeitschr. I, Taf. XII, 2, 3 (Straußenei) und 6 (Flaschenkürbis). Große Krüge trug man ganz in einem Netz, dessen Maschen den Körper des Gefäßes umgaben. Kleinere Gefäße erhielten horizontale Tragringe um Hals und Bauch und zwischen ihnen schräge Verspannungen oder Netzmaschen dreieckiger (vgl. Präh. Zeitschr. I, Taf. XII, 2) oder rautenförmiger (Taf. XII, 3) Gestalt. Am Halse des Gefäßes wurden am Tragringe ein oder zwei Lederriemen als Aufhänger befestigt. An dieser Stelle entstanden später die Schnurösenhenkel.

Wir betrachten also die vertikalen, ziegelroten oder dunkelroten Farbstreifen, welche den Körper vieler Gefäße dekorieren, als einfachste Nachahmung der Tragstricke oder der Verschnürung. Beispiele sind Gezer III, Taf. CXL, 1; XVIII, 25 (schwarze Linien); XXII, 5 (Fig. 50 k); XXIII, 1; XXXII, 1 eine sehr alte Amphora (Fig. 46 b) mit Leistenhenkeln und sich teilweise schneidenden, vertikalen Linien in dunklem Indischrot, welche direkt auf die Oberfläche aufgetragen sind;[1] ähnlich mit Gruppen roter, vertikaler Linien verziert ist die Amphora Gezer I, Fig. 26 S. 80 aus der Troglodytenhöhle 6 I. Vgl. ferner Gezer III, Taf. XLIV, 2; CXLVIII, 7 (Fig. 47 e), 21, letzteres eine Miniaturamphora; Taf. CXLV, 9; und den Napf Gezer I, Fig. 31 S. 91.

Zur Dekoration mit vertikalen, farbigen Linien in Jericho vgl. D 2, das Fragment eines henkellosen Pithos mit orangegelben Streifen von der Mündung zum Fuß; D 4, Napf mit rotbraunen senkrechten Streifen.[2] Aus Jerusalem vgl. RB 1912 Taf. XVI, 2 (Fig. 48 d) mit indischroten Streifen auf mattweißer Engobe.[3]

Ebenso häufig wie vertikale rote Linien ist die Dekoration mit schrägen, sich kreuzenden roten Linien, welche ein Netzmuster mit

[1] Vgl. Gezer I, S. 129 f.
[2] Vgl. Jericho S. 100.
[3] RB 1912, S. 544.

großen Maschen bilden. Ein solches Netz tragen die sehr alten Amphoren Gezer II, Fig. 302 (Fig. 41) und Fig. 303 b (Fig. 42 b) aus Höhle 19 I; ferner das Exemplar Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, Taf. 25, 5 (Fig. 44 b), dunkelrotes, unregelmäßiges Netzwerk. In Jericho sind zwei Fragmente von Amphoren mit Leistenhenkeln ans Licht gekommen, welche mit rotbraunen sich kreuzenden Streifen bemalt sind; vgl. Jericho S. 100 D 3, Abb. 81 u. 82.

Mit Vorliebe tragen die kleinen Amphoriskoi Netzmuster aus schrägen, sich kreuzenden, rotbraunen Streifen als Dekoration. Derartig dekoriert sind die sieben primitiven Flaschen Gezer I Fig. 37 aus Höhle 19 I.[1] Dieselbe Verzierung in Dunkelrot zeigt das Exemplar Gezer III, Taf. XXVIII, 4; CXLIII, 6 (Fig. 47 f.) und Jericho D 5, Abb. 83 S. 100. Im letzteren Falle ist die Farbe nach Watzinger matt grünbraun. Dagegen zeigt Gezer III, Taf. LXXIX, 21 aus Grab 42 neben den roten Netzmaschen auch den Hals rot gefärbt.

Die kleine Amphora Fig. 47 d aus Jebrūd in Judäa[2] besitzt auf gelblichem Grunde eine einfache Bemalung in braunroter Farbe, welche deutlich eine Verschnürung nachahmt. Hals und Bauch tragen mehrere horizontale Tragringe, zwischen welchen Gruppen schräger Linien gespannt sind. Die Zwischenräume sind durch Wellenlinien ausgefüllt. Ganz ähnlich dekoriert sind die schönen Amphoriskoi aus dem altkanaanäischen Grabe Nr. 3 am Ophel in Jerusalem, welche durch die Parkerschen Ausgrabungen zutage gefördert worden sind; vgl. Vincent, Jérusalem sous terre; Taf. X, 1–4 = RB 1912 Taf. XVI, 4, 5, 6 (Fig. 48 a u. b). Drei Exemplare haben zwei Schnurösen auf der Schulter, das vierte ist henkellos. Schulter und Bauch tragen mehrere horizontale Ringe, zwischen welchen Zonen schräger Linien ausgespannt sind, die sich im spitzen Winkel treffen. Die Farbe ist dunkelrot bis hellrot auf rosafarbener Engobe. Das Exemplar RB 1912, Taf. XVI, 4 = Jérusalem, Taf. X, 1 (Fig. 48 a) zeigt dieselben Wellenlinien als Füllung wie Fig. 47 d. Genau dasselbe Ornament trägt die kleine Amphore Gezer II, Fig. 317, 2 in dunklem Indischrot, nach Macalister auf der Innenseite, und das Fragment Fig. 317, 3;[3] ferner das Exemplar Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. IX, 3 auf cremefarbenem Grunde in dunkelroter bis schwärzlicher Farbe (Fig. 48 c). Sehr schön zeigt die aufgemalte Verschnürung der Topf Jérusalem sous terre, Taf. IX, 5 und 5bis = RB 1912, Taf. XVI, 1. Auf hellgelber bis rötlicher Engobe hat das Gefäß am Hals und Bauch vier bezw. drei horizontale Tragbänder, zwischen welchen Zonen von Netzwerk ausgespannt sind, welche

[1] Vgl. Gezer I, S. 107 f.
[2] Vgl. Das hl. Land 1912, Fig. 4 S. 153.
[3] Vgl. Gezer II, S. 155.

sich im spitzen Winkel schneiden. Die Handgriffe an den Seiten sind ebenfalls in dieser Weise bemalt; die Lippe trägt einen roten Streifen.[1] Ein Zwillingsgefäß aus Jerusalem in Form zweier zusammengekoppelter Amphoriskoi ist auf rosa Überzug mit dunkelroten schrägen Streifen und Netzwerk bemalt. Der Hals des einen Gefäßes ist ebenfalls dunkelrot dekoriert; vgl. Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. IX, 2 = RB 1912, Taf. XV, 3w. Ein Kännchen mit einem Netz schräger, sich kreuzender Linien in braungrüner Farbe ist Jericho D 6, S. 100.

Einige Schüsseln aus Jerusalem und Geser tragen auf der Innenseite eine nahezu identische Bemalung, welche geflochtene Näpfe nachahmt. Ein gut erhaltenes Exemplar stammt aus der Bestattungsschicht des Krematoriums in Geser; vgl. Bd. II, Fig. 317, 1; Fig. 317, 4 ist ein gleichartiges Fragment. Die Innenseite zeigt in dunklem Indischrot Netzwerk, welches den Boden bedeckt. Dieses umgeben konzentrische Bänder, von welchen nach dem Rande in verschiedener Richtung Zonen radialer Linien ausstrahlen. Ein ähnliches Fragment mit Bemalung auf der Innenseite ist noch Gezer III, Taf. CXLV, 17. Fast identisch mit diesen Schüsseln aus Geser sind die in Jerusalem am Ophel in altkanaanäischen Bestattungen gefundenen Exemplare Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. IX, 4 = RB 1912, Taf. XVI, 3 (Fig. 50 i) und Taf. VIII, 4 = RB 1912, Taf. XIV, 4 und XV, 3, 4. Ihre Dekoration ist gleich, nur mit dem Unterschiede, daß bei Taf. VIII, 4 der Boden anstatt der Netzlinien Wellenlinien trägt. Taf. IX, 4 (Fig. 50 i) hat dunkelrotbraune Bemalung auf cremefarbenem Grunde, der teilweise ins Rosa spielt; VIII, 4 ist braun dekoriert.[2]

Einen ganz anderen Stil zeigt die Jerusalemer Schüssel Jérusalem sous terre, Taf. XI, 1 = RB 1912, Fig. 17 S. 544. Sie ist innen mit einem glänzend schwarzen Überzug bemalt und trägt außen um den Rand ebenfalls einen matten, schwarzen Streifen; die Außenseite ist dunkelorange. Trotz der Analogie mit ägyptischen prähistorischen Erzeugnissen ähnlicher Dekoration werden wir dieses Gefäß als gut kanaanäisch ansehen müssen.[3] Scherben einer zweiten roten Schüssel mit schwarzem Rande sind unweit der ersten gefunden worden.[4]

Eine besondere Gruppe in der altkanaanäischen bemalten Keramik bilden die Gefäße der sog. cream-ware aus Geser, welche Macalister seiner first semitic period zuweist.[5] Sie sind von feiner Arbeit, mit einem cremefarbenen Überzug versehen und mit dunkel-

[1] Vgl. RB 1912, S. 544.
[2] Vgl. oben S. 249.
[3] Vgl. oben S. 249 f.
[4] Vgl. RB 1912, S. 544 f.
[5] Vgl. Gezer II, S. 137.

braunroter Farbe bemalt. Schüsseln und Schalen tragen gern ein breites Band von dieser Farbe außen um den Rand; vgl. Gezer III, Taf. CXLI, 2, 3 (Fig. 50 m), 4, 9 (Fig. 50 b), 10 (Fig. 50 c); ebenso dekoriert ist der Napf Gezer III, Taf. CXLV, 13. Die schlanken Becher mit massivem Fuß Gezer III, Taf. CXLIII, 1 u. 2, welche nach Macalister in der ersten semitischen Periode sehr häufig sind, tragen als Verzierung außen einen roten Streifen um den Rand; manchmal, wie Fig. CXLIII, 2, ist der ganze obere Teil des Gefäßes rot gefärbt.[1]

Eine für die altkanaanäische Keramik ungewöhnlich reiche, farbige Dekoration tragen bauchige, mit vier kleinen vertikalen Henkeln versehene Krüge wie Gezer III, Taf. CXLI, 5, welche ebenfalls der cream-ware angehören.[2] Die Henkel sind durch flügelähnliche, rote Flecke auf der Gefäßoberfläche hervorgehoben. Die Bemalung besteht sonst aus zwei Zonen paralleler, horizontaler Streifen um Schulter und Hals, zwischen welchen Dreiecke mit Netzwerk ausgespannt sind. Die Zwischenräume der Schulterstreifen sind dicht schraffiert.[3] Ganz ähnlich bemalt ist das Fragment Taf. CXLI, 13.

Eine besondere Gattung, die bisher in der altbronzezeitlichen Keramik Palästinas nicht beobachtet wurde, bilden Gefäße mit Mattmalerei und Politur in Jericho; vgl. Jericho, F 1—4 S. 102 und Blatt 21. Das Gefäß wird samt der Malerei glänzend poliert. Die Ornamente sind entweder in Mattfarbe aufgemalt oder auf dem roten Überzuge ausgespart. Sie bestehen aus horizontalen Farbstreifen, Dreieckreihen und Zickzackbändern. Watzinger hat Jericho S. 103 bereits darauf hingewiesen, daß sich dasselbe Verfahren, auf hellen Tongrund aufgemalte mattfarbige Ornamente zu polieren, in der neolithischen Keramik Thessaliens und Böotiens wiederfindet.[4]

Die primitivste Form des gemalten Ornaments war also in Palästina die rote Tropflinie. In den Troglodytenhöhlen Gesers sind zahlreiche Scherben mit dieser Dekoration gefunden worden; z. B. in Grotte 7 II zusammen mit Silexwerkzeugen: Gezer III, Taf. XLVIII; ebenso in Grotte 11 II, 16 I: Taf. XIX, 8 und in 28 II.[5] Einfache horizontale, rote Linien sind selten; vgl. Taf. XXII, 3. Zickzacklinien gehören einer fortgeschritteneren Entwicklung an; vgl. Taf. CXLV, 6. Die höchste Entwicklung des mattgemalten Ornamentes zeigen die herrlichen Amphoriskoi und Schüsseln aus Jerusalem (Fig. 48 a c; Fig. 50 i).

[1] Vgl. Gezer II, S. 142.
[2] Vgl. Gezer II, S. 139. [3] Vgl. Gezer II, S. 150 f.
[4] Vgl. Wace and Thompson, Prehistoric Thessaly S. 13 ff.
[5] Vgl. Gezer I, S. 123.

Die Malfarbe ist gewöhnlich ein mattes Rot, meist dunkles Ziegelrot oder Indischrot. Es kommen alle Schattierungen vom tiefsten Dunkelrot bis zu einem hellen Orange vor. Die Nüance hing von der verschiedenen Stärke des Brandes ab. Nach Macalister wurden die Farben auf flachen Steinplatten gemischt, von welchen Exemplare in den Troglodytenhöhlen in Geser gefunden wurden.[1] In Jericho kam eine Flasche mit Ocker in Pulverform gefüllt ans Licht.[2] Orange auf hellem Grunde ist verwandt Jericho D 2 S. 100; Jérusalem sous terre, Taf. XI, 1; ein mattes Schwarz Gezer III, Taf. XXIII, 4, 7; XLIV, 5, 6; Rot und Schwarz auf hellem Grunde Gezer III, Taf. XXXII, 8, 17, 18; CXLVI, 1—3. Eine Scherbe vom Ophel in Jerusalem trägt einen hellgelben, polierten Überzug, ein plastisches Strickornament und darüber einen violetten Streifen; vgl. Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. XI, 7. Charakteristisch für die spätere Entwicklung (first semitic period) in Geser ist die Art, das Gefäß mit horizontalen Farbbändern und Zickzacks zu bemalen, wobei Rot, Dunkelgrau und Mattweiß sich abwechseln; vgl. Taf. CXL, 4, 6; Taf. CXLVI, 1–3.[3]

Die Mattfarben wurden vor dem Brennen auf einen hellen, matten Tonüberzug der Gefäße, selten auf die nackte Gefäßwand, aufgetragen. Gewöhnlich ist der helle Überzug jedoch nicht beständig und erst nach dem Brennen des Gefäßes durch ein Bad erzeugt. So war es regelmäßig in Geser und in Jericho. Die durch die Malfarbe bereits gesättigten Poren nahmen den Überzug nicht an, so daß das gemalte Ornament rot oder braun auf hellem Grunde sich abhob.[4] Am gebräuchlichsten ist eine matte weiße oder cremefarbene Engobe, welche in Jerusalem manchmal ins Rosarote spielt. Manche Gefäße erhielten als einzige Dekoration diesen mattfarbenen weißen oder roten Überzug; vgl. z. B. Gezer III, Taf. XLIV, 1, ein kleiner Pithos mit seitlichen Griffen.

Neben der monochromen, glänzend polierten Ware hat die altbronzezeitliche Keramik Palästinas in den mattgemalten Erzeugnissen ihre höchste Entwicklung erreicht. Die glänzenden altkanaanäischen Serien aus Jerusalem halten den Vergleich mit den besten Erzeugnissen der altbronzezeitlichen Keramik des Ägäischen Meeres aus. Die, wie es scheint, ältere geritzte oder eingeschnittene Dekoration tritt daneben in der altkanaanäischen Keramik zurück.

In der vormykenischen Keramik des Ägäischen Meeres ist die gemalte Ornamentik seit dem Beginn der Kupfer-Bronzezeit

[1] Vgl. Gezer II, S. 135.
[2] Jericho, B 14 S. 99.
[3] Vgl. Gezer II, S. 151.
[4] Vgl. Gezer II, S. 135.

weit verbreitet. Wir haben gesehen, wie in den neolithischen Schichten von Knossos neben der handgemachten, polierten, monochromen, schwarzen Ware dieselbe Gattung mit eingeritzten und mit Weiß gefüllten geometrischen Ornamenten vorkommt. Seit dem Beginn der Kupferzeit wird die polierte, glänzende Oberfläche dieser Gefäße zuerst durch einen glanzlosen, schwarzen Überzug ersetzt, der sich schnell zu einem glänzenden Firnis entwickelt. Darauf malte man die ehemals eingeritzten Muster in Weiß oder Creme. Diese helle Malerei auf dunklem Grunde erreichte in Kreta ihre höchste Vollendung im Kamaresstil.[1] Die anderen alten Ortslagen auf Kreta, wie die Insel Mochlos bei Pseira, zeigen ebenfalls, wie die Ritzornamentik durch in Weiß gemalte geometrische Ornamente auf schwarzem Grunde ersetzt wurde.[2] Ähnlich war es auf den Kykladen, nur daß hier die Entwicklung etwas später einsetzte und das Ritzornament sich noch eine Zeitlang neben dem gemalten hielt.[3]

Daneben entwickelte sich eine andere Technik, in welcher die einfachen geometrischen Ornamente mit dem dunkelbraunen, glänzenden Firnis selbst direkt auf den Tongrund des Gefäßes gemalt wurden. Das sind die ersten Anfänge der monochromen Malerei, die nach der polychromen im mykenischen Stile zu weiter Verbreitung gelangen sollte.

Zu gleicher Zeit entstand neben dieser Firnismalerei, zunächst, wie es scheint, in Kreta, dann auf den Kykladen und dem nächstgelegenen Teile des griechischen Festlandes, die Technik der Mattmalerei auf mattem, hellem Grunde. Zu dieser Mattmalerei mit geometrischen Mustern der älteren Kykladenkultur steht nun die gemalte, altkanaanäische Keramik in nahen Beziehungen. Die einfachen linearen Ornamente sind hier wie dort fast dieselben: vertikale Linien und Farbstreifen, einzeln oder in Gruppen, welche das Gefäß vom Rande oder der Schulter bis zum Boden überziehen; schräge, sich kreuzende Streifen, Gittermuster und Netzwerk; mit Netzwerk gefüllte Dreiecke, horizontale Farbstreifen um Hals und Bauch mit schrägen Linien dazwischen, eine Nachbildung der Verschnürung der Gefäße, und andere.

Schon in den wohl der ältesten Metallzeit (Early Minoan I) angehörenden Schuttschichten unter dem Palaste von Phaestos hat A. Mosso, Monumenti antichi XIX, Sp. 156 ff. neben Muscheln, Knochen und Scherben von schwarzer, geritzter Keramik solche mit gemalten einfachen Mustern gefunden. Es ist eine primitive, hand-

[1] Vgl. D. Mackenzie, Journal of Hellenic Studies XXIII (1903) S. 161 u. 164 ff. A. Evans, Annual of the British School at Athens X (1903—04) S. 18 ff. Fig. 8.

[2] Vgl. R. B. Seager, American Journal of Archaeol. XIII (1909) S. 273 ff.

[3] Vgl. C. C. Edgar, Excavations at Phylakopi in Melos, S. 87 ff. u. Taf. IV ff.

gemachte Ware; auf geblichem, hellem Tongrund sind rotbraune oder rote Linien in matter Farbe gemalt. Die Scherbe Monumenti antichi XIX, Taf. I, 6 zeigt rotbraune, sich im spitzen Winkel schneidende Linienbündel; I, 8 und 11 Netzwerk aus schrägen, sich schneidenden Linien. I, 15 trägt braune, sich schneidende Streifen.

Etwas später ist dieselbe Keramik im ganzen Osten Kretas weit verbreitet. Für Phaestos vgl. die Scherben bei A. Mosso, Monumenti antichi XIX, Fig. 47, Sp. 211/12, Nr. 1, 2, 3 mit braunen Linien auf grauem Grunde und Nr. 6 mit roten Linien; Fig. 48, Sp. 213/14, Nr. 1, 6, 8, 9 horizontale, vertikale Linien oder Netzwerk in Braun auf blaßgelbem Grunde; Nr. 7, 10 mit roten Linien. Fünf Gruppen vertikaler, konvergierender, roter und schwarzer Linien vom Rande bis zum Boden trägt der Teller Monumenti antichi XIX, Taf. II, 1 aus Kato Zakro auf der Außenseite;[1] vgl. die ähnliche Dekoration der Schalen Gezer III, Taf. XXII, 5 (Fig. 50 k) und XXIII, 1. Gruppen schwarzbrauner, vertikaler Linien am Bauch, die gegen den Boden konvergieren, und vier horizontale Streifen um den Hals schmücken die Kanne Monumenti antichi Taf. II, 3; vgl. auch Fig. 43 A daselbst aus Haghia Triada. Die Dekoration dieser Kanne bildet eine Verschnürung nach, nur daß die Bauchringe fehlen. Dasselbe Motiv ist in Palästina häufig. Die Terrine Monumenti antichi XIX, Taf. II, 6 aus Kato Zakro von 20 cm Höhe auf rundem Hohlfuß, mit zylindrischem Hals, hat eine Bemalung in schwarzer Farbe, die fast identisch ist mit derjenigen von Gezer III, Taf. CXLI, 5, 13. Ähnlich ist die Terrine Taf. II, 8 = Gournia, Fig. 38, 3, S. 56 aus Haghia Photia. Der Napf Monumenti antichi XIX, Fig. 43 B, Sp. 205 06, aus der Tholos von Haghia Triada, ist mit einem komplizierteren Muster von roten Linien bemalt, welches ein Korbgeflecht nachahmt; vgl. die Scherben Gezer III, Taf. XLIV, 5, 6. Für Knossos vgl. Evans, Annual of the British School at Athens IX (1902—03) Fig. 65 p, S. 94 ff.; für Vasiliki vgl. Gournia S. 49 ff. und Taf. XII, 25—28, 31—33. Es ist rohe, handgemachte Ware mit geometrischen Mustern in Dunkelbraun. Besonders beliebt sind mit Netzlinien gefüllte Dreiecke und Farbbänder; vgl. auch Gournia Taf. XII, 20 A, B; Monumenti antichi XIX, Fig. 45 A—D. Dieselbe Ware wurde in Palaikastro gefunden, vgl. Annual British School at Athens X, Fig. I, 1, S. 197 und Fig. 3 b, S. 201; in Gurnia, vgl. Gournia Taf. A 3; und in Haghios Onuphrios, vgl A. Evans, Cretan pictographs and praephoenician script, Fig. 101, S. 113; Fig. 106, S. 114.

Gleichartig ist die mattgemalte Keramik der älteren Kykladenkultur. Ob sie von der kretischen Ware abstammt, wie Dussaud

[1] Vgl. die Beschreibung A. Mosso, Mon. ant. XIX, Sp. 199 ff.

glaubt,[1] oder von der Keramik des Festlandes, ist noch ungewiß. Die Dekoration dieser Vasen besteht ebenfalls aus einfachen, geradlinigen Ornamenten, welche man mit roter Mattfarbe auf hellen Grund auftrug. Genau dieselbe Art haben wir in der altkanaanäischen gemalten Keramik kennen gelernt. Hier wie dort geht das gemalte Ornament vielfach auf Nachahmung der Verschnürungen und Tragnetze der Gefäße zurück. Die Hauptelemente desselben sind daher horizontale Farbbänder um Hals (Schulter) und Bauch und schräge Linien, schraffierte Dreiecke oder Zonen mit Netzwerk dazwischen; oder Netzmaschen und vertikale Streifen schmücken das ganze Gefäß. Diese einfache Dekoration hielt sich stellenweise bis zur jüngeren Kykladenkultur (Keramik der Aphidnagruppe), d. h. bis zur Zeit der mykenischen Schachtgräber, welche der XVIII. ägyptischen Dynastie (1580—1350) gleichzeitig sind.[2]

Als Beispiele aus Syros vgl. Ephemeris archaiologike 1899, Taf. VIII, 3 und 4, zwei Becher mit Fuß, welche ganz mit schrägen Netzlinien bemalt sind. Dieses Motiv ist in Palästina häufig; vgl. Gezer II, Fig. 303 b (Fig. 42 b); Jericho, S. 100, Fig. 81 – 83. Die Gefäße Eph. arch. 1899, Taf. VIII, 5, 7, 8, Büchsen mit Deckel, und 10, eine bauchige Kanne, tragen Halsringe und Bauchringe, verbunden durch schräge Linien und schraffierte Dreiecke (Verschnürungsmotiv). Vgl. aus Palästina Gezer II, Fig. 317, 2, 3; RB 1912, Taf. XVI, 1, 4 – 6 aus Jerusalem (Fig. 48 a, b, c); aus Jebrūd vgl. Das hl. Land 1912, Fig. 4 S. 153 (Fig. 47 d). Ähnliche einfache lineare Dekoration zeigen die Gefäße Eph. arch. 1899, Taf. VIII, 5, 6, 11, 13 aus Syros. Die bauchige Kanne Athen. Mitt. XI, Beil. 2, G 5 aus Amorgos ist von der Schulter abwärts mit vertikalen Farbstreifen von stumpfer, violettbrauner Farbe auf stumpfem, hellgrauem Tongrund bemalt.[3]

Etwas komplizierter sind die geometrischen Muster in der Keramik von Melos, Ägina und Argos, welche bereits der Aphidnagruppe angehört.[4] Es treten schon konzentrische Kreise auf, welche durch Tangenten verbunden sind, einzelne Kurven und Spiralen. Die Ornamente erscheinen in mattem Schwarz oder Rot flüchtig hingeworfen. Als Untergrund dient ein heller Überzug. Auch hier

[1] Vgl. René Dussaud, Les civilisations préhelléniques², S. 44.

[2] Vgl. Ernst Reisinger, Kretische Vasenmalerei vom Kamares- bis zum Palaststil. Münchener Diss. 1911, S. 37 f. Dagegen setzen D. Fimmen, Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur, S. 38, 101 und Ed. Meyer, Gesch. d. A. I 2³ S. 771 die jüngere Kykladenkultur etwas früher an, in die Zeit von 2000—1700.

[3] Vgl. l. c. S. 22.

[4] Über diese vgl. Wilde, Ath. Mitt. 1896, S. 385 ff., Taf. 13—15, bes. Taf. 15, 4—6.

finden sich viele Berührungspunkte mit der mattgemalten altkanaanäischen Ware, vor allem in Phylakopi auf Melos.

In Phylakopi wurden nach C. C. Edgar die geometrischen Zeichnungen gleichzeitig teils in glänzendem, teils in mattem Schwarz auf heller Engobe aufgetragen.[1] Vgl. Phylakopi, Taf. VII, VIII, XI, 7 XII, 17 Als Grundmotiv der Dekoration darf auch hier in den meisten Fällen die Verschnürung gelten; vgl. Taf. VII, 2, 3, 5, 10, 11, 14; Taf. VIII, 1, 2, 4—8, 10—12, 15; Taf. XI, 7, 8, 15, 16; Taf. XII, 1 ff. Vgl. besonders Phylakopi VIII, 4 mit Gezer III, Taf. CXLI, 5; Phylakopi XI, 15 mit Gezer II, Fig. 302 (Fig. 41) und 303 b (Fig. 42 b); Phylakopi XI, 11, 16; XII, 1 ff. mit Jerusalem, RB 1912, Taf. XVI, 1, 6. Die mattgemalte Keramik von Ägina enthält dieselben ornamentalen Motive, nur ist sie etwas fortgeschrittener. Zwischen den horizontalen Streifen am Hals und Bauch und den senkrechten und schrägen Verbindungslinien und Zickzacks erscheinen Kurven und konzentrische Kreise. Vgl. Ephemeris archaiologike 1895, Taf. X, 1—7. Ganz entsprechend, nur noch ein wenig einfacher, sind die Ornamente der geometrischen Keramik von Argos, vgl. W. Vollgraff, Bulletin de correspondance hellénique XXX (1906), Fig. 23—42. Vgl. besonders Fig. 23 S. 25 mit Gezer III, Taf. CXLI, 5.

Auf Zypern, wo die bemalte Keramik erst kurz vor der mykenischen Periode, also um 1500 v. Chr., auftritt, entspricht die Klasse Myres, Cyprus Museum Catalogue II, 1 (white ware) der Mattmalerei der Kykladenkultur und der altkanaanäischen bemalten Keramik.[2] Die Gefäße dieser Gattung bestehen aus cremefarbenem Ton und sind mit einer Engobe derselben Farbe überzogen, welche durch den Brand manchmal ins Grünliche oder Rötliche spielt. Die geometrischen Ornamente sind in mattem Schwarz aufgetragen, das durch den Brand häufig dunkelrot oder braunrot geworden ist. Sie haben große Ähnlichkeit mit den geometrischen Motiven der altkanaanäischen Mattmalerei, nur sind sie etwas komplizierterer Natur als diese und erinnern an die Keramik von Phylakopi. Sie bestehen aus Gruppen schräger, sich kreuzender Linien, welche das ganze Gefäß umziehen, z. B. Catalogue of Vases in the British Museum I, 2 C 292, Fig. 94 S. 55 (Fig. 47 g), Zickzacklinien und Zickzackbändern, horizontal und vertikal, z. B. C 260, Fig. 83; C 270, Fig. 87; C 272 bis 274; C 287, Gitter- und Schachbrettmustern, z. B. C 263, Fig. 85; C 267, Fig. 86; C 279, Fig. 90; C 290, Fig. 93; C 289, Taf. II; C 329, Taf. II, horizontalen Bändern, z. B. C 273, Fig. 89; C 287, Fig. 92; C 302, Fig. 99; C 283, 289, 329 Taf. II, und aus Dreieck- und Rauten-

[1] Vgl. Excavations at Phylakopi in Melos, S. 93 ff.

[2] Vgl. Catalogue of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum, I, 2: H. B. Walters, Cypriote, Italian, and Etruscan Pottery, S. XIII f., S. 48 ff., C 258—325.

reihen, z. B. C 287, Fig. 92; C 298, Fig. 96; C 305, Fig. 101. Vgl. auch Descriptive Atlas of the Cesnola collection, Taf. LXXXIX, 772.

Auch hier erkennt man als Grundmotiv der Ornamente noch die das Gefäß schützende Verschnürung mit horizontalen Tragringen und senkrechter oder schräger Verbindung; vgl. besonders C 260, Fig. 83; C 273, Fig. 89; C 292, Fig. 94 (Fig. 47 g); C 282, 283, 289, 329 Taf. II. Die Gefäße C 282, 283, 289, 329 gleichen in der Dekoration vollkommen den altkanaanäischen Serien, wie sie uns Geser, Jerusalem und Jericho geliefert haben. Wegen des erheblichen Zeitunterschiedes ist jedoch nicht daran zu denken, die altkanaanäischen Gefäße als Import aus Zypern aufzufassen. Vielmehr dürfte Palästina in diesem Falle wohl die zyprische Keramik beeinflußt haben.

Die Vasenmalerei spielt in der prähistorischen Keramik Ägyptens eine große Rolle. Mit dem Beginn der ersten Dynastie verschwindet jedoch das gemalte Ornament und räumt der monochromen Ware ganz das Feld. Erst im neuen Reiche kommt die gemalte Dekoration unter fremdem Einflusse wieder auf. Die Ornamentation ist teils naturalistisch, teils rein geometrisch. In Oberägypten malte man mit kreidiger, weißer Farbe auf rotem, glänzend poliertem Grunde mit Vorliebe figürliche Darstellungen, Menschen, Tiere und Pflanzen; vgl. Naqada and Ballas Taf. XXIX, 91—98; Capart, Les débuts de l'art en Égypte, Fig. 73—77, aber auch geometrische, der Korbflechterei entnommene Muster; vgl. Naqada and Ballas, Taf. XXVIII u. XXIX; Capart l. c. Fig. 71. Flinders Petrie nannte diese Gattung Cross Lined Pottery, vgl. Naqada and Ballas S. 37 f.; Capart l. c. S. 102 ff.

In Mittelägypten malte man mit roter Farbe auf hellem Tongrunde und bevorzugte einfache, geometrische Muster, welche Ähnlichkeit mit der Ornamentation der altkanaanäischen und kykladischen Vasenmalerei zeigen. Daneben bedeckte man die Gefäße mit reichen figürlichen Darstellungen aus dem täglichen Leben und aus der Tier- und Pflanzenwelt Diese jüngere Klasse benannte Fl. Petrie Decorated Pottery; vgl. Naqada and Ballas S. 40 f. u. Taf. XXXIII bis XXXVI; Capart l. c. S. 108 ff.[1] Capart l. c. S. 109 will dieser rotgemalten Ware syrisch-kanaanäischen Ursprung zuweisen.

Die naturalistischen Ornamente umfassen Pflanzenmotive, vgl. z. B. Naqada Taf. XXXIV, 36 a – d, 37; Boote, vgl. Naqada l. c. 40—47, Taf. LXVI u. LXVII; El Amrah and Abydos D 49, D 51 b; Diospolis parva XVI, 39—42; menschliche Darstellungen, vgl. Naqada Taf. LXVI, LXVII; Capart l. c. Fig. 83, 84; und Tiere, vgl. Naqada XXXIV, 48—55; Diospolis parva XVI, 53—55 (Vögel), XXXV, 78; Capart

[1] Vgl. auch M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr., Wien 1898, S. 687 ff.

l. c. Fig. 74—76. Oder sie ahmen die Struktur und Farbe bunter, polierter Steingefäße nach; vgl. Naqada XXXIII, 1; XXXV, 62—66; El Amrah and Abydos XIV Wβ; Capart l. c. Fig. 78, S. 111. Die enge, unverbundene Spirale ist nach Schweinfurth dekorative Nachahmung des Nummulitenkalks;[1] vgl. z. B. Naqada XXXIV, 35 a, b; XXXV, 67 a, c.

Eine derartige naturalistische Vasenmalerei ist der altkanaanäischen Keramik völlig fremd. Dagegen ist ihr, wie bereits bemerkt, die geometrische Dekoration dieser mittelägyptischen Ware in Rot und Rotbraun ähnlich. Ein sehr häufiges Motiv derselben sind vertikale Linien oder breite, vertikale Streifen, welche mit horizontalen Wellenlinien schraffiert sind und das Gefäß der Länge nach überziehen; beide Arten gehen auf Verschnürung der Gefäße oder Umflechtungen mit Stroh oder Binsen zurück. Vgl. vertikale Linien Naqada Taf. XXXIII, 14, 24, 26; Catalogue général des antiquités égyptiennes du Musée du Caire Bd. 24, Taf. XXIII, 11561; Diospolis parva Taf. XV, 3 b, 25; vertikale, schraffierte Streifen Naqada Taf. XXXIII, 8 a—d; Diospolis parva Taf. XV, 2 a; Catalogue général Bd. 24, Taf. XXI, 11537, 11543, 11551; El Mahasna Taf. XXV, 2, 4, 7;[2] in Gruppen angeordnete horizontale Wellenlinien, Naqada Taf. XXXIII; Diospolis parva Taf. XV, 4 f, g; 20 b, c; Catalogue général Bd. 24, Taf. XXI, 11538; Netzwerk aus schrägen, sich kreuzenden Linien Naqada Taf. XXXIII, 28; XXXIV, 57; Diospolis parva Taf. XV, 13, 24 b; El Mahasna Taf. XXXVIII, 25; El Amrah and Abydos Taf. XIV Wα. Am deutlichsten sind die Maschen des Tragnetzes bei den zylindrischen Gefäßen mit plastischem Wellenband oder Wellenlinie unter dem Rande durch Malerei in Rot nachgeahmt; vgl. z. B. Naqada Taf. XXXII, 62; Diospolis parva Taf. XV, 63; Catalogue général Bd. 24, Taf. XXXI, 11692—11702, darunter besonders Nr. 11700 u. 11702; Taf. XXXV, 11812, 11814. Die Verschnürung mit horizontalen Tragringen und schräger Verbindung zeigt die Dekoration der Gefäße Naqada Taf. XXXIII, 2, 4 a—e; Diospolis parva Taf. XV, 3 b, 21 b; El Mahasna Taf. XXXVIII, 25. Das Schachbrettmuster haben wir Naqada Taf. XXXIII, 29; Diospolis parva Taf. XVI, 55 a. Besonders beliebt sind einfache oder mehrfache Reihen von Dreiecken auf der Schulter der Gefäße, häufig eingefaßt von horizontalen Wellenlinien. Das Dreiecksmotiv ist weit verbreitet und namentlich das Lieblingsmuster aller Negervölker; vgl. Naqada Taf. XXXIV, 53 b—60; Diospolis parva Taf. XVI, 54, 59 e, 78 c; vgl. Capart l. c. Fig. 80.

[1] Vgl. ZE XXIX (1897) S. 397 f.

[2] Vgl. Edward R. Ayrton and W. L. L. Loat, Predynastic cemetery at El Mahasna, London 1911.

Zurückblickend und zusammenfassend können wir nun sagen:[1] Die altbronzezeitliche (altkanaanäische) Keramik Palästinas bildet ihrem Charakter nach eine einheitliche, enggeschlossene Gruppe, der, wie Watzinger, Jericho S. 102 sagt, „ein selbständiger Platz in der Geschichte der Keramik gebührt". Sie unterscheidet sich sowohl deutlich von der Keramik der jüngeren Bronzezeit in Palästina, wie auch, trotz vieler Ähnlichkeiten, von der altbronzezeitlichen Keramik des Ägäischen Meeres. Eine ältere Keramik als diese ist bei den palästinischen Ausgrabungen nicht ans Licht gekommen, weder in Geser, noch bei der Tiefgrabung in Jericho. Da an beiden Orten rein neolithische Schichten berührt wurden, müssen wir annehmen, daß sich die Töpferei der ältesten Kupfer-Bronzezeit direkt aus der neolithischen entwickelt hat und daß letztere nur die primitivere Vorstufe der altbronzezeitlichen Keramik bildet. Darin liegt schon einbegriffen, daß der Charakter der altkanaanäischen Keramik Palästinas zum großen Teile noch durchaus neolithisch ist. Erst gegen Ende der Periode kommt die Töpferscheibe in Gebrauch, vgl. Gezer II, S. 136; in Jericho sind sogar noch die Vasen der spätkanaanäischen Zeit ohne Scheibe mit der Hand gefertigt, vgl. Jericho S. 110, während sie in Ägypten schon am Ende der neolithischen Zeit bekannt war. Die Vasen sind unregelmäßig, handgemacht, aus wenig zubereitetem Ton, und anfangs noch roh und plump. Wie in neolithischer Zeit sind sie noch häufig an der Sonne gedörrt oder am offenen Feuer nur unregelmäßig gebrannt. Erst allmählich kam der Töpferofen zur Erzielung eines regelmäßigen Brandes in Gebrauch.

Die bauchigen Kürbisformen der Vasen, die Schnurösen und Schnurösenhenkel, die plastisch aufgesetzten Tonbänder und Strickornamente, das Kämmen der Oberfläche und die unregelmäßige Handpolitur sind Eigentümlichkeiten der neolithischen Keramik. Die Gefäße mit Ritzornamenten, welche sich nicht selten in der ältesten Zeit finden, sind vielleicht ein Anzeichen für ausgedehntere Anwendung der Tiefornamentik in der neolithischen Keramik Palästinas. Wie im Gebiete des Ägäischen Meeres werden wir dagegen das Auftreten des gemalten Ornaments in den Beginn der Metallzeit verlegen müssen. Diese begann im Ägäischen Meere und an der palästinischen Küste in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.

Die Keramik der älteren Bronzezeit übernimmt die erwähnten Eigenschaften der steinzeitlichen Ware. Ihr eigentümlich sind außerdem im Gegensatz zur Töpferei der jüngeren Bronzezeit die nach oben umgeklappten horizontalen Leistengriffe an den Seiten großer

[1] Vgl. Watzinger, Jericho S. 102 ff. Vincent, Canaan S. 305 ff.

Gefäße, welche sich in dieser Gestalt nirgends finden; die sehr breiten, flachen Böden der Pithoi, Amphoren und Näpfe im Gegensatz zu den abgerundeten oder konischen Formen der jüngeren Bronzezeit; die nicht uneleganten, aber einfachen Formen der Gefäße ohne besondere Ausbildung des Fußes und des Randes; die in der ältesten Zeit beliebte spiegelglänzende mechanische Politur des rot oder braun überzogenen Tongrundes und die auf heller Engobe aufgesetzten einfachen geometrischen Ornamente in dunkelbrauner oder ziegelroter Mattmalerei. Diese Eigenschaften heben die altbronzezeitliche Keramik Palästinas scharf gegen die folgende Neuentwicklung ab.

Der altkanaanäischen Keramik überhaupt eigentümlich und sonst in dieser Form unbekannt sind die charakteristischen, horizontalen Tongriffe mit nach oben umgeklappten Rändern an den Seiten der großen Gefäße in der Gegend des Schwerpunktes. Sie dienten zum Festhalten des gefüllten Gefäßes beim Tragen auf dem Kopfe. Auch das „Kämmen" und Ebnen der Oberfläche großer Behälter mit einem Holzkamm oder einer groben Bürste unter Hervorbringung einfacher linearer Muster ist ein spezifisch palästinisches Verfahren.

Die Funde der neueren Ausgrabungen erlauben, die altbronzezeitliche Keramik Palästinas zeitlich genau zu begrenzen.[1] Sie begann mit der Kupfer-Bronzezeit in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends. Um 2500 ist die Bronzezeit in Palästina und Phönizien zu voller Ausbildung gelangt. Macalister traf in Geser bei Scherben ägäischer und zyprischer Importware Skarabäen der XII. Dynastie an; vgl. Gezer III, Taf. XXXV, und zur Datierung I, S. 141. Diese Scherben fanden sich zusammen mit einer lokalen Keramik, welche nicht mehr der altkanaanäischen Gruppe angehört. Diese neue keramische Gruppe bezeichnete Macalister als second semitic period und setzte sie nach dem Skarabäenfunde in die Zeit von 1800—1600. Nun gehören aber die in den Straten dieser second semitic period in Geser gefundenen Scherben ägäisch-zyprischer Ware nach Ausweis der jüngst in ʿAin Šems gefundenen gleichartigen Scherben mit wenigen Ausnahmen der Amarnazeit und der folgenden Periode, also der Zeit um und nach 1400, an. Vgl Gezer III, Taf. CLI, eine Sammlung solcher Scherben aus Geser, und Pal. Expl. Fund, Annual I (1911) S. 65 Fig. 14 u. S. 64. Diese Scherben sind gleichartig mit solchen ägäisch-zyprischer Ware, wie sie sich aus der Zeit der XVIII. Dynastie zahlreich in Tell el-Amarna, Theben und Gurob gefunden haben; vgl. Tell el-Amarna, Taf. XXVI—XXX.

[1] Vgl. Watzinger, Jericho S. 107 f.

Infolgedessen darf man den Beginn der second semitic period und des ägäisch-zyprischen Imports von Tongefäßen nach Palästina, welcher das Ende der altkanaanäischen Keramik bedeutet, nicht über das Jahr 1600 hinaufsetzen. Mit dieser Ansetzung Watzingers stimmen auch die Ergebnisse der englischen Ausgrabungen in ʿAin Šems überein. Mackenzie fand die zyprischen Scherben aus der Zeit der XVIII. Dynastie nur in den oberen Straten der ersten Schicht; in der zweiten Schicht kam solche Ware gar nicht mehr vor. Anderseits fand sich aber in der ganzen ersten Schicht auch keine Spur mehr von altkanaanäischer Keramik. Vielmehr gehört die Ware der ersten Schicht von ʿAin Šems bereits der second semitic period in Geser an; vgl. Pal. Expl. Fund, Annual II (1912—13) Taf. XVII; XX. Bēt Šemeš ist somit erhebliche Zeit vor 1400 zu größerer Bedeutung gelangt; zu dieser Zeit war die einheimische, altkanaanäische Keramik unter fremden Einflüssen schon zu einer Umbildung gelangt. Um 1600 v. Chr. muß diese Neuentwicklung in den Küstenebenen feste Formen (second semitic period) angenommen haben.

Anders war es in den abgelegenen Teilen des Landes, welche den fremden Einflüssen weniger ausgesetzt waren. In Jericho bestand die altkanaanäische Keramik bis zur Eroberung der Stadt durch die Israeliten, welche nach Sellin (S. 181 f.) spätestens um 1500 erfolgt ist. Watzinger konnte daher die altbronzezeitliche Keramik in Jericho einfach als vorisraelitische bezeichnen. Ähnlich ist es in Taʿannek. Hier fand Sellin ausschließlich Scherben der altkanaanäischen Gattung in dem Raume der Burg Ištarwašurs, welcher die Tontafeln enthielt. Da Sellin die Zerstörung dieser Burg mit guten Gründen in die Zeit des ersten Feldzuges Thutmosis' III. verlegt, wäre die altkanaanäische Keramik in Taʿannek noch um 1500 in Blüte gewesen.[1]

Während also in Geser die altkanaanäische Vasengattung nur bis etwa zum Jahre 2000 unverändert bestand und dann bis 1600 eine Weiterentwicklung und Differenzierung eintrat, namentlich durch Einführung des Gebrauches der Töpferscheibe und durch Auftreten feinerer Ware (cream ware), ohne den altbronzezeitlichen Charakter wesentlich zu ändern, finden wir in Jericho nichts von dieser jüngeren Entwicklung.[2] Macalister bezeichnete sie in Geser als first semitic period. Der Süden des Landes und das Küstengebiet, welches den fremden kulturellen Einflüssen am meisten zugänglich war, ging also in Palästina in der Entwicklung dem Norden und Osten um Jahrhunderte voraus. In Jericho und Taʿannek stellte man noch

[1] Vgl. Sellin, Tell Taʿannek S. 37 ff.; Nachlese S. 31.

[2] Vgl. Watzinger, Jericho S. 107.

um 1500 Vasen der altkanaanäischen Art her, als in Geser und an der Küste bereits seit 100 Jahren eine völlige Umbildung des Stiles in der Keramik eingetreten war (second semitic period). Neben diesen altkanaanäischen gibt es allerdings gleichzeitig auch in Jericho Formen, welche der second semitic period in Geser entsprechen; vgl. z. B. Blatt 20, A 3 b; Blatt 21, E 1, 2, 3, 4.

Man hatte hier im Südwesten Palästinas unter dem Einfluß fremder Vorbilder und durch eigene Fortschritte die keramische Technik völlig zu beherrschen gelernt und die Töpferscheibe allgemein in Gebrauch genommen. Gegenüber den flachen Böden der früheren Zeit liebte man jetzt konische, spitze Formen, welche manche Vorteile boten; vgl. Gezer II, S. 157. Die Formen der Gefäße werden sehr mannigfaltig, eleganter und gefälliger; vgl. Gezer II, S. 159 ff. Besonders wirkten die Metallgefäße, die immer häufiger in das Land kamen, auf die Schönheit der Formen ein. Der Unterschied gegen früher wird klar, wenn man z. B. Gezer II, Fig. 308 und 320 miteinander vergleicht. Fremde, feine Ware finden wir schon zu Anfang dieser Periode in Geser; vgl. Gezer III, Taf. CXLV, 1—4 u. II S. 161 unter f; S. 162 unter j. Eine ganze Reihe von typischen Gefäßformen tritt jetzt neu auf und hält sich durch mehrere Perioden bis zum Beginn des griechischen Einflusses. Die Leistengriffe und Ausgußröhren verschwinden, das gekämmte Ornament ebenfalls. Dazu kommen noch direkt aus der Fremde importierte Gefäßformen.

Von dieser ganzen Entwicklung war also das abgelegene Jordantal und der Norden des Landes, wie es scheint, um 1500 noch wenig berührt. Diese bei der Kleinheit Palästinas überraschende Tatsache ist nur dadurch zu erklären, daß die Töpferei in der altkanaanäischen Zeit, im Gegensatz zu später, im wesentlichen als lokale Industrie geübt wurde. Im Innern des Landes hielt man an den alten Handwerkstraditionen noch lange fest, als die Küstengegenden schon längst neuen Geschmacksrichtungen zugänglich waren. Heute, wo die beiden Fabrikationszentren Gaza und Hebron den größten Teil Palästinas mit Töpfergeschirr versorgen, wären derartige Unterschiede nicht möglich.

Auf die Beziehungen der altkanaanäischen Vasen zur prähistorischen ägyptischen Keramik und zur Keramik des Ägäischen Meeres ist oben mehrfach eingehend hingewiesen worden.

Vieldeutig sind die Beziehungen zu Ägypten. Trotz mancher Ähnlichkeiten dürfte es sich meist um parallele, selbständige Entwicklung keramischer Formen handeln, wie sie in der primitiven Kunst überall vorkommt. Jedoch legt die große Ähnlichkeit der horizontalen Leistenhenkel in ihrer einfachsten Form und die Ähnlichkeit

der Gefäße, welche sie tragen, den Gedanken an wirkliche Kulturzusammenhänge nahe. Ob die Verbindung durch die uns unbekannte Keramik Unterägyptens und des Deltas hergestellt werden könnte, vermögen wir nicht zu sagen, weil wir über die Kultur des Deltas aus Mangel an Funden nicht unterrichtet sind. Immerhin ist es möglich und sogar wahrscheinlich, daß die Keramik Unterägyptens sowohl der Palästinas wie Kretas nahegestanden hat.

Dafür könnte sprechen, daß manche Eigentümlichkeiten der ältesten Keramik Ägyptens, Palästinas und des Ägäischen Meeres gemeinsam sind. Dahin gehört die Neigung, den Tongefäßen menschliche und tierische Formen zu geben. Eine schwarz polierte, ägyptische Vase in Gestalt einer realistisch dargestellten nackten Frau ist Capart l. c. S. 124 Fig. 91, vgl. S. 120 f., abgebildet. Derartige anthropomorphe Gefäße sind in Ägypten selten. Aus Geser vgl. Gezer II, Fig. 316, 21 aus dem Krematorium mit zwei Brustwarzen (Fig. 51 b); aus Jericho vgl. C 1; E 1, 2 mit aufgesetzten Brustwarzen und Armwülsten. Aus Troja vgl. die bekannten Gesichtsvasen der 2. Stadt, Schmidt, Troja und Ilion S. 255 ff. u. Beil. 33. In der ältesten Zeit Zyperns sind anthropomorphe Vasen nicht nachgewiesen; aus späterer Zeit vgl. Catalogue of the Vases in the British Museum I, 2 C 311 u. Fig. 103 S. 59; C 312. Aus Mochlos auf Kreta ist eine Vase in Gestalt einer nackten Frau bekannt geworden; vgl. Maraghiannis, Antiquités Crétoises II, Taf. 10, 6.

Gefäße in Tierform, vielleicht eine Nachahmung der Wasser- und Ölschläuche in Tierform, sind häufiger; vgl. für Ägypten Naqada and Ballas, Taf. XXVII, 68, 69; Diospolis parva, Taf. VI, R 134; XIV, 67; vgl. Capart l. c. Fig. 92—94. Aus Geser vgl. die Tierfigur Gezer II, Fig. 313 als Henkel und die Figur am Ausguß Gezer III, Taf. CXLVII, 15; aus Jericho vgl. die Tierkopfhenkel B 1, 12. Für Gefäße in Tiergestalt auf Zypern vgl. Catalogue I 2 C 313—315 S. 59; in Troja vgl. Schmidt, Troja und Ilion S. 272 f.; Beil. 36, VI und 40; auf Kreta vgl. Maraghiannis l. c. Taf. 10, 7.

Ein schönes Beispiel eines zusammengekoppelten Gefäßes ist RB 1912, Taf. XV, 3 w aus Jerusalem. Es besteht aus zwei Flaschen in der Gestalt der Amphoriskoi, die mit dunkelroten, schrägen Linien und Netzwerk bemalt sind; ein Ring hält sie zusammen. In Geser sind ähnliche Vasen erst aus der Spätzeit bekannt; vgl. Gezer III, Taf. CLXX, 8. Auf Zypern sind sie dagegen in der Form des Doppel-Lekythos häufig; vgl. Catalogue I 2, Taf. XXIX, Form 20 u. C 117 bis C 120 u. Fig. 41. Aus der prähistorischen Keramik Ägyptens vgl. Naqada and Ballas, Taf. XXVI, 40, 43, 44, 45; Taf. XXIX, 86, 91; XXXVI, 91.

Viel wichtiger und klarer sind dagegen die Beziehungen der altbronzezeitlichen palästinischen Keramik zu der des Ägäischen Meeres. Diese haben sich nicht nur mehrfach in der Form der Vasen ergeben, sondern auch in der Dekoration. Die Form der Amphoren und Vorratskrüge, die Art und Vielzahl der Henkel, die Vorliebe für umgelegte plastische und als Stricke modellierte Tonbänder, namentlich in der mittelminoischen Periode, ist Palästina und dem Ägäischen Meere im ganzen gemeinsam, nur daß die ägäische Keramik die elegantere und fortgeschrittenere ist. Die ähnlichsten Exemplare liefern Kreta und die Kykladen. Auch die Formen der kleineren Gefäße weisen eher nach der Mittelmeerkultur als nach Ägypten. Besonders eng verknüpft aber die Ornamentik die beiden Gebiete, trotzdem Palästina vielfach eigene Wege geht. Während das Ritzornament in der altägyptischen Keramik ganz unbekannt ist, ist es im neolithischen Europa und im Ägäischen Meere weit verbreitet. Die eingeritzten Grätenmuster und Zickzackbänder sind nun auch in der altkanaanäischen Keramik sehr beliebt. Doch kommt hier das Ritzornament als Dekoration des ganzen Gefäßes selten vor. Hauptsächlich tragen Hals, Schultern und Henkel diesen Schmuck. Die mattgemalte Dekoration der palästinischen Vasen weist auch enge Beziehungen zur geometrischen Vasenmalerei Kretas und der älteren Kykladenkultur auf; beiden liegen dieselben dekorativen Motive zugrunde.

Es entsteht nun die Frage, wie diese Zusammenhänge geschichtlich aufzufassen sind. Es kann sich in diesen geographisch nahe zusammengehörigen Gebieten nicht mehr nur um eine selbständige, voneinander unabhängige, parallele Entwicklung handeln. Alle Anzeichen sprechen vielmehr dafür, daß Palästina, welches seit 1500, was die materielle Kultur betrifft, sehr unter dem Einflusse der mykenischen Vorbilder stand und mit bemalten Tongefäßen, namentlich aus Zypern, ebenso wie Ägypten überschwemmt wurde, auch in der älteren Bronzezeit mit der ägäischen Kultur und deren Hauptsitz Kreta durch eine nahe verwandte Kultur enger verbunden war. Importierte Tongefäße sind allerdings in der älteren Zeit in Palästina unbekannt. Als älteste Beispiele ägäischen Imports fand Macalister in Geser Scherben, welche der zweiten spätminoischen Periode Kretas angehören; vgl. Gezer II, Fig. 318. Andere Produkte und Erzeugnisse werden jedoch Gegenstand des Handels gewesen sein, der zweifellos schon im 3. Jahrtausend die Inselwelt nicht nur mit Ägypten, sondern auch mit der phönizischen Küste verbunden hat. Eine im wesentlichen identische, primitive Kultur wird trotz aller lokaler Verschiedenheiten im 3. Jahrtausend von Palästina über Zypern, Kreta,

die Inseln und das griechische Festland bis nach Unteritalien hin geherrscht haben.[1] Die palästinische Küste lag nur an der Peripherie dieser Mittelmeerkultur, nahm aber teil an der allgemeinen Kulturentwicklung dieses Gebietes und erhielt seine Anstöße und Vorbilder zur kulturellen Aufwärtsbewegung zum guten Teile von hier. Trotzdem bewahrte es seine asiatische Eigenart, so daß die altkanaanäische Keramik als selbständige Gruppe gelten muß. Kreta stand an der Spitze dieser Entwicklung; die Inselwelt und das griechische Festland folgten nach. Andere Einflüsse und Anstöße kamen vom Norden und zweifellos auch vom asiatischen Festlande. Palästina steht in seiner Entwicklung Kreta zeitlich näher als den Kykladen. Wenn wir mit Reisinger l. c. S. 4, 42 die ältere Kykladenkultur nach 2000 ansetzen,[2] so folgt, daß die palästinische mattgemalte Keramik der älteren Kykladenkultur zeitlich vorausliegt. Da die zweite frühminoische Periode der älteren Kykladenkultur entspricht, wäre die altkanaanäische Keramik der ihr ähnlichen kretischen vielfach mindestens gleichzeitig. Aber diese ist viel reicher und entwickelter. Die mattgemalte geometrische zyprische Keramik kann noch viel weniger das Vorbild für die altkanaanäische gewesen sein als die der Kykladen, da sie auf Zypern erst kurz vor dem Aufkommen des mykenischen Stils um 1500 und mit diesem gleichzeitig auftritt. Wie diese Verhältnisse im einzelnen historisch zu werten sind und welche Rolle Unterägypten und das Delta dabei spielen, sind noch ungelöste Fragen. Palästina und Phönizien verdanken jedenfalls in der ältesten Zeit der Mittelmeerkultur viele Anregungen; ein überzeugender Beweis dafür ist auch, daß später die Buchstabenschrift von den Phöniziern aus Kreta übernommen und dem semitischen Idiom angepaßt wurde. Palästina führt heute noch seinen Namen nach dem ursprünglich kretischen Volke der Philister. Um deutlicher sehen zu können, muß noch weiteres Vergleichsmaterial durch die Ausgrabungen gewonnen werden.

Zum Schluß mag auf die Wichtigkeit der Tatsache hingewiesen werden, daß Palästina im dritten und der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends, was seine materielle Kultur betrifft, nicht so sehr mit Babylonien als mit der Welt des Ägäischen Meeres und mit Ägypten in kulturellen Beziehungen steht. Es ist mehr nach Westen und Südwesten als nach Norden und Osten orientiert. Diese Tatsache ist geeignet, die Fabel vom alles beherrschenden Einflusse der babylonischen Kultur über Palästina und Phönizien im 3. Jahr-

[1] Vgl. Ed. Meyer, Gesch. d. A. I $2^3$ S. 779.

[2] Gegen Fimmen, Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur, S. 90, welcher sie an das Ende des 3. Jahrtausends, unmittelbar vor die XII. Dynastie, stellt.

tausend v. Chr. zu zerstören. Die der ältesten Kupferzeit angehörige bemalte geometrische Keramik von Susa[1] und Tepe Mussian,[2] welche in der Dekoration manche Ähnlichkeiten mit der altkanaanäischen Keramik, aber auch mit der prähistorischen ägyptischen aufweist, wird man doch nicht als Vorbild für Palästina in Anspruch nehmen können.

## Neuntes Kapitel.

## Prähistorische Denkmäler am Westufer des Gennesaretsees.

### 1. Höhlen.

Am Westufer des Gennesaretsees befindet sich zwischen Tiberias und Ṣafed, also im Heimatlande Jesu, ein Gebiet wichtiger prähistorischer Denkmäler, deren Mittelpunkt die Gegend von eṭ-Ṭābṛa und Ḫirbet Kerāzije ist. Es sind Höhlen, Dolmen und megalithische Bauten verschiedener Art, welche im folgenden beschrieben werden sollen. Sie waren in dem abgelegenen, höchst unwegsamen Gebiete bisher fast unbeachtet geblieben. Eine eingehendere Erforschung und Publikation dieser vorgeschichtlichen Denkmäler — eine Aufgabe für sich — behalte ich mir vor und gedenke sie baldigst in Angriff nehmen zu können.

Die Bedeutung der natürlichen Höhlen für die neolithischen Ansiedler haben wir in Geser und in den zahlreichen neolithischen Höhlenstationen bereits kennen gelernt. Höhlen blieben in gefährlichen Zeiten noch lange die Schlupfwinkel für die geängstigten Landesbewohner (Ri. 6, 2); ja in römischer Zeit gab es ganze Höhlenstädte, wie z. B. in Der'ā;[3] und christliche Einsiedler wählten bald in den schauerlichen Einsamkeiten der Erosionstäler der Wüste Juda die Höhlen als Klausen, aus welchen große Höhlenklöster entstanden und heute noch bestehen. Ich erinnere nur an Mār Sābā, 'Ain Fāra, an das Chozibakloster im Wādi el-Ḳelt und das Kloster am Ǧebel Ḳarantal. Höhlenreichtum machte ein Gebiet, wenn Wasser und fruchtbares Ackerland in der Nähe war, immer besonders begehrenswert für den neolithischen Ansiedler. Alle diese Eigenschaften besitzt die Ebene el-Ḳuwēr am Westufer des Sees von Tiberias, die alte

[1] Über Susa vgl. Délégation en Perse. Mémoires I, Paris 1900, S. 183 ff. und Taf. XVII—XXII; Mémoires XIII, Paris 1912, S. 27 ff., bes. S. 79 ff. und Taf. I—XXII.

[2] Vgl. Délégation en Perse. Mémoires VIII, Paris 1905, S. 92 ff.

[3] Vgl. Schumacher, Across the Jordan, London 1889, S. 135 ff.

Gennesaretebene, deren paradiesische Fruchtbarkeit Josephus nicht genug rühmen kann. Wenn man von den Höhlen im Wadi Ḥamām und Wādi ʿAmūd auch nicht nachweisen kann, daß sie in ihrer natürlichen Gestalt bereits von neolithischen Bewohnern in Gebrauch genommen waren, so spricht doch manches dafür. Wenigstens die kleine Höhle Muṛaret el-Emire ist als Sitz neolithischer Kultur erwiesen. Bei der Höhle Muṛaret ez-Zuṭṭije im Wādi ʿAmūd ist dies sehr wahrscheinlich. Diese Höhlen am Rande der Gennesaretebene sind um so interessanter, als ein Teil von ihnen in historischer Zeit eine gewisse Rolle gespielt hat.

Die Höhlen im Wādi ʿAmūd. Ungefähr 100 m nachdem der Bach des Wādi ʿAmūd die tiefeingeschnittene Talspalte verlassen hat, liegt zur Rechten am Nordrande der Gennesaretebene (heute el-Ṛuwēr genannt) ein gewaltiger Felsklotz aus Kalkstein, dessen Vorderwand gegen das Ṛuwēr nach Süden gerichtet ist und senkrecht abfällt. In dieser Felswand befinden sich zwei kleine Höhlen, von welchen die westliche, größere von den Bewohnern der Gegend Muṛāret el-Emire genannt wird. Die östliche Höhle ist 6 m breit, 3 m tief und über 2 m hoch; die größere ist 9 m breit, etwa 10 m hoch und nur von geringer Tiefe. Es handelt sich also weniger um eine Höhle als um einen Schutzort. Im Hintergrunde der Höhle hat in einer Felsritze der Rückwand ein Schwarm wilder Bienen seinen Wohnsitz, nach der Angabe meines beduinischen Führers, eines Semaki, schon seit 50 Jahren. Der Honig fließt gelegentlich aus der Felsspalte. Die in der Nähe zeltenden Semeiri erheben Besitzansprüche darauf. Diese beiden Felsgelasse gewährten schon den neolithischen Ansiedlern und Bebauern der Gennesaretebene Schutz und Obdach. Reste einer halbkreisförmigen Umfassungsmauer zeigen sich vor ihnen. Zur Seite liegt ein Felsblock mit einer sorgfältig eingemeißelten Schalenvertiefung von 26 cm Durchmesser und 21 cm Tiefe. Vor den Grotten fand ich kleine Feuersteininstrumentchen, die Zeugen ihrer einstigen Bewohner.[1]

Treten wir in das enge, schön mit großen Oleanderbüschen bewachsene Tal des Wādi ʿAmūd ein und folgen wir demselben ca. 150 m weit bis zu einer Biegung, so stehen wir der Höhle Muṛāret ez-Zuṭṭije gegenüber. Es ist eine natürliche Kalksteingrotte, deren Fußboden mit den Überresten der überwinternden Ziegen- und Schafherden bedeckt ist. Sie liegt am Fuße einer ca. 40 m senkrecht abfallenden Felswand auf halber Höhe am nördlichen Ufer und mißt am Eingange 13,50 m Breite und 28 m Tiefe. Das Innere bildet ein kuppelartiges Gewölbe von 20 m Höhe, von dem

[1] Vgl. oben S. 177 f.

einzelne natürliche Schächte durch das zerklüftete Gestein zu größerer Höhe hinaufführen. Vor der Höhle fand ich ein Feuersteinmesser. Doch ist das Innere derart mit jungen Schuttschichten bedeckt, daß nur Grabungen über das Vorhandensein prähistorischer Reste Aufschluß gegeben hätten. Diese Höhle ist eine der schönsten und regelmäßigsten der ganzen Gegend, am wasserreichen Wādi ʿAmūd und in der Nähe der Gennesaretebene, wie geschaffen für eine steinzeitliche Niederlassung. Gegenüber befinden sich einige kleinere Höhlen.

Ungefähr 300 m aufwärts macht der Wādi ʿAmūd dort, wo von Jāḳūḳ ein Nebental einbiegt, in welchem man die Spitze des Ǧebel Ḥazzōr sieht und welchem der Weg nach er-Rāme folgt, eine scharfe Wendung nach Norden und tritt hier sofort in hohe, steil abfallende Felsmassen ein. Man erblickt vor sich eine romantische cañonartige Schlucht und auf dem rechten, westlichen Ufer des Wādis eine freistehende natürliche Kalksteinsäule von ca. 30 m Höhe, von der das Tal seinen Namen Wādi ʿAmūd hat. Sie steht hart am Bach, während die Felsen ringsum in riesigen Blöcken herabgestürzt sind. Auf dem rechten Ufer befindet sich hier, kurz vor der Säule, eine kleine, schwer zugängliche Höhle, Muṛāret el-ʿAmūd genannt. Das Tal wird nun enger und romantischer; herrliche Oleanderbüsche umsäumen undurchdringlich den Bach, in welchem Fische umherhuschen; Büsche von Eichen und Terebinthen kleben an den Felswänden, die immer neue Formen annehmen, und von den Felsen hängt grünes zartes Frauenhaar herab. Zunächst steigen die Wände gegen 50 m hoch unmittelbar aus dem Talgrunde auf; bald werden die Seiten noch höher, aber es schiebt sich zwischen sie und den Fuß der Felswand eine 30—35 m hohe steile Böschung, über welche man hinauf zu den Höhlen gelangt, die hier am rechten, westlichen Ufer des Wadis sich befinden. Es ist ein ganzes kompliziertes Höhlensystem, Muṛr eš-Šebābīḳ, „die Höhle der Fenster“ genannt.

Man hat vor sich eine ca. 50 m hohe überhängende Felswand, die etagenweise von Fensteröffnungen durchlöchert ist. Diese durch die Felswand geschlagenen Öffnungen, die heute teilweise eingestürzt sind, sollten Licht und Luft in das Innere dieser Höhlenstadt bringen; es sind gegen fünfzig an der Zahl, deren schwarze Öffnungen gespenstisch aus den rötlichen Felswänden hervorleuchten; daher auch der Name „Fensterhöhle“. Man tritt zunächst in eine hohe, vorn offene, domartige Höhle, deren Wände innen und außen in verschiedenen Etagen übereinander kleine, künstlich aus dem Felsen gehauene Wohnräume, meist viereckigen Grundrisses, tragen. Senkrechte Schächte, Löcher und Gänge vermitteln die Verbindung der einzelnen Zimmer und Etagen untereinander. Der Fels ist weich

und brüchig, die Arbeit oberflächlich, wenn auch nicht ohne Regelmäßigkeit. Die kleinen künstlichen Wohnräume haben korbartige Form und sind meist nur 2—3 m lang und 2 m hoch. Nur in der unteren Etage gibt es größere Räume. Der Eingang der Haupthöhle, auf welche alle Etagen ausmünden, ist 12 m breit und etwa 25 m hoch. Nach 40 m verengt sich die zentrale, offenbar natürliche Höhle zu einem engen Schacht, der nach der Aussage eines Beduinen noch 20 m tief in den Berg hineinführen soll. Sowohl im Innern der zentralen Höhle wie an den Außenwänden sind ganze Felsstücke mit den in ihnen ausgehauenen Zimmern niedergebrochen, so daß man außen, rechts vom Eingang, über die Trümmer kletternd die einzelnen Etagen erreichen und genaueren Einblick nehmen kann. Nischenartig kleben die halbabgebrochenen Zimmer noch an den Felswänden, dünne aufgesparte Zwischenwände trennen sie voneinander. Holzpflöcke, die sprossenartig hie und da eingerammt hinaufführen, bezeugen, daß die höheren und unzugänglichen Teile der Höhle noch heute von Hirten oder Räubern als Unterschlupf benutzt werden. Alle Räume sind von Rauch geschwärzt. Der Fußboden der Haupthöhle ist hoch mit Schaf- und Ziegendung angefüllt, unzählige Fledermäuse (waṭwāṭ) hängen an den Wänden, schwirren unaufhörlich, leise Töne ausstoßend, umher; wie eine dicke schwarze Rauchwolke quollen sie geräuschlos aus einem Felsschachte, um unsichtbar in einem anderen wieder zu verschwinden. Tauben und Schwalben sind ebenfalls zahlreich. Gegenüber dieser Höhlenstadt befinden sich auf der linken Seite des Tales noch einige kleinere Höhlen.

Wir folgen dem Wādi ʿAmūd, welcher die bisherige Richtung zunächst beibehält. Die Vegetation in dem engen, feuchten Tale wird immer schöner und lieblicher. Oben an der linken Seite sieht man nach einiger Zeit eine natürliche Brücke, die einen Spalt von 10 m Breite überspannt. Bald geht es in dem üppigen Gesträuch nur noch mit Mühe weiter. Wir verlassen das Tal und gehen die rechte Seite hinauf in der Richtung auf Sīrīn. Ein Stück oberhalb liegt in der östlichen Steilwand des Wādis das Höhlensystem Muṛr el-ʿAgāb (von ʿuḳāb?), welches der ganzen Anlage nach den Muṛr eš-Šebābīḳ vollständig gleicht, aber besser erhalten ist. Es befindet sich in einer senkrechten, ca. 50 m hohen Felswand und ist ebenfalls durch eine steile Böschung zugänglich. Auch hier ist eine Haupthöhle, deren Wände und deren Nachbarschaft mit kleinen, etagenförmig übereinander angelegten Gemächern bedeckt sind. Schwarze Fenster- oder Türöffnungen sind ebenfalls zahlreich vorhanden. Ein Stück aufwärts befindet sich in der Wand der linken, östlichen Talseite des Wādi ʿAmūd noch eine große Zahl

solcher Höhlen. Sie liegen besonders in Winkeln und Spalten, wo es kühl war und der Wind nicht hineinreichte. Alle diese sorgfältig angelegten Höhlen müssen einst eine beträchtliche Zahl von Bewohnern vereinigt haben. Es handelt sich hier keineswegs nur um gelegentliche Schlupfwinkel, sondern um eigenartige, mit großer Kunst angelegte Höhlensiedlungen. Der starke Bach, welcher das ganze Jahr hindurch eiligen Laufes der Gennesaretebene zuströmt, sicherte die Wasserzufuhr. Heute ist nicht nur das enge Tal selbst, sondern auch die Umgebung öde und menschenleer; nur selten trifft man auf den benachbarten Hängen einen Hirtenbuben. Um so merkwürdiger wirken in dieser Einsamkeit diese Zeugen menschlichen Daseins. Die künstlichen Wohnräume sind jedesmal um natürliche Höhlen als Mittelpunkt der Ansiedlung angeordnet.

Gegenüber der arabischen Burg Ḳalʿat eš-Šūne, nördlich von Sīrīn, teilt sich das Tal des Wādi ʿAmūd, welcher dort schon den Namen Wādi Leimūn annimmt. Der östliche Zweig geht als Wādi ʿAkbara hinauf nach ʿAkbara, der andere biegt ebenfalls bald nach Norden um und wendet sich als tiefe Spalte am Fuße des Ǧebel Arbaʿīn vorbei, wo er den Namen Wādi eṭ-Ṭawāḥīn erhält. Diese Täler gehören zu den lieblichsten ganz Galiläas. Ein Stück nördlich von Ḳalʿat eš-Šūne mündet ein kleines Tal von Westen ein, der Wādi Maḳtūl, welcher geraden Wegs von Ferrādije und Kefr ʿAnān herabkommt. Die linke Steilwand des Wādi ʿAkbara ist voll von Höhlen; besonders zahlreich und zu Felswohnungen ausgebaut sind sie südöstlich vom Dorfe ʿAkbara und in der Felswand nördlich vom Ort. Feuersteinfunde hierselbst bezeugen die neolithische Besiedlung des fruchtbaren Talkessels bei ʿAkbara. Man kann annehmen, daß auch hier die zahlreichen Höhlen die ersten Schlupfwinkel geboten haben.

Josephus erzählt, daß er während seines Kommandos in Galiläa bei Beginn des jüdischen Aufstandes die in der Nähe des Sees Gennesaret gelegenen Höhlen befestigte: *τὰ περὶ Γέννησαρ τὴν λίμνην σπήλαια* (B. J. II 20, 6). Wenn Josephus in dem Parallelbericht Vita § 37 auch nur die Höhlen bei Arbela nennt (heute Ḳalʿat Ibn Maʿān im Wādi Ḥamām), so darf man aus der allgemeinen Angabe B. J. II 20, 6 vielleicht doch schließen, daß der jüdische Feldherr auch die Höhlen im Wādi ʿAmūd in seine kriegerischen Vorbereitungen mit einbezog. Tatsächlich nennt er auch weiterhin als von ihm befestigt neben anderen Orten das Felsennest Achabaron, B. J. II 20, 6: *Ἀχχαβαρων πέτρα*, in Obergaliläa. Vita § 37 hat dafür *Ἀχαραβη*, ein Kodex *χαβαρη*. Es ist das Dorf ʿAkbara mit seinen Felshöhlen. Die zahlreichen Höhlen in den unwegsamen Tälern des Wādi Ḥamām und des Wādi ʿAmūd konnten in der

Tat Tausenden von Flüchtlingen Zuflucht gewähren. Im weiteren Verlaufe des Krieges scheinen sie jedoch keine Rolle gespielt zu haben.

Ein Fellach aus Kefr ʿAnan erzählte mir, durch den Wadi Leimūn bei Ḳalʿat eš-Šūne gehe auf seinem linken, nördlichen Ufer die große Straße von ʿAkkā nach Damaskus, und zwar von dieser Stelle direkt zum Ḫān Ǧubb Jūsuf in der Richtung zur Brücke Ǧisr Banāt Jaʿḳub. In der Richtung auf Akko erreiche sie Kefr ʿAnān durch den kleinen und bequemen Wādi Maḳtūl. Er behauptete, er habe noch in seiner Kindheit Karawanen diese Straße ziehen sehen, was um so wahrscheinlicher ist, als die Linie ʿAkkā-er-Rāme-Kefr ʿAnan eine wichtige, heute noch viel benutzte alte Straße ist, die jetzt hauptsächlich dem Verkehr zwischen ʿAkkā und dem aufstrebenden Ṣafed dient. Der große, über es-Semūʿīje und an Mērōn vorüberführende Umweg, auf welchem man heute nur Ṣafed erreichen kann, war jedenfalls für den Durchgangsverkehr nach Damaskus unbrauchbar. Dagegen bietet sich durch den Wādi Maḳtūl und Leimūn an Ḳalʿat eš-Šūne vorbei ein verhältnismäßig leichter Aufstieg zum Ḫān Ǧubb Jūsuf und damit zur alten Karawanenstraße Damaskus-Ägypten (via maris-Straße).

Der einzig mögliche Weg für diesen Aufstieg ist folgender: Man geht von Ḳalʿat eš-Šūne das linke Ufer des Wādi Leimūn hinab und steigt, bevor der Steilabsturz des linken Ufers beginnt, gegenüber von Sirīn in östlicher Richtung hinauf. Diese Strecke ist beschwerlich, aber für den Saumverkehr nicht unmöglich. Hier kommt von Nordosten ein kleines Tal herab namens el-Gurmije. Durch dieses gelangt man leicht auf die Höhe, wo das Tälchen sich in zwei Zweige teilt, zwischen denen auf einer kleinen Anhöhe der Maḳām des Šeḫ Rumi, ein kleines Heiligtum zwischen schönen Bäumen, liegt. Einem Arm dieses Tales folgt die Straße nach Ṣafed. Der Anschluß an den Damaskusweg in der Gegend südlich vom Ḫān Ǧubb Jūsuf war von hier aus über die steinige Hochebene sehr leicht zu erreichen.

Das verlassene Tal des Wādi ʿAmūd war also einst mehr vom menschlichen Verkehr berührt wie heute, was auf die Besiedlung nicht ohne Einfluß geblieben sein kann. Feuersteingeräte, die an einigen Punkten gefunden worden sind, führen uns in vorgeschichtliche Zeit hinauf. Seine Felsklüfte, sein Wasserreichtum und seine Unwegsamkeit waren günstige Bedingungen für die neolithische Besiedlung, zumal es in der Nähe an unvergleichlich fruchtbarem Ackerlande nicht fehlte. Wann der heutige kunstvolle Ausbau der Höhlen vorgenommen worden ist, ist ungewiß, da kein Fund vorhanden ist, der einen Anhaltspunkt für die Datierung gäbe. Doch

bestanden sie zur Zeit des jüdischen Krieges höchst wahrscheinlich schon in der heutigen Form und waren dicht bewohnt.

In diesem Zusammenhange ist es von Interesse, daß Kefr ʿAnān und die den Wādi ʿAmūd berührende große Straße von Akko nach dem Osten bereits in der Amarnazeit eine Rolle gespielt haben. In einem Briefe der Amarnakorrespondenz (Knudtzon Nr. 8) beklagt sich Burnaburiaš, König von Babylon, bei Amenophis IV. wegen eines Überfalles auf eine seiner Karawanen in Ḫinatuni in Kanaan, wahrscheinlich dem heutigen Kefr ʿAnān, durch den Fürsten Šumadda von Ša-am-ḫu-na und Šutatna, den Sohn des Šuratum, Fürsten von Akko.[1] Da der Überfall in einem Gebiete geschah, welches unter ägyptischer Oberhoheit stand, wird Amenophis für den Schaden und für die Unsicherheit im Karawanenverkehr verantwortlich gemacht. Šamḫūna identifiziert man gewöhnlich mit dem Σιμωνίας des Josephus (Vita § 24), dem heutigen Semūnije westlich von Nazareth.[2] Nach einem anderen Briefe (Knudtzon Nr. 245) hat der Fürst Šuratum (Zurata) von Akko einen Gefangenen, der nach Ägypten transportiert werden sollte, widerrechtlich gegen Lösegeld in Ḫinatuna entweichen lassen. Eine babylonische Karawane im Hinterlande von Akko ist nur auf einer großen Straße denkbar; an einer solchen muß deshalb Ḫinatuni gelegen haben. Man identifiziert es durchaus glücklich mit dem Jos. 19, 14 genannten חֲנָתֹן an der Nordgrenze des Stammesgebietes Zebulons und dieses selbst mit Kefr ʿAnān an der großen Straße von Akko nach dem Osten.[3] Im Talmud wird der Ort Kefar Ḫananja als Grenzstadt zwischen Unter- und Obergaliäa genannt. Die Karawane des Burnaburiaš in dieser Gegend wird sich, von Damaskus oder aus Cölesyrien kommend, auf der Straße nach Akko befunden haben.

Die Höhlen im Wādi Ḥamām. Drei ganz ähnliche Höhlensysteme wie im Wādi ʿAmūd liegen in dem bekannten Wādi Ḥamām am Südende der Gennesaretebene, welcher den Rand des Kalkplateaus östlich von Ḥaṭṭīn in gewaltiger Schlucht tief zersägt hat. Hier starren nördlich und südlich die rötlichen Felswände mehrere Hundert Meter senkrecht auf und haben zu ihren Füßen mächtige Schutthalden mit großen abgestürzten Felsblöcken abgelagert. Die Höhlen an der Südseite haben nur die erste Morgensonne und liegen sonst den ganzen Tag vor den heißen Sonnenstrahlen geborgen im Schatten. Hier begleitet eine mächtige, nackte Felswand in geringer Entfernung das Tal fast bis zum Dörfchen el-Meğdel, während auf

[1] Vgl. Weber bei J. A. Knudtzon, Die El-Amarna-Tafeln, Leipzig 1909, S. 1027.

[2] Vgl. Clauss, ZDPV XXX (1907), S. 55.

[3] Vgl. jedoch A. Šanda, Untersuchungen zur Kunde des Alten Orients: MVAG 1902, 2, S. 39 ff.

der linken Seite vom Plateau nur ein riesiger Felsklotz spornartig stehen geblieben ist, zu dessen Füßen sich von Nordwesten her ein kleines Tal, Wādi Ḥalāfe, mit dem Wādi Ḥamām vereinigt. Die südliche Talseite birgt zwei große Höhlensysteme; der erwähnte Felsklotz zur Linken ist ebenfalls von zahlreichen Gängen und Höhlen durchlöchert, die heute wegen der Felsabstürze fast unzugänglich sind und schwarzäugig herunterstarren. Da der Wādi Ḥamām den ganzen Sommer hindurch Wasser führt und im Altertum die große Karawanenstraße von Damaskus nach Ägypten ihm folgte, um bei Ḥaṭṭīn das Plateau von Lūbije zu ersteigen, werden die natürlichen Felsgrotten, welche zur Anlage der kunstvollen Felsbauten führten, frühzeitig besiedelt gewesen sein. An Sicherheit der Lage und Fruchtbarkeit der Umgebung waren diese Siedlungen ja unübertrefflich.

Die dem Dorfe el-Meğdel nächstgelegene Höhlengruppe ist allbekannt unter dem Namen Ḳal'at Ibn Ma'ān.[1] Hoch an der steilen Felswand ist hier in den Höhlen durch arabische mittelalterliche Einbauten eine feste Burg entstanden, die von jeher die Aufmerksamkeit der Reisenden erregt hat. Die äußere Gestalt des Höhlenkomplexes ist dabei durch Unterbauten und Stützmauern ziemlich verändert worden. Der direkte Aufstieg von der Talsohle führt einen äußerst steilen und beschwerlichen Fußweg hinauf. Zur Linken befindet sich in einem großen Felsblock ein Troggrab. Hat man drei Viertel der Höhe erstiegen, so befindet man sich auf einem ca. 50 m breiten, mit großen Felsblöcken besäten Plateau, welches für die Besatzung der Burg eine günstige Verteidigungsstellung abgab. Sidrbüsche und wilde Kapernsträucher wachsen hier in Mengen. Über eine schlüpfrige Schutthalde aus kleinen Steinen geht es abermals aufwärts bis zum Fuße der gegen 40 m senkrecht abstürzenden überhängenden Felswand und auf einer noch teilweise erhaltenen kleinen Treppe aus Basaltsteinen zum Haupteingang der Burg.

Östlich vor dem Eingang zieht sich an der Felswand eine kleine, bis 10 m breite Terrasse hin, an deren Ostseite sich ein aufgemauertes Gemach mit zwei Fenstern befindet. Diese geschützte Terrasse dient den benachbarten Beduinen im Winter zur Aufbewahrung des Viehs. Links vom Haupteingange befinden sich zwei gegeneinander schreitende Löwen in Kalkstein ausgehauen, etwa 3 m über dem Fußboden. Wir treten durch den Eingang und gehen einen 2 m breiten, oben gewölbten Gang hinauf, der in den Felsen getrieben, aber teilweise

[1] Vgl. J. L. Burckhardt, Travels in Syria and the Holy Land, London 1822, S. 331. The Survey of Western Pal., Memoirs I, S. 409 ff. G. Dalman, ZDPV XXIX 1906), S. 199 ff. mit Abbildung des Löwenreliefs. Derselbe, PJB 1909, S. 20 f., V. Guérin, La Galilée I, S. 198—203. Frei, ZDPV IX (1886), S. 108 ff.

durch Mauerwerk ausgebaut ist. Dieser Gang führt nach Osten. Wir gelangen in eine große, vorn offene Höhle, deren unterer Teil durch eine vorgebaute Mauer geschützt ist. Man erkennt noch drei Schießscharten. An dieser Mauer befindet sich das Löwenrelief. Die Wände der großen, offenbar natürlichen Höhle sind bedeckt mit kleinen, rauchgeschwärzten Felsgelassen. Diese Grotte war offenbar der Mittelpunkt der ganzen Gruppe, gewissermaßen der Marktplatz der Höhlenstadt. Wir steigen nun an der Westseite dieser Höhle über eine Mauer hinauf zu einem zweiten Stockwerk; in einem der Felsenräume sieht man eine Brunnenöffnung, welche in eine Zisterne führt. Nach Westen weitersteigend gelangen wir über alte Treppen zu einer schön gebauten Tür von 80 cm Breite und 1,85 m Höhe, welche zu einem mit Spitzbogen gewölbten Raume führt. Durch eine kleine gebrochene Tür nach Osten herausschreitend kommen wir auf eine gemauerte Galerie, welche man als drittes Stockwerk bezeichnen kann. An diese Galerie schließen sich verschiedene Höhlen an. Am Westende der Terrasse ist wieder ein größerer Höhlenkomplex zugänglich, aber vielfach niedergebrochen. Treppen führen weiter nach oben, die jetzt aber unterbrochen sind, vermauerte Korridore und Aufgänge nach Ost und West. Der Kalkstein ist sehr bröckelig und bricht leicht in großen, viereckigen Stücken ab.

Die gemauerten Vor- und Einbauten stammen aus arabischer Zeit, etwa aus dem 15. Jahrhundert. Es sind in Reihen abwechselnd kleine Kalkstein- und Basaltquadern verwendet, wie man es auch am Ḫān Minje und Ḫān Ǧubb Jūsuf sehen kann. Diese Bauwerke stammen wohl alle aus derselben Epoche, und wir haben in unserer Burg ein Bollwerk zur Sicherung der Karawanenstraße zu sehen. Durch diesen arabischen Bau ist am Bestande der alten Höhlen wenig geändert worden. Diese zeigen dasselbe System, welches wir bereits im Wādi ʿAmūd kennen gelernt haben. Von einer großen zentralen Höhle gehen etagenweise Korridore übereinander nach Ost und West aus, an welchen die rechtwinklig ausgehauenen Wohnräume liegen. Häufig sind Fenster und Türen nach außen durchgebrochen, so daß die ganze Felswand durchlöchert erscheint. Vielfach sind die Vorderwände niedergebrochen, so daß schwarze Innenräume in das Tal heruntergähnen. Nach Schumacher, ZDPV XIII (1890) S. 67 f. messen die Wohnräume durchschnittlich 3—6 m Breite, 2—5 m Tiefe und 2 m Höhe. Ferner spricht Schumacher von trichterförmig sich nach oben verengenden Schächten, welche auf die Oberfläche des Berges hinaufführen sollen. Sie würden den senkrechten Schächten entsprechen, welche ich in der Fensterhöhle im Wādi ʿAmūd gesehen habe.

Die Aussicht von der Felsenburg Ḳal'at Ibn Ma'an ist herrlich. Als Mittelpunkt der Landschaft sieht man den Ǧebel eṣ-Ṣafed und sich anschließend die gewaltige Bergkette, welche das Unterland von Obergaliläa trennt. In alle Wādis blickt man hinein, besonders in den tiefen Wādi 'Amūd; man sieht 'Akbara, den Ǧebel Arba'īn und el-Muṛār am Ǧebel Ḥazzōr in der Sonne leuchten. Und gegenüber hockt der Felsklotz mit seinen Höhlen auf der linken Seite des Tales, welches man bis zum Dorfe Ḥaṭṭīn und seinen Baumpflanzungen verfolgen kann. Zu unseren Füßen aber liegt, wie eine große Landkarte ausgebreitet, die ganze Gennesaretebene bis hinüber nach eṭ-Ṭābṛa mit ihren Getreide- und Gemüsefeldern, weiterhin der tiefblaue Spiegel des friedlichen Sees, darüber die kalte Masse des Ǧōlānplateaus und höher, machtvoll aufsteigend, die weiße Spitze des Ǧebel eṣ-Šēḫ, des großen Hermon. Das alles sind die großen Zeugen der ersten evangelischen Verkündigung des Herrn in diesem stillen Erdenwinkel.

In der unmittelbaren Umgebung, besonders auf der Westseite, befinden sich noch viele alte Höhlengänge, welche nicht in das System einbezogen worden sind. Ein Stück talaufwärts tritt die Felswand der westlichen Seite in gewaltiger Masse bis hart an den Grund des Wādis. Hier befindet sich das zweite, noch ausgedehntere Höhlensystem. Viele der Schächte und Gänge sind jetzt niedergebrochen, und mancher schwarz verrauchte Innenraum zeigt jetzt seine viele Jahrhunderte hindurch gehüteten Geheimnisse. Die Felswand stürzt hier mehrere Hundert Meter tief in verschiedenen Etagen senkrecht ab. Wenn die braunen, durchlöcherten Felswände von der Nachmittagsonne beschienen werden, bieten sie einen eigenartigen Anblick. Man glaubt da und dort Gestalten zu sehen, Köpfe, welche an den Fenstern Ausschau halten; man denkt an das Menschengewimmel, welches diese Abgründe einst belebt hat, während Karawanen zu den Füßen dieser Felsenstadt ihres Weges zogen.

Die Höhlen in dem spornartig vorspringenden Felsklotz auf der nördlichen Talseite sind ebenfalls sehr zahlreich und gleichen in ihrer Anlage den übrigen. Durch die niedergebrochenen Felsmassen kleben sie heute in unzugänglichen Höhen.

Diese Höhlenstadt im Wādi Ḥamām hat in der Geschichte mehrfach eine Rolle gespielt. Sie sind bekannt als die Höhlen von Arbela, einer jüdischen Stadt, deren Ruinen, Ḫirbet Irbid, eine Viertelstunde westwärts auf der Höhe liegen. Das erste Mal werden sie erwähnt, als um 145 v. Chr. Bacchides, der Feldherr des Demetrius, nach Judäa zog. Flüchtlinge hatten sich hierhin zurückgezogen. Bacchides bezog in Arbela ein Lager und belagerte und eroberte die Höhlenstadt; vgl. Josephus, Antt. XII 11, 1. Dasselbe

Ereignis wird 1. Makk. 9, 2 berichtet, wo von der Eroberung von *Μεσσαλώθ* oder *Μασαλώθ* die Rede ist. Dieser Name ist nichts anderes als das semitische מְצָדוֹת „Felsfesten". Schlimmer erging es den Höhlenbewohnern zur Zeit Herodes' des Großen, der im Frühjahr des Jahres 38 v. Chr. einen Feldzug gegen sie unternahm, angeblich weil sie Räuber waren und einen Teil Galiläas terrorisierten. Herodes sandte zunächst eine Truppenabteilung nach Arbela, um die „Räuber" zu beobachten, und folgte nach vierzig Tagen mit seinem Heere. Nach anfänglichen Erfolgen wurden die Höhlenbewohner geschlagen und bis über den Jordan verfolgt. Dann ging Herodes an die Belagerung der Höhlenstadt im Wādi Ḥamam und bezwang sie endlich dadurch, daß er an eisernen Ketten hängende Kästen von der Höhe des Berges an der Felswand bis zu den Höhlen herunterließ. In den Kästen standen kühne Krieger, welche die Feinde mit langen Haken ergriffen und in den Abgrund stießen. Schließlich wurde Feuer an das mit reichen Vorräten angefüllte Innere gelegt; vgl. Josephus, Antt. XIV 15, 4—5; B. J. I 16, 2—4. Bei dieser Gelegenheit gibt Josephus auch eine Beschreibung der Höhlen, Antt. XIV 15, 5 = B. J. I 16, 4, welche genau mit dem heutigen Zustande, abgesehen von der arabischen Burg, übereinstimmt. Er schildert sie Antt. XIV 15, 5 als *σπήλαια . . . κατὰ τὸ μεσαίτατον ἀποκρήμνους ἔχοντα τὰς προσόδους*, Höhlen, die in halber Höhe (der Felswände) nur schwer zugängliche Zuwege haben. B. J. I 16, 4 betont Josephus ihre gänzliche Unzugänglichkeit an den Flanken des Steilabsturzes und redet von *πλαγίας ἀνόδους στενωτάτας*. Unter den Orten, welche Josephus bei Beginn des jüdischen Aufstandes in Galiläa gegen die Römer befestigen ließ, befanden sich auch die Höhlen von Arbela, Vita § 37: *Ἀρβήλην σπήλαιον*. B. J. II 20, 6 drückt er sich allgemeiner aus: *τὰ περὶ Γεννεσὰρ τὴν λίμνην σπήλαια*. Wahrscheinlich handelte es sich nicht nur um die Höhlen im Wādi Ḥamām, sondern auch um die ganz gleichartigen des Wādi ʿAmūd. Auch das Felsennest ʿAkbara mit seinen ausgedehnten Höhlen wurde ja damals befestigt. Doch scheinen die Höhlenfestungen im Kriege gegen die Römer keine Rolle gespielt zu haben.

Da Josephus in seiner Beschreibung der Höhlen offenbar den heutigen Zustand derselben und eine zahlreiche Bevölkerung voraussetzt, die es sogar wagte, Herodes in einer offenen Feldschlacht entgegenzutreten, muß der kunstvolle Ausbau der ehemals natürlichen Höhlen zu einer förmlichen Höhlenstadt bereits vor dem Feldzuge des Bacchides im Jahre 145 v. Chr. erfolgt sein. Auch Bacchides mußte ja zu einer förmlichen Belagerung schreiten. Wahrscheinlich gehören die Höhlensiedlungen im Wādi Ḥamām und im Wādi ʿAmūd wegen ihrer gleichen Anlage ein und derselben Periode an. Diese

können wir heute noch nicht genauer bestimmen. Ebenso ist es unmöglich, etwas Gewisses darüber auszusagen, ob die jenen Höhlensystemen zugrunde liegenden Naturhöhlen bereits in neolithischer oder gar paläolithischer Zeit den Menschen als Schlupfwinkel dienten. Doch ist dies in dem an vorgeschichtlichen Resten so reichen Gebiet nicht unwahrscheinlich.

Höhlen bei eṭ-Ṭābṛa. Abgesehen von diesen großen künstlichen Höhlensystemen ist die Umgebung der Gennesaretebene auch sonst nicht arm an Höhlen. Einige Grotten befinden sich am Süd- und Westabhange des Tell el-ʿOreme. Links von der Damaskusstraße befindet sich westlich von der Ruine Ḫirbet el-Ḳōr (auf der englischen Karte irrtümlich el-Ḫrēbe) am Höhenzuge Ḍahr el-Ḳōr eine 30 m tiefe Grotte, Muṛāret el-Ḳōr, welche als Versteck von Viehräubern und im Winter als Schafstall dient.

Nordöstlich vom Wadi ʿAmud, parallel zu ihm, erstreckt sich ein kleineres liebliches und teilweise angebautes Tal, welches, ohne eine enge Schlucht zu bilden, auf beiden Seiten von schroffen und bizarren, verwitterten Kalkfelsbergen begleitet wird. Besonders auffällig sind die drei nackten und zerrissenen Kuppen auf der Südseite des Tales. Dieses wird von den Landesbewohnern el-ʿAfrītīje, Geistertal oder verwunschenes Tal, genannt. Der obere breite und fruchtbare Teil führt den Namen Ḫallet abu ʿAṣēfīr. Die östliche der drei Felskuppen auf der Südseite des Tales hat einige kleinere Höhlen in ihrer Flanke. Ihr gegenüber liegt auf der anderen Talseite ein ca. 25 m steil abfallender Felshang auf einer kleinen Plattform. In dieser Wand befinden sich die Höhlen Muṛr el-ʿAfrītīje. Es sind drei an der Zahl.

Die östlichste hat einen 4 m breiten und 1,50 m hohen Eingang und verengt sich nach 10 m zu einem verschlungenen Gange, welcher nur durchkrochen werden kann, aber sich an manchen Stellen wieder erweitert. Man kann 30 m tief hineinkriechen. Ungefähr fünfzehn Schritt weiter westlich ist die zweite Höhle mit 2,50 m breitem und 2,70 m hohem Eingang. Sie geht innen bald in zahlreiche natürliche Kammern und Gänge über, die auf verschiedenem Niveau liegen und von den Hirten zum Winteraufenthalt für die Herden benutzt werden. Auch hier führt ein langer Gang tief in den Berg hinein. Von diesem geheimnisvollen Charakter mag die Höhle den Namen el-ʿAfrītīje haben. Nordwestlich von der zweiten Höhle befinden sich die Eingänge einiger kleinerer Grotten. Dann kommt die dritte, größte Höhle. Ihr Eingang ist nur 2 m breit und 2,50 m hoch. Tritt man ein, so befindet man sich am Eingange eines langen, durch das Tageslicht erleuchteten Korridors von 3—5 m Breite und 2—5 m Höhe, wohl zum größten Teil eine natürliche Höhle, die

vielleicht in der Nähe des Einganges künstlich etwas erweitert ist. Rechts und links zweigen sich von Zeit zu Zeit ziemlich geräumige Nebenhöhlen ab. Viele Fledermäuse hausen hier, welche den Eindringling neugierig umschwirren. Ich folgte der Höhle 50 m weit, bis das Eindringen wegen der herabgestürzten Felsblöcke unmöglich wurde. Sie soll sich noch weit in den Berg hinein erstrecken. In dieser Höhle bringen die Beduinen während des Winters ihre Schafe unter.

Im Frühjahr ist das ganze Tal ein einziger wunderbarer Blütenteppich. Die schroffen Felsen sehen aus, als wäre jemand mit einem borstigen Maurerpinsel über sie hingefahren, solche Rillen von oben nach unten sind in ihnen ausgewittert. Die letzte der drei Felskuppen auf der Südseite ist die interessanteste, zackig und wild durchfurcht. Auf der Höhe trägt sie an der Ost- und Nordseite einen 1—5 m breiten, rechts und links von hohen Felswänden eingefaßten Graben, der wie ein Hohlweg aussieht. Dieser Graben ist wohl unter Benutzung einer natürlichen Felsspalte hergestellt. Er schneidet das eigentliche, von starren Felsen gebildete Bergplateau vollkommen von den östlich und nordöstlich vorliegenden Teilen des Abhanges ab und macht es zu einer natürlichen Festung, welche den Wādi beherrscht. Hinter diesem Berge befindet sich an der Südseite des Tales ein sehr großer, gegen 100 m langer Steinbruch und westlich von diesen noch ein zweiter kleinerer. Im ersten Steinbruch befindet sich der Eingang einer Höhle, welcher mit großen Steinen zugesetzt war. Das Land in der Nähe heißt Arḍ el-Muḫr.

## 2. Dolmen.

Ein dolmenähnliches Grab fand ich am Waʿret es-sōda, einer länglichen Erhebung aus gewaltigen Basaltblöcken in der Ebene el-Ḫuwēr, welche sich gleich einem gewaltigen Damme von 30 – 50 m Breite dem Bach des Wādi ʿAmūd entgegenstellt. Dieser Waʿr (wüstes Steingebiet) ist keineswegs aus Schuttmassen gebildet, die der Wādi ʿAmūd in diluvialer Zeit in die Ebene ausgestoßen hat. Er ist ganz aus Basalt, während der Wādi ʿAmūd sich tief in Kalkfelsen eingesägt hat und in seinem ganzen Verlaufe nur durch Kalkgestein ohne Lavadecke fließt.[1] Am Nordende dieses Basaltfeldes befindet sich ein kleines, aus mehreren übereinandergelegten Felsblöcken gebautes Häuschen, welches von Norden nach Süden orientiert ist und wie ein kleiner Dolmen aussieht. Ein Basaltblock bedeckt den Innenraum, welcher nach Norden offen ist.

[1] Blanckenhorns Geologische Karte ist dementsprechend zu berichtigen.

Im Jahre 1910 fand ich einen Dolmen auf dem Wege von eṭ-Ṭābṛa nach Ṣafed über ʿAkbara, auf einer leicht ansteigenden Ebene, welche Arḍ en-Nuerīje genannt wird, links vom Wege. Ein Seitenstein und der Deckstein sind noch in situ, das übrige zerstört. Das Material ist Kalkstein. Er steht auf flachem Boden und ist von geringer Größe.

Das Dolmenfeld zwischen Ḫirbet Kerāzije[1] und dem Jordan. Zwischen Ḫirbet Kerāzije und dem Westufer des Jordan befindet sich ein ausgedehntes Dolmenfeld in den unglaublich wüsten Basaltmassen, welche die ganze Gegend vom Seeufer aufwärts bedecken. Die Dolmen erstrecken sich nördlich bis zum Ḥağar ed-Damm der englischen Karte und bis in die Gegend von Ḫirbet Abu-Loze am Jordan. Im folgenden werden einige Gruppen zwischen Ḫirbet Kerāzije und dem See beschrieben.

Ein Stück östlich von Tell Ḥūm, den Ruinen des biblischen Kapharnaum, mündet der mit unzähligen schwarzen Basaltblöcken besäte Wādi Webdāni in den Tiberiassee. In südöstlicher Richtung kommt er von der felsigen Hochebene nördlich vom Ḫān Ǧubb Jūsuf herab, windet sich unmittelbar westlich an Ḫirbet Kerāzije vorbei, wo er den Namen Wādi Kerāzije annimmt, und durchbricht die Berge mit ihren Basaltdecken in einer tiefen Schlucht.

Geht man von Tell Ḥūm in nordwestlicher Richtung über die alte Nekropole aus griechisch-römischer Zeit und dann über ein Gebiet zahlreicher einfacher Gräber, durch Steinhaufen und kleine Steinkreise angedeutet, welches von den Beduinen Umm er-Reḍrāḍ genannt wird, so hat man die Spitze des Ǧebel Kenaʿan gerade zwischen den beiden Talseiten. Ungefähr halbwegs zwischen Tell Ḥūm und der Stelle, wo das Tal die hohen Bege verläßt, liegt das Heiligtum des Šeḫ ed-Diāb, ein einfacher Steinhaufen. Weiter oben, links am Talrande, erblickt man eine mit gewaltigen Basaltblöcken bedeckte Kuppe, den Waʿret es-Sōda, den schwarzen Waʿr. Wenn wir der wüsten Schlucht des Wadis weiter in die Berge hinein folgen, gelangen wir nach kurzer Zeit zu einer Art Talkessel, wo ein Teil der ʿArab es-Semakīje im Winter zeltet. Hier bemerkt man alte Steinsetzungen aus großen Basaltblöcken, zwischen denen sich jetzt zahlreiche kleine Hürden für das Vieh befinden.[2] An dieser Stelle steigt das linke, nördliche Ufer des Tales nur flach an und trägt auf der Höhe ein muldenförmiges breites Tal, das sich ein Stück weit gegen Nordosten erstreckt. An dieser sanften Nordseite des Wadis befindet sich unter einigen Bäumen, darunter eine schöne Eiche, das Heiligtum

[1] So, anstatt Ḫ. Keräze, nennen die Beduinen am See diese Ruine.
[2] Eine solche Hürde heißt ṣīre, pl. ṣijār.

des Šēḫ Muḥammed, ein einfacher Steinhaufen.[1] Ungefähr 100 m nördlich davon liegt ein anderes kleines Heiligtum, ebenfalls ein Steinhaufen, in dessen Umgebung die Beduinenfrauen ihr Brennholz niederzulegen pflegen, damit der Heilige es in Verwahrung nimmt; er heißt Šēḫ ʿUēdāt. Den Abhang ersteigend gelangt man in das erwähnte Tal, welches ganz parallel zu dem Talgrunde verläuft, an welchem Ḫirbet Kerāzije liegt; es wird im Nordwesten und Südosten von steinigen, mit zahllosen Basaltblöcken bedeckten Höhenzügen begleitet, welche nach Nordosten zu immer niedriger werden und allmählich in einen sanft gegen das Nordende des Sees geneigten Abhang auslaufen. Der südöstliche Höhenzug ist viel weniger ausgebildet, weil das Terrain sich in Stufen ständig gegen das Nordufer des Sees senkt. Die nordwestliche Höhe begrenzt das Gesichtsfeld gegen Kerāzije. Quellen befinden sich in unserem Tale nicht. Zahlreich sind alte Terrassen, die Spuren einstiger intensiver Bebauung. Der Boden zwischen den Basaltblöcken ist ungemein fruchtbar; im Frühjahr blühen hier die schönsten Blumen, im Sommer aber bedeckt das ganze Gebiet ein stellenweise undurchdringlicher Wald von mehr als meterhohen stachelichten Disteln und Dorngewächsen, welche durch die Kleider dringen und das Fortkommen bei der starken Hitze ungemein erschweren. Nur an wenigen Stellen bauen die ʿArab es-Semakīje hier gamḥ (Weizen) und durra (Mais), welche ausgezeichnet gedeihen. Die alten Terrassen bestehen aus unregelmäßigen Stücken steinfreien Landes, an deren unteren Rändern Wälle von großen und kleinen Basaltsteinen aufgeschichtet sind. Das Tal und der westliche Teil der nordwestlichen Höhe heißt Arḍ el-Ḥalalīn, der östliche Teil Umm el-Maras. Die südöstliche flache Höhe heißt en-Nebelsīje. Nach diesen Gebieten werden auch die Dolmengruppen unterschieden, welche sich hier befinden. Diese Angaben machte mir mein Führer, ein Semaki-Beduine.

Bemerkt sei noch, daß alle Bewohner der Gegend die megalithischen Grabbauten kennen; sie wissen aber über Zweck und Alter derselben nichts anzugeben und sehen in ihnen nichts Außergewöhnliches, sondern etwas durchaus Natürliches, was keine Beachtung verdient. Sie bezeichnen sie mit ḥağar ed-denn (Pl. dunūn); niemals habe ich etwas von demm oder ḥağar ed-damm gehört, und darüber befragt, bestritten sie entschieden, daß man diese Denkmäler mit ḥağar ed-damm bezeichne.[2]

[1] Unter der erwähnten Eiche geht nach der Aussage der Semakīje das Ḳōla-Gespenst des Nachts um. Sonst findet es sich in der ganzen Gegend nur noch bei der Quelle ʿAin el-Ḥāṣil in eṭ-Ṭābṛa, wo es Menschengestalt annimmt und die Vorübergehenden des Nachts in Schrecken setzt.

[2] Einer meiner Führer, ein sehr intelligenter Mann, welchen ich nach der

Am Anfang des Tales bemerkt man Zeltplätze der Beduinen mit zahlreichen Hürden aus kleinen Basaltsteinen für das Vieh. Große Steinwälle ziehen am Bergabhang entlang, unterbrochen von freien Landstücken. Man weiß oft nicht, ob man eine alte Terrasse mit künstlicher Steinaufhäufung, eine Steinsetzung oder nur Reihen natürlich gelagerter und aus größeren Massen auseinander geborstener Basaltblöcke vor sich hat. In nordöstlicher Richtung trifft man auf formlose Steinhaufen, alte Terrassen und gelegentlich auch auf Steinkreise, mehr kreisrunde oder kreisähnliche Wälle aus größeren Blöcken als eigentliche Steinkreise. Nach einer Viertelstunde kommt man zur Dolmengruppe von el-Ḥalalīn mit herrlichem Ausblick auf das Nordende des Tiberiassees, das Tal der Ebṭēḥa mit dem blauen Bande des Jordan und der anderen vom Ǧōlānplateau herabkommenden Wadis, auf den nördlichen Ǧōlān und die weiße Spitze des Ǧebel eš-Šēḫ, des großen Hermon.

Fig. 54. Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije.

Dolmen Nr. 1 (Fig. 54 und 55) befindet sich inmitten eines großen länglichen Steinhaufens von 10 m Länge und 8 m Breite,

Bedeutung des Ausdrucks ‚denn' fragte, meinte, die Steine würden so genannt, weil sie klingen, wenn man sie anschlägt. Er dachte also an den Stamm danna „summen, murmeln"; dieser Stamm hat aber auch die Bedeutung „einen hohlen, krummen Rücken haben": vielleicht werden die Dolmen bezeichnet als hohle Steinbauten oder Steine, die einen hohlen Raum überwölben oder wie ein Buckel aus der Umgebung hervorragen.

der aus kleinen und großen Basaltblöcken aufgehäuft ist. Die Richtung der großen Achse des Dolmens und des Steinhaufens ist von West nach Ost. Der Dolmenbau selbst ist 2,90 m lang und 2 m breit. Zwei Steinlagen aus dicken Basaltplatten, davon die unteren orthostatisch, bilden das eigentliche Dolmenhaus, auf welchem der 1,80 m breite und 2 m lange Deckstein ruht. Derselbe hat von Norden nach Süden einen offenbar künstlich geformten, giebeldachartigen Rücken und ist 1,25 m dick; die Unterseite ist etwas gebogen, so daß er das Innere des Dolmens wie ein flaches Gewölbe überspannt. Der Grund für die künstliche Form des Decksteines ist nicht klar, doch findet sich eine ähnliche Erscheinung auch bei manchen Dolmen des Belḳā. Der Eingang des Dolmens ist im Osten und war, wie auch die Lücken zwischen den großen Steinplatten, sorgfältig mit kleineren Steinen verschlossen.

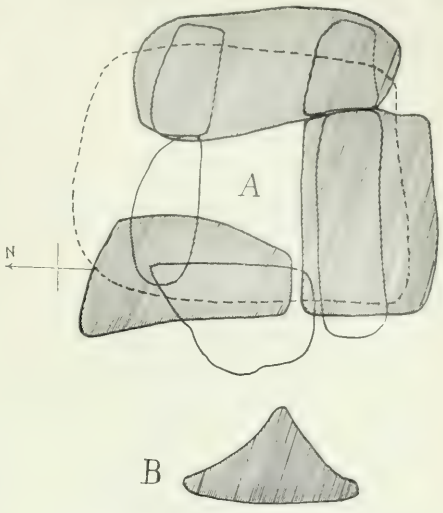


Fig. 55.

Weiterhin in nördlicher Richtung am Abhang der Höhe sehen wir eine größere Zahl von Dolmen und verschiedene Steinkreise vor uns, alle mit herrlicher Aussicht auf die Ebene el-Ebṭēḥa und den See. Dolmen Nr. 2 (Fig. 56) liegt in der Mitte eines großen runden Steinhaufens, welcher die untere Steinreihe des Dolmens noch bedeckt. Der Durchmesser der ganzen Anlage von Osten nach Westen beträgt 11,50 m. Die Steinmassen des Walles sind mit Sorgfalt aufgeschichtet, stellenweise über 2 m hoch, und dergestalt, daß um den Dolmen drei konzentrische Mauerringe (Terrassen) aufgeführt sind, von

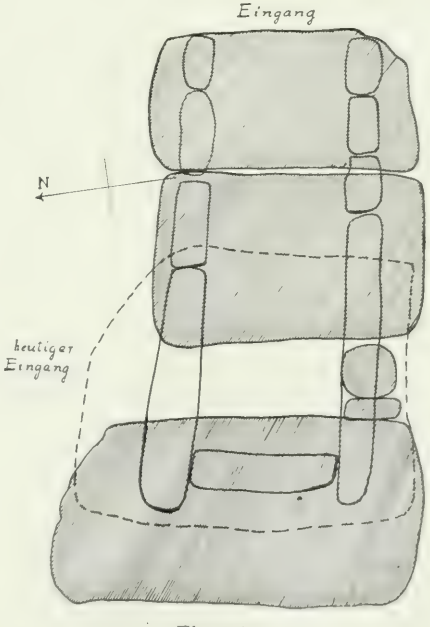


Fig. 56.

denen einer über dem anderen liegt. Der äußerste Ring besteht aus den größten Blöcken und ist ungefähr 1 m hoch, der zweite und dritte ist aus kleineren Steinen, aber ebenfalls gut gebaut. Diese Steinwälle sind abgeböscht. Der Dolmen ist von West nach Ost orientiert. Der Eingang befindet sich im Osten und war, ebenso wie die Lücken zwischen den einzelnen Steinlagen, sorgfältig mit kleineren Steinplatten verschlossen. Hirten haben jetzt durch Wegnahme dieser kleinen Steinplatten einen Eingang von Norden hergestellt und benutzen das Innere, in welchem drei Personen bequem Platz haben, als Versteck oder Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen. Der innere Raum ist bis zur Decke 1,30 m hoch, 1 m breit und 3,10 m lang. Zwei Reihen von Platten bilden das Dolmenhaus, worüber der 1 m dicke, 2 m lange und 1,50 m breite Deckstein liegt. Die Steine der unteren Reihe sind auf die hohe Kante gestellt und vielleicht oberflächlich zugeschlagen worden. Einer derselben ist 2,15 m lang. Die Steine der zweiten Reihe sind drei gewaltige Platten von 1,50 m durchschnittlicher Länge und von 1,50, 1,20 und 1,10 m Breite. Sie überdecken den Dolmengang und tragen am Westende den Deckstein, welcher im Verhältnis zum ganzen Bau klein ist.

Dolmen Nr. 3 hat einen Deckstein von 1 m Dicke, 1,75 m Breite und 2,30 m Länge. Auf der Oberfläche trägt er zwei, wie es scheint, natürliche Schalen. Der Steinwall, der ihn umgibt, umschließt auch noch einen schönen kleinen Steinkreis von 1,50 m innerem Durchmesser.

Dolmen Nr. 4 ist prachtvoll erhalten. Ein 2,50 m hoher, sorgfältig gebauter, länglich runder Steinhaufen von 15 m längerem Durchmesser (West—Ost) umschließt den Dolmen wie eine feste undurchdringliche Schutzwehr. Sein Eingang befindet sich im Osten und ist von Steinen verschlossen. An den Steinwall schließt sich im Osten ein kleiner Steinkreis an. Der Dolmen besteht aus drei Lagen langer, schön gebrochener Steinplatten und ist sehr sorgfältig gebaut. Auf den unteren Längsplatten liegen große Querplatten und endlich darauf der 2,90 m lange, 2 m breite und durchschnittlich 0,90 m dicke Deckstein. Das Innere des Dolmens ist 2,50 m lang, 0,85 m breit und 1,35 m hoch.

In der Nähe befindet sich noch eine größere Zahl ähnlicher Denkmäler, von denen bei einem der Deckstein einige schalenartige Vertiefungen von natürlichem Aussehen trägt. Ein Exemplar hat nur einen verhältnismäßig kleinen Deckstein, aber unter seinen anderen Platten befindet sich eine von 2,50 m Länge, 1,50 m Breite und 0,60 m Dicke. Alle sind von Westen nach Osten orientiert. Zwischen den großen Monumenten befinden sich zahlreiche kleinere

Anlagen ohne Steinhaufen. Auch sieht man steinkreisähnliche Bauten und altes zyklopisches Mauerwerk.

Auf dem südöstlichen Höhenzuge befindet sich nur ein Dolmen, Ḥağar ed-denn en-nebelsīje genannt (Fig. 57). Dieses Monument, Dolmen Nr. 5, unterscheidet sich dadurch von den anderen, daß es nicht in der Mitte des runden Steinhaufens, sondern an der Nordseite eines solchen liegt. Auch dieser Steinwall ist künstlich aufgeschichtet mit großen Blöcken am Rande. Man könnte vermuten, daß die die Dolmen umgebenden Steinhaufen durch Ablesen und Zusammenwerfen der Steine vom Acker entstanden sind, indem man sie um die schon vorhandenen Dolmen aufgeschichtet hätte. Das ist aber nicht der Fall, denn auch bei unserem Exemplar ist die Umgebung noch ganz mit großen Blöcken bedekt. Diese Monumente stehen ja nie im Ackerland, sondern immer an besonders steinigen Stellen, wo man mit dem Aufhäufen der Steine andere Zwecke verfolgt haben muß. Unser Dolmen steht ganz isoliert von den anderen Gruppen und unterscheidet sich von ihnen auch durch die Einfachheit der Bauweise. Er besteht nämlich nur aus vier Orthostaten und einer Deckplatte. Von den vier Seitensteinen ist der östliche 1,60 m lang und 1 m breit, der südliche 1,45 m lang. Die große Deckplatte ist durchschnittlich 0,70 m dick, 2,30 m breit und 2,45 m lang. Der Innenraum ist nur 1,60 m lang, 0,60 m breit und verschüttet; im Osten ist er durch eine der großen Steinplatten geschlossen.

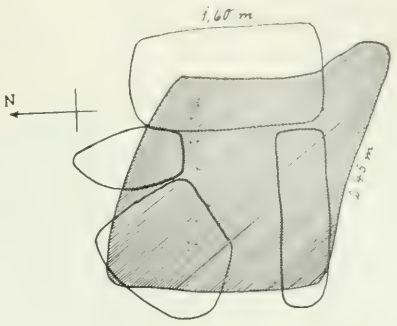


Fig. 57.

Von diesem Monument gelangt man nach einigen Hundert Schritt in nördlicher Richtung nach der Gruppe von Umm el-Maras. Von der Höhe hat man einen herrlichen Blick auf die Ebene el-Ebṭēḥa mit ihren Wasserläufen und den schwarzen Zelten.

Dolmen Nr. 6 befindet sich in einem unregelmäßigen Steinhaufen. Er muß durch ein Erdbeben etwas durcheinandergeworfen worden sein, denn der Deckstein ist nach Osten heruntergerutscht und der ganze Bau verschoben. Die nach Osten gerichtete Öffnung ist mit kleineren Basaltplatten sorgfältig verbaut. Zwei mächtige, auf die schmale Kante gestellte Basaltsteine bilden die Langseiten; darüber liegen noch zwei Schichten von großen breiten Platten und auf diesen der pyramidenförmige Deckstein von 1 m Höhe. Die Lücken zwischen den großen Steinen sind durch kleine Platten

ausgefüllt. Das ganze Monument mißt von Westen nach Osten 3,20 m Länge ohne den umgebenden Steinhaufen.

Dolmen Nr. 7 ist ein besonders typisches Beispiel der hiesigen Dolmen. Er verschwindet ganz in einem riesigen Steinwall, der nur im Osten etwas niedriger ist. Auf der West- und Südseite erreicht die Höhe des Steinwalls, welcher den Dolmenbau fest umschließt, beinahe die Höhe des Decksteins; sie beträgt dort etwa 2 m. Nach außen sind die Steine sorgfältig gelegt, im Innern dagegen nur zusammengeworfen. Östlich von diesem Walle zieht sich eine Mauer aus großen Basaltblöcken, die unbehauen aneinander und übereinander gereiht sind, im Bogen hin. Sie ist ein 1,25 m hoch und sollte vielleicht der Grabanlage weiteren Schutz gewähren. Der Durchmesser der Anlage von West nach Ost beträgt 10 m, die Breite 7 m. Der Dolmeneingang im Osten ist mit großen Steinen zugedeckt. Der Dolmenbau besteht aus mehreren Langsteinen, über welche breite Deckplatten gelegt sind. So entsteht ein 4,50 m langer Korridor, an dessen Westende man auf die beiden westlichsten Platten den großen Deckstein gelegt hat. Im ganzen war der Gang von sechs Platten bedeckt, von welchen eine fehlt. Der Deckstein ist eine Basaltplatte von 2,55 m Länge, 1,80 m Breite und 0,90 m Dicke. Die Langsteine der Seiten sind nicht zu erreichen.

Nördlich neben diesem Dolmen befindet sich ein anderes Exemplar von kleineren Dimensionen, aber ebenfalls mit sorgfältig ausgeführtem Steinwalle umgeben. Der Durchmesser der ganzen Anlage von Osten nach Westen beträgt 6 m.

Ungefähr hundert Schritt nördlich von den eben beschriebenen Monumenten befindet sich eine andere Dolmengruppe (Nr. 8—10). Ungefähr dreißig Schritt weiter nördlich ist ein hoher Steinhaufen, der sofort auffällt. Er heißt bei den Beduinen el-Mnēṭīr. Jenseits dieses künstlich aufgeschichteten kegelförmigen Steinhaufens setzt sich das Dolmenfeld fort.

Dolmen Nr. 8 wird von einem Haufen aus besonders großen Steinen umgeben. Derselbe hat von West nach Ost 9 m Durchmesser. Der Dolmeneingang im Osten ist mit Mühe zugänglich. Das Innere dient den Hirten öfters als Zufluchtsort. Auch dieser Dolmen besteht aus zwei gewaltigen Langsteinen, denen im Westen ein mächtiger Querstein vorgesetzt ist. Auf diese drei Steine, denen im Osten noch einige andere angereiht sind, ist eine Schicht von großen Basaltplatten gelegt und auf diese der Deckstein von 1,10 m Dicke, 1,50 m Breite und 2 m Länge. Die Höhe des Innenraumes beträgt 1,20 m.

Daneben befindet sich ein gut gebautes Monument mit kleinerem Steinhaufen. Es ist aus besonders schönen Platten gebaut und hat den Eingang von Osten.

Nordwestlich von den genannten Dolmen liegen zwei größere Anlagen. Zunächst ein Dolmen (Nr. 9), der von einem großen

Fig. 58. Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije.

Steinwalle derart umgeben ist, daß von dem ganzen Bau nur ein Teil des besonders großen Decksteines sichtbar ist. Der westöstliche Durchmesser des unregelmäßig aufgeschichteten Steinwalles, der in seinem westlichen Teile noch einen anderen Dolmen ohne Deckstein umschließt, beträgt 13 m. Der zweite Dolmen hat seinen Deckstein verloren.

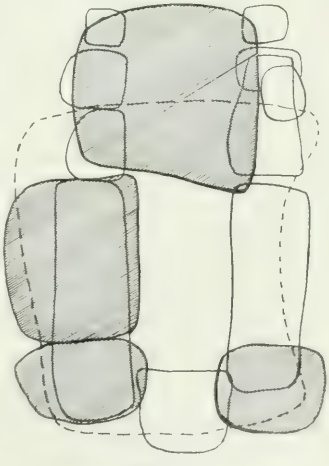


Fig. 59.

Dolmen Nr. 10 (Fig. 58 und 59) ist ein schönes und regelmäßiges Exemplar. Der umgebende Steinwall, der auf der Südostseite sehr sorgfältig gebaut ist, mißt von West nach Ost 10 m. Der Dolmeneingang im Osten ist durch einen großen Stein versperrt. Der regelmäßig gebaute Dolmen besteht aus zwei großen Langsteinen, denen im Osten noch einige kleinere vorgelegt sind, während im Westen ein großer Block den Abschluß bildet. Der Deckstein ist eine große viereckige Basaltplatte von 0,80 m Dicke, 2 m Länge und 1,75 m Breite. Die Länge des verschütteten Innenraumes beträgt 2,40 m,

die Breite 0,90 m. Man hat den Eindruck, daß hier die Platten künstlich, wenn auch nur oberflächlich, für den Gebrauch zugeschlagen worden sind.

Der Steinhaufen, el-Mnēṭir, ist ein mächtiger ruǧm mit künstlich aufgebauter Spitze; mein Führer schrieb ihm keine Bedeutung zu.

Erwähnt sei noch ein zerstörter Dolmen von nicht weniger als 6 m Länge bei durchschnittlich 0,70 m innerer Breite und von etwas über 1 m Höhe. Mit Ausnahme einer einzigen waren alle Deckplatten schon abgedeckt. Der diesen Dolmen umgebende Steinwall besteht aus besonders großen Steinen und war sorgfältig angelegt.

Über die Eigenart dieser neuen Dolmen läßt sich folgendes sagen. Sie liegen in einem Gebiet, das von Tell Ḥūm, Ḫirbet Kerāzije, dem Ḥaǧar ed-Damm auf der Höhe von Ḫirbet ʿĀlije und Ḫirbet Abu Lōze begrenzt wird. Doch fand ich auch, wie bemerkt, ein kleines Exemplar aus Kalkstein am Wege von eṭ-Ṭābṛa nach Ṣafed. Diese Dolmen bilden in mehrfacher Beziehung in Palästina eine wichtige Gruppe für sich. In unzugänglicher, wüster Gegend gelegen, sind sie dank der schützenden Steinhaufen vielfach ganz intakt erhalten.

Sie liegen auf flachen Erhebungen am Ostabhange des obergaliläischen Plateaus, hoch über dem Nordwestufer des Gennesaretsees, von welchen man eine prachtvolle Fernsicht auf die Ebene el-Ebṭēha, den See, das Ǧōlānplateau und den großen Hermon hat. Die Aussicht auf das fließende Wasser ist bemerkenswert. Die Landschaft ist von Basaltmassen bedeckt, deren Trümmer ihr einen unendlich unwegsamen Charakter verleihen. (Vgl. Fig. 61.) Diese Basaltdecke erstreckt sich westlich bis hart an den Ḫān Ǧubb Jūsuf.[1] Die dunkle schwarze Erde zwischen den Blöcken ist äußerst fruchtbar und in der Umgegend bekannt wegen ihrer guten Weide. Wo der Boden weniger mit Basaltgeröll bedeckt ist, können stellenweise fruchtbare kleine Äcker gewonnen werden, die ausgezeichneten Weizenboden haben. Im Talmud ist daher Korozaim berühmt durch seinen guten Weizen. Menaḫōth Fol. 85 a heißt es: „Wenn Korazīm und Kefar-Aḫīm näher bei Jerusalem gelegen wären, würde man auch ihren Weizen (zur Webegarbe) geholt haben.“ Kefar-Aḫīm ist wahrscheinlich Kapharnaum, heute Tell Ḥūm.[2] Damals muß also in der Umgebung von Ḫirbet Kerāzije (= Korozaim) mehr Getreide gebaut worden sein als heute, wo nur die Semakīje einige spärliche Felder unterhalten. In bedeutendem Umfange kann dies allerdings nie geschehen sein. Der Charakter dieser Gegend entspricht ganz dem

[1] Danach ist Blanckenhorns Geologische Karte von Palästina zu verbessern.
[2] Vgl. A. Neubauer, Géographie du Talmud, Paris 1868, S. 221.

des gegenüberliegenden steinigen Ǧōlān, und wie dieser war das Nordwestufer des Sees bis in die allerjüngste Zeit vom Ḳuwēr bis zur Brücke Banāt Jaʿḳūb Beduinengebiet. Jetzt werden die dort hausenden kleinen, verkommenen Beduinenstämme immer mehr zusammengedrängt.

Die großen Basaltblöcke boten geeignetes Baumaterial für die Dolmen in Fülle. In manchen Fällen scheinen die benutzten Blöcke und Platten roh bearbeitet zu sein. In der Regel sind sie im natürlichen Zustande aufgebaut. In einem Falle trägt der Deckstein einen satteldachartigen Buckel, welcher künstlich hergestellt zu sein scheint; vgl. Fig. 54 u. 55. Einigemal waren auf den Decksteinen schalenartige Vertiefungen zu sehen, von denen keine sichere Merkmale künstlicher Arbeit trug. Als Baumaterial der Dolmen diente ausschließlich Basalt. Die in ihrem natürlichen Zustande verwendeten schwarzen rohen Blöcke geben den Dolmen etwas Urtümliches. Besonders massig wirken die gewaltigen Decksteine.

Orientiert sind die Bauten, soweit sie bisher untersucht werden konnten, ausnahmslos von West nach Ost, häufig mit einer kleinen Abweichung nach SW—NO. In dieser Richtung liegt auch die große Achse des umgebenden Steinhaufens. Der ehemalige Eingang des Dolmenhauses befand sich meist an der Ostseite; er ist häufig mit kleinen Platten zugesetzt oder durch den Steinhaufen verdeckt. In dem Exemplar Fig. 57 befindet sich eine Öffnung an der westlichen Schmalseite.

Im Gegensatz zu dem einfachen Dolmentypus mit mehr oder minder länglich viereckigem Grundriß, zwei hochgestellten Steinblöcken als Langseiten und zwei kleineren als Schmalseiten mit der großen Deckplatte darüber sind unsere Dolmen, abgesehen von der Deckplatte, meist aus zwei, einmal sogar aus drei Steinlagen übereinander erbaut. Die untere Lage besteht immer aus orthostatischen langen Blöcken, welche die Langseiten bilden. Die westliche Schmalseite ist meistens ebenfalls durch einen aufrecht stehenden Block geschlossen. Häufig sind den langen Steinblöcken rechts und links, welche die Langseiten bilden, nach Osten noch mehrere kürzere Blöcke angereiht. Auf diese untere Steinlage, welche einen länglich viereckigen, häufig gangartigen Raum umschließt, folgt nun entweder eine Lage von flachen Steinplatten, welche nebeneinandergelegt den Innenraum abdecken, so daß ein bedeckter, nach Osten offener Gang entsteht. Auf das Westende dieses Ganges, auf die beiden westlichen Deckplatten, wird dann der große Deckstein gelegt; vgl. Fig. 60. So entsteht ein Gebilde, welches aus dem eigentlichen Dolmenhause und einem gleich breiten, sich östlich anschließenden gedeckten Gange besteht, der niedriger wird und am Ostende nicht durch einen

großen Steinblock, sondern durch kleinere Steine geschlossen war; vgl. Fig. 56. Oder, was ebenso häufig ist, als zweite Steinlage werden nicht bedeckende Querplatten verwendet, sondern flach gelegte große Platten, die nach innen überkragen, so daß mit dem Deckstein eine Art falschen Gewölbes durch Überkragung entsteht. In einem Falle waren sogar zwei Lagen flacher Platten verwendet, um dann den Deckstein aufzunehmen. Man kann wenigstens von einem Ansatz zur Bildung des Innenraumes durch Überkragung sprechen; vgl. Fig. 55 u. 59.

Aufn. v. Dr. Rücker.

Fig. 60. Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije.

Diese durch mehrere Steinlagen gebildeten Dolmen gehören offenbar einer fortgeschritteneren Epoche des Dolmenbaus an als die einfachen Monumente aus 3 oder 4 Orthostaten und einer Deckplatte, wie sie sich in der Belḳa finden. Die langen Monumente mit dem überdeckten Gange gleichen den französischen allées couvertes und sind als eigentliche Ganggräber mit Steinhaufen zu bezeichnen. Nach Déchelette spricht man von Ganggräbern, wenn der Dolmen von einer größeren Zahl von Tragsteinen und Decksteinen gebildet wird und eine längliche Form annimmt. Ein Ganggrab besteht aus einer oder mehreren runden, ovalen oder rechteckigen Kammern, zu welchen ein schmalerer abgedeckter Gang führt. Dieser geht meist von einer der Langseiten aus; manchmal schließt er sich an eine

Schmalseite an und befindet sich dann in der Längsachse des Dolmens. Zwischen Grab und Gang ist immer eine Tür, und beide werden deutlich voneinander geschieden, auch dann, wenn der Zugang an einer Schmalseite liegt und die Breite des Grabes besitzt.[1]

Unsere Ganggräber haben nur eine viereckige Grabkammer und einen Gang, der immer in der Verlängerung der Längsachse des Grabes liegt und dieselbe Breite wie der Grabesraum hat, während die Höhe geringer ist. Sonst ist der Gang gegen das Grab nicht abgeschlossen; vielmehr bilden beide einen Raum. Nur dadurch, daß das Westende dieses Raumes den großen Deckstein trägt und

Aufn. v. Dr. Rücker.

Fig. 61. Dolmen nördlich von Hirbet Kerāzije.

seine Seitenwände aus besonders großen Blöcken gebildet werden, wird dieser Teil als der eigentliche Grabesraum gekennzeichnet.

Es liegt auf der Hand, daß diese Ganggräber eine Weiterentwicklung des Dolmentypus darstellen, welche naturgemäß dann eintreten mußte, wenn man einerseits Gewicht darauf legte, mit dem Innern des Dolmens und den Toten in unmittelbarer Verbindung zu bleiben, aber auch einer neu auftretenden Sitte gemäß einen Erd- oder Steinhaufen zum Schutze und als Monument um das Grab auftürmen wollte. Dann mußte der Dolmeneingang durch den Tumulus

[1] Vgl. über Ganggräber O. Montelius, Der Orient und Europa, Stockholm 1899, S. 45 ff., bes. S. 125 ff. Derselbe, Kulturgeschichte Schwedens, Leipzig 1906, S. 43 ff.

hindurch an dessen Stirnfläche verlegt werden. Dadurch ergab sich der Gang von selbst. Es gibt aber auch freistehende Ganggräber. Bei diesen ist der Gang als Vorraum aufzufassen. Bei den Ganggräbern von Kerāzije reicht der Steinhaufen bis zum großen Deckstein des Grabes und bis zu den Decksteinen des Ganges, letztere manchmal bedeckend. Die Ganggräber erreichen deshalb eine beträchtliche Länge; das längste der beschriebenen Exemplare mißt 6 m. Eigentliche Ganggräber waren bisher in Palästina unbekannt.[1] Nach Montelius gehören Ganggräber mit viereckiger oder länglicher Kammer und einem von der einen Kurzseite ausgehenden Gang in den skandinavischen Ländern ziemlich an das Ende der Entwicklung der großen Steingräber, unmittelbar vor die eigentlichen Steinkisten.[2] In Schweden sind Gräber dieser Art allerdings aus dünnen Steinplatten gebaut und mit solchen abgedeckt. Unsere gewaltigen, aus rohen Blöcken gebauten Gräber machen nicht diesen Eindruck. Vielmehr scheinen sie typologisch aus dem einfachen Dolmentypus hervorgegangen zu sein ohne jene im europäischen Norden konstatierten Zwischenformen.

Da die Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije gut erhalten sind, kann man vielfach noch beobachten, wie die Lücken zwischen den großen Steinen mit kleineren Platten sorgfältig geschlossen sind. Ob Flursteine vorhanden sind, konnte nicht konstatiert werden. Neben den großen Monumenten gibt es auch solche, die in einfacher Art aus vier Orthostaten und einem Deckstein gebaut sind; vgl. Fig. 57. Sie sind jedoch nicht häufig. Dazu kommen zwischen den großen Gräbern kleine Anlagen, die nur aus einer Steinsetzung von mehreren Basaltsteinen oder einem Steinhäufchen bestehen.

Besonders bemerkenswert sind die länglichrunden, häufig mit Sorgfalt aufgeschichteten Steinhaufen, welche die Dolmen umgeben und manchmal bis zur Höhe des Decksteines bedecken. Die Stirnflächen der Steinhaufen sind gewöhnlich durch große Blöcke ausgezeichnet. Manchmal lassen sich mehrere aufeinanderfolgende Terrassen unterscheiden, welche den Steinwall bilden. Der Grabbau steht nicht immer in der Mitte. Einmal umgibt ein solcher Steinhaufen zwei Dolmen; ein anderes Mal fand sich ein Dolmen und ein steinkreisartiger Bau in ihm. Diese Steinhaufen gehören zum Grabbau und waren auch nicht höher errichtet, als sie jetzt sind. Der obere Teil des Dolmens wird immer herausgeschaut haben. Es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß auf diesem Steinhaufen noch

[1] Die von P. Thomsen, Kompendium der palästinischen Altertumskunde, Tübingen 1913, S. 24 § 12 als Ganggräber bezeichneten Grabbauten von Ḫizme, Bētīn und Abu Dis gehören einer späteren Zeit an und sind nicht mehr megalithisch.

[2] Vgl. Orient und Europa S. 134 f.

ein Tumulus aus Erde gelegen hätte. So viel Erde war in dieser Steinwüste nicht aufzutreiben.

Der Hauptzweck des Steinhaufens um das Grabhaus wird der Schutz der Grabanlage gewesen sein. Zugleich verlieh er derselben einen monumentalen Charakter. Tatsächlich sind auch diese Dolmen noch gut erhalten und teilweise unberührt. Dieser Steinhaufen, in welchem sich die Grabkammer befindet und welchem man eine bestimmte Form zu geben sich bemühte, ist weiter nichts als eine Pyramide im kleinen. Wir haben den Zugang, die Grabkammer und den bedeckenden Steinhaufen. Das sind auch die Hauptbestandteile der Pyramide, nur daß bei dieser der Steinhaufen die Grabkammer seines monumentalen Zweckes wegen hoch bedeckt und die einfachste architektonische Form angenommen hat, welche möglich war, um solche Steinmassen zu gliedern, die einer vierseitigen Pyramide. Einen besonderen Kultraum brauchte man bei den Dolmenanlagen nicht; als solcher konnte der Raum vor dem östlichen Eingange zur Grabkammer dienen. Auch bei den Pyramiden und Mastabas befindet sich ja die Scheintür mit dem Kultraume im Osten.

Die Sitte, die megalithischen Gräber mit Erd- oder Steinhaufen zu bedecken, gehört der späteren Entwicklung der megalithischen Periode an. In West- und Nordeuropa finden sich vielfach schon einfache Dolmen von einem Hügel umgeben; aber immer bleiben das Dach und ein großer Teil der Wände sichtbar.[1] Die meisten einfachen Dolmen stehen jedoch frei. Die weitere Entwicklung hat die Tendenz, den Tumulus immer mehr wachsen zu lassen. Ganggräber sind meist mit rundem Hügel überdeckt, der in Schweden häufig noch den oberen Teil des Grabbaues freiläßt. Bald sieht nur noch das Dach des Grabes aus dem Tumulus heraus, bis schließlich mit Beginn der Bronzezeit das ganze Grab unter einem runden Erd- oder Steinhaufen verdeckt ist. Nicht selten hat man in der Bronzezeit ein altes Dolmengrab wieder benutzt und dann einen mächtigen Hügel darüber aufgehäuft.[2] In Palästina sind die Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije die ersten, welche einen Steinhügel aufweisen. Mindestens der Deckstein schaut aus demselben heraus. Dagegen stehen die moabitischen Dolmen ganz frei, während die im Ǧōlān vielfach auf kleinen künstlichen Terrassen errichtet sind. Die Sitte, einen Steinhügel um die Dolmengräber aufzuwerfen, hat sich offenbar in Palästina nicht in alle Gebiete verbreitet und war nur eine beschränkte Zeit in Übung. Es läßt sich hier auch nicht die in Westeuropa beobachtete Vorliebe für die vollständige Bedeckung der Gräber

[1] Vgl. O. Montelius, Der Orient und Europa S. 134 f. Derselbe, Kulturgeschichte Schwedens S. 45 ff.

[2] Vgl. O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens S. 130 f.

gegen Ende der Steinzeit und in der Bronzezeit feststellen. Ganz späte Dolmengräber und Steinkisten stehen ebenso frei auf dem nackten Felsboden wie die alten großen moabitischen Dolmen. Megalithische Gräber, die unter Erdhaufen liegen, sind in Palästina überhaupt nicht bekannt. Die eigentümlichen künstlichen Hügel, welche man nicht selten im Jordantale trifft und die man für Gräber hält,[1] dürften schwerlich einen megalithischen Grabbau enthalten. Ob die großen kegelförmigen Steinhügel, wie z. B. der Hügel el-Mnēṭīr in unserer Dolmennekropole bei Kerāzije, Gräber bergen, muß ebenfalls erst durch Ausgrabungen festgestellt werden.

Aus der Lage des großen Decksteines am Westende unserer Ganggräber, wo sich auch regelmäßig die längsten und größten Seitensteine befinden, und aus der Lage der ehemaligen Zugangsöffnung im Osten des Monuments geht hervor, daß die Leichen mit dem Kopfe nach Westen lagen und das Gesicht nach Osten der aufgehenden Sonne zuwandten. Eine merkbare Verengung des Innenraumes der Dolmen von West nach Ost oder von unten nach oben konnte in den untersuchten Exemplaren nicht festgestellt werden. Die Aussicht nach Osten beherrscht das Jordantal und das Nordende des Sees. Die Toten sahen also auf fließendes Wasser, was immer als erquickend angesehen wurde. Auch aus der Scheintür bei den Pyramiden und Mastabagräbern tritt der Tote im Osten bei Sonnenaufgang hervor, um mit dem Tagesgestirn am Leben teilzunehmen. Aus dem Osten kommt das Leben, zum Westen geht der Tote ins Totenreich.

Die in Verbindung mit den Dolmen erwähnten zyklopischen Mauerzüge und die steinkreisartigen Steinsetzungen sind ebenfalls von Bedeutung. Sie zeigen, daß wir hier eine Nekropole vor uns haben, die sorgfältig errichtet und gepflegt worden ist. Die Bedeutung dieser Reste im einzelnen ist noch nicht klar. Der Steinhaufen könnte ein Grab oder Monument sein; die steinkreisartigen Gebilde sind vielleicht Wachttürme. Ganz in der Nähe unserer Dolmennekropole, unfern den Ruinen von Ḫirbet Kerāzije, befinden sich größere Reste megalithischer Bauten, welche offenbar in besonderer Beziehung zu dem Gräberfelde stehen. Sie werden unten im Zusammenhange beschrieben werden.

### 3. Megalithische Bauten.

Es-Seǧerāt el-Mubārakāt. Blickt man von eṭ-Ṭābṛa den Wādi Ǧamūs hinauf, welcher durch die kleine Ebene von eṭ-Ṭābṛa in den Tiberiassee mündet, so bemerkt man am nordwestlichen

[1] Vgl. P. Thomsen, Kompendium der palästinischen Altertumskunde S. 25.

Horizont einen Höhenzug mit einigen großen Bäumen, von welchen sich einer gegen den Himmel abhebt. Diese Bäume führen bei den Bewohnern der ganzen Gegend den Namen es-Seğerāt el-Mubārakāt, „die gesegneten Bäume". Zwei davon, die östlichsten, sind Terebinthen, der dritte, westliche, ist ein Sidrbaum. Diese Höhe erhebt sich etwa 250 m über den Spiegel des Gennesaretsees und ist 3 km von Ṭābṛa entfernt. Bei den Bewohnern der Gegend gilt die Stelle der Bäume als der Ort eines Klosters und einer Kirche. Besonders führen die zyklopischen Mauerreste an dem erwähnten Sidrbaum, der sich rechts am Wege von eṭ-Ṭābṛa zum Ḫān Ğubb Jūsuf befindet, den Namen Dēr Mākir und gelten als christliche Ruinen fränkischer Herkunft. Auch der Name Dēr Mākir sei christlich; die Beduinen selbst nennen die Lokalität nie anders als es-Seğerāt el-Mubārakāt. Es handelt sich hier wohl um eine von den Bewohnern der Gegend bewahrte Lokaltradition, die alt sein kann. Der Name es-Seğerat el-Mubārakāt bedeutet nach der Meinung der Beduinen, der Messias habe diese Bäume gesegnet. Die Christen sehen in dieser Lokalität die Stelle der Bergpredigt und der acht Seligkeiten (Matth. 5, 11—13; 6; 7).[1]

Daß diese neuerdings zu Ehren gebrachte Lokaltradition älter ist als diejenige, welche den Berg der Seligkeiten in dem Gipfel von Ḳurūn Ḥaṭṭīn sieht, geht aus den alten Pilgerschriften hervor. Ursprünglich zeigte man den Schauplatz der Bergpredigt unmittelbar über den Quellen von eṭ-Ṭābṛa, wo sich am Abhange des Berges eine Höhle und die Fundamente einer Kapelle befinden. In der Ebene neben den Quellen befindet sich die traditionelle Stelle der ersten Brotvermehrung. In der Kreuzfahrerzeit ist die Kapelle der Seligkeiten am Bergesabhange nicht wieder aufgebaut worden. Die Tradition scheint erloschen zu sein. Dafür suchte man die Stelle der Bergpredigt, wie es scheint, weiter landeinwärts in den Bergen. Der Bericht des Johannes von Würzburg (zwischen 1160 und 1170) läßt sich zwanglos auf den Abhang der Höhe von es-Seğerāt el-Mubārakāt beziehen. Es heißt dort:[2] Secundo milliario a Capharnaum descensus illius montis est, in quo Dominus sermocinatus est ad turbas, et instruxit apostolos suos, docens eos, in quo et leprosum curavit. Milliario a descensu illo est locus, in quo pavit quinque millia hominum ex quinque panibus et duobus piscibus. Unde locus ille Mensa vocatur, quasi locus refectionis, cui locus subiacet ille, in

[1] Vgl. P. Barnabé Meistermann, Nouveau guide de Terre Sainte, S. 423 f. — Der mir von Beduinen mitgeteilte Name Dēr Makir, der ausdrücklich als christlich bezeichnet wurde, hängt vielleicht mit *μακάριος* Matth. 5, 4 ff. zusammen; er würde dann bedeuten „Ort der Seligkeiten".

[2] T. Tobler, Descriptiones Terrae Sanctae, Leipzig 1874, S. 187 f.

quo Christus post resurrectionem suam discipulis suis apparuit, comedens cum eis partem piscis assi supra mare. Da die Tradition die erste Brotvermehrung seit den ältesten Pilgern beständig in die Nähe der Quellen von Ṭābṛa verlegt und ebenso die Erscheinung Jesu und das Fischfrühstück Joh. 21 an den felsigen Strand von Ṭābṛa, den Quellen gegenüber, muß der von Johannes von Würzburg gemeinte Ort der Bergpredigt abseits von Ṭābṛa gelegen haben zwischen Ṭābṛa und Tell Ḥūm. Damit stimmt die Lage von es-Seğerāt el-Mubārakāt überein. Ganz gleich wie Johannes von Würzburg äußern sich auch die anderen Pilger der Kreuzfahrerzeit.[1]

Nachdem infolge der Schlacht bei Ḥaṭṭin die Heiligtümer bei eṭ-Ṭābṛa zerstört waren, verlegte man vielfach den Ort der Bergpredigt wieder auf die Höhe unmittelbar über den Quellen von Ṭābṛa mit dem Beduinenheiligtum des Šēḫ ʿĀli eḍ-Ḍiāb. Diese Situation fand auch der Dominikaner Burchard im Jahre 1283 vor. Er sah den Berg der Seligkeiten und den Ort der wunderbaren Speisung einen Steinwurf vom Meere entfernt. Zu den Füßen dieses Berges sah er eine mit einer Mauer gefaßte Quelle, etwa 30 Schritte vom See gelegen, welche er richtig mit der Quelle Kapharnaum des Josephus identifiziert. Es handelt sich um die Hauptquelle der Sprudel von Ṭābṛa, um das Oktogon des Birket ʿĀli eẓ-Ẓāhir.[2] Diese Tradition war im 16. Jahrhundert noch lebendig. Allmählich wurde der Besuch der heiligen Stätten am Nordwestufer des Sees immer schwieriger; man sah die Orte nur noch von weitem und verlegte sie schließlich in die Nähe des eher zugänglichen Tiberias. So wurde die Kuppe von Ḳurūn Ḥaṭṭīn zum Berge der Seligkeiten.

Die Höhe von es-Seğerāt el-Mubārakāt muß jedoch die Tradition festgehalten haben, so daß sie heute wieder aufleben konnte. Wer jedoch den Höhenzug mit diesen Bäumen betritt, um dort Reste christlicher Bauten zu suchen, wird enttäuscht. Denn nichts ist zu entdecken, was auf eine Kirche oder ein größeres Gebäude schließen ließe. Dagegen trägt diese Lokalität zahlreiche Reste aus viel älterer, prähistorischer Zeit, Steinsetzungen, alte Terrassen, Steinkreise und Mauern, welche den Abhang bedecken. Man kann diese Ruinen in zwei Gruppen teilen; die erste befindet sich unmittelbar rechts am Wege von eṭ-Ṭābṛa zum Ḫān Ǧubb Jūsuf um den Sidrbaum und wird Der Makir genannt; die zweite bedeckt die Höhe bei den beiden Terebinthen.

Nähert man sich auf dem Wege zum Ḫān Ǧubb Jūsuf der Höhe von es-Seğerat el-Mubārakāt, so wird der Boden immer steiniger.

[1] Vgl. z. B. Fretellus in Migne, Patr. lat. Bd. CLV, Sp. 1043. Hegesippus in Migne, Patrol. graec. Bd. CXXXIII, Sp. 995.

[2] Vgl. J. C. M. Laurent, Peregrinatores medii aevi quatuor, Leipzig 1873, S. 35.

Das Basaltgeröll nimmt stellenweise einen wüsten Charakter an. Der Boden zwischen den Steinen ist jedoch überall sehr fruchtbar und bietet im Frühjahr ausgezeichnete Weide für das Vieh. Im Sommer starrt hier ein Wald von mehr als meterhohen stachlichten Disteln dem Wanderer entgegen. In diesem Steingewirr bemerkt man bald Spuren einstiger menschlicher Tätigkeit. Blöcke und Steinhaufen sind aufgeschichtet, um, wie es scheint, kleine Terrassen für die Bebauung freizulegen. Man trifft auch sorgfältiger gebaute Mauern, welche wie Reste von massiven Türmen aussehen. Manche Steinwälle umschließen Steinkreise, welche aus radial angeordneten langen Steinen gebaut sind. Der innere Durchmesser dieser steinkreisartigen Gebilde, welche einen leeren Raum umschließen, beträgt meist nur 1,50 m. Die länglichen Steinplatten, welche zum Bau dieser Kreise verwendet sind, scheinen künstlich zugeschlagen zu sein. Bei einem Exemplar von 0,60 m Höhe notierte ich folgende Maße der Steinplatten 120 : 27 : 22 cm; 110 : 21 : 22 cm; 92 : 35 : 18 cm. Rings um den Kreis ist jedesmal ein Wall aus Basaltsteinen aufgerichtet.

Fig. 62. Zyklopisches Gemäuer bei es-Seğerät el-Mubārakāt.

Weiter nach Nordwesten kommt man zu dem erwähnten Sidrbaum, an dessen Umgebung der Name Dēr Mākir haftet. Er steht ungefähr 30 Schritte oberhalb des Weges. Neben diesem Baume befindet sich ein länglicher zerfallener Steinbau aus großen,

zugehauenen Blöcken, dessen Längsachse von Nordost nach Südwest 8,50 m mißt (Fig. 62). Von außen betrachtet sieht der ganze Bau aus wie ein roher Turm, dessen Südwand eingestürzt ist. Bei näherem Zusehen bemerkt man jedoch, daß drei Steinkreise aneinander gereiht sind, ein größerer westlicher von 3 m äußerem Durchmesser, ein mittlerer zerstörter und ein östlicher von 2,50 m Gesamtdurchmesser. An der Südseite liegen Trümmer, die teils einem zerstörten Steinkreise, teils einer Mauer angehört haben, welche am großen Kreise ansetzte. Die ganze Anlage ist aus roh behauenen und ziemlich großen Basaltsteinen gebaut. Einige haben über 90 cm Länge, 60 cm Breite und 40 cm Dicke. Die Beduinen nennen diese Ruinen Mizāret eğ-Ğurn, betrachten sie also als ein Heiligtum.

Geht man von dieser Stelle ungefähr 300 m in der Nordrichtung der Magnetnadel aufwärts, so kommt man zu einer kleinen Höhle Muṛāret eğ-Ğurn. Unterwegs trifft man zwei Wasserbassins auf einer Kalksteinfelsplatte. Das größere hat 1,25 m Durchmesser bei 90 cm Breite und 70 cm Tiefe. Die Höhle Muṛāret eğ-Ğurn ist eine flaschenförmige Zisterne, deren unebene Wände mit dicker Mörtelschicht bedeckt sind. Sie ist 2,25 m hoch, 6 m lang, aber jetzt teilweise verschüttet und dient den Beduinen zur Aufbewahrung von tibn. Diese Höhle liegt schon wieder außerhalb der Basaltregion im Kalkgestein. Noch gegen hundert Meter nördlich befindet sich auf der Höhe des Kalkberges eine Einsenkung, welche eğ-Ğurn („Mörser") genannt wird. Eine Seite derselben wird von einem Felsblock gebildet, der einen breiten Spalt hat. Dieser führt angeblich in die Tiefe zu einem Strome heißen, salzigen Wassers, welcher als Hauptquelle von Ṭābṛa im Tale zutage tritt. Wenn man durch diesen Spalt tibn hineinwerfe, erzählte mein Führer, komme er bei Ṭābṛa in der Quelle wieder heraus. Im Winter soll hier Dampf von dem heißen Wasser aufsteigen, was mein Führer mit eigenen Augen gesehen haben will. Der unterirdische Strom führt den Namen Nahr ed-Dlēmi. Der Spalt war mit Erde und kleinen Steinen gefüllt, und seine Wände zeigten einen weißlichen Belag, welcher nach dem Glauben meines Führers von der Ausdünstung herrühren sollte.

Die Entfernung von der Höhle Muṛāret eğ-Ğurn bis zur Terebinthe auf dem östlichen Teile des Bergrückens beträgt ca. 200 m. Dieser Baum heißt bei den Beduinen der Gegend el-Buṭme el-Umbarake. Im Winter 1910 hatten einige von den Semakīje den Stamm des schönen Baumes durchgeschlagen, so daß er bald den Winterstürmen zum Opfer fallen wird.[1] Die Aussicht ist einzig und sehr umfassend. Im Nordosten erblickt man die Vulkankuppen des Ğōlān, den östlichen Teil der Ebṭēḥa, das ganze Ostufer des Sees

[1] Ist mittlerweile geschehen; vgl. Dalman, PJB IX (1913) S. 53.

bis hinab zum Jarmuk, Gadara und den Bergen des ʿAǧlūn. Man blickt tief hinein in das Rōr, sieht Samaḫ, eṭ-Ṭabarīje, Meǧdel, Ḳalʿat Ibn Maʿan, Ḳurūn Ḥaṭṭīn, die Gennesaretebene und eṭ-Ṭābṛa und weiter rechts noch das Bergland von Nazareth.

Die Terebinthe steht in der Mitte eines ausgedehnten Ruinenfeldes von der Art des bereits beschriebenen. Der ganze Süd- und Ostabhang der Höhe bis hinab in das Tal ist bedeckt mit Mauerzügen aus gewaltigen Basaltblöcken, die übereinander geschichtet sind, Steinkreisen und Steinhaufen. Die Mauerzüge stehen oft rechtwinkelig zueinander; doch scheint es heute infolge der Zerstörung unmöglich, die Grundrisse einzelner Bauten festzustellen. Offenbar sind auch spätere Einbauten erfolgt. Die Ruinen dienten auch als Viehhürden. Die Menge der Reste und eine gewisse Formlosigkeit wirkt verwirrend. Dennoch handelt es sich offenbar um bedeutende menschliche Anlagen. Von einer künstlichen Bearbeitung der Basaltblöcke läßt sich keine Spur entdecken; nur manchmal scheinen Bruchsteine verwendet zu sein, deren große Flächen man nach außen gelegt hat. Unmittelbar südlich und östlich von der Terebinthe befinden sich mehrere steinkreisartige Gebilde. Der deutlichste Steinkreis östlich vom Baum ist länglich und mißt 2,50 : 2 m; die Längsachse verläuft von Ost nach West.

Ungefähr 50 m östlich sind noch große Mauerstücke mit mehreren Steinlagen übereinander erhalten, an denen man die Bauweise noch am besten studieren kann. Man hat Basaltblöcke aufeinander geschichtet, wie sie am besten paßten, und die Lücken dazwischen mit kleineren Basaltsteinen ausgefüllt. Große, glatte Flächen der Blöcke legte man möglichst nach außen. Die Dicke der Mauer ist jetzt unregelmäßig und schwer zu bestimmen, übertrifft aber meist einen Meter. An den Ecken sind manchmal besonders ausgesuchte langflächige Ecksteine verbaut. Rote Scherben aus grobem, mit Steinchen durchsetztem Ton, der innen graue Farbe zeigt, liegen in großer Zahl umher und stammen von Gefäßen, welche mit der Scheibe hergestellt sind. Über ihr Alter läßt sich wenig sagen; ein Teil scheint jedenfalls jüngeren Datums zu sein.

Ungefähr 100 m östlich von der Terebinthe befinden sich am Bergesabhang einige deutliche Steinkreise. Sie werden aus mehreren Lagen mauerartig aufgeschichteter Steine gebildet, von denen die meisten wieder in radialer Richtung gelegt sind. Die Breite der Mauern beträgt bis 1,50 m. Der Mauerkranz umschließt einen runden, steinfreien Raum von 1,50—2 m Durchmesser. Die Höhe der Mauern beträgt durchschnittlich nicht mehr als 1 m. Der Gesamtdurchmesser des Baues ist 5 m. Dieselben Verhältnisse weisen auch die anderen Bauten dieser Art auf.

Südwestlich, ungefähr 50 m von der Terebinthe, befindet sich eine größere Anlage von etwas einheitlicherer Art. Man könnte sie am besten als großen Steinkreis charakterisieren. Er besteht aus einer einfachen, ringsum aufgeschichteten Mauer von großen Basaltblöcken, die stellenweise im Norden und Westen noch in drei oder vier Lagen übereinander erhalten sind. An dieser Stelle beträgt die Höhe der Mauer noch 1,50—2 m, ihre Stärke durchschnittlich 1 m. Die eingeschlossene Fläche zeigt viele der roten Scherben; der Boden ist ganz mit großen Basaltplatten bedeckt, als wäre er gepflastert. Am Südende innerhalb des großen Kreises befindet sich ein steinkreisähnlicher Bau aus kleineren Steinen, von ungefähr 4 m Durchmesser, und vor diesem, in der Südmauer der ganzen Anlage, aber

Fig. 63. Großer Steinkreis bei es-Seğerāt el-Mubārakāt mit dolmenartiger Tür.

alleinstehend, eine dolmenartige Steintür. Dieselbe besteht aus zwei von Norden nach Süden gerichteten Längsplatten, über welche ein großer Deckstein von 1,50 m Länge, 1 m Breite und 40 cm Dicke gelegt ist (Fig. 63). Die westliche Längsplatte besteht aus zwei Teilen und ist 1 m hoch; die östliche ist 1,25 m lang und 90 cm hoch. Der Abstand zwischen beiden beträgt 55—60 cm. Dieser dolmenartige Bau steht auf einem großen Steine als Fußboden. Der innere Durchmesser des großen Steinkreises von Osten nach Westen beträgt 23 m.

Ungefähr 30 m südlich von dieser Anlage trifft man auf eine

Riesenmauer aus ganz besonders großen Basaltblöcken. Der ganze östliche und südliche Bergabhang ist ebenfalls mit Mauern und Terrassen bedeckt. Am Südabhang befinden sich auf einer Kalkfelsplatte in der Nähe eines Feldes eine Reihe von künstlichen beckenartigen Vertiefungen, welche jetzt als Wasserbehälter dienen; sie heißen Ṣenū' eğ-Ğubbe.[1]

Gegen 300 m nordöstlich von der ersten Terebinthe befindet sich eine zweite mit prachtvoll ausgebildeter Krone, ein selten schönes Exemplar. In ihrer Nähe und weiterhin am Abhange des Berges trifft man auf ausgedehnte alte Terrassenanlagen und Steinhaufen.

Das breite flache Tal, welches die Höhe von es-Seğerāt el-Mubārakāt auf der Ostseite in nordsüdlicher Richtung begleitet und welches einen Arm des Wādi Ğāmūs bildet, ist ebenfalls ganz bedeckt mit Basalthaufen, welche teils alte Terrassenanlagen darstellen, teils große Steinkreise. Letztere liegen oft in Gruppen dicht beieinander und bestehen aus runden Steinwällen von durchschnittlich einem Meter Höhe. Der umschlossene Raum ist meist frei von Steinen und macht den Eindruck einer Grube. Ein Eingang ist nicht zu bemerken. Schafhürden können es nicht sein, da diese nicht in so großer Zahl nebeneinander auftreten und nur dünne Wände haben. Die Beduinen nennen diese Steinwälle ruğūm „Steinhaufen". Das wahrscheinlichste ist vielleicht, daß es Unterbauten von Hütten ehemaliger Bewohner sind. Stellenweise sind die Steine zu Haufen zusammengeworfen, um Platz für den Anbau zu schaffen. Seit vielen Jahrhunderten jedoch liegt jetzt das überaus fruchtbare Tal unkultiviert. In seinem nordöstlichen Teile, Umm eğ-Ğeḥāš genannt, zeltet im Sommer ein Teil der Semakīje.

Oft findet man lange Steinwälle, meist von NO nach SW gerichtet, welche in ihrer Steinmasse eine ganze Reihe solcher Steinkreise enthalten. Ein solcher Wall, um ein typisches Beispiel herauszugreifen, ist 32 m lang und durchschnittlich 6 m breit und erhebt sich ca. 1 m über das umliegende Terrain. In ihm folgen sich von Süden nach Norden hintereinander nicht weniger als acht Steinkreise. Der innere Durchmesser derselben beträgt 1,50—3 m; rechts und links davon sieht man schöne alte Terrassen, die heute noch stellenweise bebaut werden könnten. Diese Terrassen stehen mit dem Steinwall und den Kreisen offenbar in Beziehung (Fig. 64).

Auf dem das Tal östlich begrenzenden und mit der Höhe von es-Seğerāt el Mubārakāt parallel laufenden Höhenzuge kann man drei Steinkuppen mit Basaltblöcken (wa'r) unterscheiden. Die mittlere

[1] Ṣana' ist ein natürliches, aber künstlich erweitertes Wasserbassin: vgl. ZDPV XXII (1899) S. 46.

zeigt besonders wirre Basaltmassen und heißt el-Mnēṭir. Die nördliche trägt Mauerreste aus großen, zum Teil bearbeiteten Basaltblöcken. Oben im Nordosten steigt das Tal schnell an und verengt sich, indem ein Hügelrücken von links sich hineinschiebt. Rechts schmückt die letzte Kuppe vor dem Absturz ins Wadi Kerāzije ein weithin sichtbarer Steinhaufen (ruǧm) auf hochragender Spitze. Damit stehen wir hoch über dem Wādi Kerāzije und blicken hinüber in eine ähnliche Region voll wüster Basalttrümmer wie die eben verlassene. Es wird kaum mehr eine Gegend Palästinas geben, welche die unsere an Unwegsamkeit überträfe. An Reiten ist meist nicht zu denken; nur mühsam über die Steine kletternd, die im Sommer von einem Distelwalde verhüllt sind, gelangt man vorwärts.

Fig. 64. Kreisförmige Steinpackung im Tälchen Umm eǧ-Ǧeḥāš bei eṭ-Ṭābṛa.

Megalithische Reste bei Ḫirbet Kerāzije und im Wādi Kerāzije. Die Ruinen des biblischen Korozaim, Ḫirbet Kerāzije, liegen hoch über dem nördlichen Ufer des Wādi Webdāni, auch el-Kerāzije genannt, auf einer steinigen Hochebene, welche sich allmählich nach Nordosten und Osten zum Jordantal herabsenkt und die in nordsüdlicher Richtung von Basalthöhenzügen durchschnitten wird. Die nähere Umgebung von Kerāzije ist eine flache, talartige Einsenkung, welche nordwestlich und südöstlich von zwei mit Basaltblöcken bedeckten Höhen begrenzt wird. Die ausgedehnten Ruinen

liegen am Südende der Einsenkung und auf einem gegen den Wādi vorspringenden Sporn, wo das Terrain steil zum Wādi abstürzt. Die nordwestliche der erwähnten Höhen ist äußerst felsig und endigt ebenfalls in einem Steilabsturze am Wadi Kerāzije; die südöstliche ist niedriger und trägt drei schwarze Basaltkuppen. Die ganze nördliche Talseite bei Ḫirbet Kerāzije ist bedeckt mit großen schwarzen Basaltblöcken, vom Bīr el-ʿAğrā angefangen, welcher dicht bei den Ruinen liegt und das ganze Jahr Wasser enthält.

In der Vorzeit sind viele von diesen Basaltblöcken zu Wällen zusammengewälzt und zu Mauern aufgetürmt worden. Die Blöcke sind unbehauen und rund, wie die Natur sie darbot. Diese Mauerreste machen einen urtümlicheren Eindruck als die von es-Seǧerāt el-Mubārakāt. Auf einzelnen Steinen sind runde Schalen eingemeißelt; zwei tragen ein Senkgrab. Diese Grabtröge sind von Westen nach Osten orientiert; einer ist 1,60 m lang, 0,46 m breit und 0,50 m tief; der andere 1,61 m lang, 0,45 m breit und 0,37 m tief. Beide tragen ringsum laufende Falze zum Auflegen des Deckels, welcher beim zweiten Exemplar unbeschädigt in der Nähe liegt. Aus der Anlage dieser Gräber darf man schließen, daß diese megalithischen Reste zur Zeit der Herstellung der Gräber in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung bereits in ihrem heutigen Zustande waren. Neben den Trümmern des jüdischen Korozaim liegen also die Reste einer viel älteren Ansiedlung. Die beiden Basaltkuppen über dem Bīr el-ʿAğrā heißen Waʿret el-Bīr.

Nach Nordosten zu steigt das flache Tal allmählich an und wird hier abgeschlossen von einem wüsten Ruinengelände voller Mauerzüge, Steinhaufen und steinkreisähnlichen Bauten. Nach einigen Ölbäumen heißt dieses Ruinenfeld Waʿret Abu Zuētīn. Hier führt ein Weg nach der Brücke Ǧisr Banāt Jaʿḳūb und zur Jordanfurt Maḫāḍet ʿAzrāīn hindurch. Auf dem Wege zur Jordanfurt und zur Ebṭēḥa trifft man Dolmen, welche zu dem oben beschriebenen Dolmenfelde gehören. Am Südrande der Ruinen von Abu Zuētīn entspringt eine Quelle, welche nach 15 m einen von Steinen eingefaßten Tümpel bildet, von welchem das Wasser durch das Tal zwischen unzähligen Basaltblöcken hindurch im Frühjahr als sēl Kerāzije abläuft. Am Ostende der Ruinen von Kerāzije entlang bahnt sich das Wasser einen Weg bis zum tiefen Wādi Kerāzije. Im Sommer geht die Quelle so zurück, daß sie nur noch das Sammelbecken notdürftig zu füllen vermag. Quelle und Becken heißen Bir Kerāzije. Wenn die Quelle gefaßt und das Wasser gepflegt würde, wie wir es zur Blütezeit von Korozaim annehmen können, reicht es wohl aus, um zusammen mit dem Bīr el-ʿAğrā eine größere Ansiedlung mit Wasser zu versorgen. Diese leichte Wasserzufuhr mag auch die neolithische Siedlung mit

der Dolmennekropole an dieser Stelle veranlaßt haben. Denn die weitere, äußerst steinige Umgebung ist wasserarm. An dem Wasserbecken von Bīr Kerāzije vorbei führt deutlich sichtbar eine alte Straße, welche teilweise heute noch benutzt wird. Sie geht von Ḫirbet Abu Zuētīn in südlicher Richtung an der Ostseite des Tales herunter, biegt dann gegenüber dem kleinen Heiligtume des Šēḫ Muḥammed nach Osten um und durchschneidet hier ein kleines Ruinenfeld. In ihrem weiteren Verlaufe in der Richtung auf die Gegend von Tell Ḥūm würde sie das Dolmenfeld zwischen Kerāzije und Tell Ḥūm schneiden; doch läßt sie sich nicht weiter verfolgen. Auch im Wādi Kerāzije selbst ist kein alter Straßenzug sichtbar. Zwei Seitenmauern aus großen Basaltblöcken von wechselnder Höhe und Stärke fassen diese Straße ein, deren Breite durchschnittlich 4 m beträgt.

Auf der Südseite von Ḫirbet Kerāzije, am Abhange zum Wādi Kerāzije, trifft man innerhalb der Ruinen jüdischer Bauten auf ältere megalithische Mauerzüge. Die jüdische Stadt mag sich hier in ihrer Blütezeit in die Reste einer viel älteren Periode hinein ausgedehnt haben.

Mit den megalithischen Resten der Umgebung von Ḫirbet Kerāzije stehen die Basalttrümmer im Oberlaufe des Wādi Kerāzije in enger Verbindung. Diese Teile des Tales führen den Namen Wādi ʿAbbasi und Wādi ʿOḳēme. Die Gegend östlich vom Ḫān Ǧubb Jūsuf hinter dem kleinen Kalkhügel, welcher die Grube (ǧubb) mit einem neugebauten kleinen Heiligtum trägt, in welche Joseph angeblich von seinen Brüdern geworfen wurde, ist eine Ebene, welche allmählich aus Kalk in Basaltkuppen übergeht und nach Nordosten in den Wādi ʿAbbāsi abfällt. In südöstlicher Richtung führt durch diese Ebene der Weg an der Höhe von es-Seǧerāt el-Mubārakāt vorüber nach eṭ-Ṭābṛa. Der Wādi ʿOḳēme entwickelt sich langsam aus der mit den schwarzen Basalthürden der ʿArab eṣ-Ṣijjād besetzten basaltischen Hochebene nordöstlich vom Ḫān Ǧubb Jūsuf, vertieft sich dann aber bald zu einer engen Schlucht. Wir treffen einen einsamen Baum namens Sidret el-ʿĀlije, viele Basalthaufen und Viehhürden; im Osten des Wādis befindet sich eine weite, von wilden Basaltkuppen besetzte unwegsame Hochebene mit Ruinenstätten. Beide Talseiten sind mit Steinhaufen und alten Terrassenanlagen bedeckt, welche denen bei es-Seǧerāt el-Mubārakāt gleichen, nur daß sich keine Steinkreise finden. Zwischen dem Ḫān Ǧubb Jūsuf und dem Wādi ʿOḳēme sammelte ich einige neolithische Feuersteinartefakte.

Erst von einem Quellenpaar ab, ʿAjūn eṭ-Ṭōm, nimmt das Tal den Namen Wādi ʿAbbāsi und weiter unten Wādi Kerāzije bezw. Wādi Webdāni an. Eine alte Straße führt vom Ḫān hier hinab,

überschreitet das Tal und geht weiter über das östliche Plateau nach Nordosten.

Auf dem linken Ufer des Wādi Webdāni, bei dem oben erwähnten Winterplatz der Semakīje, befinden sich in der Nähe eines großen Sidrbaumes zwei Steinkreise. Der nördlichere besteht aus Reihen von übereinandergelegten Basaltblöcken und ist noch gut erhalten. Das Innere des Bauwerkes ist heute mit kleinen Basaltsteinen gefüllt; sein Durchmesser beträgt 5 m, die Höhe an der Westseite noch 2 m. Von diesem Bau 58 Schritt nach Süden liegt ein anderer, kleinerer Steinkreis, welcher weniger gut erhalten ist.

Megalithische Reste bei eṭ-Ṭābṛa. Geht man von eṭ-Ṭābṛa das Tal Ḫallet es-Semmāk aufwärts bis in die Nähe der Ruine Ḫirbet el-Ḳōr und biegt dann über das kleine Becken Umm er-Rubēḍa nach Osten um, so hat man zur Rechten, bevor man in den Wādi Ğāmūs hinuntersteigt, eine Felshöhe aus Kalkstein, welche in ein Trümmerfeld mit Basaltblöcken übergeht, Waʿret Umm er-Rubēḍa genannt. Am Ostende dieses Felsgebietes befindet sich ein Steinkreis aus Basaltblöcken von 5 m Durchmesser. Geht man in östlicher Richtung weiter den Abhang hinab, in den Wādi Ğāmūs, einem gewaltigen, zerfurchten Felsklotz entgegen, so trifft man eine Anzahl von Basalthaufen und alte Terrassenanlagen.

Folgt man vom Ḫān Minje dem Fußwege auf der Höhe der linken Talseite des Wādi eğ-Ğrēbe in nordwestlicher Richtung, so gelangt man unterhalb des Gebietes Merğ eṣ-Ṣūwān in ein Basaltgebiet, welches das linke Ufer des Wādis begleitet und über dasselbe hinaus in die Hochebene sich erstreckt. Man trifft hier auf alte Terrassenanlagen und zwei nicht mehr gut erhaltene Steinkreise aus Basaltblöcken, welche 25 Schritt voneinander entfernt sind. Der größere hat 10 m, der kleinere 4,50 m Durchmesser. Auf dem Plateau selbst sieht man alte Steinsetzungen und zwei Basaltsteinkreise, welche 78 Schritte auseinander liegen. Der westliche besteht aus zwei bis drei Lagen großer Basaltblöcke und ist 1—1,50 m hoch bei 5 m Durchmesser. Der östliche mißt 5,50 m Durchmesser und 1,60 m Höhe; sein Inneres ist mit kleinen Steinen angefüllt. Nordöstlich davon liegt ein drittes kreisartiges Gebilde aus Kalkstein von 4,50 m Durchmesser und etwa 1 m Höhe.

Zwischen den Anfängen des Wādi eğ-Ğrēbe und dem Wādi elʿAfritīje liegt ein breiter felsiger Bergrücken. Ungefähr in der Mitte desselben findet man einen großen, durch Kalksteinblöcke gebildeten Kreis von 36 Schritt innerem Durchmesser. Man könnte dabei an ein Gehege zur Aufnahme des Viehs denken. Jedoch findet sich kein Eingang, und nichts deutet einen solchen Gebrauch an, welchen die heutigen Hirten auch nicht haben. Die modernen Vieh-

hürden für Kleinvieh und Kälber sind kleiner und haben nur dünne Wände; außerdem liegen immer viele beieinander. Die erwähnte Anlage besteht mehr aus einem Steinwall als aus einer Mauer. Südlich davon liegt ein ziemlich sorgfältig behauener viereckiger Kalksteinblock von 0,70 m Länge und Breite und 0,56 m Höhe, welcher in seiner Oberseite ein regelmäßig gearbeitetes Bassin von 0,26 m Breite, 0,47 m Länge und 0,17 m Tiefe trägt. Ferner finden sich in der Nähe noch einige oberflächlich bearbeitete Kalksteinquadern.

Die Beurteilung dieser megalithischen Reste ist wegen ihrer schlechten Erhaltung nicht leicht und müßte sich, um ganz sicher zu gehen, auf genauere Untersuchungen und Ausgrabungen stützen. Das wichtigste ist, daß diese Bauten nicht isoliert sind, sondern in enger räumlicher Beziehung zur großen Dolmennekropole bei Ḫirbet Kerāzije stehen. Teils finden sich Steinkreise und Mauerzüge in unmittelbarer Nähe der Nekropole selbst, wie die am Wādi Webdāni und bei Ḫirbet Kerāzije, teils sind sie etwa 30 Minuten entfernt, wie die ausgedehnteren Reste bei es-Seğerāt el-Mubārakat, oder etwa eine Stunde, wie die Steinkreise in der Nähe des Ḫān Minje. Da in dieser Gegend bisher auch mehrfach neolithische Feuersteinwerkzeuge gefunden worden sind, wie bei eṭ-Ṭābṛa und am Ḫān Ğubb Jūsuf, dürfen wir dieses Gebiet am Nordwestufer des Gennesaretsees als ein Zentrum vorgeschichtlicher neolithischer Kultur betrachten und die einzelnen Bauten dieser Art miteinander in Beziehung setzen.

Charakter und Ausdehnung der Ruinen und die Anwendung von teilweise gewaltigen unbehauenen Blöcken sprechen dafür, daß wir in den Mauerzügen von es-Seğerāt el-Mubārakāt und bei Ḫirbet Kerāzije die Reste der Siedlung suchen müssen, zu welcher einst die Dolmennekropole gehörte. Die Mischung von steinkreisartigen Anlagen mit solchen rechtwinkeligen Grundrisses erschwert die Betrachtung und könnte dafür sprechen, daß wir es mit Bauten aus verschiedenen Perioden zu tun haben. Auch die Möglichkeit jüngerer Einbauten ist nicht ausgeschlossen, wie Kulturreste aus viel späterer Zeit in der Nähe und der an der Lokalität haftende Name Dēr Mākir beweisen. Aber die Tatsache, daß wir hier am See Gennesaret prähistorische Reste in größerer Ausdehnung erhalten haben, Nekropole und Siedlung nebeneinander, ist für die Vorgeschichte des Landes von großer Wichtigkeit. Ähnliche günstige Umstände werden wir in Palästina kaum noch erwarten dürfen, abgesehen von einigen Gegenden des Ostjordanlandes.

Ausgedehnte Dolmennekropolen aus der Bronzezeit mit den dazu gehörenden Siedlungen sind von H. de Morgan mehrfach in der

persischen Landschaft Gīlān am Südwestufer des Kaspischen Meeres untersucht worden. Die wichtigste ist die Nekropole von Namin zu beiden Seiten eines Baches, überragt und beherrscht von einer Akropolis in Spornlage auf einer steil abfallenden Höhe.[1] Zwei Ringmauern aus Stein und Erde, eine äußere und eine bedeutend engere innere, sicherten die Siedlung, welche zahlreiche Häuserreste rechtwinkeligen Grundrisses umfaßt. Eine gleiche Anlage ist die Siedlung und Dolmennekropole von Šir-Šir in der Nähe einer starken Quelle.[2]

Ganz ähnlich ist der Gesamtcharakter der Reste am Gennesaretsee, nur daß diese aus einer früheren Periode der Megalithkultur stammen, wie die primitivere Bauart der Dolmen beweist. Über die Dolmennekropole ist oben schon gesprochen worden.

Die länglichen Basalthaufen, welche steinfreie Stellen fruchtbaren Bodens umhegen, machen den Eindruck alter Terrassenanlagen. Sie schmiegen sich der Längsrichtung der Hügel an und können dazu gedient haben, die Basaltsteine zu sammeln, steinfreie Stellen für den Anbau abzugrenzen und diese vor der Zerstörung durch Abschwemmung während der Winterregen zu bewahren. Wir müßten dann annehmen, daß die Bewohner jener Ansiedlungen etwas Getreidebau getrieben haben. Das hindert nicht, daß ihre Wirtschaft hauptsächlich auf der Viehzucht beruhte, wofür die felsige Gegend vorzüglich geeignet ist.

Die geradlinigen Mauerzüge, welche Anlagen viereckigen Grundrisses ergeben, dürfen wir für Reste der Wohnungen ansehen. Schwieriger sind die kreisartigen Bauten zu beurteilen. Man kann sie meist als Steinkreise und manchmal als runde Steinwälle bezeichnen. Ein Eingang konnte, abgesehen von dem großen Steinkreise mit dolmenartiger Tür bei es-Seğerāt el-Mubārakāt, nie nachgewiesen werden. Diese Bauten sind in keinem Falle aus orthostatischen Blöcken errichtet, sondern in der Regel durch mehrere Steinlagen übereinander ohne Mörtel aufgeführt, und haben gewöhnlich einen Gesamtdurchmesser von 5 m und 0,50—1,50 m Höhe. Nicht selten waren zum Bau dieser Kreise längliche, roh zugehauene Basaltsteine verwendet, die in radialer Richtung gelegt waren. Kreise dieser Art hatten meist einen geringeren Durchmesser und waren nicht sehr hoch erhalten. Abgesehen von diesen, mit mehr oder weniger Sorgfalt gebauten Steinkreisen, welche nie einen sichtbaren Zugang besitzen, gibt es noch solche, die mehr aus einem runden Steinwall bestehen oder in größerer Zahl in länglichen Steinhaufen eingebettet liegen (Fig. 64).

[1] Vgl. H. de Morgan, Mémoires de la Délégation en Perse, Bd. VIII, Paris 1905, S. 261 ff. und Taf. XVII. [2] Vgl. l. c. S. 305 ff. und Fig 565.

Wahrscheinlich sind ein Teil dieser Steinkreise, besonders die in der Nähe der Dolmen, spätere Grabanlagen. In der Bronzezeit umgeben Steinkreise gewöhnlich die Dolmen oder Tumuli, um sie als heilig gegen die profane Umwelt abzugrenzen. Es gibt aber auch Grabanlagen, die oberirdisch nur aus einem Steinkreise, ohne sichtbaren Grabhügel oder Steinbau im Innern, bestehen. Grabkreise dieser Art fand H. de Morgan in der persischen Landschaft Gīlān, z. B. bei dem Orte Ḳal'a, südwestlich von Astāra. Sie hatten 1,20 m Durchmesser und bestanden aus verhältnismäßig kleinen, aneinander gereihten Steinen.[1] Grabkreise oder Ellipsen aus Steinblöcken mit einer Steinschüttung darin gibt es in der Nähe, bei Ḫoğa-Dāūd-Köprü und in der benachbarten russischen Landschaft Lenkoran.[2] Zu erinnern wäre noch an das Gräberrund von Mykenae und an manche europäische Grabkreise der Eisenzeit; z. B. finden sich drei Doppelkreise von 5—6 m Durchmesser neben zwei Tumuli in der Nähe der Ortschaft Pommard (Dép. Côte-d'Or).[3] Zahlreiche einfache oder zuweilen doppelte Steinkreise aus der Eisenzeit enthält die Nekropole bei Garin (Dép. Haute-Garonne). In der Mitte des Kreises befindet sich in der Erde die Aschenurne, oft mit einem großen Steine zugedeckt.[4] Ähnliche Friedhöfe mit Brandgräbern finden sich auch sonst in Frankreich.

Kleine Grabkreise von 2—2,20 m äußerem und nur 0,90 m innerem Durchmesser gibt es in größerer Zahl unmittelbar vor dem Gigantengrabe von Sena auf Sardinien. Sie gehörten zu einer Siedelung aus der Zeit der Nuraghi wie ihr größerer megalithischer Nachbar, stammen also aus der älteren Bronzezeit.[5] D. Mackenzie ist der Meinung, daß sie ursprünglich mit einem Erdhügel bedeckt waren, der jetzt vollständig verschwunden sei.

Auch in der semitischen Welt kommen runde Grabtürme oder Grabkreise vor. Einfache Grabkreise aus Steinen mit einer Lücke als Eingang ohne sichtbaren Grabhügel errichten manchmal noch heute die Beduinen der Sinaihalbinsel.[6] Kleine runde Grabtürme neben viereckigen beobachtete J. Euting in Šōhar in Zentralarabien.[7] Ähnlich sind die runden, bienenkorbartigen Grabgebäude auf der Sinaihalbinsel, die sogenannten Nawāmīs, die sich besonders

[1] Vgl. H. de Morgan, Mémoires de la Délégation en Perse, Bd. VIII, S. 253 f., Fig. 336.

[2] Vgl. l. c. S. 257, Fig. 341 ff.

[3] Vgl. Déchelette, Manuel d'Archéologie II, 2 S. 649, Fig. 249.

[4] Vgl. Déchelette l. c. S. 669, Fig. 255.

[5] Vgl. D. Mackenzie, Memnon II (1908), S. 186 ff. u. Fig. 9.

[6] Vgl. Fl. Petrie, Researches in Sinai, London 1906, Fig. 64.

[7] Vgl. J. Euting, Tagebuch einer Reise in Inner-Arabien. II. Teil, herausg. von E. Littmann, Leiden 1914, S. 179 f.

im Wādi Ṣolāf, Wādi el-ʿAin und an anderen Stellen finden.[1] Sie sind sehr sorgfältig gebaut, haben im Mittel 2,50—3,50 m Durchmesser, runden oder ovalen Grundriß und bis 3 m Höhe. Sie sind durch Vorkragung der Steinschichten überwölbt. Steinkreisähnliche Bauten aus großen Blöcken fand Currelly auf der Sinaihalbinsel u. a. auch im Wādi Ḥebrān; er hielt sie für Gruppen dicht nebeneinander stehender Gräber. Seine Beschreibung erinnert sehr an manche Anlagen bei es-Seğerāt el-Mubārakāt: The stones have almost the appearance of a fortress from outside, but inside they look like circles touching each other, and piled over with loose stones.[2]

Immerhin sind bloße Steinkreise als Gräber bei den Semiten selten, und die teilweise noch in ziemlicher Höhe erhaltenen kreisförmigen Bauten bei es-Seğerāt el-Mubārakāt machen den Eindruck von runden Wohnhütten und, bei größerem Durchmesser, von Wachttürmen. Als Unterbauten von runden Hütten mit kegelförmigem Dach aus Zweigen oder Stroh sind die kleineren Steinkreise am besten zu erklären. Das Steinfundament brauchte nur von geringer Höhe zu sein; es genügten zwei Steinlagen, um der Hütte einen festen Halt zu geben und die Tiere und die Nässe abzuhalten. Nach der Zerstörung der Hütte blieben die Steinkreise übrig. Oft mag man solche primitiven Steinbauten nur als Windschirme und Schlafstätten ohne schützendes Dach aufgeführt haben.[3]

Ganz ähnlich sind die Steinkreise, Reste von runden, kleinen Hütten, welche man nicht selten in der Nähe mancher Wohnburgen, der Nuraghen, auf Sardinien gefunden hat. Der Herr des Klans wohnte in einem festungsartigen Bau mit bienenkorbartigem Innenraum, dem Nuraghe, während sich die kleinen, ärmlichen Hütten der Bauern und Hirten um die Burg drängten. Solche Hüttenreste gibt es z. B. beim Nuraghe Mummuzzola.[4] Manche der großen Nuraghen haben eine Einfriedigung, hinter welcher die kleineren Hütten standen. So finden sich um den Nuraghe von Palmavera zahlreiche derartige kleine Hüttenfundamente, die wohl keine Steinwölbung, wie die größeren Anlagen, sondern nur ein Dach aus Zweigen oder Rohr getragen haben.[5] Die Grundmauern solcher Rundhütten haben wir wahrscheinlich in den Steinkreisen bei es-Seğerāt el-Mubārakāt zu sehen.

[1] Vgl. P. Savignac, RB 1907, S. 398 ff. C. T. Currelly bei Fl. Petrie, Researches in Sinai, S. 243 f. u. Fig. 174, 176—178.

[2] Researches in Sinai, S. 244.

[3] Vgl. Schumacher, ZDPV 16 (1893), S. 163.

[4] Vgl. A. Taramelli, Memnon II (1908), S. 17 u. Taf. V, 2.

[5] Vgl. A. Taramelli l. c. S. 18.

Ähnliche Steinumhegungen ovaler oder runder Art, nicht selten ohne sichtbaren Eingang, sorglos gebaut, sind auch häufig auf der Insel Malta und auf Gozo beobachtet worden.[1] A. Mayr erklärt sie als Unterbauten von Hütten kreisrunden oder ovalen Grundrisses. Der obere Teil der Mauern wird aus Lehm und das Dach aus Reisig bestanden haben. War die Umhegung auf allen Seiten geschlossen, so hat man sich nach Mayr den Zugang über ein paar Stufen zu denken. Solche Hüttenreste gibt es nach Mayr innerhalb der Befestigung von Burǧ en-Nadur,[2] auf dem Corradinohügel südlich gegenüber der Stadt Valetta[3] und vor dem Tempel in Haǧar Kim.[4] Es sind länglich-runde nebeneinander liegende Einfriedigungen ohne einheitlichen Grundriß, teilweise aus vertikalen Platten errichtet. Den Unterbau einer runden Hütte fand Mayr in der Umgebung der Gigantia auf Gozo,[5] eine ähnliche Einfriedigung von 10 m Durchmesser aus vertikal aufgestellten Steinplatten auf dem Grundstücke ta-Mrezbiet.

Runde Zweig- oder Schilfhütten dieser Art mit Steinunterbau sind heute noch bei primitiven Hirtenstämmen im Mittelmeergebiet und sonst im Gebrauch. Solche Schilfhütten bauen die Wlachen in Griechenland.[6] Sie benutzen meist kein Steinfundament, sondern stecken die dünnen Baumzweige, welche als das Gerippe der Hütte dienen, direkt in der Peripherie in den Boden. Nur manchmal werfen sie außen um die Hütte einen kleinen Lehmwall auf, welcher denselben Zweck wie das Steinfundament erfüllt. Letzteres finden wir dagegen bei den Rundhütten der heutigen Hirten auf Sardinien.[7] Durch die runde, etwa einen Meter hohe Steinmauer führt eine Tür in das Innere. Über der Mauer erhebt sich ein kegelförmiger Aufbau aus Zweigen oder Rohr. Hier hat sich also die Rundhütte aus der Vorzeit bis jetzt ganz unverändert erhalten.

Rundhütten aus Zweigen oder Rohr, das einfachste und primitivste Obdach rings um das wärmende Herdfeuer, sind der älteste Haustypus auf der ganzen Erde. In Europa, im Mittelmeergebiet, war diese Form des menschlichen Obdachs einst weit verbreitet. Die Anwendung des Steinfundamentes ist bereits eine große Verbesserung, die namentlich im Gebirge und da notwendig war, wo man die Hütten als Winteraufenthalt benutzte. Der

[1] Vgl. A. Mayr, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta (Abhandl. Münch. Akad. 21) 1901, S. 687 ff.

[2] Vgl. l. c. S. 687 ff. u. Fig. 11.

[3] Vgl. l. c. S. 690 ff., Plan VI u. VII.

[4] Vgl. l. c. S. 672 f., 677; Plan IV.

[5] Vgl. l. c. S. 693 f.

[6] Vgl. H. Bulle, Orchomenos I, S. 37 f., Taf. XII, 1.

[7] Vgl. A. Taramelli, Memnon II (1908) S. 17; Taf. IX, 4, 5.

weitere Fortschritt im Hausbau bestand darin, die schützende Stein- oder Lehmmauer des Unterbaues immer höher hinaufzuführen, bis schließlich das Zweigdach der Hütte ganz durch einen hohen, bienenkorbförmigen, durch Vorkragung der einzelnen Schichten entstandenen Lehm- oder Steinkuppelbau ersetzt wurde.[1] Das Gewölbe wurde hoch und spitz hinaufgeführt; denn dadurch verminderte sich die Gefahr des Einsturzes.

Solche Bienenkorbhütten aus Lehmziegeln mit Steinsockel als Isolierschicht gegen die Nässe des Bodens werden heute noch in manchen Gegenden Vorderasiens gebaut. So bestehen die Dörfer in der Umgebung von Aleppo aus solchen Kuppelhütten.[2] Manchmal liegen diese Häuser in viereckigen Mauereinfriedigungen; meistens jedoch erheben sie sich frei in der Ebene, einzeln oder mehrere verbunden. Die Kuppel steht gewöhnlich direkt auf dem Erdboden; nur manchmal ruht sie auf einem viereckigen steinernen Unterbau, der aber unwesentlich ist. Denn das Haus ist und bleibt einzellig. Wurde dieser viereckige Unterbau zu einem Zimmer ausgestaltet und die Kuppel zum bloßen Kuppeldach degradiert, so erhielt man das heute in Syrien und Ägypten noch vielfach übliche viereckige Haus mit runder Kuppel, einer oder mehreren je nach der Zahl der Räume. Einfache Lehmkuppelhütten gibt es ferner bei kurdischen Stämmen Mesopotamiens und im Kurdistan.[3] Auf den assyrischen Abbildungen syrischer Orte und Festungen erscheinen häufig diese hohen, bienenkorbartigen Kuppeln.[4]

Ganz gleich sind die Rundhütten, welche Bulle in der untersten Schicht von Orchomenos in Griechenland ausgrub.[5] Sie haben einen runden Steinsockel von 0,30—1 m Höhe und eine hohe Lehmkuppel aus Ziegeln. Auf die Rundbautenschicht folgte in Orchomenos eine Zeit der Ovalbauten. Nach Bulle kommen auch in England und Schottland runde Lehmkuppelhütten von älterer bis in neuere Zeit hinein vor und ebenso auf den Hebriden.[6]

[1] Vgl. H. Bulle, Orchomenos I, S. 38 f.

[2] Vgl. E. Sachau, Reise in Syrien und Mesopotamien, Leipzig 1883, S. 103 f. u. Taf. XIX.

[3] Vgl. H. Bulle, Orchomenos I, Taf. XI, 2.

[4] Vgl. A. H. Layard, A second Series of the Monuments of Niniveh, London 1853, Taf. 17: An einem Berge mit Pinien, Feigen und Weinreben steht ein Ort mit runden und hohen spitzen Kuppeln. Ob die in The Monuments of Niniveh, London 1849, Taf. 77 und l. c. Taf. 24, 36, 50 dargestellten Häuser ebenfalls Kuppelbauten sind, bleibt fraglich. Eine Festung mit Rundtürmen und hohen Kuppeln ist ferner auf einer phönizischen Silberschale aus Amathus abgebildet, vgl. Pal. Expl. Fund. Annual I, S. 39, Fig. 11.

[5] Vgl. l. c. S. 19 ff. u. Taf. XI, 1.

[6] Vgl. l. c. S. 39. O. Montelius, Orient und Europa, S. 185, Fig. 247.

An Stelle der Lehmkuppel finden wir als weiteren Fortschritt die Rundhütte mit Steinkuppel. Die Wölbung wird ebenfalls durch Vorkragung der einzelnen Schichten nach innen erzielt. Solche Rundhütten aus vorgeschichtlicher Zeit in megalithischer Konstruktion sind die einfachen Nuraghi Sardiniens,[1] die Talayots der Balearen,[2] die Truddhi Apuliens, welche als Wohnung und Vorratshäuser dienen,[3] und die runden oder ovalen Nawāmis der Sinaihalbinsel, von denen manche den Eindruck von Wohnhütten machen. Diesen Bauten nahe verwandt sind die großen Kuppelgräber Griechenlands, Kretas und der iberischen Halbinsel, welche auf die Hausform der Rundhütte zurückgehen. Heute noch baut man auf Menorca[4] und in den Schweizer Alpen gelegentlich runde Steinkuppelhütten als Wohnungen.[5]

In ganz Europa war die Rundhütte die ursprüngliche Hausform.[6] Diese hat sich, besonders im westlichen Mittelmeergebiet, lange gehalten und dort in den erwähnten megalithischen Bauten der Nuraghi, Talayots und der großen Kuppelgräber eine architektonische Weiterentwicklung erfahren.[7] Im Heroenkult und bei manchen volkstümlichen Kulten ist dann der Rundbau in der klassischen Zeit zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet worden.[8] Nach Pfuhl ist die Hausform rechteckigen Grundrisses in Europa erst unter östlichen, orientalischen Einflüssen allmählich von Südosten her verbreitet worden und hat die herrschende runde Urhütte in die Wirtschaftsgebäude, Heiligtümer und Grabbauten zurückgedrängt.

In der Tat ist in Vorderasien und Ägypten das viereckige Haus bereits in uralter Zeit im Gebrauch und war bald zu hoher Vollkommenheit ausgebildet. Der notwendig einzellige Rundbau wurde von der Architektur verlassen, weil er keine Entwicklungsmöglichkeiten bot. Für die Frage nach den ältesten Hausformen in Vorderasien ist daher die Existenz von Rundhütten am See Gennesaret in vorgeschichtlicher Zeit von großem Interesse. Daß das viereckige Haus sehr früh auch in Palästina verbreitet war, haben die Aus-

[1] Vgl. A. Taramelli, Memnon II (1908) S. 1 ff.

[2] Vgl. A. Bezzenberger, ZE 39 (1907), S. 567 ff. O. Montelius, Orient und Europa, S. 169 ff.

[3] Vgl. O. Montelius l. c. S. 173 f., Fig. 234, 235.

[4] Vgl. O. Montelius l. c. S. 172 f.

[5] Vgl. H. Bulle l. c. Taf. XII, 2, eine Hütte am Berinapaß.

[6] Vgl. Tacitus, German. 16. E. Pfuhl, Zur Geschichte des Kurvenbaus: Athen. Mitt. 30 (1905) S. 339.

[7] Vgl. E. Pfuhl l. c. S. 331 ff.

[8] Vgl. W. Altmann, Die italienischen Rundbauten. Eine archäologische Studie, Berlin 1906, bes. S. 85 ff.

grabungen gezeigt. Wie die Zweighütten mit Lehmbewurf beschaffen waren, welche z. B. die unterste Kulturschicht von Megiddo bildeten, wissen wir nicht; wahrscheinlich waren es Rundhütten. Aber alle weiteren Schichten zeigen sowohl in Megiddo, wie in Geser und Jericho Häuser viereckigen Grundrisses mit Steinfundamenten und Ziegelmauern. Zur Zeit der megalithischen Kultur Palästinas bestand dagegen neben dem viereckigen Haus auch das primitive Rundhaus.

Dieser einst in Vorderasien und Ägypten weit verbreitete primitive Haustypus hat sich durch alle Kultur hindurch in den kurdischen Lehmkuppelhütten und in den Hütten der Dörfer der Umgegend von Aleppo zäh erhalten oder ist immer wieder aufgelebt. Die runden, aus kleinen Steinen aufgebauten Türme in den Weinbergen Palästinas, el-ḳaṣr genannt, vgl. Jes. 5, 1. 2, welche zugleich als Sommerwohnungen und Wachttürme dienen, die runden Backöfen vor manchen Dörfern Palästinas und die runden Getreidebehälter Altägyptens sind Abarten der alten Rundhütte. Alte Hausformen erhalten sich ja, wie Pfuhl nachgewiesen hat, gerne in Heiligtümern, Gräbern und Wirtschaftsgebäuden.[1] Auf altägyptischen Darstellungen sieht man öfter bienenkorbförmige Speicher.[2]

Die Reste von vorgeschichtlichen Rundhütten bei Ṭābṛa am See Gennesaret sind nicht die einzigen ihrer Art in Palästina und Umgegend. Die Forschungen der letzten Jahre haben sowohl im Ostjordanlande wie auf der Sinaihalbinsel eine größere Zahl anderer primitiver Rundbauten bekannt gemacht, deren Betrachtung etwas Licht auf die Funde am Gennesaretsee werfen wird und sie in einen größeren Zusammenhang einordnet.

Alte Wohnbauten aus unbehauenen Steinen, welche mit Sicherheit in die Nähe der Steinzeit zurückgehen, finden wir in den Minengebieten der Sinaihalbinsel, im Wādi Maṛāra, bei Ṣarbūṭ el-Ḫādem und weiter östlich in der Gegend des Sinai. Die Kupfer- und Türkisminen auf der Sinaihalbinsel sind von den Ägyptern nachweislich schon unter den Königen der ersten Dynastie, wahrscheinlich auch schon lange vorher, ausgebeutet worden, namentlich die im Wādi Maṛāra. Der siebente König der ersten Dynastie, Smer-chet, hat sich an den Felswänden durch eine Darstellung verewigt, wie er einen Beduinen mit erhobener Keule niederschlägt.[3] Die nächsten Denkmäler stammen von Sanacht (3. Dyn.),[4] Zoser und Snefru. Die während des Winters arbeitenden ägyptischen Bergleute, von deren

[1] Vgl. Pfuhl l. c. S. 332, 362 ff.

[2] Vgl. A. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum II. Abb. S. 576.

[3] Vgl. Fl. Petrie, Researches in Sinai, Fig. 45—47. E. Meyer, Gesch. d. A. I $2^3$ S. 138.

[4] Vgl. Fl. Petrie l. c. Fig. 49.

Energie ungeheuere Schlacken- und Schutthalden zeugen, haben sich aus den Steinen der Wādis einfache Wohnstätten gebaut. Mehrere solcher Lagerplätze aus der Zeit der 4. Dynastie (etwa 2840—2680 v. Chr.) und der 12. Dynastie sind uns bekannt.

Die Hütten der 4. Dynastie, etwa 125 an der Zahl, auf der östlichen Talseite des Wādi Maṛāra den Minen gegenüber, liegen auf dem dreieckigen Plateau eines Hügels.[1] Sie stehen eng aneinander gedrängt am Rande desselben; wenige sind regelmäßig viereckig, einige hoch genug, daß sie ein Dach getragen haben könnten. Die meisten sind rohe, viereckige oder ovale Bauten von 1—2 Fuß Höhe aus unbehauenen Granitsteinen. Diese waren nicht mehr als Windschirme, einfache Schlafstätten zum Schutze gegen die Tiere. Vielleicht können wir annehmen, daß innerhalb der Steinumsetzung noch eine Zweighütte oder eine solche aus Palmenblättern sich befand. Neben Holzasche fand Fl. Petrie in diesen Bauten Scherben von Keramik des Alten Reiches und einen Kupferbohrer. Unterhalb dieses Lagers befindet sich ein zweites, dessen Hütten verschüttet waren. Die Häuser, von denen Petrie einige ausgraben ließ, sind gut gebaut und viereckig. Man fand in ihnen Türkise und Kupferschlacken. Dieses Lager gehört hauptsächlich dem Alten und teilweise dem Mittleren Reiche an.[2] Auf der Westseite des Wādi Maṛāra unter den Minen befindet sich noch eine Anlage der 12. Dynastie, fünf Kammern von roher, viereckiger Form mit je einer Grube im Innern. Drei von diesen Gruben enthielten noch intakte Keramik und Mühlsteine aus der Zeit der 12. Dynastie.[3] Wir haben also hier aus der Zeit der 4. Dynastie viereckige, ovale und runde, aus unbehauenen Steinen gebaute Hütten einfachster Art nebeneinander. Es ist also möglich, daß wir bei es-Seğerāt el-Mubārakāt die dortigen megalithischen Anlagen viereckigen Grundrisses mit den steinkreisartigen Rundbauten dem Ende der jüngeren Steinzeit zuweisen können. Das neolithische Haus von Magasà auf Kreta ist ebenfalls bereits viereckig.

Neben diesen eng aneinander gelehnten Schutzhütten gibt es in der Umgebung von Ṣarbūṭ el-Ḫādem[4] in der Nähe des Hathortempels isolierte viereckige, ovale oder kreisrunde Steinwälle mit Zugang, welche nach Petries Meinung ebenfalls Schutzhütten gewesen sind, wenn man diesen Namen auf diese primitiven Bauten anwenden will. Er schreibt ihnen wegen der Nähe des Tempels eine besondere Bedeutung zu; sie sollen dazu gedient haben, im Schlafe von der

[1] Vgl. Fl. Petrie l. c. S. 39 f., 51, Fig. 42.
[2] L. c. S. 50 f.
[3] L. c. S. 38, 52; Fig. 41, 61, 62.
[4] L. c. S. 59 ff.

Göttin günstige Träume zu empfangen. Ohne auf diese Hypothese eingehen zu wollen, mag es hier genügen zu sagen, daß diese rohen steinkreisähnlichen Bauten und Steinwälle, welche manchmal eine ägyptische, auf beiden Seiten beschriebene Stele umgeben,[1] wahrscheinlich ebenfalls Reste ehemaliger Wohnbauten darstellen. Der von der Umhegung eingeschlossene Raum ist immer leer und glatt. Die Stelen sind jedenfalls nichts Wesentliches, denn es finden sich viele andere gleiche Umhegungen in der Nähe ohne Stelen. Manchmal liegen mehrere Kreise nebeneinander.[2] Der von den Umhegungen eingeschlossene Raum beträgt nach Fl. Petrie durchschnittlich 1,20 : 1,80 m bis 3,00 : 3,65 m. Die von Petrie Fig. 81 abgebildete Anlage von roh viereckiger Form ist nur 0,76 m breit und 1,22 m lang; Fig. 82 zeigt ein anderes Beispiel. Fig. 83 zeigt eine doppelte, ebenfalls zerstörte Umhegung von 2,50 m Länge und 1,50 m Breite. Daß manche dieser Bauten ursprünglich nicht nur aus einem rohen Steinwall bestanden, sondern aus einer runden Mauer, zeigt das am besten erhaltene Exemplar Fig. 84. Die Umhegung ist kreisrund und hat 3,65 m äußeren und 1,52 m inneren Durchmesser bei etwa 0,80 m Höhe. Dieser Steinkreis ohne Zugang gleicht den oben beschriebenen Anlagen am Nordwestufer des Gennesaretsees.

Auch abgesehen von den Minengegenden finden sich auf der Sinaihalbinsel ähnliche Steinkreise. So berichtet Currelly von solchen Anlagen im Wādi Umm ʿAlawī, in der Nähe des Wādi Naṣb, östlich vom Sinaimassiv.[3] Sie umhegten ebene Stellen des Bodens und enthielten bei Nachgrabungen Mengen von Asche und gelegentlich Scherben alter, handgemachter Keramik und in einem Falle einen Bohrer aus Stein. Currelly hält diese Steinkreise nach dem Befunde für Wohnkreise. In den Anfängen des Wādi Umm Delle fand er ebenfalls einen großen Steinkreis mit sorgfältig aus zwei großen Steinen gebauten Türpfosten, welchen er gleichfalls als Wohnkreis ansieht.[4]

Im Wādi Mīrād gibt es, von einer $3\frac{1}{2}$—4 Fuß hohen gemeinsamen Umwallung aus Steinen eingeschlossen, eine größere Zahl solcher runder Umhegungen. Diese bestehen aus runden, roh aufgehäuften Steinwällen. Vielleicht waren sie noch durch Dornengestrüpp geschützt.[5]

Es bleibt unsicher, ob wir es hier im einzelnen Falle mit selbständigen Bauten zu tun haben oder gelegentlich nur mit Steinumhegungen von Zweig- und Palmenblatthütten. Diese Wohnkreise

[1] Vgl. l. c. Fig. 78, 79. [2] Vgl. l. c. S. 65 ff.

[3] Vgl. F. H. Palmer, The desert of Exodus, Cambridge 1871, I, S. 141; II, S. 320 f. Fl. Petrie, Researches in Sinai, S. 243.

[4] Researches in Sinai, S. 244. Palmer l. c. I, S. 144.

[5] Vgl. QSt. 1871, S. 11.

können sehr verschiedenen Alters, ja verhältnismäßig jung sein. Jedenfalls beweisen die ähnlichen aus der Zeit der 4. Dynastie, daß wir in ihnen eine uralte, primitive Form des menschlichen Obdachs zu sehen haben, welche sich gelegentlich bis heute erhalten haben kann. Die Anlagen am Gennesaretsee sind mit denen auf der Sinaihalbinsel zusammenzustellen.

Denkt man sich diese Steinkreise vervollkommnet und durch überkragende Schichten überwölbt, so erhält man die oben erwähnten bienenkorbförmigen Steinhütten, Nawamis genannt, welche an verschiedenen Stellen der Sinaihalbinsel in großer Zahl vorkommen, besonders auf den unteren Terrassen der Berge im Wādi Ṣolāf, Wādi el-ʿAin, bei Erwēs el-Ebeirīg, im Wādi el-Bijār, Wādi en-Naṣb und sonst.[1] Manchmal haben sie auch ovalen, selten viereckigen Grundriß. Sie sind sehr sorgfältig aus mittelgroßen Steinen gebaut; ihr Durchmesser beträgt nach Savignac, RB 1907, S. 398 durchschnittlich 2,50—3,50 m oder 2—3 m Breite bei 3—5 m Länge; die Höhe beträgt 2—3 m, die Dicke der Wände 0,60—1 m.[2] Eine viereckige, 0,60 m breite und hohe Tür dient als Zugang. Die Bestimmung dieser Steinhütten ist noch nicht einwandfrei nachgewiesen; die größere Zahl sind zweifellos Grabbauten. Die größeren Anlagen machen dagegen den Eindruck von menschlichen Wohnungen,[3] so daß möglicherweise eine doppelte Bestimmung anzunehmen ist.[4] Daß die runden bienenkorbförmigen Nawāmīs aus uralter Zeit stammen, lehren die bisher vorgenommenen Untersuchungen. So berichtet Palmer, daß er in einem dieser Bauten eine Pfeilspitze aus Feuerstein und einige kleine Muscheln fand;[5] Feuersteinwerkzeuge lagen in der Nähe von Nawāmīs.[6] Currelly, welcher einige Nawāmīs im Wādi Naṣb ausgrub, fand folgende Gegenstände:[7] eine Karneolperle in der Form, wie sie im prähistorischen Ägypten gebräuchlich waren, Kupferinstrumente fast aus reinem Kupfer von sehr alter Form, ein Stück gedrehten Kupferdrahtes, wie er der prähistorischen Zeit in Ägypten eigen ist, ein aus einer großen Seemuschel gefertigtes Armband und eine größere Zahl angebohrter kleiner Muscheln und zahlreiche aus Muscheln geschnittene Perlen; ferner eine Zahl von Pfeilspitzen aus Feuerstein. Diese Funde erlauben uns, die bienenkorbförmigen

[1] Vgl. QSt. 1871, S. 8, 9 f.; 1884, S. 206 ff. E. H. Palmer l. c. I, S. 139 ff., 223; II, S. 316 ff. RB 1901, S. 294 ff.; 1907, S. 398 ff. Currelly bei Fl. Petrie l. c. S. 243 f., Fig. 174, 176—178.

[2] Vgl. Petrie l. c. Fig. 174 und die Photographien Fig. 176—178.

[3] Vgl. QSt. 1871, S. 10; 1884, S. 206 f.

[4] Vgl. Savignac, RB 1907, S. 398.

[5] QSt. 1871, S. 10. Palmer l. c. II, S. 318.

[6] QSt. 1871, S. 8.

[7] Vgl. Researches in Sinai S. 243 f. u. Fig. 179.

Nawāmis bis an die Grenze der Steinzeit hinaufzusetzen. Sie sind ihrer Konstruktion nach eng verwandt mit den allerdings megalithischen Talayots auf den Balearen und mit den einfachen Nuraghi Sardiniens. Die primitiven Wohnkreise bei es-Seǧerat el-Mubārakāt stehen demnach in Beziehung zu ähnlichen, annähernd datierbaren Bauten auf der Sinaihalbinsel und zur megalithischen Architektur des westlichen Mittelmeeres (Malta, Sardinien, Balearen).

Diese Verbindungslinien lassen sich jedoch mit Hilfe anderer Funde in Palästina noch viel enger ziehen. Die größeren, wohlgebauten, massiven Steinkreise in unserem Fundgebiete am Gennesaretsee, welche abseits und an Punkten mit weiter Fernsicht stehen, z. B. oberhalb des Ḫān Minje und am Wādi Webdāni, können wir als Reste von Wachttürmen ansehen.

Solche zerfallene Wachttürme erwähnt z. B. Schumacher in der Gegend zwischen Tell eš-Šihāb und el-Muzērīb; sie werden, wie überall, von den Bewohnern ruǧūm genannt.[1] W. G. Palgrave erzählt von runden Ziegeltürmen neben den Häusern oder in Gärten im Ǧōf in Nordarabien, welche bei den häufigen Fehden den Familien und Parteien untereinander als Zufluchtsort und Burg dienen. Diese Türme sind 30—40 Fuß hoch, 12 und mehr Fuß breit und haben einen engen Zugang.[2] Zahlreiche Wachttürme fand Palgrave auch im Neǧd, in der fruchtbaren und wohlbebauten Ebene von ʿAjūn und Bereide.[3] Sie erstrecken sich am Rande des kulturfähigen Landes bis zum Ǧebel Ṭoweiḳ und dienen den Bewohnern des Neǧd dazu, schon von weitem das Herannahen eines Raubzuges oder feindlichen Überfalles zu bemerken und sich zum Widerstande zu rüsten. Die Türme sind massiv und rund.

In den Grenzgebieten des Ostjordanlandes zwischen Kulturland und Wüste, wo der Kampf zwischen den Nomaden und Bauern immer am lebhaftesten tobte, sind Reste ehemaliger Wachttürme (ruǧūm) aus allen Perioden zahlreich. Die römischen Kastelle sind viereckig, die älteren Anlagen dagegen meist rund. Sehr interessant ist, was Wetzstein von den nomadischen Bewohnern der Ruḥbe, einer fruchtbaren Ebene zwischen der Landschaft eṣ-Ṣafā und der Steinwüste, erzählt, die ihr Gebiet gegen die Wüstennomaden durch Wachttürme verteidigten.[4] Die langgestreckte Ruḥbe hat zwei Zugänge, im Nord-

[1] Vgl. ZDPV XXXVII (1914) S. 124.

[2] William Gifford Palgrave, Personal narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia (1862—63), London 1883, S. 41.

[3] Vgl. Palgrave l. c. S. 146.

[4] Vgl. J. G. Wetzstein, Reisebericht über Hauran und die Trachonen, Berlin 1860, S. 34, 46.

osten und Südwesten. Der im Nordosten bei dem Aussichtspunkte Riğm el-Mara wurde zu Wetzsteins Zeit von dem Stamme der Štāje bewacht. Auf dem höchsten Punkte war dort eine zwölf Ellen hohe Warte aus Steinblöcken errichtet, welche mit einer Brustwehr versehen war. Hinter dieser hielt eine Wachtmannschaft von 4—5 Kriegern beständig Ausschau nach der Wüste. Der andere Zugang im Südwesten bei Nemāra wurde auf ähnliche Weise bewacht. Sobald von der Warte ein Feind bemerkt wurde, wurde alarmiert, oder, wie die Araber sich ausdrücken, „fiel der Notruf ins Land" (waḳaʿ eṣ-ṣōt fil-belād). Auch heute werden solche Türme im Bedürfnisfalle aufgebaut, wie auch die Beduinen an den Grenzen ihrer Weidegebiete stets Wachen aufstellen, um die Annäherung von Feinden zu beobachten.[1] Etwas Ähnliches sind die runden, manchmal in Terrassen aufsteigenden Beobachtungstürme in den Weinbergen Palästinas. Ein solcher aus mittelgroßen Steinen roh erbauter Turm (ḳaṣr), vgl. Jes. 5, 1. 2; Matth. 21, 33, ist 5—6 m hoch und hat im Innern einen dunklen Raum, der als Aufbewahrungsort dient. An den Turm angelehnt oder auf ihm steht gewöhnlich eine Zweighütte (ʿarīše), welche als Wohnung während der Reife und Erntezeit dient. Von der Höhe des Turmes wird der Weinberg bewacht.

Ein höchst interessantes, mit der Dolmennekropole bei ʿAmmān lokal und zeitlich zusammengehörendes System von megalithischen Blockhäusern von runder oder rechteckiger Form hat D. Mackenzie entdeckt und beschrieben.[2] Diese megalithischen Bauten auf den flachen, von tiefen Flußtälern durchfurchten Hochebenen westlich von ʿAmmān mit den megalithischen Gräbern in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft bilden eine lehrreiche Parallele zu den Anlagen am See Gennesaret. Sie sind wohl jünger als diese, aber besser erhalten und daher durchsichtiger. In der Nähe des Ruğm el-Melfūf, westlich von ʿAmmān, befindet sich eine aus mehreren Räumen rechteckigen Grundrisses bestehende Wohnungsanlage megalithischer Bauart mit einem kleinen dolmenähnlichen Mausoleum und einem kleineren megalithischen Grabe daneben.[3] Diese Wohnburg steht, wie die großen sardinischen Nuraghi,[4] in einer großen, unregelmäßig rechteckigen Umfriedigung, gebildet durch eine massive Mauer. Das Westende derselben ist nach Mackenzie[5] geschützt durch runde Wachttürme und Bastionen, deren Reste teils im Verbande der Um-

[1] Vgl. A. Musil, Arabia Petraea I, S. 110 f.

[2] Vgl. Palestine Exploration Fund, Annual I (1911), S. 1 ff.

[3] Vgl. Annual I, S. 8 ff., Taf. II, Fig. 4, 6.

[4] Vgl. z. B. A. Taramelli, I problemi archeologici della Sardegna: Memnon II (1908), Taf. IV, 2; VIII, 1, 2.

[5] L. c. S. 18.

fassungsmauer selbst sich befinden, teils innerhalb der Umfriedigung. Die Steinkreise innerhalb der Umhegung sieht Mackenzie als die Hütten der Dienstleute an. Für diese Türme in der Umfassungsmauer wären die Rundtürme in der Umwallung der altpalästinischen Festung Neṭi'a aus der Zeit der 5. Dynastie zu vergleichen.[1] Diese Wohnburg auf dem Kamm der Höhe zwischen zwei parallelen Wādis nördlich und südlich beherrscht das nördliche Tal; das entferntere südliche konnte durch einen Rundturm beobachtet werden.

Fünf Minuten näher an ʿAmmān, zur Linken der Straße, liegt der große Rundturm Ruǧm el-Melfūf, welcher der ganzen Gegend den Namen gibt.[2] Er beherrscht die Gegend nach Süden und steht offenbar in Beziehung zur alten Hochstraße nach ʿAmmān. Der Durchmesser des Turmes beträgt nach Taf. III 12,70 m; er ist noch in Höhe von sechs, an einigen Stellen von sieben Steinlagen erhalten. Die Bauart ist megalithisch; die Steinblöcke sind in rohen Schichten angeordnet. Im Innern befinden sich die Reste einer inneren Ringmauer; eine Lücke an der Nordseite mag nach Mackenzie einen Zugang andeuten. Mackenzie hält es nach dem Befunde für sicher, daß der Turm nach Analogie der Nuraghi durch Vorkragung der einzelnen Schichten mit einem sog. falschen Gewölbe überwölbt war, wie wir es auch bei den Nawāmīs kennen gelernt haben. Dagegen ließ sich die Existenz eines zweiten Stockwerkes nicht mit Sicherheit feststellen, wie ja auch die bei den Nuraghi üblichen, in den Wänden angebrachten treppenartigen Aufgänge zum oberen Stockwerk fehlen. Von der Höhe des Turmes, welche irgendwie als Befestigung eingerichtet gewesen sein muß, hatte man eine weite Fernsicht. Die Ähnlichkeit dieses Rundturmes mit den einfacheren Nuraghi und namentlich mit den Talayots der Balearen ist in der Tat überraschend und wird von Mackenzie durch Nebeneinanderstellung einer Ansicht des Ruǧm el-Melfūf und einer Talaya von Majorca ad oculos demonstriert.[3]

In der Nähe, am Rande eines tiefen Wādis, in strategisch bedeutsamer Lage mit weiter Fernsicht über die Hochebene[4] befindet sich eine Wohnburg, ein Komplex von viereckigen Zimmern, die von einem gewaltigen Rundturm überragt werden, welcher den Mittelpunkt der Anlage darstellt und einst ebenfalls durch ein falsches Gewölbe überdacht war.[5] Nach Mackenzie ist er am besten im Westen, Nordwesten und Norden erhalten, teilweise noch in Höhe

[1] Vgl. Fl. Petrie, De-hasheh, London 1898, Taf. IV.
[2] Vgl. Annual I, S. 19 ff., Taf. III, Fig. 7.
[3] Vgl. l. c. Fig. 7 u. 8 S. 20.
[4] Vgl. l. c. Fig. 9 u. 10.
[5] Vgl. l. c. S. 22 ff.; Taf. IV.

von 11—12 Lagen. Die Bauart ist megalithisch, aber sorgfältiger als die des Rundturmes Ruǧm el-Melfūf. Der Durchmesser beträgt an der oberen Kante 20,15 m, der innere Durchmesser 12,60 m.[1] Das Innere ist hoch mit Steinblöcken angefüllt, den Trümmern des heruntergebrochenen Gewölbes. Die Dicke der Mauern beträgt durchschnittlich 2,30 m. Mit Hilfe von kleinen detachierten Türmen konnte von dieser Festung das ganze Gelände unter Beobachtung gehalten und jede feindliche Annäherung sofort an die Zentralstelle signalisiert werden. Wir haben also hier, wie Mackenzie S. 25 f. betont, ein dem Charakter der leicht gewellten und von tiefen Wādis durchschnittenen Hochebene angepaßtes Blockhaussystem zu Verteidigungszwecken, wie es in noch großartigerer Weise die sardinischen Nuraghi darstellen, befestigte megalithische Wohnburgen, die von einem der Landschaft sorgfältig angepaßten System von kleineren Burgen und Wachttürmen umgeben sind.

Abgesehen von den Anlagen mit runden Türmen entdeckte Mackenzie noch zwei megalithische Bauten mit viereckigen Türmen. Der erste, eine Wohnburg mit Turm,[2] liegt 12 Minuten nordöstlich von dem letztbesprochenen Bauwerk. Der zweite, südlich vom Wādi ʿAmmān, ist die Ruine el-Ḥamrawīje,[3] ein größerer Wohnbau megalithischer Bauart mit Höfen und Zimmern und einem viereckigen Turm. Der Festungscharakter des Ganzen fällt besonders durch den Schutz des Einganges in die Augen. Zwischen el-Ḥamrawīje und dem Rundturm von Ruǧm el-Melfūf liegt der von Conder beschriebene große Dolmen. Nach Westen und Norden schweift der Blick über die erwähnten megalithischen Bauten und reicht weithin ins Land. So gehören auch diese Anlagen zum Blockhaussystem, wenn sie auch jünger sind als die Rundbauten.

Die zeitliche Stellung dieses Befestigungssystems zu der von Conder beschriebenen Dolmennekropole von ʿAmmān ist gesichert, abgesehen von dem megalithischen Charakter der Bauten, durch ein dolmenähnliches, viereckiges Mausoleum von 10 : 12 m, welches unmittelbar neben einer Wohnburg steht und zu ihr gehört.[4] Das aus großen Steinen aufgebaute viereckige Gebäude enthält nach Art mancher Nawāmīs auf der Sinaihalbinsel vier Zellen nebeneinander, welche durch dünne Steinwände getrennt sind. Diese sind so gebaut, daß sie oben nach beiden Seiten vorkragen und so die Bedeckung der Zellen durch sehr große Steinplatten erleichtern. Von diesen Platten befindet sich noch eine größere Zahl in situ.[5] Das Bauwerk

[1] Vgl. l. c. S. 27. [2] Vgl. l. c. S. 28 ff. u. Taf. V.
[3] L. c. Taf. VI.
[4] Vgl. l. c. Fig. 4 S. 8; Taf. I u. II.
[5] Vgl. l. c. S. 8 ff., Taf. I.

ist nach Osten orientiert. Die unterste Steinlage besteht aus orthostatisch gesetzten Steinen. Darin und in der Bedeckung der Zellen durch große Steinplatten beruht die nahe Verwandtschaft unseres Grabes mit den alten, aus hochgestellten Steinplatten und einer Deckplatte gebauten Dolmen; es gehört in die Schlußphase der megalithischen Architektur Palästinas. In dieselbe Zeit gehören, wie schon der immer mehr bevorzugte rechteckige Grundriß der Häuser nahelegt, auch die Wohnburgen und die mit ihnen verbundenen Rundtürme.[1] Die einfachen Dolmen von ʿAmmān dagegen, welche noch die alte megalithische Technik in ihrer einfachsten Form zeigen, gehören einer viel früheren Zeit an.[2] Wir haben also hier den Beweis, daß die Megalithkultur im Ostjordanlande längere Zeit blühte. Sie begann mit den rohen Dolmengräbern, von denen wir auch eine Nekropole bei ʿAmmān haben, blühte auf und hinterließ aus ihrer Schlußphase die oben beschriebenen Reste eines bewunderungswürdigen Verteidigungssystems und Grabmonumente, welche ihrer Anlage nach noch an die alten megalithischen Dolmen erinnern.

Die Dolmen der Nekropole von Ḫirbet Kerāzije sind, weil sie sich dem Typus der Ganggräber nähern, ohne daß Exemplare des alten, einfachen Typus fehlen, sicher jünger als die Dolmen von ʿAmmān, aber älter als die Wohnburgen und Rundtürme und die durch das Mausoleum repräsentierten Gräber. Sie würden ungefähr die Mittelphase der Entwicklung darstellen. Damit stimmt überein, daß die Steinkreise und die Reste der Beobachtungstürme, welche wir in Verbindung mit den Dolmen von Kerāzije kennen gelernt haben, einen weniger entwickelten Eindruck machen.

Wir haben aber im Grunde genommen an beiden Stellen dieselben Anlagen vor uns, prähistorische megalithische Siedlungen mit Verteidigungsbauten und benachbarten Nekropolen, nur aus verschiedenen Zeiten der Entwicklung und verschiedenen Bedürfnissen angepaßt. Das System der Sicherung prähistorischer Siedlungen, welches wir hier in den Blockhäusern kennen gelernt haben, findet seine Erläuterung und Erklärung durch ähnliche, aber großartigere megalithische Blockhaussysteme zur Verteidigung auf Sardinien und den Balearen. Durch die Betrachtung dieser ordnen wir die palästinischen Megalithbauten dieser Art zugleich ein in den großen Kreis der westmittelländischen Megalithkultur, welche, von Malta angefangen, besonders auf den abgelegenen Inseln blühte.

[1] Vgl. l. c. S. 11, 38.
[2] Vgl. l. c. S. 36 f.

Beobachtungs- und Verteidigungstürme runden Grundrisses und befestigte Wohnburgen oder Fliehburgen megalithischer Bauart sind auf Malta, Sardinien und den Balearen weit verbreitet. Sie gehören der älteren Bronzezeit an, welche nach O. Montelius in Sardinien etwa um 1000 v. Chr. zu Ende ging,[1] reichen aber bis zum Ende der Steinzeit zurück. Man kann also für diese Bauten den Ausgang des dritten und das ganze zweite Jahrtausend vor Christus in Anspruch nehmen mit dem Hinzufügen, daß sie teilweise bis in die Zeit der phönizischen Kolonisation hinab vorkommen.[2] Lange Zeit war man über die Bestimmung dieser turmartigen Bauwerke im unklaren und hielt sie für Grabbauten. Heute kann kein Zweifel mehr sein, daß es sich, mit Ausnahme der Sesi Pantellerias, welche Grabtürme sind, um menschliche Zufluchtsstätten, Wohnburgen und Beobachtungstürme handelt.[3] Die größten und zahlreichsten dieser Monumente, die Nuraghen, finden sich auf Sardinien, etwa 4000 an der Zahl.[4] Ganz Sardinien ist von ihnen übersät; sehr zahlreich sind sie an der Küste, z. B. am Golf von Cagliari, und auf manchen Hochebenen, wie der Giara. Die Nuraghen[5] in ihrer einfachsten Gestalt sind konische, megalithische Steintürme aus in wagerechten Reihen gelegten, unbehauenen oder zugerichteten Blöcken.[6] Sie enthalten im Innern ein kreisrundes, gewöhnlich mit mehreren Nischen versehenes Gemach, welches durch Überkragung der einzelnen Steinlagen nach Innen gebildet ist (falsches Gewölbe). Die größten Steinblöcke sind in den untersten Lagen verwendet. Ein Korridor, in welchem sich häufig zur Rechten eine Nische befindet, mit ziemlich enger Tür dient als Zugang. Kleine Fenster erleuchten die Innenräume. Meist besitzen die Nuraghi ein zweites Stockwerk, zu welchem im Innern der massiven Wände spiralförmig eine Treppe oder ein Aufweg hinaufführt.

Oft dienten diese verhältnismäßig einfachen Bauten als Kern für mannigfache Erweiterungs- und Befestigungsanlagen. Ein neues

[1] Vgl. Orient und Europa S. 180.

[2] Vgl. A. Mayr, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta (Abh. Münch. Akad. 21) 1901, S. 717.

[3] Vgl. A. Taramelli, I problemi archeologici della Sardegna: Memnon II (1908) S. 1 ff. O. Montelius l. c. S. 169 ff.

[4] Vgl. A. Taramelli l. c. S. 11.

[5] Vgl. Alberto della Marmora, Voyage en Sardaigne II, Paris-Turin 1840, S. 36 ff. Perrot und Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, IV, S. 22 ff. O. Montelius l. c. S. 174 ff. Giovanni Pinza, Monumenti primitivi della Sardegna: Monumenti antichi XI (1901), Sp. 1 ff. A. Mayr, Über die vorgeschichtlichen Denkmäler Sardiniens: Globus 86 (1901), S. 133 ff. F. Nissardi, Contributo per lo studio dei Nuraghi, Roma 1904. A. Taramelli l. c. S. 1 ff.

[6] Vgl. G. Pinza l. c. Fig. 58 f. A. Taramelli l. c. S. 15, Taf. III, 4; VI, 3.

Steinmassiv wurde herumgelegt, um die Verteidigungskraft zu erhöhen, mehrere Nuraghi nebeneinandergestellt und durch Wälle und gewölbte Zugänge verbunden.[1] Solche Anlagen umgab man mit einer großen Umwallung aus Steinen, innerhalb welcher sich die Dienstleute der Herren ihre runden Wohnhütten bauten, deren kreisrunde Steinfundamente noch gefunden werden.[2] Diese Wallmauer ist häufig mit kleinen runden Steintürmen geschützt. Schließlich entstanden, besonders an hochragenden Punkten, große, mehrfach umwallte Befestigungswerke.[3] Ein solches Beispiel ist der gewaltige Nuraghe Losa bei Abbasanta.[4] Die äußere Umfassungsmauer dieses Nuraghe hat dreieckige Gestalt und trägt an der Spitze einen kleinen, runden Turm. Die innere Umwallung umschließt eng den Nuraghe und besteht aus Steinwällen mit drei starken, runden Türmen, von denen einer gerade vor dem Eingange des Nuraghe liegt.

Diese Burgen und Türme dienten nun, wie namentlich Taramelli hervorgehoben hat, als Mittelpunkte eines der Landschaft sorgfältig angepaßten Befestigungssystems zum Schutze der Stammesgebiete. Durch kleinere detachierte Beobachtungstürme und Warten konnten alle Zugänge und Täler der Umgegend bewacht und eine Gefahr durch Signale gemeldet werden. Alle strategisch bedeutsamen Punkte der Insel sind auf diese Weise gesichert worden. Nach Taramelli waren die Nuraghi keine Fliehburgen, welche man nur in Zeiten der Not aufsuchte, sondern, wie die Schuttschichten von Herd- und Küchenresten in erheblicher Stärke beweisen, ständig bewohnte Bauwerke.

Den Nuraghen nächst verwandt und derselben Zeit angehörend sind die sehr zahlreichen Rundtürme der Balearen, die Talayots.[5] Sie haben auch denselben Zweck. Trotz ihrer Verwandtschaft mit den Sesi auf Pantelleria sind sie keine Gräber wie diese, sondern Verteidigungstürme. Die größten Anlagen haben einen Durchmesser an der Basis von 16 m. Sie sind meistens einstöckig und enthalten eine durch Überkragung der Steine überwölbte Kammer von verschiedener Gestalt. Die viereckigen Eingänge[6] sind ziemlich niedrig, um sie besser verteidigen zu können. Manche dieser Anlagen haben

[1] Vgl. A. Taramelli l. c. Taf. V, 4.

[2] Vgl. A. Taramelli l. c. Taf. V, 2 u. S. 17 f.

[3] Vgl. besonders den Nuraghe Ortu, Pinza l. c. Sp. 119 20 Fig. 74. Taramelli l. c. Taf. IV, 2, VIII, 1, 2.

[4] Vgl. Pinza l. c. Sp. 88 ff. u. Taf. VII, VIII. Taramelli l. c. Taf. VII, 1.

[5] Vgl. Cartailhac, Monuments primitifs des Iles Baléares, Toulouse 1892. O. Montelius l. c. S. 169 ff. A. Bezzenberger, Vorgeschichtliche Bauwerke der Balearen: ZE 39 (1907), S 567 ff. — Nach Bezzenberger l. c. S. 569 stammt der Name Talaya vom arabischen ṭalī'a „Wachtturm".

[6] Vgl. Bezzenberger l. c. Fig. 21 S. 595.

auch ein zweites Stockwerk. Bezzenberger hält die Talayots ebenso wie die Nuraghi für Fliehburgen. Er sieht in beiden voneinander unabhängige Entwicklungen einer gemeinsamen Grundform, die auch auf Pantelleria und Malta vertreten ist.[1]

Auf Malta gehören hierher die allerdings nicht häufigen, Torriet genannten runden, megalithischen Türme im Osten der Insel.[2] Das am besten erhaltene Exemplar, it-Torri-ta-Ğauhar,[3] hat 14,50 m Durchmesser und ist noch 7,20 m hoch erhalten. Ein Zugang ist nicht wahrzunehmen. Andere Türme haben solche Zugänge; einer bei dem Dorfe Zurrico hat einen Durchmesser von 12,20 m, noch 2 m Höhe und eine rechtwinkelige Türöffnung von 1,40 m Höhe und 0,85 m Breite. A. Mayr ist geneigt, diese Türme als Zufluchtsstätten oder befestigte Wohnplätze aufzufassen. Auch die vielfach noch heute als Wohnungen oder Vorratsplätze benutzten Truddhi in Apulien, runde, manchmal in mehreren Terrassen aufsteigende Steintürme, welche eine runde, durch Überkragung überwölbte Kammer umschließen, sind hier zu nennen.[4] Hier in Südostitalien hat sich also ein uralter Haustypus bis heute im Gebrauch erhalten. Sehr alte Rundtürme ähnlicher Konstruktion mit durch Überkragen der Schichten gebildetem falschem Gewölbe finden sich nach Montelius noch in Irland,[5] im Norden Schottlands, auf den Hebriden, Orkneys und den Shetlandinseln.[6] Dort heißen sie Burgs oder Brochs und sind, ähnlich den Nuraghen, befestigte Wohnsitze gewesen. Alle diese gehören aber einer späteren Zeit an.

Mit diesen megalithischen Befestigungsbauten des westlichen Mittelmeeres sind nun, wie Mackenzie nachgewiesen hat, die Rundtürme und Wohnburgen der Hochebene von ʿAmmān und mithin auch die ähnlichen Anlagen am See Gennesaret eng verwandt. Ihnen gemeinsam ist die Bestimmung als Beobachtungstürme und Wohnungen, die Einordnung in ein der Landschaft angepaßtes Blockhaussystem. Gemeinsam ist ihnen allen auch die megalitische Bauweise, das Prinzip der Überwölbung des Innenraumes durch Überkragung der Schichten und die Vorliebe für den runden oder ovalen Grundriß. Zwar konnte bei den Anlagen in der Umgebung von es-Seğerāt el-Mubārakāt dieses bienenkorbartige Gewölbe nicht nach-

[1] L. c. S. 584. — Einzelbeschreibung der Talayots bei Bezzenberger l. c. S. 585 ff. u. Fig. 9—62.

[2] Vgl. A. Mayr, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta (Abh. Münch. Akad. 21), S. 685 ff.

[3] Vgl. l. c. Taf. IX, 2.

[4] Vgl. O. Montelius l. c. S. 173 f.

[5] L. c. S. 181 f.

[6] L. c. S. 182 f.

gewiesen werden. Jedoch zeigen die aus mehreren Steinlagen gebauten Dolmen bei Ḫirbēt Kerāzije deutlich die Überkragung der oberen Schichten.

Gemeinsam ist diesen Bauten ferner, daß sie mit dolmenartigen, megalithischen Grabbauten in Verbindung stehen. Als Nekropolen für die Bewohner der Nuraghi dienten auf Sardinien die Gigantengräber, Tombe dei Giganti, eine Art von langen, aus dem gewöhnlichen Dolmentypus entwickelten Ganggräbern, gebaut aus orthostatischen Platten und Mauerwerk und mit großen Steinplatten abgedeckt, mit halbkreisförmigem Vorhof, der wahrscheinlich als Kultraum diente.[1] Sie waren einst mit einem Erdhügel bedeckt. Diese Gräber finden sich häufig in der Nähe der Nuraghi, so daß ihre Beziehung zueinander gesichert ist.[2] Ein von Mackenzie untersuchtes Grab zeigt noch, wie sich die gangartige Form der Gigantengräber durch Verlängerung aus der viereckigen Dolmenkammer entwickelt hat.[3] So weist uns die Anlage dieser Gräber in eine vorgeschrittene Periode der Megalithkultur. Neben den Gigantengräbern gibt es auch, über die Insel zerstreut, auf Sardinien einige einfache Dolmen; ein solcher aus der Nähe von Birori ist von Taramelli bekannt gemacht worden.[4]

Den sardinischen Tombe dei Giganti entsprechen auf den Balearen die Navetas oder Naus genannten Gräber mit Grabkammer und Gang, bei welchen wir ebenfalls die Verbindung der orthostatischen Konstruktion mit gewöhnlichem Mauerwerk haben.[5] Sie gehören zu den Talayots. Das bekannteste dieser Gräber ist die Naveta von Es Tudons auf Minorca.[6]

Die Bewohner der Türme und Burgen bei ʿAmmān bauten, wie wir gesehen haben, Mausoleen, welche sich als die Nachkommen der Dolmen ausweisen. Die einfachen Anlagen am See Gennesaret haben wir als gleichzeitig mit Dolmen und Ganggräbern erkannt.

Diesen Ähnlichkeiten zwischen der palästinischen und westmittelländischen Megalitharchitektur brauchen noch nicht direkte Beziehungen zugrunde zu liegen. Es wird sich vielmehr zunächst

[1] Vgl. D. Mackenzie, The Tombs of the Giants and the Nuraghi of Sardinia in their West-European Relations: Memnon II (1908), S. 180 ff.

[2] Vgl. F. Nissardi, Contributo per lo studio dei nuraghi S. 8. Mackenzie l. c. S. 184.

[3] L. c. S. 181 u. Fig. 1 daselbst.

[4] Vgl. Bull. Paletn. Ital. XXXII, S. 268—271 u. Taf. XXIII (Zitat nach Memnon II [1908], S. 203 A 1).

[5] Vgl. A. Bezzenberger l. c. S. 579 ff. O. Montelius l. c. S. 55 ff.

[6] Vgl. A. Bezzenberger l. c. S. 627, Fig. 64. O. Montelius l. c. S. 55 f., Fig. 64 a—c.

nur um zwar ähnliche, aber unter sich doch wieder verschiedene Entwicklungsformen einer ursprünglichen primitiven spätsteinzeitlichen Megalithkultur handeln, welche auch Nordarabien, das Mittelmeergebiet und Nordafrika mit umfaßte. Eine solche konnte naturgemäß nur in Gebieten existieren, welche von Natur geeignetes oder wenigstens leicht spaltbares Steinmaterial für Steinbauten lieferte. Zeitlich allerdings stehen die palästinischen Megalithbauten denen des westlichen Mittelmeergebietes bedeutend voraus. Wir sind daher berechtigt, anzunehmen, daß die Entwicklung von Ost nach West gegangen ist und daß sich auf den Inseln megalithische Bauten noch lange hielten, als in verkehrsreicheren Gebieten die megalithische Kulturphase längst überwunden war.

### 4. Die prähistorische Burg Ḳurūn Ḥaṭṭīn.[1]

Nähert man sich von dem Dorfe Lūbije dem Nordrande des Plateaus in nordöstlicher Richtung, so erblickt man vor sich am Rande der fruchtbaren, im Frühjahr mit einem vielfarbigen Blumenteppich geschmückten Hochebene die dunklen Basaltmassen des Hügels von Ḳurūn Ḥaṭṭīn, der sich hier nur 15—20 m über die Ebene erhebt, dagegen mit seinem Nordrande unmittelbar am nördlichen Steilabfall des Plateaus liegt. Dieses stürzt hier von dem von Basaltfelsen schwarz umstarrten Rande über 200 m tief zur Ebene von Ḥaṭṭīn, Merǧ Ḥaṭṭīn genannt, ab. Nördlich zu den Füßen des Berges Ḳurūn Ḥaṭṭīn liegt das Dorf Ḥaṭṭīn und weiter zur Rechten die Ruinen von Irbid. Die fruchtbare Ebene Merǧ Ḥaṭṭīn wird vom Wādi el-ʿAmēs entwässert und fällt ihrerseits in der tiefen Schlucht des Wādi Ḥamām und im Steilabfall bei Meǧdel fast senkrecht zur Ebene Gennesaret und zum See ab. Dementsprechend liegt nach der englischen Karte der Spiegel des Sees —208 m unter dem Mittelmeere, das Dorf Ḥaṭṭīn 113 m und Ḳurūn Ḥaṭṭīn 317 m über dem Mittelmeere; Ḥaṭṭīn liegt also 321 m und Ḳurūn Ḥaṭṭīn 525 m über dem Gennesaretsee. Das Dorf Ḥaṭṭīn an einem starken Quellbach, welcher am Nordwestfuße des Berges hervorbricht, ist umgeben von reichen Aprikosen- und Olivengärten. Die Kuppe Ḳurūn Ḥaṭṭīn, sonst Kalkstein, trägt nur auf der Höhe Basaltfelsen und ist wahrscheinlich ein erloschener Vulkan.

Diese Gegend am Westufer des Sees wird von drei Bergketten in der Richtung von Ost nach West durchzogen, welche man am besten vom Burgberge von Ṣafed aus sehen kann. Eine derselben zieht sich von el-Meǧdel über Ḳalʿat Ibn Maʿān, tritt dann auf das

[1] Ich hörte am Westufer des Sees Gennesaret den Berg von Ḥaṭṭīn nur Ḳurūn Ḥaṭṭīn nennen; so schreibt schon durchgängig der vorzüglich orientierte Robinson, Palästina III. S. 483 ff. und Guérin. Seltener hört man Ḳarn oder Ḳurn Ḥaṭṭīn.

nördliche Ufer des Wādi Ḥamām über und streicht an der Nordseite der Baṭṭōfebene entlang. Der südlichere Parallelzug beginnt bei der Höhe von Tell Maʿūn oberhalb von Tiberias und umschließt nacheinander die Berge von Ḥaṭṭīn, Torʿān und die anderen Höhen südlich von der Baṭṭōfebene. Eine dritte Kette beginnt südlich vom Wādi Feǧǧās.

Am Nordrande dieses Hochplateaus, welches sich nach Süden zu in der fruchtbaren basaltischen Ebene Sahel el-Aḥma langsam zum Wādi Feǧǧās senkt, befinden sich, halbwegs zwischen Ḳurūn Ḥaṭṭīn und Tiberias, die als Ḥaǧār en-Naṣāra bekannten Steinblöcke, welche nach einer frühen Tradition die Stelle der zweiten Brotvermehrung bezeichnen.[1] Die Christen nennen diese Steine auch ḫamse ḫubzāt „die fünf Brote", und den größten von ihnen mensa Domini. In der Nähe, etwas unterhalb, liegt die neue jüdische Kolonie bei der Quelle ʿAin el-Kattāb. Man hat in diesen Steinen einen prähistorischen Steinkreis erkennen wollen, ein Heiligtum nach Art des israelitischen Gilgal.[2] Nach dem heutigen Bestande läßt sich eine künstliche Anordnung der Steine mit Sicherheit nicht konstatieren. Es handelt sich um eine größere Zahl von unbearbeiteten Basaltblöcken, wie sie häufig am Rande der Hochebene vorkommen, welche eine rohe kreisförmige Anordnung von etwa 10 Schritt Durchmesser zeigen. Wahrscheinlich liegt ein natürliches Gebilde vor, welches aber immerhin bald die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen haben mag. Die Aussicht von diesem Punkte auf den Gennesaretsee ist sehr schön. Der von Nazareth kommende Pilger blickt hier zum erstenmal überrascht in die abgeschlossene Welt des Sees Gennesaret, der in reinstem Blau oder Grün, von braunen Felswänden umstarrt und überragt vom schneebedeckten Hermon im Hintergrunde, zu seinen Füßen liegt, in eine Welt voll heiliger Erinnerungen aus dem Leben Jesu, ein schon rein natürlich betrachtet entzückendes Bild, das von selbst zum Rasten, zur Bewunderung und Erbauung einlud, ehe man den schwierigen Abstieg nach Tiberias unternahm.

Die Hochebene bei Ḳurūn Ḥaṭṭīn hat ihre höchste Erhebung an der Nordkante, wo der Steilabfall beginnt. Nach Süden zu senkt sie sich allmählich zu den Anfängen des Wādi Feǧǧās herab. Der Boden ist schwarzbraun, sehr fruchtbar und mit vielen Basaltbrocken bedeckt. Das nächste Wasser liefert die Quelle bei Nebi Šaʿēb und die Quelle ʿAin el-Kattāb. Je näher man Ḳurūn Ḥaṭṭīn selbst kommt, desto steiniger wird die Oberfläche des Bodens, der stellenweise in

[1] Vgl. Quaresmius, Elucidatio Terrae Sanctae, II, S. 856. P. Barnabée d'Alsace, Nouveau guide de Terre Sainte, S. 407 f.

[2] Vgl. Conder, Heth and Moab², S. 250.

Basaltfelsen übergeht. Von Süden gesehen hat der Tell von Ḥaṭṭīn zwei Erhebungen, eine im Osten und eine andere im Westen; daher der Name Ḳurūn Ḥaṭṭīn, die Hörner von Ḥaṭṭīn. Von Osten gesehen bietet Ḳurūn Ḥaṭṭīn das Bild eines tellförmigen, sich im Süden mit entschiedener Linie aus der Hochebene erhebenden Basaltberges, der im Norden sehr steil zum Dorfe Ḥaṭṭīn abstürzt. Derartige Basaltformationen sind am Westufer des Sees nicht selten; ein ähnliches Aussehen hat z. B. der Wa'r 'Atme, der von Abu Šūše gesehen, genau dasselbe charakteristische Bild bietet, nur daß er keine menschliche Ansiedlung getragen hat. Terrassenförmig übereinandergelagerte Basaltfelsen bilden den östlichen Abhang von Ḳurūn Ḥaṭṭīn. Eine Reihe von Ölbäumen, teils am östlichen Rande des Tellplateaus, teils am Abhange, beleben das Bild des Tells außerordentlich und geben ihm durch ihre vom Sturm zerzausten Formen in Verbindung mit den starrenden Felsen etwas ungemein Herbes und Trotziges. Vom Nordwestufer des Sees gesehen erscheint Ḳurūn Ḥaṭṭīn mit seiner charakteristischen Silhuette als Landmarke für die ganze Gegend; von eṭ-Ṭābṛa und der Gennesaretebene aus erblickt man die scharfen Linien des Tells gerade über der Mitte des tiefen Einschnittes des Wādi Ḥamām.

Südöstlich von Ḳurūn Ḥaṭṭīn ziehen sich am Rande des Plateaus sehr alte, megalithische Mauerreste hin mit jung eingebauten Viehhürden der Hirten. Den Rand der Ebene bilden Basaltfelsen. An diese lehnt sich eine 1,50 m breite Mauer aus großen und unbehauenen Basaltblöcken, welche etwa in ostwestlicher Richtung am Plateaurande verläuft und stellenweise noch 1,50 m hoch ist. Andere Mauerzüge sind weniger deutlich erhalten. Dieses Ruinenfeld ist von Ḳurūn Ḥaṭṭīn nur durch eine Einsenkung getrennt. In derselben befindet sich ein kleiner, runder Teich, der mit Beginn des Sommers austrocknet. Die englische Karte nennt diese Ruine el-Ḳanḳūzah; erntende Bauern gaben denselben Namen an und nannten den Teich Birket el-Ḳarn.

Vom Südfuße von Ḳurūn Ḥaṭṭīn läuft in der Richtung auf die eben beschriebene Ruine el-Ḳanḳūze eine alte Straße, welche beiderseitig von einer ca. 1,50—1,70 m dicken Mauer aus Basaltblöcken und kleineren Steinen eingefaßt ist. Diese Mauer ist stellenweise noch 0,90 m hoch. Die Breite der Straße innerhalb der Mauern beträgt 5 m. Auf dem Plateau weiter gegen Süden bemerkt man Basalthaufen und steinfreie Flächen, ein Zeichen, daß der Boden einst teilweise kultiviert war.

Im ganzen betrachtet, umschließt der Gipfel von Ḳurūn Ḥaṭṭīn eine ungefähr viereckige, jetzt mit Getreide und einigen Ölbäumen bebaute Einsenkung, einen ehemaligen Krater. Diese wird im Süden von einem breiten Bergrücken (Basalt), im Norden ebenfalls

von einem felsigen Basaltrücken und im Westen von einem kleineren natürlichen Walle dieses Gesteins umgeben. Im Osten fällt das Plateau ohne merkliche Randerhebung direkt über Basaltfelsen ab. Der südliche Rücken erhebt sich durchschnittlich 20—30 m über die Ḳurūn Ḥaṭṭīn umgebende Hochebene. Er ist 150 Schritt lang und 65 Schritt breit und nach Aussehen und Beschaffenheit ein eigentlicher Tell. Man findet an der Oberfläche Scherben und Aschenerde; hin und wieder trifft man Stücke bearbeiteten Feuersteins und Knochen. Dieser Tell war an seiner oberen Kante gegen Osten und Süden durch eine Zyklopenmauer aus großen, unbehauenen Basaltblöcken geschützt, welche teilweise noch sehr gut erhalten ist. An der Ostecke liegen die Basaltblöcke in vier Lagen noch 2,50 m hoch übereinander. Sie sind so angeordnet, daß die Mauer eine möglichst ebene Stirnfläche erhielt. Nach mehreren durch den Rand des Berges bedingten Biegungen, wobei die Mauer an einer Stelle noch in einer Höhe von 2 m erhalten ist, erreicht sie die Westseite des Tells und endigt dort in einem von der Natur aufgetürmten Wall von mächtigen, gegen 20 m senkrecht abfallenden Felsblöcken. Diese sind in die Befestigung miteinbezogen und die Lücken zwischen ihnen teils durch zyklopisches Mauerwerk ausgefüllt, teils der Abhang mit flachen Basaltsteinen belegt nach Art eines Wehrhanges, um das Hinaufklimmen zu erschweren.

An der Nordwestecke stürzt der Tell gegen 30 m steil ab und ist hier durch natürlich aufgetürmte Basaltfelsen, welche jeden Aufgang versperren, geschützt. Die Nordseite des Tells braucht eine weniger starke Befestigung, weil sie nach innen gegen das von Ḳurūn Ḥaṭṭīn umschlossene Plateau gerichtet ist. Trotzdem läuft auch hier am obersten Rande des Tells, an den Basaltfelsen der Nordwestecke beginnend, eine Mauer aus unbearbeiteten Basaltblöcken in westöstlicher Richtung entlang, welche einzelne Basaltfelsen als Stütze benutzt. An der Nordostecke, wo der Unterschied zwischen dem Tell und dem zentralen Plateau geringer ist, biegt die Mauer nach Nordosten um. Sie folgt hier einem dem Tell nordöstlich vorgelagerten Vorplateau. Auch hier ist die Umfassungsmauer etwa 20 m weit noch 2 m hoch erhalten; sie besteht aus sehr großen Basaltblöcken, welche so aufeinandergetürmt sind, daß die Schmalseiten nach vorn zu liegen kommen und eine glatte Stirnfläche bilden. Hinter dieser vorderen Reihe sind kleinere Steine aufgetürmt und dann Erde geschüttet, so daß die Mauer recht standhaft wurde. Im Nordosten biegt sie dann ein Stück nach Südost um und erreicht hier den steilen östlichen Absturz des Berges.

Ungefähr in der Mitte des Tellplateaus, an seinem Südrande, ragen die Grundmauern eines viereckigen Gebäudes hervor, welches

mit der alten Befestigung nichts zu tun hat. Es ist aus kleinen, unbehauenen, mit Mörtel gelegten Basaltsteinen erbaut und 6,30 m lang und 6,00 m breit. Nördlich neben diesen Fundamenten befinden sich im Erdboden zwei 5,00 m lange und 1,40 m breite, niedrige, verschüttete Gewölbe, welche durch eine Tür miteinander verbunden sind und deren Wände auf der Innenseite einen bräunlichen Bewurf haben. Die Längsachse der Gewölbe läuft von Osten nach Westen; man wird sie am ehesten als Gräber ansehen können. Nach Angaben, die mir in Tiberias gemacht wurden, befand sich das kleine Heiligtum Naṣr ed-Dīn „Triumph des Glaubens", welches jetzt oberhalb von Tiberias am Bergabhange neben einer Quelle mit ausgezeichnetem Wasser liegt, einst auf dem Tell Ḥaṭṭīn und war dort von Saladin zum Andenken an seinen großen Sieg über die Kreuzfahrer im Jahre 1187 an dieser Stelle errichtet. Als das Gebäude bei Ḥaṭṭīn wegen seiner exponierten Lage und der großen Entfernung von Tiberias zerfiel, habe man es näher an Tiberias herangerückt. Die viereckigen Fundamente am Südrande des Tell könnten von diesem Heiligtum herrühren; von dort blickte es als Siegeszeichen des Islam weithin über jene denkwürdige, blutgetränkte Stätte der großen Schlacht von Ḥaṭṭīn. Nach Bohaeddin stand zu seiner Zeit, d. h. am Ausgange des 12. Jahrhunderts, auf dem Tell das Grab Jethros, welches sich heute bei Ḥaṭṭīn an seinem Westfuße befindet, das berühmte Drusenheiligtum Nebi Šaʿēb, zu welchem die Drusen bis aus dem Ḥaurān Wallfahrten unternahmen, welches aber auch bei den Juden in hohem Ansehen steht. Quaresmius, Elucidatio Terrae Sanctae II, S. 856 fand auf dem Tell Ḥaṭṭīn die Reste einer Kapelle.

Abgesehen von der oberen Randbefestigung war der Südtell noch geschützt durch gewaltige Steindämme, welche sich teils an seinem Fuße, teils am unteren Teile des Abhanges hinziehen. Diese Steindämme sind vielleicht einst zu Mauern aufgeschichtet gewesen und jetzt zusammengestürzt. Wahrscheinlich waren es aber nur Steinwälle, denn sie bestehen aus verhältnismäßig kleinen Steinen. Sie sollten dem Feinde die Annäherung unmöglich machen. Dem Fuße des Südabhanges vorgelegene kleine Plateaus sind mehrfach durch Basaltmauern mit Benutzung der vorhandenen Felsblöcke befestigt.

Der westliche Hügel von Ḳurūn Ḥaṭṭīn ist eine von Norden nach Süden laufende, von Westen in mehreren Stufen aufsteigende schmale Höhe, welche mit gewaltigen Basaltfelsen gepanzert ist. Dieser schmale Felsrücken wurde zunächst in die breite, jetzt teilweise zu einem Steindamm zerfallene Befestigungsmauer einbezogen, welche, am Fuße des Südtells beginnend, das ganze zentrale Plateau von Ḳurūn Ḥaṭṭīn im Westen, Norden und Osten umschließt und sich wieder an die Nordostecke des Südtells anlehnt. Diese Mauer hat

mehr das Aussehen eines breiten Steinwalles; stellenweise sieht man noch die Randverschalungen aus großen Steinen; der Kern besteht aus kleinerem Steinmaterial. Diese Mauer schließt zunächst die Lücke von 140 Schritt zwischen dem Südtell und der westlichen Höhe und zieht sich dann über den schmalen Basaltgrat der Westhöhe.

Dieser Basaltrücken trägt zwei Haupterhebungen, von denen die nördliche zu einem runden Turme ausgebaut ist. Man hat zu diesem Zwecke die Lücken zwischen den Felsblöcken mit zyklopischem Mauerwerk aus Basaltblöcken ausgefüllt. Die südliche Erhebung war schon von Natur durch riesige, steil abfallende Basaltfelsen geschützt. Auch hier hat man durch Auffüllung der Zwischenräume mit Felsblöcken künstlich nachgeholfen. Nur an ihrer Süd- und Westseite waren größere Befestigungsarbeiten nötig. Hier ist eine Zyklopenmauer aus Basaltblöcken im Bogen herumgeführt, welche stellenweise noch in einer Höhe von 5 m erhalten ist. Diese Mauer ist nach oben zu nur wenig abgeböscht; die Blöcke sind nicht reihenweise aufgeschichtet, sondern so aufgetürmt, wie sie gerade aufeinanderpaßten. Die zwischen den Blöcken vorhandenen Lücken sind durch kleinere Steine ausgefüllt. Die Stirnfläche des Turmes ist so gleichmäßig und eben, daß niemand hinaufklimmen konnte. Hinter die großen Blöcke hat man kleinere gepackt und so einen starken, 15 m im Geviert messenden Turm hergestellt, welcher als Hauptbollwerk die Lücke zwischen dem Südtell und dem westlichen Basaltrücken schützte. Am Fuße des Turmes und des ganzen westlichen Basaltrückens ziehen sich ebenfalls Steindämme und niedrige, zyklopische Mauern hin, welche jede Annäherung erschwerten. Von der großen Ringmauer, die meist zu einem Steinwall auseinandergefallen ist, stehen nur noch einzelne Stücke von 3,50 m Dicke mit sorgfältigen Randverschalungen aus großen Basaltblöcken. Der nördliche, runde Turm der Westbefestigung verteidigt die Lücke zwischen dieser und dem nördlichen Basaltrücken. Von diesem Turme aus läuft die Ringmauer auf der westlichen Höhe entlang und schließt herabsteigend die Lücke zwischen dieser und der Nordbefestigung, welche 110 Schritt beträgt. Dieser Teil der Ringmauer ist teilweise noch verhältnismäßig gut erhalten.

Die Nordseite des zentralen Plateaus von Ḳurūn Ḥaṭṭīn lehnt sich an einen ungefähr 100 m langen, in westöstlicher Richtung verlaufenden Basaltrücken, welcher sich ca. 10 m über die zentrale Einsenkung erhebt. Mit diesem Rücken endigt das ganze Hochplateau und fällt nun sehr steil, über 200 m tief, zum Dorfe Ḥaṭṭīn ab. Die Ringmauer lehnt sich an den Ostteil dieses Basaltrückens. Hier befinden sich wieder die Fundamente eines Turmes aus Basaltblöcken, welcher jedoch weniger deutlich ist. Da die Nordseite durch den

Steilabfall des Berges so gut geschützt ist, waren hier keine größeren Befestigungen nötig. Von diesem letzten natürlichen Stützpunkte der Umwallung läuft die Mauer am Nordrande des zentralen Plateaus entlang und biegt langsam zur Ostseite um, bis sie den Südtell wieder erreicht. Meist ist sie hier in große Steindämme zerfallen, welche teilweise über den Abhang heruntergestürzt sind. Zahlreiche Felsblöcke am steilen Abhange machen eine Annäherung von dieser Seite unmöglich.

So ist also die Burg von Ḳurūn Ḥaṭṭīn auf der Nord- und Ostseite durch den Steilabsturz des Berges geschützt, während im Süden und Westen natürliche Felshöhen, welche in die zyklopische Befestigung mit Türmen einbezogen sind, die Verteidigung erleichtern. Die Breite des so geschützten zentralen Plateaus von Ḳurūn Ḥaṭṭīn, des ehemaligen Kraters, welches jetzt mit Getreide bebaut wird, von Westen nach Osten beträgt 250 Schritt; die Ausdehnung von Süden nach Norden ist etwas größer.

Die Anlage auf Ḳurun Ḥaṭṭīn ist eine Fliehburg prähistorischer Zeit, ein befestigtes Lager für den Fall der Not, ein Ringwall, wie sie sich im Mittelmeergebiet und in Mitteleuropa häufig auf Anhöhen finden.[1] Es handelt sich also nicht um eine Siedlung, sondern um einen Zufluchtsort, wohin sich in Zeiten feindlicher Einfälle die umwohnende ackerbautreibende Bevölkerung mit ihrer beweglichen Habe und den Viehherden in Sicherheit bringen konnte. Hier am Westufer des Gennesaretsees haben wir hauptsächlich an Einfälle nomadischer Stämme aus dem steinigen Ǧōlān zu denken, welcher von jeher Weidegebiet der großen Beduinenstämme im Hochsommer gewesen ist. In futterarmen Jahren drangen sie, wie es noch vor kurzer Zeit nicht selten geschah, mit ihren Kamelherden auf das Westufer des Jordan und vernichteten die Felder der Bauern. Wie es bei solchen Nomadeneinbrüchen zuging, zeigt recht anschaulich die Midianiternot zur Zeit des Gideon, Ri. 6, 1 ff. „Sie zogen heran mit ihren Herden und Zelten und kamen so massenhaft wie Heuschrecken; sie selbst, wie ihre Kamele, waren ohne Zahl, und sie drangen in das Land ein, um es zu verheeren“ (Ri. 6, 5). Unter den Zufluchtsorten, in welchen die israelitischen Fellachen sich damals verbargen, werden neben Bergklüften und Höhlen auch die Bergfesten (מְצָדוֹת) genannt, Ri. 6, 2 (vgl. Ez. 33, 27). Der hochragende Gipfel von Ḳurūn Ḥaṭṭīn mit seinem Ringwall ist eine derartige Bergfeste, מְצָד, pl. מְצָדוֹת. Dieses Wort (St. צוד) scheint ursprünglich eine von Natur sehr feste oder durch künstliche Befestigungen verstärkte Bergeshöhe zu bedeuten, von welcher man ausspähen und die

[1] Vgl. den Hinweis von Thiersch und Hölscher, MDOG Nr. 23 (1904), S. 20 f.

Umgebung beherrschen und wohin man sich in Sicherheit zurückziehen konnte; vgl. Ri. 6, 2; 1 Sam. 23, 14. 19. Dann wird das Wort auf wirkliche Hochburgen und Bergfesten angewandt; die Jebusiterfeste Ṣijjōn auf dem Südosthügel Jerusalems wird 1 Sam. 24, 1 so genannt; vgl. Jes. 33, 16 (Bergfesten als Ort der Sicherheit); Jer. 48, 41 (Hochburgen Moabs), Jer. 51, 30 (Burgen Babels). In gleicher Bedeutung wird das synonyme מְצוּדָה und מְצוֹדָה z. B. 1 Sam. 22, 4; 2 Sam. 5, 17 von der Bergfeste Adullam in Judäa gebraucht; vgl. auch 1 Sam. 24, 23. Für die Verwendung von aussichtsreichen Bergeshöhen als Zufluchtsorte und Warten spricht auch der häufige atl. Ortsname מִצְפָּה und מִצְפֶּה „Ort mit weiter Aussicht", Warte. Was zur Zeit Gide'ons geschah, war nur eine Episode in dem uralten Kampfe des Beduinenelements gegen das Kulturland, wie er sich in den Grenzgebieten der syrischen Wüste abspielt. Jedesmal, wenn in Übergangsperioden größere Teile des Ostjordanlandes in den Händen von Nomaden oder Halbnomaden sich befanden, brachen diese beständig in die Jesreelebene und das Gebiet am Westufer des Gennesaretsees ein.

Das letzte Mal diente die Feste von Ḥaṭṭīn den Trümmern des erschöpften christlichen Heeres in der Schlacht am 5. Juli 1187 n. Chr. als Zufluchtsstätte. Hier hinter den uralten Steinwällen suchten sie den Ansturm der Scharen Saladins abzuwehren. Hier sank die Blüte der abendländischen Ritterschaft zu Boden, erwürgt von den gierigen Händen der östlichen Horden.[1]

Die Lage der Bergfeste von Ḳurūn Ḥaṭṭīn ist ausgezeichnet durch ihre großartige Fernsicht sowie durch ihre natürliche Festigkeit. Über 500 m ragt diese trotzige, um den Kraterrand gebaute Feste über die fruchtbaren Ufer des Gennesaretsees empor, über 200 m über Dorf und Ebene von Ḥaṭṭīn, 20–30 m über das umgebende Plateau. Man blickt vom Tabor bis zum großen Hermon und übersieht nicht nur einen erheblichen Teil Untergaliläas mit dem lieblichen Becken des Sees, sondern auch den westlichen Ǧōlān. Die große Straße Damaskus-Ägypten, die via maris, führt am Fuße des Berges von Ḥaṭṭīn vorüber und erreicht westlich von ihm das Plateau von Lūbije.

Wie auch sonst häufig ist aus der alten Fliehburg eine Siedlung geworden, wahrscheinlich der Sitz eines Herrengeschlechtes, welcher aber nur den Südtell eingenommen zu haben scheint. Dieser zeigt deutliche Spuren einer sehr alten, längeren Besiedlung, bearbeitete Feuersteinstücke und kleine Scherben alter Keramik. Die zyklopische Gipfelmauer, welche den Südtell umgibt, spricht auch

[1] Vgl. E. Robinson, Palästina III, S. 493 f.

für seine besondere Bedeutung im Rahmen des Ganzen. Auf dem von der Festung umgebenen zentralen Plateau, welches heute mit Getreide bebaut wird, konnten neben den formlosen Steinhaufen Spuren ehemaliger Ansiedlungen nicht bemerkt werden. Sicheren Aufschluß könnten hier nur Nachgrabungen geben. Die geringe Ausdehnung des bewohnten Südtells (150 : 65 Schritt) führt zu dem Schlusse, daß hier nur eine Burg gestanden haben kann. Die Bauern werden in den offenen Dörfern der Umgebung gewohnt und nur bei feindlichen Einfällen hinter den alten Steinwällen neben der Burg Zuflucht gefunden haben. Ein Signal von Ḳurūn Ḥaṭṭīn mußte das Land weithin alarmieren und die waffenfähige Mannschaft zum Kampfe gegen den einbrechenden Feind aufrufen.

Die Anlage der Fliehburg von Ḳurūn Ḥaṭṭīn zeitlich zu bestimmen ist mangels aller palästinischen Parallelen sehr schwer. Trotzdem spätere Umbauten nicht ausgeschlossen sind, macht die Burg doch einen so einheitlichen, den natürlichen Verhältnissen angepaßten Eindruck, daß man sie einer sehr alten Zeit zuschreiben kann. Dafür bürgt die einfache Anlage, die zyklopische Bauweise aus großen Basaltblöcken, die Vermeidung von Ecken in der Mauerführung, die Wahl des felsenstarrenden Kraterrandes als Gerippe der Befestigung und die Einbeziehung natürlicher Felsblöcke und Felsflächen in das Befestigungssystem, die am Fuße vorgelagerten Steinwälle, die befestigten Terrassen am Abhange und die altertümliche Konstruktion der Gürtelmauer, welche sich eng an das Terrain anschließt. Die in den westlichen Felsgrat eingebauten runden, massiven Türme, von welchen der südliche eine stattliche Ausdehnung besitzt, erinnern an die Umwallungen der großen sardinischen Nuraghi, welche ebenfalls durch eingebaute Rundtürme geschützt sind, wie z. B. der Nuraghe Losa,[1] und an den Grundriß der von einem ägyptischen Gaufürsten der 5. Dynastie eroberten altpalästinischen Stadt Neṭi'a, welcher eine Umwallung mit zahlreichen regelmäßig verteilten runden Türmen zeigt.[2] Anderseits ist die Erfahrung im Steinbau schon zu groß, um weit in die jüngere Steinzeit zurückzugehen.

Man kann ferner darauf hinweisen, daß das Plateau von Lūbije als Fundort von neolithischen Feuersteinartefakten und damit auch als ein Gebiet prähistorischer Besiedlung bekannt ist. Dafür spricht auch die Fruchtbarkeit der Umgebung, der Sahel el-Aḥmā im Süden, der Ebene von Ḥaṭṭīn und der Gennesaretebene im Norden und Nordosten. Es ist wohl nicht zu kühn, wenn wir den Ringwall von Ḳurūn Ḥaṭṭīn mit dem Zentrum prähistorischer Besiedlung in Ver-

[1] Vgl. Monumenti antichi XI (1901), Sp. 98 ff.
[2] Vgl. Fl. Petrie, Deshasheh, Taf. IV.

bindung bringen, welches wir bei Ḫirbet Kerazije und es-Seğerat el-Mubārakāt eingehend kennen gelernt haben. Die Anlage auf Ḳurūn Ḥaṭṭīn ist einer der wichtigsten und machtvollsten Zeugen jener megalithischen Kultur. Zweifellos hat sich ihr Gebiet noch weiter nach Süden erstreckt, wenn auch heute in dieser Gegend noch keine megalithischen Reste nachgewiesen sind. Angesichts der Tatsache jedoch, daß in der Umgebung von Ḳurūn Ḥaṭṭīn Dolmen fehlen und die mit der Dolmennekropole von Ḫirbet Kerāzije in Beziehung gesetzten Bauten und Türme entschieden einen primitiveren Charakter zeigen als die Befestigung von Ḳurūn Ḥaṭṭīn, sind wir genötigt, diese in eine spätere Zeit zu versetzen, und zwar in die Endphase der megalithischen Kultur. Damit stimmt auch die Tatsache überein, daß sich aus der Fliehburg eine kleine, mit einer Gürtelmauer befestigte Ansiedlung entwickelt hat.

Eine seßhafte, bäuerliche Bevölkerung, welche viel Viehzucht trieb, muß damals die Umgegend bewohnt haben. Diese brauchte wegen feindlicher Einfälle eine derartige Zufluchtstätte.[1] Für die Besiedlung und Bebauung der Nachbarschaft von Ḳurūn Ḥaṭṭīn sprechen auch die megalithischen Mauerreste am Rande des Plateaus in der el-Ḳanḳuze genannten Ruine, östlich von Ḳurūn Ḥaṭṭīn, die von dort zur Festung führende alte Straße und die Basalthaufen in der Nähe, welche doch wohl durch Zusammenlesen der Basaltbrocken entstanden sind, um steinfreie Felder für den Anbau zu gewinnen.[2] Andere megalithische Bauten sind mir in der Umgebung nicht bekannt, wenn man absieht von dem zweifelhaften Steinkreise Ḥağār en-Naṣāra. Möglicherweise ist jedoch in der auf der englischen Karte genannten „schwarzen Burg", Ḳal'at es-Sōdā, südöstlich von Ḳurūn Ḥaṭṭīn, eine megalithische Anlage erhalten; ich habe sie leider nicht besichtigt. Der Name spricht dafür, daß es ein größerer Bau aus Basaltsteinen ist.

Die Fliehburg von Ḳurūn Ḥaṭṭīn ist mit den allerdings viel kleineren Blockhäusern und Wohnburgen zu vergleichen, welche wir auf der Hochebene westlich und südlich von ʿAmmān, ebenfalls in Verbindung mit megalithischen Grabdenkmälern, aus der Endphase der Megalithkultur kennen gelernt haben. Nur ist die galiläische Anlage eine umfangreichere und das System unter Anpassung an die Landschaft ein anderes; dort auf der wellenförmigen Hochebene ein System detachierter Blockhäuser zur Sicherung des Gebietes, hier eine Anlage auf hoher Bergesspitze, welche die ganze Gegend beherrscht und der Bevölkerung einen Zufluchtsort bieten sollte. Unter

[1] Vgl. J. G. Wetzstein, Reisebericht über Hauran und die Trachonen, Berlin 1860, S. 45 ff.

[2] Vgl. für den südlichen Ḥaurān Wetzstein, Reisebericht S. 41 f.

allem Vorbehalt möchte ich daher den Ringwall von Ḳurūn Ḥaṭṭīn in die Ausgangszeit der Megalithkultur Palästinas setzen, in dieselbe Zeit, in welcher die älteren Bauten bei ʿAmmān entstanden. Daran schloß sich die dauernde Besiedlung des Südtells. Diese Zeit dürfte frühestens der Übergangsperiode von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit angehören.

Für diese Ansetzung spricht auch eine Reihe von Ortslagen, meist im Ostjordanlande, welche mit gewaltigen megalithischen Gürtelmauern befestigt sind. Diese erinnern in ihrer Anlage lebhaft an Ḳurūn Ḥaṭṭīn. Wir müssen diese Ortslagen als Siedlungen ansehen, welche in Gebieten megalithischer Kultur entstanden und aus dieser herausgewachsen sind. Vielleicht waren es teilweise auch einstige Fliehburgen.

Zunächst ist hier, worauf in Verbindung mit Ḳurūn Ḥaṭṭīn schon Thiersch und Hölscher aufmerksam gemacht haben,[1] die von Natur ungewöhnlich feste und imposante Ortslage Ḫirbet Ḥarrāwe hoch über dem Nordwestufer des Ḥūlesees (Baḥret el-Ḥēṭ), wahrscheinlich das alte Ḥāṣōr, Jos. 11, 1, zu nennen. Auf der Bergkette, welche die Ḥūleniederung im Westen begrenzt, liegt hart am Abhange, hoch über der Quelle ʿAīn el-Mellāḥa, ein länglicher Gipfel mit dem Tell el-Ḥarrawe.[2] Das oberste Plateau trägt noch Stücke einer breiten Gürtelmauer aus Bruchsteinen, welche dem Rande des Plateaus folgt und ein sehr altertümliches Aussehen hat.[3] Die Anlage hat nicht den megalithischen Charakter des Ringwalls von Ḳurūn Ḥaṭṭīn; aus welcher Zeit sie stammt, ist ganz unsicher. Offenbar hat diese imposante Ortslage hoch über der Ḥūleniederung eine ähnliche Rolle gespielt wie Ḳurūn Ḥaṭṭīn über der Gennesaretebene. Ähnliche Zufluchtsstätten hat es auf den hohen Berggipfeln Galiläas wohl noch manche gegeben, deren Spuren jetzt verwischt oder welche zu Ansiedlungen geworden sind. Den gewaltigen Ringwällen aus Steinblöcken sind einfache Erdbefestigungen oder Dämme aus kleineren Steinen vorausgegangen, welche leicht verfielen.

Der Befestigung von Ḳurūn Ḥaṭṭīn gleichen mehr die großen zyklopischen Ringmauern, gepflasterten Böschungen und Futtermauern, welche einst eine Reihe bedeutender Stadthügel am Westrande der Nuḳra umgaben und deren Reste heute noch unser Staunen erwecken. „Die Abhänge dieser mächtigen Hügel", sagen Thiersch und Hölscher, „waren stellenweise mit Felsblöcken geradezu gepanzert, die unbehauen, aber gut gefügt, böschungsartig den Berg

[1] MDOG Nr. 23 (1904), S. 21.
[2] Vgl. V. Guérin, Galilée II, S. 363—368.
[3] Vgl. MDOG Nr. 23, S. 21 Abb. 7.

bekleiden."[1] Die bisher bekannten Stadthügel mit derartigen megalithischen Gürtelmauern liegen fast in einer Linie von Norden nach Süden in der Nuḳra oder im Jarmuktale. Dazu kommt noch, etwas abseits, Irbid im nördlichen ʿAǧlūn. Wahrscheinlich war diese Befestigungsart allen alten und bedeutenden ostjordanischen Bergstädten, im Gegensatz zu der Ziegelbefestigung der westpalästinischen Festungen, eigentümlich. Die hier zu erwähnenden befestigten Stadthügel sind in der Reihenfolge von Norden nach Süden Ḫirbet eǧ-Ǧābije, Tell ʿAštara, Tell el-ʿAšʿarī, El-Muzerîb, Der'a; dazu im Jarmuktale die beiden Tell eǧ-Ǧamīd und Tell eš-Šihāb, und im ʿAǧlūn Irbid. Sie befinden sich fast alle, wie wir sehen werden, in unmittelbarer Nähe von Dolmennekropolen oder sonstiger Reste der alten megalithischen Kultur. Die Betrachtung dieser Stadtumwallungen wird etwas Licht auf den Ringwall von Ḳurūn Ḥaṭṭīn werfen und diesen in einen größeren palästinischen Zusammenhang einordnen.

Der nördlichste dieser Orte ist die Ruine Ḫirbet eǧ-Ǧābije, auf einem breiten Hügel bei der Quelle ʿAin eǧ-Ǧābije, etwas nördlich von dem kleinen Vulkankegel Tell eǧ-Ǧabije.[2] Es ist das alte Gaba oder Gābītha, einst im 6. Jahrhundert die Residenz der Ghassanidenkönige. Dolmen befinden sich am Nahr ʿAllān zwischen Tell eǧ-Ǧābije und es-Suwēsi und am Abhange des Tell eǧ-Ǧabije selbst.[3] Die Ost- und Nordseite des Stadthügels zeigt nach der Beschreibung Dalmans noch bedeutende Reste einer zyklopischen Ringmauer. Auf der Ostseite ist diese noch 90,60 m weit zu verfolgen; davon sind auf einer Strecke von 10,50 m noch vier Steinreihen in Höhe von 3,85 m erhalten. Darunter befinden sich nach Dalman Blöcke bis zu 2 m Länge, 1,85 m Dicke und 0,75 m Höhe.[4] Die Bauart ist dieselbe wie bei der Mauer von Irbid. Die manchmal roh vierkantig zugehauenen Blöcke sind ohne Ausfüllung der Lücken durch kleinere Steine aufeinandergetürmt, so daß teilweise eine gewisse Schichtung entsteht. Auf der Nordseite des Stadthügels nimmt die Mauer die Gestalt einer doppelten Böschungsmauer an, einer tiefer gelegenen, welche mit Steinen von 60 cm im Geviert gepflastert und noch 74 m weit erkennbar ist, und einer höher gelegenen, die 5—7 m zurückliegt, kleinere Steine hat und noch in großen Stücken erhalten ist.[5] Die anderen Seiten des Hügels haben sanfte Abhänge; hier sind

[1] MDOG Nr. 23 S. 30.

[2] Vgl. Wetzstein, Reisebericht S. 120 f. Brünnow, MuNDPV 1896, S. 17 ff. Dalman, PJB 1913, S. 57 f. Schumacher, ZDPV 37 (1914) S. 130.

[3] Vgl. Schumacher l. c. u. Taf. XXXIX A.

[4] Vgl. PJB 1913, Taf. 3, Abb. 6.

[5] Vgl. PJB 1913, Taf. 3, Abb. 7.

keine Mauerreste mehr erkennbar; sie sind offenbar einst der Zerstörung anheimgefallen. Nach der Schilderung Wetzsteins ist die Umgebung des Stadthügels sehr fruchtbar, weide- und wasserreich und vorzüglich geeignet zur Viehzucht. Im Osten des Hügels befindet sich eine Senke mit einer Quelle, aus welcher ein Bach abfließt; eine andere Quelle liegt an der Südseite.

Fast ganz von Wasser umgeben und heute versumpft ist die Umgebung des Tell ʿAštara, in der Nähe des durch den sogenannten Hiobstein, ein ägyptisches Monument zu Ehren Ramses' II., berühmten Šēḫ Saʿd.[1] Der Tell erhebt sich nach Schumacher etwa 15—20 m über die Umgebung und hat seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden. Am Süd-, Südwest- und Ostrande des Hügels sieht man die Überreste einer starken Gürtelmauer aus großen und manchmal roh behauenen Steinen. In der römischen Zeit war die Ortslage nicht besiedelt. Dem Hügel westlich vorgelagert, 40 m vom Fuße desselben, liegt ein Kastell von 15 : 20 m Ausdehnung mit dickem Turm, nach Schumacher aus großen und unbehauenen, aber in regelmäßigen Schichten gelegten Basaltblöcken, welches durch eine Straße mit dem Stadthügel verbunden war.[2] G. A. Smith und andere suchen hier das ʿAštārōt Ḳarnajim von Gen. 14, 5.

Viel imposanter ist der 7 km weiter südlich liegende, etwa 1 Stunde von el-Muzērīb entfernte Tell el-Aš'arī mit sehr bedeutenden Resten aus alter Zeit.[3] Tell el-Aš'arī, hart am tiefen Wādi Ehrēr in einer kesselartigen Erweiterung desselben, ist ein künstlicher Hügel, der sich 25—30 m über die Ebene als ein langgestrecktes, von Nordost nach Südwest gerichtetes Plateau erhebt. Die Aussicht ist sehr weitreichend. Die West- und Nordwestseite fällt sehr steil in den Wādi Ehrēr ab. Auf den übrigen Seiten umgibt den Abhang des Tell eine Gürtelmauer, welche namentlich noch an der Ostseite sichtbar ist. Sie besteht aus unbehauenen oder roh zugehauenen Basaltblöcken und zeigt an einer Stelle einen vorgeschobenen Turm. Außer dieser stärksten und ältesten Mauer fand Schumacher Reste von zwei weiteren, wie es scheint, jüngeren Mauern.[4] Die Wasserversorgung dieser wichtigen Ortslage war gut. Zunächst führt der Wādi el-Ehrēr immer Wasser. Im Süden des

[1] Vgl. Wetzstein, Reisebericht S. 109 f. G. A. Smith, QSt. 1901, S. 359 ff. J. v. Kasteren bei Vigouroux, Dictionnaire de la Bible I. Sp. 1176. Hölscher, ZDPV 29 (1906) S. 145. Schumacher, Across the Jordan S. 209 f. ZDPV 37 (1914), S. 126 f.

[2] Vgl. die Abbildung bei Schumacher, ZDPV 37, Taf. XXXVI B.

[3] Vgl. G. A. Smith, QSt. 1901, S. 351 ff. Hölscher, ZDPV 1906, S. 145. J. v. Kasteren bei Vigouroux, Dict. I. Sp. 1175 f. Dalman, PJB 1913, S. 61.

[4] Vgl. über den Charakter dieser Mauerzüge Smith, QSt. 1901, Abb. S. 356 f.

Tell befindet sich ein Quellteich, Baḥret el-Aš'arī genannt, dessen Bach in den Wādi fällt. Mit ihm vereinigt sich eine Quelle, und eine weitere befindet sich am Nordfuße des Hügels. Die Umgebung ist sehr fruchtbar. Schumacher hat die Ortslage mit 'Aštārōt Ḳarnajim identifiziert,[1] während Smith der Meinung ist, daß sich keine stichhaltigen Gründe dafür angeben lassen.[2] Hölscher sucht hier 'Aštārōt, die zweite Residenz des Königs 'Ōg von Basan, Deut. 1, 4; Jos. 12, 4; 13, 12. 31, welches jedoch nach Eusebius sechs römische Meilen von Adara, mithin näher an Der'ā lag.[3]

In unmittelbarer Nähe von Tell 'Aštarā und Tell el-Aš'arī finden sich keine Dolmen; die Entfernung bis zum Dolmenfelde von Tsīl und 'Ain Ḍakār beträgt allerdings nur wenige Kilometer. Dagegen gibt es in der Richtung nach el-Muzērīb sowie zwischen Tell eš-Šihāb und el-Muzērīb zahlreiche alte Wachttürme (ruğūm).[4]

Die nächste wichtige Ortslage mit megalithischen Mauerresten, wenn auch mit Tell el-Aš'arī nicht zu vergleichen, aber durch die Insellage von großer natürlicher Festigkeit, ist das Inseldorf Kōm el-Muzērīb im heiligen See el-Baǧǧe, dem Badeplatze der Mekkapilger. Nach Schumacher umgibt noch eine prähistorische Mauer aus großen Basaltblöcken teilweise den Inselort. Diese erinnerte ihn an die Ringmauer von Ḳurūn Ḥaṭṭīn.[5] Hölscher spricht von ansehnlichen Resten der alten zyklopischen Stadtmauer.[6] Dalman will mit Buhl el-Muzērīb für 'Aštārōt, die zweite Hauptstadt des Königs 'Ōg von Basan, in Vorschlag bringen, besonders wegen der Wichtigkeit als Straßenknotenpunkt nach Norden und Süden.[7] Damit würde die Angabe des Eusebius, On. 12, 11, daß 'Aštārōt sechs röm. Meilen (9 km) von Adara (Der'ā) entfernt liege, gut stimmen.

Als Ortslage wichtiger als Kōm el-Muzērīb ist Der'ā, einst neben 'Aštārōt die Hauptstadt des Königs 'Ōg, Deut. 1, 4; Jos. 12, 4; 13, 12. 31, heute, nachdem el-Merkez bei Šēḫ Sa'd aufgegeben ist, wieder Regierungssitz des Ḥaurān und wichtiger Eisenbahnknotenpunkt.[8] Die alte Ortslage, heute der Burghügel el-Kerak, befindet sich hart an der Südseite des Wādi ez-Zēdi zwischen zwei tiefen Nebenschluchten des Haupttales, so daß der Hügel allein von Süden

[1] Across the Jordan S. 207.
[2] QSt. 1901, S. 358 f.
[3] Vgl. F. Buhl, Geographie des alten Palästina S. 248 f.
[4] Vgl. Schumacher, ZDPV 37 (1914), S. 124.
[5] Vgl. Schumacher, Across the Jordan S. 157 ff. ZDPV 20 (1897), S. 169, eine Ansicht des Inseldorfes Kōm el-Muzērīb. ZDPV 37 (1914), S. 124 f.
[6] ZDPV 1906, S. 149 f.
[7] PJB 1913, S. 61 f.
[8] Vgl. Dalman, PJB 1913, S. 63. Buhl, Geographie S. 250.

aus zugänglich war. Die Wasserzufuhr vermitteln nach der Zerstörung der alten Wasserleitung einige Quellen in der Nähe der Stadt und Zisternen. Schumacher zählt vier Quellen unmittelbar neben der Stadt und andere in größerer Entfernung.[1] Wenn auch die Reste der alten Stadt durch die Neubesiedlung zerstört sind, so kann doch kein Zweifel sein, daß Edre'i-Der'a eine uralte und stark befestigte Ortslage war. Wir haben Der'a bereits als Fundort paläolithischer und neolithischer Feuersteinwerkzeuge und ausgedehnter Höhlen kennen gelernt.

Im Jarmuktale sind zwei bedeutende Ortslagen bekannt geworden, welche megalithische Ringmauern haben. Die bedeutendere ist Tell eš-Šihab, heute ein großes Dorf.[2] Hier fand Smith den oberen Teil einer Stele Setis I., welche mit dem Hiobsteine von Šēḫ Sa'd, einem Votivstein zu Ehren Ramses' II., zusammenzustellen ist und ein Beweis mehr für die Tatsache ist, daß die Ḥaurāngegend von Tutmosis III. ab zeitweilig unter ägyptischer Herrschaft gestanden hat.[3] Tell eš-Šihab hat eine von Natur sehr feste und imponierende Lage auf der Höhe eines auf drei Seiten von tiefen Wādis umgebenen Bergrückens an der Stelle, wo sich die Täler des Wādi ez-Zedi, Wadi ed-Dahab, Wādi eš-Šōmar und Wādi el-Baǧǧe vereinigen.[4] Im Südosten des Tell liegen Reste einer zyklopischen Gürtelmauer teilweise unter Schutthaufen verborgen.[5]

Weiter unterhalb, am Zusammenflusse des Wādi el-Ehrēr, Wādi el-'Awēret und des Wādi eš-Šellāle, auf der Südseite des Jarmuk, westlich von der Bahnstation el-Makārin, liegt der bedeutende Tell eǧ-Ǧamīd, welchen Schumacher beschrieben hat.[6] Auf diesem Tell, sowie auf der benachbarten Höhe Karākōš, sammelte Schumacher Feuersteininstrumente.[7] Ferner konstatierte er von Tell eǧ-Ǧamīd nach el-Eḳṣēr zum Ǧōlān führende alte, von großen Steinblöcken eingefaßte Straßenzüge. Bei 'Ain el-Eḳṣēr am Jarmuk befindet sich auch ein archaischer, aus gewaltigen, unbehauenen Basaltblöcken gebauter Turm.[8] Die Umgebung des Tell eǧ-Ǧamīd ist also reich an prähistorischen Resten. Der Tell erhebt sich 61 m über

[1] ZDPV 20 (1897), S. 123.

[2] Vgl. G. A. Smith, QSt. 1901, S. 344 ff. Schumacher, Across the Jordan S. 199.

[3] Abbildung der Stele QSt. 1901, S. 347. Über den Hiobstein vgl. ZDPV 14, S. 142 ff.; 15, S. 205 ff.

[4] Vgl. Schumacher, ZDPV 20 (1897), S. 170.

[5] Vgl. MDOG Nr. 23 (1904), S. 30.

[6] ZDPV 36 (1913), S. 114 ff. Vgl. für die Lage die Ansichten Taf. XV A, B daselbst.

[7] Vgl. l. c. Taf. XIV B.

[8] ZDPV 37 (1914), S. 266 und Taf. LII A.

den Bahnhof und 20—30 m über die benachbarte Hochebene. Dem Tellrande folgt nach Schumacher eine Gürtelmauer von 2,50 m Dicke aus unbearbeiteten, mächtigen Basaltblöcken, welche ihn an die Mauer von Ḳurūn Ḥaṭṭīn erinnerte.[1] Am Südabhange des Hügels fand Schumacher noch einige Terrassenmauern, auf dem Plateau Scherben altbronzezeitlicher Keramik und Feuersteinartefakte.[2] Auf einem der Basaltquadern am Westrande des Tell war eine runde Schalenvertiefung von 15 cm Tiefe eingemeißelt.[3] Schumacher schließt aus dem Befunde, der Ort auf dem Tell eğ-Ğamīd sei eine befestigte Stadt aus der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. gewesen, die seitdem verlassen liege.[4]

Gerade südlich von Tell eğ-Ğamīd, im nördlichen ʿAğlūn, liegt der große flache Tell von Irbid, das alte Bet Arbeel, das Abila der Decapolis.[5] Der Hügel hat seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden; die Aussicht ist umfassend. Nach Schumacher war der Tell einst durch einen dreifachen Mauerring aus rohen Basaltblöcken befestigt, von welchen einer dem Rande des Plateaus folgte, während die anderen am Abhange entlang liefen.[6] Wahrscheinlich stammen sie aus verschiedenen Zeiten. Basalt kommt sonst im ʿAğlūn nur noch in Mukēs vor. Besonders gut ist die Mauer an der Ostseite des Tell erhalten. Hier steht noch ein etwa 100 m langes Stück derselben, teilweise bis zu 7 Schichten Höhe. Einzelne Steine in ihr erreichen eine Länge von 2 m.[7] In der Nähe steht ein viereckiger zyklopischer Turm im Wādi el-Ḳafr.[8] Ähnliche megalithische Feldtürme erwähnt Dalman bei Ēdūn zwischen Irbid und Ğeraš.[9] Die Gegend unmittelbar westlich und südwestlich von Irbid, bei Kefr Jūbā, ist sehr reich an Dolmen und wird dadurch als ein Zentrum der Megalithkultur erwiesen.

Diese wichtigen Ortslagen am Rande der fruchtbaren Nuḳra und im ʿAğlūn, welche in der Nähe der großen Dolmennekropolen und sonstiger Reste megalithischer Art liegen, gehören infolge ihres Charakters und ihrer Befestigung durch zyklopische Gürtelmauern und Glazis eng zusammen. Sie zeichnen sich alle aus durch fruchtbare

[1] Vgl. ZDPV 36 (1913), Taf. XVI A.
[2] Proben vgl. l. c. Taf. XVII A, B.
[3] Vgl. l. c. Taf. XVI B.
[4] ZDPV 36 (1913), S. 119.
[5] Vgl. Schumacher, Northern ʾAjlūn S. 149 ff. ZDPV 20 (1897), S. 172 f. E. Schürer, Gesch. d. Jüd. V. II⁴ S. 162 f.
[6] Vgl. Northern ʾAjlūn S. 151.
[7] Vgl. MDOG Nr. 23 (1904), S. 30 u. Abb. 14, S. 31. PJB 1 (1905), Taf. 4, Abb. 1.
[8] Vgl. Schumacher, Northern ʾAjlūn S. 179. Abbildung des Turmes MDOG Nr. 23, S. 34, Abb. 16.
[9] PJB 1912, S. 57.

Umgebung, Wasserreichtum, sehr feste natürliche Lage mit weiter Fernsicht und meist gute Verkehrslage an bedeutenden Straßen. An eine direkte Beziehung der benachbarten Dolmennekropolen zu diesen Orten, als wären sie die dazugehörigen Nekropolen, ist natürlich nicht zu denken. Wohl aber gehören Dolmen, zyklopische Wachttürme und Ringmauern zyklopischer Bauart zu derselben Klasse der Großsteinbauten, welche für die Endphase der jüngeren Steinzeit und für die ältere Bronzezeit charakteristisch sind. Die alten, durch Wachttürme gesicherten Wege, und die neolithischen Feuersteininstrumente bei einigen dieser Tells, weisen in dieselbe Zeit und sichern den Schluß, daß wir es hier mit einem Gebiete prähistorischer und megalithischer Kultur zu tun haben. Basalt ist überall das herrschende Gestein; unbehauene oder nur roh zugeschlagene Felsblöcke werden aufeinandergetürmt, während im westlichen Palästina im Gegensatz dazu — abgesehen von einigen Punkten in Galiläa — bei Wohn- und Befestigungsbauten durchweg der Ziegelbau geherrscht zu haben scheint. Die Ringburg von Ḳurūn Ḥaṭṭīn steht zu den Dolmen von Kerāzije zeitlich und örtlich ungefähr in derselben Beziehung, wie die besprochenen ostjordanischen Ortslagen zu den benachbarten Dolmenfeldern des Ǧōlān und ʿAǧlūn und wie die Wohnburgen und Türme auf den Hochebenen von ʿAmmān zu den dortigen Dolmen.

Die Dolmen stammen aus einer Zeit, in welcher man den Großsteinbau für die Lebenden noch nicht anwandte. Bei den Megalithbauten von ʿAmmān und bei den Funden am Westufer des Gennesaretsees war direkt festzustellen, daß diese erst der Spätzeit der Megalithkultur angehören. Noch aus späterer Zeit stammen die gewaltigen Mauerringe der ostjordanischen Tells. In diesen zyklopischen Gürtelmauern haben wir das Nachleben der alten Megalithkultur infolge der günstigen örtlichen Verhältnisse noch zu einer Zeit zu konstatieren, welche bereits über dieselbe hinausgewachsen war. Die Bauten bei ʿAmmān sind Wohnburgen und detachierte Warten, wie sie sich häufig in der Bronzezeit finden. Ḳurūn Ḥaṭṭīn ist ein Ringwall, ein befestigtes Lager, aus dem sich eine kleine Dauersiedlung entwickelt hat. Die ostjordanischen Städte in sehr fruchtbarer Umgebung sind alte Ackerbausiedlungen, die möglicherweise ehemals ebenfalls Fliehburgen für die umwohnende Bevölkerung gewesen sind. Diese Stadtkultur ist eine entwickeltere als die Zeit der dolmenbauenden Halbfellachen und Hirten, welche in den fruchtbaren Weidegebieten des Ǧōlān, soweit er damals nicht mit dichtem Walde bedeckt war, ihre Herden weideten und gleichzeitig den äußerst fruchtbaren Boden der Ebenen bebauten; aber sie ist aus dieser erwachsen.

Wenn also die Dolmenbauten Palästinas, wie erwiesen ist, bis in die Metallzeit hineinreichen, also bis über die Mitte des 3. Jahrtausends hinaus, so kommen wir mit den Anlagen bei ʿAmmān und Ḳurūn Ḥaṭṭīn etwa in die Zeit bis um 2000 v. Chr. und für die genannten ostjordanischen Städte bis weit unter das Jahr 2000, womit die Scherbenfunde Schumachers auf dem Tell eğ-Ğamīd übereinstimmen. Eine andere Erwägung führt zu demselben Resultat. Zur Blütezeit dieser Städte — und es werden nicht die einzigen gewesen sein — muß im Ḥaurāngebiete eine verhältnismäßig hohe seßhafte Kultur geherrscht haben. Da diese weiten Ebenen sowohl von Norden wie von Süden beständig von den Beduinen bedroht sind, muß hier eine starke und kriegstüchtige Bevölkerung gesessen haben, welche imstande war, die räuberischen Wüstensöhne dauernd von dieser Kornkammer abzuwehren. Den Türken ist dies erst in der jüngsten Zeit gelungen. Dazu dienten offenbar die so gewaltig mit Steinblöcken gepanzerten festen Städte. Als Thutmosis III. um 1500 v. Chr. seine Eroberungen auch in diese Gebiete hinein ausdehnte, hat er diese Kultur bereits vorgefunden.

Der Ringwall von Ḳurūn Ḥaṭṭīn und die ihm ähnlichen jüngeren zyklopischen Stadtmauern Palästinas lassen sich in einen viel größeren historischen Zusammenhang einordnen, wenn wir unseren Blick auf die Mittelmeerländer richten. Hier finden wir in Kleinasien, Griechenland, auf den Inseln, in Frankreich und auf der iberischen Halbinsel ähnliche Ringwälle und durch gewaltige Steinmauern befestigte Ansiedlungen auf hohen und unzugänglichen Berggipfeln. Steile Felshöhen, welche in eine Ebene, ein Flußtal oder gegen das Meer spornartig vorsprangen, oder hochragende, isolierte Gipfel wurden mit Vorliebe als Schutzorte und Dauersiedlungen gewählt. Wo die natürlichen Formen der Felsen störten, schrotete man sie ab und machte die Abhänge steiler; Lücken wurden mit Mauerwerk ausgefüllt.[1] Daß man solche von der Natur gebotene Zufluchtsorte durch megalithische Steinbauten verstärkte, gehört erst einer späteren Entwicklung an. In der neolithischen Zeit begnügte man sich, wo künstliche Befestigungen notwendig waren, mit Erdwällen, deren Böschungen gepflastert waren, mit rohen, noch nicht gemauerten Steindämmen, Gräben und Dornhecken.[2] In den Kalkgebirgen der Mittelmeerländer gibt es solche natürliche Bergungshöhen und Schutzorte in großer Zahl.[3]

[1] Vgl. M. Hoernes l. c. S. 98 ff.

[2] Eine solche Dornhecke hat nach Herodot VII, 142 in der ältesten Zeit die Akropolis von Athen umzäunt. Vgl. auch Caesar, B. G. V, 21.

[3] Über die neolithischen Ringwälle und Befestigungen vgl. A. v. Cohausen, Die Befestigungsweisen der Vorzeit, herausgeg. von M. Jähns, Wiesbaden 1898, S. 1—76.

Bald wurde es notwendig, die natürliche Sicherheit der Schutzorte und Hochburgen durch gewaltige Steinmauern aus rohen, unbearbeiteten Felsblöcken zu verstärken. Dieselben wurden aufeinandergetürmt, wie sie am besten paßten, und die Lücken mit kleineren Steinen sorgfältig ausgezwickt. Das bei der Befestigung verfolgte Prinzip ist überall dasselbe: Enge Anlehnung an das Terrain, Ausnutzung und Verstärkung seiner natürlichen Verteidigungsmöglichkeiten. Wo auf einer oder mehreren Seiten senkrechte Felswände oder steile Abhänge vorhanden waren, genügte eine einfache Ringmauer, welche dem Rande des Plateaus oder des Hügels folgte. Flachere Erhebungen und Tells umpanzerte man mit einer oder mehreren Böschungsmauern, auf welchen die Ringmauer sich erhob. In Griechenland und auf den Inseln gehören diese gewaltigen zyklopischen Befestigungen hauptsächlich der vorgriechischen, mykenischen Zeit an, also der Mitte des 2. Jahrtausends.

Große Ähnlichkeit mit der Anlage auf Ḳurūn Ḥaṭṭīn in Lage und Bauart hat die befestigte Ansiedlung von Mursía auf der Insel Pantelleria vom Ende der jüngeren Steinzeit, welche aber auf dem abgeschlossenen Pantelleria sehr lange gedauert hat.[1] Die Ansiedlung liegt auf einer Felshöhe unmittelbar an der Küste. Ein Teil dieses Plateaus springt als kleines Vorgebirge mit steilen Abhängen in das Meer vor. Der nach der Landseite gerichtete höhere Teil der Anhöhe trägt am Rande einen gewaltigen Steinwall, welcher an seiner Außenseite runde, flach vorspringende Absätze zeigt und sich in seinem Verlaufe dem Gelände sorgfältig anschließt. Er ist 210 m lang, ruht auf dem gewachsenen Felsen und gleicht einem Damm aus unbearbeiteten Steinen mit sorgfältig gebauter äußerer und innerer Verschalung aus großen Obsidianblöcken, aber ohne Schichtung. Seine Höhe beträgt 7—8 m, die Breite am Scheitel gegen 5 m, an der Basis gegen 10 m. Die Innenseite ist viel stärker abgeböscht als die Stirnseite.[2] Die größten Blöcke in den unteren Schichten der Stirnseite messen 85 : 45 cm. Ausgrabungen auf dem so befestigten Plateau brachten die zerstörten Fundamente von Hütten, auf der Insel hergestellte Obsidianmesser und Schaber und Tierknochen zutage.[3] Eine ähnliche befestigte Siedlung, wenn auch aus späterer Zeit, ist wahrscheinlich die Ortslage Borǧ en-Nadur am

J. Déchelette, Manuel I, S. 368 ff. E. Anthes, Der gegenwärtige Stand der Ringwallforschung: Bericht über die Fortschritte der röm.-germ. Forschung 1905, S. 26–48. H. Lehner, Der Festungsbau der jüngeren Steinzeit: Prähist. Zeitschr. II (1910). S. 1—23.

[1] Vgl. A. Mayr, Pantelleria: Röm. Mitt. XIII (1898), S. 367 ff. P. Orsi, Pantelleria: Mon. ant. IX (1899), Sp. 449 ff.

[2] Vgl. die Schnitte P. Orsi l. c. Fig. 3—5.
Über die Steinwerkzeuge vgl. P. Orsi l. c. Sp. 461 ff.

Meerbusen von Marsa-Scirocco an der Ostküste der Insel Malta.[1] Sie liegt auf einem langgestreckten Höhenzuge zwischen zwei engen Tälern, welcher, gegen das Meer vorspringend, ein kleines Plateau bildet. Die Burg ist sehr zerstört; man bemerkt einige Turmanlagen, jedoch läßt sich der Grundriß nicht mehr erkennen. Die Mauern bestehen nach Mayr aus großen, unbearbeiteten, roh geschichteten Steinblöcken, von denen die meisten der Länge nach gelegt sind.

Sehr ähnlich mit Ḳurūn Ḥaṭṭīn sind auf kleinasiatischem Boden die Befestigungen von Ak-alam und die althettitischen Stadtburgen von Boghaz-köi. Ak-alam, 18 km westsüdwestlich von Samsūn, ist ein hoher Hügel mit steilen Abhängen, welcher das Tal des Kara-dere und seiner Zuflüsse beherrscht.[2] Den Gipfel des Hügels bildet ein langgestrecktes, kleines Plateau von 275 m Länge und durchschnittlich 50 m Breite,[3] dessen Abhänge meist aus natürlichen Felswänden bestehen. Diese Felsen dienen nun als Gerippe der Befestigung, teils als Fundamente der Böschungsmauer, teils als natürlicher Schutzwall, dessen Lücken durch Steine ausgefüllt sind. Die Mauer ist durchschnittlich noch 5 m hoch erhalten und sehr stark abgeböscht (bis 3 m).[4] Sie erinnert in ihrer Konstruktion an die Burgmauer von Tiryns. Sie besteht aus großen, unbehauenen Blöcken, deren Zwischenräume durch kleinere Steine ausgefüllt sind. Jede Ecke in der Mauerführung ist sorgfältig vermieden, alle Vorsprünge sind von runder Linienführung. Der einzige Eingang im Süden wird durch zwei vorspringende runde Türme geschützt.[5]

Boghaz-köi, im kappadozischen Hochlande östlich des Halys, war die Hauptstadt des Ḫatti-Reiches.[6] Ihre Befestigungen stammen aus der Mitte des 2. Jahrtausends; doch mögen die zu besprechenden Stadtburgen älter sein. Die Stadt liegt auf dem Gebirgsabhange, welcher in Terrassen aufsteigt. Das Stadtgebiet ist ringsum von sehr tiefen Einsenkungen umgeben und ist daher, abgesehen von der Südseite, von großer natürlicher Festigkeit. Die Grenze der Oberstadt gegen die Unterstadt bildet ein Höhenzug, aus welchem eine Reihe steiler Felskuppen emporragt, die Felsen Jenidsche-kale, Sari-kale, Nišan-tepe und Böjük-kale, welche alle über 1100 m hoch sind. Diese Felskuppen und einige andere Höhen sind nun unter Ausnutzung

[1] Vgl. A. Mayr, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta: Abhandl. Münch. Akad. 21, (1901), S. 687 ff.

[2] Vgl. Th. Macridy-Bey, Une citadelle archaïque du Pont: MVAG XII (1907), Heft 4.

[3] Vgl. l. c. Taf. I u. Fig. 2.

[4] Vgl. l. c. Fig. 3.

[5] Vgl. l. c. Fig. 4—9, Taf. II—VII.

[6] Vgl. O. Puchstein, Boghasköi. Die Bauwerke, Leipzig 1912.

ihrer natürlichen Form zu Burgen ausgebaut worden. Am unzugänglichsten ist davon die Höhe von Böjük-kale, die eigentliche Zitadelle der Stadt.[1] Der fortgeschrittenen Zeit entsprechend haben wir hier schon Quadermauerwerk, wie auf Jenidsche-kale, wenigstens als Verschalung der Mauern.[2] Das Prinzip der Befestigung ist aber noch das alte; die Mauern scheinen organisch aus den alten Felswänden herausgewachsen, besonders auf Sari-kale.[3] Böjük-kale, die Akropolis, welche Ober- und Unterstadt vollständig beherrscht, bildet ein 250 m langes und 140 m breites Plateau, das stark befestigt war. Den nördlichen, felsigen Teil desselben umgab eine mehr als 2 m dicke Steinmauer aus Bruchsteinen, welche außen mit einer Quaderverschalung mit Bossen und innen mit einer Bruchsteinschale versehen war. Ihre Linienführung folgt den natürlichen Felsbildungen; Felsvorsprünge sind zur Anlage von Türmen benutzt worden.[4]

In Griechenland, auf den Inseln und im westlichen Kleinasien[5] sind vorgriechische Ringwälle zahlreich erhalten. Die meisten sind Akropolen der mykenischen Zeit und Zeugen einer entwickelteren Kultur, als die megalithischen Anlagen Palästinas und die ostjordanischen Städte sie repräsentieren. Die Anlage der Befestigung ist jedoch dieselbe. Der Burgberg wird mit einem Steinpanzer umkleidet. Mit Vorliebe wendet man die zyklopische Technik an, trotzdem der regelmäßige Quaderbau bereits wohlbekannt war. Innenräume überdacht man noch, wie in Tiryns, auf primitive Weise durch Vorkragung der Steinschichten.

Palästina am nächsten liegt Kreta. Ein alter vorgeschichtlicher Kultursitz auf Kreta ist die Ortslage Axos bei dem heutigen Dorfe Axì. Es läßt sich kaum eine wildere, felsigere und unzugänglichere Lage denken.[6] Der Berg, auf dem Axos liegt, in den Vorbergen des Ida, hoch über dem Tale des Livadhi, eines Zuflusses des Mylospotamos, ist ringsum von tiefen Schluchten umgeben und besitzt eine starke Quelle. Den höchsten Punkt nimmt die Akropolis ein, welche jedoch infolge ihrer natürlichen Festigkeit nur an den bedrohten Punkten mit zyklopischen Mauerzügen befestigt ist.[7] Ähnlich ist die mykenische Akropole von Patella bei Priniàs auf Kreta, auf einem von allen Seiten isolierten Hügel, dessen Felsabhänge teilweise künstlich abgeschrotet sind, nur an der am meisten

[1] Vgl. l. c. S. 9.
[2] Vgl. l. c. S. 14—16, Taf. IV u. Abb. 5.
[3] Vgl. l. c. S. 16—18, Taf. V u. VI.
[4] Vgl. l. c. S. 20—32, Abb. 9 ff., Taf. I, II, VII, VIII.
[5] Vgl. Th. Wiegand, Ath. Mitt. 29 (1904), S. 264 f.
[6] Vgl. A. Taramelli, Mon. ant. IX (1899), Sp. 311 ff.
[7] Vgl. l. c. Fig. 5 Sp. 307/8.

zugänglichen Südseite mit einer Mauer versehen.[1] Sehr reich sind die Überreste der bedeutenden mykenischen Stadt Gulàs auf der Hochebene von Laconia am Golf von Mirabello auf Kreta.[2] Diese Stadt in außerordentlich fester Lage, mit zwei Akropolen und vielen Häuserruinen, hat neben Quadermauern auch Wälle in roher zyklopischer Bauart.[3] Von Gulàs aus verzweigte sich ein altes Straßennetz mit megalithischen Türmen und Warten.[4]

Viel gewaltiger sind die mykenischen Akropolen des griechischen Festlandes, wie die Akropolis von Athen, Mykenä und Tiryns, die Insel Gla an der Nordseite des Kopaïssees, vielleicht das alte Arne, und andere. Hier umschließen die Ringwälle größere Ansiedlungen und Königsburgen und sind Zeugen einer viel höheren Kultur und Baukunst als die festen Orte des Ostjordanlandes. Als Siedlungslage dient auch hier ein isolierter, mehr oder minder hoher Felshügel. Die beiden imposantesten Werke sind die von Tiryns und Gla. Tiryns, nur 1,5 km vom Meere entfernt, liegt auf einem isolierten, bis 22 m über das Meer aufragenden Kalksteinfelsen mit einem Rücken von 300 m nordsüdlicher und gegen 100 m westöstlicher Ausdehnung, welcher einst eine Insel im Argivischen Golfe bildete.[5] Eine gewaltige, massive, schon im Altertum viel bewunderte Ringmauer von 13—17 m Dicke aus großen, nur roh zugeschlagenen Blöcken von 2—3 m Länge und 1,10—1,50 m Höhe, die in regelmäßigen Lagen gelegt sind, umgibt die Oberburg. Die Mauer der Unterburg ist weniger gewaltig, aber immer noch 7—8 m dick. Die Ringmauer der Oberburg birgt in ihrem Innern große, durch Überkragung der Steinschichten gedeckte Galerien. Auf der oberen Mauer befand sich ein gedeckter Säulengang. Das Haupttor lag in der Mitte der Ostseite.

Nicht ganz so gewaltig, aber ausgedehnter, ist die große mykenische Burg auf der Insel Gla oder Gulàs im nordöstlichen Kopaïssee, nach Noack die Ortslage des alten Arne.[6] Die heute in der Ebene liegende Insel besteht aus einem gewaltigen Felsklotz von 865 m Länge, welcher sich von Norden, wo er eine Höhe von 70 m über der Ebene erreicht, nach Süden und Westen allmählich zu halber Höhe senkt. Der Rand dieses besonders im Norden steil abfallenden Felsens trägt, mit Ausnutzung aller Ecken, eine 5,70 m

[1] Vgl. A. Taramelli l. c. Sp. 328 ff.

[2] Vgl. A. Evans, Goulas, the city of Zeus: Ann. Br. School of Athens, 1895—96, S. 169 ff. u. Taf. V.

[3] Vgl. l. c. Fig. 6 S. 181.

[4] Vgl. A. Taramelli, Mon. ant. IX, Sp. 415 ff.

[5] Vgl. W. Dörpfeld bei Schliemann, Tiryns S. 200 ff.

[6] Vgl. F. Noack, Arne: Ath. Mitt. 19 (1894), S. 405—485, bes. S. 420 ff. u. Taf. X—XIII.

starke gewaltige, massive Ringmauer, die teilweise bis zu 3 m Höhe erhalten ist und in gewissen Abständen, welche zwischen 6 und 12 m schwanken, von Absätzen und Ecken unterbrochen ist.[1] Vier mit mächtigen Türmen flankierte Tore führen durch die Mauer. Diese Tortürme weisen oblonge, sorgfältig bearbeitete Blöcke in ziemlich regelmäßigen, horizontalen Schichten auf, ähnlich wie die Mauern am Löwentor in Mykenä.[2] Die Ringmauer selbst besteht dagegen aus rohen oder kaum bearbeiteten Blöcken mit Ausfüllung durch kleine Steine und Lehmmörtel.

Die an megalithischen Baudenkmälern so reiche Insel Sardinien bietet uns wertvolle Aufschlüsse über Anlage und Bedeutung des Schutzortes von Ḳurūn Ḥaṭṭīn auf dem Plateau von Lūbije. Auf Sardinien gab es auch einige megalithische Ringwälle, wie der noch zu erwähnende bei Nureci, welche als Zufluchtsorte bestimmt waren. Im allgemeinen herrschte aber hier folgendes Verteidigungsprinzip: Man sicherte durch Anlagen kleiner fester Burgen, Nuraghen und Wachttürme an strategisch wichtigen Punkten mit Vorliebe inselartige Hochplateaus, so daß diese als ausgedehnte gewaltige Fliehburgen inmitten des umliegenden fruchtbaren und stark bewohnten Hügellandes dienten. Man denkt sofort an das Plateau von Lūbije, dessen Nord- und Ostseite eine ähnliche Rolle über dem Gennesaretsee und seinen Uferlandschaften spielt. Die Befestigung von Ḳurūn Ḥaṭṭīn ist wohl auch dazu bestimmt, den Nordrand des Plateaus zu schützen und die Zugänge zu verteidigen. Dieses bot den Bauern der Ebene und den Hirten einen guten Schutz gegen den von Osten und Norden andringenden Feind. Im Notfalle zog man sich in die feste Burg zurück.

Die größte dieser sardinischen Volksburgen ist die Hochebene der Giara von Gesturi im Süden der Insel mit einer Höhe von 580—490 m über dem Meere.[3] Es ist ein großes Basaltplateau mit horizontaler Oberfläche, das sich über das umliegende sehr fruchtbare und reich bebaute Hügelland erhebt wie eine gewaltige Akropole. Sie hat die Form eines unregelmäßigen länglichen Dreiecks mit der Längsausdehnung von Südwest nach Nordost. Sein Umfang am oberen Rande mißt 37 km. Die Oberfläche ist von einer Basaltlavamasse von 7—8 m Mächtigkeit bedeckt, genau wie die Landschaft am Westufer des Gennesaretsees. Die Abhänge sind meist sanft, aber tief zerfurcht. Der Rand der Hochebene und namentlich die von vielen Tälern zerschnittenen quellenreichen Abhänge sind

[1] Vgl. l. c. S. 426, Fig. 1.

[2] Vgl. l. c. S. 436, Fig. 8.

[3] Vgl. A. Taramelli und F. Nissardi, L'altipiano della Giara di Gesturi in Sardegna ed i suoi monumenti prehistorici: Mon. ant. XVIII (1907), Sp. 9 ff.

mit Nuraghen und Türmen besetzt, waren einst dicht bewohnt und mit Getreide, Baumgärten und Weinbergen bebaut. Heute liegen nicht weniger als 17 Ortschaften rings um die Abhänge der Hochebene. Die nicht bebauten Teile der Abhänge werden heute den größeren Teil des Jahres hindurch von Hirten bevölkert, welche viele Tausend Stück Vieh weiden. Die Hirten hausen, wie ehemals, in runden Zweighütten mit Steinfundament. Im Altertum muß die Viehzucht noch intensiver betrieben worden sein. Das Plateau diente nun für die ganze umwohnende zahlreiche Bevölkerung als sicherer Schutzort. Die Aufwege zu den Äckern und Quellen waren durch ein System von Nuraghen und Wachttürmen verteidigt. Endlich war der Rand des Plateaus selbst mit einem Kranze von Nuraghen besetzt, von denen sich jeder mit seinem Nachbarn und den Burgen des unter ihm liegenden Abhanges direkt verständigen konnte. Am Gennesaretsee war das Verteidigungssystem noch nicht so ausgebaut; hier herrschten noch primitivere Zustände. Aber die Hauptmomente sind vorhanden. Auch hier diente das Plateau mit der Burg von Ḳurūn Ḥaṭṭīn den umwohnenden Fellachen als wohlverteidigter Zufluchtsort für sich und ihre Herden.

Die oben erwähnte megalithische Wallburg Corona e'Crobu bei Nureci auf Sardinien stellt das entwickeltste Beispiel der megalithischen Architektur der Insel dar.[1] Sie erinnert in ihrer Anlage lebhaft an Ḳurūn Ḥaṭṭīn. Das Werk liegt auf einem kleinen Plateau in beherrschender Lage über dem Flusse Rio Padru, welches sich etwas zum Tale neigt, und ist etwa 50 m lang und breit und von unregelmäßig polygonalem Grundriß infolge der Anlehnung an das Terrain. Die Mauern bestehen aus gewaltigen unbehauenen Granitblöcken, welche ohne Ausfüllung der Lücken aufeinandergetürmt sind. Die dem Berge zugewandte Seite ist am stärksten und hat die größten Blöcke.[2] An der Talseite folgt die Mauer in Gestalt einer einfachen Brustwehr dem Rande des Steilabsturzes. Im Osten stützt sie sich auf große Felsklippen. Die aus ungeheueren Blöcken gebaute Toröffnung, deren Breite an der äußeren Steinreihe nur 0,80 m beträgt, sich aber nach innen zu bis 1,80 m erweitert, ist im Innern von zwei Seitenmauern flankiert.[3]

An die Befestigung auf Ḳurūn Ḥaṭṭīn erinnern auch die äußeren, meist mit Rundtürmen befestigten Umwallungen großer, an hervorragenden Punkten errichteter Nuraghen. Solche Wallmauern dienten als Zufluchtsorte für die umwohnende Bevölkerung, die sich zur

[1] Vgl. A. Taramelli und F. Nissardi, Mon. ant. XVIII (1907), Sp. 100 ff. u. Fig. 33. Memnon II (1908), Taf. VIII Fig. 1.

[2] L. c. Fig. 35.

[3] L. c. Fig. 36.

Herrenburg hinter den Steinwall flüchten konnte. Die Rolle des Nuraghe in der Anlage von Ḳurūn Ḥaṭṭīn würde der auf dem Südtell vorausgesetzte Herrensitz spielen. Nicht selten siedelten sich die Leute mit ihren einfachen Rundhütten innerhalb solcher Umwallungen an, wie die gefundenen Reste zeigen. Ein solcher Mittelpunkt ist der von D. Mackenzie beschriebene Nuraghe Melas. Er steht in einer starken, von mehreren Türmen geschützten Umwallung, innerhalb welcher ein Dorf mit Rundhütten gelegen hat.[1] Von einer solchen äußeren Umfassungsmauer ist auch der mit Rundtürmen stark befestigte Nuraghe Losa bei Abbasante umgeben.[2] In dem so umhegten Raume grub man zahlreiche Fundamente primitiver Rundhütten aus. Ähnliche Burgen sind auf Sardinien nicht selten.[3]

Mit Ḳurūn Ḥaṭṭīn einerseits und den besprochenen griechischen und sardinischen Wallburgen anderseits sind nun weiterhin die großen Ringwälle der Seealpen,[4] manche Anlagen in Südspanien, wie die Umwallung von Campos und die jüngere von Zapata,[5] und die Castellieri in der Gegend von Triest[6] verwandt. Die zahlreichen Ringwälle der Seealpen sind aus großen, unbehauenen Steinen erbaut und gewöhnlich von geringem Umfange. Der besterhaltene ist nach Déchelette der Castellaras de la Malle bei Saint-Vallier. Er hat die Form einer Halbellipse, welche sich mit der offenen Seite an einen steilen Felsabhang stützt. Die Mauern sind 4,00—4,50 m breit und teilweise noch 5 m hoch erhalten.[7]

Megalithische Ringwälle wie die Anlage auf Ḳurūn Ḥaṭṭīn finden wir also über das ganze Mittelmeer verbreitet, auf den Inseln und in den nördlichen Küstenländern. In Griechenland, auf dem Festlande sowohl wie auf Kreta, gehören die megalithischen Befestigungen im wesentlichen erst dem mykenischen Zeitalter an. Troja II ist noch mit einer Lehmziegelmauer auf einem Sockel aus kleinen Feldsteinen befestigt. Die neolithische Akropole von Dimini in Thessalien umschließt eine sechsfache niedrige Mauer aus in Lehm gesetzten Bruchsteinen.[8] Die Königssitze von Knossos und Phaestos waren offene Städte. Dagegen finden wir auf den Inseln des westlichen

[1] Vgl. Memnon II (1908), S. 197 ff.

[2] Vgl. G. Pinza, Mon. ant. XI (1901), Sp. 98 ff. u. Taf. VII. A. Taramelli, Memnon II (1908), S. 18, 22.

[3] Vgl. z. B. Memnon II (1908), Taf. VIII, 2.

[4] Vgl. P. Goby und A. Guébhard, Sur les enceintes préhistoriques des Alpes-Maritimes, Grenoble 1904.

[5] Vgl. H. und L. Siret, Les premiers âges du métal dans le sud-est de l'Espagne, 1887, S. 53 ff., Taf. IX, 11 u. XIX. Vgl. A. Mayr l. c. S. 714 f.

[6] Vgl. E. Anthes l. c. S. 33 f. und die dort verzeichnete Literatur.

[7] Vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 371; II 1, S. 125 u. Fig. 32 u. 33 daselbst.

[8] Vgl. Prähist. Zeitschr. II (1910), S. 16 f.

Mittelmeeres und, wie es scheint, auch in Südspanien bereits megalithische Ringwälle und Befestigungen in der Übergangszeit von der Stein- zur Metallzeit, welche Ḳurūn Ḥaṭṭīn sehr ähnlich sind, so z. B. die Anlage bei Mursía auf Pantelleria. Im allgemeinen gehören diese Ringwälle im ganzen Mittelmeergebiet der Übergangszeit und der älteren Bronzezeit an. Da die Metallzeit in Vorderasien und Ägypten zweifellos erheblich früher eingetreten ist als im westlichen Mittelmeer, so sind die palästinischen Anlagen dieser Art wahrscheinlich auch älter als die übrigen.

Welchen Namen die Burg von Ḥaṭṭīn und die sich anschließende kleine Siedlung trugen, ist ungewiß. Über Vermutungen kommt man hier nicht hinaus. Heute sind die Ruinen benannt nach dem modernen Dorfe Ḥaṭṭīn am Nordfuße des Gipfels. Die Ruine el-Ḳanḳūze stand durch eine Straße in enger Verbindung mit der Hauptanlage auf dem Krater. Aber dieser Name hilft uns nicht weiter. Thiersch und Hölscher haben von den Dorfbewohnern als Namen der Ruine auf dem Krater „Ruine der langen Stadt" vernommen.[1] V. Guérin unterscheidet zwischen der Anlage auf Ḳurūn Ḥaṭṭīn und einer Ruine Ḥaṭṭīn el-Ḳedīm, „das alte Ḥaṭṭīn", nördlich von Ḳurūn Ḥaṭṭīn und südlich vom heutigen Dorfe.[2] Er meint wohl die Ruinen, welche man antrifft, wenn man vom Gipfel von Ḳurūn Ḥaṭṭīn den Fußweg zum Drusenheiligtum des Nebi Šaʿēb (Jethro) in nordwestlicher Richtung hinunter geht. Diese Ruine ist sonst unter dem Namen Ḫirbet Madīn bekannt. Es sind formlose Trümmer auf einer unterhalb des Kraters gelegenen Bergkuppe über den Quellen von Ḥaṭṭīn.

Conder identifiziert[3] Ḫirbet Madīn mit Mādōn, מַדּוֹן, einer nordpalästinischen Festung, deren König Jobab nach Jos. 11, 1 sich unter den Fürsten befand, welche unter Führung des Königs Jabin von Ḥaṣōr sich zu einer nordpalästinischen Koalition gegen Josua zusammenschlossen. Aus der Tatsache, daß Jos. 11, 1 der Name des Königs von Mādōn im Gegensatz zu den anderen Bundesgenossen ausdrücklich genannt wird, kann man vielleicht auf eine gewisse Bedeutung von Mādōn schließen. Jos. 12, 19 wird Jobab unter den von Josua besiegten Königen aufgeführt. Da die Ortslage von Ḫirbet Madīn über der reichen Quelle bei Ḥaṭṭīn und wegen der Nähe fruchtbarer Felder von Wichtigkeit war, steht nichts im Wege, Mādōn bis zum Nachweis einer besseren Lösung hierher zu verlegen.[4] Die über Mādōn gelegene Burg von Ḳurūn Ḥaṭṭīn mag zur Zeit Josuas

[1] MDOG Nr. 23 (1904), S. 21.

[2] Description de la Palestine. Galilée I, S. 193.

[3] Survey of W. Palestine Mem. I, S. 365, 403.

[4] M. Hagen, Realia biblica, Paris 1914, S. 247; Guthe, Bibelwörterbuch S. 404 u. a. stimmen zu.

gelegentlich noch als Fliehburg gedient haben. Nachgrabungen auf Ḫirbet Madīn und Ḳurūn Ḥaṭṭīn würden leicht ergeben, ob diese ganze Ansetzung möglich ist. Die Septuaginta liest an beiden Stellen Jos. 11, 1; 12, 19 *Μαρων* und dachte offenbar an das bekannte Mērōn in Obergaliläa. Da man sich schwer vorstellen kann, wie aus dem bekannten מרון Mērōn im Texte die Lesart מדון entstanden sein soll, halte ich מרון für das ursprüngliche.

Unter den festen Städten Naphtalis Jos. 19, 35—38 wird Mādōn nicht erwähnt, muß also keine Rolle mehr gespielt haben. Dagegen wird Jos. 19, 35 an erster Stelle ein haṣ-Ṣiddīm genannt, wofür die Septuaginta haṣ-Ṣorīm, *τῶν Τυρίων*, gelesen hat. Diese feste Stadt הַצִּדִּים identifizieren nun einige Forscher nach dem Vorgange des Talmud mit dem heutigen Ḥaṭṭīn.[1] Dem steht schon entgegen, daß Jos. 19, 35, wo deutlich eine Aufzählung von Süden nach Norden stattfindet, haṣ-Ṣiddīm vor Ḫammat (Bäder von Tiberias) und Rakkat (Tiberias) genannt wird. Der Talmud sagt an der betreffenden Stelle, haṣ-Ṣiddīm sei der Ort כפר חטיא seiner Zeit. Die Identifikation dieses Kefar Ḫitja mit Ḥaṭṭīn ist jedoch keineswegs sicher und damit auch nicht die von haṣ-Ṣiddīm.

So haben wir also am Westufer des Gennesaretsees ein wichtiges Zentrum prähistorischer, megalithischer Kultur kennen gelernt, welches sich durch seine Lage und die vulkanische Beschaffenheit der Gegend eng an die megalithischen Gebiete des gegenüberliegenden Ǧōlān anschließt. Es ist eine Landschaft reicher Gegensätze zwischen felsstarrenden Bergen, lavabedeckten Hochebenen, steilen, von tiefen Tälern durchfurchten Abhängen und äußerst fruchtbaren kleinen Küstenebenen, ausgezeichnet durch eine wundervolle paradiesische Vegetation im Frühjahr, durch Quellen und Wasserreichtum, reich an Wild und Fischen, ein berühmtes Weidegebiet und infolge seiner rotbraunen Erde ein ausgezeichnetes Weizenland. Die Landschaft öffnet sich nach dem See und damit zum Ǧōlān, zu welchem sie auch sonst in Beziehung steht, sie schließt sich ab gegen Westen. Die neolithischen Funde, die ausgedehnte Dolmennekropole bei Ḫirbet Kerāzije, die megalithischen Reste bei es-Seǧerāt el-Mubārakāt und Umgebung und der Ringwall auf der natürlichen Warte Ḳurūm Ḥaṭṭīn sind die machtvollen Zeugen einer längst vergangenen prähistorischen Kultur, welche wir nun mit den übrigen megalithischen Zentren Palästinas im Zusammenhang betrachten müssen. Wie die megalithischen Wohnburgen und Rundtürme auf der Hochebene bei ʿAmmān durch ihre Bauart und die Anwendung der Überkragung auf die sardinischen

[1] Talmud Jer. Megilla 1, 1. Vgl. A. Neubauer, La géogr. du Talmud S. 207.

Nuraghen und damit auf das Gebiet der westmittelländischen megalithischen Inselkultur hinweisen, so auch die megalithischen Bauten im Westen des Gennesaretsees. Wie auf Pantelleria und Sardinien finden wir auch in Palästina megalithische Wohnbauten in direkter Beziehung zur megalithischen Grabarchitektur, zu Dolmen, Ganggräbern und späteren dolmenartigen Grabdenkmälern. Es gab also in manchen, durch die Eigenart ihrer Oberfläche dazu geeigneten Gegenden Palästinas eine Megalithkultur, wahrscheinlich bei Viehzucht treibenden und Getreide bauenden Halbfellachen, die durch ihr Kulturniveau und die hinterlassenen Denkmäler manche Ähnlichkeit mit der wahrscheinlich jüngeren und entwickelteren westmittelländischen Megalithkultur auf den Inseln Malta, Pantelleria, Sardinien, den Balearen und Südostspanien aufweist.[1]

## Zehntes Kapitel.

## Die palästinische Megalithkultur.

### 1. Die megalithischen Denkmäler des Westjordanlandes.

Die große wichtige Gruppe megalithischer Denkmäler, Dolmen, Steinkreise und Befestigungen, am Westufer des Gennesaretsees steht also in Palästina nicht allein, sondern in engem Zusammenhange mit den über das ganze Land zerstreuten Resten der megalithischen Kultur. Wenn wir im folgenden versuchen, an der Hand der bis jetzt bekannten Monumente ein Bild von der palästinischen Megalithkultur zu gewinnen, so stützen wir uns auf die bisher gegebenen Beschreibungen megalithischer Denkmäler in Palästina von verschiedenen Forschern und auf eigene Beobachtungen in allen Teilen des Landes. Das bereits bekannte Material ermöglicht es uns, unter beständiger Vergleichung mit den besser erforschten Megalithdenkmälern West- und Nordeuropas einen Einblick in den Umfang, die Art und Entwicklung der palästinischen Megalithkultur zu gewinnen. Die Forschungen Dr. Maders, meines Nachfolgers in Jerusalem, werden, worauf ich bereits hinweisen darf, das Tatsachenmaterial über die megalithischen Denkmäler Palästinas erheblich erweitern.[2]

Die erste sichere Kunde von megalithischen Denkmälern im Westjordanlande, und zwar in Galiläa, erhielten wir vom Jahre 1877

[1] Vgl. A. Mayr, Abhandl. Münch. Akad. 21 (1901), S. 714 ff. und Globus 86 (1904), S. 133 ff.

[2] Vgl. seinen Aufsatz ZDPV 37 (1914), S. 20 ff.: Megalithische Denkmäler im Westjordanland.

ab durch die englische Landesaufnahme Palästinas. Es konnten im ganzen acht Dolmen in Westpalästina festgestellt werden, davon vier in Obergaliläa, einer am Nordabhang des Gilboagebirges und drei weitere bei Tell el-Ḳāḍī.[1] Das zweifelhafte Monument bei Dēr Ḥāzāle am Gilboagebirge wurde schon 1872 gefunden. Nur wenige Bemerkungen wurden diesen Denkmälern von den englischen Forschern gewidmet. Die Dolmen bei Mērōn wurden als klein bezeichnet, „of small dimensions".[2] Von dem 1877 gefundenen Ḥaǧar ed-Damm auf dem Hügelrücken von Ḫirbet ʿĀlije, nördlich von Ḫ. Kerāzije, heißt es „a small dolmen, without any marks".[3] So hatte man den Eindruck, daß es sich bei diesen westpalästinischen Denkmälern um vereinzelte und kleine Monumente handle, welche gegen die Masse der ostjordanischen Dolmennekropolen mit ihren imposanten Denkmälern völlig zurücktreten mußten. Praktisch genommen, so schien es, ist das Westjordanland frei von Dolmen; die bei Tell el-Ḳāḍi gehörten ohnehin nicht zum westjordanischen Gebiet, und Samaria und Judäa wurden als vollkommen dolmenfrei angesehen. Dieser Meinung gab auch Conder in seinem Werke Heth and Moab Ausdruck.[4]

Als Macalister im Jahre 1890 bei Bēt Ǧibrīn einen Dolmen fand, meldete er seine Entdeckung irrtümlich als den ersten Dolmen in Westpalästina.[5] Zu gleicher Zeit zerstörte aber Vincent durch seinen Aufsatz: Monuments en pierres brutes dans la Palestine occidentale (RB 1901, S. 278 ff.) die Legende von dem Nichtvorhandensein von Dolmen im Westjordanlande. In diesem Aufsatz konnte Vincent einige Dolmen und eine größere Zahl dolmenähnlicher Grabbauten in Judäa beschreiben. In seinem Werke Canaan d'après l'exploration récente gab er eine Übersicht aller in Westpalästina und am Libanon gemeldeten megalithischen Monumente. Er ist der Überzeugung, daß die westpalästinischen Dolmen und Menhire häufig von den Israeliten aus religiösem Eifer zerstört worden sind, wenn er auch annimmt, daß diese Denkmäler in Westpalästina immer weniger zahlreich als im Ostjordanlande gewesen sind.[6] Die von Vincent im Jahre 1907 aufgezählten westjordanischen Megalithbauten umfassen außer den acht von Conder erwähnten galiläischen Exemplaren fünf Dolmen in Judäa, zwei Menhire und eine Anzahl dolmenähnlicher Grabbauten. Die Ausbeute war eben, wie man sieht, in Westpalästina nicht groß.

[1] Vgl. QSt. 1878, S. 168. Survey of Western Palestine, Mem. I, S. 223, 253 f. Conder, Heth and Moab,[2] S. 246 ff.;[3] S. 197, S. 247 ff.

[2] SWP Mem. I, S. 253. [3] SWP Mem. I, S. 223.

[4] 3. Aufl. S. 197. [5] QSt. 1900, S. 222.

[6] L. c. S. 410, 423.

Seitdem hat sich das Bild durch die Entdeckung der großen Dolmennekropole bei Ḫirbet Kerāzije und der obergaliläischen Dolmen bei Bēt Jaḥūn durch Mader, wenigstens für Galiläa, vollkommen geändert. Schon vorher hatte Graf v. Mülinen auf dem Kamme des Karmelgebirges zahlreiche megalithische Baureste, alte Straßenzüge und wenigstens einige kleine dolmenähnliche Grabmonumente entdeckt.[1] Auch in Judäa hat Mader die Zahl der bekannten megalithischen Bauwerke bedeutend vergrößern können.[2]

1. Wir können nach unserem heutigen Wissen drei Dolmengebiete in Galiläa unterscheiden. Davon ist die ausgedehnte Dolmennekropole am Nordwestufer des Tiberiassees bei Ḫirbet Kerāzije und die andern damit verbundenen megalithischen Bauwerke oben schon eingehend beschrieben worden. Ihr am nächsten liegen die Dolmen in dem ungeheueren Trümmerfeld von Kalkfelsblöcken zwischen den Dörfern Mērōn und Ṣafṣāf, nordöstlich des Ǧermaḳ. Hier wurden bereits 1878 drei Exemplare von den englischen Offizieren entdeckt und beschrieben.[3] Mader fand in der Nähe noch 10 Dolmen,[4] so daß sich ihre Zahl auf 13 Exemplare erhöht. Sie sind, im Gegensatz zur Beschreibung der Engländer, teilweise von ungeheuerer Größe, aber manchmal so von Felsblöcken umgeben und halb im Boden versteckt oder durch Eichengestrüpp verdeckt, so daß sie schlecht sichtbar sind. Sie zeichnen sich aus durch gewaltige, überstehende Decksteine bei verhältnismäßig schwachen Seitensteinen, so daß der ganze Bau in den Boden gedrückt erscheint. Die Tieflegung mancher dieser Dolmen ist offenbar absichtlich erfolgt; denn das Niveau der Steinwüste kann sich seit ihrer Errichtung nicht erhöht haben. Mehrfach konnte Mader Reste von Steinkreisen konstatieren, welche die Dolmen umgeben.

Der bekannteste, wenn auch keineswegs interessanteste, von diesen Dolmen ist der von den Engländern beschriebene Ḥaǧar el-Muneiḳa', welcher seinem Namen nach („Stein mit der kleinen Schalenvertiefung") eine künstliche Schale tragen müßte.[5] Mader fand jedoch keine solche und stellte fest, daß der Dolmen den erwähnten Namen auch nicht führt. Man nennt ihn vielmehr Ḥ. Murrēḳa nach dem Namen des südlich anstoßenden Landstückes Murrēḳa; meistens heißt der Bau bei den Eingeborenen einfach Ḥaǧar eṣ-Ṣūwān wie das Felsterrain, auf welchem er steht. Es ist ein kleines, von N nach S gerichtetes Exemplar, bestehend aus zwei Seitenplatten und einem

[1] Beiträge zur Kenntnis des Karmels, ZDPV 31 (1908).
[2] Vgl. ZDPV 37 (1914), S. 29 ff.
[3] SWP Mem. I, S. 253 f. Vgl. die Abbildung des Ḥaǧar el-Muneiḳa' S. 253.
[4] ZDPV 37 (1914), S. 27 f.
[5] Vgl. ZDPV 37, S. 26 f. u. Taf. II, Abb. B. SWP Mem. I, S. 253.

plattenförmigen, den Bau besonders an den Schmalseiten erheblich überragenden Deckstein von 2,50 m Länge und 2,30 Breite (nach Mader), so daß ein Stück des Decksteines abgeschlagen werden konnte, ohne den Dolmen zu gefährden. Die östliche, 0,30—0,35 m dicke Seitenplatte mißt 2 m Länge und nur 0,70 m Höhe. Die nördliche Schmalseite des Dolmens ist offen und war wohl mit Steinen zugesetzt, während die südliche Verschlußplatte noch in der Nähe liegt. Der niedrige Dolmeninnenraum ist im Süden 0,80 m, im Norden nur noch 0,62 m breit, verjüngt sich also von S nach N. Ebenso konnte Mader eine Verengung von unten nach oben in der Breite konstatieren, welche unten 0,90 m und oben 0,70 m beträgt. Das bedeutet, daß das breitere Kopfende des Dolmens im Süden liegt. Man schob den Leichnam durch die offene nördliche Schmalseite hinein, so daß der Tote nach Norden blickte. Der plattenartige gleichmäßige Charakter der Steine, die doppelte Verjüngung des Innenraumes in der Längen- und Höhenausdehnung und die dadurch ausgedrückte Hervorhebung des Kopfendes des Dolmens sind sichere Kennzeichen, daß dieses Monument bereits in einer fortgeschrittenen Periode der Megalithkultur entstanden ist.

Einer der beiden anderen von der englischen Karte noch verzeichneten Dolmen, westlich am Wege von Mērōn nach Ṣafṣāf, liegt nach Mader auf der Spitze eines Steinhaufens und ist in infolgedessen weithin sichtbar. In der Nähe sieht man andere Steinhaufen, die vermutlich ebenfalls Dolmen getragen haben. Viel gewaltiger müssen manche der von Mader gefundenen Exemplare sein. Bei zweien bestanden die Langseiten aus je drei unbehauenen Blöcken und trugen Deckplatten von 4—6 m Länge. Hier bilden die gewaltigen vorstehenden Deckplatten, unter welchen das niedrige Dolmenhaus fast verschwindet, eine der hervorstechendsten Eigenschaften. Etwas ähnliches werden wir bei Bēt Jaḥūn beobachten. Die Verwendung von mehreren Seitensteinen bei sonst schmalem und regelmäßigem Dolmenhaus ist ebenfalls ein Anzeichen später Entstehung. Die Orientierung der Dolmen ist nach Mader nicht einheitlich. Neben N-S-Richtung und W-O-Richtung weist die Mehrzahl jedoch die Richtung von NW nach SO auf mit der Verengung des Innenraumes nach SO. Vorwiegend lagen also die Toten in dieser Nekropole mit dem Kopfe nach Westen im breiteren Ende des Dolmenraumes und blickten nach SO.

2. Das andere von Mader bekannt gemachte obergaliläische Dolmenfeld liegt in der Umgebung des Dorfes Bēt Jaḥūn, zwei Stunden westlich von der Wasserscheide zwischen Jordan und Mittelmeer.[1] Nördlich von Bēt Jaḥūn am Abhang des Wādi eṣ-Ṣūwān,

[1] L. c. S. 21 ff.

in einem „für Dolmen charakteristischen Felsblockgebiet", in „namenlos felsigem Gelände"[1], fand er im ganzen 21 Exemplare, von denen 7 verhältnismäßig gut erhalten sind. Südlich von Bēt Jaḥūn liegen weitere 3 Exemplare.

Die Dolmen der nördlichen Gruppe stecken, wie wir es bereits bei Mērōn kennen gelernt haben, teilweise tief im Boden, so daß hauptsächlich die gewaltige, überstehende Deckplatte auffällt.[2] Der Dolmeninnenraum ist daher auch hier verhältnismäßig eng. Eine der Schmalseiten ist meist durch eine Steinplatte geschlossen, die andere offen. Die 6 Exemplare westlich vom Tibnīnwege sind nach Mader sämtlich von SW nach NO orientiert und zeigen übereinstimmend eine Verjüngung des Innenraumes nach dem Fußende, meist nach NO. Häufig ist auch eine Verengung des Innenraumes im Sinne der Vertikalen von unten nach oben zu konstatieren. Die zum Bau benutzten Steine sind verhältnismäßig dünne, regelmäßige Platten, z. B. von 2 m Länge bei nur 0,20 m Dicke.

Ein gutes Bild von diesen Dolmen geben die ZDPV 37, Taf. I, Fig. A und B abgebildeten gut erhaltenen Exemplare. Der Dolmen Fig. A[3] ist noch vollständig erhalten. Die südwestliche Schmalseite, hier das Fußende, ist offen und war einst, wie die daliegenden Steine vermuten lassen, durch kleine Steine zugesetzt. Das Dolmenhaus steckt heute halb im Boden. Der Innenraum von 2,15 m Länge zeigt eine starke Verjüngung im Sinne der Längsachse, und zwar nach SW, und zugleich von unten nach oben. Die gewaltige 3,30 m lange, 2,65 m breite, etwas nach vorn geneigte und das Dolmenhaus weit überragende Deckplatte trägt nach Mader eine 1,20 m lange, 0,10—0,15 m breite und 0,10 m tiefe Rille, durch welche das Regenwasser an der Südecke vor dem Eingang des Dolmens ablaufen konnte. Noch gewaltiger ist das Exemplar Taf. I, Fig B, welches fast ganz im Boden steckt. Die große Deckplatte von 4,70 m Länge, 3,00 m Breite und nur 0,30—0,50 m Dicke bedeckt einen nur 3,30 m langen, 1,00 m breiten und 0,85 m hohen Innenraum, dessen ursprüngliche Gestalt nicht mehr erhalten ist. Die ganze Anlage ist wahrscheinlich durch Anschwemmung etwas verschüttet. Der gewaltige Deckstein wirkt bei der Kleinheit des Unterbaues fast erdrückend Während diese Dolmen von SW nach NO orientiert sind, zeigen die beiden Exemplare am Anfang der Ḫallet es-Sūḳ genau Nordsüd-Orientierung. Etwas weiter nördlich von der letzten Gruppe fand Mader 12 zum Teil zerfallene Dolmen, die teils von SW nach NO, teils fast genau nordsüdlich orientiert waren. Alle diese Dolmen sind von Steinkreisen

[1] L. c. S. 21.
[2] Vgl. l. c. Taf. I, Abb. B.
[3] Vgl. auch l. c. S. 22, Abb. 1.

umgeben; davon war einer von 7 m Durchmesser noch deutlich erhalten.[1] Ein weiteres Exemplar, eine Viertelstunde weiter nördlich, ist noch vollständig verschlossen und zeigt N-S-Orientierung.

Südlich von Bēt Jaḥūn konstatierte Mader in einem steil abfallenden Felsblockgebiet einen Dolmen. Ein weiteres Exemplar, welches schon von der englischen Karte, wenn auch an falscher Stelle, verzeichnet ist, sah er rechts vom Wege nach ʿAiṭa ez-Zuṭṭ am Rande der Ḫallet et-Tīne.[2] Es ist eine kleine, offenbar teilweise zerstörte Anlage aus 2,48 m langen dünnen Seitenplatten und einer 3,25 m langen, 3,00 m breiten und nur 0,30 m starken Deckplatte, welche einen Innenraum von 2,48 m Länge bedeckt. Dieser verengt sich von SW nach NO von 1,00 m auf 0,41 m. Auch dieser Deckstein trägt nach Mader eine 1,30 m lange, 2—3 cm breite und 1—1,5 cm tiefe Rinne, welche das Regenwasser von der Mitte der Platte an den Eingang des Dolmens leiten konnte. Östlich von diesem Exemplar stand ein gewaltiger Dolmen mit Orientierung und Verjüngung des Innenraumes von SW nach NO. Eine der Langseiten ist aus drei Steinblöcken gebaut. Auch hier ist die Deckplatte besonders monumental; sie ist 4,20 m lang, 3,00 m breit und 0,38—0,45 m dick. In einer 0,80 m langen und 0,15 m tiefen Rinne konnte das Regenwasser von der Oberfläche des Decksteines zur Dolmenöffnung ablaufen.

Zur Charakteristik der Dolmen bei Bēt Jaḥūn läßt sich folgendes sagen. Sie bilden keine geschlossene Nekropole, sondern sind über die weitere Umgebung zerstreut. Sie stehen in sehr felsigem Terrain, mit Vorliebe am Rande oder am Abhange eines Tales, ohne Unterbau oder Terrasse zu ebener Erde, ja scheinen manchmal in die Erde versenkt. Die Anlagen sind verhältnismäßig niedrig; auch die freistehenden erheben sich nur wenig mehr als einen Meter über den Boden. Das Dolmenhaus steht oft in einem gewissen Mißverhältnis zu den gewaltig entwickelten Deckplatten. Es ist schmal, aber manchmal sehr lang, so daß in einigen Fällen die Seitenwände aus mehr als einer Steinplatte — bis zu dreien — gebaut sind. Die zum Bau benutzten Platten sind verhältnismäßig dünn, gleichmäßig und offenbar für ihren Zweck roh zugeschlagen. Die Längsachse der Dolmen ist vorwiegend von SW nach NO gerichtet, ebenso die Verengung des Innenraumes, so daß die Toten nach NO blickten. Jedoch kommt auch das Umgekehrte vor. Daneben tritt die N-S-Richtung auf, teilweise mit geringer Abweichung nach Ost und West, und die W-O-Richtung mit der Verengung nach Osten. Eine größere Zahl von Dolmen war von Steinkreisen umgeben. Dreimal ließen sich Rinnen

[1] L. c. S. 24.

[2] Vgl. ZDPV 37, S. 25; Taf. II A.

von der Mitte der Oberfläche des Decksteins nach dem Rande in der Nähe der Dolmenöffnung feststellen, welche Mader als Ablaufsrinnen für das Regenwasser auffaßt. Ein Deckstein trug auf der Oberseite eine große birnenförmige Schale von 0,40 m Länge, 0,28 m Breite und 0,17 m Tiefe, bei welcher eine natürliche Entstehung nicht ausgeschlossen ist.[1]

3. Außer diesen drei zusammenhängenden Nekropolen von Ḫirbet Kerāzije und Umgebung mit Einschluß des Ḥağar ed-Damm, von Mērōn und Bēt Jaḥūn sind in Galiläa und an der benachbarten phönizischen Küste noch einige Einzelmonumente megalithischer Art zu nennen.

Wie Mader von einem Hirten hörte, soll sich in Obergaliläa bei Kefr Bir'im ein Dolmenfeld befinden, welches er aber nicht aufgesucht hat.[2] Nach Mader gibt es in Obergaliläa zwischen Beni Ḥaijān und eṭ-Ṭaijibe einen gut erhaltenen Dolmen, welchen er ebenfalls nicht gesehen hat.[3] Zwischen Merkebe und Rubb Telāṭīn in derselben Gegend verzeichnet die englische Karte einen weiteren Dolmen. Es ist Aussicht vorhanden, daß sich dort im äußersten Nordosten Obergaliläas noch eine größere Dolmennekropole befindet. C. R. Conder erwähnt noch einen Dolmen bei 'Almā. Ich habe ihn auf der Durchreise dort nicht finden können.[4] Ein von H. Spoer am Westabhang des Tabor gesehener dolmenartiger Bau von 1,25 m Höhe scheint nicht mehr vorhanden zu sein.[5] Der öfters erwähnte[6] Ḥağar el-Ḥibla in der Ruine Ḫ. eš-Šem'a bei Mērōn ist kein Menhir, sondern eine natürliche Felsbildung.[7]

Das bei Dēr Ṛazāle nordöstlich von Ǧenīn am Südabhang des Gilboagebirges von Conder 1872 entdeckte und als Dolmen oder Kultusstätte bezeichnete Monument ist nach seiner Abbildung und Beschreibung ein Trilithon mit anschließender Steinumhegung, in welcher sich ein einzelner, aufrechtstehender Stein von etwa 1,00 m Höhe befand.[8] Es handelt sich allem Anschein nach um ein altes Grabheiligtum mit umgebendem Steinkreis und kleiner Eingangstür aus drei Steinplatten, wie sie in Palästina häufig sind. Heute ist die Anlage nicht mehr aufzufinden.[9]

---

[1] Vgl. ZDPV 37, S. 22.

[2] L. c. S. 28.

[3] L. c. S. 24.

[4] Heth and Moab[3] S. 197, 247 f.

[5] Vgl. ZATW 1908, S. 272. Mader, ZDPV 37 (1914), S. 28.

[6] Vgl. Vincent, Canaan, S. 415, Anm. 2.

[7] Vgl. Dalman, ZDPV 29 (1906), S. 198.

[8] Vgl. Conder, Heth and Moab[2] S. 250. SWP Mem. II, S. 115 f. mit 3 Abbildungen. QSt. 1885, S. 11 Abbildung.

[9] Vgl. Mader, ZDPV 37, S. 28 Anm. 2.

Südlich von ʿAdlūn entdeckte Finn einen nur noch teilweise erhaltenen viereckigen Bau von ursprünglich 16 roh behauenen Orthostaten, von denen noch 10 aufrecht standen. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Grabumhegung. Der Volksglaube sieht in den Steinen gottlose Menschen, die von einem vorübergehenden Propheten bei der Erntearbeit verflucht und in Steine verwandelt wurden.[1] Im Jahre 1880 fand V. Guérin auf den Vorbergen des Libanon östlich von ʿAdlūn einen viereckigen, roh behauenen Menhir von 5,40 m Höhe und 0,85 m Breite an der Basis, welcher den Namen ʿAmūd Šelbaʿan trägt.[2]

Von den galiläischen megalithischen Monumenten läßt sich folgendes sagen. Es handelt sich hier fast ausschließlich um Dolmen, wenn wir vom Westufer des Gennesaretsees absehen. Sie kommen nur in der östlichen Hälfte des obergaliläischen Plateaus und an dessen Südostabhange vor, sowohl östlich wie westlich der Wasserscheide. Sie liegen immer in außerordentlich felsigem Terrain, auf den Hochebenen oder an den Abhängen der flachen Täler und sanften Hügel des Oberlandes. Die Dolmen bei Mērōn und Bēt Jaḥūn liegen in Kalksteingebieten und zeichnen sich nicht durch weite Fernsicht aus, erscheinen vielmehr teilweise im Boden vergraben. Quellen oder fließendes Wasser war nicht in der Nähe. Die einzelnen Monumente dieser Nekropolen haben im allgemeinen einen gleichartigen Charakter. Sie sind aus ziemlich gleichmäßigen Kalksteinplatten erbaut, nähern sich bereits manchmal der Steinkistenform und zeigen teilweise eine Vorliebe für einen möglichst langen, aber schmalen und niedrigen Innenraum. Der plattenartige Deckstein überragt durch seine Längen- und Breitenausdehnung oft weit das Dolmenhaus, welches unter seiner Wucht manchmal erdrückt zu werden scheint. Künstliche Schalenvertiefungen waren auf den Decksteinen oder auf Felsplatten in der Nähe der Dolmen nicht zu bemerken, dagegen einigemal von Mittelpunkt des Decksteines zum Rande führende Rinnen. Ein feste Orientierung liegt nicht vor, wenn auch deutlich in der Mehrzahl der Fälle die Westostrichtung (bezw. NW-SO; SW-NO) vorgezogen wird. In den meisten Fällen läßt sich eine Verengung des Innenraumes nach Osten (NO, SO) konstatieren. Dadurch wird das Fußende bezeichnet. Der Tote blickt also der aufgehenden Sonne entgegen. Jedoch kommen auch andere Lagen nach N, S oder W vor. Ein Teil der Dolmen beider Nekropolen ist von einem Kreise aus aneinandergereihten Steinen umgeben. Menhire, große, künstlich aufgeschichtete Steinhaufen oder sonstige megalithische Reste wurden bei diesen Nekropolen nicht beobachtet.

[1] Vgl. Conder, Heth and Moab[2] S. 246 f.

[2] Vgl. V. Guérin, Galilée II, S. 530. Vincent, Canaan, S. 411 Anm. 1.

Etwas anderer Art ist das Dolmenfeld bei Ḫirbet Kerāzije. Es liegt in Basaltterrain mit weitem Fernblick zum Jordantal, Tiberiassee und dem Ǧōlān. Demgemäß sind die Dolmen aus Basaltblöcken gebaut. Sie haben ein weniger kunstvolles, urwüchsiges Aussehen, was wohl aber teilweise davon kommt, daß der Basalt hier nicht leicht in großen dünnen Platten bricht, so daß Steinblöcke zum Bau verwendet wurden und sich bei größerer Länge des Dolmens die Notwendigkeit ergab, beim Bau der Seitenwände mehrere Steine aneinander zu reihen. Typologisch gehören diese in Steinhaufen steckenden und aus mehreren Steinreihen übereinander gebauten Dolmen und Ganggräber sicher einer fortgeschritteneren Periode an als die oberländischen Dolmen. Doch finden wir auch bei diesen in einigen Fällen mehrere Steine in den Langseiten. Bei Kerāzije ist das starre orthostatische Prinzip bereits aufgegeben. Doch gibt es neben den großen Anlagen dort auch einfache Dolmen aus drei oder vier Steinen mit einem Deckstein darüber und noch kleine, primitivere Gräber, welche noch die ältere Stufe repräsentieren. Unter diesen Umständen wird man mit allem Vorbehalt sagen können, daß die Nekropole von Ḫirbet Kerāzije in eine jüngere Zeit hinabreicht als die obergaliläischen Dolmen. Sie war viel länger in Benutzung als diese und zeigt daher auch eine größere Entwicklung. Ihre Anfänge dagegen mögen ebenso alt und älter sein als die der oberländischen Nekropolen.

Die obergaliläischen Dolmen liegen ausschließlich in der östlichen Hälfte des Plateaus oder am Ostabhange desselben, in Weidegebieten oder an der Grenze von solchen. Das Land zwischen Ṣafed, dem Tiberiassee und Ḥūlesee ist heute noch von kleinen Beduinenstämmen besetzte Steppe und mit geringen Ausnahmen frei von dauernden Ansiedlungen. Einen ähnlichen Charakter hat die Gegend des Ǧebel Ǧermaḳ, namentlich die westlich und südwestlich davon ausgehenden bewaldeten Bergzüge; am Ostrande, zwischen Mērōn und Ṣafṣāf, liegen die oben besprochenen Dolmen. Nur die Nekropole von Bēt Jaḥūn steht, wie es scheint, auf altbesiedeltem Gebiet.

4. In Samaria ist kein einziges megalithisches Monument bekannt geworden. Der von Schumacher beschriebene Monolith im W. Belʿame geht kaum in die megalithische Zeit zurück. Es ist ein 1,80—1,90 m hoher Steinblock, dessen breite, obere Fläche 2,40 m Durchmesser hat und zwei ovale Schalen von je 0,23 m und 0,12 m Breite und 0,11 m Tiefe trägt. In der Nordseite des Blockes befindet sich eine nischenartige Eintiefung von 1,30 m Höhe, 1,15 m Breite und 0,50 m Tiefe. Der Stein führt heute den Namen Ḥaǧar el-Aṭraš. Schumacher hält ihn ohne ausreichenden Grund für einen Altar und

meint, daß in der Nische, deren künstliche Entstehung nicht zweifellos ist, ein Idol gestanden hätte.[1]

5. Dagegen war der Rücken des Karmelgebirges, wie Graf v. Mülinen nachgewiesen hat,[2] ein Gebiet megalithischer Kultur, wenn auch hier eigentliche Dolmen nicht vorkommen. An vielen Stellen auf der Höhe des Karmels fand er eine dem Kammweg vielfach parallele, meist in gerader Richtung verlaufende prähistorische Straße.[3] Die beiden Seiten derselben sind teils durch orthostatische Kalksteinblöcke, teils durch Mauern oder einfache Steinwälle markiert.[4] An Stellen, wo diese Straße am besten erhalten ist, fand v. Mülinen zu beiden Seiten Mauern von 1,25—1,50 m Dicke und mehr als 1,50 m Höhe. Dieselben waren durch zwei Reihen von Orthostaten mit einer Zwischenfüllung von kleineren Steinen gebildet. Manchmal scheinen die Steine etwas bearbeitet zu sein. Die Breite der geebneten und ungepflasterten Straße wechselte zwischen 5 und 8 m, betrug aber meist 6—7 m. Ein Hauptzweig derselben zieht sich am Oberlauf des W. Rušmia vorüber auf den Rās el-Madābis zu, bis auf dessen Höhe jenseits der Anfänge des Wādi ʿAmr, dort gabelt sie sich rechtwinklig; der Hauptzweig folgt dem Kamme des Gebirges. Im Anschluß an Stellen wie Num. 20, 17; 21, 22, wo von der „Königsstraße" die Rede ist, welche Edom von Süden nach Norden durchzieht, will v. Mülinen diese Straßenanlage den Kanaanäern oder ihren Vorgängern zuschreiben, am ehesten einem vorsemitischen Volke.[5] Mit dieser Straße sind natürlich die von mir beobachteten Straßenzüge bei Ḳurūn Ḥaṭṭīn und Ḫirbet Kerāzije zu vergleichen.

Diese Mauerstraße steht nun in enger Beziehung zu den megalithischen Anlagen bei Aʿraḳ ez-Zīṛān, durch welche sie hindurchführt.[6] Dort befindet sich einer Felswand mit viereckiger Nische gegenüber ein teilweise noch erhaltener Steinkreis von fast 60 m Durchmesser und etwa 2 Fuß Höhe. Er besteht nach v. Mülinen aus zwei Reihen großer, orthostatischer Steine bis zu 1,50 m Breite und 0,75 m Dicke. Mitten durch den Kreis führt eine Straße von platten Steinen.[7] Auch sonst befinden sich in der Nähe Spuren orthostatischer Bauwerke.[8]

Aus prähistorischer Zeit stammt nach v. Mülinen ferner eine kleine dolmenartige orthostatische Steineinhegung aus langen,

[1] Vgl. QSt. 1910, S. 111 f. u. Fig. 2 u. 3 daselbst.
[2] Beiträge zur Kenntnis des Karmels: ZDPV 31 (1908), S. 5 ff.
[3] Vgl. bes. l. c. S. 25 ff., 49, 58, 85, 166.
[4] Vgl. l. c. S. 26 Abb. 10 u. 11; S. 29, Abb. 12.
[5] L. c. S. 47.
[6] Vgl. l. c. S. 35 ff.; S. 38 Abb. 18.
[7] Vgl. l. c. S. 40, Abb. 19.
[8] L. c. S. 44.

behauenen Steinplatten zwischen den beiden Tälchen Ḫallet es-Serǧ im Gebiet des Karmelklosters, welche von zwei Steinkreisen aus Kalksteinblöcken umgeben war.[1] Da die Einhegung etwa 1,10 m : 2,00 m mißt, wird man das Ganze als ein spätes dolmenähnliches Grabmal ansehen können. In der Nähe fand v. Mülinen Spuren verschiedener runder und viereckiger Türme aus großen Kalksteinblöcken, orthostatische Mauerzüge, von dicken Mauern umwallte Rechtecke und wieder die prähistorische Mauerstraße. Derselbe Platz ist uns bereits als Fundort von neolithischen Feuersteinartefakten bekannt.[2] Mülinen hält diese Anlagen für die Reste einer Siedlung vorgeschichtlicher Stämme, welche den Mauerweg gebaut und die Steinkreise von Aʿraḳ ez-Zīṛān angelegt haben. Die runden bezw. viereckigen megalithischen Türme, welche v. Mülinen S. 48 f. eingehend beschreibt — es sind drei an der Zahl —, sind natürlich mit den ähnlichen bei es-Seǧerāt el-Mubārakāt zu vergleichen. Zwei der besser erhaltenen dicken Türme, ein runder und ein viereckiger, besaßen gewölbte Innenräume ovalen Grundrisses. Ob diese Räume durch Vorkragung der Steinschichten überwölbt waren, wie vermutet werden muß, darüber teilt v. Mülinen leider nichts mit. Die 2—3 m dicken Wände und die Bauart — orthostatische Blöcke mit eingeschobenen kleinen Steinen — scheinen dafür zu sprechen. Mülinen erklärt diese Türme und die erwähnte kleine dolmenartige Steineinhegung als Gräber von Häuptlingen.[3]

Eine andere Nekropole „aus der Steinzeit" entdeckte v. Mülinen an einem Ḳarnīfet el-Wāsiṭ genannten Felsabsturz oberhalb von eṭ-Ṭīre auf dem Karmel.[4] Dort ist eine Grabhöhle mit seitlichem Eingang, deren Decke durch drei künstliche Einschnitte durchlöchert ist.[5] In der Nähe befinden sich auf Felsplatten mehrere der typischen Schalenvertiefungen. Ob die Höhle eine Troglodytenwohnung oder ein Grab war, läßt sich aus diesem Bestande noch nicht erkennen. Unmittelbar daneben liegen Bestattungen in Felsspalten und Löchern, die man als Felsritzengräber bezeichnen kann. Man hat die Leiche einfach in einem natürlichen Felsspalt geborgen und eine Steinplatte darüber gelegt.[6] Manchmal trägt dieser Deckstein eine künstliche Schalenvertiefung. Die Deckplatten sind durchnittlich nur 0,60—1,30 m lang, 0,40—0,50 m breit und 0,07—0,10 m dick.

[1] L. c. S. 47 f. u. Abb. 24.
[2] Vgl. oben S. 132.
[3] L. c. S. 50.
[4] L. c. S. 70 f.
[5] L. c. S. 71, Abb. 34.
[6] Vgl. l. c. S. 75, Abb. 35.

In der Schlucht Ḥallet el-Aswadīje gegenüber von Tell el-Ḳassīs, am Nordabhang des Karmel, erwähnt v. Mülinen einige künstliche Schalen auf horizontalen Felsplatten;[1] ebenso auf einer Anhöhe in der Nähe. Etwas abwärts liegt die große Höhle Muṛāret Umm Aḥmed, welche Hirten mit ihren Herden im Winter als Obdach dient. Unterhalb dieser Höhle fand v. Mülinen fünf „Steinzeitgräber", die von Westen nach Osten gerichtet sind mit etwas höher stehendem Westende.[2] Auf zwei aus großen orthostatischen Kalksteinblöcken gebildeten Langseiten liegt, genau in der Art der Dolmen, eine große überstehende, roh geglättete Steinplatte. Beim größten dieser Gräber mißt der Deckstein 1,70 m Länge bei 0,60 m Breite und 0,10 m Dicke, während die übrigen Exemplare nur Deckplatten von durchschnittlich 1,00 m Länge und 0,50—0,60 m Breite haben. Mülinen hat schon darauf hingewiesen, daß diese Anlagen, wenn man sie auch wegen ihrer Kleinheit nicht als megalithisch bezeichnen kann, kleine Dolmengräber sind. Speziell das Aufliegen einer Seite der Deckplatte auf dem Erdboden ist bei kleinen Dolmen der Belḳā sehr häufig zu beobachten (Halbdolmen). Mit Recht schreibt v. Mülinen diese Gräber einer späteren Bevölkerung zu, als die Dolmenerbauer sind. Am Abhange eines Plateaus in der Nähe liegen noch mehrere dieser dolmenartigen Gräber von etwa 1 m Länge. Ihr Erhaltungszustand ist jedoch weniger gut.

Megalithischen Charakter hat allem Anschein nach auch die sogenannte Kanzelfestung, Ḳal'at el-Menābir, südöstlich von ʿUsufia am Nordabhang des Karmel.[3] Es ist ein halbrunder, schroffer Fels, dessen Oberfläche einen Dreiviertelkreis bildet und nur durch eine schmale Felszunge im Westen mit dem Bergrücken verbunden ist. Dieser Felsen ist durch zyklopische Mauern aus gewaltigen Kalksteinblöcken an seiner Westseite zu einer fast kreisrunden Befestigung von 25 m Durchmesser ausgebaut, ähnlich wie die Türme an der Westseite von Ḳurūn Ḥaṭṭīn. Die Mauer ist noch 2,25—3,00 m und darüber hoch. Mülinen hält die Anlage für eine prähistorische Festung. Sie erinnert in der Tat sehr an die viel größere Burg von Ḳurūn Ḥaṭṭīn sowohl durch die Bauart wie die Anlehnung an eine natürliche Felshöhe. Sie liegt in beherrschender Lage über der Enge zwischen der Küstenebene von ʿAkkā und der Esdrelonebene. Mülinen erzählt, wie noch 1831, als die Armee Ibrāhīm Paschas durch die Ebene zog, die Drusen des Karmels die Ḳal'at el-Menābir besetzten, um den Ägyptern von hier aus Schwierigkeiten zu machen, freilich ohne Erfolg, da einige Kanonenschüsse sie schnell von der Höhe vertrieben.

[1] L. c. S. 111. [2] L. c. S. 113 f. u. Abb. 49.
[3] Vgl. l. c. S. 108 ff. u. Abb. 45 u. 46 daselbst.

Die Ähnlichkeit zwischen den eben beschriebenen megalithischen Anlagen auf dem Karmel und denjenigen am Westufer des Gennesaretsees läßt sich nicht verkennen. Die geschützte Lage der Karmelsiedlungen und Burgen auf der Höhe des Gebirges, hoch über dem Meer und der nördlichen Ebene, ist vergleichbar mit der Hochebene von Ḥaṭṭīn und den unwegsamen Steinwüsten über dem Gennesaretsee und seinen Uferebenen. In beiden Gebieten haben wir dieselben neolithischen Feuersteinfunde, dieselben Straßen mit Randmauern, Steinkreise, megalithischen Türme, Mauerzüge und Befestigungen mit Einbeziehung von Felswänden. Eine Dolmennekropole ist allerdings auf dem Karmel nicht vorhanden, aber wenigstens dolmenähnliche Gräber kleiner Ausmessungen, welche durchaus auf den Dolmentypus zurückgehen, Felsritzengräber, welche mit Steinplatten bedeckt sind, und eine von zwei Steinkreisen umgebene, megalithische, leider zerstörte Grabanlage. Man mag hier Bestattungen in den zahlreichen Höhlen vorgezogen haben. Aus diesem Befunde können wir mit Sicherheit schließen, daß die Karmelhöhe ein Gebiet prähistorischer megalithischer Kultur gewesen ist. Die natürliche Sicherheit der Ansiedlungen war durch die Anlage von Wachttürmen und Befestigungen an strategisch wichtigen und aussichtsreichen Punkten erhöht, wie die Burg Ḳal'at el-Menābir als gutes Beispiel zeigt. Dasselbe prähistorische Befestigungssystem haben wir bereits auf den Hochebenen Sardiniens und bei ʿAmmān kennen gelernt. Da auf dem Karmel nur noch Miniaturdolmen und dolmenähnliche Anlagen vorkommen und die erwähnten Bauten schon einen fortgeschrittenen Charakter zeigen, müssen wir die dortigen Megalithanlagen einer verhältnismäßig späten Zeit zuweisen. Sie sind jedenfalls jünger als die Dolmennekropole bei Ḫ. Kerāzije und mögen mit der jüngeren Periode der Megalithkultur am Gennesaretsee, den Anlagen von es-Seğerāt el-Mubārakāt und Ḳurūn Ḥaṭṭīn, gleichzeitig sein. In einer Zeit, als die leicht von Osten zugängliche Jesreelebene, wie bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, ein freier Tummelplatz der Nomaden war, hatte eine ansässige Bevölkerung auf der sicheren Karmelhöhe ihre Schlupfwinkel.

6. Judäa galt bis in die jüngste Zeit, wie erwähnt, als dolmenfrei, trotzdem Tyrwhitt-Drake bereits 1872 einen Dolmen bei Bēt Nūbā und 1874 die Reste eines solchen bei Ḫirbet el-Murassas angezeigt hatte.[1] Einen andern Dolmen meldete L. Oliphant im Jahre 1885.[2] Durch die neueren systematischen Forschungen, namentlich Maders, ist die Zahl der megalithischen Denkmäler in Judäa

[1] Vgl. QSt. 1872, S. 46 f.; 1874, S. 187.

[2] Vgl. QSt. 1885, S. 181.

mit Einschluß der Küstenebene bedeutend vermehrt worden. Sie weisen aber nicht mehr den eigentlichen monumentalen, megalithischen Typus auf; es sind keine großen Dolmen orthostatischer Bauart mehr, sondern zum größten Teil jüngere, gemauerte dolmenähnliche Gräber.

Judäa zerfällt siedlungsgeographisch in zwei Teile, den mehr oder minder fruchtbaren, reich besiedelten und regenreichen Gebirgskamm mit der sanften westlichen Gebirgsabdachung und den steilen, regenarmen, wüsten und daher siedlungsleeren östlichen Gebirgsabhang, der in wilden Schluchten von einer durchschnittlichen Höhe von 800 m sich bis zum Toten Meere auf — 400 m senkt.[1] Diese östliche Hälfte, die Wüste Juda, begleitet als siedlungsfeindlicher Steppengürtel von Norden nach Süden bis in die Gegend von Hebron das Kulturland und wendet sich, etwas südlich von Hebron, nach Süden und Südwesten um. Ein Blick auf die neueste Palästinakarte von Fischer und Guthe zeigt, wie die heutige Grenze des seßhaften Wohnens wenig östlich vom Kamme des Gebirges sich entlang zieht und etwas südlich von Hebron die Richtung auf Gaza nimmt. Alles, was östlich und südlich von dieser Linie sich befindet, ist Beduinengebiet. Die Wüste Juda ist nicht gleich unfruchtbar. Vielmehr weist der oberste Teil des Gebirgsabhanges, wo noch reichlich Regen fällt und die beginnenden Täler noch nicht so tiefe Schluchten bilden, heute eine Reihe von Randsiedlungen auf, die östlichsten, gegen die Wüste vorgeschobenen Dörfer, deren Bewohner teils Ackerbau mit starker Viehzucht treiben, teils als Halbnomaden leben, wie die Leute von Beni Naʿīm, bei welchen die Viehzucht überwiegt.

Wie die sehr zahlreichen Ruinenorte beweisen, waren in günstigen Zeiten der Vergangenheit die festen Ansiedlungen auf dem Ost- und Südabhange des Gebirges viel weiter in die Steppe vorgeschoben. Zur römischen und byzantinischen Zeit namentlich hat man durch künstliche Bewässerungsanlagen, vor allem Zisternen, auch in Gebieten dauernde Siedlungen zu unterhalten gewußt, die heute wieder völlig verlassen sind. Auch in altisraelitischer Zeit war die Grenze fester Siedlungen weiter nach Osten und Süden vorgeschoben als heute. Die äußersten Randsiedlungen am Westrande der Wüste sind heute die folgenden:[2] eṭ-Ṭaijibe, Dēr Diwān, Muḫmās, Ǧebaʿ, Ḥezme, ʿAnāta, el-ʿEsawīje, el-ʿAzārīje, Abu Dīs, Sūr Bāhir, Bēt Sāḥūr, Bēt Feǧǧār, eš-Šijūḫ, Beni Naʿīm, Jaṭṭā und das weit nach Süden vorgeschobene es-Semūʿa. Die Bewohner dieser Randsiedlungen trieben also, wie

[1] Vgl. V. Schwöbel, Die geographischen Verhältnisse des Menschen in der Wüste Juda: PJB 1907, S. 76—132. G. A. Smith, Historical Geography[16], S. 313 ff.

[2] Vgl. Schwöbel, l. c. S. 126.

wir auch aus dem Alten Testamente wissen, solange eine feste Regierungsgewalt herrschte und die Nomaden im Zaume gehalten werden konnten, Viehzucht in der Steppe, manchmal in großem Maßstabe. Heute ist das nicht mehr in dem Maße der Fall, weil kleine Nomadenstämme oder ins Halbnomadentum zurückgefallene Fellachen, wie die Taʿāmire, einst Bewohner des Dorfes Bēt Taʿamir, die Weideflächen besitzen. Die zu jeder Randsiedelung gehörigen Weidegebiete benannte man in atl. Zeit mit dem Namen des betreffenden Ortes. So hören wir vom Midbār (מִדְבָּר Steppe) Bēt Awen, im Südosten von Bethel (heute Bētīn), Jos. 18, 12; vom Midbār Teḳōaʿ, der Umgebung von Ḫirbet Teḳūʿ, südlich von Bethlehem, 2 Chr. 20, 20; von Midbār ʿEngedi, der Steppe westlich von der bekannten Oase am Toten Meere, 1 Sam. 24, 2, wo David auf seiner Flucht vor Saul sich verbarg; vom Midbār Zīf in der Nachbarschaft des heutigen Tell Zīf, südlich von Hebron, 1 Sam. 23, 15; 26, 2, wo sich David ebenfalls während seiner Flucht aufhielt; vom Midbār Maʿōn, in der Umgebung des heutigen Tell Maʿīn, dem Heimatsort des reichen Schafzüchters Nabal, 1 Sam. 25, 1 f., ebenfalls eine Zufluchtsstätte des flüchtigen David, 1 Sam. 23, 24 f.; endlich vom Midbār Jerū'ēl, 2 Chr. 20, 16, dessen Lage uns unbekannt ist.[1]

Von diesen Randsiedlungen wurde also die Steppe durch Viehzucht wirtschaftlich ausgenutzt. Zu gleicher Zeit trieb man auch Ackerbau. Im Frühling, wenn sich auch die Wüste mit einem spärlichen Pflanzenkleide schmückt, weideten die Herden tief in der Steppe; im Hochsommer zogen sie sich an den Rand der Wüste zurück, wo die hochgelegenen Weiden den Sommer überdauerten. Ursprünglich gingen die Besitzer selbst während der Hälfte des Jahres in Zelten hinaus in die Steppe, wie es noch heute die Leute von Beni Naʿīm tun. Später entwickelte sich das Unternehmertum. Der Herdenbesitzer beaufsichtigte nur seine Hirten von einem festen Wohnsitze aus. Ein solcher Herdenbesitzer ist Nabal nach 1 Sam. 25, 2 ff., welcher in Maʿōn (heute Tell Maʿīn) wohnte und dem Stamme Kaleb angehörte. Er besaß 3000 Schafe und Ziegen. Da er bei dem Feste der Schafschur, welches er mit seinen Hirten in Karmel (heute el-Kurmul) feierte, David und seiner Schar, welche ihn gegen die Raubzüge der Beduinen geschützt hatten, den gebührenden Anteil nicht zukommen ließ, geriet er in Konflikt mit David und verlor sein Leben. David, der in seiner Jugend auch Schafhirt war, vgl. 1 Sam. 16, 11; 17, 28 ff., heiratete seine Witwe und wurde sein Erbe als Herdenbesitzer. Schafzüchter war auch der Prophet Amos aus Teḳōaʿ, Amos 7, 14 f., heute Ḫirbet Teḳūʿ.[2] 2 Chr. 26, 10 hören wir,

[1] Vgl. Schwöbel, l. c. S. 92.

[2] Vgl. G. Hölscher, Die Profeten, Leipzig 1914, S. 189 f.

daß König Ussia zur Unterstützung der von ihm getriebenen Viehzucht in großem Maßstabe in der Steppe Wachttürme bauen und Zisternen anlegen ließ.

Die zahlreichen Höhlen des Landes (vgl. die Geburtsgrotte in Bethlehem) boten einen willkommenen Winterunterschlupf für die Herden. In diesem Gebiet zelteten auch die Keniter und Rechabiter, welche in Israel am längsten das nomadische Ideal hochhielten. Es ist bekannt, wie wichtig es für die Geschichte der israelitischen Religion wurde, daß Juda und Jerusalem in so enger Verbindung mit der Steppe blieben, während Israel viel mehr der Gefahr der Kanaanisierung ausgesetzt war.

So ist also der Westrand der Wüste Juda das Kampffeld zwischen seßhafter Kultur und dem Nomadentum, ein Übergangsgebiet, welches von Natur aus dem Halbnomaden gehört, die sich mit ihren Herden im Sommer an den Rand der Wüste zurückziehen, wo sie einen Teil des Jahres in feststehenden Zeltdörfern leben und auch Ackerbau treiben. Ist die Staatsgewalt des Kulturlandes stark, so wird dieses Übergangsgebiet fest besiedelt und die Nomaden daraus vertrieben, wenn sie sich nicht beizeiten ansiedeln. Sinkt die Staatsgewalt wieder in Ohnmacht zurück, so gehen auch die vorgeschobenen Siedlungen ein, das Nomadentum tritt wieder in seine Rechte.

Es ist nun gerade dieses Grenzgebiet der Wüste Juda, welches, von eṭ-Ṭaijibe und Bētīn im Norden angefangen bis südlich von Hebron, eine größere Zahl megalithischer Denkmäler enthält. Da sich hier die Lebensbedingungen für den Menschen nicht ändern konnten, geht daraus die Tatsache hervor, daß die Erbauer dieser Denkmäler am Rande der Wüste hauptsächlich Viehzüchter, Halbnomaden oder Halbfellachen, gewesen sein müssen. Jedenfalls hängt die megalithische Kultur, wie wir auch in Galiläa gesehen haben, ursprünglich eng mit der Viehzucht, mit der Steppe, zusammen. Dieselben Randsiedlungen sind uns ferner bereits bekannt durch die reichen Funde neolithischer Feuersteinartefakte, die hier und am Ostrande des Gebirgskammes gemacht worden sind. Von ʿAin Jebrūd angefangen ziehen sich die neolithischen Fundstätten über Bētīn, el-Bīre und den Ölberg nach Sūr Bāhir und die Gegend östlich und südlich von Bethlehem bis hinab nach Jaṭṭā, südlich von Hebron.[1]

Ihrer Lage nach können wir die megalithischen Monumente am Westrande der Wüste Juda in drei große Gruppen zusammenfassen. Davon ist die wichtigste die nördliche, welche die Grabbauten an der Grenze von Benjamin und Ephraim, bei Bētīn und

[1] Vgl. oben S. 133 ff. und QSt. 1913, S. 184 ff.

Ḥezme, enthält. Dann kommt das Gebiet östlich und südlich von Jerusalem und zum Schluß die südpalästinische Gruppe südlich von Hebron.

7. Die Gegend von Bēthēl, heute Bētīn,[1] an der alten Nordsüdstraße, welche damals nicht auf dem Gebirgskamm, sondern — wenigstens ein Zweig derselben — am östlichen Abhange des Gebirges, von Jerusalem über ʿAnātōth, Gebaʿ, Miḫmās und Bēthēl lief,[2] hat in der Geschichte Israels eine sehr wichtige Rolle gespielt. Hier, östlich von Bethel, an der Grenze des Weidegebietes, lag das uralte Heiligtum des Stammes Ephraim, welches schon in der Väterzeit bekannt und verehrt war. Als Abraham von Ḫārān auszog, hielt er sich vorübergehend bei Sichem auf, zog dann auf das Gebirge östlich von Bethel und schlug sein Zelt zwischen Bethel und ʿAi auf. Daselbst, also an der Stelle des altberühmten Heiligtums, baute er Jahwe einen Altar und rief seinen Namen an, Gen. 12, 8. Jakob stellte dort einen Stein als Maṣṣebe auf und goß Öl darauf, Gen. 28, 18; 35, 14 (nach der Rückkehr).[3] Als Jerobeam die alten Landesheiligtümer in Opposition gegen Jerusalem wieder zu Ehren bringen wollte, wurde Bethel Reichstempel und einer der beiden religiösen Mittelpunkte des Nordreiches, 1 Kg. 12, 28 f.; Am. 7, 13.[4] In Bethel starb Deborah, die alte Amme Rebekkas, und wurde unterhalb des Ortes unter der Klageeiche begraben, Gen. 35, 8. Südlich von Bethel, kurz vor Ephrat, starb Rachel. Jakob begrub sie an der Straße und errichtete auf ihrem Grabe eine Maṣṣebe, die später in Israel wohl bekannt war, Gen. 35, 19 f. Nach 1 Sam. 10, 2 lag das so ausgezeichnete Grab der Rachel an der Grenze Benjamins; nach Jer. 31, 15 bei Rāmā, dem heutigen er-Rām, nördlich von Jerusalem. Bei Bethel erreichte der Stamm Joseph, von Jericho vordringend, das erstemal den Kamm des Gebirges und setzte sich hier, wo die wichtige Querstraße Ajjālōn-Bēth-Ḥorōn-Bēthēl-Miḫmās-Jericho-Ostjordanland die Nordsüdstraße auf dem Gebirgskamm schneidet, endgültig fest. Durch diese in der ältesten israelitischen Zeit sehr wichtige Straße nach dem Osten blieb Ephraim in enger Verbindung mit dem Ostjordanlande.

Das Grenzgebiet zwischen Ephraim und Benjamin ist ein ödes, von Felsflächen und unendlich steinigen Höhen durchsetztes wasserarmes Hochland. Den Ostabhang des Gebirges durchschneiden tiefe rauhe Täler, die breite Rücken des Tafellandes zwischen sich stehen

[1] Über die Ruinen von Bētīn vgl. Robinson, Palästina II, S. 340 f.

[2] Vgl. Macalister, QSt. 1912, S. 81.

[3] Vgl. R. Kittel, Studien zur hebr. Archäologie, S. 116 f.

[4] Über die Lage des Heiligtums von Bethel vgl. A. Schlatter, Zur Topographie und Geschichte Palästinas, Stuttgart 1893, S. 236 ff. Er sucht es bei Der Diwān.

lassen. Diese zerklüften sich nach kurzer Zeit und fallen nach Osten ab. Selten verdrängt ein größeres Ackerstück das dürre Steingewirr. Doch wo sich Boden findet, zwischen und unter den Steinen und in den flachen Tälern, ist er ungemein fruchtbar und bietet, eine genügende Regenmenge im Frühjahr vorausgesetzt, eine ausgezeichnete Weide für das Kleinvieh.[1] Es ist richtige Steppe, Midbār Bēt-Awen, Jos. 18, 12, ein geeignetes Gebiet für Kleinviehzucht. Dort zeltete, wie wir sahen, bereits Abraham. Die königliche Familie in Jerusalem hatte in dieser Gegend zahlreiche Herden. Nach 2 Sam. 13, 23 hielt Absalom Schafschur in Baʿal Ḥaṣor bei Ephraim, heute Tell ʿAṣur, wozu alle königlichen Prinzen eingeladen waren.

Die Ḳubūr Beni Isrāīn. Am bekanntesten von den Steindenkmälern in dem Gebiet östlich und südöstlich von Bēthēl sind die Ḳubūr Beni Isrāīn. Sie liegen auf einer Terrasse auf der Nordseite des W. er-Redeide gegenüber von Ḥezme, welche mit anstehenden Felsbänken und zahllosen Blöcken übersät ist. In der Nähe wachsen einige Ölbäume. Die erste Erwähnung dieser Gräber im Jahre 1849 verdanken wir dem Engländer Newbold;[2] seitdem sind sie vielfach besucht und beschrieben worden,[3] zuletzt eingehend von P. Vincent.[4] Es sind zusammen fünf Anlagen, welche ihrem äußeren Aussehen nach langen und dicken, aus roh behauenen Quadersteinen gebauten Mauern gleichen. Die Steine sind ohne Mörtel und in unregelmäßigen Reihen gelegt. Es handelt sich also, wie man sieht, überhaupt nicht mehr um ein eigentliches megalithisches Bauwerk. Orthostaten sind nicht mehr verwendet. Die Dimensionen der Anlagen sind verschieden. Das größte Grab mißt nach Vincent 53 m: 4,55 m; das kleinste 30 m:4,80 m.[5] Die Höhe schwankt nach den Unregelmäßigkeiten des Terrains zwischen 1,20 und 2,00 m. Das Innere des Mauerblocks besteht aus zusammengeworfenen Steinen, wenigen größeren Blöcken und Erde. Die Richtung der Längsachse verläuft bei diesen Gräbern von NO nach SW, oder praktisch genommen von O nach W.

Zwei von den Gräbern und das noch zu besprechende ähnliche Grab von Ḫirbet Raṛābne bei Abu Dīs tragen nun an der Südwand je eine Nische verschiedener Form, deren Bedeutung nicht klar ist.

[1] Vgl. Robinson, l. c. S. 321.

[2] Vgl. The Athenaeum 1849, S. 441; Zitat nach RB 1901, S. 288.

[3] Vgl. V. Guérin, Judée III, S. 73 ff. SWP Mem. III, S. 100 ff. mit einigen ungenauen Abbildungen. Clermont Ganneau, Archaeol. Researches II, S. 278 f. Macalister, QSt. 1912, S. 81 f.

[4] RB 1901, S. 287 ff. Canaan, S. 256 ff.

[5] Vgl. die Gesamtansicht der Gräber Vincent, l. c. Abb. S. 287. Grundrisse s. ebendort.

Die kleinste dieser Anlagen zeichnet sich ferner dadurch aus, das in den Mauerblock eine rechteckige Kammer von 4,10 m Länge und 1,85 m Breite eingebaut ist, zu welcher von der südlichen Langseite eine 0,55 m breite Tür führt.[1] Die Kammer ist heute kaum 1,50 m hoch. Sie ist mit großen rohen Steinplatten abgedeckt, welche quer über die Mauer gelegt sind.[2] Eine der Deckplatten trägt in der Mitte der Unterseite eine fast kreisrunde künstliche Schale von 0,15—0,20 m Durchmesser.

T. Drake vermutete mit Recht derartige Kammern auch in den andern Gräbern.[3] Doch ist darüber noch nichts Sicheres bekannt geworden. Etwas gegen das Westende, aber ohne Verbindung mit der Kammer, sieht man im Mauermassiv eine runde, senkrechte, brunnenartige Vertiefung von 2,50 m Durchmesser, deren Wand mit einer gewissen Sorgfalt gebaut ist.[4] Ihr Boden ist verschüttet. Vincent hält es für möglich, daß hier ein Schacht in den Felsboden hineingetrieben ist, auf dem das Monument steht. Er weist unter Beibringung von Plänen darauf hin, daß die Anordnung dieses Denkmals Ähnlichkeit mit den Plänen mancher Mastabas zeige.[5] Der runden, brunnenartigen Öffnung entspräche bei der Mastaba der viereckige, vom Dach in die unterirdische Grabkammer hinabführende verschüttete Brunnenschacht; dem überdeckten Raum die in das Massiv der Mastaba hineingebaute Kultkammer. Um die Ähnlichkeit wirklich zu beweisen, müßte also der Brunnen den Zugang zu einem unterirdischen, in den Felsen getriebenen Grabe bilden. Die Existenz einer derartigen durch einen Schacht zugänglichen Felskammer dürfte jedoch ausgeschlossen sein. Was für eine Bedeutung die runde Öffnung auch haben möge, jedenfalls haben wir in der von großen Steinplatten bedeckten Kammer im Innern des Mauerblocks nicht einen Kultraum, sondern den Grabesraum zu sehen, den wichtigsten Teil des ganzen Bauwerks. Der lange Mauerkörper ist nur Umkleidung dieses einen Raumes und ist insofern mit den Mastabagräbern zu vergleichen.

Daß dieser Raum das eigentliche Grab ist, dafür spricht schon die megalithische Bedeckung durch große Steinplatten. Das ist die einzige Eigenschaft, welche diese Anlagen einer jüngeren Zeit noch mit den älteren megalithischen Gräbern in Beziehung bringt. Das orthostatische Prinzip ist längst aufgegeben; nur die Abdeckung des Grabesraumes durch große rohe Steinplatten hat sich noch

[1] Vgl. Vincent, Canaan, S. 257, Fig. 173.
[2] Vgl. RB 1901, Abb. u. Schnitte S. 289.
[3] QSt. 1874, S. 78 f.
[4] Vgl. RB 1904, S. 289.
[5] Canaan, S. 258, Fig. 173, a, c, d.

erhalten. Genau dasselbe beobachteten wir am großen Grabe bei Ruǧm el-Melfūf, westlich von ʿAmmān.[1] Die breite Steinmauer, welche dieses Grab der Ḳubūr Beni Isrāīn umgibt, ist organisch wohl nichts weiter als ein in architektonische Formen gefaßter Steintumulus, also etwas den Mastabagräbern und Pyramiden durchaus Entsprechendes. Wir haben schon bei den Dolmen von Kerāzije gesehen, wie man dem schützenden Steinhaufen eine bestimmte Form zu geben versuchte.

Man kann die Gräber bei Ḥezme am ehesten vergleichen mit den sogenannten horned cairns von Caithness in Schottland, vgl. Memnon II (1908) S. 207 f. und Fig. 26 i, langen schmalen Steinhügeln, welche allerdings von orthostatischen Platten eingefaßt sind und anstatt gerader Seiten gebogene (konkave) mit hornartig ausgezogenen Ecken haben.[2] Die Anlage der Grabzelle bei Fig. 26 c entspricht der des gedeckten Raumes des Monuments bei Ḥezme, nur daß dort auch für die Wände der Kammer orthostatische Platten verwendet sind, in Ḥezme dagegen megalithische Platten nur zur Decke. Die Gräber von Caithness gehören noch der Steinzeit an. Zweifellos sind die von Ḥezme jünger, aber die Ähnlichkeit läßt sich nicht leugnen. Wir betrachten also die Kammer nicht als einen Kultraum, sondern als Grabkammer. Es werden sich auch in den andern Anlagen bei Ḥezme derartige Grabkammern befinden.

Weitere spätmegalithische Anlagen gibt es auf dem Wege von Ǧebaʿ nach Muḫmās. Hier beobachtete Mader ein megalithisches Bauwerk von 3,20 m im Quadrat,[3] auf welches auch Dalman aufmerksam gemacht hat.[4] Es hat denselben Charakter wie die zahlreicheren Denkmäler ähnlicher Art bei Ḫirbet Dēr eš-Šabāb[5] und im Wādi el-ʿAin zwischen Dēr Diwān und eṭ-Ṭaijibe.[6] Die Anlagen bei Dēr eš-Šabāb, nordöstlich von Bētīn, an den Abhängen eines Hügels am Wādi el-Ḳawābis, hat Vincent entdeckt und beschrieben. Zu beiden Seiten eines alten, durch zwei Steinreihen markierten Weges, welcher über den Gipfel des Hügels führt, sind kleine rechteckige Gebäude aus großen Kalksteinblöcken errichtet. Auf einem Raume von etwa 1 km sah Vincent 15 solcher Bauwerke. Sie stehen auf Felsgrund. In manchen Fällen ist das Innere durch eine Zwischenmauer in zwei Abteile geteilt. Einmal sieht man in der Nähe eine

[1] Vgl. PEF Annual I, Taf. I.

[2] Vgl. auch über die Gräber bei Caithness O. Montelius, Der Orient und Europa, S. 87 ff. u. Fig. 126.

[3] Vgl. ZDPV 37 (1914), S. 30 f.

[4] PJB 1913, S. 12.

[5] Vgl. Vincent, RB 1091, S. 290 ff.

[6] Vgl. Mader, l. c. S. 30 ff.

Felsbank mit einer runden künstlichen Schalenvertiefung in der Mitte. Neben einem anderen Exemplare lag ein Felsblock mit einer Schale von 0,35 m Durchmesser und 0,15 m Tiefe. Die besterhaltene Anlage mißt 4,45 m : 3,15 m und ist bis 1,75 m hoch.[1] Zwei gewaltige Felsblöcke von 3,00 m und 2,30 m Länge bilden die gegen den Bergabhang gerichteten Seiten des Gebäudes. Die beiden mittelsten Deckplatten messen nach Vincent 2,15 m : 0,50 m und 1,90 m : 1,00 m. Das Innere besteht aus zwei Abteilungen, welche durch einen kleinen Korridor miteinander verbunden sind; ihre Maße sind 1,60 m : 1,25 m und 1,70 m : 1,15 m.

Außer diesen turmartigen Gebäuden gibt es noch Viehhürden dort, kleine Steinkreise, rechteckige Umhegungen teilweise orthostatischen Charakters und ein dolmenartiges Bauwerk.[2] Die Decksteine sind meist zerbrochen und nicht mehr in situ. Die Steinblöcke, obgleich unbehauen, sind doch von einer gewissen Regelmäßigkeit, weil sie aus gleichmäßigen Felsschichten gebrochen sind. Vincent spricht noch davon, daß sich in manchen dieser Bauwerke Fragmente alter Keramik fanden. Es ist naheliegend, diese kleinen türlosen Gebäude mit zwei Zellen im Innern als Grabanlagen zu erklären und wird auch das Richtige treffen. Sind die Ausmessungen groß und nur ein Innenraum vorhanden, dürfte auch die Erklärung als Wartturm in Frage kommen. 2 Chr. 26,10 erfahren wir, daß Ussia, König von Jerusalem, solche Türme in der Steppe erbauen ließ, weil er dort große Herden hatte. In derselben Gegend, ganz in der Nähe von Rachels Grab, wird Gen. 35, 21 ein Migdal ʿEder, ein Herdentum erwähnt, in dessen Nähe Jakob sein Lager aufschlug.[3] Solche Wachttürme werden immer eine etwas umfangreichere Ruine darstellen und können nicht mit megalithischen Platten abgedeckt sein.

Ganz ähnliche Grabbauten beschreibt Mader im Wādi el ʿAin.[4] Auf der Ostseite des Wādis fand er bedeutende Reste eines viereckigen Steinbaus, ein kleines, einkammeriges Grabgebäude von 3,40 m im Geviert aus unbehauenen, quaderartigen Blöcken, welche in Reihen gelegt sind.[5] Die Steine sind z. T. bis 2 m lang, 0,80 m breit und 0,50 m stark. Eine 0,60 m hohe und 0,70 m breite Tür führt durch die Ostmauer in den quadratischen Innenraum von 2 m Seitenlänge, der nach Mader in zwei Hälften geteilt war. Das kleine Gebäude ist noch 1,50 m hoch und genau nach den Himmelsrichtungen orientiert. Wegen der Ähnlichkeit mit den Anlagen bei Ḫ. Dēr eš-Šabāb hält es Mader für eine Grabanlage.

[1] Vgl. RB 1901, Tafeln zu S. 282 f. (Grab J) und Canaan, S. 413, Fig. 288.
[2] Vgl. RB 1901, Tafel zu S. 282 f. C und D.
[3] Vgl. auch 2 Reg. 17, 9; 18, 8.
[4] ZDPV 37 (1914), S. 30 ff.
[5] Vgl. l. c. Taf. III A u. S. 31, Abb. 2.

Ähnliche Bauwerke fand Mader auf dem Wege vom Wadi el-ʿAin nach ʿAin Jebrūd; sie sind meist zerfallen. Eines derselben mißt 6 m Länge und 3 m Breite und ist ebenfalls nach den Himmelsrichtungen orientiert. Die meisten sind jedoch kleiner und gleichen den von Vincent beschriebenen Anlagen am W. el-Ḳawābis. Derartige megalithische Bauten beobachtete Dalman auch zwischen Burǧ Bētīn und et-Tell, der Ortslage des alten ʿAi.[1] Der zerstörte Dolmen, welchen Conder mit Drake zusammen bei Ǧebaʿ im Jahre 1873 gefunden haben will, wird wohl von derselben Art sein.[2] Bei dem von Vincent abgebildeten sogenannten Steinkreise von Bētīn handelt es sich um eine große, unregelmäßige Einhegung aus rohen natürlichen Felsblöcken, bei welcher eine künstliche Entstehung nicht sicher ist.[3]

Endlich gehören zum megalithischen Gebiet in der Steppe östlich von Bētīn auch die zerstörten Dolmen, welche Oliphant auf dem Wege von Jericho nach Nāblūs zwischen Ḫirbet ʿAuǧe el-Fōḳā und el-Mureir, östlich von eṭ-Ṭaijibe, gesehen hat. Dort, in einer wilden und unbebauten Gegend, traf er noch andere Spuren megalithischer Bauten, Gemäuer und Steinhaufen.[4]

Da nicht anzunehmen ist, daß in der mehrfach durchsuchten Gegend östlich von Bētīn sich noch eigentliche Dolmen finden werden, gehören also alle im megalithischen Gebiet bei Bethel beobachteten Monumente, wenn wir von den Ḳubūr Beni Isrāīn absehen, im wesentlichen ein und derselben Art an. Es sind megalithische, aufgemauerte Grabgebäude, welche mit großen Steinplatten abgedeckt sind, vielleicht einige Wachttürme, Steine und Felsplatten mit künstlichen Schalenvertiefungen und, in Verbindung mit den Grabbauten, einmal eine alte, durch Steinreihen eingehegte Straße. Als dolmenähnlich kann man diese Grabgebäude, soweit es sich wirklich um solche handelt, kaum mehr bezeichnen. Es sind eher kleine Grabtürme, wie sie auch sonst vielfach üblich sind.[5] Der megalithische Charakter ist durch die Verwendung gewaltiger Blöcke, namentlich an den Ecken, und durch die Abdeckung mit großen, rohen Steinplatten gewahrt. Auch beobachtet man manchmal ein Aufstellen der Steine auf die Kante, was an die alte orthostatische Bauart erinnert.[6]

Die Ähnlichkeit unserer Grabtürme mit dem großen, rechteckigen Grabmonument bei Ruǧm el-Melfūf, welches vier lange, westöstlich

[1] Vgl. PJB 1912, S. 12.
[2] Vgl. QSt. 1885, S. 228.
[3] Vgl. Vincent, Canaan, S. 410, Fig. 286.
[4] Vgl. QSt. 1885, S. 181 f.
[5] Vgl. J. Euting, Tagebuch einer Reise in Inner-Arabien II, S. 179.
[6] Vgl. Vincent, Canaan, S. 413, Fig. 288.

gerichtete Zellen mit der Öffnung im Osten enthält und 10 m : 12 m mißt, liegt auf der Hand.[1] Nur hat letzteres den megalithischen Charakter besser bewahrt und mag daher etwas älter sein. Während die Grabtürme bei Bētīn eine oder zwei längliche Kammern enthalten, mit oder ohne Zugang von der Seite, haben wir bei Ruǧm el-Melfūf vier solcher Zellen nebeneinander. Nur ist hier beim Bau noch das Prinzip der Überkragung der Steinschichten in Anwendung gekommen, welches bei den westpalästinischen Grabbauten von Bētīn fehlt; und die großen Steinplatten bedecken noch in völlig megalithischer Weise, von einer Wand zur andern reichend, den Grabesraum. Mit Recht setzt Mackenzie dieses Mausoleum in die „final and culminating third phase in the evolution of the Megalithic Civilization in Palestine".[2] Infolgedessen sind die Gräber bei Bētīn derselben oder wahrscheinlich noch einer etwas jüngeren Zeit zuzuweisen, ebenso die Ḳubūr Beni Isrāīn bei Ḥezme.[3] Letztere sind ja in der Art und Konstruktion der Grabkammer eng mit den Grabtürmen bei Bētīn verwandt, nur daß bei ihnen die Grabkammer nicht freisteht, sondern in einen sehr langen, mauerartigen Steintumulus eingebaut ist.

Man kann nicht sagen, daß diese Gräber aus dem Dolmentypus entstanden sein müssen. Aber sie sind eng mit ihm verwandt. Von langgestreckten, gangartigen, mit mehreren Deckplatten bedeckten Dolmen mit Seitenwänden aus orthostatischen Platten oder Blöcken von der Art derjenigen bei Ḫirbet Kerāzije, bei Ḳoṣeir südlich von Ḥomṣ in Nordsyrien[4] oder in Frankreich[5] ging man zu einem Typus über, dessen Seitenwände entweder ganz aus Mauerwerk bestanden[6] oder nur noch die untern Steinlagen aus orthostatischen Blöcken hatten.[7] Letztere Art haben wir wahrscheinlich bei dem Grabe von Ruǧm el-Melfūf.[8] Schließlich wurde das ganze Dolmenhaus unter Aufgabe des orthostatischen und teilweise des megalithischen Prinzips aufgemauert und mit Platten mehr oder minder megalithisch abgedeckt. Zum Bau oberirdischer Gräber dieser Art mit einfacher Plattenbedeckung konnte man natürlich auch ohne die Vorstufe des

[1] Vgl. PEF Annual I, Taf. I u. S. 8, Fig. 4.

[2] L. c. S. 11.

[3] Zu diesen vgl. Mackenzie l. c. S. 12.

[4] Vgl. Chantre, Recherches anthropologiques dans le Kaukase I, S. 61, Fig. 19. Dieses Werk war mir leider nicht zugänglich. Vgl. O. Montelius S. 156, Fig. 210. Mackenzie l. c. S. 10, Fig. 5.

[5] Vgl. O. Montelius l. c. S. 63 ff.

[6] Vgl. O. Montelius l. c. S. 68 f.

[7] So meist bei den gewaltigen persischen Dolmen im Südwesten des Kaspischen Meeres; vgl. H. de Morgan, Recherches au Talyche persan en 1901: Mémoires de la Délégation en Perse VIII, S. 251 ff.

[8] Vgl. über diese Bauart Mackenzie l. c. S. 11 und Ausonia III, S. 20—22.

megalithischen Dolmentypus gelangen, wie es wohl auf der Sinaihalbinsel geschehen ist. Große und schwere Deckplatten waren zum Schutze des Grabgebäudes unbedingt nötig.

Dort gibt es unter den Nawāmīs häufig eine Art von rechteckigen, sarkophagähnlichen, in Trockenmauerwerk aus kleinen Bruchsteinen hergestellten oberirdischen Grabbauten, welche mit Steinplatten abgedeckt sind.[1] Orthostaten fehlen hier vollständig. Derartige Sarkophaggräber beschreibt Savignac zwischen dem Wādi Berāḥ und W. Lebwe auf dem Sinai.[2] Man findet sie auch im W. Nisrīn und sonst auf der Sinaihalbinsel, besonders aber in der Umgebung des W. Feiran. Hier, in der Gegend der Mündung des W. ʿAlejāt, befindet sich eine ausgedehnte Nekropole von derartigen rechteckigen Sarkophaggräbern, welche teils einzeln stehen, teils aneinandergelehnt und mit großen Steinen bedeckt sind.[3] Manchmal stehen je zwei aufeinander, indem man die vier Mauern eines Grabes einfach höher baute und von neuem durch Steinplatten bedeckte. Gelegentlich sind die Gräber so gegen eine Felswand gebaut, daß diese zugleich als eine Wand des Grabbaus benutzt wurde.[4] Savignac hält diesen Grabtypus für sehr alt, wenn er auch bis in verhältnismäßig junge Zeit hinein in Gebrauch gewesen sein mag.

Dafür sprechen auch ähnliche, von Steinkreisen umgebene Gräber bei Umerfan, welche J. Bramley bekanntgemacht hat.[5] Auf der Spitze eines Hügels fand er dort 56 solcher Steinkreise und am Abhange noch 60—100 von etwa 10 m Durchmesser und bis 1,20 m Höhe. Die Kreise waren, wie die Gräber selbst, aufgemauert. Das Grab im Mittelpunkt des Kreises hat die Gestalt einer unregelmäßigen gemauerten Kiste von 2,40 bezw. 1,50 m Länge und 0,60 m Breite an einem und 0,45 m am andern Ende. Dieser Bau ist bedeckt mit großen Steinplatten aus dem Bett des Wādis. Erwägt man, daß diese Gräber mit den ältesten Grabanlagen auf der Sinaihalbinsel, welche aus einem Steinkreise und einer aus einer Zahl von orthostatischen Platten errichteten und mit einer Platte überdeckten ovalen Steinkiste bestehen,[6] aufs engste verwandt sind, so darf man sie in der Tat als den jüngeren Ersatz derselben betrachten. Wie so häufig, hätte dann auch hier Mauerwerk die ursprüngliche orthostatische Konstruktion ersetzt. Dadurch ist zugleich das hohe Alter der aufgemauerten Sarkophaggräber ohne Steinkreis auf der Sinaihalbinsel

[1] Vgl. Vincent, RB 1901, S. 294 ff.
[2] RB 1907, S. 401.
[3] Vgl. RB 1907, S. 405 ff.; S. 403, Fig. 2, 4 und 2, 6.
[4] Vgl. l. c. Fig. 2, 5.
[5] Vgl. QSt. 1906, S. 107 ff. RB 1907, S. 401.
[6] Vgl. RB 1907, S. 400 f.

erwiesen. Diese sinaitischen Nawāmīs sind also eng verwandt mit dem Grabe bei Ruǧm el-Melfuf und den Anlagen östlich und nordöstlich von Bētīn.

Daß solche Gräber Landessitte sind, beweist die Tatsache, daß einige Araberstämme heute ähnliche oberirdische Grabbauten herstellen. Solche sieht man auf den Friedhof am Weh el-Lebanīn bei ʿAin Ḳedēs[1] und etwas weiter nördlich bei Biren.[2] Man baut dort gegen einen Felsblok eine Art Kiste aus rohen Steinen und deckt eine Steinplatte darüber. Größere rohe oberirdische Grabbauten haben die Taʿāmire auf ihrem Begräbnisplatz am traditionellen Rachelgrabe, Ḳubbet Rāḥīl, bei Bethlehem. Von ihren Lagerplätzen südlich des Ǧebel Ferdēs bringen sie in mehrstündigem Transport ihre Toten dorthin. Von Osten führt eine Öffnung in das sarkophagähnliche Bauwerk, welches nach der Beisetzung vermauert oder mit einem Haufen kleiner Steine geschlossen wird.[3] Es sei hier auch noch auf die Grabtürme hingewiesen, welche J. Euting bei Šōhar, 3—4 Stunden südlich von Tebūk in Nordarabien, gesehen hat. Es sind über 200 rohe Grabtürme von viereckiger, selten runder Gestalt und von 2—3 m Höhe, welche unregelmäßig auf Hügeln zerstreut liegen. Als Baumaterial dienten kaum behauene Sandsteinplatten, die ohne Mörtel gelegt sind. Gewöhnlich bergen die Türme ein kleines, 1 m hohes Gemach, welches mit großen Steinplatten bedeckt ist. Doch gibt es auch Anlagen, welche durch Anbau bis zu fünf Kammern erweitert sind. Eine kleine niedrige Tür führt zu ebener Erde in die Türme.[4] Euting selbst weist darauf hin, daß diese Grabtürme den Nawāmīs der Sinaihalbinsel vollständig gleichen.[5] Wahrscheinlich handelt es sich um die alte Nekropole von Tebūk. Einen ähnlichen Begräbnisplatz sah Euting bei Teimā.[6] Aus welcher Zeit diese Gräber stammen, ist nicht sicher. Jedenfalls haben diese, die erwähnten modernarabischen Gräber und die Nawāmīs der Sinaihalbinsel eine große Ähnlichkeit mit den spätmegalithischen Gräbern bei Bētīn und ebenso mit dem Grabe bei Ruǧm el-Melfūf, welche ihrerseits wieder enge Verwandte der Dolmen sind. Daß die nordarabischen Grabtürme auf Dolmengräber zurückgehen, ist damit nicht gesagt und auch unwahrscheinlich.

Im Weidegebiet östlich und südöstlich von Bēthēl, in den Grenzdistrikten Ephraims und Benjamins, hat offenbar die Megalithkultur

[1] Vgl. RB 1907, S. 407 u, Fig. 4.
[2] Vgl. RB 1906, S. 451 f.
[3] Vgl. RB 1901, S. 293 f.
[4] J. Euting, Tagebuch einer Reise in Inner-Arabien II, S. 179 f. mit Abbildung.
[5] L. c. S. 180.
[6] L. c. S. 209.

nur spärlich und erst in ihrer Schlußphase Eingang gefunden. Westpalästina war zu dieser Zeit im allgemeinen schon auf einer zu hohen wirtschaftlichen und kulturellen Stufe, als daß diese, wie es scheint, an die Viehzucht und das Halbnomadentum gebundene Sitte Verbreitung gefunden hätte. Es geschah dies nur in beschränktem Maße und in Judäa hauptsächlich nur in den Grenzgebieten der judäischen Wüste, wo die Lebensbedingungen der Viehzucht besonders günstig waren und wo man mit dem Osten in enger Verbindung stand. Der Reichtum an Höhlen und das Beispiel anderer Begräbnissitten in Westpalästina mag der Verbreitung des Dolmenbaus ebenfalls hinderlich gewesen sein.

Da die megalithischen Gräber bei Bētīn und ebenso die noch zu besprechenden östlich von Jerusalem erst der Ausgangszeit der megalithischen Kultur angehören und nicht mehr im eigentlichen Sinne megalithisch sind, können sie auch nicht in direkte zeitliche Beziehung zu den reichen neolithischen Stationen derselben Gegend, besonders bei ʿAin Jebrūd und bei Bethlehem, gebracht und damit der reinen Steinzeit zugewiesen werden. Diese neolithischen Stationen sind ein überzeugender Beweis dafür, daß der Kamm des Gebirges und der obere Teil des Ostabhanges in der neolithischen Zeit bereits sehr dicht besiedelt war und vielleicht, daß sich hier wegen der Nähe der Wüste die steinzeitliche Kultur lange gehalten hat. Unsere sehr spätmegalithischen Denkmäler stehen auch nicht in so enger örtlicher Beziehung zu den großen neolithischen Fundplätzen und Siedlungen, daß man sie den neolithischen Ansiedlern zuschreiben müßte. Immerhin mag ein gewisses Festhalten an steinzeitlichen Sitten hier im Randgebiet der Wüste noch zu einer Zeit, wo im übrigen Palästina bereits eine höhere Kultur herrschte, die Veranlassung gewesen sein, daß die östliche Sitte megalithischer Grabbauten noch spärlichen Eingang fand.

Bezeichnenderweise berichten auch historische Nachrichten gerade in der Gegend von Bēthēl von uralten Steindenkmälern. Im altberühmten Heiligtum östlich von Bethel stand eine Maṣṣebe, deren Errichtung Jakob zugeschrieben wurde. Da gab es ferner zwischen Rāmā (heute er-Rām) und Ephrat ein in altisraelitischer Zeit wohlbekanntes Steinmonument, eine Maṣṣebe, welche als Grabdenkmal Rachels galt, das Jakob eigenhändig aufgestellt hatte. Daß die Gräber bei Ḥezme mit der alttestamentlichen Tradition vom Grabe Rachels gemeint seien, wie Clermont-Ganneau,[1] Macalister[2] und Mader[3] glauben, möchte ich nicht annehmen. Denn bei Ḥezme

[1] Archaeological Researches II, S. 278 f.
[2] QSt. 1912, S. 81 f.
[3] ZDPV 37 (1914), S. 34.

handelt es sich um 5 nebeneinanderstehende Monumente. Gen, 35, 20 ist aber ausdrücklich nur von einem Malstein auf dem Grabe Rachels die Rede, und der Verfasser bemerkt, daß dieser zu seiner Zeit noch vorhanden und wohl bekannt war. Er muß ihn also selbst gesehen oder davon gehört haben. Darum dürfte es ausgeschlossen sein, in diesen Gräbern von Ḥezme das Rachelgrab mit Malstein zu sehen, welches dem Verfasser von Gen. 35, 20 vorschwebt. Bei ʿAi gab es einen Steintumulus, welcher als Grab des unglücklichen Königs dieser von Josua zerstörten Stadt noch lange gezeigt wurde, Jos. 8, 29. An der wichtigen Querstraße, welche Bethel und den Kamm des Gebirges mit Jericho und dem Osten verband, sah man bei Jericho im Tale Achor einen ähnlichen auffallenden Steinhaufen, das Grab Achans, Jos. 7, 26, und zwischen Jericho und der Jordanfurt ein uraltes Heiligtum, das Gilgal, mit einem Steinkreis und einer Zahl von Maṣṣeben, deren Errichtung zum Andenken an den wunderbaren Jordanübergang Josua zugeschrieben wurde, Jos. 4, 3 ff. 20.

8. Die nächste Gruppe megalithischer Denkmäler am Rande der Wüste Juda liegt östlich und südöstlich von Jerusalem. Es sind die folgenden.

Östlich von ʿAnātā, bei Dēr es-Sitt, signalisiert Vincent fünf Monumente, von welchen er eines abbildet und beschreibt.[1] Es ist ein nach den vier Himmelsrichtungen orientierter Bau von 5,50 m Länge und 3,50 m Breite, in dessen Innerem die großen Deckplatten zertrümmert liegen. Handelt es sich um eine Grabanlage, so wird man an ein mehrzelliges Monument von der Art desjenigen bei Ruǧm el-Melfūf denken müssen. Drei Meter von der Nordwestecke des Bauwerkes findet sich auf einer Felsplatte ein 0,40 m tiefes rundes Bassin von 1,15 m Durchmesser.

Ein kleines megalithisches Zentrum liegt östlich von el-ʿAzārīje und Abu Dīs. Einen Dolmen fand Jaussen am Wege von el-ʿAzārīje (Bethanien) nach Ḫirbet el-Muraṣṣaṣ, östlich von Abu Dīs, auf einer kleinen Terrasse über dem breiten flachen Tahle Merǧ es-Sitt.[2] Er besteht aus acht großen unbearbeiteten Kalksteinblöcken; je drei nebeneinander gereiht bilden die Langseiten von je 3,20 m Länge. Der größte der Seitensteine erreicht 1,40 m Länge und 0,90 m Höhe. Darüber liegen zwei größere Decksteine länglicher, plattenartiger Form, von denen jeder mit einem Ende heruntergerutscht ist. Das größere Exemplar mißt 2,15 m : 1,20 m. Das ganze dolmenartige Bauwerk stützt sich mit dem Südende gegen einen kleinen Fels-

[1] Vgl. RB 1901, S. 286 f.

[2] Vgl. Vincent, RB 1901, S. 281 ff.; Abb. S. 282 u. Taf. II, 4 und 5.

vorsprung. Das Nordende scheint immer offen gewesen zu sein.[1] In der Nähe, 30 m weiter westlich, liegt nach Vincent eine kleine rechteckige Umhegung von 3,50 m : 2,75 m. Sie besteht aus 13 Steinen, ist etwa 0,90 m hoch und im Innern teilweise mit Erde gefüllt. In der Mitte fällt ein größerer Stein von 1,70 m Länge und 0,55 m Breite auf.[2] In der Nähe befindet sich eine Preßanlage auf einer Felsfläche und eine Höhle, welche heute den Hirten, wenn sie ihre Herden in den Zisternen von Merǧ es-Sitt tränken, als Unterschlupf dient.

Bei Ḫirbet er-Raṛabne, eine Viertelstunde weiter südlich, liegt ein Grabbau in der Art der Ḳubûr Beni Isrâîn bei Ḥezme, welchen Vincent beschrieben hat.[3] Die Länge des Baus, dessen große Achse fast genau von N nach S gerichtet ist, beträgt 11,90 bezw. 12,50 m, die Breite 3,90 m an der Nordseite und 3,50 m an der Südseite. An der Südseite befindet sich in der Mauer, wie schon erwähnt, eine halbkreisförmige Nische. Das Innere der Anlage, bei der teilweise recht ansehnliche Blöcke verbaut sind, ist mit Steinen und Erde gefüllt.[4] In der Nordwestecke liegt noch eine Deckplatte von 1,80 m : 0,80 m; die andern sind heruntergerutscht.

Auf der Verlängerung des Ölbergrückens in Jerusalem wurde beim Bau der Kaiserin-Augusta-Viktoria-Stiftung ein dolmenartiger Vorbau vor einer kleinen Grabhöhle inmitten einer doppelten ovalen Einhegung aus mäßig großen Feuersteinblöcken gefunden. Die Aufnahme und Beschreibung der interessanten Anlage verdanken wir H. Greßmann.[5] Die Umhegung mißt 16 m : 10 m; ihre Längsachse ist von N nach S gerichtet. Der dolmenartige Bau liegt nicht in der Mitte der Umhegung, sondern exzentrisch nach NO verrückt. Die benutzten vier Feuersteinblöcke sind von mäßigen Dimensionen; der größte mißt 1,55 m : 0,50 m bei 0,40 m Höhe. Ein Deckstein ist nicht vorhanden. Die Steine sind jedenfalls behauen. Der Bau von etwa 1 m Tiefe stellt eine Art Vorraum oder eine Verlängerung der sehr kleinen Grabhöhle dar. Die Hauptsache ist die Höhle, welche durch den Steinbau erweitert werden sollte. Es liegt hier eine späte Mischform zwischen Höhlengrab und Dolmengrab vor.[6]

[1] Vgl. auch Vincent, Canaan, S. 410, Fig. 287. Dieser Dolmen ist offenbar identisch mit dem von T. Drake QSt. 1874, S. 187 bei Murassas erwähnten. Vgl. RB 1901, S. 284 Anm. 1.

[2] Vgl. RB 1901, S. 283 Abbildung.

[3] RB 1901, S. 284 f.

[4] Vgl. l. c. Abb. S. 285. [5] PJB 1907, S. 72—75.

[6] Die drei Ḳal'at el-Ḥule genannten Monolithe in der Nähe der Richtergräber bei Jerusalem sind weiter nichts als verwitterte, teilweise behauene Blöcke aus einem Steinbruch, also keine Denkmäler megalithischer Zeit. Vgl. Vincent, Canaan, S. 416 Anm. 1. J. de Groot, Palestijnsche Massebeh. Groningen 1913, S. 15 f. und die Tafel zu S. 15

Bei Nachgrabungen an den Steinhaufen Seba' Ruğūm, südlich von Jerusalem, erwähnt Schick den Fund eines Monolithen von 0,90 m Höhe, ohne nähere Angaben zu machen.[1]

Westlich von Jerusalem, südlich vom Kreuzkloster, Dêr el-Muṣallabe, entdeckte Germer-Durand einen dolmenartigen Bau.[2] Er mißt nach Mader außen 6 m : 5 m; seine Längsachse verläuft von O nach W. Das gangartige und nach Osten geöffnete Innere ist 4,80 m lang und im Mittel nur 1,10 m breit. Von den Decksteinen sind noch drei in situ. Mader fand 80 Schritte westlich von diesem ersten Exemplar am steinigen Abhang eine zweite ähnliche Anlage von 5,40 m Länge und 3,40 m Breite mit dem dolmenartigen Eingang im Osten. Das Innere ist nach Mader nur 0,50 m hoch und 0,60 m breit. Die Decksteine sind noch in situ. In den griechischen Gärten östlich vom Kreuzkloster sah Mader noch ähnliche Baureste und Steinplatten. Nach der Beschreibung müßte es sich um lange, schmale, mit megalithischen Platten abgedeckte Zellen handeln, die in einen rechteckigen Mauerkörper eingebaut und nach Osten geöffnet sind. Man sollte nach den Maßen vermuten, daß nach Analogie des Grabes bei Ruğm el-Melfūf in jedem Bau sich mehrere Zellen nebeneinander befinden.

Eine megalithische Anlage nach der Art derjenigen nordöstlich von Bētīn (Bethel) erwähnt Vincent bei Umm eṭ-Ṭala', eine Stunde östlich von Bēt Ṣāḥūr. Sie besteht aus Silexblöcken von 2 m Seitenlänge.[3] Die Becker-Dalmansche „Exkursionskarte von Jerusalem" nennt die Ruine Umm eṭ-Ṯelğ.

Dazu kommen gleichartige Reste unweit Bethlehem, östlich von der Hebronstraße, auf der Höhe eš-Šuḳfān bei den Salomonischen Teichen, welche Vincent beobachtet hat.[4] Ein Bau in relativ gutem Erhaltungszustande, dessen Deckplatten verschwunden sind, ist noch 1,60 m hoch.[5] Er mißt 3,40 m : 3,90 (3,50) m. Auch weiter südlich von den Salomonischen Teichen beobachtete Mader derartige Megalithbauten, welche alle in dieselbe Klasse gehören. Vincent nennt noch zwei Exemplare bei Ḫirbet el-Minje südlich von Ḫirbet Teḳū', welche 3,00 m : 2,50 m messen.[6] Ferner sah Blanckenhorn auf dem Wege von Jerusalem nach 'Ain Ğidi südöstlich von Ḫ Teḳu' zwei Menhire.[7]

[1] QSt. 1890, S. 22 f. Vincent, Canaan, S. 411 Anm. 1.
[2] Vgl. Vincent, l. c. S. 411 Anm. 1. Mader, ZDPV 37, S. 36.
[3] Vgl. RB 1901, S. 285 f.
[4] L. c. S. 286. Vgl. auch Mader, ZUPV 37, S. 35.
[5] Vgl. RB 1901 Abb. S. 286.
[6] L. c. S. 286.
[7] Vgl. ZE 1905, S. 467.

Diese hier aufgezählten megalithischen Anlagen schließen sich unmittelbar an die größere und geschlossenere Gruppe bei Bētın an; sie haben denselben spätmegalithischen Charakter und dieselbe geographische Lage am Westrande der Wüste Juda. Ähnliches gilt von der folgenden Gruppe im Süden von Hebron, welche Mader entdeckt hat.[1] Die hier beobachteten Exemplare liegen sämtlich westlich von der Wasserscheide. Doch werden vermutlich Nachforschungen im Osten derselben zu ähnlichen Funden führen.

9. Zwischen Dūra, dem alten Adoraim, und eḍ-Ḍāherīje fand Mader in der romantischen Talschlucht des Wādi Ḫerāš am steilen Felsabhange einen einzeln stehenden, gut erhaltenen Trilithon. Er ist, ähnlich wie die erwähnte Anlage auf dem Ölberge, einer kleinen Höhle von 1,40 m Länge, 1,00 m Breite und 1,10 m Höhe vorgebaut, deren Inneres mit dem Dolmenraum einen gangartigen Raum bildet. Neben der westlichen Seitenplatte des Dolmens sah Mader eine Rille im Felsboden. Hier dient also ein türartiger Aufbau von 3 Steinplatten zur Verlängerung des unzulänglichen Höhlenraumes. Daraus geht hervor, daß man zur Zeit der Dolmenerbauer auch in künstlichen Grabhöhlen bestattete und daß letzteren manchmal der Vorzug gegeben wurde. Denn bei dieser Anlage war das Bauziel offenbar ein Höhlengrab, dessen aus irgendeinem Grunde zu kleiner Innenraum durch einen dolmenartigen Vorbau brauchbar gemacht wurde. Hätte der Besitzer des Grabes Wert auf ein Dolmengrab gelegt, so hätte er ein solches ohne Schwierigkeit bauen können. Er zog aber die kleine Höhle vor.

Zwischen eḍ-Ḍāherīje und es-Semūʿa an den Abhängen des Wādi Hurāb beobachtete Mader verschiedene Dolmen und dolmenähnliche Bauten. Darunter war ein schon von weitem sichtbarer Trilithon, dessen Längsachse von NW nach SO verlief. Die Deckplatte ist noch in situ, während ein Steinkreis den Bau umgibt. In der Nähe liegen zwei stark zerfallene Exemplare. Schlecht erhalten ist auch ein dolmenartiger Bau eine Stunde weiter südlich, links am Wege von es-Semūʿa nach Ḫirbet ʿAttīr.

Eine zerstreute Dolmengruppe sah Mader 1½ Stunde östlich und südöstlich von es-Semūʿa, darunter drei zerfallene Exemplare mit teilweise 2 m langen Blöcken etwa 5 Minuten südöstlich von Ḫirbet Sūsije. Ihre Längsachse ist nordsüdlich gerichtet und einer der Bauten von einem Steinkreise umgeben.

Zwischen Ḫirbet Bīr elʿEdd und Ḫirbet Menāzil und Ṟuwēn el-Fōḳā, in der Gegend der Wasserscheide, untersuchte Mader sechs Dolmen, darunter fünf ganz zerfallene auf der Nordseite des Wādi

[1] Vgl. ZDPV 37, S. 37 f.

Ruwēn. Besondere Beachtung fand ein Doppeldolmen auf der Westseite des beginnenden Wādi er-Raḥm mit einer Felsgrube im Boden.

Der megalithische Charakter dieser durch Mader südlich von Hebron am Abhang des judäischen Gebirges beobachteten, leider vielfach zerfallenen Großsteinbauten ist viel ausgesprochener als bei den Anlagen östlich von Bētīn und Jerusalem. Es handelt sich hier um wirkliche Dolmen, einmal um einen Doppeldolmen, von denen manche mit einem Steinkreise umhegt sind. Die von Mader als Trilithon bezeichneten Bauten sind als Dolmen aufzufassen, welche die Steine der Schmalseiten verloren haben, gleichgültig ob diese mit einer oder zwei Steinplatten oder mit kleineren Steinen geschlossen waren. Die Richtung der Längsachse ist, wie es scheint, meist nordsüdlich, einmal von NW nach SO. Die Dolmen bilden hier keine zusammenhängende Nekropole, sondern liegen zerstreut, meist an den oberen Abhängen fruchtbarer Täler, ein Zeichen dafür, daß sie von nomadisierenden Hirten herrühren. Der Gebirgsabhang südlich von Hebron geht nach Süden zu allmählich in die Wüste über. Je höher am Abhang, desto länger reichen die Weiden in den Sommer hinein und desto eher ist Ackerbau möglich.[1] Dūra, Jaṭṭā und es-Semūʿa sind die äußersten gegen die Steppe vorgeschobenen Ansiedlungen; alles Gebiet im Osten und Süden davon ist heute noch Weideland, wo stellenweise, je nach der Regenmenge, auch Ackerbau getrieben wird. Es ist die Gegend der Wüste Maʿōn, welche im Leben Davids eine so große Rolle gespielt hat.[2] Im Frühjahre weiden die Bauern der Randdörfer ihre Herden im Süden und bauen Getreide, indem sie in Höhlen und Ruinen wohnen; im Sommer ziehen sie sich wieder in ihre Dörfer zurück.[3] Die reichen Schaf- und Ziegenzüchter der Randgebiete der Steppe sind naturgemäß beständig den Raubzügen der Wüstennomaden ausgesetzt. Als David sich auf der Flucht vor Saul in der Steppe von Zīf und Maʿōn aufhielt, warf er sich zum Beschützer der Hirten auf und verlangte Anteil an den Erträgen.[4] Auch hier sind also die Megalithbauten deutlich mit dem halbnomadischen Hirtenleben verknüpft.

10. Auf der Westseite des Gebirges sind die Dolmen und Megalithbauten weniger zahlreich. Auch hier gibt es steinige Weidegebiete, welche heute infolge der daniederliegenden Viehzucht wirtschaftlich wenig verwertet werden. Den ersten Dolmen in den Vorbergen des judäischen Gebirges erwähnt T. Drake bei Bēt Nuba.[5]

[1] Vgl. V. Schwöbel, PJB 1907, S. 127 f. [2] Vgl. 1 Sam. 23, 24 f.; 25, 1 ff.
[3] Vgl. Robinson, Palästina I, S. 351, 353; II, 420 f., 428 f.
[4] Vgl. die Geschichte des Nabal, 1 Sam. 25, 7. 14—16.
[5] Vgl. QSt. 1872, S. 46 f.

Savignac fand einen andern etwas nördlicher bei Rentīs.[1] Mader beobachtete einige weitere am Wege von Rentis nach Meǧdel-Jābā; ferner westlich an der Straße von Ṭūl Karm nach Jaffa zwischen Ḳilḳilīje und eṭ-Ṭaijibe, etwa 10 Minuten südlich von dem Heiligtum des Šēḫ Masʿūd.[2] Nach Mader gleichen diese „Dolmen" den Gräbern nordöstlich von Bētīn. Es handelt sich also nicht um eigentliche Dolmen, sondern um turmähnliche Monumente, wie die Beschreibung eines Exemplars aus der letztgenannten Gruppe beweist. Es ist ein rechteckiger Bau von zwei Steinlagen übereinander und insgesamt 1,30 m Höhe; die Länge, von O nach W, beträgt 4,50 m, die Breite 4,00 m. Die Mauern sind sehr dick, da einzelne Blöcke 1,50 m Länge und 1,00 m Breite erreichen. Ob der Innenraum, welcher nach Mader kaum für zwei Leichen ausreichte, mit großen Decksteinen gedeckt war, wird leider nicht gesagt.

Einen kleinen Trilithon fand Mader zwischen ʿAin Kārim und der sogenannten Johanneswüste, 10 Minuten südöstlich von ʿAin el-Ḥandaḳ. Dagegen ist der Trilithon von eǧ-Ǧīb, welchen Séjourné beobachtet hat, nur ein Naturspiel.[3]

Dazu kommen die beiden von Macalister bei Bēt Ǧibrīn gefundenen Megalithbauten. Das erste im Jahre 1900 entdeckte Exemplar besteht aus zwei parallelen Reihen von zusammen fünf Steinblöcken. Drei weitere Blöcke liegen zur Seite und sind vielleicht die Reste der Decksteine.[4] Im folgenden Jahre beobachtete Macalister südlich von Tell Sandaḥanne ein zweites, besser erhaltenes Monument.[5] Es ist ein kleiner, viereckiger Bau, welcher eine viereckige Kammer von 1,98 m Länge, 1,67 m Breite und 0,60 m Höhe ohne seitliche Zugangsöffnung einschließt. Die Längsachse verläuft von N nach S. Zwei große Decksteine von ungefähr 2,15 m Länge, 0,91 m Breite und 0,32 m Dicke sind noch in situ. Der zwischen ihnen freibleibende Raum von 0,50 m Breite ist teilweise durch zwei kleinere Steine geschlossen, von denen der östliche in der Mitte seiner Oberfläche eine 17,8 cm breite und 15,2 cm tiefe Schale trägt. Beide Grabmäler gehören also zur Klasse der spätmegalithischen Gräber nordöstlich von Bētīn.

11. Über Menhire in Judäa ist wenig zu sagen, da die bekannten Steine dieser Art teils mit Sicherheit, teils vermutlich erst der nachmegalithischen Zeit angehören. Allein die bekannte Maṣṣeben-

[1] Vgl. Vincent, Canaan, S. 411 Anm. 1.
[2] Vgl. ZDPV 37, S. 35.
[3] Vgl. Vincent, RB 1901, S. 279.
[4] Vgl. QSt. 1900, S. 222 ff.
[5] Vgl. QSt. 1901, S. 231 f. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, S. 192, Fig. 64.

reihe von Geser reicht in ihren Anfängen näher an die megalithische Periode heran.[1] Daß es sich in Geser um kultische Maṣṣeben, also um ein Heiligtum handelt, dafür lassen sich überzeugende Gründe nicht beibringen.[2] Viel jünger sind die fünf in ʿAin Šems von Mackenzie ausgegrabenen rohen Steinsäulen, welche aus der israelitischen Schicht stammen.[3] Die drei aufrechten Steinblöcke von Tell eṣ-Ṣāfije, welche durch untergelegte Steine auf dieselbe Höhe gebracht worden sind, sind deutlich einfache Pfeiler, welche das Dach des Raumes getragen haben.[4]

Ganz in der Nähe von ʿAin Šems, zwischen ʿArṭūf und Ešwaʿ, steht ein über 2,00 m hoher, 1,00—1,70 m breiter und 1,00 m dicker Steinblock mit einer viereckigen, regelmäßig gemeißelten Aushöhlung an der Seite, wie sie Steine von Öl- oder Weinkeltern zu tragen pflegen. Um einen solchen ganz profanen Stein,[5] nicht um eine Massebe, handelt es sich.[6]

Ähnliches gilt von der Anlage bei Ḫirbet Ṣūbīje, eine Stunde westlich von Rāmallāh, auf welche J. P. Peters aufmerksam gemacht hat.[7] Eine lange, fast nordsüdlich gerichtete, künstlich geebnete Felsfläche ist durch zwei viereckige, nach Osten offene Umhegungen aus großen, roh behauenen Felsblöcken in drei ungleiche Teile geteilt. Wie die vorhandenen Bassins und Zulaufsrinnen beweisen, handelt es sich um eine große Kelteranlage. Peters lenkte die Aufmerksamkeit besonders auf zwei wie Säulenschäfte regelmäßig behauene Monolithe, welche dicht neben der Felsfläche an Steine gelehnt daliegen. J. de Groot gibt eine genaue Beschreibung der Anlage mit Planzeichnung[8] und hält es für möglich, daß hier ein altes, am Bergesabhang liegendes Heiligtum, zu welchem die beiden Steinsäulen als Maṣṣeben gehören würden, erst nachträglich in eine profane Kelter umgewandelt sei. Die beiden 1,70 m bezw. 1,20 m langen und 0,40 bis 0,45 m dicken, nach oben sich etwas verjüngenden und ziemlich glatten runden Säulen und ebenso die ganze Anlage zeigen, wenn ich nach guten, mir vorliegenden Photographien urteilen darf,[9] nichts, was auf ein höheres Altertum oder auf ein Heiligtum schließen

[1] Vgl. Macalister, Gezer II, S. 381—406 und Titelbild. Vincent, Canaan, S. 109 ff. Mader, BZ 10 (1912), S. 1—12.

[2] Vgl. Ed. Meyer, Archäolog. Anzeiger 1913, Sp. 80 ff.

[3] Vgl. QSt. 1912, S. 173 ff.; PEF Annual II, S. 16 und Taf. II.

[4] Vgl. Bliss-Macalister, Excavations in Palestine, S. 31 ff. u. Taf. 8 und 9, besonders Taf. 8, Schnitt ZZ. J. de Groot, Palestijnsche Masseben, S. 28 f.

[5] Vgl. Dalman, PJB 8 (1912), S. 24. J. de Groot, l. c. S. 11 f.

[6] Vgl. dagegen Schick, ZDPV 1887, S. 131 ff. Hanauer, QSt. 1906, S. 239.

[7] QSt. 1904, S. 377 ff.

[8] Palestijnsche Masseben, S. 13 ff.

[9] Dieselben verdanke ich Dr. Rücker.

ließe. Die beiden säulenartigen Monolithe werden irgendeinem profanen Zweck gedient haben, wenn wir diesen heute auch nicht mehr sicher nachweisen können. Ich halte es für undenkbar, daß kultische Maṣṣeben so nahe bei Jerusalem von einem altkanaanäischen oder altisraelitischen Heiligtum sich unversehrt erhalten und heute nach 3—4000 Jahren noch so lose auf der Erdoberfläche umherliegen könnten.

Auf Grund unserer Untersuchung können wir also feststellen, daß sich Denkmäler der Megalithkultur, wenn wir von Obergaliläa absehen, in größerer Zahl nur am West- und Südrande der Wüste Juda, und zwar fast in ihrer ganzen Ausdehnung, finden. Die megalithischen Reste am Westabhang des Gebirges sind sehr spärlich. Alle diese Denkmäler repräsentieren späte Formen aus der Endzeit der Megalithkultur. Es sind die einzigen schwachen Zeugen, daß die Sitte megalithischer Grabbauten einmal auch in die Teile Judäas Eingang gefunden hat, welche mit dem Hirtenleben und dem Osten in enger Verbindung standen. Die zahlreichen natürlichen Höhlen des Landes und die städtische und bäuerliche, von der Küste und den benachbarten Ländern beeinflußte fortgeschrittene Kultur Westpalästinas waren nicht günstig für die Entwicklung der Megalithkultur.

### 2. Die megalithischen Denkmäler des Ostjordanlandes.

Die Dolmenfelder des Ostjordanlandes sind nach und nach bekannt geworden. Weil die Dolmen hier sehr zahlreich sind, haben sie schon früh die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gelenkt. Systematische Untersuchungen haben aber noch wenig stattgefunden.[1] Die meisten Verdienste um die Erforschung der megalithischen Denkmäler des Ostjordanlandes haben sich C. R. Conder und G. Schumacher erworben.

Ǧōlān und Ḥaurān. 1. Im Süden des steinigen Ǧōlān sind die Dolmen sehr zahlreich, aber auch in den westlichen Randgebieten der Ḥaurānebene östlich des Nahr Ruḳḳād. Das größte Dolmenfeld ist das von ʿAin Ḍakār, welches Schumacher untersucht hat.[2] Es beginnt bereits westlich von der alten Brücke Ǧisr er-Ruḳḳād und dehnt sich östlich bis nach ʿAin Ḍakār und etwa 1 km weiter aus. Der größte Teil der Gräber ist im Laufe der Zeit geöffnet worden. Doch fand Schumacher noch eine Anzahl unberührt. Die Gegend ist mit kleinen Basalthaufen bedeckt, ungemein steinig und ungeeignet für die Bebauung. Nach Schumacher bricht der Basalt hier von

[1] Vgl. über ihre Entdeckung oben S. 11 ff. u. Vincent, Canaan, S. 411 Anm. 1 und S. 395, Fig. 277.

[2] Accoss the Jordan, London 1886, S. 62 ff. ZDPV 9 (1886), S. 267 f.

Natur in großen, dicken Platten und bietet so für die Dolmen geeignetes Baumaterial in Hülle und Fülle. Die Quelle ʿAin Ḍakār und ein kleines Sumpfgebiet daneben bilden den Mittelpunkt der Nekropole, welche den Namen Ḳubūr Beni Isrāīl führt.

Die meist ziemlich genau nach Osten orientierten Dolmen sind von einem oder zwei Steinkreisen umgeben oder besser, stehen auf einer oder zwei aus Basaltsteinen gebildeten Terrassen, von denen die innere höher liegt als die äußere. Letztere hat nach Schumacher einen Durchmesser von 5,80—7,00 m. Diese Terrassen erwecken den Anschein von kleinen, etwa 1 m hohen Hügeln, deren Spitze jedesmal ein Dolmen einnimmt. Diese Bauten haben schon sehr viel Künstliches an sich. Die sorgfältig errichtete doppelte Terrasse, auf welcher sie stehen, die Gleichmäßigkeit der benutzten ziemlich dünnen Platten und die Regelmäßigkeit des länglich viereckigen Dolmenhauses erwecken den Eindruck, daß man Gewicht auf die Form legte. Die Langseiten des Dolmens sind in der Regel aus je zwei aufrecht gestellten Basaltplatten gebildet, von denen sich die längere immer an der Westseite, dem Kopfende, befindet. Die Schmalseiten sind durch je eine Basaltplatte geschlossen. Die Dicke der Platten beträgt nach Schumacher 0,30—0,50 m, ihre Höhe 1,00—1,50 m. Die Länge der so gebildeten Grabkammer ist etwa 2,00—4,00 m. Zahlreiche Kammern zeigen eine Verengung des Innenraumes von West nach Ost; bei den besterhaltenen Exemplaren ist die Westseite in der Regel 1,35 m, die Ostseite nur 1,05 m breit. Eine unregelmäßig viereckige Steinplatte von etwa 2,40 m : 2,10 m und 0,30 – 0,60 m Dicke bedeckt den Bau. An der Westseite trägt sie häufig an beiden Ecken zwei vorspringende Buckel.[1] Bei großer Länge des Dolmens sind jedoch zwei Decksteine vorhanden.[2] Die Kopfseite im Westen ist also durch die größere Breite des Innenraumes, durch die größeren Seitensteine und durch die Buckel am Deckstein ausgezeichnet. Viele der Gräber haben jedoch nur je einen Stein an den Langseiten und nur eine Deckplatte.[3] Schumacher schätzt die Zahl der Dolmen dieser Nekropole auf 480; wahrscheinlich ist sie aber noch größer.[4]

Diese Dolmen sind entschieden regelmäßiger und kunstvoller gebaut als die obergaliläischen; besonders aber übertreffen sie darin die von Ḫirbet Kerāzije. Es ist nicht mehr der naturhaft urwüchsige Charakter, welcher diese zumeist aus unbehauenen, rohen Felsblöcken errichteten Denkmäler ebenso wie viele der Belḳa auszeichnet, sondern ein Streben nach Symmetrie und Form, nach Vereinfachung der

[1] Vgl. Across the Jordan, S. 64, Fig. 23.
[2] Vgl. l. c. S. 64 f., Fig. 23—25.
[3] Vgl. Schumacher, ZDPV 9 (1886), S. 267 f. u. Fig. 19 daselbst.
[4] Across the Jordan, S. 66.

Masse. Ein verfeinerter Geschmack spricht sich in ihnen aus, der kein Gefallen mehr fand an den viel großartigeren, urwüchsigeren Denkmälern aus rohen Steinen, und infolgedessen ein Geschmack, der bereits ein Verblassen des megalithischen Gedankens bezeichnet. Wie in Westeuropa die Entwicklung von den Massen des Dolmens und Ganggrabes allmählich auf die aus einfachen und dünnen Platten errichtete massenlose Steinkiste hindrängte, so auch in Palästina. Was einst die Dimensionen der Steine erzielten, suchte man jetzt durch festen Verschluß und exaktes Aneinanderfügen zu erreichen, nämlich die Sicherheit des Toten gegen Eingriffe.

Die Dolmen von Mērōn und Bēt Jaḥūn haben mit denen von ʿAin Ḍakār manches Gemeinsame, die Verengung des Innenraumes im Sinne der Längsachse, die Orientierung von West nach Ost, wenn auch andere Richtungen in allen Nekropolen vorkommen, und die im Verhältnis zum Deckstein geringe Breite des Innenraumes, so daß der Deckstein auf beiden Seiten sehr übersteht. Sie unterscheiden sich von ihnen durch größere Einfachheit in der Ausführung; ihre Decksteine sind roher und ohne Buckel, und vor allem stehen sie zu ebener Erde oder sogar etwas im Terrain verborgen, während die an der Ruḳḳādbrücke und bei ʿAin Ḍakār auf einer künstlichen oder natürlichen Erhebung liegen. Aus alledem gelangen wir zum Schlusse, daß die Dolmen von ʿAin Ḍakār im allgemeinen einer fortgeschritteneren Zeit angehören als die obergaliläischen. Dafür spricht auch eine wichtige Beobachtung, welche Schumacher mitteilt.[1] Guy le Strange besuchte einige Zeit nach ihm dieses Dolmenfeld und fand einen oder zwei Dolmen, welche in der Platte der östlichen Schmalseite eine runde Öffnung von ungefähr 2 Fuß Durchmesser trugen. Das ist ein Beweis dafür, daß hier für Bedürfnisse gesorgt ist, welche man früher nicht hatte oder welche man auf einfachere Weise befriedigte. Eine solche Öffnung, welche wohl durch einen runden Stein verschlossen werden konnte, bezweckte entweder dem Toten einen Ausgang nach Osten zu schaffen oder den Überlebenden einen leichteren Zugang zum Toten. Das weist auf eine Verfeinerung im Totenkult hin.

2. Westlich der Brücke Ǧisr er-Ruḳḳād liegen noch einige zerstreute Dolmen. Sie reichen nordwärts bis ʿAin el-Muʿallaḳa.[2] Bei einigen Dolmen in der Nähe der Brücke unternahm Schumacher Nachgrabungen.[3] Er fand das Innere des Dolmenhauses mit Erde angefüllt, darunter eine Felsplatte. Unter dieser befanden sich Knochenreste und kleine Kohlenstücke. In einem Falle kamen jedoch

[1] L. c. S. 67.
[2] Vgl. ZDPV 9 (1886) S. 267.
[3] Vgl. l. c. S. 268.

zwei Ringe von 7 cm Durchmesser aus einfachem Kupferdraht von 2,5 mm Dicke zum Vorschein, welche leicht verziert waren. Nach Schumacher sind diese Schmucksachen im Dolmenraum gefunden worden. Sein Bericht ist nicht ganz deutlich. Die im Dolmeninnern unter der Erde liegende Felsplatte ist offenbar ein Flurstein, wie sie bei den moabitischen Dolmen nicht selten vorkommen. Bei den Dolmen auf der erhöhten Terrasse konnte sich ein solcher Flurstein empfehlen, um den Dolmenraum nach unten wirksam abzuschließen. Jedenfalls fand die Beisetzung nicht unter dem Flurstein, sondern in jedem Falle im Innenraum des Dolmens statt, wie ja auch die Beigaben im Innern gefunden wurden. Knochenreste und Kohlenstücke auf der Terrasse unter dem Dolmen sind nicht auffällig; sie würden dafür sprechen, das hier vor der ersten Beisetzung Totenopfer stattgefunden haben.

Nördlich von ʿAin Ḍakār und östlich des Ruḳḳād kommen Dolmen in dem ganzen steinigen Gebiet bis Ṣadīr el-Bustān vor; aber sie sind nicht häufig und meist zerstört.[1] Südlich von ʿAin Ḍakār ziehen sie sich auf der östlichen Seite des Wādi ʿAin Ḍakār bis nach Kōkab und Ruǧm Karjān hin.

3. Östlich von ʿAin Ḍakār trifft man an der Straße jenseits der Brücke Ǧisr el-ʿAllān bis nach Tsīl hin eine weitere Dolmennekropole von etwa 180 m Breite. Die Dolmen liegen hier auf einer etwa 3 m hohen Anhöhe in einer Gegend, welche mit Basalthügeln bedeckt ist.[2] Jeder Dolmen steht nach Schumacher auf einer kleinen Erhebung, von welcher meist nicht klar ist, ob sie natürlich oder künstlich ist. Der Charakter der Monumente ist im ganzen derselbe wie bei den Dolmen von ʿAin Ḍakār, dieselbe Orientierung und Verengung nach Osten; nur sind sie weniger gut erhalten; meistens sind die Deckstein nicht mehr in situ. Die Blöcke sind unbehauen. Die Deckstein sind 0,60—0,70 m dicke Platten von etwa 2 m im Geviert und tragen am Westende keine Buckel. Im Gegensatz zu den Dolmen bei ʿAin Ḍakār, welche meist nur zwei Steine in jeder Langseite haben, finden wir hier die Langseiten aus mehreren, aber kleineren Blöcken zusammengesetzt, bis zu sechs auf jeder Seite.[3] Der Deckstein bedeckt daher nur einen Teil des Innenraumes und zwar immer das westliche Ende, d. h. das Kopfende.

Zwischen diesen Dolmen sah Schumacher gerade Reihen von rohen orthostatischen Blöcken und Platten von ungefähr 0,90 m Höhe. Diese Reihen von Menhiren sind etwa 10—30 m lang. Da ein Teil des Dolmenfeldes unter Kultur steht, sind viele dieser

[1] Vgl. Across the Jordan, S. 69.
[2] Vgl. Schumacher, Across the Jordan, S. 149 ff. QSt. 1884, S. 171.
[3] Vgl. l. c. S. 153, Fig. 73.

„alignments“ zerstört. Besonders fielen zwei parallele Reihen in einem Abstande von etwa 5 m auf, welche wie die Begrenzung einer alten Straße aussahen. Schumacher läßt jedoch die Möglichkeit offen, daß es sich um Anlagen religiösen Charakters, um „avenues“ handelt, welche zu einem Heiligtum führten. Er denkt daran, daß der mit rohen Basaltblöcken bedeckte Ruǧm el-Ḥeleif am Westende des Dolmenfeldes ein Höhenheiligtum darstellen könnte, zu welchem die Steinreihen als „avenue of approach“, als heilige Straße, geführt hätten. Er weist dabei auf die bekannten englischen und französischen Anlagen dieser Art hin, wie Avebury bei Marborough,[1] die Stonehenge bei Salisbury,[2] Carnac in der Bretagne,[3] welche von vielen in diesem Sinne aufgefaßt werden. Allein dort haben wir im Mittelpunkt der Anlagen einen oder mehrere monumentale Steinkreise als Heiligtum, während bei Tsīl ein solches gänzlich fehlt. Die religiöse Deutung dieser megalithischen Anlagen bleibt also zweifelhaft, bis durch eine dringend notwendige Neuuntersuchung Klarheit geschaffen ist. Schumacher erwähnt im Anschluß daran noch, daß er Kreise aus rohen Basaltsteinen dieser Art bei Ǧamle und sonst im westlichen Ǧōlān gefunden habe.

4. Nördlich von Tsīl kommen Dolmen mehr zerstreut in dem ganzen Gebiet vor, welches sich vom Tell eǧ-Ǧābije auf dem linken Ufer des Nahr Ruḳḳād bis nach Suwēsi erstreckt. Auch am Nord- und Ostabhang des Tell eǧ-Ǧābije gibt es Dolmen.[4] Dahin gehören auch die sehr zerfallenen Dolmen, welche Schumacher zahlreich auf dem Wege vom Tell eǧ-Ǧābije nach Suwēsi bei Ḳirḳis gesehen hat.[5] Die Gegend ist mit Lavamassen bedeckt, bietet aber durch die Fruchtbarkeit des Bodens und infolge ihres Wasserreichtums das ganze Jahr hindurch eine ausgezeichnete Weide; sie ist hervorragend geeignet für Rinder- und Kleinviehzucht.[6] Im Norden des Tell eǧ-Ǧābije entspringt ein Bach, welcher am Fuße des Tells dahinfließt.

5. Endlich befindet sich südwestlich von ʿAin Ḍakār auf dem Ostufer des Nahr Ruḳḳād noch ein großes Dolmenfeld zwischen Ḫirbet Hamāṭa und Ǧamle.[7] Die Umgebung ist ebenfalls wasserreich. Die zahlreichen Basalthügel dieser Gegend trugen nach Schumacher zum größeren Teile auf der Spitze ein heute zerfallenes

[1] Vgl. Lord Avebury, Prehistoric times[7], London 1913, S. 126 ff.

[2] L. c. S. 130 ff. Vgl. Conder, Heth and Moab[2], S. 210 f.

[3] Vgl. Déchelette, Manuel d'archéologie I, S. 442 ff. H. Obermaier, l. c. S. 504 f. u. Taf. 31.

[4] Vgl. Brünnow, MuNDPV 1896, S. 18 f.

[5] Vgl. ZDPV 37 (1914), S. 130 und Taf. XXXIX A.

[6] Vgl. J. G. Wetzstein, Reisebericht, S. 120.

[7] Vgl. Schumacher, Across the Jordan, S. 68 ff.

Dolmengrab. Baumaterial in Gestalt von Basaltplatten war in Fülle vorhanden. Schumacher gelang es, einige gut erhaltene Exemplare dieser Nekropole zu untersuchen. Sie unterscheiden sich etwas von dem Ḳubūr Beni Isrāīl bei ʿAin Ḍakar. Sie liegen nämlich nicht auf künstlichen Terrassen wie diese, sondern auf einem kleinen Hügel oder zu ebener Erde, und sind von einem rechteckigen Steinwall von etwa 1 m Höhe umgeben.[1] Ihre Längsachse ist ebenfalls von West nach Ost gerichtet und der Innenraum nach Osten verjüngt. Die Langseiten dieser Dolmen bestehen gewöhnlich aus zwei Steinplatten, während meistens nur ein Deckstein vorhanden ist. Als durchschnittliche äußere Länge der Dolmen fand Schumacher 2,50 bis 2,75 m, als Breite 1,20 m. Da die Steinumhegung ungefähr ebenso hoch ist als die Seitensteine des Dolmens, ist von diesem oft nur die Deckplatte sichtbar.

Wie zwischen den Dolmen von Tsīl finden sich hier und bei Ğamle in der Nähe der Nekropole Steinreihen aus Basaltblöcken, welche hier rechteckige Flächen Landes von meist 8 m : 4 m Länge und Breite einhegen. Die Längsachse dieser Rechtecke ist ebenfalls von Westen nach Osten gerichtet; die Höhe der Blöcke beträgt 1 m. Besonders zahlreich und von verschiedener Größe sind diese Anlagen bei Ḫ. Hamāṭa. Schumacher hielt sie für „sacred squares". Diese megalithischen Gruppenbauten erfordern dringend eine Neuuntersuchung, ehe man sich über ihren Charakter schlüssig werden kann. Wahrscheinlich handelt es sich nicht um „Heiligtümer", sondern um Reste alter Siedlungen, wie wir sie bei Ḫ. Kerāzije und es-Seğerāt el-Mubārakāt gefunden haben.

Die bisher besprochenen Dolmennekropolen östlich vom Nahr Ruḳḳād liegen zum größten Teil in dem gewaltigen Lavagebiet, welches sich vom Vulkan Tell el-Faras nach Süden und Südosten erstreckt. Namentlich die Gegend vom Tell Ğoḥadār bis Ğamle und eṣ-Šaġara ist mit Lavamassen und kleinen Basaltkuppen bedeckt, ein ausgezeichnetes, fruchtbares Weideland, in welchem die Natur selbst Material für megalithische Bauten in Fülle vorbereitet hat.

6. Die übrigen Dolmennekropolen des Ğōlān liegen sämtlich westlich des Nahr Ruḳḳād. Der nördliche Teil des steinigen, furchtbar unwegsamen, mit schwarzen Basaltmassen überdeckten und kalten Ğōlanplateaus besitzt, abgesehen von seinem Westrande über dem Jordantale, keine Dolmenfelder. Das überrascht zunächst, ist doch der steinige Ğōlān vermöge seiner Höhenlage und seines Reichtums an Quellen auch im Hochsommer noch eine gute Weide, ja gilt bei den Beduinen als ideales Weidegebiet, als bilād er-rabīʿ, d. h. als

[1] Vgl. l. c. S. 70, Fig. 28.

Land, welches immer Frühweide hat. Dorthin ziehen sich die großen Wüstenstämme alljährlich im Sommer und Herbst mit ihren Kamelherden zurück, um die Regenzeit und den Aufbruch nach dem Osten abzuwarten. Darum ist das Ǧōlānplateau immer noch Weide, und nur die hartnäckigen Tscherkessen haben es vermocht, den nordöstlichen Teil des Plateaus mit einer Anzahl blühender Dörfer zu besiedeln. Im Frühjahr bietet das Land den Anblick einer grünen Fläche mit manchmal mehr als mannshohem Grase, während im heißen Hochsommer die Vegetation doch nicht ganz abstirbt.[1] Der Boden, schwarzbraune, durch Verwitterung der Basaltlaven entstandene Erde, ist von großer Fruchtbarkeit. Den gleichen Charakter hat, wie wir gesehen haben, die Gegend am Nordwestufer des Tiberiassees. Dieser hohe, unwegsame nördliche Ǧolan war, wie Schumacher mitteilt, noch vor wenigen Jahrzehnten mit dichtem Buschwald, namentlich von verschiedenen Eichenarten, bedeckt. Auch heute reitet man noch weite Strecken durch Eichengestrüpp. Die Bewaldung, welche früher zweifellos viel stärker gewesen ist, und die Unwegsamkeit mögen das nördliche Ǧōlānplateau lange Zeit selbst für ausgedehnten Weidebetrieb unzugänglich gemacht haben. Anders war es im Süden des Plateaus. Nach Süden und Südwesten zu senkt sich die Hochebene von 1000 m und darüber bis auf 500—400 m und wird ebener und steinfreier. Die sehr fruchtbaren Ebenen sind hier heute wieder mit zahlreichen Bauerndörfern besetzt und haben guten Weizenboden.[2] Die Dolmennekropolen finden wir daher im südlichen Teile der Hochebene und an ihrem Westrande.

Die südlichste ist diejenige, welche am Tell el-Munṭār und westlich davon liegt und sich südlich bis nach Ḳaṣr Berdawīl erstreckt.[3] Die sehr zahlreichen Dolmen dieser Nekropole gleichen nach Schumacher denen an der Brücke Ǧisr er-Ruḳḳād. Eine weitere, sehr ausgedehnte Nekropole liegt ein Stück weiter nördlich zwischen el-Ḳubbi und el-Ḳunēṭra am Wādi Bāzūḳ und Wādi Ǧoramāja, welche beide auch im Sommer etwas Wasser führen. Hier bestehen die Dolmen meist nur aus zwei rohen dicken Seitensteinen, auf welchen eine starke rohe Basaltplatte als Deckstein liegt. Oft ist dieser verschoben und heruntergefallen oder der Dolmenbau unter seiner Last zusammengebrochen. Die beiden Schmalseiten sind meistens offen und waren wohl ursprünglich mit den zahlreich umherliegenden kleineren Blöcken geschlossen. Die meisten dieser Dolmen stehen auf flachem Grunde zwischen Felsblöcken. Manche sind von einem niedrigen Steinhaufen umgeben. Sie sind zwar kleiner als die Dolmen

[1] Vgl. Schumacher, ZDPV 9 (1886), S. 204.
[2] Vgl. Schumacher, l. c. S. 209.
[3] Vgl. Schumacher, l. c. S. 270.

am ǧisr Ruḳḳād, haben aber einen viel kunstloseren und primitiveren Charakter als diese, was zum Teil daran liegen kann, daß der Basalt hier nicht so regelmäßig in Platten bricht. Sie erinnern in ihrem einfachen, trilithonischen Aufbau sehr an die Dolmen der Belḳā.

7. Zerstreute Dolmen trifft man, wenn man auf der östlichen Jordanseite von et-Tell zur Jakobsbrücke reitet, namentlich östlich von ed-Dikke[1] und ʿElmin. Sie gleichen denen bei Kerāzije. Die beiden nördlichsten Dolmennekropolen des Ǧōlān liegen an der Ostseite der Ḥuleniederung, nördlich und südlich der via maris-Straße, bei Dabūra und Nuʿaran, und ein Stück nördlicher auf der Höhe zwischen er-Rawije und Tell eš-Šebān.[2] An den letztgenannten Orten sind die Dolmen sehr zahlreich. Ihr Aufbau zeigt ziemlich erhebliche Abweichungen von dem weit verbreiteten Typus der Monumente bei ʿAin Ḍakar. Die Ursache ist nach Schumacher, daß der Basalt hier nicht in Platten bricht. Das Dolmenhaus besteht nicht mehr aus je zwei oder mehr Seitensteinen, einem oder zwei Endsteinen an den Schmalseiten und einer großen Deckplatte, welche den ganzen langgestreckten Dolmenraum abdeckt, sondern ist ein unregelmäßiges, westöstlich gerichtetes Rechteck, aus kleineren Basaltblöcken aufgebaut, über dessen Westende ein mächtiger Basaltblock ruht. In einem konkreten Falle war der so gebildete Innenraum nach Schumacher 3,60 m lang und 1,35 m breit, ohne sich nach Osten zu verjüngen. Der Deckstein maß 2,30 m Höhe und 1,80 m Dicke. Dieser läßt das Ostende des Dolmenraumes unbedeckt. Das ganze Monument liegt in einem Steinkreise aus aneinandergereihten kleinen Basaltblöcken von etwa 6 m Durchmesser und 0,70 m Höhe.[3] Es handelt sich hier also um Gräber, deren Innenraum offen daliegt. Nur das Westende, der eigentliche Dolmenraum ist durch größere Seitensteine und durch den mächtigen Deckstein ausgezeichnet. Am Ostende befindet sich keine Öffnung in der Schmalseite. Die Ähnlichkeit dieser Gräber mit den Ganggräbern von Ḫirbet Kerāzije läßt sich nicht verkennen. Nur ist dort der Gang durch Verminderung der Höhe, durch fortlaufende Plattenbedeckung und Öffnung im Osten wirklich angedeutet, während das Westende des Baues im Gegensatz zu er-Rāwije aus großen Seitensteinen gebaut ist. Schumacher bemerkt, daß diese Dolmen viel roher und kunstloser seien als die am Nahr Ruḳḳad. Bemerkt sei noch, daß das Gebiet bei er-Rāwije, auf welchem die Dolmen vorkommen, auf der Schumacherschen Ǧōlānkarte ZDPV 22 (1899) Taf. I mit ed-dann bezeichnet ist. Hier tritt also derselbe Name auf, mit welchem mir von Beduinen

[1] Vgl. G. Dalman, PJB 8 (1913), S. 45.
[2] Vgl. Schumacher, l. c. S. 268 f.
[3] Vgl. Schumacher, l. c. S. 269, Fig. 20.

die Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije benannt wurden, ḥağar ed-denn (Pl. dunūn), und welcher sicher auch im Namen des Dolmens Ḥağar ed-Damm der englischen Karte steckt.[1]

Die Dolmen der Nekropole an der via maris-Straße bei Nuʿarān sind von derselben Art. Sie ähneln also bereits den aufgemauerten Grabmälern von Ḫirbet Der es-Šabab bei Betin, besonders wenn der ganze Raum von mehreren Deckplatten bedeckt war. Bei Dabūra, neben dem Heiligtum des Šeḫ Ḫalil und sonst, gibt es nach Schumacher Gräber, welche den in Steinhaufen fast versteckten Dolmen von Ḫ. Kerāzije sehr ähnlich sind. Schumacher beschreibt ein typisches Exemplar.[2] Ein steinkreisförmiger Steinhaufen von 10 m Durchmesser und 1,80 m Höhe aus großen Steinen umschließt einen Dolmenbau, von dem nur zwei gewaltige Platten von 2,60 m Länge, 1,20 bezw. 1,50 m Breite und 1,00 m Höhe nebeneinander liegend sichtbar sind. Nach Schumacher sind diese beiden Platten die umgefallenen Seitensteine eines auf dem Steinhaufen stehenden zerstörten Dolmens. Die Hauptachse verläuft von Westen nach Osten.

8. An der Ostseite des Ǧōlan, bei el-Fizāra, gibt es in der Nähe zahlreicher Quellen viele zerfallene Dolmen, deren Schumacher Erwähnung tut.[3] Von den beiden von ihm abgebildeten ist Dolmen A, ein offenbar zerstörtes Exenplar, ein einfacher Trilithon mit großem Deckstein und Dolmen B ein aus großen Basaltblöcken in zyklopischer Art aufgemauerter rechteckiger Bau. Decksteine sind nicht sichtbar. Es handelt sich offenbar um eine späte Anlage nach Art der Grabbauten am Westrande der Wüste Juda.

9. Endlich ist noch die kleine Dolmennekropole nordwestlich von Tell el-Ḳāḍī auf dem Höhenrücken Ḍahr eṣ-Ṣerīr zu erwähnen, welche eher zum Ǧōlān als zu Galiläa gerechnet werden kann. Die kleinen Dolmen einfacher Bauart, welche 1882 entdeckt wurden, liegen am Abhange der kleinen Basalthöhe und sind aus Basaltsteinen erbaut.[4] Nur vier Exemplare zwischen zerfallenen sind noch einigermaßen erhalten. Davon erhebt sich eines im Westen nach Conder 0,60 m über den Boden und hat einen Deckstein von 1,52 m Länge und 0,91 m Breite. Auf diesem beobachtete Conder an einem Ende eine flache Schale. Am Südabhang des Tell el-Ḳāḍī fand Dalman eine Basaltplatte von 0,55 : 0,60 m bei 0,20 m Dicke, welche mit acht tiefen, künstlichen Schalenvertiefungen auf einer Seite und fünf auf der anderen Seite versehen war.[5]

[1] Über die wahrscheinliche Bedeutung s. o. S. 307 A. 2.
[2] Vgl. l. c. S. 270, Fig. 21.
[3] ZDPV 37 (1914) S. 262 u. Taf. XLIX A, B.
[4] Vgl. QSt. 1882, S. 226 ff. mit 4 Abbildungen. Conder, Heth and Moab² S. 240 f.
[5] PJB 1911, S. 23.

10. Ihrer Eigenart nach können wir die Dolmennekropolen des Ǧōlān in zwei Gruppen teilen. Die bei weitem größere umfaßt die Nekropolen, welche den fortgeschrittenen, kunstvollen und mehr oder weniger steinkistenartigen Dolmentypus von ʿAin Ḍakār haben. Zu dieser ersten Gruppe gehören alle Dolmen östlich vom Nahr Ruḳḳād und die des südwestlichen Ǧōlān bei Tell el-Munṭār. Die Nekropole bei el-Fizāra mag hier vorläufig ausscheiden, weil wir zu wenig von ihr wissen. Diese Dolmen sind sehr sorgfältig gebaut, haben verhältnismäßig dünne, regelmäßige Platten, stehen auf künstlichen Terrassen umgeben von Steinkreisen oder auf natürlichen Hügeln, sind fast durchweg von Westen nach Osten gerichtet und haben den Eingang im Osten. Das Kopfende im Westen ist regelmäßig durch größere Breite des Innenraumes und oft durch zwei Buckel am Deckstein hervorgehoben. Wenn gut erhalten, sind die Monumente an beiden Schmalseiten durch eine Platte geschlossen, auch an der Ostseite. Einigemal ist eine runde eingemeißelte Öffnung von etwa 0,60 m Durchmesser in der Platte der östlichen Schmalseite konstatiert worden, welche wohl durch einen Stein verschließbar war und als Tür diente. Durch Ausgrabungen Schumachers ist festgestellt, daß manche dieser auf Terrassen stehenden Dolmen auch eine Steinplatte als Fußboden und unteren Abschluß gegen die Erde hatten. In welchem Umfange das der Fall ist, müßte erst noch durch weitere Untersuchungen festgestellt werden. Jedenfalls ist das ein weiterer Beweis für den kunstvollen Charakter dieser Bauten, welcher sie in eine sehr fortgeschrittene Periode der Megalithkultur weist. Doch sei noch hervorgehoben, daß es in allen Nekropolen auch einfachere und primitivere Anlagen gibt, welche aber nicht die Regel sind.

Diesen Nekropolen steht eine kleinere westliche Gruppe gegenüber, deren Dolmen einen einfacheren und roheren Charakter haben. Es sind die Nekropolen am W. Ǧoramāja, am Ostufer des Jordan zwischen Tiberiassee und Ǧisr Benāt Jaʿḳūb, bei Dabūra und er-Rāwije. Hier verwandte man mit Vorliebe große dicke Platten und Blöcke, welche ganz unbehauen sind. Die Dolmen am Wādi Ǧoramāja haben einfache trilithonische Form mit weit offenen Schmalseiten und erinnern so an die Dolmen der Belḳā. Sie stehen zu ebener Erde und sind nicht von Steinkreisen umgeben. Die Dolmen bei Dabūra scheinen, wie viele bei Ḥ. Keräzije, auf oder in einem großen runden Steinhaufen zu liegen. Die Anlagen bei er-Rāwije und Tell eš-Šēbān haben eine länglich viereckige, unregelmäßige Form. Der felsblockartige Deckstein ruht nur auf dem Westende, so daß der übrige Teil des Dolmens unbedeckt ist. Da diese Gräber oft aus zahlreichen kleinen Blöcken errichtet sind, gehören sie ebenfalls

einer späteren Zeit an. Es gibt auch Anlagen, welche den spätmegalithischen Gräbern von Betin sehr ähnlich sind. Die Nekropolen dieser westlichen Gruppe haben also keinen so einheitlichen Charakter. Sie ähneln in vieler Beziehung den Dolmen am Nordwestufer des Tiberiassees, mit welchen sie zu einem Gebiet zusammengehören, und dürfen zum großen Teil als ursprünglicher und älter gelten als die vom Typus der Gräber von ʿAin Ḍakār.

11. Das mit dunklen Lavamassen bedeckte Hochland des Ǧōlan und der Westrand der Nuḳra ist das klassische Land der megalithischen Denkmäler in Palästina. Die Dolmennekropolen sind hier so häufig und so ausgedehnt und die Monumente so zahlreich wie nirgends sonst im Lande. Die Zahl der Dolmen, wenn man die zerfallenen Exemplare einrechnet, dürfte bei genauer Durchforschung in die Tausende gehen. Dazu kommen noch megalithische Anlagen anderer Art, Reihen von Menhiren und rechteckige Umhegungen aus orthostatischen Steinblöcken, welche noch der näheren Untersuchung bedürfen. Es müssen eigene Umstände gewesen sein, welche hier die Entwicklung der Megalithkultur in solchem Maße begünstigten.

Zunächst bot die steinige Natur des Landes Steinplatten und Blöcke in Hülle und Fülle für den Bau megalithischer Grabmonumente, während Höhlen, die sonst als Nekropolen dienen konnten, fehlen. Wie wir gesehen haben, ist das Ǧōlānplateau im allgemeinen zu steinig für den Ackerbau, ist aber ungewöhnlich geeignet für die Viehzucht durch die Fruchtbarkeit des spärlich zwischen den Steinen zerstreuten Bodens, durch den Reichtum an Quellen, durch den üppigen Graswuchs im Frühjahr, welcher sich vermöge der Höhenlage des Landes, des Wasserreichtums und der Steinbedeckung weiter Flächen stellenweise bis in den Hochsommer hinein hält. Dieses ideale Weidegebiet muß bei dem Charakter Palästinas von jeher die Viehzüchter angezogen haben. Es ist das weidereiche und rinderreiche Land Basan, in welchem ein Teil des Stammes Manasse wohnte. Wir fanden bisher die Dolmen überall in Palästina in Beziehung zu den Steppen- und Weidegebieten und schlossen daraus, daß die Megalithkultur hauptsächlich bei den halbnomadischen und etwas Ackerbau treibenden Viehzüchtern und Bauern in den Randgebieten der Wüste geherrscht hat. Diese Ansicht finden wir im Ǧolān aufs deutlichste bestätigt.

Betrachten wir in Guthes Bibelatlas, Karte 20, die heutigen Grenzen der ansässigen Bevölkerung im Ǧolan, so sehen wir, daß alle unsere Dolmenfelder mit alleiniger Ausnahme desjenigen südlich von ʿAin Ḍakar, einschließlich der Dolmen am Nordwestufer des Tiberiassees, entweder in dem heute noch von Halbmonaden bewohnten Weidegebiet oder hart an dessen Grenze (z. B. Tsil, ʿAin Daḳar) liegen.

Der nördliche Ğolan mag, wie bemerkt, wegen seiner Wälder, in alter Zeit für die Hirten unzugänglich gewesen sein; vgl. die Eichen Basans Jes. 2, 13; Ez. 27, 6. Wir dürfen also die Dolmenerbauer für Halbfellachen und Viehzüchter (Schafe, Ziegen, Rinder) ansehen. Namentlich die Rindviehzucht kann hier, wie kaum sonst in Palästina, getrieben werden. Stiere und Böcke Basans, Deut. 32, 14; Ps. 22, 13, und Kühe Basans, Am. 4, 1, waren schon im Altertum berühmt. Wetzstein erzählt, daß heute noch der ganze Ḥauran, die Umgegend von Damaskus und der größte Teil des Antilibanos aus dem Ğolan mit Zugstieren versorgt wird.[1] Bei meiner Reise durch den Ğōlān im März 1910 fielen mir die im Gegensatz zu Westpalästina zahlreichen großen und wohlgenährten Rinderherden auf.

Wo lagen die Ansiedlungen, zu welchen jene gewaltigen Dolmennekropolen gehört haben, Nekropolen, in denen jahrhundertelang begraben worden sein muß? Wir wissen es nicht. Es mögen leichte Hütten gewesen sein, die längst zerfallen sind. Damals baute man für die Lebenden sorglos, den Toten für die Ewigkeit. Die von Schumacher entdeckten Reihen von Orthostaten, die alten Türme und Umhegungen geben uns einen Fingerzeig. Eine genaue Durchsuchung des Landes in dieser Richtung würde uns, wie am Nordwestufer des Tiberiassees, manche Aufklärung bringen. Wir werden diese megalithischen Baureste mit den ehemaligen Siedlungen der Dolmenerbauer in Beziehung bringen dürfen.

Bemerkenswert ist, daß alle Dolmennekropolen des Ğōlān und Ḥaurān sich in der Nähe fließenden Wassers befinden. Für die Dolmen am Nahr Ruḳḳād, welcher von Ṣadīr el-Bustān ab das ganze Jahr hindurch Wasser führt, ist das offenbar.[2] Die große Quelle ʿAin Ḍakar bildet den Mittelpunkt der dortigen Begräbnisstätten. Auch die übrigen Nekropolen befinden sich neben Quellen und Bächen; so die Dolmen am Tell eğ-Ğābije und nördlich davon, die bei Ṣadīr el-Bustān, die Dolmen bei Hamāṭa, am Wādi Ğoramaja,[3] bei ʿElmin und el-Fizāra. Die Nekropolen von Dabūra und er-Rāwije haben den Ausblick auf den See und die Hūlesümpfe zu ihren Füßen. Die bei Tell el-Ḳāḍi liegen in der Nähe der gewaltigen Jordanquelle. Diese nahe Beziehung zum Wasser kann nicht zufällig sein, sondern ist das Resultat einer Wahl. In der Nähe der Quellen lagen auch die ältesten Siedlungen. Die Toten sollten sich am Anblick des fließenden Wassers erfrischen. Man bedurfte desselben wohl auch bei der Beisetzung und zur Totenpflege.

[1] Reisebericht, S. 120; vgl. S. 82.

[2] Vgl. über die starken Quellen bei Ṣadīr eğ-Ğāmūs und Ṣadīr el-Bustān Schumacher, ZDPV 9 (1886), S. 217.

[3] Vgl. Schumacher l. c. S. 214 f.

**ʿAǧlūn.** 1. Im ʿAǧlūn ist der Norden, ein Hochland mit tief eingeschnittenen Tälern, reich an Dolmen. Im Süden, einem mit Wald bedeckten Berglande, kommen sie nur zerstreut vor.[1] Die großen Dolmenfelder des ʿAǧlūn liegen westlich und nördlich von Kefr Jūbā, in dem Gebiet zwischen Irbid, Ṣamma und eṭ-Ṭaijibe und an der Straße von el-Ḥōṣn nach eṭ-Ṭaijibe. Die westlichsten trifft man auf dem Wege von eṭ-Ṭaijibe nach Ṣamma.[2] Südlich von Ṣamma beschrieb Schumacher eine Gruppe von 12 größtenteils zerstörten Dolmen, welche aus dem in Platten brechenden Kalkstein der Umgebung gebaut sind. Sie heißen el-Eḳlaʿa el-Mutrakibat, stehen auf heute wohlbebautem Gelände, auf ebenem Grunde ohne künstliche Terrassen und gleichen den nachstehend beschriebenen Dolmen bei Kefr Jūbā. Das eine erhaltene Exemplar[3] ist ein regelmäßiger Dolmen mit zwei 3,50 m und 3,60 m langen, 0,78—0,90 m hohen und 0,40 m dicken Seitensteinen und einem Giebelstein an der westlichen Schmalseite. Die östliche Schmalseite ist offen. Die 0,35 m dicke Deckplatte ist 3,60 m lang und 1,70—3,00 m breit. Der von dieser gewaltigen Platte bedeckte Innenraum ist verhältnismäßig schmal, so daß die Deckplatte auf beiden Seiten sehr übersteht; er mißt am breiteren Westende nur 0,94 m und verengt sich bis zum Ostende auf 0,65 m. Auf dem Deckstein bemerkte Schumacher eine runde Schale von 0,25 m Durchmesser und 0,10 m Tiefe. Infolge der Schmalheit des Dolmenhauses im Vergleich zum Deckstein machen diese Dolmen den Eindruck von Steintischen. Eine andere Dolmengruppe zwischen Ṣammā und eṭ-Ṭaijibe liegt nordwestlich vom letztgenannten Orte. Die Monumente sind auch hier meist zerfallen. Dolmenreste erwähnt Schumacher auch auf dem Ruinenhaufen Kōm el-ʿAbhar.[4]

Ganz ähnlicher Art sind die zahlreichen Dolmen der Nekropolen bei Kefr Jūbā und Irbid.[5] Schumacher schätzt ihre Zahl auf 800—1000. Die Dolmen stehen hier auf den flachen Erhebungen der Hochebene. Der Boden ist nicht so felsig, als man es sonst in der Umgebung von Dolmen gewohnt ist, sondern teilweise gutes Ackerland. Das Steinmaterial für diese Bauten, in Platten brechender harter Kalkstein, fand man in den Wadis der Nachbarschaft. Die

[1] Über die Wälder im südlichen ʿAǧlūn vgl. M. Blanckenhorn, Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meere, S. 312. Dalman, PJB 1908, S. 15; 1909, S. 23 und Taf. III, 1.

[2] Vgl. G. Schumacher, Northern ʾAjlūn, S. 131 ff. PJB 1908, S. 15.

[3] Vgl. die Abbildung bei Schumacher, l. c. S. 132.

[4] Vgl. MuNDPV 1901, S. 28.

[5] Vgl. G. Schumacher, Northern ʾAjlūn, S. 168 ff. ZDPV 20 (1897), S. 109. O. Eberhard, PJB 1905, S. 59 f.

Steinplatten sind stets unbehauen. Sehr häufig liegen diese Dolmen, wie die des südlichen Ǧolan, auf einer kreisförmigen künstlichen Terrasse, welche verschiedene Formen haben kann. Entweder hat sie die Gestalt eines Steinkreises aus aneinandergereihten großen Steinen,[1] oder besteht aus zwei stufenförmig aufsteigenden konzentrischen Steinringen.[2] Manchmal ist sie kompakt in mehreren senkrechten Steinlagen bis zu einem Meter Höhe aufgebaut. Der Dolmen steht fast regelmäßig nicht im Mittelpunkt der Terrasse, sondern, wie auch sonst in Dolmennekropolen beobachtet, exzentrisch, gegen die Nord- oder Nordostseite verschoben.[3] Viele Dolmen befinden sich jedoch auf ebenem Boden ohne künstliche Erhebung oder Steinkreis.[4]

Wenn vollständig erhalten, bestehen diese Dolmen aus 5 Steinplatten, von denen 4 das Dolmenhaus und die letzte die Bedeckung bilden. Häufig fehlt die Verschlußplatte der östlichen Schmalseite, nicht selten auch die Platten beider Schmalseiten. Die Langseiten sind regelmäßig nur von je einer dünnen und sehr langen Platte gebildet. Die Deckplatte hat, ganz wie bei den Dolmen von Meron und Bēt Jaḥun in Obergaliläa, oft eine solche Größe, daß sie den Dolmenbau an den Seiten bedeutend überragt, so daß der Dolmen den Eindruck eines Steintisches erweckt.[5] Von den von Schumacher abgebildeten Exemplaren hat z. B. Fig. a S. 170 eine Deckplatte von 3,95 m im Geviert, während die Breite des Innenraumes im Westen nur 1,40 m und im Osten 1,10 m beträgt; das Exemplar Fig. c S. 172 hat einen Deckstein von 3,25 : 2,70 m; dagegen ist der Innenraum im Westen nur 1,00 m, im Osten nur 0,74 m breit. Die Längsachse dieser Dolmen ist meist von Westen nach Osten gerichtet, manchmal mit Abweichungen nach NW und SO. Doch kommt auch die Nordsüdrichtung vor. Gelegentlich zeigen, wie auch Mader beobachtet hat,[6] dicht nebeneinander stehende Dolmen verschiedene Orientierung. Der Innenraum ist verhältnismäßig schmal und verengt sich in der Regel von West nach Ost im Sinne der Längsachse. Dazu tritt oft eine Verengung von unten nach oben. Manche der Decksteine tragen nach Schumacher schalenartige Vertiefungen;[7] doch blieb es zweifelhaft, ob sie natürlichen oder künstlichen Ursprungs waren.

2. Schumacher öffnete einige Dolmen, um das Innere zu untersuchen. Der Befund war folgender: Nach einer 35 cm dicken Erdschicht kam eine Lage von Asche, Kohlenstücken und zerfallenen

[1] Vgl. Schumacher, l. c. S. 170 Fig. a.
[2] L. c. S. 171 Fig. b.
[3] Vgl. l. c. S. 171 f. Fig. c; S. 173 Fig. c.
[4] Vgl. l. c. S. 175 Fig. d.
[5] Vgl. l. c. S. 170 end view of Fig. b; S. 174 Fig. c.
[6] ZDPV 37 (1914), S. 41. [7] Vgl. l. c. S. 175 Fig. d.

Knochenresten. Darunter fand er an einer Stelle verschiedene Kupferringe von 7,6 cm Durchmesser, welche an der Außenseite teilweise durch ein eingeschnittenes einfaches Zickzackmuster verziert waren. Unter dieser Aschenschicht stieß man regelmäßig auf einen Flurstein in Gestalt einer Steinplatte und, falls sie den Raum nicht ausfüllte, neben ihr kleinere Steine, um als unterer Abschluß des Dolmenraumes zu dienen. Unter dieser Bodenplatte befand sich der nackte natürliche Felsuntergrund.

Diese Tatsachen sind in mehrfacher Beziehung von großer Wichtigkeit. Es geht daraus hervor, daß der Innenraum des Dolmens, welcher auch nach unten durch eine Bodenplatte abgeschlossen war, Bestattungen mit Beigaben von einfachen kupfernen Schmucksachen barg. Letztere werden Frauen angehört haben. Diese Dolmen waren also wie die des Ǧolan zweifellos Gräber und noch in der Metallzeit in Gebrauch. Die Existenz der Flurplatten, selbst über dem anstehenden Felsuntergrunde, zeigt, daß man es im fortgeschrittenen Stadium des Dolmenbaues, wie schon bei den Ḳubūr Beni Isrāīl im Ǧolan konstatiert wurde, für notwendig hielt, den Innenraum auch gegen den Fußboden durch eine besondere Steinplatte abzuschließen. Wir dürfen also die großen Nekropolen von Irbid und Kefr Jūbā unbedenklich in dieselbe Zeit setzen, wie die Ǧōlānnekropolen vom Typus der Gräber bei ʿAin Ḍakār. Im ganzen zeigen die Gräber bei ʿAin Ḍakār noch einen fortgeschritteneren Charakter, denn sie sind mit mehr Kunst und Regelmäßigkeit gebaut und die Steinplatten vielfach bearbeitet. Zeichen künstlicher Bearbeitung haben wir an den Dolmen von Kefr Jūbā nicht, weder Buckel an den Deckplatten noch Öffnungen in den östlichen Verschlußplatten. Die große Zahl der Gräber — gegen 1000 — zeigt, daß die Nekropole sehr lange im Gebrauch gewesen ist, besonders wenn man bedenkt, daß die meisten Familiengräber sind, welche nacheinander viele Bestattungen aufnehmen konnten. Durch genauere Untersuchungen an Ort und Stelle wird man in dieser Nekropole leicht einfachere und ältere Grabbauten unterscheiden und so an der Hand der großen Zahl der Dolmen ermitteln können, in welcher Richtung sich die Entwicklung im einzelnen bewegte. Wahrscheinlich sind die Dolmen auf ebenem Boden die älteren.

Bemerkenswert an dieser Nekropole ist das bisher in Palästina noch nicht beobachtete Vorkommen von Doppeldolmen, d. h. von Monumenten, welche so dicht nebeneinander liegen, daß zwei nur durch eine Steinplatte geschiedene Dolmenräume von einem gewaltigen Deckstein bedeckt werden. Ob diese Doppeldolmen für Ehepaare bestimmt waren, wie Eberhard meint,[1] sei dahingestellt.

[1] PJB 1 (1905), S. 60.

Zwischen manchen Dolmen dieser Nekropole beobachtete Schumacher, wie bei Tsil, Hamaṭa und Čamle, ziemlich genau in nord-südlicher und ostwestlicher Richtung verlaufende Doppelreihen von Steinblöcken, welche etwa 1 m voneinander entfernt und 0,80 m hoch sind. Ihre Bedeutung bleibt auch hier unsicher.

3. In derselben Gegend, am Wege von el-Ḥōṣn nach eṭ-Ṭaijibe, südlich von Irbid, traf Schumacher zahlreiche Dolmen von der Art derjenigen bei Kefr Jūbā, darunter einen schönen regelmäßigen Doppeldolmen von 2,80 m Länge und 2,50 m Breite bei Bēt Jāfa.[1] Zwei durch eine dünne Steinplatte getrennte Zellen von je 0,80 m Breite am West- und 0,60 m Breite am Ostende bei 0,80—0,90 m Höhe liegen der Länge nach nebeneinander und sind von einem Deckstein überdeckt. Die ganze Anlage steht auf einem Unterbau aus Steinen von 0,50—0,70 m Höhe.

Bei Edūn hat Schumacher einen Altar mit Opferschalen und Rinnen und Überreste eines Malsteines mit Steinkreis angezeigt, ohne eine nähere Beschreibung davon zu geben.[2] Dalman hat diese „sakrale Anlage" nicht finden können.[3] Wahrscheinlich hat Schumacher eine unregelmäßige Gruppe großer natürlicher Feuersteinblöcke im Auge, welche südlich von Edūn an der Straße in einem Getreidefelde zerstreut liegen. J. de Groot hat sie näher studiert.[4] Einer unter ihnen steht aufgerichtet da; er ist 1,57 m hoch, 2,30 m breit und 0,77—0,95 m dick. Die übrigen ragen schräg auf. Es handelt sich nach de Groot und Dalman um eine rein natürliche Bildung. Ein Steinkreis und Altar ist nicht sichtbar. Dagegen sah Dalman fünf Minuten südlich von dieser Anlage einen zyklopischen Feldturm von 5 m Breite und 4 m Höhe aus großen Felsblöcken, welche nach de Groot bis zu 1,60 m lang sind.[5] Von der Südseite führt eine Türöffnung in den Bau, welche jetzt durch einen großen Felsblock versperrt ist. Weiterhin bemerkte Dalman noch die Ruinen von vier ähnlich gebauten Türmen. Diese zyklopischen Türme sind vielleicht mit den größeren Anlagen dieser Art westlich von ʿAmman zusammenzustellen.

4. In dem noch vielfach bewaldeten[6] südlichen ʿAğlūn sind Dolmengräber viel seltener. Jedoch gibt es auch hier einige Zentren. Nördlich von Sūf auf dem Hügel Tell Maṣfa, nach Guthe dem alten

[1] ZDPV 20 (1897), S. 175 f.; vgl. S. 109.

[2] MuNDPV (1897), S. 1. [3] PJB 8 (1912), S. 56 f.

[4] Palestijnsche Masseben, S. 7 f. mit 2 Abbildungen. Vgl. auch Dalman, PJB 8 (1912), S. 56 f.

[5] Vgl. de Groot, l. c. S. 8 Anm. 1.

[6] Vgl. Dalman, PJB (1909), S. 23 u. Taf. III, Abb. 1 daselbst.

Mizpe Gilead,[1] sollen nach Heidet Dolmen und Felsaltäre zu sehen sein.[2] Dolmen in der Nähe von Sūf hat nach Conder Konsul Finn entdeckt.[3] Sie bestehen aus zwei Seitensteinen, einer Platte an einer Schmalseite und dem großen Deckstein, welcher sich in der Regel 1,20 m über den Boden erhebt. L. Oliphant sah nach Conder ähnliche Dolmen bei Ḫirbet Maḫne, etwas nördlich von ʿAğlun.

Bei der Ruine el-Beddije, südlich von Kufrenği auf der Südseite des Wādi ʿAğlun, im Unterlauf auch Wadi el-ʿArıs oder W. eğ-Ğmeme genannt, liegt eine Dolmennekropole, deren Dolmen Ḥağār el-Ḥule genannt werden.[4] Diese Dolmen stehen alle auf einer aus Steinen gebauten runden Terrasse und sind dadurch ausgezeichnet, daß die Platten der Langseiten ein Stück über dem Boden Falze zum Einschieben einer Zwischenplatte tragen, so daß der Innenraum in zwei übereinander liegende Teile zerlegt werden konnte, wahrscheinlich für zwei Bestattungen übereinander. Ein Doppeldolmen, dessen Haus 1,20 m hoch ist, hat dieselbe Einrichtung, zeigt also zweimal solche Doppelräume. Schumacher nimmt an, daß die eingeschobene Steinplatte dazu diente, den Toten zu bedecken. Ich möchte eher an zwei Bestattungen übereinander denken, wie sie die unterirdischen und viel jüngeren, aber an sich ganz gleichartigen, aus großen Basaltplatten gebauten Schiebegräber von Kefr Naffaḫ im Ğōlān auch aufweisen.[5]

Diese Dolmen tragen alle Merkmale einer sehr fortgeschrittenen Entwicklung an sich. Die Steinplatten sind dünn und sorgfältig bearbeitet; die Vorrichtung zum Einschieben der Zwischenplatte ist sehr künstlich und weit entfernt von dem ursprünglichen urwüchsigen megalithischen Charakter der Dolmengräber.

Die **Belḳā.** 1. Die Dolmen der Belḳā machen im Vergleich zu denen des Ğōlān und ʿAğlūn einen weniger kunstvollen und daher altertümlicheren Eindruck. Sie liegen sämtlich in außergewöhnlich felsigen Gebieten, hauptsächlich im westlichen Randgebirge Moabs, seltener auf dem Hochlande. Meistens sind sie zu ebener Erde ohne künstlichen Unterbau errichtet, sind auch in der Regel nicht von einem Steinkreise umgeben und stehen häufig auf nacktem Felsgrunde. Die zum Bau benutzten Steinblöcke und Platten sind in ihrem Naturzustande, massig und unbehauen. Nur bei wenigen läßt sich künstliche Bearbeitung nachweisen. Zwei Blöcke für die

[1] Vgl. jedoch Dalman, PJB (1912), S. 57 f.

[2] Bei F. Vigouroux, Dictionnaire de la Bible, IV, Sp. 850.

[3] Heth and Moab², S. 251.

[4] Beschrieben von Schumacher, MuNDPV 1899, S. 37 ff. und Abb. 11 u. 12. Vgl. auch PJB 1908 S. 18.

[5] ZDPV 9 (1886), S. 339 f., Fig. 122 u. 123.

Langseiten, eine Platte für eine der Schmalseiten und der Deckstein bilden das Grab. Dazu kommt manchmal eine Bodenplatte zwischen den Seitensteinen als unterer Abschluß des Dolmenraumes. Eine Schmalseite ist in der Regel offen; sie war wohl durch kleinere Steine zugesetzt. Unter den von Conder in Moab untersuchten und beschriebenen zahlreichen Dolmen wird nur ein Exemplar erwähnt, welches auf allen Seiten geschlossen war.[1] Sehr häufig haben die Dolmen trilithonische Form, d. h. beide Schmalseiten sind offen. Das sind geöffnete oder unvollendete Exemplare, deren Inhalt natürlich im Laufe der Zeit längst spurlos verschwunden ist. Überhaupt sind alle diese Gräber seit langem geöffnet und ihres Inhalts beraubt worden. Man darf daher ihren heutigen Zustand und die Tatsache, daß sich so selten Reste einer Bestattung in ihnen finden, nicht als Gegengrund gegen den Grabescharakter der Dolmen ins Feld führen.

Im Gegensatz zu den Dolmen Obergaliläas, des Ǧōlān und ʿAǧlun, bei welchen das Dolmenhaus verhältnismäßig schmal und niedrig ist und sich in der Regel nach Osten erheblich verengt, so daß der gewaltige Deckstein den Bau auf allen Seiten überragt, legen die moabitischen Dolmen Gewicht auf möglichst geräumige und vor allem hohe Innenräume. Es gibt eine ganze Anzahl von Dolmen, in welchen ein Mann aufrecht stehen kann,[2] und einzelne erreichen mit dem Deckstein eine Höhe von über 3 m, so daß man nur mit Mühe auf sie hinaufsteigen kann. Die Seitensteine müssen entsprechend hoch sein und sind deshalb häufig auf die hohe Kante gestellt. Der Deckstein erdrückt daher das Dolmenhaus nicht so, wie wir es in Nordpalästina häufig gefunden haben, sondern bedeckt manchmal nicht einmal ganz die Seitensteine. Diese Dolmen haben keine Tischform; das Dolmenhaus mit dem Innenraum spielt auch in der äußeren Erscheinung die Hauptrolle. Neben diesen großen Monumenten sind gerade in den Nekropolen der Belḳā zahlreiche kleine und bescheidene Anlagen vorhanden, darunter sogenannte Halbdolmen, bei denen die Deckplatte nur durch einen Seitenstein gestützt wird, während sie mit dem andern Ende auf dem Boden aufruht, und Dolmen, welche sich nur mäßig über den Erdboden erheben.

2. Die nördlichsten bekannten Dolmen der Belḳā sind die bei Mobaṣ am Ostrande der Ebene el-Bḳēʿa, am Wege von er-Rumman nach ʿAmmān, welche Dalman beobachtete.[3]

[1] Vgl. Survey of Eastern Palestine, Memoirs I, S. 189, Dolmen Nr. 5.
[2] L. c. S. 263 Nr. 55; S. 268 Nr. 112.
[3] PJB 7 (1911), S. 28.

Es folgen die von Conder 1881 untersuchten Dolmen und Menhire auf der Hochebene westlich und südlich von ʿAmmān.[1] Es sind im ganzen 15 megalithische Denkmäler, darunter 10 Dolmen.[2] Besonderes Interesse erweckt eine große Anlage südlich von ʿAmman auf dem Hügel westlich von Hirbet ʿAišeh, die Conder als „Halbdolmen" bezeichnet. Wahrscheinlich ist sie nicht mehr intakt erhalten. Der von Westen nach Osten gerichtete Bau hat einen Deckstein von 3,96 m : 3,35 m Ausdehnung bei 0,50 m Dicke. In der Mitte seiner Oberfläche befindet sich eine künstliche Vertiefung von 0,66 m : 0,51 m und 0,30 m Tiefe, zu welcher ein System von Kanälen vom höheren Westende hinleitet. Zwei andere größere Vertiefungen befinden sich noch am Westrande und neun weitere kleinere über die ganze Oberfläche zerstreut, teilweise auch mit kleinen Zulaufsrinnen. Auf einer Felsplatte östlich neben dem Dolmen sieht man noch ein Paar derartiger Schalenvertiefungen von 0,50 m Durchmesser, welche durch einen Kanal verbunden sind.[3]

Die übrigen Dolmen aus großen Feuersteinblöcken liegen teils nordwestlich, teils nordöstlich von ʿAmmān in unsichtiger Umgebung. Die westliche Gruppe, in der Nähe der bereits ausführlich beschriebenen megalithischen Rundtürme und Wohnburgen, umfaßt einige große Anlagen. So hat das von Conder unter A beschriebene zerfallene Exemplar[4] zwei Seitensteine von fast 3,00 m Länge und einen Deckstein von 3,65 m : 1,83 m. Die Längsachse verläuft von Norden nach Süden. Der Innenraum ist 0,76 m breit und 1,06 m hoch. Auch die übrigen Dolmen sind nicht mehr intakt, wenn auch besser erhalten. Alle stehen zu ebener Erde ohne umgebende Steinkreise. Meist fehlt eine oder beide Giebelplatten. In der Nähe dieser Dolmengruppe, neben einer Höhle, steht ein Menhir von 1,37 m Höhe und 1,80 m Breite an der Basis, welcher auf der Spitze eine runde Schalenvertiefung trägt. Ein anderer von 3,65 m Länge liegt östlich von der Zitadelle. Dieser hat an einer Seite eine Schale von 0,33 : 0,13 m, welche 0,23 m tief ist.[5] Die nordöstliche Dolmengruppe enthält nur kleine und zerfallene Dolmen, in deren Nähe sich ebenfalls einige aufgerichtete Steine befinden. Bei den Dolmen bemerkt man gelegentlich Reste von Mauerzügen megalithischen Charakters, welche man mit den Siedlungen der Dolmenerbauer von ʿAmmān in Zu-

[1] Eine gute Beschreibung des Hochlandes von ʿAmman gibt Mackenzie, PEF Annual I, S. 3 ff.

[2] Vgl. SEP Mem. I, S. 20 ff. Conder, Heth and Moab², S. 252 f.

[3] Vgl. die Abbildung SEP Mem. I, S. 21.

[4] Abbildung l. c. S. 21 und PEF Annual I, S. 7.

[5] Abb. l. c. S. 24. Dalman, PJB 1908, S. 51 glaubt wegen der Schalenvertiefung, daß es ursprünglich der wagerechte Deckstein eines Dolmengrabes gewesen ist.

sammenhang bringen kann.[1] Mackenzie hat ja gezeigt, ein wie bedeutendes Zentrum megalithischer Kultur gerade die Umgebung des wasserreichen Rabbat ʿAmmon einst, besonders in spätmegalithischer Zeit, gewesen ist.[2]

Neben dem megalithischen Wohnbau von Rugm el-Melfūf lernten wir hier eine große vierzellige dolmenartige Grabanlage rechteckigen Grundrisses und mit gemauerten Seitenwänden kennen, welche mit megalithischen Platten abgedeckt ist und an die Gräber von Ḫirbet Dēr eṣ-Ṣabāb bei Betīn erinnert.[3] Sie gehört nach Mackenzie der final and culminating third phase in der Entwicklung der palästinischen Megalithkultur an. Ein einzelliges, einfaches Grab zur Seite bot dasselbe Bild.[4] Wir haben also in der Umgebung von ʿAmman den ungewöhnlich günstigen Fall, daß wir die megalithischen Gräber nicht isoliert, sondern in Verbindung mit den Resten megalithischer Siedlungen finden und daß wir an ihnen die Entwicklung von den Erbauern der einfachen Dolmen zu den Bewohnern der großen Rundtürme und Wohnburgen beobachten können. Letztere hatten das starre megalithische Prinzip in ihren Grabbauten bereits aufgegeben.

3. Die meisten großen Dolmennekropolen der Belḳā liegen im westlichen Randgebirge, in der Nähe der starken Quellen, welche hier entspringen, und an den Abhängen der Täler. Das nördlichste dieser Täler ist der Wādi Ḥesbān, dessen beide Ufer Dolmenfelder tragen. Auf der Südseite liegen von Ost nach West die Nekropolen von el-Ḳurmīje und Sūmīje und auf der Nordseite die von el-Ḳalūʿa.

Westlich von Ḥesbān erstreckt sich ein Höhenrücken namens el-Ḳurmīje nach NW bis zur Quelle ʿAin el-Fḍēli, wo er steil ins Tal abfällt.[5] Am Endpunkt befindet sich auf der Höhe, von welcher man einen schönen Blick das Tal hinab hat, ein Steinhaufen von 4,50 m Durchmesser aus kleinen Steinen. Reste eines Steinkreises, welcher ihn umgab, sind sichtbar. Neben dem Steinhaufen beobachtete Conder auf den Felsflächen runde Vertiefungen von 0,30—0,60 m Durchmesser und bis 0,30 m Tiefe. Dieser Höhenrücken trägt eine Dolmennekropole. Ihr zu Füßen liegt das Tal mit dem ständig Wasser führenden Sēl Ḥesbān. Der in seinen Anfängen enge Wadi Ḥesbān wird nach Musil westlich von der starken Quelle ʿAin Ḥesban fast 200 m breit und anbaufähig und verengt sich erst wieder westlich von Sūmīje.[6] ʿAin Ḥesbān ist eine sehr starke Quelle, deren

[1] Vgl. Mackenzie, PEF Annual I, S. 6.
[2] Vgl. oben S. 344 ff.
[3] Vgl. Mackenzie, l. c. S. 12.
[4] Vgl. l. c. Taf. I u. II.
[5] Vgl. SEP Mem. I, S. 159 ff. Conder, Heth and Moab², S. 254 ff.
[6] A. Musil, Arabia Petraea I, S. 15, 355.

Wasser im Altertum durch Kanäle zur Berieselung von Feldern und Gärten im Tale benutzt wurde. Diese Quelle, die 8 Minuten weiter unterhalb liegende Quelle ʿAin el-Fḍeli und das an dieser Stelle breite, fruchtbare Tal sind sicher Anziehungspunkte gewesen, welche die Dolmenerbauer an diese Stelle gefesselt haben.

Auf dem Nordabhange von el-Ḳurmije untersuchte Conder mit seinen Gefährten 26 Dolmen. Sie bestehen aus dem Kalkstein der Gegend und sind größtenteils sehr zerstört. Die Steine der Schmalseiten fehlen in der Regel; oft sind die Steine der Langseiten verschoben, die Deckplatten heruntergerutscht oder der ganze Bau zusammengestürzt. Conder zählt auch übereinanderliegende Steinplatten mehrfach als Dolmen. Die Monumente liegen auf dem nackten Felsgrunde. Regelmäßige Orientierung ist nicht vorhanden, sondern die Längsachse der Dolmen verläuft in der Regel parallel zu den Konturen des Tales und lehnt sich eng an diese an. Dieses Verfahren ermöglichte es, daß der Deckstein beim Bau leicht den Abhang hinunter und an seine Stelle gebracht werden konnte.[1] Conder bemerkt, daß sich Feuersteinartefakte in der Umgebung nicht finden. Von den Dolmen hat man die Aussicht auf den wasserführenden Talgrund, auf das Jordantal und die Gegend des Tell ʿAsūr im Westjordanlande. Neben den kleinen Anlagen oder Halbdolmen, bei welchen der Deckstein nur von einem Seitenstein getragen wird, während er mit der andern Seite auf dem ansteigenden Bergabhange aufliegt, ragen etwa 6—8 größere Monumente hervor.

Eines der besten Exemplare, in der Nähe der oberen Terrasse, hat den Namen Bēt el-Ḳūl.[2] Die Langseiten dieses Dolmens, dessen Längsachse von Norden nach Süden verläuft, bestehen aus je zwei Steinplatten; die nördliche Schmalseite ist durch eine Platte verschlossen, die südliche offen. Der Deckstein, welcher nur die beiden südlichen Platten bedeckt — ein zweiter, welcher vorhanden gewesen sein muß, ist abhanden gekommen —, mißt 1,83 : 1,60 m und ist 0,30—0,45 m dick. Die ursprüngliche Länge des Dolmens beträgt 3,15 m, die Höhe des Innenraumes fast 2,00 m. Dieser Dolmenbau macht durch seine Länge und die Zweizahl der Seitensteine und Doppelplatten einen fortgeschrittenen kunstvollen Eindruck.

Dasselbe gilt von dem sehr sorgfältig gebauten Dolmen Nr. 3 dieser Nekropole, welchen Conder perhaps the finest specimen east of Jordan nennt.[3] Auf zwei mächtigen Seitensteinen, von denen der südliche 2,74 m lang, 1,60 m hoch und 0,45 m dick, der nördliche 2,44 m lang und entsprechend hoch ist, liegt ein 0,30—0,60 m

[1] Vgl. SEP Mem. I, S. 170.

[2] Nr. 1, Abbildung l. c. S. 161. [3] Abb. l. c. S. 163.

starken Deckstein von 2,44 m und 2,74 m Länge und Breite. Er trägt auf der Oberfläche 6 oder 7 künstliche Schalenvertiefungen von 0,30—0,45 Durchmesser. Die Längsachse verläuft von NW nach SO. Zwischen den Seitensteinen liegt ein Flurstein von 1,83 m Länge und 1,22 m Breite.

Dolmen Nr. 4, ein schönes Exemplar,[1] ist dadurch ausgezeichnet, daß sein Deckstein auf der Oberseite einen 0,60 m hohen Buckel trägt. Da dieser Stein nur einen kleinen Teil des Dolmenraumes bedeckt, müssen einst ebenfalls mehrere Decksteine vorhanden gewesen sein. Die beiden Seitensteine des Dolmens, der von West nach Ost gerichtet ist, sind 3,95 bezw. 2,44 m lang und schließen einen 1,05 m breiten und ebenso hohen Raum ein. Auch ein aufgerichter Stein (Menhir) von 1,52 m Höhe steht zwischen den Dolmen dieser Nekropole.

Bei Sūmīje und auf der gegenüberliegenden Nordseite des Wādi Ḥesbān, bei el-Ḳalūʿa, fanden die englischen Offiziere bei der Landesaufnahme eine Anzahl von Dolmen, davon 18 bei Sūmīje. Sie stehen auf dem Felsgrunde.[2] Ḫirbet Sūmīje ist nach Musil eine ziemlich große, aber ganz zerfallene Ruine neben einer Quelle.[3] Es ist das alte Sibma Num. 32, 3, das nach Jes. 16, 8 f.; Jer. 48, 32 durch seinen Weinbau berühmt war. Die Weinstöcke Sibmas bezeugen die Fruchtbarkeit und Kulturfähigkeit des Tales.

Die Dolmen bei Sūmīje liegen am Ostabhang einer Bergzunge mit der Aussicht auf das Tal und auf el-Ḳurmīje. Diese Dolmen und die auf der Nordseite des Wādis sind nur von mäßiger Größe und ebenfalls schlecht erhalten. Die Decksteine sind meist klein und erheben sich nicht hoch über den Erdboden. Der Innenraum mancher Dolmen hat nur 0,45 m, ja 0,30 m Höhe. Meistens fehlen die Platten der Schmalseiten; oft ist nur ein Seitenstein und der Deckstein vorhanden. Schalen auf den Decksteinen finden sich ziemlich häufig, nämlich bei Nr. 1 (1), 7 (1), 8 (6), 10 (1), 16 (3). Der Deckstein von Nr. 8 von 1,37 m : 1,22 m Größe trägt sechs Schalen von 0,05—0,25 m Durchmesser und 0,01 - 0,05 m Tiefe, welche sehr sorgfältig gemeißelt sind. Neben Dolmen Nr. 10 ist eine Schale auf einer Felsplatte. Interessant ist noch Dolmen Nr. 14 durch seine steinkistenartige Form — der Deckstein ist verschwunden — und Nr. 19, welcher am Abhange steht und an beiden Schmalseiten offen ist. Sein Deckstein hat einen satteldachartigen Rücken, wie wir ihn auch bei Dolmen Nr. 1 (Fig. 54 u. 55) von Ḫirbet Kerāzije beobachtet

[1] Abb. l. c. S. 164.

[2] Vgl. SEP Mem. I, S. 125 ff. Conder, Heth and Moab² S. 255.

[3] Arabia Petraea I, S. 355.

haben.[1] Die Höhe des Innenraumes unter dem Deckstein beträgt nur 0,30 m.

Zusammen beträgt die Zahl der Dolmen im Gebiet des Wādi Ḥesbān nach den englischen Angaben über 50. Conder berichtet auch, daß sich neben der starken Quelle ʿAin Ḥesbān Feuersteininstrumente finden.[2]

4. Von besonderer Wichtigkeit wegen der historisch so bedeutsamen Lage sind die Dolmen im Nebogebiet. Der Nebo, en-Nebā, ist ein vom Plateau der Belḳā nach Westen vorspringender, felsiger und humusarmer, flacher Rücken mit mehreren Kuppen, der sich langsam senkt und am Ras es-Sijāṛa mit dem Steilabfall zum Jordantal endigt.[3] Im Norden wird das Nebogebiet begrenzt durch das tiefe Tal Wādi ʿUjūn Mūsa mit den starken Mosesquellen, einem Wasserfall und Höhlen;[4] im Süden durch den tiefen Wādi Ğdēd, im Südosten durch die Schlucht des Wādi el-ʿAfrīt. Die Höhenunterschiede in diesem kleinen Gebiet sind ganz gewaltig; nach Musil (Karte) beträgt die Höhe des Neboplateaus 835 m, die von Rās es-Sijāṛa 710 m; ʿUjūn Mūsa im Norden liegt 450, ʿAin Ğdēd im Süden 340 m hoch. Vom Nebo hat man, wie bekannt, bei klarer Luft einen wunderbaren Fernblick über das Jordantal, die Nordspitze des Toten Meeres und einen großen Teil Westpalästinas bis nach Galiläa. Von hier sah Moses vor seinem Tode das Gelobte Land, welches er nicht betreten durfte. Hier starb er, im letzten Blick alle Herrlichkeiten Palästinas umfassend, und wurde in der Nähe neben den vielen Toten begraben, welche schon vor ihm dort ruhten (Deut. 34, 1. 5–6).

Die Kuppe des Neborückens über ʿUjūn Mūsa trägt eine Plattform, welche nach Musil einst von einem Steinwall oder einer niedrigen Mauer umschlossen war, wie die vorhandenen Reste zeigten.[5] Ferner sah Musil am Südende der Plattform die Reste eines kleinen Turmes ähnlich einem Weinbergsturm und vermutet, daß die Kuppe einst mit Weinreben und die Abhänge des Berges mit Oliven und Feigenbäumen bepflanzt waren. Das ist durchaus wahrscheinlich. Von der Mauer und dem Turm habe ich nichts gesehen, wohl aber bemerkte ich am NW-Abhange des Berges eine in eine Felsfläche sorgfältig eingehauene Weinkelter mit zwei viereckigen Bassins. Daneben sind zwei Rinnen und 8 runde Schalen ausgehauen, von denen 6 in 2 Gruppen zu dreien angeordnet sind.[6] Musil berichtet, er habe ferner 350 Schritte südwestlich vom Plateau eine mit Mauern um-

[1] Vgl. oben S. 308 f. [2] SEP Mem. I, S. 133.

[3] Vgl. über das Nebogebiet A. Musil l. c. I, S. 334 ff.; über den Sijāṛa-Hügel l. c. S. 341 f.

[4] Vgl. Musil l. c. Fig. 159—163, S. 341 ff.; über diese Grotten vgl. l. c. S. 346.

[5] Vgl. l. c. S. 355. [6] Vgl. Musil l. c. S. 345.

schlossene Terrainwelle gesehen, die noch deutlich den Eindruck eines ehemaligen Weingartens machte. Wahrscheinlich ist dieser von einer Mauer umhegte Weingarten Musils dieselbe Anlage, welche Conder als großen rohen Steinkreis angesehen hat.[1] Er liegt 500 Yards südwestlich von dem Steinhaufen auf der Nebokuppe und besteht aus einem Steinwall von 3,65 m Dicke und hat 100 Schritt (250 Fuß) Durchmesser.

Am Südende der Plattform liegt ein aus rohen Steinen aufgeschichteter moderner Steinkreis von 2,60 m nordsüdlichem Durchmesser und durchschnittlich 0,70 m Höhe. An der Nordseite hat er eine aus drei großen Steinplatten gebildete Tür von 0,75 m Breite und 0,60 m Höhe. In diesem Steinkreise ist ein Grab durch die üblichen zwei Steinplatten am Kopf- und Fußende, die 1,95 m voneinander stehen, angedeutet. Es handelt sich um ein Beduinenheiligtum, wie auch die in ihm niedergelegten Holzbündel zeigen, wahrscheinlich um das Heiligtum eines Stammvaters (ǧidd).

Etwa 50 Schritte nördlich davon befindet sich ein kleinerer Steinkreis von nur 1,50 m Durchmesser, sonst von derselben Art, welcher das Grab eines Weibes sein soll.

Noch ein Stück nördlicher liegt der bekannte Steinhaufen, welcher sich nach Angabe der Beduinen auf das auf der Westseite des Jordantales sichtbare muhammedanische Mosesgrab, Nebi Mūsa, bezieht. Er ist aus ziemlich großen Steinen roh aufgeschichtet und von flacher Form. Zwischen dem großen und dem kleinen Steinkreise fand ich auf den Felsflächen 14 größere und kleinere runde Schalenvertiefungen.

In den Trümmern der byzantinischen Kirchenruine[2] auf dem Rās el-Sijāṛa fand R. Kittel bei seinem Besuch auf einem der Steinquadern aus diesem Bau 9 kleinere oder größere Schalenvertiefungen.[3] Er hält ihn für ein Stück eines Opfersteines von einem uralten Heiligtum auf der Höhe des Rās es-Sijāṛa, den man behauen und als eine Art Reliquie in die Kirche eingemauert habe. Dieser Stein hat jedoch die ihm zugeschriebene außerordentliche Bedeutung nicht. Es ist ein Baustein wie die andern, von 0,56 m Länge, 0,36 m Breite und 0,30 m Höhe. Auf der einen Fläche, die etwas mit Flechten überzogen ist, trägt er, im allgemeinen in zwei Reihen angeordnet, eine Anzahl von kleineren und zwei größere, runde, flache, künstliche Löcher. Das größte hat 0,11 m Durchmesser und 0,04 m Tiefe, die andern z. T. nur 0,03 m Durchmesser. Die Beduinen erklärten auf Befragen, daß die Löcher für das Mingale-Spiel gemacht seien,

[1] SEP Mem. I, S. 202. Conder, Heth and Moab², S. 256 f.

[2] Vgl. über diese A. Musil, l. c. I, S. 273 f., 341.

[3] R. Kittel, Studien zur hebräischen Archäologie, Leipzig 1908, S. 145 f., Abb. 25.

ein Brettspiel, für welches man zweimal 7 Löcher braucht. Ebenso viele Vertiefungen, wenn auch etwas außer der Reihe, lassen sich feststellen. Ähnliche Reihen von kleinen Löchern für Spielzwecke sieht man z. B. nicht selten auf glatten horizontalen Felsplatten in Petra, die von Hirten viel besucht werden.

Die Dolmen liegen am Südwestabhang, am Nord- und Nordwestabhang der Nebo.[2] Die meisten trifft man, wenn man von den Mosesquellen den direkten Fußpfad zum Nebogipfel hinaufreitet, oder wenn man von der Nebokuppe am Nordwestabhang entlang nach Rās es-Sijāṛa reitet. Sie sind in der Mehrzahl von nur mäßiger Größe und ausnahmslos schlecht erhalten, was nicht wunder nimmt, wenn man bedenkt, wieviel Stürme über diese Bauten in dieser vielbegangenen Gegend hinweggebraust sind. Am besten erhalten ist noch das SEP Mem. I, S. 203 abgebildete und beschriebene Exemplar am Nordwestabhang. Es ist von Norden nach Süden gerichtet und hat zwei Seitensteine an der westlichen und einen kleinen an der östlichen Langseite. Der Deckstein mißt 2,28 m : 1,67 m und bedeckt einen 1 m hohen Innenraum. Durch seine künstlichen Schalenvertiefungen auf der Deckplatte, welche Schumacher abgebildet und beschrieben hat,[2] ist ein anderer Dolmen bemerkenswert. Der nach Schumacher 2,90 m lange und 2,80 m breite Deckstein trägt zehn birnenförmige Vertiefungen an einem Rande und eine weitere am andern. Die größten messen 0,15 m : 0,10 m bei 0,05 m Tiefe.[3] Nach Mader besteht die westliche Langseite dieses Dolmens aus 8 Blöcken.[4] Mader macht darauf aufmerksam, daß auch die übrigen Dolmen an der Nordseite des Nebo viele Steine in den Langseiten haben. In der Nähe der Mosesquellen untersuchte er zwei Exemplare, die je aus 12—15 Blöcken bestanden.[5]

5. Dem Neborücken mit seinem westlichen Ausläufer es-Sijāṛa entspricht auf der Südseite der tiefen Spalte des Wādi Ǧdēd der ausgedehntere Rücken el-Maṣlūbīje und die von ihm durch das Tal Ḥenw Ammu Ǧrēsāt getrennte Höhe el-Ḳwēḳīje. Letztere ist nach Musil 805 m hoch.[6] Nördlich zu den Füßen von el-Maṣlūbīje, tief im Tale, liegt 340 m hoch die starke Quelle ʿAin Ǧdēd. Bei ihr vereinigen sich das Tälchen Ammu Ǧrēsāt von Süden und die tiefe Schlucht des Wadi ʿAfrīt von NO.[7] Die Quelle ist nach Jaussen und

[1] Dalman, MuNDPV (1900), S. 24 bildet zwei Exemplare ab.

[2] Vgl. ZDPV 16 (1893), S. 163 Fig. 1; vgl. auch Dalman, MuNDPV (1900), S. 24 Abb. 14.

[3] Vgl. Conder, Heth and Moab², S. 257.

[4] Vgl. ZDPV 37 (1914), S. 39.

[5] Eines davon abgebildet MuNDPV (1900), S. 24 Abb. 15.

[6] L. c. I, S. 266 Fig. 111.

[7] Vgl. den Situationsplan bei Musil, l. c. S. 266.

Savignac sehr wasserreich und entsendet ein Bächlein das Tal hinab, welches zur Bewässerung einiger beduinischer Gemüsegärten dient.[1] Ihr nordöstlich gegenüber, $^3/_4$ Stunde entfernt, liegt 790 m hoch die große byzantinische Ruine Ḫirbet el-Mḫaijeṭ, verschiedene in nord-südlicher Richtung aneinandergereihte und mit Ruinen bedeckte Hügel, welche von drei Seiten durch tiefe, steile Täler geschützt und nur von Norden über einen schmalen Sattel zugänglich sind.[2] Es ist die wichtigste Ortslage dieser Gegend, von großer natürlicher Festigkeit und namentlich dadurch von Bedeutung, daß sie die wichtigen Straßen beherrschte, welche von Jericho auf das moabitische Hochland nach Mādabā hinaufführten. Musil hält el-Mḫaijeṭ für die Ortslage der im Alten Testament öfters erwähnten Stadt Nebo, vgl. Num. 32, 3. 38; 33, 47; Jes. 15, 2; Jer. 48, 1.[3] Jaussen-Savignac wollen in el-Mḫaijeṭ die in der nabatäischen Inschrift von Mādaba genannte Stadt Luḫītu wiederfinden, zumal die Namen anklingen und Mḫaijeṭ auf Luḫītu zurückgehen könnte.[4]

Die Höhen el-Maṣlūbīje und el-Ḳwēḳīje und namentlich ihre Nordabhänge gegen das Tal des Wādi el-ʿAfrīt sind mit zahlreichen Dolmengruppen besät. Die Kuppen selbst tragen nur spärliche Reste; auf el-Maṣlūbīje, welches Conder für das Bāmōt Baʿal von Num. 21, 19 f., 22, 41; Jos. 13, 17; Jes. 15, 2 hält, wird ein zerstörter Steinhaufen erwähnt. Musil traf im Süden der Kuppe von Maṣlūbīje unbedeutende Ruinen.[5] El-Ḳwēḳīje ist heute Begräbnisplatz der Belḳāwīje und gilt nach Musil als heiliger Ort.[6] Er sucht hier das Bāmōt Baʿal der Bileamgeschichte. Weil er die Dolmen irrtümlich für Opferaltäre hält, nimmt er an, daß el-Ḳwēḳīje ein bedeutendes religiöses Zentrum war und daß sich auf dem Gipfel ein Tempel mit dem Symbol der Gottheit erhob. Die Dolmen wären von Verehrern ex voto errichtet und auf ihnen blutige Opfer dargebracht worden. Es ist durchaus möglich, daß el-Ḳwēḳīje ein Höhenheiligtum der Moabiter und ihrer Vorfahren gewesen ist; auch heute benutzt man als Begräbnisstätte im Lande gerne die Umgebung von Heiligtümern, besonders wenn sie auf Bergen liegen. Sicher ist jedenfalls, daß Örtlichkeiten, welche derartig mit megalithischen Denkmälern besetzt sind, einst im Leben der Stämme der Vorzeit, welche diese Grabmäler erbaut haben, eine wichtige Rolle gespielt haben müssen.

[1] Mission archéologique en Arabie. De Jérusalem au Hedjaz, Médain-Saleh, S. 17.

[2] Vgl. die Beschreibung Musil, l. c. I, S. 337 ff. und den Situationsplan S. 335 Fig. 155. Jaussen und Savignac, l. c. S. 18 f., S. 19 Fig. 17 Gesamtansicht. Jüngst ist hier ein großes Fußbodenmosaik entdeckt worden; vgl. RB 1914, S. 112.

[3] L. c. S. 364 f.

[4] CJS II, S. 196.

[5] L. c. I, S. 270.

[6] L. c. I, S. 267.

Die Dolmen sind nicht die ältesten Spuren, welche der Mensch in dieser zerklüfteten Gegend zurückgelassen hat. Dr. Rücker sammelte auf Maṣlūbīje und el-Mḥaijeṭ neolithische Feuersteinartefakte, Messer und Schaber, welche zeigen, daß die Weiden und Quellen der Gebirgstäler bereits die neolithischen Menschen angezogen haben.

Die Dolmen auf el-Maṣlūbīje und el-Ḳwēḳīje haben den gleichen Charakter. Die englischen Forscher untersuchten bei der Landesaufnahme zusammen 162 Exemplare, davon 112 auf el-Maṣlūbīje und 50 auf el-Ḳwēḳīje.[1] Jaussen und Savignac widmen dieser Dolmennekropole einige Bemerkungen.[2] Beschreibung und Abbildungen, welche Musil von den Dolmen von el-Ḳwēḳīje gibt,[3] sind sehr ungenau und, wie schon Th. Kühtreiber bemerkt hat,[4] geeignet, falsche Vorstellungen zu erwecken, als wären die Dolmen kurze, bankähnliche, aus drei Steinplatten bestehende Opfertische.

Die Dolmen dieser Nekropole gehören zu den größten und besterhaltenen des ganzen Ostjordanlandes. Wie riesige Steinkammern erheben sie sich an den mit Felsplatten und Blöcken bedeckten Abhängen der Berge, ohne jeden Unterbau, oft auf nacktem Felsboden. Neben den gewaltigen Exemplaren gibt es wie in jeder Nekropole auch kleine und zerfallene Bauten. Unberührt ist natürlich keines dieser Gräber mehr. Gewöhnlich ist nur eine Schmalseite durch eine Steinplatte geschlossen; die offene ist meistens die Ostseite. Die großen Exemplare wie SEP Mem. I, S. 254 ff. Nr. 14, 22, 44, 48, 50, 55, 70, 100, 112, 113, 117, 134, 144[5] machen einen gewaltigen, urweltlichen Eindruck. Die hochgestellten, meist ganz rohen, unbearbeiteten Platten, welche das Dolmenhaus bilden und auf welchen hoch oben der gewaltige Deckstein thront, sind dem Charakter der Umgebung vorzüglich angepaßt und zeigen den megalithischen Gedanken in seiner monumentalen Reinheit verkörpert. Bearbeitung entweiht den Stein und beeinträchtigt die Wirkung. Diese großen Bauten zeichnen sich besonders durch einen hohen Innenraum aus. Um diesen zu bilden, sind die Seitensteine hochgestellt und erreichen eine Größe, wie wir sie sonst in Palästina nicht mehr finden. So haben sie, um einige Beispiele anzuführen, bei Dolmen Nr. 55 eine Höhe von 1,83 m, bei Nr. 100 eine Höhe von 2,13 m und bei Nr. 112 eine Höhe von 2,00 bezw. 1,83 m. Weder im Ǧōlān noch im ʿAǧlūn läßt sich etwas diesen Riesen Ebenbürtiges an die Seite stellen. Eine längliche, kistenartige Form des Dolmenhauses wird noch nicht angestrebt, sondern es herrscht noch eine gewisse Freiheit und An-

[1] SEP Mem. I, S. 254—273. Conder, Heth and Moab[3], S. 257 f.
[2] L. c. S. 14 ff. Fig. 14—16. [3] L. c. I, S. 268 f. Fig. 113, 114.
[4] ZDPV 37 (1914), S. 120 f.; vgl. Taf. XXXV A.
[5] Abbildungen SEP Mem. I, S. 256 ff. Jaussen-Savignac, l. c. Fig. 14, 15.

passung an das Baumaterial. So hat bei Nr. 20, wie es scheint, der dreieckige Deckstein die Form des Dolmens beeinflußt. Die Kennzeichnung des Fußendes durch Verengung des Innenraumes scheint noch nicht vorzukommen. Man legte noch wenig Gewicht auf ein sorgfältiges Anpassen der Steine aneinander, so daß zwischen ihnen große Lücken klaffen, welche dann mit kleinen Steinen geschlossen wurden. Die benutzten Steinplatten sind sehr massiv und dick, wie die Natur sie darbot. Kurz, bei der Mehrzahl dieser Dolmen ist alles Künstliche vermieden; sie scheinen organisch aus der Umgebung herausgewachsen zu sein. Die Orientierung ist nicht einheitlich, jedoch ist die Westostrichtung die bevorzugte. Daneben kommt auch die Richtung von Norden nach Süden und NW—SO vor. Flursteine sind bei diesen Dolmen verhältnismäßig selten, und die Umhegung durch Steinkreise ist nicht häufig.

Flursteine als unteren Abschluß des Dolmeninneren gegen den Erdboden haben nach der Zählung des Surveybandes folgende Exemplare: Nr. 6, 18, 50, 55, 83, 112, 117 (mit Schalenvertiefung), 134 (mit Schalenvertiefung), 144, also neun Fälle bei 162 Exemplaren, d. h. 5,5%.

Künstliche Schalenvertiefungen sind auf den Decksteinen, bezw. Flursteinen, folgender Dolmen beobachtet worden: Nr. 4 (2), 22 (1), 100 (mehrere), 112 (mehrere?), 113 (40), 114 (4), 117 (1), 126 (1), 134 (1), 144 (3), also in 10 Fällen, d. h. 6,2%.

Zur Erläuterung mögen einige der bemerkenswertesten und sorgfältigsten Anlagen nach den Angaben des Surveybandes beschrieben werden. Bei Dolmen Nr. 14 hat der 2,60 m lange und 2,45 m breite Deckstein einen Buckel von 0,60 m Durchmesser und 0,15 m Höhe, der vielleicht natürlich ist.[1] Die Längsachse ist von Westen nach Osten gerichtet. Der Stein der südlichen Langseite ist 2,60 m lang, 1,06 m hoch und 0,53 m dick. Die nördliche, tiefer am Abhang gelegene Langseite besteht aus 2 Blöcken, von denen einer 2,15 m hoch ist. Die durchschnittliche Höhe des Innenraumes beträgt 1,52 m. Reste eines umgebenden Steinkreises scheinen vorhanden gewesen zu sein.[2]

Dolmen Nr. 55 ist, wie gewöhnlich, an einer Schmalseite offen; die beiden Steine der Langseiten messen 2,13 m Länge, 1,83 m Höhe und 0,76 m Dicke bezw. 2,13 m Länge und 1,83 m Höhe. Die Platte der geschlossenen Schmalseite ist 0,91 m breit und 1,52 m hoch. Zwischen diesen Steinen liegt auf dem Boden eine Flurplatte; sie tragen einen Deckstein von 1,52 : 1,83 m, der vielleicht zerschlagen ist.[3]

[1] Vgl. oben S. 308 f. Dolmen Nr. 1 von Hirbet Kerāzije.
[2] Vgl. die Abbildung SEP Mem. I, S. 256.
[3] Vgl. die Abbildung l. c. S. 263.

Bei Nr. 100 sind die Steinblöcke nach der Meinung Conders roh behauen. Der 0,46 m dicke Deckstein mißt 3,96 : 3,05 m. Eine Schmalseite ist offen. Von den beiden Seitensteinen ist der größere 3,05 m lang und 2,13 m hoch. Die Höhe des Innenraumes beträgt durchschnittlich 1,68 m, seine Breite 1,22 m. Die Oberfläche des Decksteines trägt einige Schalenvertiefungen.[1]

Auch Dolmen 112 ist sehr sorgfältig gebaut. Der 0,30 m dicke Deckstein mißt 3,05 : 2,75 m und bedeckt einen Innenraum von 1,83 m Höhe und 1,06 m Breite. Von den beiden Seitensteinen ist der größere 3,05 m lang und 2,00 m hoch. Gegen den Erdboden ist der Innenraum durch einen Flurstein abgeschlossen. Auch hier trägt der Deckstein auf der Oberseite mehrere, wahrscheinlich künstliche Schalenvertiefungen.[2]

Dolmen Nr. 113, westlich von Ruǧm el-Ǧāzel, ist auffallend durch die große Zahl von Schalenvertiefungen auf dem Deckstein, nämlich nicht weniger als 40, von denen die größte 0,25 m Durchmesser und 0,23 m Tiefe hat. Der Deckstein mißt 2,60 : 1,68 m und bedeckt einen Innenraum von 0,91 m Breite und 1,06 m Höhe. Die beiden Seitensteine messen 2,75 m Länge und 1,52 m Höhe bezw. 2,45 m Länge und 1,06 m Höhe. Eine Schmalseite ist offen. Fünf von den größeren Schalen sind durch einen Kanal verbunden, der quer über den Stein führt, und liegen in einer Linie.[3]

Sehr regelmäßig gebaut ist der Dolmen Nr. 117. Neben dem großen Deckstein von 2,44 : 2,30 m, welcher 0,68 m dick ist, liegt noch ein kleinerer Stein auf dem Dolmen. Beide Seitensteine sind 2,90 m lang und 2,00 m hoch. Der zwischen ihnen liegende Flurstein mißt 1,52 : 1,00 m und ist 0,46 m dick und dadurch ausgezeichnet, daß sich auf seiner Oberfläche eine wohlgebildete künstliche Schale von 0,30 m Durchmesser und 0,15 m Tiefe eingemeißelt findet. Der Innenraum des Dolmens ist 2,75 m lang, 1,52 m hoch und 1,06 m breit.

Diese größten und besterhaltenen Exemplare sind mit Sorgfalt und einer gewissen Regelmäßigkeit gebaut, jedoch in der Regel ohne Anwendung künstlicher Bearbeitung der Steine. Wo solche vorkommt, scheint es sich mehr um ein grobes Zurichten der Naturplatten nach Länge und Breite zu handeln, ohne daß ihr natürlicher Charakter angetastet wurde. Es findet sich noch kein Bestreben, die Steinmassen zugunsten der regelmäßigen Form zu verringern, die Steine zu dünnen, regelmäßigen Platten zu spalten, die an den Rändern gut aufeinander passen und wenig Zwischenraum lassen. Im Gegenteil, man hat eine echt megalithische Freude am Auftürmen von

[1] Vgl. die Abbildung l. c. S. 266.
[2] Abbildung l. c. S. 268. [3] Abbildung l. c. S. 268.

gewaltigen dicken Blöcken und Platten. Die Flursteine sind ein Beweis dafür, daß man bei monumentalen sorgfältigen Anlagen früh Wert darauf legte, die Grabkammer auch nach unten, selbst wenn der Dolmen auf Felsboden stand, durch eine Steinplatte zu schließen.

6. Am Nordabhange von el-Maṣlūbīje liegt eine ähnliche Anlage, wie wir sie am Südabhange des Nebo kennen gelernt haben. Auf diesem Abhang, welcher nach Musil den Namen el-Hadānīje trägt,[1] fand Conder eine ovale Umhegung von etwa 76 m äußerem Durchmesser, welche durch einen 8—12 m dicken und 1,50 m hohen Steinwall aus unbehauenen Steinen von etwa 0,60 m Durchmesser gebildet wird.[2] Das Innere dieses Ovals ist durch Reste eines weiteren Steinwalles von etwa 1,80 m Dicke in westöstlicher Richtung in zwei ungleiche Teile geteilt. Nach Conder weist die Richtung dieser Innenmauer „approximately" auf den Ruǧm el-Mḥaijeṭ auf der Höhe im Osten und zugleich auf den Punkt des östlichen Horizonts, an welchem am Tage der Sommersonnenwende die Sonne aufgeht. Conder betrachtet infolgedessen die Anlage als ein Sonnenheiligtum und vergleicht sie mit ähnlichen in England, wie z. B. Stonehenge.

Die religiöse Bedeutung, welche Conder dieser Anlage zuschreibt, ist nicht erwiesen. Eine westöstlich verlaufende Mauer, die ungefähr in ihrer Verlängerung am Horizonte den Punkt der Sommersonnenwende träfe, ist noch kein Beweis für den Heiligkeitscharakter derselben. Besser werden wir diese Umhegung mit dem gewaltigen, 8—12 m dicken Steinwall als Ringwall aufzufassen haben. Dafür spricht schon, daß sie alle Eigenschaften einer typischen Siedlungslage hat. Sie liegt 100 m über der starken Quelle, wodurch die Wasserversorgung gesichert war, auf einer flachen Erhebung am Abhange des Maṣlūbījehügels. Im Norden ist sie geschützt durch den tiefen Wādi Ǧdēd, im Osten durch ein anderes tiefes Tal und im Westen durch den steilen Abhang zur Quelle. Diese Auffassung hat auch Musil. Wenn er zur Quelle ʿAin Ǧdēd bemerkt:[3] Südöstlich oberhalb von ihr sieht man einen befestigten Platz, so meint er damit offenbar den von Conder beschriebenen Steinwall. Dieser Ringwall unmittelbar über der Quelle neben den zahlreichen Dolmen, besonders in seiner Nachbarschaft, wäre wenigstens ein Rest menschlicher Siedlungsanlagen ältester Zeit in dieser ehemals stärker bewohnten Gegend.

Neben dem Ringwall liegt ein kleiner, offenbar moderner arabischer Grabkreis von 5,80 m äußerem Durchmesser und etwa 0,60 m

[1] Arabia Petraea I, S. 3.
[2] Vgl. SEP Mem. I, S. 98 ff. Conder, Heth and Moab², S. 257.
[3] L. c. I, S. 267.

Höhe mit einer kleinen Tür im Nordwesten. Es ist ein kleines Beduinenheiligtum.

7. Ein sehr bedeutendes megalithisches Zentrum liegt ¾ Stunde südlich von Maʿın, dem alten Bēt Baʿal Maʿōn, auf der rechten Seite des Zerḳā Maʿīn, oberhalb der starken Quelle ʿAin ez-Zerḳā. Von dieser Quelle ab hat der Wādi ez-Zerḳā Māʿīn zunächst südwestliche Richtung und wendet sich dann scharf nach Westen dem Toten Meere zu. Die Dolmennekropole auf der Nordseite der Quelle wird das erstemal von den englischen Reisenden Irby und Mangles im Jahre 1818 erwähnt. Sie fanden eine Maṣṣebe und mehr als 50 Dolmen auf einem Felshügel und andere in dessen Umgebung und vermuteten, daß dies die Nekropole des alten Bēt Baʿal Maʿōn sei.[1] De Luynes und Lartet waren die nächsten, welche sich eingehend mit dieser Nekropole beschäftigten. Sie nennen sie el-Manfūmije nach dem Namen des Hügels und heben ihre Ähnlichkeit mit den Dolmen am Wege von es-Salṭ nach Nāblus bei Ṭawāḥīn es-Sukkar hervor. Lartet spricht davon, daß die Giebelsteine der Dolmen mit eingemeißelten viereckigen Türöffnungen versehen waren und den Eingängen kleiner Felskammergräber in der Nähe glichen.[2] Der schon von Irby und Mangles erwähnte Menhir Ḥaǧar el-Manṣūb wird ebenfalls abgebildet und beschrieben.[3]

Conder hat dann bei den Arbeiten der englischen Landesaufnahme den megalithischen Anlagen bei der Quelle ʿAin ez-Zerḳā besondere Aufmerksamkeit zugewendet.[4] Nach seiner Angabe heißt der Platz mit den zahlreichen aufgerichteten Steinen (Menhiren) Umm ez-Zuētīn „Mutter der kleinen Ölbäume“, obwohl sich heute in der ganzen Umgebung keine Ölbäume befinden. Die aufgestellten Steine von verschiedener Höhe, welche Conder als Menhire ansieht, heißen el-Mrēṛāt. Dieser Name, welchen Musil auf die Lokalität bezieht, bedeutet nach Conder „die (mit Blut oder Öl) Bestrichenen“.[5] Beduinen berichteten Conder von alten Gärten und von Ölgewinnung an dieser Stelle. Man sieht auch östlich von Ḥaǧer el-Manṣūb eine in die Felsplatten gehauene Kelter, welche Conder für eine Weinkelter hält. Gab es einst hier alte Gartenanlagen, gab es Weinberge

[1] Travels S. 465. Vgl. Ritter, Erdkunde XVI, S. 579.

[2] Vgl. de Luynes, Voyage d'exploration à la Mer Morte I, S. 158 f. und die Abbildungen S. 135, 158 f. und Atlas, Taf. 40, 41; Bd. III, S. 235 f.

[3] L. c. I, S. 156 f.; III, S. 236.

[4] Vgl. SEP Mem. I, S. 184 ff. Conder, Heth and Moab² S. 260 ff. QSt. 1882, S. 70 f.

[5] Von ṛarā „mit etwas bestreichen“ bezw. raṛa. Vgl. den Namen ṛarīj „mit Blut bespritzt“ für das gewöhnliche nuṣb, Pl. anṣab, nach W. R. Smith, Die Religion der Semiten, S. 153. Nach I. Goldziher, Muhammedanische Studien I, S. 233 Anm. 7 bedeutet das Wert ṛarīj auch Grabdenkmal.

und wurde Wein gepreßt, so standen wahrscheinlich in der Nähe auch Ölbäume. Dafür zeugt auch der Flurname Umm ez-Zuētīn. Man muß daher erwägen, ob die zahlreichen Orthostaten und Umhegungen, welche Conder beschreibt und als Reste eines alten Heiligtums ansieht, nicht Trümmer alter Gartenanlagen sind. Mackenzie betrachtet sie als die Reste der zur Dolmennekropole gehörenden Siedlung.[1]

Auf einer Terrasse über dem Tale, welche im Westen, Norden und Osten von dolmenbedeckten Hügeln umgeben ist, stehen nämlich nach Conder zahlreiche aufgerichtete Steinblöcke, teils scheinbar regellos, teils in Reihen angeordnet. Ein Felsbuckel in der Mitte der Terrasse trägt drei weithin sichtbare Orthostaten (Conder: Menhire) von 1,50—1,80 m Höhe, welche ein Kreis von kleineren „Menhiren" von 15 Schritt Durchmesser umgibt. Ein größerer Kreis von etwa von 300 Yard Durchmesser umhegt die ganze Felshöhe an ihrem Fuße. Dieser größere Steinkreis besteht aus Orthostaten von 0,90 bis 1,80 m Höhe. Westlich von ihm steht ein einzelner Dolmen. Der innere Kreis mit den drei weithin sichtbaren Steinen ist der Mittelpunkt der ganzen Anlage. In dem Raume östlich davon sieht man Reihen solcher Steine (alignments), welche in nordsüdlicher Richtung verlaufen. Sie scheinen einen viereckigen Platz einzuhegen. Die ganze Terrasse scheint ebenfalls durch Reihen von Menhiren begrenzt gewesen zu sein. Nördlich der zentralen Gruppe sieht man drei wohlausgehauene kleine Grabkammern mit kleinen umrahmten viereckigen Eingangstüren. Conder schätzt die Zahl der aufgerichteten Steine (Menhire) auf mehr als 150. Einige Minuten nordöstlich von diesem Platze, auf einem Plateau jenseits der Hügel, steht der bekannte Ḥağar el-Manṣūb, ein durch seine künstliche Form auffallender Stein, mitten auf einem Ackerfelde.

Conder hält diese interessante Anlage für ein Heiligtum. Das Zentrum desselben wären die drei Menhire mit dem Kreise auf dem Felsbuckel. Die Steinreihen und die sonst über den Raum verstreuten aufgerichteten Steine betrachtet er als Votivstelen frommer Besucher der Kultusstätte. El-Mrēṛāt ist nach seiner Ansicht ein Heiligtum des moabitischen Gottes Peʿōr und die Ortslage des alttestamentlichen Bēt Peʿōr.[2] Die Dolmen auf den umliegenden Hügeln, von welchen der zentrale Kreis mit den Menhiren immer sichtbar ist, sollen Opferaltäre sein. Da ich nicht nach el-Mrēṛāt gekommen bin, vermag ich über den Charakter der ganzen Anlage aus eigener Anschauung nicht zu urteilen. Eine religiöse Erklärung ist nicht

[1] PEF Annual I, S. 36.
[2] Vgt. QSt. 1882, S. 82 f., 85.

unmöglich; doch fordert sie die größten Bedenken heraus, schon deshalb, weil sich ein solches Heiligtum kaum erhalten haben könnte. Die Weinpresse und die Felskammergräber in der Nähe sind beredte Zeugen dagegen.

Den Heiligtumscharakter der ganzen Anlage vorausgesetzt, könnte man zum Vergleich auf ähnliche französische und englische Denkmäler vom Ende der Steinzeit und aus der älteren Bronzezeit hinweisen. Da haben wir nicht selten megalithische Bauten imposantester Art, welche die Verbindung von Steinreihen (Alignements) mit Steinkreisen (Cromlechs) zeigen.[1] Die großen Steinreihen von Carnac in der Bretagne sind 3900 m lang und umfassen in drei Feldern 2813 Menhire. Das Hauptfeld von Ménec hat einen doppelten Steinkreis als Abschluß, zu dem zusammen 11 Steinreihen führen.[2] Die einzelnen Menhire sind von sehr verschiedener Größe. Das dritte Feld, das von Kerlescan, hat 14 Steinreihen und endigt im Norden in einem gewaltigen Cromlech aus 43 Steinsäulen. Der Anlage von el-Mrēṛāt am ähnlichsten ist die viel größere von Avebury bei Marlborough in England.[3] Die zentrale Anlage von Avebury besteht, wie die von el-Mrēṛāt, aus einem großen Cromlech von 1200 Fuß Durchmesser, der je zwei kleinere Doppelkreise einschließt. In el-Mrēṛāt haben wir dafür nur einen Innenkreis. In der Mitte der beiden inneren Kreise stehen in Avebury mehrere isolierte Menhire, ebenso in el-Mrēṛāt. Von dieser zentralen Anlage führen in Avebury nach rechts und links je zwei Steinreihen in hörnerartig geschwungener Linie, welche je in einen doppelten Cromlech auslaufen. Die Bedeutung dieser gewaltigen Cromlechs und der mit ihnen verbundenen Anlagen ist noch unsicher.[4] Man betrachtet sie als Ahnenkultplätze, die zugleich als Tempel und Dingstätten dienten. Die durch die Steinreihen gebildeten Gassen, welche öfters zu solchen Cromlechs führen, wären heilige Zugangsstraßen. Da Dolmen, Ganggräber und Tumuli häufig in der Nähe solcher Heiligtümer liegen,[5] galt ihre Umgebung offenbar als bevorzugter Begräbnisplatz, wie Ähnliches auch sonst bekannt ist.[6]

Nach Analogie dieser viel großartigeren westeuropäischen Anlagen könnten wir die Cromlechs und Steinreihen von el-Mrēṛāt, so wie sie Conder uns beschrieben hat, als Heiligtum auffassen. Inwie-

[1] Vgl. J. Déchelette, l. c. 1, S. 442 ff.

[2] Vgl. H. Obermaier, l. c. S. 504 f., Taf. 31.

[3] Vgl. Lord Avebury, Prehistoric Times[7], S. 126 ff., S. 127 f. Fig. 155 u. 156. H. Obermaier, l. c. S. 505, Abb. 324.

[4] Vgl. J. Déchelette, l. c. S. 446.

[5] So z. B. in der Umgebung des Stonehenge.

[6] Vgl. die großen Nekropolen von Abydos und Kerbela.

weit das zutrifft, muß die genaue Untersuchung der dortigen megalithischen Reste lehren. Jedenfalls sind sie zusammenzustellen mit den Orthostatenreihen, welche Schumacher mehrfach im Ǧōlān (Tsīl, Hamāṭa) und im ʿAǧlūn zwischen Dolmen oder in der Nähe von Dolmenfeldern gefunden hat. Meines Erachtens ist es jedoch wahrscheinlicher, daß es sich um profane Ruinen handelt, etwa um die Reste ehemaliger Gartenanlagen. Zur Erklärung der parallelen Steinreihen könnte man eine Beobachtung Musils anführen. Dieser Forscher erwähnt öfters die Gewohnheit im Libanon, die Weinstöcke an Steinhaufen oder Steine zu stützen. Er sah auch in Edom solche Steinreihen, z. B. in ʿAbde im Negeb. „An den fast flachen Abhängen des Gebirges al-Maṭrada erblickt man hier zahlreiche parallele Steinreihen," sagt er, „die einst den Weinreben als Stützen dienten."[1]

8. Die Dolmen auf den westlichen, nördlichen, namentlich östlichen Hügeln von el-Mrēṛāt, in sehr felsiger Umgebung, sind, wie alle Dolmen Moabs, zum großen Teile zerfallen. Doch ist auch eine ganze Anzahl in ihrem äußeren Bestande noch ziemlich intakt erhalten. Ihre Zahl beträgt gegen 150.[2] In der Nähe mancher Exemplare fand Conder Schalenvertiefungen auf den Felsflächen. Die Dolmen von el-Mrēṛāt sind im ganzen denen von Maṣlūbīje sehr ähnlich. Dieselben dicken und rohen, im allgemeinen unbehauenen Steinblöcke finden Verwendung. Die Umgebung bietet sie in Massen. Nur sind die Dolmen hier weniger hoch gebaut; man erstrebt schon teilweise eine regelmäßigere, künstliche Form. Namentlich die Verschlußplatten der Schmalseiten sind nicht selten für den Gebrauch sorgfältig zugeschlagen. Auch die Verwendung von starken Flurplatten, trotzdem die einzelnen Dolmen auf nacktem Felsgrunde stehen, ist sehr häufig und beweist, ebenso wie die Umhegung mit Steinkreisen aus aneinandergeschichteten großen Steinen, daß diese Nekropole teilweise in jüngere Zeit herunterreicht als die am Wādi Ǧdēd.[3]

Ein Dolmen verdient besondere Erwähnung. Es ist Nr. 5 der englischen Beschreibung, nach Conder das einzige Exemplar in Moab, welches noch vollständig geschlossen ist, also an jeder Schmalseite eine Verschlußplatte besitzt.[4] Er ist aus dicken großen Platten, aber regelmäßig gebaut. Außerdem ist noch eine Flurplatte vorhanden, so daß dieser Dolmen aus 6 Steinplatten besteht. Der Deckstein mißt 2,74 m : 2,44 m und bedeckt einen Innenraum von 2,00 m Länge und 1,00 Breite. Der linke Seitenstein ist nicht weniger als 3,00 m

[1] Arabia Petraea II, 2. S. 151.
[2] Vgl. SEP Mem. I, S. 188 f.
[3] Vgl. auch Jaussen-Savignac, l. c. S. 12 ff. und Fig. 10—13 daselbst.
[4] SEP Mem. I, Abb. S. 189. Jaussen-Savignac, l. c. S. 13 Fig. 11 u. 12.

lang, 1,16 m hoch und 0,70 m dick.[1] Dieser Dolmen hat schon oft die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, weil ein rechteckiges Stück der 0,94 m hohen, 0,76 m breiten und 0,40 m dicken Verschlußplatte der östlichen Schmalseite, und zwar deren rechte obere Ecke, herausgeschlagen ist, so daß eine regelmäßige, viereckige, 0,45 m breite und 0,30 m hohe Tür als Eingang in den Dolmenraum entsteht, eben groß genug, daß ein Mann hindurchschlüpfen kann. Vom häufigen Gebrauch ist der untere Rand ganz glatt gescheuert. Das Dolmeninnere wird wahrscheinlich heute noch als Schlupfwinkel benutzt, wie es auch mit den Dolmen bei Ḫirbet Kerāzije geschieht. Diese Türöffnung ist nun nicht ursprünglich, sondern, wie ihre Lage deutlich erkennen läßt, erst nachträglich geschaffen worden, wahrscheinlich in verhältnismäßig junger Zeit, um den Innenraum als gutes Versteck zu benutzen. Dazu kommt noch, daß solche Türöffnungen in den Verschlußplatten in dieser Nekropole und sonst in der Belḳā ganz unbekannt sind, abgesehen von den späten Dolmen bei Ṭawāḥīn es-Sukkar. Unsere Anlage ist also kein Dolmen „à dalle trouée", wie de Luynes und Lartet geglaubt haben.[2] Lartet will in el-Mrēṛāt irrtümlicherweise mehrfach solche Türen mit sorgfältig eingemeißelter Umrahmung, wie sie die Eingangstüren der Felskammergräber oft aufweisen, an den Dolmen gesehen haben. Er spricht von ouvertures avec encadrement und hält diese Dolmen für gleichzeitig mit einigen kleinen benachbarten Felsgräbern, welche mit derartigen Türen zur Aufnahme einer Verschlußplatte versehen sind.[3] Diese Felsgräber sind so klein, daß die Körper nur in zusammengekrümmter Stellung beigesetzt werden konnten. Sie beweisen aber mit der Weinkelter, daß die Ortslage über die Dolmenzeit hinaus besiedelt gewesen ist.

Die von Vincent $^3/_4$ Stunde südlich von Maʿīn vor dem Abstieg in den Wādi ez-Zerḳā getroffenen Dolmen, welche ihm als el-Maḥraḳāt bezeichnet wurden, gehören offenbar zur Nekropole el-Mrēṛāt.[4]

9. Zu den auffälligsten Erscheinungen von el-Mrēṛāt gehört der Ḥaǧar el Manṣūb, ein Monolith von künstlicher Form, welcher östlich von der Nekropole inmitten eines bebauten Feldes steht. Er ist schon oft beschrieben und abgebildet worden.[5] Er ist von SSW

[1] Vgl. de Luynes, Voyage d'exploration I, S. 158.

[2] Vgl. l. c. I, S. 159 Dolmen B und die Berichtigung von Jaussen-Savignac, l. c. S. 14.

[3] Vgl. l. c. III, S. 235. [4] Vgl. RB 1898, S. 450.

[5] Vgl. de Luynes, l. c. I, S. 156 f. Vorder- und Seitenansicht; III, S. 236. Conder, SEP Mem. I, S. 185 f. Schick, ZDPV 2 (1878), S. 10; Taf. I, Fig. 7. H. Greßmann, TuB II, Abb. 28 S. 21. ZATW 1908, S. 282. Dalman, PJB 1908, S. 51. Jaussen-Savignac, l. c. S. 8., Fig. 6—8.

nach NNO orientiert und steht etwas gegen die Südostseite, seine Vorderseite, geneigt. Er besteht aus einer dicken Steinplatte, welche auf der Vorderseite und auf beiden Schmalseiten sorgfältig geebnet ist, aber auf der Rückseite nur teilweise.[1] Der Stein wird nach der abgerundeten Spitze zu dünner. Auf beiden Seiten ist eine größere Zahl von Grübchen vorhanden, nach Dalman auf der Vorderseite 20, auf der Rückseite 11. Nach Jaussen-Savignac sind sie umgekehrt auf der Rückseite zahlreicher wie auf der Vorderseite und von verschiedenem Alter; die auf der Rückseite haben gewöhnlich einen Durchmesser von 7—8 cm und 2 cm Tiefe. Über ihren Charakter sind die Meinungen geteilt. Manche halten sie für Schalenvertiefungen, Dalman für Stammeszeichen. Da die Zählungen verschieden sind, wird wohl eine Anzahl natürlicher Herkunft sein. Manche werden in der Tat Stammeszeichen ihren Ursprung verdanken oder durch Wegschlagen alter, feindlicher Stammeszeichen entstanden sein. Ein solcher auffälliger aufgerichteter Stein wird leicht ein Gegenstand von Spielereien für müßige Hirtenhände, wie man es leicht im Ostjordanlande beobachten kann. Jedenfalls scheinen mir nach Photographien einige größere Löcher auf der Vorderseite so regelmäßig und deutlich zu sein, daß sie als Stammeszeichen nicht erklärt werden können.

Derartige Vertiefungen gibt es auch an anderen aufgerichteten Steinblöcken. Ganz eigenartig ist aber bei diesem 2,37 m hohen und am Fuße 1,45 m breiten Steine, daß eine regelmäßig eingemeißelte, glatte, 15—18 cm breite und 5 cm tiefe Rinne vom Rumpfe einen 1,10 m hohen und 1,25 m breiten, oben abgerundeten Teil als Kopf abtrennt. Von vorn gesehen macht der Stein entschieden den Eindruck eines Phallus, und man muß annehmen, daß dieser auch beabsichtigt ist. Von der Seite ist die Ähnlichkeit wegen der Dünnheit der Platte, 0,60—0,35 m nach Jaussen-Savignac, viel weniger deutlich. Man darf aber nicht vergessen, daß die Orientalen nicht so anspruchsvoll sind als wir und daß die vorhandenen Andeutungen vollständig genügen, um das beabsichtigte Bild hervorzubringen. Den heutigen Beduinen scheint dies allerdings nicht bewußt zu sein, denn sie nennen den Steinblock ganz neutral „den aufgestellten Stein". Er und die Stelle, wo er steht, sind nach Jaussen-Savignac heute völlig unbeachtet, und nicht die geringste Spur eines Kultus oder einer Legende knüpft sich an ihn.

In welcher Zeit der Ḥaǧar el-Manṣūb seine Form erhalten hat und welche Bedeutung er hat, ist schwer zu sagen. Die Tatsache der ziemlich sorgfältigen Bearbeitung spricht dafür, an eine Zeit zu

[1] Vgl. das Diagramm bei Jaussen-Savignac, l. c. S. 10.

denken, die am Ende der Megalithperiode liegt. An eine erheblich jüngere Zeit zu denken, empfiehlt sich wegen seiner engen Verbinbindung mit der Dolmennekropole nicht. Mackenzie setzt den Ḥağar el-Manṣūb in zeitliche Beziehung zu den Dolmen und schreibt die ganze Anlage der ersten Periode der ostjordanischen Megalithkultur zu.[1] Ist die vorgeschlagene Erklärung richtig und haben wir in diesem Stein tatsächlich das rohe Bild eines Phallus, müssen wir ihm auch eine religiöse Bedeutung zuschreiben und an eine kultische Maṣṣebe, das Symbol einer Baʿalsgottheit, denken. Ihr Platz wäre dann ein altes Heiligtum. Ob irgendeine direkte Beziehung zu den Cromlechs und Menhirgruppen vorhanden ist, muß eine Neuuntersuchung der ganzen Anlage lehren. Ein Gegenstück zu dieser Maṣṣebe, falls diese Deutung richtig ist, ist bisher in Palästina nicht gefunden worden. Der siebte Stein der Säulenreihe von Geser, an welchen Vincent erinnert,[2] kann nicht verglichen werden, weil er nur am oberen Teile seiner Westseite eine flache, nach oben gebogene Querrinne trägt. Er hat weder als Ganzes (vgl. Gezer II, S. 391 Fig. 482) noch von der Westseite (Fig. 483) Ähnlichkeit mit einem Phallus.[3] Unter den zahlreichen Steinpfeilern Petras kommen solche mit Phallusgestalt nicht vor, wenn man von einer einzigen möglichen Ausnahme absieht. Nach Dalman kann man in einem Heiligtum auf el-Ḥubṭa beim mittleren Pfeiler eines dreifachen Pfeilerbildes vielleicht an einen aufgerichteten Phallus denken.[4]

In der Nähe des Ḥağar el-Manṣūb gibt es noch 4 Steine, welche man nach Dalman als Menhire bezeichnen könnte.[5] Einer davon wird von Jaussen-Savignac beschrieben.[6] Er liegt 140 Schritt nordnordöstlich halb im Boden, ist 3,40 m lang, hat etwa 1,50 m Durchmesser und ist sorgfältig behauen.

10. Ein Stück nordwestlich von el-Mrēṛāt liegen bei der Quelle ʿAin el-Minīje mit gutem Wasser am Anfange des Wādi Ḥawāra[7] sieben megalithische Bauwerke in einer von SW nach NO gerichteten Linie.[8] Die meisten sind sehr zerstört und werden von den Arabern als mnēṭīr, „Wachttürme“ bezeichnet. Das besterhaltene Monument besteht nach Conder aus einem Kreise von 2,40 m innerem Durchmesser, in dessen Mitte ein würfelförmiger Stein von 1,05 m Höhe liegt. Der Steinkreis besteht aus 3 konzentrischen Steinringen, ist gegen 1,50 m dick und noch 0,90 m hoch. Da einst zwei Stein-

[1] Vgl. PEF Annual I. S. 36. [2] Canaan, S. 136.
[3] Macalister, Gezer II, S. 390 ff.
[4] Petra und seine Felsheiligtümer, Leipzig 1908, S. 320, vgl. S. 55.
[5] PJB 1908, S. 51. [6] L. c. S. 12.
[7] Vgl. A. Musil, l. c. I, S. 271.
[8] Vgl. SEP Mem. I, S. 10 ff. Conder, Heth and Moab² S. 259.

lagen übereinander vorhanden waren, mag die ursprüngliche Höhe 1,20 m betragen haben. Die Steine sind roh behauen und ziemlich groß. Der zentrale Stein mißt 1,05 m Höhe, 1,00 m Breite und 0,74 m Dicke. An diesen Bau schließt sich östlich eine runde Umhegung aus einer einzelnen Steinreihe von etwa 9 m Durchmesser an.[1]

Conder hält diese Anlagen für Heiligtümer. Der würfelförmige zentrale Stein soll der Altar gewesen sein, und der Verehrer soll in der Umhegung gestanden haben, wenn er seine Andacht verrichtete. Da er in el-Mrēṛāt das Heiligtum des Baʿal Peʿor wiedergefunden zu haben glaubt, denkt er bei el-Minīje an eine Kultstätte des weiblichen Komplements des Baʿal, der Astarte oder, wie er sagt, der Meni. Mit der Gottheit Meni, deren Gleichsetzung mit Astarte-Venus ganz unsicher ist,[2] hänge auch der Ortsname el-Minīje zusammen.[3] Speziell wäre es der Num. 23, 28 genannte „Gipfel des Peʿōr, der auf das Ödland herabschaut" und auf dem Balaḳ für Bileʿam sieben Altäre errichtete. Bei nüchterner Betrachtung der vorliegenden Tatsachen muß man sagen, daß an den Bauten, soweit wir nach den vorliegenden Angaben zu urteilen vermögen, nichts vorhanden ist, was mit Notwendigkeit oder Wahrscheinlichkeit auf ein Heiligtum hinweist. Bis auf weiteres müssen wir dieselben für Reste von Rundtürmen ansehen, wie sie nicht selten in der Nähe von Quellen vorkommen.[4]

11. Das nächste, wenn auch nicht so bedeutende megalithische Zentrum südlich von el-Mrēṛāt liegt in der fruchtbaren Umgebung des mächtigen, sich plötzlich aus der Hochebene erhebenden Kegels des Ǧebel ʿAṭārūs (765 m), der infolge seiner dominierenden Lage die ganze Umgebung beherrscht.[5] Auf seinem Gipfel befinden sich nur späte Ruinen. M. Blanckenhorn berichtet von einem Dolmen auf der Hochebene von Libb, zwischen diesem Orte und dem Ǧebel ʿAṭārūs.[6] Der viereckige Deckstein ruht nach seiner Beschreibung auf drei kleineren Steinen und diese wieder auf größeren. Auf der Abbildung erkennt man nur den sehr dicken Deckstein und mehrere herumliegende kleinere Blöcke. Dicht vor Ḫirbet ʿAṭārūs sah Blanckenhorn auf einem Ausläufer des Kammes eine rechteckige Umhegung, welche von großen, senkrecht aufgerichteten Steinplatten (standing stones) gebildet war und welche er nach dem Vorgange von G. A. Smith[7] als ein altes Heiligtum ansieht.[8] Er ist mit Smith überzeugt,

[1] Vgl. den Plan l. c. S. 11.
[2] Vgl. über diesen Gottesnamen W. Baudissin, PRE³ XII, S. 575 ff.
[3] Vgl. QSt. 1882, S. 82 ff. Heth and Moab², S. 143.
[4] Vgl. A. Musil, l. c. III, S. 285. [5] Vgl. A. Musil, l. c. I, S. 236 f.
[6] Naturwissenschaftliche Studien, S. 201.
[7] Vgl. QSt. 1905, S. 361 [8] L. c. S. 201 f.

daß diese Gegend einst sehr stark bevölkert war und daß hier ehemals „ein wichtiges religiöses Zentrum" dieser Bevölkerung gelegen habe. Von der starken Besiedlung dieses Gebietes, von alten Terrassen, Mauerzügen und Resten alter Weingärten erzählt auch Musil.[1] In der Nähe des erwähnten viereckigen Heiligtums, welches Smith genauer beschreibt, sah er einige zerfallene Dolmen. Musil ritt vom Ǧebel ʿAṭārūs nach Mkāwer auf einer alten Straße und traf rechts von ihr eine Anzahl von Anlagen, welche er als alte Tennen ansah.[2] Smith, der denselben Weg in umgekehrter Richtung zurücklegte, beschreibt ihn als eine 4 m breite Straße, die von zwei Reihen von Orthostaten eingefaßt wird. Neben dieser Straße bis nach Ḫirbet ʿAṭārūs hin fand er eine größere Zahl von Mauervierecken von etwa 3,00 m Seitenlänge und 0,90 m—1,20 m Höhe, deren Inneres mit Geröll angefüllt war. Die Außenflächen der Steine waren behauen.[3] Sie sehen aus wie Türme und bestehen, wie die Abbildung bei Smith zeigt, aus roh aufgeschichteten Blöcken, welche teilweise in regelmäßigen Lagen gelegt sind. In derselben Gegend beobachtete der englische Forscher einen Steinkreis, in welchem ein Stein von 2,10 m Länge lag, der einst aufgerichtet und dessen oberer Teil konisch zugehauen war. An der Südseite dieses Kreises sah er eine Schalenvertiefung mit einem Zulaufskanal. Andere aufgerichtete Steine und einige große Kreise aus solchen standing stones waren in der Nähe. Als besonders reich an alten Steindenkmälern nennt Smith den Höhenrücken von eṭ-Ṭēr (Musil: ed-Dēr) östlich von Mkāwer und die sich anschließenden Höhen nach ʿAṭārūs. Die erwähnten Mauervierecke zu beiden Seiten der Straße sind nach Smith zu zahlreich, um Verteidigungstürme zu sein. Er schreibt ihnen deshalb religiöse Bedeutung zu. Musil sah bei Telʿet abu Saʿad, südöstlich von ʿAṭārūs, eine alte Umfriedung, in welcher mehrere zerbrochene Steinplatten standen oder lagen. In der Nähe waren zahlreiche Mauerreste alter Weinberge.[4] Blanckenhorn traf beim Abstieg zur Ḥammām ez-Zerḳā „einen echten Cromlech oder Steinkreis", in dessen Nähe er ein Feuersteinmesser auflas.[5]

Die beschriebenen Steinbauten der Umgegend von ʿAṭārūs können an sich aus verschiedener Zeit stammen. Ein Teil von ihnen hat jedenfalls ein sehr hohes Alter, wie die Dolmen beweisen. Dazu können wir auch die megalithischen Umhegungen aus aufgerichteten Steinen, Steinkreise und Vierecke rechnen. Über die Bedeutung dieser Denkmäler wird man nur mit großer Vorsicht urteilen dürfen. Nichts

[1] Vgl. l. c. I, S. 133; 237. [2] L. c. I, S. 237.
[3] Vgl. QSt. 1905, S. 358 f. und Fig. 3.
[4] L. c, I, S. 133.
[5] Naturwissenschaftliche Studien S. 202.

berechtigt uns meines Erachtens dazu, in den Mauervierecken religiöse Bauten zu sehen. Die ganze Gegend muß erst systematisch nach megalithischen Bauten und Resten der neolithischen Steinindustrie untersucht werden, ehe eine Zweckbestimmung der vorhandenen Bauten versucht werden kann. Die Umgebung von Aṭārūs und Mkāwer bildet nach unserem heutigen Wissen den südlichen Abschluß der großen megalithischen Zentren im Westgebirge Moabs, die sich vom Wādi Ḥesbān in ununterbrochener Folge bis zum sēl el-Ḥammām bezw. Wādi el-Wāle erstrecken. Südlich von diesem Gebiete sind bisher, wie wir sehen werden, nur vereinzelte Funde gemacht worden, selbst in der sehr fruchtbaren Umgebung von el-Kerak.

12. Der wichtige alte Übergang über das 100–150 m breite, wasserreiche und fruchtbare Tal des Wādi el-Wāle[1] bei Ḫirbet Iskander, welchen auch die Römerstraße benutzte, ist durch megalithische Reste ausgezeichnet, welche infolge ihrer Lage an der Hauptstraße schon oft beschrieben worden sind. Bereits Irby und Mangles erwähnen hier zwei Menhire, von denen der größere von 10 Fuß Höhe auf der Südseite stand.[2] Sie betrachten ihn als Grenz- oder Gedenkstein.[3] Musil hielt den Stein auf dem flachen südlichen Ufer gegenüber von Ḫ. Iskander für eine Kultstätte. Er ist über 2,00 m hoch, 0,68 m breit und 0,30 m dick und heißt Sarbūṭ.[4] Auf dem rechten, nördlichen Ufer, östlich von Ḫ. Iskander, sah er mehrere hohe und schmale, in die Erde eingesetzte Steinplatten.[5] Musil betont die Wichtigkeit der Ruinen von Ḫ. Iskander und el-Mlehleb wegen ihrer beherrschenden Lage über den hier sich kreuzenden Straßen und dem wasserreichen Tale. Die megalithischen Reste beweisen, daß man die Bedeutung dieser Ortslage schon in sehr alter Zeit erkannt hatte. Das zeigen auch die neolithischen Funde, welche M. Blanckenhorn hier gemacht hat.[6] Auf dem rechten, nördlichen Ufer entdeckte er bei einer anstehenden Feuersteinbank eine neolithische Werkstatt und am ansteigenden Talhang mehrere Dolmen und zwei Menhire. Auf diesem Platze und in der weiteren Umgebung sammelte Blanckenhorn zahlreiche Schaber, Pfriemen und Bohrer aus Feuerstein auf, die sämtlich rohen Charakter zeigen und wohl ein gering entwickeltes, verarmtes Neolithicum („mit eolithischer Facies") repräsentieren. Von den Menhiren ist der aufrechtstehende

[1] Vgl. über den W. el-Wāle Brünnow und Domaszewski, Die Provincia Arabia I, S. 3.

[2] Travels, S. 462 ff.

[3] Vgl. auch Schick, ZDPV 2 (1879), S. 7.

[4] L. c. I, S. 132. [5] L. c. I, S. 244.

[6] Vgl. Naturwissenschaftliche Studien, S. 197 ff. Vgl. oben S. 129.

2,37 m hoch, der umgefallene, jetzt in 3 Stücke zerbrochene, 3,60 m lang. Neben letzterem grub Blanckenhorn zwei primitive Feuersteinartefakte aus. Der Menhir auf dem südlichen Ufer inmitten von Getreidefeldern ist nach Blanckenhorn 3,00 m hoch, an der Basis 0,60 m breit und 0,35 m stark. Die neolithischen Funde erstreckten sich auch auf das linke Ufer.

**Die Jordantaldolmen.** 1. Der Region megalithischer Denkmäler im Westgebirge Moabs geht eine andere über dem Ostrande des Jordantales parallel, wo zahlreiche Dolmen und verwandte megalithische Anlagen auf den unteren Abhängen der Randberge des ostjordanischen Plateaus vorkommen. Es sind zwei ungleiche Gruppen; eine kleinere nördliche bei Ṭawāḥīn es-Sukkar, am Wege von es-Salṭ zur Damijefurt, und eine größere, die sich vom Wādi Ḥesbān bis zum Wādi ʿAjūn Mūsa erstreckt. Wie die moabitischen Dolmen im Westen der moabitischen Hochebene liegen, so die Jordantaldolmen im Osten der Oasen des Ḳōr. Beide Dolmenzentren sind also an Verkehrswege (es-Salṭ — Nāblus; Jericho — Mādaba; Jericho — ʿAmmān) und an fruchtbare Gebiete (moabitische Hochebene; Bewässerungsoasen des W. Kefrēn, Ḥesbān und ʿAjūn Mūsa) geknüpft.

Die Dolmen bei Ṭawāḥīn es-Sukkar gehören, weil sie in der Nähe der Straße von Nāblus nach es-Salṭ liegen, zu den ersten, welche in Palästina beobachtet wurden. Irby und Mangles sahen sie schon im Jahre 1818 und zählten 27 Exemplare in dieser Nekropole.[1] De Luynes und Lartet haben sie dann ausführlicher beschrieben und auch einige Abbildungen veröffentlicht,[2] davon zwei mit einer viereckigen, sorgfältig eingemeißelten Türöffnung (ouverture encadrée) in einem Giebelstein.[3] Die französischen Forscher nannten diese Nekropole nach der Örtlichkeit Ala Safat; dieser Name ist heute verschwunden. Sie legten Gewicht auf die Vergesellschaftung der Dolmen mit kleinen Felskammergräbern, deren viereckige Türen einen sorgfältig eingemeißelten Falz zur Aufnahme einer (hölzernen?) Verschlußplatte tragen, wie die mehrfach beobachteten Türen in den Giebelsteinen der Dolmen. Sie wiesen endlich auch auf die Ähnlichkeit dieser palästinischen Dolmen mit den algerischen, z. B. denen von Roknia hin. Nach Dalman umfaßt die Nekropole von Ṭawāḥīn es-Sukkar gegen 100 Dolmen, die häufig eine kleine viereckige Öffnung im Verschlußstein aufweisen.[4] Die neueste Beschreibung dieser

[1] Travels, S. 325.

[2] Voyage d'exploration I, S. 135 (Abbildung von 2 Dolmen), S. 136 (2 Dolmen); III, S. 233 ff.

[3] L. c. III, Abb. S. 234.

[4] PJB 1908, S. 18.

Dolmen, welche aber nur einen Teil derselben umfaßt, ist von F.-M. Abel.[1]

Im Norden des Weges von der Damijefurt nach es-Salṭ liegen die Hügel des Ǧebel Rḥāja und ein Stück weiter nördlich, am Fuße der Berge die Ruinen Ṭawāḥin es-Sukkar. Östlich von diesen erheben sich die Felshöhen in Terrassen, auf denen unsere Dolmen gebaut und kleine horizontale Felskammergräber eingemeißelt sind.[2] Diese Felsgräber sind so klein, daß die Leiche kaum Platz hatte. Noch enger sind die Eingänge. Eine Kammer maß nach Abel kaum 1 m nach Länge und Breite; zu ihr führte ein 1,50 m langer, enger Eingangskorridor. Andere Anlagen waren noch primitiver. Den Felsgräbern schließt sich die Dolmennekropole unmittelbar an. Zunächst kommen kleine Dolmen in Form von schmalen, langen, allseitig geschlossenen Steinkisten, welche also aus 5 dünnen Steinplatten bestehen. Sie sind meist schlecht erhalten. Von den besten Exemplaren war eines 2,00 m lang, 0,85 m breit und 0,92 m hoch;[3] ein anderes war bei 2,00 m Länge nur 0,35 m breit. Weiter oben am Abhange standen echte megalithische Dolmen in größerer Zahl. Sie sind an einer Schmalseite offen, bestehen aus 4 Steinplatten und einer Flurplatte und erinnern ihrem Aussehen nach an die Dolmen von Kefr Jūbā. Sie sind aus verhältnismäßig dünnen, regelmäßigen Platten sorgfältig gebaut und die Verschlußsteine der Schmalseiten häufig bearbeitet. Eines der besten Exemplare[4] hat zwei 3 m lange Seitenplatten; der 0,20 m starke Deckstein mißt 3,20 : 2,70 m und bedeckt einen Innenraum von 2,80 m Länge, 1,55 m Breite und 0,70 m Höhe. Mitten auf der Deckplatte befindet sich eine künstliche Schalenvertiefung.

An einer Stelle der Nekropole fand Abel größere Felsgräber mit viereckigen Türöffnungen und wohlgebaute, auf beiden Schmalseiten geschlossene Dolmen nebeneinander. Letztere haben in manchen Fällen in der Platte der westlichen Schmalseite eine kleine, viereckige, oben abgerundete und mit Sorgfalt eingemeißelte Türöffnung, welche denen der Felsgräber gleicht. Manchmal ist sie mit einem Falz umgeben, wie um eine Verschlußplatte aufzunehmen. Darauf haben schon de Luynes und Lartet hingewiesen. Abel erwähnt drei derartige Dolmen.[5] Bei dem ersten ist die Tür zu ebener Erde und 0,37 m hoch; die beiden anderen Exemplare haben die Türöffnung an der Südwestseite, eines zu ebener Erde, das andere

[1] RB 1910, S. 550 f. mit 5 Figuren.
[2] Vgl. RB 1910, S. 549 und die Karte S. 540.
[3] Vgl. RB 1910, S. 550, Fig. 3 B.
[4] Vgl. l. c. S. 550, Fig. 3 A; S. 554, Fig. 7.
[5] S. 551, Fig. 4—6.

etwas über dem Boden; eine dieser Türen ist 0,51 m hoch und 0,45 m breit. Diese Türen und namentlich die eingetieften Falze setzen eine so hohe Fertigkeit in der Steinbearbeitung voraus, daß dazu Metallwerkzeuge unerläßlich waren. Diese Dolmen haben noch eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit. Die beim Bau zwischen den Steinplatten mit Notwendigkeit entstehenden Ritzen und Lücken, durch welche das Tageslicht voll eindringen konnte, wurden zweifellos von jeher durch kleinere Steine zugesetzt, um die Leiche vor Tieren zu schützen und die Grabesruhe zu sichern. Hier sind aber diese Spalten so sorgfältig mit kleinen zusammengepaßten Steinen geschlossen, daß auch das Tageslicht vom Innern ferngehalten wurde. Selbstverständlich waren auch die erwähnten kleinen Türen durch eine Platte verschließbar. Sie dienten wohl dazu, einen bequemen Zugang in das Grabesinnere zu gewähren, ohne daß man genötigt war, den Verschlußstein wegzunehmen, wie es früher geschehen sein mochte. Diese Türöffnungen sind ein Beweis für die Verfeinerung der Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Hier vereinigt sich das Bestreben, den oberirdischen Grabbau recht fest und sicher zu machen und das Innere auch gegen das Tageslicht zu schützen, mit dem anderen Wunsche, für die Totenpflege einen leichten und häufigen Zugang zum Toten zu haben. Verglichen mit den gewaltigen, urtümlichen Dolmen von el-Maṣlūbīje sind das recht künstliche Bauten.

2. Es wäre für die zeitliche Bestimmung dieser Dolmennekropole von großer Bedeutung, wenn die Ansicht Abels, daß die erwähnten horizontalen Felskammergräber mit oder ohne Eingangskorridor mit den Dolmen oder wenigstens einem Teile derselben gleichzeitig sind, zu Recht besteht. Daß Kammergräber und Dolmen gemeinsam eine Nekropole bilden, ist evident. Nur bleibt es sehr fraglich, ob die Felsgräber zu gleicher Zeit ausgehauen wurden, als der jüngere Teil der Dolmennekropole gebaut wurde, wie Abel annimmt. Backofenförmige horizontale Grabkammern mit kleiner, viereckiger Tür kommen in Palästina erst spät vor. In der ältesten Zeit begrub man in Naturhöhlen, welche den Bedürfnissen einer Grabstätte nur wenig angepaßt wurden, teils mit horizontalem, teils mit vertikalem Eingang. Daneben bestand immer die Sitte des Erdgrabes, häufig unter dem Fußboden der Häuser, und in manchen Teilen des Landes das Dolmengrab. Aus der natürlichen Grabhöhle entwickelte sich als künstliches Felsgrab das altkanaanäische Brunnengrab mit senkrechtem Schacht, aus welchem ein kleiner, horizontaler Korridor in die runde, bienenkorbartige Grabkammer führt. Dieses ist schon nachmegalithisch und Erzeugnis einer fortgeschrittenen Kultur. Gräber der von Abel beschriebenen Art müssen wir unter das Jahr 1000 v. Chr. ansetzen. Soweit wir urteilen können,

muß es heute im höchsten Grade als zweifelhaft gelten, daß sich die Sitte megalithischer Dolmengräber an einzelnen Stellen des Ostjordanlandes bis in die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. erhalten hat. Ganz unmöglich ist es jedoch nicht. Immerhin glaube ich die Gleichzeitigkeit der Felskammergräber mit den Dolmen von Ṭawāḥīn es-Sukkar ablehnen zu müssen. Es liegt nur ein lokales Nebeneinander vor. Dann müssen wir natürlich annehmen, daß die Auftraggeber der Felsgräber die älteren Dolmengräber dieser Nekropole pietätvoll geschont haben.

Jedenfalls gehören diese Dolmen zu den jüngsten, die wir in Palästina haben. Der megalithische Geschmack war ihren Erbauern schon abhanden gekommen. Es sind Verfeinerungen angebracht und eine Sorgfalt angewendet, welche dem Charakter des Dolmengrabes widerspricht. Fortschritte in den Vorstellungen vom Leben nach dem Tode machen sich geltend, denen das alte megalithische Grab nicht mehr entsprach.

3. Abel weist noch auf eine interessante Zwischenform zwischen Dolmen und Felsgrab hin, welche er in dieser Nekropole beobachtet hat. Er fand eine Grabkammer mit Tür aus dem lebenden Felsen gehauen, die oben offen war, so daß ein großer Deckstein nach Dolmenart als Dach dienen mußte. Hier hätten wir also das Dolmenhaus, das sonst aus 4 aufgestellten Steinplatten gebildet wird, aus einem Stück gehauen (dolmen à base monolithe), wodurch natürlich seine Festigkeit und Abgeschlossenheit bedeutend gewinnen mußte. Von da sei nur noch ein Schritt zum Sarkophag und zum horizontalen Felskammergrabe, das nach Abel ursprünglich nur die Größe und Gestalt des Dolmenraumes hatte. Er setzt hier also voraus, daß das horizontale Felsgrab aus dem Dolmengrabe entstanden ist. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Wir werden daher das von ihm angeführte Beispiel als ein verunglücktes Felsgrab betrachten dürfen, das durch eine künstliche Bedeckung brauchbar gemacht wurde.

4. Die übrigen Jordantaldolmen bedecken die unteren Abhänge der Berge vom Wadi Kefrēn bis zum W. ʿAjūn Mūsa und zerfallen in zwei Gruppen, die von Tell el-Ḥammām und von el-Meṭābaʿ.[1] Nach Conder befinden sich in diesem Gebiet 200—300 Dolmengräber, meistens jedoch kleine Exemplare. Die Umgebung ist wasserreich. Außer verschiedenen Quellen führen der W. Kefrēn und auch der W. Ḥesbān, hier Meśraʿ ʿAḳwe genannt, das ganze Jahr Wasser und bilden im östlichen Ḡōr eine Oase, in welcher die alten Ansiedlungen Tell es-Rāme und Tell el-Kefrēn liegen. Die Dolmenzone im Osten dieser Oase ist die älteste zur Oase gehörige Nekropole.

[1] Vgl. SEP Mem. I, S. 229 ff. Conder, Heth and Moab², S. 251 f.

Die nördlichste Gruppe ist die von Tell el-Ḥammam neben der heißen Quelle el-Ḥammam. Diese liegt am Fuße des Tells. Nach Blanckenhorn fällt das Wasser in ein kleines Becken, welches von einem schilfumwachsenen Sumpf umgeben ist. Er fand das Wasser etwas eisenhaltig, aber sonst gut.[1] Ein Teil der Gräber liegt bei der Quelle ʿAin el-Meheijine, der andere, 20—30 an der Zahl, am Hügel el-Mābera. Diese Dolmen sind nach Conder klein, mit wenig Sorgfalt aus Kalksteinplatten gebaut, aber verhältnismäßig gut erhalten. Eine Schmalseite ist meist offen. Sie liegen zu ebener Erde und sind nicht von Steinkreisen umgeben.

Von dort erstrecken sich die Gräber südwärts an den unteren Bergabhängen bis nach dem Hang von el-Meṭābaʿ, über welchen man von Tell er-Rame zum Heiligtum des Šēḫ Ṣuēliḥ aufsteigt.[2] Musil nennt dieses Heiligtum fälschlich eš-Šēḫ Ǧājel und hält die Ortslage nach Num. 25, 16—19 für die Lage des alten Bēt Peʿōr.[3] Links vom Wege, wenn man aufsteigt, sieht man die kleine Dolmennekropole von el-Meṭābaʿ, welche aus 14 Gräbern besteht und wegen ihrer Lage an der von Europäern vielbenutzten Straße von Jericho nach Madaba oft beschrieben wurde. Es sind wohl diese Dolmen, welche de Saulcy im Norden des Toten Meeres am Fuße der östlichen Berge sah. Sie waren meist von Norden nach Süden orientiert und lagen am Wege vom Nebo zum Ḳōr auf dem Plateau el-Azhemieh.[4] De Saulcy erwähnt auch Dolmen zwischen ʿAjūn Mūsa und ʿAin Suēme.[5] De Luynes verzeichnet sie bei einem Orte Ek-Saïb unfern von Tell er-Rāme.[6] Der Begleiter de Saulcys, Abbé Michon, beschrieb einige der Dolmen von el-Meṭābaʿ.[7]

Die Dolmen von el-Meṭābaʿ sind sorgfältiger und kunstvoller gebaut als die von Tell el-Ḥammām. Auf einem breiten natürlichen Hügel, in dessen Nähe sich ein moderner Steinkreis von etwa 13,75 m Durchmesser befindet, fand Conder 5 Dolmen im Halbkreise angeordnet. Von diesen fällt der erste, ein Doppeldolmen auf der Nordseite des Hügels, durch seine Größe und regelmäßige, steinkistenartige Form besonders auf. Er befindet sich im zerstörten Zustande.

[1] Naturwissenschaftliche Studien S. 280 f.

[2] Zum Ortsnamen el-Meṭābaʿ vgl. Dalman, PJB 1908, S. 19. Mader, ZDPV 37 (1914), S. 42: ʿArḳūb el-Meṭābaʿ. Musil schreibt Tell el-Meṭāba.

[3] Musil, l. c. I, S. 21, 344, 348.

[4] De Saulcy, Voyage en Terre-Sainte, Paris 1865 = Matériaux pour servir à l'histoire de l'homme, II, S. 246 (Zitat nach de Luynes, Voyage d'exploration III, S. 236 A. 1).

[5] Voyage en Terre-Sainte I, S. 312 ff.

[6] Voyage d'exploration III, S. 236 f., Abb. S. 237.

[7] Vgl. Bulletin de la Société archéologique de la Charente, V, S. 47 mit Abbildungen.

Die Decksteine und die Steine einer Langseite sind nicht mehr vorhanden.[1] Die Längsachse ist, wie bei allen Dolmen von el-Meṭaba', von Norden nach Süden gerichtet. Die noch intakte Langseite des Dolmens, welche nicht, wie die Doppeldolmen des 'Aǧlun, aus zwei, nur durch eine Längsplatte getrennten Räumen nebeneinander, sondern durch zwei Räume hintereinander gebildet wird, besteht aus drei dicken Steinplatten von 1,83, 1,00 und 3,65 m Länge. Beide Steine der Schmalseiten sind erhalten; der südliche mißt nach Conder 1,83 m Länge, 0,91 m Höhe und 0,45 m Dicke.[2] Der nördliche Seitenstein ist 1,52 m lang, 0,91 m hoch und 0,25 m dick. Die besonders sorgfältig bearbeitete und geglättete Zwischenplatte, welche die beiden Dolmenräume schied, ist 1,44 m lang, 1,22 m hoch und 0,38 m dick. Um die beiden Räume miteinander zu verbinden, ist die Mittelplatte mit einer sehr regelmäßig eingemeißelten viereckigen Tür zu ebener Erde mit etwas gebogenen Seiten versehen. Die übrigen Steine fehlen; eine große Steinplatte liegt in einem der Räume. Die auf allen Seiten sorgfältig bearbeitete Mittelplatte fällt besonders auf und weist uns in eine Zeit, in welcher man längst mit Metallwerkzeugen umzugehen wußte und in der Kunst der Steinbearbeitung wohlerfahren war. Wir müssen dieses megalithische Denkmal ziemlich spät ansetzen; dafür spricht auch seine Größe und die ungewöhnliche Anlage dieses Doppeldolmens.[3] Ein großer Steinkreis aus unbehauenen Steinen von etwa 18 m Durchmesser umgibt ihn.

Von derselben Art ist die von Conder als Dolmen Nr. 5 bezeichnete Anlage, ebenfalls ein zerstörter großer Doppeldolmen, dessen Räume durch eine Mittelplatte ganz nach der Art des ersten Dolmens geschieden waren. Vorhanden sind noch je zwei dicke Steinplatten an den Langseiten und der Stein der südlichen Schmalseite. Die nördliche Seite ist offen und die Decksteine verschwunden. Die mit einer breiten Tür versehene Mittelplatte ist ein Stück über dem Boden abgebrochen und der obere Teil verschleppt. Der untere steckt noch im Boden. Auch dieses Monument ist von einem großen Steinkreise, einer Art Plattform, umgeben.

Dolmen Nr. 3 zeichnet sich durch die gewaltigen Seitensteine aus, von denen einer nach Conder 4,85 m lang, 1,52 m hoch und nur 0,38 m dick, der andere noch 3,20 m lang, 0,76 m hoch und 0,30 m dick ist. Der Bau ist an einer Schmalseite offen und der Deckstein verschwunden; dagegen bedeckt den Boden des Innenraumes

[1] Abbildungen des Dolmens vgl. SEP Mem. I, S. 232. Vincent, Canaan, S. 420, Fig. 202 (Gesamtansicht), Fig. 303 u. 304. Jaussen-Savignac, l. c. S. 3, Fig. 2.

[2] L. c. S. 231 f.

[3] Vgl. D. Mackenzie, PEF Annual I, S. 37.

ein Flurstein von 2,44 m : 1,37 m. Ein Steinkreis von 7,60 m Durchmesser umgibt das Monument.[1] Hier tritt die Dünnheit und Regelmäßigkeit der Steine und die späte, kistenartige Form besonders hervor.

Neben dieser Dolmengruppe ist ein Steinkreis von 6,70 m Durchmesser, in welchem ein umgefallener Menhir liegt.[2] In der Nähe sind noch andere Dolmen und ein ähnlicher Steinkreis von 5 Schritt Durchmesser mit einem aufgerichteten Steine im Innern.[3]

Bei el-Meṭāba' liegt zweifellos eine späte Dolmennekropole vor. Die beiden Doppeldolmen erinnern in ihrer ganzen, in Palästina ungewöhnlichen Art teils an die großen westeuropäischen Ganggräber, teils auch durch die langen, verhältnismäßig dünnen, regelmäßigen Seitensteine an die Steinkistengräber der Tumuli. Man wird übrigens Dolmen Nr. 5 besser nicht als Doppeldolmen mit fehlendem nördlichen Giebelstein, sondern als Ganggrab mit breitem und kurzem, in der Richtung der Längsachse ansetzendem Gange (Vorraum) aufzufassen haben. Dann wäre die durchlöcherte Mittelplatte die Scheidewand zwischen Dolmenraum und Gang. Genau solche Gräber vom Ende der Steinzeit finden wir nicht selten in West- und Nordeuropa, namentlich in Schweden.[4] Die Dolmen von el-Meṭāba' vereinigen die gewaltigen Steinmassen der echt megalithischen Zeit mit sehr fortgeschrittenen Formen. Sie haben Eigentümlichkeiten, die sich sonst in Palästina nicht mehr finden, und stellen vielleicht ein Wiederaufleben des megalithischen Gedankens in der Spätzeit dar.

**Die megalithischen Denkmäler südlich des Wādi el-Mōǧib.** Die Hochebene südlich vom Wādi el-Mōǧib ist arm an megalithischen Anlagen. Sie kommen hier nur vereinzelt in den fruchtbaren und noch teilweise dauernd bewohnten Gebieten im westlichen Randgebirge vor und an einzelnen, durch Quellen wichtigen Punkten der Hochebene. Bisher sind folgende Punkte bekannt geworden.

1. F. de Saulcy traf bei Ṣarfa und weiter nördlich eine alte Straße, welche von zwei Reihen orthostatischer Blöcke eingefaßt war.[5] Diese erinnerten ihn an die Steinreihen von Carnac. In der Gegend von Meǧdelēn, südlich des Ǧebel Šīḥān, sah er am Rande eines Wadis einen doppelten Steinkreis aus Basaltblöcken von etwa 90 m Durchmesser.[6]

[1] Vgl. die Abbildung l. c. S. 234. [2] Abb. l. c. S. 233.

[3] Vgl. auch H. W. Trusen, PJB 1908, S. 93 f.

[4] Vgl. O. Montelius, Orient und Europa, S. 130 f., Fig. 178—180; S. 137 ff., Fig. 186, 188 b, 191, 195, 198—200.

[5] A narrative of a journey round the Dead Sea and the Bible Lands in 1850 and 1851, London 1853, I, S. 341, 362 f.

[6] L. c. S. 362.

2. Am Abhange des Ǧebel Ammu 'n-Nṣajeb südöstlich von Kufrabba, südwestlich von Kerak, fand Musil einen Bau aus drei großen Steinplatten, welchen er für einen Dolmen hält. Er ist 2,36 m lang, 0,70 m breit und 1,11 m hoch. Man hat von ihm eine prachtvolle Aussicht in die Senke des Wādi el-Ǧedıra mit Olivenhainen und Gärten.

3. Bei Ḫirbet Ader, östlich von Kerak, steht eine rohe vierkantige Steinplatte von fast 4 m Höhe, 1,35 m Breite und 0,40 m Stärke.[1] Eine zweite mit gleichen Maßen 10 m nördlich davon ist umgefallen. Musil fand den Felsgrund zwischen diesen Monolithen (serabīṭ) abgeplattet. Darunter ist eine ziemlich geräumige, durch einen bequemen Gang zugängliche Höhle. Zwischen den Monolithen herumliegende Steinblöcke faßt Musil als Reste eines Altars und die ganze Anlage, die von einer niedrigen rohen Umfassungsmauer umgeben war, als ein Heiligtum auf. Wahrscheinlicher handelt es sich um eine Grabhöhle, auf welcher zwei Monolithe als Stelen und Monument standen. Es ist genau dieselbe Anlage in roherer Ausführung, die wir in klassischer Form in den ersten christlichen Jahrhunderten nicht selten in Syrien finden. In der Nekropole von Kefr Rūma am Ǧebel Rīḥā z. B. steht über einem Felskammergrabe eine Säule als Denkmal; es gehört dem 2. Jahrh. n. Chr. an.[2] Zwei oben durch Architrav verbundene Säulen sieht man auf einem Felsgrabe in Sermedā (132 n. Chr.)[3] und ein ähnliches Grabmonument in Ḳāṭūrā (195 n. Chr.).[4]

4. Die wichtige Straße von el-Kerak nach Osten wird kurz vor dem Wādi el-Mḫēreṣ, dem späteren W. el-Mōǧib, durch die beiden Ruinen el-Ftijān im Norden und el-Leǧǧūn im Süden beherrscht. El-Ftijān liegt nach Musil auf einem hohen Hügel, welcher nur auf der Nordwestseite angreifbar ist.[5] Es ist eine rechteckige starke Befestigung, welche die Umgebung weit und breit beherrscht. Zu Füßen des Berges von Ftijān liegt die reiche Quelle 'Ain el-Leǧǧūn, auch Rās el-Mōǧib genannt, deren Wasser in den W. el-Mḫēreṣ abfließt. Südlich von der Quelle auf einer Anhöhe sind die Ruinen eines römischen Tempels, Ḳaṣr el-Leǧǧūn, und in der Nähe die Reste eines umfangreichen römischen Lagers, el-Leǧǧūn, wohin das Wasser der Quelle einst geleitet wurde.[6] El-Ftijān war, wie Musil betont, immer wichtig als Straßenpunkt.[7]

[1] Vgl. Musil, Arabia Petraea I, S. 27.

[2] Vgl. H. C. Butler, Public. of the Princeton Univ. Archaeol. Exped. to Syria in 1904—1905, Div. II, Sect. B 3, Leiden 1909, S. 113, Abb. 127.

[3] Vgl. H. C. Butler, Public. of an Americ. Archaeol. Exped. to Syria in 1899—1900, II, S. 59 f.

[4] Vgl. H. C. Butler, l. c. S. 61. De Vogüé, La Syrie centrale, Taf. 94.

[5] Arabia Petraea I, S. 36. [6] Vgl. Musil, l. c., S. 29 f. [7] Vgl. l. c., S. 142.

Dieser Bedeutung der Lokalität entsprechend gibt es in der Umgebung vielfach Reste hohen Altertums. Auf dem Plateau östlich des W. el-Mḫēreṣ und neben den nach Osten führenden Wegen sieht man zahlreiche viereckige verfallene Wachttürme. Sie stehen nach Musil alle auf hervorragenden Punkten und heißen Rǧum Riṣān.[1] Er hält sie für jung, was bezweifelt werden darf. Südöstlich von el-Leǧǧūn steht in der Nähe eines alten Weges mit Wachttürmen, nördlich von der tiefen Schlucht des W. ed-Dabba, auf dem Hochplateau ein großer Stein, Ḥaǧar el-Manṣūb genannt, der nach Musil bei den Beduinen als „Opferstätte" in großem Ansehen steht.[2]

Südlich gegenüber den Ruinen el-Ftijān fand Musil am rechten Ufer eines kleinen Tales einige schmale, hohe, unbearbeitete Steinplatten, die denen im Wādi el-Wāle ähnlich sind. Sie heißen ḥarīm el-Fārde und sind Gegenstand mancher Sagen. Es sollen, wie Musil berichtet, versteinerte Begleiterinnen einer Braut sein, welche die Sonne beleidigt hatten und deshalb von Gott in Steinplatten verwandelt wurden. Nach einer andern Version der Sage hätte eine der Brautjungfern ihr unmündiges Kind mit einem Stück Brot gereinigt, weswegen alle zur Strafe versteinert wurden.[3] P. Germer-Durand und P. S. Vailhé fanden zwischen Leǧǧūn und Ḫ. Fitjān (= Ftijan) eine Reihe (alignement) von 18 Menhiren und daneben Reste von Dolmen. Ringsumher sammelten sie charakteristische neolithische Feuersteinartefakte.[4]

5. Auf einem Ritt nach Petra trafen wir 2 Stunden südlich vom Wādi el-Ḥsā, den wir gegenüber von dem gewaltigen, schwarzen Basaltberge Ḳammt ed-Daʿel verlassen hatten, links vom Wege nach eṭ-Ṭfile auf einer mit Basaltgeröll bedeckten nach Süden abfallenden Höhe mehrere Steinkreise und zwei nicht mehr vollständig erhaltene dolmenartige Bauten aus Basaltblöcken. Es sind 5 Steinkreise, von denen die 3 größeren etwa in einer geraden Richtung von Norden nach Süden hintereinander liegen. Südöstlich vom zweiten Kreise ist ein kleiner Steinkreis, ebenso südöstlich vom dritten. Die drei großen Kreise seien mit I, II und III benannt. Östlich von III, also zwischen den beiden Miniaturkreisen, liegt ein dolmenartiger, viereckiger Bau und südlich von III ebenfalls ein solcher.

Die nördlichste Anlage auf der Kuppe, Steinkreis I, ist ein von einem doppelten Steinring gebildetes Oval von 9,70 m größerem und

[1] Vgl. l. c., S. 31 f.

[2] Vgl. l. c. I, S. 37. Vgl. jedoch A. Jaussen, Coutumes des Arabes au pays de Moab, S. 334, wonach der Stein keine besondere Bedeutung hat.

[3] Vgl. l. c., S. 36.

[4] Vgl. Echos de N.-D. de France, 1896, S. 235; 1897, S. 35 f. Brünnow und Domaszewski, Die Provincia Arabia II, S. 24 ff., 38 f.

7,80 kleinerem Durchmesser. Die Längsachse verläuft in nordsüdlicher Richtung. Der äußere Steinring ist durchschnittlich 0,40 m, der innere Ring von 5,70 : 5,05 m Gesamtdurchmesser durchschnittlich 0,75 m hoch. Der Abstand der beiden Ringe beträgt etwa 1,60 m. Sie bestehen nicht aus aufgerichteten Steinblöcken, sondern aus länglichen Basaltsteinen, die in radialer Richtung in mehreren Lagen übereinander gelegt sind, wie wir es auch bei manchen Steinkreisen am Nordwestufer des Tiberiassees gefunden haben. Die Steine des äußeren Ringes sind durchschnittlich 0,40 m lang, die des inneren 0,60—0,75 m. Steinkreis II ist ein einfacher Steinring aus radial gelegten Steinen. Der größere Durchmesser beträgt 6,45 m, der kleinere westöstliche 5,10 m. Unmittelbar südöstlich an diesem Kreise befindet sich ein viereckiger, 1 m langer und 0,40 m hoher kastenartiger Steinbau und dicht vor ihm ein Miniatursteinkreis von nur 1,50 m Durchmesser aus radial geordneten Steinen. Steinkreis III ist wieder ein Doppelring, bei dem der innere Steinring von 3,55 m und 3,10 m Durchmesser und 0,80 m Höhe noch sehr gut erhalten ist. Der äußere Steinring ist undeutlich. Südöstlich von diesem liegt der zweite kleine Steinkreis von ebenfalls 1,50 m Durchmesser. Der dolmenartige Bau östlich von III besteht aus zwei parallelen, etwa 1,95 m voneinander entfernten Reihen von je zwei großen aufgestellten Steinplatten. Jede Reihe ist 3,25 m lang und bis 0,90 m hoch. Die Längsachse verläuft von Westen nach Osten. Decksteine fehlen. Die östliche Schmalseite ist mit kleinen Steinen zugesetzt, die westliche ist offen. An der Südostecke des Baues, 1,25 m entfernt, liegt ein Miniatursteinkreis von nur 1,30 m Durchmesser. Die ähnliche Anlage südlich von III besteht ebenfalls aus zwei parallelen großen Steinplatten; der Zwischenraum beträgt 1,30—1,45 m, die Länge der Reihen 3,60 m; ihre Richtung ist von NW nach SO. Die Decksteine fehlen. Die westliche Schmalseite ist offen, die östliche teilweise mit kleinen Steinen versetzt. An diesen Bau schließt sich unmittelbar nach Süden eine unregelmäßige rechteckige Umhegung aus kleineren Steinplatten, die wahrscheinlich einen kleinen Eingang von Westen hatte. Der Boden in dieser Einhegung ist mit kleinen Basaltsteinen bedeckt. So entsteht mit dem dolmenartigen Bau zusammen eine große rechteckige Anlage, die von Norden nach Süden 8,60 m Länge und an der breitesten Stelle von Westen nach Osten 4,90 m mißt. An Einzelheiten ist noch folgendes zu bemerken. Die südliche Langseite des dolmenähnlichen Baues besteht aus zwei großen Steinplatten A und B, zwischen denen ein Raum von 1,15 m mit kleineren Steinen ausgefüllt ist. Stein A ist 1,00 m lang, 0,53 m breit und 0,45 m hoch. Er trägt am Ostende der oberen Fläche eine künstliche Schalenvertiefung von 0,27 m und 0,23 m Durchmesser

und 0,15 m Tiefe. Stein B ist 1,45 m lang, 0,65 m breit und ebenfalls 0,45 m hoch. Er besitzt an seiner nach Norden gerichteten Frontseite eine Schale von 0,15 m Durchmesser und 0,08 m Tiefe.

Ich halte die ganze Anlage für eine kleine Nekropole, welche zusammen aus 5 bezw. 6 Steinkreisen und zwei dolmenartigen Gräbern nach der Art derjenigen am Westrande der Wüste Juda besteht. Die Ähnlichkeit im Bau der Steinkreise mit manchen Exemplaren bei es-Seğerāt el-Mubārakāt wurde bereits hervorgehoben.

6. Auf dem Plateau östlich von Bṣēra und $^3/_4$ Stunde nördlich von Ḳarandel, neben und über der bedeutenden Ruine Ḫirbet Debbe (bei Musil nicht verzeichnet), fand Lagrange eine megalithische Gruppe in beherrschender Lage.[1] Das Hauptmonument ist ein Dolmen, welcher nach der Beschreibung Lagranges nicht mehr intakt erhalten ist. In der Nähe fließt die wasserreiche Quelle ʿAin Ḳaradel mit einem Bächlein in dem nach ihr benannten Tale.

Einen andern Dolmen sah Vincent noch weiter südlich auf dem Wege von eš-Šobak nach Maʿān.[2] Er steht 2 Stunden ssö. von eš-Šōbak auf der Hochebene, am Rande einer flachen Senke, völlig isoliert. Sechs unregelmäßige, im Durchschnitt 1 m hohe Blöcke tragen einen Deckstein von 2,50 m Länge (N—S) und 1,90 m Breite. Das Material ist mit Silexknollen durchsetzter Kalkstein. Der Eingang liegt nach Vincent an der Ostseite (?). Wie die Abbildung bei Vincent zeigt, ist der Dolmen vollständig erhalten. Seine beiden Langseiten bestehen aus je zwei Steinplatten. —

Die Dolmen der Belḳā und der Nachbargebiete (el-Kerak, eğ-Ğebāl) haben keine einheitliche Orientierung. Es läßt sich jedoch eine gewisse Vorliebe für die Westostrichtung, bezw. SW, NW nach NO, SO, feststellen. Die Steingräber der Nekropole von ʿAmmān sind teilweise und die von el-Meṭābaʿ nur von Norden nach Süden orientiert. In den übrigen Nekropolen an den steilen Flanken der Täler W. Ḥesbān, W. ʿAjūn Mūsa und W. Ğdēd richten sich die Dolmen, wie es scheint, nach dem Längsstreichen der Täler, d. h. ihre Langseiten stehen parallel zu den Abhängen.[3] Das war notwendig, weil nur auf diese Weise eine ebene Auflage für den Deckstein hergestellt werden konnte. Der tiefer am Abhang stehende Seitenstein wurde entsprechend höher gewählt als der obere und die große Deckplatte den Abhang des Berges hinabbewegt und so leicht auf die Seitensteine gebracht. Wo es möglich war, wie bei el-Ḳwēḳīje, hielt man die Westostrichtung ein. Kenntlichmachung des Kopfendes durch Verbreiterung des Innenraumes nach Westen ist bei den moa-

[1] Vgl. RB 1897, S. 212. [2] RB 1898, S. 450 f.
[3] Vgl. Conder, QSt. 1882, S. 77.

bitischen Dolmen noch nicht beobachtet worden. In den westöstlich gerichteten Dolmen bettete man die Toten wohl mit dem Kopfe nach Westen, so daß sie nach Osten blickten. Eine allgemeine Regel wird kaum geherrscht haben. Man darf auch vermuten, daß die Beisetzung in den kleinen Anlagen in Hockerstellung erfolgte. Die östliche Schmalseite der Dolmen war in der Regel nicht durch eine Steinplatte verschlossen. Man scheint sich begnügt zu haben, sie mit kleineren Steinen zuzusetzen.

Die Lage der moabitischen Dolmennekropolen. Die geographische Verteilung der moabitischen Dolmen und sonstigen megalithischen Denkmäler erfordert noch eine besondere Betrachtung. Abgesehen von den Nekropolen bei Mōbaṣ und ʿAmmān in der nördlichen Belḳā liegen, wie schon bemerkt, alle großen moabitischen Dolmennekropolen in dem schmalen, quellenreichen Gürtel des westlichen, von tiefen westöstlichen Tälern durchschnittenen moabitischen Randgebirges.[1] Sie umsäumen hier die sehr zerklüfteten und steinigen Randgebiete der moabitischen Hochebene. Hier beginnen die meisten westöstlichen kurzen Gebirgstäler ihren tiefeingeschnittenen Lauf. Hier liegen von Norden nach Süden eine Reihe wichtiger perennierender Quellen, welche fast alle in unmittelbarer Beziehung zu einer Dolmennekropole stehen, wie ʿAin Ḥesbān, ʿAin el-Fḍēli, ʿAjūn Mūsa, ʿAin el-Ḳnējese, ʿAin Ǧdēd, ʿAin ez-Zerḳā, ʿAin el-Minīje.

Das Westgebirge Moabs ist zwar sehr steinig, hat aber auf seinem Rücken und am sanften Ostabhang stellenweise anbaufähiges Land. Jedenfalls ist es ein ausgezeichnetes Weideland, ebenso wie der ganze westliche Teil der moabitischen Hochebene. Die im Westgebirge am Rande des Plateaus oder auf Ausläufern und Vorgebirgen über tiefen Tälern aufragenden Bergkuppen, meist mit herrlicher Aussicht, waren wie geschaffen zur Aufnahme von Fliehburgen oder festen Ortslagen, sobald solche notwendig wurden. Solche Ortslagen sind Ḥesbān,[2] Rās es-Sijāṛa, el-Mḥaijeṭ,[3] el-Maṣlūbīje, el-Ḳwēḳīje, Mādaba,[4] Māʿīn,[5] el-Mrēṛat, ʿAṭārūs,[6] Dībān,[7] el-Kerakʿ und andere. Die vielen Schlupfwinkel des Gebirges, die tiefen Täler und die reichen Quellen machten diese Zone zum natürlichen Aufenthaltsort des steinzeitlichen Hirten und Halbfellachen, solange er noch nicht fähig war, den Wassermangel der Hochebene im Sommer und

[1] Über das Westgebirge Moabs vgl. A. Musil, Arabia Petraea I, S. 1 ff.
[2] Vgl. Musil, l. c. I, S. 383 ff.
[3] Vgl. l. c. I, S. 337 ff.; Fig. 155 S. 335.
[4] Vgl. l. c. I, S. 113 ff. [5] Vgl. l. c. I, S. 397 ff.
[6] Vgl. l. c. I, S. 395 f. mit Situationsplan.
[7] Vgl. l. c. I, S. 376 ff. mit Situationsplan. D. Mackenzie, QSt. 1913, S. 57 ff.
[8] Vgl. l. c. I, S. 45 ff. mit Plan.

Herbst durch Anlage von Zisternen und künstlichen Wasserreservoirs zu bekämpfen. Die Täler des Plateaus sind 9 oder 10 Monate des Jahres ganz trocken. Nur an wenigen Stellen gibt es perennierende Quellen, welche dem neolithischen Menschen dauernde Existenzmöglichkeit boten. Diese hat er auch, wie die Funde beweisen, regelmäßig ausgenutzt. Solche Wasserorte sind die große Quelle ʿAin el-Leğğūn östlich von Kerak, Quelle und Bach sēl eš-Šḳēfāt, ein südlicher Zufluß des Mōğib, der Bach des Wadi el-Wale von ʿAin el-Kelbe ab und wenige andere Quellen.[1] Das Tal des wasserreichen Mōğib ist eine so gewaltige Schlucht, daß es als Wasserort gar nicht in Betracht kommt. Der ganze Osten der Hochebene ist wasserarm und unfruchtbar. Dort ist auch Kleinviehzucht unmöglich; nur Kamele finden ein kümmerliches Fortkommen. Die übrigen Gebiete dagegen sind sehr geeignet für Schafzucht und teilweise auch kultivierbar.[2] Fruchtbar ist namentlich die weitere Umgebung von Mādaba, die Landschaft el-Kūra und die Gegend südlich von el-Kerak. Im Altertum wurde in Moab intensiver Weinbau betrieben, vgl. Jes. 16, 7—10; Jer. 48, 32 f.

Ansässige Kultur ist auf der Hochebene Moabs also nur durch künstliche Aufspeicherung des Regenwassers möglich. Wir sehen daher, wie König Meša sich in seiner Siegesinschrift rühmt, daß er nach der Wiedereroberung seines Landes die Zisternen und Teiche in Ordnung gebracht habe (Z. 9. 23 ff). Er befahl auch den Bürgern, Privatzisternen in den Häusern anzulegen. Heute, wo die alten Zisternen vielfach unbenutzt liegen, herrscht Wassermangel in den wenigen neuerdings dauernd besiedelten Orten; so z. B. jedes Jahr in Mādaba, weil der große alte Wasserbehälter im Süden der Stadt noch nicht aufgebaut ist.[3]

Der neolithische Mensch, welcher noch keine großen Wasserbauten anlegen konnte, war von Natur aus auf das westliche Randgebirge (vgl. die neolithischen Stationen bei ʿAin Ḥesbān, auf Nebo, el-Mḫaijeṭ, el-Maṣlūbīje, el-Mrēṛāt) und die Nähe der wenigen Wasserplätze und Täler der Hochebene (vgl. die neolithischen Stationen von el-Ftijān und Leğğūn, Ḫirbet Iskander am W. el-Wāle) angewiesen. In spätneolithischer Zeit wird sich Klima und Regenmenge auf der Hochebene kaum vom heutigen Zustande unterschieden haben. Das Westgebirge bot gute Weiden und sichere Schlupfwinkel, in denen man sich vor den Einfällen der Wüstennomaden verbergen und verteidigen konnte. Die reichen Quellen sicherten die Wasser-

[1] Vgl. l. c. I, S 17 f.
[2] Über die Anbaufähigkeit vgl. Musil, l. c. S. 19 f.
[3] Vgl. Musil, l. c. S. 120.

zufuhr. Die Klüfte des westlichen Gebirges und seines Steilabfalls zum Jordantal waren auch noch später die Zufluchtsorte der Bewohner Moabs. So heißt es in der Drohweissagung Jer. 48, 28 gegen die Moabiter, sie sollen ihre Städte räumen und sich in die Felsen zurückziehen und am Rande des Abgrundes nisten wie die Tauben.

Wir können demnach mit Sicherheit annehmen, daß die neolithischen Hirten und Halbfellachen sich hauptsächlich im Westgebirge und an seinem sanften Ostabhange angesiedelt haben und von dort aus Moab durch Kleinviehzucht mit etwas Ackerbau wirtschaftlich ausnutzten. Daher liegen dort auch an den Bergabhängen in der Nähe der Quellen die ausgedehnten Dolmennekropolen; daneben die Reste alter Siedlungen in Gestalt megalithischer Anlagen, deren Bedeutung z. T. noch nicht sicher bestimmt ist, Steinreihen, Kreise, orthostatische Umhegungen, Ringwälle und Wachttürme wie bei el-Hadānīje, el-Mrēṛāt, el-Minīje und el-ʿAṭārūs. Für verhältnismäßig dichte Besiedlung gerade Westmoabs sprechen auch sehr alte Straßen in diesem Gebiet. Reste solcher, eingefaßt von zwei Steinreihen, sind mehrfach erwähnt worden. Die große Nordsüdstraße auf dem Kamme des Westgebirges, darb eš-Šefā, welche die bedeutendsten Ansiedlungen Nebo, Mḥaijeṭ, Māʿīn, ʿAṭārūs miteinander verbindet und den Wādi Hēdān bei ʿAin er-Rīje überschreitet, läuft dicht an den großen Dolmenfeldern entlang und ist sicher ein uralter Straßenzug.[1] Die wenigen westlichen Wege von Jericho und dem Ṛōr zum moabitischen Plateau benutzen die ersten Jordanfurten nördlich vom Toten Meer und die verhältnismäßig sanfte Abdachung des Gebirges südlich von W. Ḥesbān. Auch sie führen an Dolmen vorbei; so die nördlichste Straße über Mešraʿ ʿAḳwe und eš-Šēḫ Ṣuēliḥ nach Ḥesbān (Dolmennekropole bei el-Meṭābaʿ und el-Ḳurmīje). Der Weg über eš-Šēḫ Ṣuēliḥ und den Nebo nach Mādabā oder über es-Sijāṛā berührt ebenfalls Dolmenfelder.[2]

Die reiche megalithische Besiedlung der Gegend von ʿAmmān ist wahrscheinlich durch den Wasserreichtum des W. ʿAmmān veranlaßt worden.[3] Die Umgegend von ʿAmmān ist ein Gebirge für sich, das zwischen ʿAmmān und el-Salṭ Höhen von 1000 bis 1100 m erreicht. Nach Norden zu fällt das Land schnell zum W. ez-Zerḳā ab, nach Süden zu geht es allmählich in die durchschnittlich 800 m hohe moabitische Hochebene über. Der W. ʿAmmān bei dem fischreichen Bach, dem späteren Nahr ez-Zerḳā, ist eine fruchtbare, aber nur 200 Schritte breite Talsenkung. Die alte Ammoniterhauptstadt

[1] Vgl. Musil, l. c. I, S. 20 f., 266 f.

[2] Vgl. Musil, l. c., S. 21, 344.

[3] Über ʿAmmān vgl. SEP Mem. I, S. 19—64. E. Schürer, Geschichte d. jüd. Volk. II⁴, S. 189 ff. Brünnow u. Domaszewski, Die Provincia Arabia II, S. 216 ff.

Rabbat Bneʿ Ammon bestand aus einer Zitadelle auf dem nördlichen Hügel und aus einer Unterstadt, der „Wasserstadt" (ʿîr ham majim), offenbar im Tale. Im Auftrage König Davids nahm Joab die Wasserstadt, und David vollendete die Eroberung durch die Einnahme der Burg, 2 Sam. 11, 1; 12, 26 ff.

Auch die übrigen, mehr zerstreuten megalithischen Denkmäler Moabs lieben die Nähe fließenden Wassers; so die Menhire am W. el-Wāle an der Übergangsstelle der großen Nordsüdstraße, die Dolmenreste und Menhire zwischen Ḫ. Ftijān und el-Leǧǧūn in der Nähe der großen Quelle el-Leǧǧūn. Zugleich geht hier eine wichtige alte Querstraße vom Ḳōr el-Mezraʿ über Betīr, er-Rabba nach el-Ḳuṭrāni (an der Ḥeǧāzbahn) vorbei.[1] Die megalithischen Bauten östlich von Bṣēra trafen wir unfern der starken Quelle von el-Ḳarandel.

Vermutlich hat die Anhäufung der Dolmennekropolen im Westgebirge Moabs ihren Grund nicht allein im Quellenreichtum und der starken Besiedlung des Gebirgsgürtels am Ende der Steinzeit. Wahrscheinlich lagen dort auf den Bergkuppen mit ihrer einzigartigen Aussicht auf das Jordantal und Westpalästina die alten Heiligtümer des Landes. In deren Nähe, so dürfen wir annehmen, sind die großen Nekropolen entstanden. Dort wurden die Toten von weither beerdigt nach einem alten, heute noch im Orient geübten Brauche, die Friedhöfe in der Nähe heiliger Stätten anzulegen. Die heutigen Beduinen haben ihre Begräbnisplätze bei bestimmten, oft weit entfernten Heiligtümern, so z. B. die Taʿāmire aus der Gegend südlich von Ḫ. Teḳūʿ bei Ḳubbet Rāḥīl. Das bekannteste Beispiel aus der Nachbarschaft von Moab sind die unverhältnismäßig großen Nekropolen der Nabatäer in ihrer heiligen Stadt Petra, welche die bevorzugte Begräbnisstätte der nabatäischen Geschlechter gewesen sein muß.[2]

Heute gelten wenigstens noch einige der Berggipfel im westlichen Moab als heilige Orte, nämlich die Höhe beim šēḫ Ṣuēliḥ, der Nebo, el-Ḳwēḳīje und die Kuppe von Ḫ. ʿAṭārūs.[3] Zur Zeit des Königs Meša von Moab hatten die Moabiter zahlreiche Höhenheiligtümer (bāmōt). Wie er in seiner Inschrift mitteilt, baute er dem moabitischen Hauptgotte Kemoš eine „Höhe" (במת) in Ḳrḥh (Z. 3). Aus derselben Inschrift (Z. 13) erfahren wir, daß Kemoš auch in Ḳerijjōt eine Höhe besaß. Zu Mešas Zeit befand sich ferner in der Stadt Nebo ein Jahweheiligtum mit Kultgeräten von uns nicht deutlich erkennbarer Art, welche Meša bei der Eroberung Nebos wegnahm

[1] Über diese Straße vgl. Musil, l. c. I, S. 21.
[2] Vgl. Dalman, Petra und seine Felsheiligtümer, S. 62.
[3] Für letztere vgl. Musil, l. c. I, S. 396.

und vor Kemoš schleppte (Z. 17 f.). Die Stadt Nebo hat jedenfalls in unmittelbarer Nähe des Berges Nebo gelegen; Musil sucht sie in Ḫ. el-Mḫaijeṭ.[1] Ihre „Höhe" mit dem Jahwealtar wird wahrscheinlich mit dem Nebo identisch sein, welcher den Israeliten durch den Tod des Moses heilig war. Mit Nebo scheint damals eine Gottheit עשתר כמש in naher Beziehung gestanden zu haben, denn Meša hat die männlichen Bewohner der Stadt dieser Gottheit geweiht und tötet sie (Z. 17). Wahrscheinlich ist mit dieser Kombination עשתר כמש die Gemahlin des Kemoš gemeint, eine durch letzteren bestimmte Astarte, die wie Kemoš kriegerischen und blutigen Charakter hatte.[2] Nicht sicher ist es, ob in dem בת במת Z. 27 der Mešainschrift eine Kulthöhe oder ein Ortsname Bēt Bāmōt steckt. R. Smend und A. Socin entscheiden sich für das letztere, und M. Lidzbarski[3] und A. Legendre[4] sind geneigt, diesen Ort בת במת für identisch mit dem בָּמוֹת von Num. 21, 19 f. und בָּמוֹת בָּעַל von Num. 22, 41; Jos. 13, 17 zu halten. Jedenfalls hatte in diesem Falle die Stadt ihren Namen von benachbarten Baalshöhen. Nach v. Gall wäre die ursprüngliche Aussprache בָּמַת בַּ' gewesen.[5]

Auch die Propheten nehmen öfters Bezug auf den moabitischen Höhendienst. Eine besonders angesehene Opferhöhe des Kemoš scheint die Stadt Dibon gehabt zu haben. Jes. 15, 2 schildert, wie die Bewohner von Dibon in ihrer Not zu den Höhen hinaufsteigen, um zu weinen. Kemoš hatte einen blutdürstigen, kriegerischen Charakter; man scheint ihm gefangene Feinde geopfert zu haben (Meša Z. 11). In kriegerischer Not schlachtete ihm Meša sogar seinen eigenen Sohn, 2 Kg. 3. Man pflegte auf den Höhen zu räuchern, Jer. 48, 35. Der Höhenkultus erforderte viele Opfer, deren Vergeblichkeit der Prophet den Moabitern vor Augen stellt, Jes. 16, 12: Moab müht sich vergeblich ab auf den Opferhöhen, um seinen Untergang abzuwenden.

Deutliche Nachrichten von der Heiligkeit mancher Gipfel des Westgebirges Moabs erhalten wir in den Traditionen über die israelitische Einwanderung. Die drei Gipfel, von denen Bil'am auf Verlangen des Moabiterkönigs Balaḳ das in der Ebene lagernde Volk verfluchen sollte, waren natürlich Heiligtümer. Das zeigen auch die je 7 Altäre für Brandopfer, welche Balaḳ auf Bil'ams Geheiß dort errichtet. Zuerst führte Balaḳ den Bil'am von Ḳirjat Ḥuṣot,

[1] L. c. I, S. 346.
[2] Vgl. J. Hehn, Die biblische und babylonische Gottesidee, Leipzig 1913, S 112.
[3] Altsemitische Texte I, S. 9.
[4] Bei Vigouroux, Dictionnaire de la Bible I, Sp. 1423 f.
[5] Altisraelitische Kultstätten S. 155 (Beiheft III zur ZATW).

nach Guthe[1] Ḫ. el-Ḳurējāt (Musil: el-Ḳrējāt) östlich von Mkāwer, nach Bāmōt Baʿal hinauf, von wo er den äußersten Teil des Volkes sah, Num. 22, 41. Wie oben erwähnt, ist Bāmōt Baʿal wahrscheinlich auch in der Meša-inschrift Z. 27 genannt. Die Richtigkeit der Identifikation von Ḳirjat Ḥuṣōt mit Ḫ. el-Ḳurējāt vorausgesetzt, würde Bāmōt Baʿal sehr passend in der Gegend von ʿAṭārūs zu suchen sein, etwa auf dem Ǧebel ʿAṭārūs.[2] Musil denkt aus sachlichen Gründen an die Höhe von Ḳwēḳīje,[3] Conder an el-Maṣlūbīje.[4] Über Vermutungen kommen wir nicht hinaus. Sicher aber war Bāmōt Baʿal mit seiner Kultstätte ein Gipfel im Westgebirge Moabs.

Als der erste Versuch erfolglos war, führte Balaḳ den Bilʿam an eine andere Stelle, wo er das Volk besser, wenn auch noch nicht ganz, sehen konnte, Num. 23, 13 f., nämlich nach dem Späherfeld auf dem Gipfel des Pisga, שדה צפים אל ראש הפסגה. Musil sucht das „Späherfeld", שדה צפים, in der Gegend telʿet eṣ-Ṣafa nordöstlich des Nebo.[5] Pisga, Nebo und Peʿōr sind Teile (vgl. Deut. 32, 49) des ʿAbarimgebirges, הָרֵי הָעֲבָרִים, welches nach Num. 33, 47 östlich vom Nebo liegt. Deut. 34, 1 identifiziert den „Gipfel des Pisga" mit dem Nebo, so daß der Pisga ein größerer Gebirgsabschnitt und der Nebo einer seiner Gipfel wäre. Musil betrachtet deshalb den Pisga als den westlichen Ausläufer des Gebirges zwischen W. ʿAjūn Mūsa im Norden und Sēl el-Knējese im Süden.[6] Andere, wie v. Gall,[7] unterscheiden den Nebo vom Pisgagipfel und suchen letzteren in Rās es-Sijāṛā; der Unterschied ist, wie man sieht, nicht groß. Die zweite Stelle, von der Bilʿam Israel verfluchen sollte, war also der heilige Nebogipfel. Von hier erblickte Moses auch das Westjordanland, hier starb er und wurde im Tale „gegenüber von Bēt Peʿōr" begraben, Deut. 34, 6.

Balaḳ machte mit Bilʿam noch einen dritten Versuch und führte ihn vom Gipfel des Pisga auf den Gipfel des Peʿōr, „der auf das Ödland herabschaut", Num. 23, 37. Von dort konnte er das ganze Volk sehen. Der Peʿōr ist ein Gipfel, der dem israelitischen Lager noch näher lag. Er war einer Baʿalsgottheit geweiht, die, wie üblich, als Herr des Peʿōr, בעל פעור, bezeichnet wurde. Bēt Peʿōr, vielleicht eine Verkürzung aus Bēt Baʿal Peʿōr, ist wahrscheinlich das Heiligtum selbst, möglicherweise mit einer Ansiedlung in der Nähe. Später wurde Peʿor irrtümlicherweise als Gottesname aufgefaßt. Über den

[1] Vgl. Bibelatlas, Karte 3.

[2] So Dillmann zu Num. 21, 19 und andere.

[3] L. c. I, S. 268 f. Vgl. auch E. Kalt, Nebo, Phasga, Phogor und Bamot Baal, Mainz 1913. S. 12 ff.

[4] QSt. 1882, S. 69 ff. Heth and Moab[2] S. 132 ff.

[5] L. c. I, S. 346. [6] L. c. S. 347. [7] L. c. S. 152.

Kult dieses Baʿal vom Berge Peʿōr, dem sich ein Teil der Israeliten ergeben hatte, wissen wir nichts Sicheres. Die Rabbinen und im Anschluß daran die Väter beschreiben seinen Kult, offenbar unter Anlehnung an Num. 25, 1 ff., als obszön. Conder sucht den Gipfel Peʿōr bei ʿAin el-Minīje und Bēt Peʿōr in el-Mrēṛāt,[1] was gänzlich unhaltbar ist. Er muß nordwestlich oder nördlich vom Nebo gelegen haben. Musil denkt an die Terrasse, auf welcher sich das Heiligtum des Šēḫ Ṣuēliḥ (Musil irrtümlich Šēḫ Ğājel) befindet,[2] und für Bēt Peʿōr an die Ruine neben dem Heiligtum, Ḫrēbet eš-Šēḫ Ğājel. Man habe von dort die schönste Aussicht auf die tief unter den Füßen des Beschauers gelegene Abdachung des Gebirges und die Jordanebene.[3] Eusebius versetzt Bethphogor an den Weg zwischen Livias (Tell er-Rāme) und Hesbon, 6 römische Meilen östlich von Livias.[4] F. Buhl denkt an den Hügel el-Mušaḳḳar, mit Ruinen einer alten Stadt.[5]

Die Traditionen, welche das einwandernde Israel in Verbindung mit den moabitischen Höhenkulten bringen, zeigen uns, zusammen mit der Bilʿamgeschichte, daß manche der moabitischen Gipfel über dem Steilabfall des Gebirges die Sitze lokaler Kulte waren. Wir dürfen annehmen, daß der Heiligkeitscharakter dieser Berge in ein hohes Altertum zurückreicht, besonders wenn wir an die Zähigkeit denken, mit welcher sich derartige Lokalheiligtümer durch alle religiösen Umwälzungen hindurch zu erhalten pflegen. In diesem Zusammenhange, zumal wenn man sich des Charakters erinnert, welchen die Späteren dem Kulte des Baʿal Peʿōr zugeschrieben haben, gewinnt der Ḥağar el-Manṣūb bei Mrēṛāt besondere Bedeutung. Ich halte es für sicher, daß bei diesem Steine, so wie er heute dasteht, die Phallusform beabsichtigt ist. Trotz der Tatsache, daß die heutigen Landesbewohner dem Stein gleichgültig gegenüberstehen, und trotz der Unsicherheit über das Alter desselben halte ich es für möglich, daß dieser Menhir durch seine Form die Erinnerung an alten Baalskult orgiastischer Art in el-Mrēṛāt bewahrt. Das würde natürlich auch gelten, falls der Stein aus verhältnismäßig junger Zeit stammen sollte.

Diese Höhenheiligtümer im westlichen Gebirgsgürtel haben wahrscheinlich das Entstehen der großen Dolmennekropolen in ihrer Umgebung veranlaßt. Es waren bevorzugte Begräbnisplätze unter den Augen der Gottheit, zu welcher man am Jahresfeste zu wallen

[1] Vgl. QSt. 1882, S. 85 ff.

[2] Abbildung desselben s. unten Fig. 66. Vgl. auch P. Kahle, PJB 1911, Taf. 4 Fig. 12 und S. 89.

[3] Musil, l. c. I, S. 348.

[4] Vgl. P. Thomsen, Loca Sancta, S. 34.

[5] Geogr. d. alten Pal., S. 133.

pflegte, angesichts von Quellen, nicht selten mit weiter Fernsicht auf das schöne Westjordanland. Hier werden die vornehmen Geschlechter des Landes ihre Familiengräber gehabt haben. Hier fand auch Moses sein letztes Plätzchen.

Ich glaube nicht, daß der Bericht der Bileamgeschichte vom Bau der 7 Altäre auf den verschiedenen Gipfeln die den Israeliten sicher bekannten Dolmennekropolen am Nebo, auf Ḳwēḳīje usw. im Auge hat, wie vielfach angenommen wird.[1] Jaussen-Savignac meinen, die einwandernden Israeliten hätten die Dolmen als Baalsaltäre angesehen, ja hätten diese Meinung bei den Landesbewohnern vielleicht schon angetroffen; die großen Dolmenzentren mit den zentralen Berggipfeln hätten infolgedessen den Namen Bāmōt „Höhenheiligtümer" erhalten.[2] Ich halte es für ausgeschlossen, daß sich die moabitischen Vorfahren der Israeliten um die Mitte des 2. Jahrtausends oder diese selbst über den Charakter der Dolmennekropolen täuschen konnten. Dieser muß ihnen noch vollständig bekannt gewesen sein, wie ja die intelligenteren Landesbewohner heute noch über die Bestimmung dieser Bauten sehr wohl unterrichtet sind. Das beweisen die Volksnamen Ḳubūr Beni Isrāīl u. a. Ein altisraelitischer Altar aus Erde oder unbehauenen Steinen, wie ihn Ex. 20, 24 ff. schildert und von dem sich die moabitischen Exemplare Balaḳs kaum unterschieden haben dürften, ist ein viel primitiverer Bau als die gewaltigen Dolmen, deren Bauziel ersichtlich ein sorgfältig geschlossener Hohlraum war. Da die Dolmenbauten zwar sämtlich beraubt wurden und vielfach zerfallen sind, sonst aber durch alle Zeiten deutlich geschont wurden, auch von den Israeliten, kann man sie nicht für Altarsammlungen gehalten haben. Sie galten immer als Totenfelder, denen man Pietät schuldig war.

Die neolithischen Bewohner Moabs und ihre Nachkommen waren Viehzüchter, hauptsächlich Schaf- und Ziegenzüchter, und trieben daneben, wie alle Schafzüchter, etwas Ackerbau.[3] Das war in diesem Lande die einzig mögliche naturgemäße Wirtschaftsform und ist es in erheblichem Maße bis auf den heutigen Tag, wenn man von den Perioden der Stadtkultur absieht, die kamen und wieder gingen und von denen eine neue mit Eisenbahnen soeben angebrochen ist. Moab war im Altertum berühmt wegen seiner guten Weiden. Als die Stämme Ruben und Gad, welche einen sehr starken Viehstand hatten, das Land sahen, so berichtet Deut. 32, 1—5, fanden sie es sehr ge-

[1] Vgl. H. Vincent, Canaan, S. 424. Conder, QSt. 1882, S. 83 f. P. Thomsen, Kompendium der palästinischen Altertumskunde, S. 24

[2] L. c. S. 16.

[3] Über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Schaf- und Ziegenzüchter, der Ma'āze, vgl. A. Musil, l. c. III, S. 23.

eignet zur Viehzucht und forderten diese Gebiete von Moses als Stammesland. Daß diese Stämme in erster Linie Schafzüchter waren, zeigt die häufige Erwähnung der Schafhürden, welche sie bauen wollen, Deut. 32, 16. 24. 26. 38. Auch die Meśainschrift erwähnt Z. 30 f. Hirten und Kleinvieh. Deut. 2, 8 wird die moabitische Hochebene als Weidegebiet midbār Moab genannt. In israelitischer Zeit scheint die Viehzucht, wie in Juda, in großem Maßstabe betrieben worden zu sein, wahrscheinlich durch das Königshaus und durch reiche Grundbesitzer, welche das Vieh durch gemietete Hirten weiden ließen; vgl. 2 Kg. 3, 4; 2 Sam. 13, 23. Aus 2 Kg. 3, 4 wissen wir, daß König Meśa von Moab zur Zeit seiner Abhängigkeit von Israel dem Könige alljährlich einen Tribut von 100 000 Lämmern und 100 000 Widdern mit ihrer Wolle entrichen mußte. Diese Zahlen beweisen uns, wenn sie auch sehr übertrieben sein mögen, wie sehr die Schafzucht und der Wollhandel damals in Moab blühten; vgl. Jes. 16, 1.

Die neolithischen Bewohner Moabs und ihre Nachkommen waren zum großen Teile Schafhirten, produzierten Butter, Wolle und Schlachtvieh und verhandelten diese Produkte früh nach Kanaan. Hirten und Halbfellachen waren es hier wie überall in Palästina, denen wir die Anlage der Dolmennekropolen zuschreiben müssen.

### 3. Die Entwicklung der palästinischen Dolmen.

Betrachten wir die palästinischen Megalithgräber in ihrer Gesamtheit, so können wir in ihrer Ausstattung einen beständigen Fortschritt von naiver Einfachheit zur Anwendung von immer größerer Kunst konstatieren. Vom rohen Auftürmen unbehauener Steinblöcke ging man allmählich zur regelmäßigen Form der viereckigen länglichen Steinkiste aus verhältnismäßig dünnen, bearbeiteten und sorgfältig zusammengefügten Steinplatten über.[1]

Die Dolmenkammer, ursprünglich unregelmäßig, wie manchmal noch bei den Dolmen von el-Maṣūbīje und Ḳwēḳīje, wird länglich-viereckig, das Kopfende, meist im Westen, wird allmählich durch größere Breite ausgezeichnet. Ursprünglich standen die Dolmengräber auf dem nackten Erdboden oder Felsboden ohne künstlichen Unterbau; man liebte es in manchen Gegenden, wie im Ǧōlān und in Obergaliläa, sie auf kleinen natürlichen Hügeln anzulegen. Gegen den Erdboden hatte die Dolmenkammer keinen besonderen Abschluß. Bald wurde eine zwischen die Seitensteine eingeschobene Flurplatte eingeführt. Man legte dann auch künstliche kreisförmige Terrassen

[1] Dafür, daß die Verwendung von Steinplatten bereits eine jüngere Stufe darstellt, vgl. O. Montelius, Orient und Europa, S. 9 f., 15.

aus Steinen oder Erde an, auf welchen man die Dolmen errichtete, oder baute sie auf der Spitze künstlicher Steinhaufen. Das Grab galt von jeher als unverletzlich. Es war Besitz der Seele des Verstorbenen, und letztere war zu fürchten; aber man grenzte die Ruhestätte des Toten in der Regel noch nicht sichtbar gegen die profane Umgebung ab. Später umgab man die Dolmen, wie im Ǧōlān, mit einer Umhegung von Orthostaten, aneinander gereihten großen Steinen oder einer Trockenmauer in runder oder viereckiger Form (Steinkreise).

Die Steinblöcke wurden zuerst auf der nach innen gekehrten Seite behauen, später manchmal auch an den übrigen Seiten sorgfältig hergerichtet, so bei mehreren Dolmen von el-Ḳurmīje und el-Maṣlūbīje.[1] Am ehesten notwendig wurde die künstliche Bearbeitung bei den Platten der Schmalseiten (Giebelplatten), weil ihre Länge und Höhe durch die Seitensteine bestimmt wurde, zwischen denen sie häufig Platz finden mußten. Allmählich werden die Steine plattenartig und gleichmäßig. Der Deckstein, ehemals ein roher Felsblock, wird zu einer verhältnismäßig dünnen Platte; im Ǧōlān ist er manchmal an der Westseite mit 2 Buckeln geschmückt.

Die rohen unbearbeiteten Steinblöcke der alten Dolmen ließen zwischeneinander große Lücken frei, welche nur notdürftig durch kleinere Blöcke geschlossen wurden. Allmählich legt man größeres Gewicht auf sorgfältiges Zusammenpassen der Steinplatten und ist bestrebt, durch sorgsames Ausfüllen der unvermeidlichen Spalten sogar das Tageslicht von der Dolmenkammer fernzuhalten, wie es die Dolmen von Ṭawāḥīn es-Sukkar zeigen.

Aus den kleinen und einfachen Dolmen der älteren Zeit wurden unter sehr erheblichem Kostenaufwand große, monumentale Familiengräber mit geräumiger Grabkammer, auch solche mit Zugang (Ganggräber), in welchen zahlreiche Beisetzungen erfolgen konnten. Schließlich traten Doppeldolmen auf, welche durch einen gewaltigen gemeinsamen Deckstein geschlossen sind; oder große Steinkisten, welche durch horizontale, auf Falzen liegende Zwischenplatten in zwei übereinanderliegende Abteile geteilt sind (el-Beddīje). Anderseits verflüchtigt sich der megalithische Charakter bei den kleinen sorgfältig gefügten Steinkisten, wie bei Ṭawāḥīn es-Sukkar.

Die ältesten Dolmen Palästinas stehen entweder frei oder auf einer künstlichen Terrasse oder einem Steinhaufen. Das ist auch die Regel geblieben. Dafür, daß sie einst alle mit Stein- oder Erdhaufen bedeckt waren, liegen keine Anzeichen vor. Nur die Gräber der Nekropole von Ḥ. Kerāzije, manche Dolmen im westlichen Ǧōlān

[1] Vgl. die Beispiele SEP Mem. S. 163, 270.

und einige östlich vom Nahr er-Ruḳḳad zwischen er-Ruehme und es-Suwēsi[1] stecken bis zum Deckstein oder völlig in großen Steinhaufen (ruğm, pl. ruğūm).

Die Naturwüchsigkeit und Kunstlosigkeit der Dolmen, die allein dem megalithischen Charakter entspricht, wurde also von dem sich immer mehr geltend machenden Bedürfnis nach Regelmäßigkeit verdrängt. So siegte schließlich die durch das Material bedingte Form über die Idee. Das Streben nach gefälliger regelmäßiger Form, das schließlich in der Steinkiste endigte, hat die megalithischen Gräber ihres ursprünglichen Charakters entkleidet, so daß sie ihrer Bestimmung, ein durch ihre Masse sicheres Totenhaus und zugleich ein Monument für die Entschlafenen zu sein, nicht mehr genügen konnten. Darin, so scheint es, beruht der Niedergang des megalithischen Dolmengrabes. Eine schöne freistehende Steinkiste aus regelmäßigen dünnen Platten war ein sehr wenig sicheres Grabmal. Die Späteren hatten die Freude an der monumentalen, aus ihrer Umgebung gleichsam herauswachsenden Steinmasse verloren.

Die Entwicklung vom Einfachen zum Künstlichen läßt sich weiterhin in der Bauart der palästinischen Megalithgräber feststellen. Der älteste, reinste und einfachste Typus ist der Dolmen aus 3 oder 4 auf die hohe Kante gestellten Steinblöcken mit einem Deckstein unmittelbar darüber, zwei für die Langseiten und einem oder zwei Giebelsteinen.[2] Wie überall, gilt auch in Palästina in der megalithischen Grabarchitektur durchaus das orthostatische Prinzip. Derartig sind die Nekropolen der Belḳā und manche im westlichen Ğōlān. Ursprünglich scheint man Gewicht auf einen recht großen und hohen Innenraum gelegt zu haben. Später kommt überall die viereckig-längliche, aber verhältnismäßig niedrige Form des Dolmenhauses auf.

Bei großer Länge des Dolmens mußten notwendig zwei oder mehr Steinblöcke für jede Langseite und ebenfalls mehrere Decksteine verwendet werden, wie z. B. bei den großen kistenförmigen Gräbern im südlichen Ğōlān. Namentlich war dies da notwendig, wo die Grabkammer in der Richtung der Längsachse gangartig verlängert wurde, wie bei den großen Gräbern von Ḫ. Kerāzije und manchen im westlichen Ğōlān. Dort besteht jede Langseite des Ganggrabes aus mehreren oder vielen Steinblöcken, und es sind ebenfalls mehrere Deckplatten vorhanden, auf denen dann über dem Westende des Dolmens der große Deckstein ruht. Bei den Dolmen

[1] Vgl. PJB 9 (1913), S. 57.

[2] Über die diesem einfachen Typus vorausliegende Entwicklung, d. h. über die Entstehung des Dolmengrabes s. u.

von Kerazije sehen wir zum erstenmal in Palästina das Aufgeben des orthostatischen Prinzips. Der Deckstein liegt nicht mehr unmittelbar auf den hochgestellten Steinblöcken der vier Seitenwände, sondern über der unteren Orthostatenreihe folgen noch eine oder zwei Schichten von Steinplatten, welche manchmal nach innen überkragen; darauf liegt erst der Deckstein. Es ist der Übergang von der orthostatischen Bauart zur Mauer mit horizontalem Steinverband; letzterer ist nicht mehr eigentlich megalithisch.

In der weiteren Entwicklung treffen wir nun in Palästina Dolmen und Nekropolen, welche an der orthostatischen und monolithen Bauweise bis zum Schluß festhalten, aber immer sorgfältigere Arbeit und regelmäßigere Formen aufweisen (die jüngeren Nekropolen des Ǧōlān und ʿAǧlūn, Ṭawaḥīn es-Sukkar). Andere Megalithgräber ziehen mehr das Aufmauern der Wände durch mehrere Steinlagen übereinander vor und behalten von der alten megalithischen Bauweise nur noch die großen Deckplatten übrig, welche die Grabkammer abdecken. Derartig sind die dolmenähnlichen Gräber am Westrande der Wüste Juda östlich von Bētīn und Jerusalem, an manchen Stellen des Ostjordanlandes, wie bei Ruǧm el-Melfūf, und in gewissem Sinne auch auf der Sinaihalbinsel (bienenkorbförmige Nawāmīs).

Die kleinen dolmenartigen Steinsetzungen und die Halbdolmen, welche sich in den meisten Dolmennekropolen finden, dürfen wir als unentwickelte Formen des oberirdischen Großsteingrabes ansehen. Es dürften die Gräber weniger begüterter Familien sein und einen Typus repräsentieren, wie er dem Aufkommen des eigentlichen megalithischen Dolmengrabes in Palästina unmittelbar vorhergegangen sein mag. Da die heutigen Beduinen auch einfache oberirdische Steinsetzungen als Gräber benutzen und manche selbst primitive oberirdische Grabbauten aus Steinen errichten, mag sich das palästinische Dolmengrab, vielleicht unter dem Einfluß fremder Gedanken, aus diesem einfachen vormegalithischen Typus entwickelt haben.

Die zeitliche Stellung der verschiedenen Nekropolen in der Entwicklung der palästinischen Megalithkultur ist nur schwer zu bestimmen, weil das Tatsachenmaterial noch nicht in seiner Gesamtheit bekannt ist. Dennoch war es möglich, den Gesamtcharakter der einzelnen Dolmenfelder zu erkennen und danach ihre Stellung annähernd festzulegen, wenn auch mit allem Vorbehalt. Wir brauchen daher hier diese Resultate nur noch einmal im Zusammenhange vorzuführen und zu ergänzen.

Die großen palästinischen Dolmennekropolen sind zweifellos sehr lange im Gebrauch gewesen und gehören alle derselben Kulturperiode an. Das Haupthilfsmittel, die Entwicklung des palästinischen Dolmengrabes festzustellen, fehlt uns leider fast vollständig, nämlich das

Fundinventar der Dolmen (Keramik, Stein- und Metallsachen). Dieses hat es uns in West- und Nordeuropa ermöglicht, ein ziemlich klares Bild vom Entwicklungsgang der megalithischen Grabarchitektur zu gewinnen. Die Gräber der großen Dolmennekropolen Palästinas sind zum größten Teile längst ausgeraubt, ja vielfach arg zerstört. Die von Schumacher bei ʿAin Dakār und bei Kefr Jūba vorgenommenen Ausgrabungen haben, wie oben erwähnt,[1] nur spärliche Funde, einfachste Schmucksachen aus Kupfer, ergeben. Immerhin beweisen sie, daß diese großen Dolmenfelder zweifellos Nekropolen waren und noch in der Metallzeit gebraucht wurden. Systematische Grabungen, namentlich in den wenig bekannten galiläischen Nekropolen, dürften vielleicht bessere Resultate ergeben; doch übertriebenen Hoffnungen darf man sich auch da nicht hingeben. Die Dürftigkeit der altpalästinischen Höhlengräber an Beigaben wird sich auf die Dolmen erstreckt haben. Im allgemeinen werden wir in Palästina auf die zeitliche Bestimmung und Einordnung der Dolmennekropolen nach dem Fundinventar für immer verzichten müssen. Wir sind fast ganz auf vergleichendes Studium der einzelnen Nekropolen angewiesen, um aus der Fülle der Erscheinungen das Typische herauszugreifen. Wegen der großen Ähnlichkeit der palästinischen Dolmengräber mit den europäischen dürfen wir die besser bekannte europäische megalithische Grabarchitektur und ihre Entwicklung ständig zum Vergleich heranziehen.

Die Entwicklung des europäischen Dolmengrabes ist in Skandinavien am klarsten; die westeuropäischen Gebiete stimmen im allgemeinen damit überein.[2] Für Schweden und Dänemark hat O. Montelius folgenden Entwicklungsgang festgestellt.[3] Die ältesten sind die freistehenden Dolmen ohne Gang. Darauf folgen die Grabkammern mit Gang (Ganggräber), meist unter einem Tumulus, und endlich die Steinkisten, die ebenfalls unter einem Tumulus liegen und in der Bronzezeit verkümmern. Diese Hauptlinien der Entwicklung gelten für ganz Europa. So hat z. B. G. Wilke für die Pyrenäenhalbinsel aus dem Fundinventar folgende Entwicklungsstufen der Megalithgräber nachgewiesen[4]: Dolmen und einfache Ganggräber; darauf folgen größere Ganggräber, aber noch ohne Gewölbekonstruktion; endlich vollentwickelte Ganggräber und große Bauten mit falschem Gewölbe.

Bei der ältesten Form des Dolmens ist die Kammer aus 3—5 dicken, an der Innenseite flachen Steinblöcken errichtet und von

[1] Vgl. S. 415, 426. [2] Vgl. O. Montelius, Orient und Europa, S. 136 f.

[3] Orient und Europa, S. 133 ff. Kulturgeschichte Schwedens, S. 43 ff.

[4] Südwesteuropäische Megalithkultur in ihren Beziehungen zum Orient (Mannus-Bibliothek 7), Würzburg 1912, S. 32 ff.

rundem, fünfeckigem oder quadratischem Grundriß, je nach der Zahl und der Breite der Steinblöcke. Als Deckstein dient ein einziger unten flacher und oben rundlicher Steinblock. Die Kammer ist manchmal an einer Seite offen. Diese ältesten Gräber sind freistehend und, wenn von einem Erdhügel umgeben, nur an den unteren Teilen mit Erde bedeckt. Die Orientierung ist noch schwankend, selbst innerhalb einer engbegrenzten Gruppe; doch hat man den Ausgang gern nach Osten oder Süden.[1] In Palästina ist die Dolmenkammer meistens länglich-viereckig, nur mit einem Deckstein geschlossen und völlig freistehend. Dolmen mit quadratischer Kammer sind sehr selten. Dagegen kommen auf el-Maṣlūbīje und el-Ḳwēḳije solche mit polygonalem, jedenfalls unregelmäßigem Grundriß vor. Diese müßten wir daher zu den ältesten Palästinas rechnen.

Ein jüngerer Typus des einfachen freistehenden Dolmens hat eine länglich-viereckige Kammer, die manchmal an einer Schmalseite offen ist. Die Langseiten bestehen selten aus mehr als einem Wandstein; ein Deckstein bedeckt die Kammer. Die Steine sind noch massiv und unbehauen. In Skandinavien stecken diese Dolmen in der Regel bis zum Deckstein in einem Erdhügel.[2] Von dieser Art, abgesehen von dem fehlenden Erdhügel, sind viele palästinische Gräber der Belḳa und der älteren westlichen Gruppe der Ǧōlāndolmen.

Als nächste Formen entwickelten sich in Europa die verschiedenen Ganggräber, nach Montelius[3] nacheinander solche mit kleiner runder Kammer und kurzem Gang,[4] solche mit ovaler Kammer und von einer Langseite ausgehendem kurzen oder langen Gang, solche mit vierseitiger, oft sehr großer Kammer und Gang von einer Langseite und endlich solche mit viereckiger oder länglicher Kammer und einem von einer Schmalseite ausgehenden Gang. Gräber der letzten Art sind aus verhältnismäßig dünnen Steinplatten gebaut und mit solchen abgedeckt. Sie gehören nach Montelius in Skandinavien bereits der Bronzezeit an. Das Grab steckt gewöhnlich bis zum Dach in einem Erd- oder Steinhügel und ist häufig auch ganz darin verborgen.[5] Ganggräber, bei denen der Gang von einer Schmalseite in der Richtung der Längsachse der Kammer ausgeht, sind in Dänemark und Schweden nicht selten[6] und kommen auch auf der iberischen Halbinsel vor. Gewöhnlich ist der Gang schmäler als die Kammer, aber manchmal ebenso breit wie diese. Zwischen Gang und Grabkammer befindet

[1] Vgl. O. Montelius, Orient und Europa, S. 12, 134. G. Wilke, l. c. S. 6.
[2] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 134. [3] L. c. S. 134 f.
[4] Für den Übergang vom Dolmen zum Ganggrab vgl. G. Wilke, l. c. 8 f. u. Fig. 2
[5] Vgl. O. Montelius, l. c. Fig. 167—170. G. Wilke, l. c. S. 8 ff.
[6] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 125 ff.

sich gelegentlich eine Tür aus einer quergestellten Steinplatte, manchmal auch nur eine Schwelle. Der Eingang des Ganges ist meist offen, in einigen Fällen aber durch eine Steinplatte verschlossen. Die Kammer kann bei solchen Gräbern auch in mehrere Räume geteilt sein, so daß man einen Gang, Vorzimmer und eigentliche Grabkammer unterscheiden darf.[1] Zwischen Vorzimmer und Grabkammer befindet sich dann eine Steinplatte, gelegentlich mit halbrunder Öffnung, wie in einem schwedischen Grabe bei Falköping, die dann von außen durch eine Steinplatte verschlossen war.[2] Auch die Gigantengräber Sardiniens, die mit den Nuraghen gleichzeitig sind, waren ursprünglich Grabkammern mit Gang (bezw. Verlängerung) in der Richtung der Längsachse.[3]

Die wenigen in Palästina gefundenen Ganggräber lassen sich typologisch nur mit dieser letzten und jüngsten Form der europäischen Ganggräber zusammenstellen. Hierher gehört ein Teil der großen Megalithgräber zwischen Kerāzije und dem Jordan und ähnliche auf dem Ǧōlānplateau unmittelbar östlich vom Jordan zwischen ed-Dikke und ʿElmīn und weiter nördlich. Oberhalb von ed-Dikke beobachtete auch Dalman Gräber von gewaltiger Größe, bis 7,40 m innerer Länge und 1,75 m Breite,[4] die wir ebenfalls als Ganggräber auffassen müssen. Bei diesen palästinischen Ganggräbern geht der gleich breite und gegen die Grabkammer durch keine Zwischenplatte abgetrennte Gang von der östlichen Schmalseite aus, bildet also eine Verlängerung der Grabkammer im Sinne der Längsachse. Die Gräber sind aus zahlreichen Basaltblöcken gebaut und machen einen imposanten, urwüchsigen Eindruck. Die bei Kerāzije stecken meist bis zu den Decksteinen in einem Steinhaufen. Das Westende ist als eigentliche Grabkammer durch größere Seitensteine und den gewaltigen Deckstein ausgezeichnet. Es hat sich also in Palästina, so müssen wir schließen, nur eine späte Form des Ganggrabes entwickelt. Nekropolen mit solchen Gräbern werden also in verhältnismäßig späte Zeit herabreichen.

Wie wir gesehen haben,[5] sind auch die beiden großen Gräber von el-Meṭāba' als Ganggräber aufzufassen.[6] Bei dem zerstörten Grabe Nr. 1 ist der Grabkammer an der nördlichen Schmalseite ein Gang oder Vorraum vorgelegt, welcher gegen die Grabkammer ganz nach Art der west- und nordeuropäischen Ganggräber durch eine

[1] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 127 ff.

[2] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 130, Fig. 178, 179. Für derartige Gräber in Frankreich vgl. O. Montelius, l. c. S. 66 ff.

[3] Vgl. D. Mackenzie, Memnon 2 (1908) S. 181 und Fig. 1.

[4] Vgl. PJB 8 (1913) S. 45. [5] Vgl. oben S. 458.

[6] Vgl. auch D. Mackenzie, PEF Annual 1 (1911), S. 37 Anm.

mit einer viereckigen Tür versehene Steinplatte abgesetzt ist und dessen Eingang ebenfalls durch einen Stein verschlossen war. Grab Nr. 5 hat dieselbe Anordnung, nur daß der Eingang des Ganges offen ist. Diese Gräber sind viel sorgfältiger und künstlicher gebaut als die galiläischen Ganggräber und gehören der spätmegalithischen Zeit an. Noch mehr gilt dies von dem ganz ähnlichen Ganggrabe von Ḳoseir in Nordsyrien (sw. von Ḥoms).[1] Die ziemlich zerstörte Anlage von sehr regelmäßiger kistenartiger Form besteht aus zahlreichen dünnen, regelmäßigen, rechtwinklig behauenen Steinplatten. Grab und Gang bilden einen gleich breiten Raum; nur scheint die eigentliche Grabkammer durch Größe und Dicke der Platten besonders ausgezeichnet. Die einzige noch vorhandene Deckplatte befindet sich an dieser Stelle. Dieses Grab ist jedenfalls eine sehr junge Anlage. Es gleicht jenen länglichen, an einem Ende offenen Grabkammern, die nach Montelius aus solchen entstanden sind, wo der in gleicher Richtung mit der Kammer liegende Gang allmählich weggefallen ist, so daß ein längliches, steinkistenartiges Grab übrig blieb.[2]

Wir dürfen vielleicht angesichts der spärlichen Entwicklung, welche das Ganggrab im Gegensatz zu Europa in Palästina gezeitigt hat, annehmen, daß es hier nicht heimisch ist. Der große freistehende Dolmen ist hier das eigentliche megalithische Grab und hat seine Herrschaft während der ganzen Megalithkultur behauptet. Die Ganggräber stellen in Palästina wahrscheinlich keine eigene Periode, sondern nur eine Parallelentwicklung dar, welche dort Eingang finden konnte, wo man um das Megalithgrab einen Steintumulus aufhäufte. Aber diese Sitte hat nur eine beschränkte Verbreitung gefunden. Dem Charakter des Landes scheint der freistehende Dolmen besser zu entsprechen. Die in Europa am Ende der Steinzeit und am Anfang der Bronzezeit immer mehr überhandnehmende Sitte, die Megalithgräber unter großen Erdhügeln zu verbergen,[3] ist Palästina, wie es scheint, fremd geblieben aus dem einfachen Grunde, weil es dort in den Dolmennekropolen in der Regel gar nicht so viel Erde gab.

Die jüngste Form des europäischen Megalithgrabes ist die Steinkiste, die nach Montelius aus den Ganggräbern entstanden wäre, deren Gang eine Verlängerung der Grabkammer im Sinne der Längsachse darstellte. Indem man die Mündung des Ganges schloß, ent-

[1] Vgl. Chantre, Recherches anthropologiques dans le Caucase I, Paris 1885, S. 61 (mir nicht zugänglich). Eine Abbildung bei Montelius, l. c. S. 156, Fig. 210.

[2] Vgl. l. c. S. 81 u. Fig. 114 S. 82; solche Gräber in Schweden und Dänemark l. c. S. 131 ff.

[3] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 136.

stand als neue späte Form des Megalithgrabes die Grabkiste.[1] Die Kammer ist länglich-viereckig, aus verhältnismäßig regelmäßigen und dünnen, aufgerichteten Steinplatten gebaut, mit solchen abgedeckt und von allen Seiten geschlossen. Anfangs groß und gangartig, wird die Steinkiste in Europa immer kleiner, bis sie nach Einführung der Leichenverbrennung um die Mitte der Bronzezeit (um 1500 v. Chr.) zu einem kleinen Kistchen herabsank.[2] Zuerst noch nicht völlig vom umgebenden Erdhaufen bedeckt verschwindet sie später ganz unter demselben.[3] Die Kammer der schwedischen Steinkisten verengt sich nach Montelius häufig nach Süden, dem Fußende des Grabes. Häufig bezeichnet man als Steinkisten nur die aus 4 Platten und einer Deckplatte bestehenden Grabkisten kleiner Ausmessungen, wie sie auch in Frankreich, besonders in der Bretagne[4], in England, den Kaukasusländern[5] und Indien nicht selten sind. Dahin gehören auch die prämykenischen Inselgräber im Gebiet der ägäischen Kultur.

Eine andere Meinung über die entwicklungsgeschichtliche Stellung der unterirdischen Steinkisten aus vier oder mehr Wandsteinen und ein oder zwei Deckplatten hat M. Hoernes geäußert.[6] Er hält die Steinkiste für die Urform aller Megalithgräber, die sich bis zum Schluß der Megalithkultur neben den großen Gräbern erhalten habe und die ihrerseits aus den schützenden Steinsetzungen um die Leiche, die wir schon in den paläolithischen Höhlenbestattungen finden, hervorgegangen sei. In Palästina, wo wir die unterirdische Steinkiste nicht kennen, stimmt das jedenfalls nicht. Neuerdings setzt Hoernes die Periode der Steinkistengräber in Europa ebenfalls an die letzte Stelle.[7]

Die Gräber der jüngsten Dolmennekropolen Palästinas haben mehr oder minder steinkistenartige Form. Sie sind freistehend, meist auf einer künstlichen Terrasse oder einem Steinhaufen und sorgfältig aus dünnen regelmäßigen Steinplatten gebaut und auf allen Seiten geschlossen. Wie die Steinkisten Schwedens zeigen sie auch meist eine Verengung der Grabkammer nach dem Fußende. Von dieser Art sind die sorgfältig gebauten Gräber der Nekropole von ʿAin Ḍakar und der mit dieser verwandten Dolmenfelder des Ǧōlān und ʿAǧlūn.

[1] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 67 und Fig. 91 S. 68.

[2] Vgl. O Montelius, l. c. S. 126 ff, Fig. 171—175. Kulturgeschichte Schwedens, S. 47 ff.; Fig. 80 u. 81.

[3] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 132 f., Fig. 181 u. 182.

[4] Vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 461 ff.

[5] Vgl. Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1875, S. 149 f. (Kaukasus und Krim); 1896, S. 77 ff. (Transkaukasien), S. 398 ff.; 1898, S. 416 ff.

[6] Natur- und Urgeschichte des Menschen II, S. 450 und Anm. 1.

[7] Vgl. Kultur der Urzeit I, S. 108.

Die kleinen Gräber von Ṭawāḥīn es-Sukkar sind ebenfalls echte Steinkisten.

Unter den jüngsten europäischen Dolmen und Ganggräbern haben manche im Stein der einen Giebelseite eine runde, ovale oder viereckige, oben abgerundete Türöffnung.[1] Bei Ganggräbern findet sich ein solches Loch häufig in der Steinplatte zwischen Gang und Grabkammer. Es ersetzt dann die Tür, welche sich sonst an dieser Stelle befindet. Montelius beschreibt zahlreiche Gräber dieser Art aus Mittelschweden.[2] Oft ist der durchbohrte Giebelstein aus zwei Steinplatten zusammengesetzt. Die runde oder ovale Öffnung befindet sich teils zu ebener Erde, teils nach der Mitte des Steines zu. Sie ist oft sehr regelmäßig und so groß, daß ein Mensch hindurchkriechen kann. Einige Gräber in Schweden zeigen noch, daß diese Öffnungen durch Steinplatten verschlossen wurden. In dem Grabe bei Backa hat die Steinplatte zwischen Kammer und Gang ein rundes Loch von 0,41 m Breite und 0,34 m Höhe. Es war durch eine an der Außenseite davorgestellte Steinplatte geschlossen.[3]

Ähnliche Gräber mit Löchern in einem der Seitensteine oder in der Türplatte zwischen Grabkammer und Gang finden sich auch in England,[4] Frankreich,[5] Belgien[6] und Mitteldeutschland (Hessen und Thüringen).[6] In zwei Fällen waren in Deutschland die Löcher in der Giebelplatte von Steinkisten von außen durch eine Steinplatte verschlossen. In Frankreich sind solche ‚Dolmens avec dalle trouée' zahlreich, besonders unter den Ganggräbern in der Gegend von Paris.[7] Manchmal ist hier die Öffnung außen mit einem eingetieften Falz, zweifellos zur Aufnahme eines Stein- oder Holzverschlusses, versehen.[8] Davon ist besonders interessant die Anordnung im Dolmen bei Dampont (Dep. Seine-et-Oise). Nach Montelius trägt die dicke Steinplatte zwischen Grabkammer und Gang in diesem Dolmen eine große viereckige Öffnung mit 10 cm breitem Falz, neben welcher sogar zu beiden Seiten die Löcher für einen Riegel zu sehen sind. Auch hier war also eine Tür aus Holz oder Stein zum Verschluß vorgesehen.[10]

[1] Über das Alter solcher Gräber vgl. O. Montelius, l. c. S. 155. Er schreibt sie dem Schluß des Steinalters oder der Übergangszeit zum Bronzealter zu.

[2] L. c. S. 137 ff. [3] L. c. S. 141, Fig. 189, 190.

[4] L. c. S. 144 f. [5] L. c. S. 145–152. [6] L. c. S. 152.

[7] L. c. S. 153 f. Sie fehlen auf der ganzen Pyrenäenhalbinsel, vgl. G. Wilke, l. c. S. 17.

[8] Vgl. Déchelette, Manuel I. S. 420 f.

[9] Solche mit einem Falz versehene Türe ist z. B. das ovale Loch des Dolmen de la Justice bei Presles, vgl. O. Montelius, l. c. S. 148, Fig. 199.

[10] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 148 f., Fig. 200, 201. Vgl. auch das Grab bei Conflans-Sainte-Honorine (Dép. Seine-et-Oise) l. c. S. 149 f. Dort lag neben der runden Türöffnung ein runder, in das Loch passender Stein, offenbar der einstige Verschluß.

Solche Löcher im Giebelstein der Dolmen (Giebellöcher) trifft man auch sonst in weit auseinanderliegenden Dolmengebieten, z. B. im Kaukasus[1] und in Indien. Diese Löcher sind meist rund, zu ebener Erde oder ungefähr in der Mitte der Platte und haben etwa den Durchmesser eines Kopfes. Sie sind also von den größeren Türöffnungen zu unterscheiden. In Indien sind derartige Megalithgräber besonders zahlreich. Meadows Taylor[2] fand unter 2129 im Distrikt von Bellary, in Dekkan, untersuchten Dolmen mehr als 1100 mit einer Öffnung in einem der Seitensteine.[3]

Über den Zweck dieser Türöffnungen und Löcher ist man sich noch nicht ganz klar. Sie sind häufig zu klein, als daß sie zur Einführung der Leichen in das Grab gedient haben könnten. Montelius und andere[4] vermuten für einen Teil dieser Löcher die Bestimmung, den Seelen der Verstorbenen den Verkehr mit der Außenwelt zu ermöglichen. Man dürfte dann zum Vergleich auf die Scheintüren in ägyptischen Gräbern hinweisen. Da die Türöffnungen aber durch Stein- oder Holzplatten verschlossen wurden, ja gelegentlich sogar mit Riegeln versehen waren, ist m. E. eher daran zu denken, daß diese Öffnungen den Angehörigen zum Zwecke des Totenkultus einen leichten und doch jederzeit verschließbaren Zugang zum Grabesinnern gewähren sollten.

Es ist nun höchst interessant, daß auch unter den palästinischen Megalithgräbern sich solche mit künstlichen Türöffnungen im Giebelstein befinden, welche sich schon durch ihre Form als sehr jung erweisen[5] und manchen französischen Ganggräbern ähnlich sind. Bisher sind folgende Exemplare bekannt geworden: Zwei in der Nekropole bei ʿAin Ḍakār,[6] drei bei Ṭawāḥīn es-Sukkar (Ala-Safat)[7] und zwei bei el-Meṭāba'. Bei dem ersten von Abel beschriebenen Grabe von Ṭawāḥīn es-Sukkar[8] ist eine viereckige Tür mit abgerundeten oberen Ecken zu ebener Erde in einem Giebelstein angebracht. Sie ist mit einem umlaufenden Falz versehen und 0,37 m hoch. Bei dem zweiten Dolmen sitzt die Tür, ebenfalls viereckig und oben abgerundet, aber ohne Falz, etwas über dem unteren Rande der Giebelplatte. Beim dritten Exemplar ist sie regelmäßig viereckig, mit Falz

[1] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 155, Fig. 208, 209 und die dort gegebenen Nachweise.

[2] Vgl. Trans. R. Irish Academy XXIV. S. 329.

[3] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 157, Fig. 212 a und b. Lord Avebury, Prehistoric times[7], S. 140, Fig. 160, 161.

[4] Vgl. G. Wilke, l. c. S. 18. [5] Vgl. H. Vincent, Canaan S. 419 f.

[6] Vgl. G. Schumacher, Across the Jordan, S. 67.

[7] Vgl. Abel, RB 1910, S. 551 f., Fig. 4—6.

[8] RB 1910, S. 551, Fig. 4.

versehen und zu ebener Erde. Wie die Lartetschen Zeichnungen zeigen,[1] sind noch zahlreiche Dolmen der etwa 100 Exemplare umfassenden Nekropole von Ṭawaḥîn es-Sukkar mit solchen Türöffnungen versehen. Ihre Anordnung wird die gleiche sein.

Der große Dolmen von el-Meṭaba' ist, wie schon erwähnt, als Ganggrab mit Grabkammer und einem nördlich vorliegenden kurzen Gange oder Vorraum aufzufassen. Zwischen Vorraum und Grabkammer befindet sich eine allseitig sorgfältig behauene Steinplatte von 1,44 m Breite, 1,22 m Höhe und 0,38 m Dicke, mit einer sehr regelmäßig gemeißelten großen viereckigen Tür zu ebener Erde mit sanft gebogenen Seiten und etwas gerundeten Ecken. Sie sollte die Verbindung zwischen beiden Räumen herstellen und ist groß genug, daß ein Mensch sie kriechend passieren kann. Die sehr sorgfältige Bearbeitung und Durchbohrung der Mittelplatte setzt eine ziemliche Erfahrung in der Kunst der Steinbearbeitung voraus und führt uns in verhältnismäßig junge Zeit herab. Von derselben Anlage ist der von Conder mit Nr. 5 bezeichnete große Dolmen, dessen Türstein zwischen Gang und Grabkammer ein Stück über der Erde abgebrochen ist.

Den beiden Gräbern von el-Meṭaba' sehr ähnlich, wenn auch viel größer, ist das Ganggrab von Kerlescant unweit von Carnac (Morbihan).[2] Es liegt in der Mitte eines großen länglichen Hügels von 50 m Länge und 13—15 m Breite. Das westöstlich gerichtete Grab besteht aus einer viereckigen Kammer und dem von der westlichen Schmalseite ausgehenden Gang, welcher gleiche Breite wie die Kammer hat. Zusammen sind die beiden Räume fast 16 m lang und 1,50 m breit. Der Giebelstein zwischen Kammer und Gang ist aus zwei Teilen zusammengesetzt, die ein ovales Loch von 0,91 m Höhe und 0,45 m Breite bilden. Der Gang war von außen nicht verschlossen wie beim zweiten Dolmen von el-Meṭaba'. Nach Montelius enthielt das Grab Feuersteinartefakte, aber noch kein Metall. Mit dem großen Grabe von el-Meṭāba' darf auch das schon erwähnte Grab de la Justice bei Presles (Dép. Seine-et-Oise) zusammengestellt werden.[3] Es hat eine 13,50 m lange Kammer und einen kurzen in der Richtung der Kammer sich anschließenden Gang, der durch einen Stein verschlossen ist. Zwischen Gang und Grab steht, wie in el-Meṭāba', ein großer flacher Stein mit ovalem Loch und ringsum laufendem Falz.[4]

[1] Vgl. Duc de Luynes, Voyage d'exploration I, S. 135, 136 (3 Abbildungen); vgl. III, S. 234. Vgl. auch O. Montelius, l. c. S. 156, Fig. 211.

[2] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 146 f., Fig. 89, 196, 197.

[3] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 147, Fig. 198 a, b.

[4] Vgl. l. c. S. 148, Fig. 199.

Keine Tür, sondern ein kopfgroßes rundes Loch, wie die Dolmen im Kaukasus und in Indien, hat das mehrfach erwähnte späte Ganggrab von Ḳoṣeir in Nordsyrien. Es befindet sich in der ersten Platte einer Langseite etwas über dem Boden, wohl am Westende des Baues, welches durch stärkere Platten als der eigentliche Grabesraum bezeichnet ist. Ähnliche kreisrunde Löcher haben die trilithonischen dolmenartigen Steinbauten, welche M. Lidzbarski in einer Nekropole im Norden des Dorfes Tisnīn, zwischen Ḥomṣ und Ḥamā, entdeckt hat[1] Dort fand er zerstörte Dolmenanlagen aus Basaltblöcken. Das besterhaltene der Denkmäler ist ein Trilithon.[2] Der Deckstein, eine länglich-viereckige, genau nordsüdlich gerichtete Steinplatte von 1,55 m Länge, 0,80 m Breite und 0,55 m Dicke ruht auf zwei länglichen, parallelen, ziemlich regelmäßig bearbeiteten und, wie es scheint, auch geglätteten Steinquadern Der 0,40 m breite Zwischenraum ist von Ost nach West gerichtet. Durch den südlichen Tragstein führt in der Mitte seiner Langseite ein kreisrundes Loch von 0,22 m Durchmesser in den Zwischenraum, der nach N und S vollkommen offen ist. Die beiden Tragsteine haben nach Lidzbarski folgende Maße: der nördliche ist 0,80 m breit, 0,40 m dick und 0,55 m hoch; der südliche durchbohrte ist ebenso hoch, 0,71 m breit und 0,45 m dick. Das mit Mühe durch den dicken Stein gemeißelte Loch beweist, wie auch Lidzbarski gesehen hat, daß dieser Steinbau ein Behälter sein sollte, in welchen das Loch hineinführte. Höchstwahrscheinlich ist dieser Trilithon nur der Rest eines Ganggrabes von der Art desjenigen bei Ḳoṣeir. Die runde Öffnung befindet sich genau an der gleichen Stelle.[3]

Nordöstlich von diesem Denkmal sah Lidzbarski eine größere nach seiner Beschreibung nicht bestimmbare Bauanlage aus Basaltsteinen, an deren Westseite zwei Basaltplatten in westöstlicher Richtung so aufgestellt sind, daß eine senkrecht steht, während die andere mit der oberen Kante an sie gelehnt ist. Beide sind sorgfältig behauen und jede 1,12 m hoch, 0,80 m breit und 0,30 m dick. Auch hier trägt die südliche Platte etwa in ihrer Mitte ein rundes Loch von 0,25 m Durchmesser.[4] Der Deckstein ist nicht mehr vorhanden. Etwa 0,30 m vor den beiden Platten, ohne mit ihnen in Verbindung zu stehen, sah Lidzbarski zwei Stelen nebeneinander. Die nördliche ist etwa 1,10 m hoch, 0,35 m breit und hat nach Lidzbarski die oben abgerundete Form der semitischen Maṣṣeba. Die zweite Stele endigt oben viereckig. Die beiden aneinandergelehnten Basaltplatten sind

[1] Vgl. Ephemeris für semitische Epigraphik III, Gießen 1911, S. 171 ff.
[2] L. c. S. 170 f., Abb. 11 u. 12.
[3] Vgl. O. Montelius, l. c. Fig. 210 mit Lidzbarski, l. c. Abb. 12.
[4] Vgl. l. c. S. 173, Abb. 13 u. 14.

als Reste eines Trilithon aufzufassen. Die südliche durchlöcherte ist gegen die nördliche gefallen, der Deckstein ist verschwunden. Die beiden Stelen beweisen m. E., daß auch dieser Trilithon zu einem Ganggrab nach Art desjenigen bei Ḳoṣeir zu ergänzen ist. Die Stelen wären dann zwei in situ gebliebene Platten der Langseiten des Dolmens.

Diese offenbar sehr späten Megalithgräber liegen in einer ausgedehnten Nekropole, in welcher sich auch Sarkophage mit christlichen Emblemen finden. In der Nähe erwähnt Lidzbarski Bruchstücke römischer Statuen.[1] Offenbar ist diese Nekropole zu sehr verschiedenen Zeiten in Gebrauch gewesen.

Aus dem beigebrachten Material dürfen wir schließen, daß in Palästina und Syrien die Megalithgräber mit Türöffnungen im Giebel oder mit runden Löchern in einem der Seitensteine erst der Spätzeit des Dolmenalters angehören. Die drei ganggrabartigen Monumente in Nordsyrien sind nach ihren Dimensionen und der sorgfältigen Bearbeitung der Steinplatten sicher nachmegalithisch.

Demnach würden also die Nekropolen von Ṭawāḥīn es-Sukkar und el-Meṭāba' zu den jüngsten Palästinas gehören. In ähnlich späte Zeit reicht die große Nekropole von 'Ain Ḍakār und die mit ihr nahe verwandten hinab, obgleich sie bei ihrer Ausdehnung in ihren Anfängen naturgemäß in viel ältere Zeiten zurückgehen. Als die ältesten Dolmenfelder Palästinas dürfen wir die großen Nekropolen der Belḳā betrachten, besonders die von el-Maṣlūbīje und el-Kwēḳīje. In die Mitte würden die Ganggräber von Ḫ. Kerāzije und die verwandten Anlagen im westlichen Ǧōlān gehören. Im einzelnen können wir heute über die gegenseitige Stellung der palästinischen Dolmennekropolen (Relative Chronologie) etwa folgendes sagen.

Als die einfachsten, primitivsten und daher ältesten Dolmen Palästinas müssen wir die der großen Dolmenfelder der Belḳā ansehen. Der Grundriß dieser Dolmen ist meist länglich-viereckig, manchmal auch rund und unregelmäßig. Ihre besten Exemplare haben einen geräumigen und hohen Innenraum. Die Seitensteine, immer in der geringsten möglichen Zahl von dreien, selten vieren, sind hoch und unbearbeitet. Eine Schmalseite ist offen. Der Deckstein tritt nicht durch übermäßige Größe hervor. Die Dolmen liegen in der Regel auf ebenem Boden ohne künstliche Terrasse oder Hügel, häufig auf dem nackten Felsboden, meist auch ohne steinkreisartige Umhegung. In der Orientierung besteht noch keine feste Gewohnheit. Ihrem Gesamtcharakter nach die ältesten sind wohl die Nekropolen

[1] Vgl. l. c. S. 174, Abb. 15.

von el-Maṣlūbīje und el-Ḳwēḳīje und die Dolmen des W. Ḥesbān. Sie gehören zu den größten und besterhaltenen des ganzen Ostjordanlandes. Der megalithische Gedanke ist hier in seiner monumentalen Reinheit verkörpert. In der Form herrscht noch eine gewisse Freiheit und Anpassung an das Baumaterial vor. Flursteine sind verhältnismäßig selten. Am Nebo gibt es neben alten Anlagen auch solche einer jüngeren Zeit, die auch in den übrigen Nekropolen nicht fehlen werden. Die Dolmen von el-Mrēṛāt gleichen in ihrer Art am meisten denen von el-Maṣlūbīje; nur sind sie sorgfältiger gebaut, von regelmäßiger Form und niedriger als diese. Die Steine sind nicht selten regelmäßig zugeschlagen. Als bevorzugte Richtung erscheint bereits die Westostrichtung, und Flurplatten sind trotz des Felsuntergrundes schon häufig. Die Nekropole von el-Mrēṛāt scheint daher bis in verhältnismäßig junge Zeit hinein in Gebrauch gewesen zu sein.

Die ältesten Dolmen der westlichen Ǧōlāngruppe kommen an Alter den moabitischen Dolmen gleich. Hierher gehören die Nekropolen vom Nordende des Genesarethsees bis nördlich von er-Rāwije. Die Dolmen am W. Ǧoramāja, zwischen el-Ḳubbi und el-Ḳunēṭra, haben trilithonische Form und sind aus dicken, unbehauenen Basaltblöcken gebaut. Ursprünglich war eine, jetzt sind in der Regel beide Schmalseiten offen. Manche sind von einem niedrigen Steinhaufen umgeben. Sie liegen meist auf flachem Grunde in sehr steinigem Gebiet und erinnern in ihrem kunstlosen Aufbau sehr an die moabitischen Dolmen. Solche Dolmen einfacher Art gibt es auch zwischen el-Kerāzije und dem Jordan, am Westufer des Tiberiassees.

Zur nächsten Gruppe dürften m. E. diejenigen Nekropolen zu rechnen sein, welche Ganggräber von der Art derjenigen von Ḫ. Kerāzije aufweisen, deren Langseiten aus zahlreichen rohen Basaltblöcken gebaut und die durch mehrere Basaltplatten abgedeckt sind, während das Westende als das eigentliche Grab durch einen besonders großen Deckstein hervorgehoben ist. Diese Nekropolen liegen zu beiden Seiten des Jordan nahe beisammen. Es sind die bei Ḫ. Kerāzije, die auf der östlichen Jordanseite zwischen dem Nordende des Tiberiassees und der Jakobsbrücke, namentlich oberhalb von ed-Dikke, wo sie auch Dalman beobachtete,[1] und bei ʿElmīn, und die ähnlichen bei er-Rāwije und Tell eš-Šēbān. Davon stecken die Ganggräber bei Kerāzije in großen, künstlich aufgeschichteten Steinhaufen. Zweifellos haben diese Nekropolen sehr lange bestanden, da Megalithgräber verschiedener Art in ihnen vereinigt sind. So finden wir in Kerāzije neben einfachen Dolmen auch solche, die aus mehreren Steinlagen

[1] Vgl. PJB 8 (1913), S. 45 „Dolmen von teilweise ungeheuerer Größe, bis 7,40 m innerer Länge und 1,75 m Breite".

mit Überkragung nach innen gebaut sind, und bei Dabura und sonst im Ǧōlān Gräber, welche zur spätmegalithischen Gruppe der Monumente von Ḫ. Dēr eṣ-Ṣabāb bei Bētīn gehören.

Die jüngsten und zahlreichsten Dolmen Palästinas sind diejenigen, welche sich dem Typus der Steinkiste nähern, ohne daß man sie als eigentliche Steinkisten bezeichnen kann. Sie sind von rechteckigem Grundriß und haben einen ziemlich niedrigen und schmalen Innenraum, der oft von einer unverhältnismäßig großen und überstehenden Deckplatte bedeckt wird. Er verengt sich fast regelmäßig nach Osten, d. h. zum Fußende, wie bei den schwedischen Steinkisten, seltener auch von unten nach oben. Die Westostrichtung der Anlage ist bei weitem die häufigste, wenn auch andere Richtungen daneben vorkommen. Als Baumaterial benutzt man regelmäßige, verhältnismäßig dünne Steinplatten, die nicht selten künstlich bearbeitet sind, namentlich beim Deckstein und den Giebelsteinen. Die Langseiten bestehen in der Regel aus je einer oder zwei Steinplatten, manchmal jedoch, wie in Tsīl, aus einer größeren Zahl. In der Regel sind beide Schmalseiten durch eine Steinplatte geschlossen. Häufig ist eine Flurplatte vorhanden. Diese Gräber stehen nicht mehr zu ebener Erde, sondern meistens auf einer einfachen oder doppelten runden Terrasse aus Steinen oder auf einem künstlichen Steinhaufen. Oft sind sie auch von einem oder zwei Steinkreisen oder von einer viereckigen Umhegung aus Steinen umgeben. Hierher gehören die großen Nekropolen des südlichen Ǧōlān an der Ruḳḳādbrücke, bei ʿAin Ḍakār, Tsīl, Ḫ. Hamāṭa, die am Tell el-Munṭār und die Dolmen des ʿAǧlun, kurz die meisten Dolmen Palästinas.

Aus dieser Gruppe, zu welcher man am besten auch die obergaliläischen und einen Teil der Jordantaldolmen rechnet, heben sich gewisse Dolmenfelder heraus, die durch besonders sorgfältige und formvollendete Gräber ausgezeichnet sind. Die Dolmen von Mērōn und Bēt Jāḥūn in Obergaliläa gleichen in mancher Beziehung den Ǧōlandolmen, unterscheiden sich aber von diesen durch größere Einfachheit und geringere Kunst der Ausführung. Vor allem stehen sie zu ebener Erde. Die sorgfältigsten Gräber dieser Art weisen die Dolmenfelder an der Ruḳḳādbrücke und bei ʿAin Ḍakār auf. Hier ist das Westende der regelmäßigen dünnen Deckplatte durch zwei künstliche Buckel ausgezeichnet. Viele dieser Gräber haben ausgeprägte Steinkistenform und müssen in sehr junge Zeit hinabreichen. Das zeigt sich auch dadurch, daß bei ʿAin Ḍakar zwei Gräber mit einem runden Loch von etwa 0,60 m Durchmesser im Giebel beobachtet worden sind. Ebenso jung und kunstvoll, wie die Gräber bei ʿAin Ḍakar, sind die Dolmen im südlichen Aǧlūn, namentlich die bei el-Beddīje mit den horizontalen auf Falzen einschiebbaren Zwischen-

platten. Dagegen machen die Dolmen von Kefr Jūba einen urwüchsigeren Eindruck. Ihre Platten sind roh und unbehauen, wenn auch dünn. Sie stehen zu ebener Erde oder auf einer künstlichen runden Terrasse und dürften im allgemeinen zu den älteren Nekropolen dieser jüngsten Gruppe gehören. Jedenfalls haben sie noch keine Kistenform, sondern erinnern mit ihren riesigen, weit überstehenden Deckplatten an große Steintische. Man muß aber bei diesen großen Nekropolen bedenken, daß sie, unbeschadet ihres Gesamtcharakters, wegen der langen Zeit ihres Bestehens Gräber verschiedener Bauart und Zeit enthalten und daß Teile von ihnen ebenso alt sein können wie die älteren Nekropolen. Namentlich dürfte die Entwicklung der palästinischen Ganggräber der in Ḫ. Kerāzije festgestellten Form vielfach der des gewöhnlichen Dolmengrabes zur steinkistenartigen Form zeitlich parallel gegangen sein. Die enorme Ausdehnung der Dolmenfelder dieser jungen Art im südlichen Ǧōlān, im ʿAglūn, und an einigen anderen Stellen Palästinas zeigt aber, daß diese Nekropolen in der Blütezeit der palästinischen Megalithkultur besonders eifrig aufgesucht wurden, daß eine zahlreiche Bevölkerung in der Nähe lebte und daß sich die Sitte des Dolmengrabes hier sehr lange hielt.

Als die jüngsten eigentlichen Dolmen in Palästina müssen wir die steinkistenartigen Gräber von Ṭawāḥīn es-Sukkar und die großen Ganggräber mit durchlöchertem Giebelstein von el-Meṭābaʿ nach Ausweis der europäischen Parallelen ansehen. Die viereckigen mit Falzen versehenen Türöffnungen der Dolmen von Ṭawāḥīn es-Sukkar und die sorgfältig behauenen und geglätteten Türsteine von el-Meṭābaʿ setzen eine sehr hohe Fertigkeit in der Kunst der Steinbearbeitung und die Kenntnis von Metallwerkzeugen voraus. Mit besonderer Sorgfalt sind die Steinkisten von Ṭawāḥīn es-Sukkar gebaut, regelmäßig mit Flursteinen versehen und alle Lücken mit kleinen Steinen sorgfältigst verschlossen.

In der Endphase der europäischen Megalithkultur sehen wir, wie bei den Megalithgräbern die alte megalithische Bauart durch orthostatische Platten und die Bedeckung der so hergestellten Räume durch große horizontale Decksteine immer mehr verschwindet. Man beginnt jetzt, die Seitenwände der Gräber durch horizontale Steinschichten aufzumauern, und bildet die Bedeckung durch allmähliches Vorkragen der einzelnen Steinschichten nach innen, so daß ein bienenkorbartiges falsches Gewölbe entsteht. Eine Zwischenstufe liegt vor, wenn die untere Steinreihe noch aus Orthostaten besteht, die oberen dagegen in horizontalen Lagen, natürlich ohne Verwendung von Mörtel, folgen (gute Beispiele auf der

iberischen Halbinsel und auf Malta), oder wenn die Wände schon gemauert sind, aber die Bedeckung noch durch megalithische Steinplatten erfolgt. Diese Grabform konnte sich sowohl aus den megalithischen Ganggräbern wie auch selbständig unter dem Einflusse des alteuropäischen Kuppelhauses entwickeln.

Nach Déchelette gibt es in Frankreich schon in neolithischer Zeit Grabanlagen mit oder ohne Tumulus, die sich von den Megalithgräbern einzig dadurch unterscheiden, daß sie aus Trockenmauerwerk aufgebaut sind (dolmens en maçonnerie de pierres sèches).[1] Ein neolithisches Grab solcher Art ist die Anlage von Mareuil-lès-Meaux (Dép. Seine-et-Marne).[2] Das westöstlich gerichtete Grab, welches über 30 Skelette enthielt, lag ganz unter der Erdoberfläche. Die Seitenwände waren teils aus kleinen Steinen aufgemauert, teils durch stehengelassenes Erdreich gebildet. Der mittlere Teil des Grabes war mit Steinplatten abgedeckt und der Fußboden mit solchen gepflastert. Das breite Ostende war mit einem besonders großen Steine von 3,50 m Länge, 3,00 m Breite und 0,50 m Dicke bedeckt.

In Frankreich wurde dieses Verfahren nach Déchelette im Anfang der Bronzezeit die Regel. Besonders ist dies der Fall bei den großen, von einem Tumulus bedeckten Ganggräbern der Bretagne und der Normandie. Ihre Wände bestehen aus Trockenmauerwerk, die Decke aus horizontal gelegten Steinplatten. Schließlich wurde auch die megalithische Bedeckung aufgegeben und an ihrer Stelle durch Überkragen der Steinschichten nach innen ein falsches Gewölbe gebildet, eine Art Kuppel (voutes à encorbellement).[3] Ein Gang, der immer noch mit Steinplatten bedeckt ist, führt in den Hügel hinein. Nach Déchelette gehören die meisten dieser Gräber in der Bretagne bereits der zweiten Bronzezeit an; ihr Mobiliar gleicht dem der ägäischen Inseln in vormykenischer Zeit.[4] Gräber dieser Art gibt es in Frankreich,[5] auf der iberischen Halbinsel[6] und in England,[7] Schottland[8] und Irland.[9] Davon sind die bekanntesten das Grab von Fontenay-le-Marmion in der Normandie (Dép. Calvados), die Gräber von Los Millares in Spanien, das Kuppelgrab von Alcalá, Prov. Algarve, in Portugal und der gewaltige Grabhügel von New

[1] Vgl. Manuel I, S. 411 f.

[2] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 68 f. und Fig. 92. J. Déchelette, Manuel I, S. 412.

[3] Vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 422 f.

[4] Manuel II, 1, S. 143 ff.

[5] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 60—62, Fig. 71—72.

[6] Vgl. G. Wilke, l. c. S. 10 f. O. Montelius, l. c. S. 49 ff. und Fig. 50—57.

[7] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 82 ff.

[8] O. Montelius, l. c. S. 87 ff.

[9] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 74 ff.

Grange in Irland.[1] Sehr nahe verwandt mit den Ganggräbern vom Typus von Los Millares sind die Navetas (Naus) der Balearen, Gräber mit Kammer und Gang, die aus horizontalen Steinschichten und mit Anwendung des falschen Gewölbes erbaut sind. Eines der bekanntesten ist die Naveta des Tudons.[2]

Diese westeuropäischen spät- und nachmegalithischen Ganggräber mit falschem Gewölbe haben nun große Ähnlichkeit mit nordeuropäischen Kuppelhäusern, wie sie in den Brochs Schottlands, der Hebriden, Orkneys und der Shetlandinseln vorliegen,[3] mit den bienenkorbförmigen Steinhütten auf den Hebriden[4] und namentlich mit den uns schon bekannten Megalithbauten der westmittelländischen Inselkultur,[5] die hauptsächlich der älteren Bronzezeit angehören,[6] den Nuraghen Sardiniens, den Talayots der Balearen, den Sesi Pantellerias und schließlich auch den Chouchets Tunesiens. Das sind alles Rundbauten, die durch Überkragung der Steinschichten gewölbt sind. Die Ganggräber mit Kuppel gleichen ferner den unterirdischen griechischen Kuppelgräbern (Tholoi) in Mykenae, bei Menidi, Orchomenos, Dimini und Vaphio mit Dromos genanntem Zugangskorridor. Es sind, wie Hoernes sagt, „gleiche Formen zu gleichen Zwecken", nur daß die griechischen Anlagen von einer ungleich höheren Stufe der Steinbaukunst zeugen und nach Hoernes etwa ein Jahrtausend jünger sind.[7] Die westeuropäischen Kuppelgräber sind endlich noch eng verwandt mit gleichartigen Gräbern Phrygiens, Lydiens und Kariens.[8]

Es ist zum mindesten verfrüht, zwischen den westeuropäischen Kuppelgräbern und den höher entwickelten griechischen Tholoi bezw. ihren Vorgängern direkte historische Beziehungen anzunehmen, wie es vielfach geschehen ist. Diejenigen Forscher, wie O. Montelius, Sophus Müller, J. Déchelette, welche die neolithische und bronzezeitliche Kultur Europas sich unter konstanten südöstlichen orientalischen Einflüssen entwickeln lassen und welche auch die Sitte der megalithischen Grabbauten aus dem Orient nach West- und Nordeuropa

[1] Abbildung O. Montelius, l. c. S. 75, Fig. 100 a u. b. Déchelette, Manuel I, S. 418, Fig. 147.

[2] Vgl. Bezzenberger, ZE 1907, S. 626 ff. O. Montelius, l. c. S. 56, Fig. 64 a—c.

[3] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 182 ff., Fig. 246 a—c und die daselbst angegebene Literatur.

[4] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 185, Fig. 247.

[5] Vgl. oben S. 348 ff.

[6] Vgl. A. Mayr, Die vorgeschichtl. Denkmäler von Malta S. 710, 717.

[7] Natur- und Urgeschichte des Menschen II, S. 445. J. Déchelette, Manuel I, S. 422.

[8] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 36 ff.

gelangen lassen,[1] betrachten die Ähnlichkeit zwischen Tholoi und westlichen Kuppelgräbern als einen der klarsten Beweise für die Abhängigkeit Westeuropas vom Südosten. Man wird den in Europa so weit verbreiteten Typus der Ganggräber mit Kuppel besser von der alteuropäischen Rundhütte mit Stein- oder Lehmkuppel ableiten, die noch während der Bronzezeit sowohl auf den westmittelländischen Inseln wie in Griechenland benutzt wurde,[2] ja die heute noch gelegentlich in Gebrauch ist, und für welche die schottischen Brochs, die Bienenkorbhütten der Hebriden, die Schneehütten der Eskimo,[3] die Nuraghen Sardiniens und die Talayots der Balearen andere Zeugen sind. Es genügt vollständig zur Erklärung dieser Grabbauten, wenn man annimmt, daß man dem Grabe durch das Kuppelgewölbe die wirkliche alte Hausform geben wollte, was bei dem einfachen Dolmen und dem Ganggrabe noch nicht der Fall gewesen war und vielleicht mit der Zeit bei Fürstengräbern als Mangel empfunden wurde. Wir wissen jetzt durch die Untersuchungen J. H. Holwerdas, daß neolithische Grabhügel der Glockenbecherperiode in den Niederlanden ursprünglich mit einer Erdschicht bedeckte Kuppelbauten aus Holzbalken waren.[4] Der Boden des Kuppelgrabes war mit Kieselsteinen gepflastert und umschloß einen 0,30—1,60 m tiefen Schacht mit einem Hockerskelett. Andere frühere Bestattungen waren beiseite geschoben. Diese hölzernen Kuppeln sind dann zusammengestürzt und verwest. In Thüringen fand man in Grabhügeln richtige Holzhütten aus guter Zimmermannsarbeit und ebensolche in den sogenannten Kurganen Südrußlands mit allem Zubehör.[5] In Gegenden, wo die Megalithkultur oder die ausgebildete Steinbaukunst herrschte, wird man der Sitte gemäß vornehmen Toten Häuser in Stein errichtet haben. Sind die Kuppelgräber Nachbildungen der Rundhütten in Stein, wie es auch die Kuppelgräber aus Holzbalken waren, können sie unter dem Einflusse des Totenglaubens an verschiedenen Stellen Europas selbständig entstanden sein, d. h. in Westeuropa sowohl wie im Osten. Daß dies auch in Griechenland möglich ist, beweisen die Lehmkuppelhäuser der ersten Schicht in Orchomenos.[6] H. Bulle nennt sie mit Recht den Schlüssel zum Verständnis der mykenischen Kuppelgräber, „das direkte Vorbild, den technischen Vorversuch, durch dessen Kenntnis uns sowohl die tiefere

[1] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 30 ff., 137, 157 ff. Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 40, 74 ff. J. Déchelette, Manuel I, S. 424 f.

[2] Vgl. oben S. 336 f. [3] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 43, Fig. 42.

[4] Präh. Zeitschr. I (1909), S. 374 ff.

[5] Vgl. O. Schrader, Mitt. d. schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde XII (1910), S. 58 f.

[6] Vgl. H. Bulle, Orchomenos, S. 19 ff.

Bedeutung dieser Grabform, wie ihre Entstehung klarer vor Augen tritt".[1]

In Palästina haben wir nun keine großen mit Erd- oder Steinhaufen bedeckten Ganggräber von gemauerten Wänden, runder Kammer und falschem Gewölbe.[2] Das spricht nicht dafür, daß die Kugelgräber aus dem Südosten des Mittelmeeres stammen. Wohl aber sind die aus dem Dolmentypus oder dem einfachen Ganggrabe hervorgegangenen aufgemauerten Gräber, wie wir sahen, im Ost- und Westjordanlande reich vertreten. Die Wände bestehen aus Trockenmauerwerk, häufig aus roh behauenen megalithischen Blöcken. Darüber sind große Steinplatten als Decksteine gelegt. Der Grundriß ist entweder der einer unregelmäßig länglichen, meist jedoch rechteckigen Zelle, wie bei dem einfachen Grabe von Ruǧm el-Melfūf, manchen Anlagen am Rande der Wüste Juda und den sarkophagartigen Nawāmīs der Sinaihalbinsel, oder bildet etwa ein Quadrat, wie bei den turmartigen Anlagen bei Bētin, an der Hebronstraße und bei dem großen Grabe von Ruǧm el-Melfūf. Dann liegen gewöhnlich zwei oder mehrere längliche Zellen in demselben Bau nebeneinander.[3] Unter diesen Gräbern sind die von Ruǧm el-Melfūf ihrer Anlage nach die ältesten; sie knüpfen noch sehr deutlich an die eigentlichen megalithischen Gräber an, schon durch ihre örtliche Beziehung.[4] Die zellen- und turmartigen Gräber vom Typus derjenigen von Ḫirbet Dēr eš-Šabāb bei Bētīn zeigen eine sorgfältigere Bauart und recht soliden Steinverband; sie dürfen deshalb für jünger angesehen werden.[5] Die Ḳubūr Beni Isrāīn bei Ḥezme und das Grab bei Ḫirbet Raṛabne mögen etwa derselben Zeit angehören. Mit diesen spätmegalithischen Gräbern, besonders mit dem von Ruǧm el-Melfūf, sind auch die sinaitischen und nordarabischen bienenkorbähnlichen Nawāmīs eng verwandt. Es ist durchaus möglich und selbst wahrscheinlich, daß man in der Zeit dieser spätmegalithischen Gräber an manchen Stellen Palästinas noch am einfachen Dolmentypus festhielt. Im allgemeinen wird man die judäischen Dolmen für älter als die aufgemauerten Gräber ansehen müssen. Dolmen wie die von Tell el-Ḳāḍī und Ṭawāḥīn es-Sukkar können aus verhältnismäßig später Zeit stammen und Gräber vom Typus derjenigen von Ḫ. Der eš-Šabāb und der sinaitischen und nordarabischen Nawāmīs werden

[1] L. c. S. 42.

[2] Die beiden unterirdischen Grabkammern I und II in der zweiten Schicht der Mittelburg in Megiddo aus altkanaanäischer Zeit, etwa um 2000 v. Chr., welche Schumacher ausgegraben hat, sind etwas anderer Art und haben bereits ein Tonnengewölbe. Vgl. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 15 ff., Taf. V u. VI.

[3] S. 398 ff. [4] Vgl. oben S. 346 f.

[5] Vgl. oben S. 400.

sich ebenfalls sehr lange gehalten haben. Darüber haben wir kein sicheres Urteil.

Alle diese Gräber gehören nun in die Ausgangsphase der palästinischen Megalithkultur.[1] Sie repräsentieren das Ausklingen der großen megalithischen Grabarchitektur, welche sich in weiten Gebieten des östlichen Palästina eingebürgert hatte. Diese letzte und Blütephase der palästinischen Megalithkultur ist besonders eindrucksvoll vertreten durch die großen Rundtürme, Warten und zyklopischen Festungsbauten, welche wir auf dem Hochlande von ʿAmmān und am Westufer des Tiberiassees kennen gelernt haben. Spuren solcher Siedlungen der Dolmenerbauer sind uns wohl auch auf dem Karmel, im südlichen Ǧōlān (Ǧamle), bei Kefr Jūbā, im Nebogebiet und an andern Stellen Moabs begegnet. Die Träger dieser Kultur, ursprünglich halbe Nomaden und Viehzüchter, hatten gelernt, auch für die Lebenden feste Wohnungen zu bauen. Sie sind seßhaft geworden und müssen ihr Gebiet angesichts der Wüste gegen die kamelzüchtenden Nomaden (Beduinen) verteidigen. Es ist eine ähnliche altbronzezeitliche, ihrem Wesen nach aber aus der Steinzeit hervorgegangene Kultur, wie wir sie noch charakteristischer auf Sardinien und den Balearen angetroffen haben. Als Ausläufer dieser zyklopischen Baukunst des Ostens dürfen wir endlich die großen ummauerten Festungen des westlichen Ḥaurān und ʿAǧlūn ansehen, die aus Fliehburgen wie die von Ḳurūn Ḥaṭṭīn entstanden sein mögen.[2]

Die mit der Eigenart des Landes eng verwachsene palästinische Megalithkultur ist in ihrer vielgestaltigen, der west- und nordeuropäischen im wesentlichen durchaus analogen Entwicklung an uns vorübergezogen. Ein echtes Kind der jüngeren Steinzeit verband sie sich, wie anderwärts, mit den Fortschritten der älteren Metallkultur. Wenn wir die mannigfaltigen, sich nacheinander entwickelnden Formen der Megalithgräber, ihre große Zahl und die zyklopischen Wohnburgen, Türme und Ringwälle ins Auge fassen, wird es evident, daß sicherlich eine größere Zahl von Jahrhunderten unter dieser ungestörten Entwicklung vorübergegangen ist, die tief in der jüngeren Steinzeit begann und in der älteren Bronzezeit endigte. Diese Erkenntnis ist zunächst wichtiger als die vorderhand noch nicht mögliche exakte Einordnung der einzelnen Erscheinungen in den Gang der Entwicklung. Angesichts dieser Tatsachen ist es ausgeschlossen, die Megalithkultur in Palästina lediglich als Import eines fremden durchwandernden arischen Volkes anzusehen, wie es oft geschehen ist. Sie ist vielmehr mit dem

[1] Vgl. D. Mackenzie, PEF Annual I, S. 38 f.

[2] Über die zeitliche Ansetzung derselben vgl. oben S. 369.

Lande aufs innigste verknüpft, bodenständig, und stellt eine Kulturschicht dar, die in der Entwicklung des Landes eine breite Stelle eingenommen hat.

## 4. Die Herkunft und Entstehung des palästinischen Megalithgrabes.

Ist das oberirdische Dolmengrab als eine fremde Sitte nach Palästina gekommen, oder hat es sich im Lande aus dem oberirdischen Steinhaufengrabe (Ruǧmgrabe) unter dem zunehmenden Einfluß des Seelenglaubens von selbst entwickelt?

Wir haben gesehen, wie die Sitte, oberirdische megalithische Grabbauten zu errichten, im Ostjordanlande auf den Hochebenen der Belḳā und im Ǧōlān inselartig auftaucht und sich bald über die von Natur dafür geeigneten Gegenden des Ostjordanlandes und Galiläas verbreitet, d. h. über die Gebiete, welche immer mit dem Hirtenleben in enger Verbindung standen. Dagegen ist das Gebiet der bäuerlichen und städtischen Kultur Westpalästinas von der Megalithkultur fast ganz unberührt geblieben. Unter diesen Umständen ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die Sitte des Dolmengrabes von Westen, Südwesten oder Norden her auf dem Wege der Entlehnung von einem Kulturvolke in Palästina Eingang gefunden hat. Der Osten Palästinas, abseits der großen Handelsstraßen, war kulturell immer von Westpalästina abhängig und in der kulturellen Entwicklung wegen der Nähe der Wüste diesem gegenüber im Rückstande. Aus Westpalästina kann der Osten aber die Sitte des Dolmengrabes nicht erhalten haben, weil dieses dort nie recht heimisch gewesen ist. Außerdem findet sich das Dolmengrab bei den in Betracht kommenden Kulturvölkern, den Ägyptern und Babyloniern, überhaupt nicht. In den Ebenen Babyloniens waren große Steine ein seltenes Gut. Dort fehlte es an Baumaterial für die Dolmen. In Ägypten begrub man in der vordynastischen Zeit, wie die Ausgrabungen der beiden letzten Jahrzehnte ergeben haben, die Toten an den Rändern des Niltals in einfachen, von N nach S gerichteten Erdgräbern.[1] Darin lag der Tote auf der linken Seite mit zusammengezogenen Knien, das Gesicht nach Osten gerichtet. Bald wurde die Grube bei Vornehmen größer, mit Ziegeln ausgemauert und mit Balken und einem Erdhaufen bedeckt (z. B. die Gräber in Abydos). Oberirdische Steingräber scheinen den Bewohnern des Niltals gegen Ende der Steinzeit und in der Kupferzeit unbekannt gewesen zu sein. Das Grab des Königs Menes bei Negāde ist dagegen ein freistehender Bau aus sehr starken und allseitig abgeböschten Ziegelmauern mit mehreren Kammern und flachem Dach aus Palmstämmen. Es war

[1] Vgl. A. Erman, Die ägyptische Religion, S. 115 ff.

als Nachbildung des Königspalastes gedacht und dekoriert. Unter König Zoser (3. Dyn.) finden wir eine Grabform, welche die unterirdische gemauerte Grabkammer nebst Zugangsschacht mit dem oberirdischen Ziegelbau vereinigt. So ist das Grab Zosers bei Bet Ḫallâf unterhalb von Abydos. Die Grabkammer liegt im Felsboden; mehrere durch Steinblöcke verschlossene Schächte führen zu ihr. Darüber ist ein massiver Ziegelbau mit abgeböschten Wänden errichtet, der als Tumulus zum Schutze des Grabes zu erklären ist. Denken wir uns diesen Ziegelbau durch einen massiven Steinbau, ebenfalls mit abgeböschten Wänden, ersetzt, so haben wir die Urform der Mastaba, welche im ganzen Alten Reich das Grab der Vornehmen war, während die Könige schon von Zoser ab zur Pyramide übergingen.[1] Zoser errichtete sich in Saḳḳara die sog. Stufenpyramide, welche aus sechs übereinandergestellten, nach oben sich verengenden Steinmastabas besteht. Die Grabkammer unter der Pyramide ist durch einen langen schräg abwärts führenden Gang zugänglich. Ḥuni, der letzte König der 3. Dynastie, erbaute die sog. Knickpyramide von Dahšûr, die eine Übergangsform von der Stufenpyramide zur echten Pyramide mit quadratischem Grundriß darstellt.[2] Von der 4. bis zur 6. Dynastie blieb die große Pyramide als Königsgrab in Übung.

Überblickt man diese Entwicklung der Gräber der ägyptischen Vornehmen aus dem einfachen Erdgrabe der vordynastischen Zeit, so erkennt man, daß von einem bestimmten Zeitpunkt ab eine Sitte Eingang findet, welche dem ägyptischen Erdgrabe fernlag, nämlich das Auftürmen eines Stein(Ziegel)haufens zum Schutze des Grabes, die Ausgestaltung desselben zu einem wenig gegliederten monumentalen massiven Bau auf rechteckiger bezw. quadratischer Grundlage (Mastaba, Pyramide) und die echt megalithische Konstruktion der Grabkammer und ihres Zuganges. Dieses Verfahren kann sich nicht aus dem einfachen Erdhügel mit Stele entwickelt haben, sondern ist ein Hinzubringen ganz andersartiger Vorstellungen zu dem einfachen Erdgrabe. Gebräuche scheinen Einfluß auf die Niltalbewohner geübt zu haben, wie wir sie bei den benachbarten nordafrikanischen Wüstenstämmen konstatieren können. Die Ähnlichkeit der Pyramiden, ihres mit großen Steinplatten abgedeckten Ganges und der sich anschließenden nordsüdlich gerichteten Grabkammer mit flachem oder Satteldach aus ungeheuren Steinplatten[3] mit einem Ganggrabe unter Steintumulus

[1] Vgl. Ed. Meyer, Gesch. d. A. I 2[3] § 230. Über die Mastabas vgl. L. Borchardt, Die Pyramiden ihre Entstehung und Entwicklung. Berlin 1911. S. 3 f. A. Erman, l. c. S. 119 ff.

[2] Vgl. Ed. Meyer, l. c. § 231.

[3] Vgl. L. Borchardt, Das Grabmal des Königs Saḥurê I, Leipzig 1910, Blatt 7.

läßt sich nicht verkennen. Man hat den Eindruck, daß hier megalithische Gedanken Gestaltung gewonnen haben.

In Ägypten sind bisher wirkliche Dolmen nicht bekannt geworden. Das in der Wüste bei Edfu in Oberägypten signalisierte Monument, ein Steinkreis mit Dolmen,[1] macht nach der von de Morgan gegebenen Abbildung einen zweifelhaften Eindruck.[2] Man sieht einen aus aufrechten dünnen Steinplatten gebildeten Steinkreis und an einem Rande desselben einen trilithonartigen Steinbau. Déchelette und Montelius sind allerdings der Meinung, daß das Vorkommen von Dolmen im Sudan, im Westen des Nil bei Ladó (5° 20 n. Br.)[3] es sehr wahrscheinlich mache, daß das megalithische Grab einst auch in Ägypten häufig gewesen und nur der Zerstörung anheimgefallen sei.[4] Das dürfen wir nicht ohne weiteres annehmen. Wir können die Begräbnissitten der Bewohner des Niltales vom Ende der Steinzeit tief im 4. Jahrtausend an verfolgen und finden keine Spur von Dolmengräbern. Wohl aber ist es möglich und sehr wahrscheinlich, daß die Wüstenstämme der nordafrikanischen Tafel östlich und westlich des Nil dolmenähnliche oberirdische Gräber gebaut haben. Diesen müßten wir auch die Anlage bei Edfu zuschreiben. Wir wissen heute, daß sowohl die libysch-maurischen Stämme bezw. ihre Vorfahren in der Sahara und im Küstengebiet, wie die Vorfahren der hamitischen Beğastämme und die heutigen Beğa selbst östlich vom Nil, zwischen Oberägypten und dem abessinischen Hochlande, oberirdische Steinbauten als Gräber errichten, welche Formen aufweisen, die man als Urformen der Mastabas, der Pyramiden und der numidischen Königsgräber (Medṛasen, Ḳbur er-Rūmia) ansehen kann.

Im ganzen mediterranen Gebiet Nordafrikas von Tanger bis Enfida in Tunis kommen zahlreiche Dolmen und Steinkreise als Gräber vor.[5] Südlich von der mediterranen Zone und in der Sahara ist die Umgebung der Täler und Wasserstellen mit vielen Steinhaufengräbern einfacher und entwickelterer Formen bedeckt.[6] Letztere sind teils sog. Bazinas, aus konzentrischen Ringen bestehende Steinhaufen konischer Form mit Schuttfüllung, teils mit einer großen Steinplatte abgedeckte kleine runde Steintürme, Šušet (Pl. von šūša „Mütze")

[1] Nach der Beschreibung von J. Capart, zitiert bei Déchelette, Manuel I, S. 426, wäre es ein „cercle de pierres avec dolmen du beau type saharien que l'on puisse imaginer".

[2] J. de Morgan, Recherches I, S. 239, Fig. 598, wiederholt von G. Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur, S. 25.

[3] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 13, Fig. 9.

[4] Vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 415.

[5] Nachweise bei Déchelette, Manuel I, S. 414.

[6] Vgl. E.-F. Gautier, Sahara Algérien (E.-F. Gautier et R. Chudeau, Missions au Sahara I), Paris 1908, S. 60 ff.

genannt, und Kombinationen beider in der Form, daß eine Bazina auf einer Šūša steht. Die numidischen Königsgräber, das Medṛasen und Ḳbur er-Rūmia, in der Provinz Constantine, welche sehr an die Pyramiden erinnern, sind die ins Monumentale umgesetzte Form der Kombination von Šūša und Bazina.[2]

Über die oberirdischen Steingräber im Gebiet der hamitischen Beğastämme hat G. Schweinfurth eingehend berichtet.[2] Da die Beğa in dem Steppengebiet von Oberägypten bis zum abessinischen Hochlande östlich des Nil seit den ältesten Zeiten als Nomaden und Viehzüchter wohnen, kann man hier oberirdische Steingräber eng verwandter Art aus dem Altertum und der Gegenwart konstatieren. Die Formen dieser Bauten sind denen der Saharagräber analog, nur haben sie teilweise den viereckigen Grundriß angenommen, während letztere durchaus am ovalen oder kreisförmigen Grundriß festhalten. In der Umgegend von el-Kab in Oberägypten, zwischen Esne und Edfu, auf dem östlichen Nilufer, dem Ausgangspunkt einer Karawanenstraße nach Berenike am Roten Meere und einer andern nach Luksor, fand G. Schweinfurth auf den Sandsteinhöhen, vereinzelt oder in Gruppen, oberirdische Gräber, die aus einem Steinringe von 4—5 m Durchmesser, aus 3—6 Lagen großer Blöcke von zusammen 1,50 m Höhe, 0,60 m Dicke, und einem aus Steinen und Schutt aufgehäuften Kegel bestehen.[3] Im Innern des Baues, unter dem Tumulus, steht auf ebenem Boden die Grabkammer aus Steinblöcken, welche für sich allein betrachtet als kleiner Dolmen gelten könnte. Die niedrige, von N nach S gerichtete Kammer, in welche der Leichnam in Leinen gewickelt gelegt wurde, ist in der einfachsten Form aus zwei parallelen, flach auf den Boden gelegten Langsteinen und kleineren Blöcken zum Verschluß der beiden Schmalseiten gebildet. 2—3 große, etwa 1,50 m lange Steinplatten dienen als Decksteine, so daß die ganze Grabkammer von etwa 1,25—1,30 m Länge und 0,45—0,60 m Breite bei knapp 0,30—0,45 m Höhe aus 7—9 Steinen gebaut ist. Die Oberfläche des Steinkegels ist mit weißen Kieselsteinen belegt.[4] Denkt man sich den Tumulus entfernt und den Steinring niedriger, so hat man einen kleinen Dolmen mit kreisförmiger Umhegung. In einem Falle waren die Wände der kleinen steinernen Grabkammer innen mit orthostatischen Steinplatten ausgekleidet.[5] Es handelt sich bei diesen Anlagen immer

[1] Vgl. Ch. Tissot, Géogr. comparée de la prov. rom. d'Afrique I, S. 506 ff., Fig. 55 u. 56.

[2] Verh. d. Berl. Gesellschaft f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch. 1899, S. 538—554.

[3] Vgl. Schweinfurth, l. c. S. 539, Fig. 1 a.

[4] Vgl. Schweinfurth, l. c. S. 538 f., Fig. 1 a—c.

[5] Vgl. l. c. S. 539, Fig. 2.

nur um Einzelgräber. Bei Familiengräbern stehen mehrere in einem gemeinsamen Steinringe. Manche Gräber waren so klein und eng, daß sie nach Schweinfurths Annahme nur Skelette in Hockerlage enthalten haben können. Die kleinsten könnten Kindergräber sein. Nach den Scherben der Tongefäße, welche beigegeben waren, gehören diese Gräber dem 2.—3. nachchristlichen Jahrhundert an.

Eine viel umfangreichere Nekropole derselben Art beim Dorfe Mualla, oberhalb von Theben, auf der östlichen Nilseite hart am Flusse, umfaßt nach Schweinfurth auf einer Strecke von 10 km zahlreiche Anlagen.[1] Namentlich Familiengräber, 3—9 in einem Ringe, sind hier häufig.[2] Auch hier fand Schweinfurth eine Grabkammer, die innen mit flachen aufrechtgestellten Steinen ausgekleidet war. Diese Nekropole stammt aus dem 3.—8. nachchristlichen Jahrhundert.

Die heute von den verschiedenen Beğastämmen gebauten oberirdischen Grabanlagen können wir als die direkten Nachkommen jener alten Gräber ansehen. Völlig identisch mit den Ringgräbern von el-Kāb sind die Gräber der Bogos, eines hamitischen Stammes auf der nördlichen Vorstufe des abessinischen Hochlandes.[3] Sie haben gewöhnlich 4—7 m Durchmesser und sind 2 m hoch. Die Grabkammer ist jedoch in der Regel etwas in die Erde eingetieft. Überall, sagt Schweinfurth, auf den Hügeln der großen Senke von Keren gewahre man solche Totendörfer aus zahlreichen, vielen Generationen gemeinsamen Gräbern, die wohlgeformten Rundhütten aus Stein mit Kegeldach gleichen.[5] Das hamitische Hirtenvolk der Saho im italienischen Erythräa bestattet nach Schweinfurth die Leichen meuchlings Ermordeter aufrecht stehend in einem 2 m hohen Steintumulus von fast zylindrischer, etwas kegelförmiger Gestalt.[4] Der kleine hamitische Stamm der Maria hat Grabstätten, die denen der Bogos gleichen.[5] Im Gebiet der Beni Amer zwischen Suakin und Massaua sah Th. v. Heuglin im Jahre 1875 ältere Grabdenkmäler, die aus schuttgefüllten Steinringen (Zylindern) bestehen, die in 2—4 Stockwerken übereinandergesetzt sind.[6] Schweinfurth weist ferner auf die zahlreichen, von General Baratieri in Erythräa gefundenen ähnlichen Grabbauten hin. Im Lande der Habab beobachtete er eine ganze Reihe verwandter Typen steinerner Grabbauten von 4—5 m Höhe: solche, die aus 2 oder 3 übereinandergesetzten Zylindern, von einer Mauer eingefaßt, bestehen, andere in der Form eines abgestumpften

[1] L. c. S. 541 f. [2] L. c. S. 542, Fig. 4.

[3] L. c. S. 545, Fig. 6 a u. b. [4] L. c. S. 546, Fig. 7.

[5] Vgl. l. c. S. 547. Baratieri, Nuova Antologia, Febr. 1892, S. 4 f. (Zitat nach Schweinfurth). Vgl. auch F. Ratzel, Völkerkunde III, Abb. S. 224.

[6] Vgl. Schweinfurth, l. c. S. 546, Fig. 8.

Kegels oder Würfels mit schwachgeböschten Seitenflächen, der eine hohe Kappe trägt. Der letztgenannte Typus gleicht der Urform der Mastaba, wenn man von dem fehlenden Zugang zur Grabkammer absieht. Diese Gräber sind verhältnismäßig jung und unter Verwendung von Kalkmörtel gebaut; sie stammen aus der Zeit vor der Einführung des Christentums.

Sehr ausgedehnte Nekropolen im Gebiet der Beğavölker sind die von Mamān, 90 km nördlich von Kassala, bei den Hadendoa, welche G. Schweinfurth bekanntgemacht hat.[1] Er schätzte die Zahl der vollständig erhaltenen Grabmäler, die den Eindruck einer richtigen Totenstadt machen, auf 1000.[2] Die Grabkammern sind aus flachen Gneisstücken ohne Verwendung von Mörtel aufgemauert und haben einen Eingang an der Ostseite. Die einfachste und häufigste Form in Mamān besteht nach Schweinfurth aus einem würfelartigen Unterbau mit geneigten Wänden von etwa 4 m Länge. Darauf ist ein schuttgefüllter Mauerring gesetzt, der noch eine Kuppe von weißen Kieseln oder Kalkstücken trägt. Die Höhe beträgt etwas über 3 m. Bessere Gräber haben zwei würfelförmige Stockwerke übereinander und sind bis 5 m hoch. Im würfelfömigen Unterbau befindet sich ein durch Vorkragung der Steinschichten gebildetes flaches Gewölbe. Unter dem Fußboden, der mit großen Steinplatten belegt ist, sind mehrere Leichen beigesetzt. Diese Gräber stammen aus vorislamischer Zeit.

Die oberirdischen Grabbauten der Beğastämme sind offenbar derselben Grundidee entsprungen und haben sich vermutlich aus dem einfachen Steinhaufengrabe entwickelt, wie sich ja neben den erwähnten Kunstgräbern zahlreiche schmucklose Gräber aus einfachen Steinhaufen finden. Aus dem Steinhaufen wurde ein dem Rundhause mit Steinring und Kegeldach nachgebildeter Grabbau, in welchem die Leiche in einem dolmenförmigen Steinkasten lag. Nahm das Totenhaus viereckige Form mit geneigten Wänden an, so haben wir die Grundform der Mastaba. Die würfelförmigen Gräber in mehreren Stockwerken übereinander können wir als die Grundform der Stufenpyramide ansehen, aus welcher sich die echte Pyramide entwickelte. Wenn man bedenkt, daß die Ababde, der nördlichste Zweig der Beğastämme, noch vor nicht langer Zeit in der östlichen Wüste bis zur Landenge von Suez schweiften, wird man die Existenz oberirdischer Grabbauten der oben beschriebenen einfachen Form auch in nördlicheren Gebieten voraussetzen dürfen. Ein Beweis dafür ist, daß ähnliche Steinkammern, die Nawāmīs, wie wir gesehen haben,

[1] Vgl. Zeitschr. f. allg. Erdkunde XIX (1865), S. 397—399 und Taf. IV.

[2] Vgl. Verh. Berl. Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch. 1899, S. 547, Fig. 9.

auch auf der Sinaihalbinsel und in Nordarabien vorkommen. Denkt man ferner an die Ruğmgräber der Sahara, an die Šušets und Bazinas, an die den Pyramiden ähnlichen numidischen Königsgräber Medrasen und Ḳbur er-Rūmia, an die Dolmen des mediterranen Nordafrika, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß im Gebiet der afrikanischen Wüstentafel bei den Nomadenstämmen weithin die Sitte oberirdischer Steingräber bestanden hat, aus welchen sich unter dem Einflusse des Jenseitsglaubens nach lokalen Verschiedenheiten und Bedürfnissen sowohl Grabtürme wie Dolmen, Mastabas und Pyramiden entwickelten. Obwohl alle heute bekannten Gräber im Gebiete der Beğavölker und in der Sahara verhältnismäßig jung sind und nicht erheblich in die vorchristliche Zeit zurückreichen, kann man am Alter der Grabtypen schon deshalb nicht zweifeln, weil sie auf der Sinaihalbinsel erwiesenermaßen bis an die Steinzeit vorkommen und weil wohl sicher die Mastabagräber und Pyramiden ebenso wie die späteren numidischen Königsgräber auf diesen Typus zurückgehen. Mastabas und Pyramiden wären dann die Verbindung der unterirdischen Grabkammer (Steinbau oder Felskammer) nebst Einsteigeschacht, wie wir sie im Niltal in der ältesten Zeit finden, mit dem oberirdischen Steinkammergrabe der hamitischen Wüstenstämme in seiner megalithischen Form.

Von freistehenden richtigen Dolmen erfahren wir in Ägypten nichts. Waren sie vorhanden, so müßten sie alle radikal zerstört worden sein. Ein so spurloses Verschwinden ist wenig wahrscheinlich. Der schützende Tumulus scheint in den Ägypten benachbarten Gebieten als notwendig angesehen worden zu sein und wurde so Träger des megalithischen Gedankens. Nach unserem heutigen Wissen müssen wir sagen, daß sich der Dolmentypus in Palästina aus ähnlichen Vorbedingungen ebenso selbständig entwickelt haben kann, wie später in Marokko und Tunis und im Sudan bei Ladó. Wir können daher Ägypten nicht als Ursprungsland des palästinischen Dolmengrabes ansehen.

Die Palästina nächstgelegenen Dolmennekropolen sind weit entfernt und weisen Gräber von so junger Entwicklungsstufe und jungem Alter auf, daß sie als Vorbild der palästinischen Megalithgräber nicht gelten können. Das nächste Dolmengebiet ist die mit Basaltlava bedeckte Gegend südlich (Ḳoṣeir) und nördlich (Tisnīn) von Ḥomṣ mit sehr späten Ganggräbern aus sehr sorgfältig behauenen Steinplatten.[1] Weiterhin kämen dann die Dolmenfelder südlich des Kaukasus, hauptsächlich in der Landschaft Talisch am Südwestufer des Kaspischen

[1] Vgl. oben S. 483 f. und M. Lidzbarski, Ephemeris für semit. Epigr. III (1911), S. 170 ff.

Meeres, in Betracht, Dolmen, welche der Bronze- und Eisenzeit angehören und ihrer Form nach ebenfalls jünger sind als die alten palästinischen Dolmen.[1]

Mithin blieben als Heimatsland des palästinischen Megalithgrabes möglicherweise nur die großen Oasen Nordarabiens übrig, eine Möglichkeit, die nicht ganz von der Hand zu weisen ist, über welche wir aber mangels näherer Nachrichten nicht entscheiden können. Wir haben aber wenigstens eine wichtige Kunde über das Vorhandensein imposanter megalithischer Denkmäler in der Landschaft Ḳasīm im Neǧd. W. Gifford Palgrave sah dort bei den Orten ʿAjūn und Rass drei gewaltige, ursprünglich aus zahlreichen Trilithen bestehende Steinkreise. Von dem größten derselben bei ʿAjūn berichtet er folgendes[2]: Er steht am Bergesabhang über der Ebene; 8 oder 9 von den Trilithen waren noch aufrecht; davon trugen zwei noch den Verbindungsstein, die übrigen waren umgefallen. Palgrave ritt unter einem der Trilithen hindurch und konnte, auf einem Kamel sitzend, mit hochgestrecktem Reitstock gerade den Deckstein erreichen. Dieser befand sich nach Palgraves Schätzung etwa 5 m über dem Boden. Die zum Bau benutzten Blöcke, Kalkstein der Umgebung, sind roh behauen, zeigen aber weder Schalenvertiefungen noch sonstige Zeichen. Die beiden andern Steinkreise liegen bei Rass. Palgrave erzählt weiter, daß die Bevölkerung die Errichtung dieser Megalithbauten einem Riesengeschlecht zuschreibe, und weist auf die außerordentliche Ähnlichkeit dieser gewaltigen Steinkreise mit dem Stonehenge in England hin.[3] Die drei großen Steinkreise aus sehr hohen Trilithen, welche der Jesuitenmissionar Kohen nach Bonstetten bei Ḥabb im Distrikt von Ḳasīm gesehen hat und deren große Ähnlichkeit mit dem Stonehenge ihm ebenfalls aufgefallen ist, sind vielleicht mit den von Palgrave beschriebenen Anlagen identisch.[4] Dolmen oder dolmenähnliche Gräber sind dagegen in Arabien bisher noch von keinem Reisenden beobachtet worden. Da Euting an zwei Punkten Nordarabiens, in alten Nekropolen bei Šōhar und Teimā, oberirdische, meist viereckige, seltener runde kleine Grabtürme aus Trockenmauerwerk fand, deren kleine Kammer mit größeren Steinplatten abgedeckt war und die den Nawāmīs der Sinaihalbinsel sehr ähnlich sind,[5]

[1] Vgl. H. de Morgan, Mém. de la Délégation en Perse, VIII, S. 251 ff. Weitere Literatur bei Déchelette, Manuel I, S. 414.

[2] W. G. Palgrave, Personal narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia (1862–63), London 1883, S. 146 f.

[3] Vgl. C. Schuchhardt, Präh. Zeitschr. 2 (1910), S. 292 ff.

[4] Vgl. G. de Bonstetten, Essai sur les Dolmens, S. 27.

[5] Ähnliche Beobachtungen machte Charles M. Doughty, Travels in Arabia Deserta I. Cambridge 1888, S. 385 f., in dem großen, westlich von Medāin Ṣāleḥ gelegenen Ḥarragebiet. Auf den Anhöhen fand er zahlreiche, den bienenkorbförmigen

darf es nicht als ausgeschlossen gelten, daß sich bei genauerer Durchforschung noch einmal Dolmennekropolen am Rande der großen Oasen finden. In diesem Falle müßte erst das Alter dieser Dolmen festgestellt werden. Es ist nicht unmöglich, daß Arabien in so früher Zeit, etwa durch nordwärts in das Ostjordanland einwandernde Semitenstämme, einen kulturellen Einfluß auf Palästina ausgeübt hat. Aber das sind immer nur Möglichkeiten. Nach unserem heutigen Wissen bleibt es das wahrscheinlichste, daß die gegen Ende der Steinzeit im Ostjordanlande auftauchende Sitte der megalithischen Grabbauten unter dem wachsenden Einflusse des Seelenglaubens auch dort entstanden ist. Die größere Bedeutung, welche der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode damals auch im Volksleben Palästinas erlangte, ist freilich eine viel allgemeinere Erscheinung, die in Palästina nicht ihren Ursprung haben kann, sondern von den großen Kulturländern ausgegangen sein muß. Diese Ideen sind offenbar von außen nach Palästina gekommen, haben hier verwandte Anschauungen getroffen und zur Verfeinerung der Bestattungsgebräuche und der Totenpflege beigetragen. In Westpalästina baute man die Erd- und Felsgräber sorgfältiger und stattete sie mit Beigaben aus; im Ostjordanlande entstand, wahrscheinlich in Anknüpfung an eine dort gebräuchliche oberirdische Grabform, in geeigneten Gegenden eine steinzeitliche Grabarchitektur durch den Bau von großen oberirdischen Totenhäusern.

Der gegebene Anknüpfungspunkt für die Entwicklung des oberirdischen megalithischen Grabes mag die Sitte der Steppenbewohner gewesen sein, in den felsigen Gebieten des Ostjordanlandes und der Wüste überhaupt unter Steinsetzungen oder Steinhaufen zu bestatten. Es fehlte ihnen an Werkzeugen und nicht selten auch an Zeit, in den Felsboden einzudringen. Da war die oberirdische Bestattung unter einem Steinhaufen oder einer Steinsetzung aus großen Steinen, welche die Leiche gegen die Hyänen schützten, das gegebene. Die Idee, daß die Seele nach dem Tode im wesentlichen in der gleichen Art und Beschäftigung fortlebe, welche der Mensch zu seinen Lebzeiten gehabt, führte dazu, das Grab als das Haus des Toten aufzufassen und entsprechend auszustatten. Vor allem mußte dieses

Nawāmīs der Sinaihalbinsel sehr ähnliche Grabbauten aus Trockenmauerwerk in Höhe von 10—12 Fuß. Ihr Grundriß war kreisrund oder oval; im Innern war ein kleiner durch Vorkragen der Steinschichten überwölbter Raum. Im W. Thirba und in einigen andern Tälern entdeckte der genannte Forscher über 150 Ruǧmgräber kreisrunden oder ovalen Grundrisses von noch größerer Vollendung, vgl. l. c. S. 447. Sie sind 10 Fuß hoch und haben 25 Fuß Durchmesser. Sie enthalten zwei oder drei schmale, durch Überkragung der Steinschichten hergestellte und mit großen Steinplatten abgedeckte Zellen, die von oben her durch enge senkrechte Schächte zugänglich sind.

„Haus" Festigkeit und Ewigkeitsdauer besitzen. Die gegebenen Voraussetzungen mußten dann von selbst aus der Steinsetzung zum Schutze der Leiche zu einem einfachen megalithischen Steinhause führen. Dann hätten wir also hier die Entstehung des Megalithgrabes auf Rechnung eines Elementargedankens zu setzen.[1]

Daß das einfache oberirdische Steingrab auch bei den alten semitischen Steppenbewohnern in Übung war, geht aus den Verhältnissen der Wüste hervor, die sich nicht ändern können. Direkte Beweise dafür sind die erwähnten altarabischen Nekropolen bei Šōhar, Teimā und in der Gegend von Medain Ṣaleḥ, die Euting und Doughty gesehen haben, und die Nawāmis der Sinaihalbinsel, deren hohes Alter feststeht.[2]

Die Gewohnheit der heutigen Beduinen, unter Steinhaufen und Steinsetzungen zu bestatten, wenn sie können, ist bekannt (Fig. 65). Sie wählen daher sehr gerne Gegenden zu Begräbnisplätzen, wo Ruinen und große Steine sind. In den Wölbungen der Ruinen, in alten Felsgräbern, die leicht verschlossen werden können, oder auch in den Steinmassen, die umherliegen, bergen sie ihre Toten mit Vorliebe. Sie können so am besten vor den Hyänen geschützt werden.[3] So berichtet z. B. Schumacher von einer Begräbnishöhle der ʿAbbādbeduinen bei Tell eḍ-Ḍahab am W. ez-Zerḳā: durch das spitzbogig ausgearbeitete Felstor gelangt man in einen 12 m langen, nur 1,75 m breiten ausgehöhlten Raum, dessen vorderer Teil mit frischen und alten Leichen angefüllt ist, die einen entsetzlichen Geruch verbreiten. Da der Eingang über dem nächsten Felsvorsprung liegt, so werden die Leichen von wilden Tieren nicht angetastet.[4] Wie beduinische Begräbnisplätze aussehen müssen, zeigt am besten folgende Schilderung Musils[5]: „Dieser Begräbnisplatz ist sehr gut gewählt. Hoch gelegen, reich an großen Steinplatten, ohne jede Vegetation, entspricht er vollkommen den Ansprüchen der Beduinen."

Bei dieser Gewohnheit, in Ruinen, Gewölben und unter großen Steinen zu bestatten, spricht nicht nur die Furcht vor den Hyänen mit, sondern noch ein anderer, wie es scheint, bei allen Arabern verbreiteter Gedanke, daß die Berührung mit Erde den Leichnam verunreinigt, während die Berührung mit Stein in dieser Hinsicht indifferent ist.[6] Es ist aber für das Fortleben der Seele nach dem Tode von großer Wichtigkeit, daß der Leichnam sauber beigesetzt

[1] Vgl. M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen II, S. 458.

[2] Vgl. C. T. Currelly bei Fl. Petrie, Researches in Sinai, S. 243 f., Fig. 176—179.

[3] Vgl. A. Musil, Arabia Petraea III, S. 424.

[4] MuNDPV 1899, S. 20 f. [5] Arabia Petraea II, 2, S. 156.

[6] Vgl. A. Jaussen, Coutumes des Arabes au pays de Moab, S. 335.

wird. Er wird daher, meist erst am Grabe, mit Seife und warmem Wasser gewaschen.[1] Bei der heute vorzugsweise herrschenden Erdbestattung wird deshalb, um den Leichnam vor der Berührung mit Erde zu schützen, der Boden des Grabes mit Steinplatten ausgelegt und die Seiten mit flachen Steinen umstellt. Ist die Leiche hineingebettet, so wird sie mit Steinplatten überwölbt, so daß sie wie in einem kleinen steinernen Hause liegt. Dann wird das Grab mit Erde gefüllt.[2] Dasselbe tun die städtischen Araber. Auch bei jüdischen Gräbern in Jerusalem sah ich es. J. R. Wellsted berichtet von den Bestattungsgbräuchen der Bilibeduinen bei el-Wiğh an der Westküste Arabiens, daß sie das Grab nicht mit Erde zuschütten, sondern nur mit einer großen Steinplatte bedecken.[3]

Derselben Vorstellung, die Leiche vor der Berührung mit der Erde zu schützen und rein zu erhalten, mögen auch die oberirdischen Steinbauten ihre Entstehung verdanken, welche manche Araber heute noch als Gräber errichten. Sie haben, wie bereits S. 402 f. bemerkt, eine große Ähnlichkeit mit manchen Nawāmīs der Sinaihalbinsel und den spätmegalithischen Gräbern bei Bētīn und Abu Dīs. So bauen die ʿAzāzeme für ihre Toten eine Art kleiner Steinkisten gegen einen Felsblock, die mit Steinplatten bedeckt werden. Solche Gräber fanden Jaussen und Savignac bei ʿAin Ḳedēs und bei Birēn im Neğeb.[4] Städter bauen vornehmen Toten Grüfte, die durch ein kleines Fenster zugänglich sind. Ähnliches tun auch die Taʿāmire auf ihrem Friedhofe am traditionellen Rachelgrabe.[5]

Wenn man an die Ähnlichkeit der sarkophagartigen, aus Trockenmauerwerk aufgebauten Nawāmīs der Sinaihalbinsel mit diesen rohen Steinkisten der ʿAzāzeme denkt, wenn man sich vor Augen hält, daß das spätmegalithische Grab bei Ruğm el-Melfūf und die ihm ähnlichen am Westrande der Wüste Juda nur in größerem Maßstabe ausgeführte Bauten von derselben Art sind, kommt man zu dem Schluß, daß es sich um Variationen eines alten oberirdischen Grabtypus handelt. Die ältesten sinaitischen Nawāmīs, aus welchen die aus kleinem Steinmaterial gebauten jüngeren hervorgegangen sind, bestehen aus einem Steinring von gewöhnlich 5 m Durchmesser und einer Art primitiver rundlicher Steinkiste in demselben, gebildet aus vier oder mehr orthostatischen, in die Erde gesteckten Stein-

[1] Vgl. A. Jaussen, l. c. S. 97 f. Musil, Arabia Petraea III, S. 423 f.

[2] Vgl. A. Jaussen, l. c. S. 98. A. Musil, l. c. S. 425.

[3] J. R. Wellsteds Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung von E. Rödiger, Halle 1842, II, S. 151 f.

[4] Vgl. oben S. 403. RB 1906, S. 451 f; 1907, S. 407 f. und Fig. 4. Jaussen, Contumes des Arabes, S. 98 und Fig. 9.

[5] Vgl. H. Vincent, RB 1901, S. 293 f.

platten, die von einer oder mehreren Platten bedeckt sind. Letztere sind meist verschwunden. Der für die Leiche verfügbare Raum von etwa 1,25 m : 0,75 m gestattete nur die Beisetzung in zusammengekrümmter Stellung. Die Richtung dieser Gräber ist gewöhnlich von N nach S, selten von W nach O.[1] Sie sind auf der Sinaihalbinsel häufig, z. B. im Naḳb el-Haua, im unteren W. Feirân, im Wâdi Wa'arâ und sonst; Savignac beobachtete solche Gräber auch auf dem Wege von en-Naḫl nach Mweleḥ und zwischen el-'Abde und 'Ain Ḳedês im Neǧeb. Niemand wird verkennen, daß diese Nawâmis aus orthostatischen Steinplatten, welche man für die ältesten hält, dem einfachen Dolmengrabe sehr ähnlich sind. Wenn also die Sitte oberirdischer Grabbauten aus unbehauenen Steinen, wie wir auf der Sinaihalbinsel und im Neǧeb nachweisen können, in ältester Zeit zur Ausbildung eines dolmenähnlichen, wenn auch nicht megalithischen Grabtypus geführt hat, dürfen wir diese Entwicklung auch für die megalithischen Dolmen Palästinas annehmen. Solange wir nicht das Ursprungsland und den Weg nachweisen können, auf welchem die Sitte der Megalithgräber nach Palästina gelangt sein soll, dürfte die Annahme der selbständigen Entstehung derselben im Lande nach unserm heutigen Wissen bei weitem die wahrscheinlichste sein.

Wir lehnen daher auch die von zahlreichen Forschern ausgesprochene Meinung ab, daß die megalithischen Steinkammern (Dolmen) als künstliche Nachbildungen der Grabhöhlen in solchen Gegenden entstanden seien, in welchen es keine Höhlen gab.[2] Für die europäischen Dolmen geht diese Ansicht auf G. de Mortillet zurück. Sie stützt sich auf gewisse in den Felsen gehauene gangartige Grabgrotten, welche oben mit großen Steinplatten abgedeckt sind. Dahin gehört die 24,25 m lange Grotte des Fées bei Arles und andere, Grottes du Castellet genannte Anlagen bei Fontvielle, nordöstlich von Arles, vom Ende der Neolithzeit.[3] Diese großen Gräber betrachtet man als Übergangsformen zwischen der Höhle und dem Megalithgrabe, während es sich um bloße Mischformen zwischen der künstlichen felsgehauenen Grabgrotte und dem Ganggrabe handelt. Mit Recht bemerkt J. Déchelette, daß die angenommenen Übergangsformen zwischen Grabhöhle und Megalithgrab nur einer rein theoretischen Betrachtungsweise entstammen und typologisch wertlos sind.[4]

[1] Vgl. Savignac, RB 1907, S. 400 f. u. Fig. 1 daselbst. H. S. Palmer, Sinai, ed. Sayce, S. 110 ff. H. S. Palmer, Desert of Exodus I, S. 140 f., 144, 253 f., II, S. 320.

[2] Vgl. auch Déchelette, Manuel I, S. 427.

[3] Vgl. Déchelette, Manuel I, S. 406 f. und Fig. 145.

[4] L. c. S. 427.

Auf Grund der bei den französischen Prähistorikern vorherrschenden Meinung, daß die Dolmen künstliche Nachbildungen der Grabhöhlen seien, hat dann H. Greßmann die von ihm beschriebene kleine Grabgrotte mit dolmenartigem Vorbau auf dem Ölberge in Jerusalem als eine weitere Übergangsform aufgefaßt.[1] Eine ganz ähnliche künstliche Grabhöhle von 1,40 m Länge, 1,00 m Breite und 1,10 m Höhe mit trilithonischem Vorbau entdeckte E. Mader im W. Ḫeraš, 1½ Stunde sw. von Dūra in Südjudäa.[2] Das Bauziel beider Anlagen war offenbar die Grabhöhle. Es liegt hier in beiden Fällen nicht der Beginn der Nachahmung einer künstlichen Grabhöhle durch einen Steinbau vor, sondern ein einfaches Mittel, die aus irgendeinem Grunde unzulänglichen Grotten durch einen Steinvorbau nach bekannter Art zu verlängern und brauchbar zu machen, also eine Mischform. Die Besitzer beider Anlagen hätten sich mit leichter Mühe eine Grabkammer aus Steinen bauen können; sie zogen aber das Felsgrab vor. Man kann sich nicht denken, wie ein solches Verlegenheitsprodukt eine normale Entwicklungsstufe auf dem angeblichen Wege von der Grabhöhle zum Dolmen sein sollte. Diese Vorbauten aus großen Steinen beweisen doch, daß man in solchen rohen Steinbauten bereits geübt war. Außerdem zeigen die, wie es scheint, ziemlich regelmäßig behauenen Steine der kleinen Anlage auf dem Ölberge, daß wir es mit späten Formen zu tun haben (drei vierkantige und ein dreikantiger Steinblock).

Es ist richtig, daß Dolmennekropolen sich gewöhnlich nur in solchen Gegenden finden, wo es in der näheren und weiteren Umgebung durchschnittlich keine Höhlen gibt, in denen man hätte bestatten können. Das Höhlengrab ist durchaus nicht die allein maßgebende Bestattungsform des vor- oder frühgeschichtlichen Kanaan. Wo man keine natürlichen Höhlen hatte und künstliche nicht leicht herstellen konnte, begrub man von jeher in der Erde oder auf der Erde. Die künstliche Grabhöhle und die oberirdische megalithische Grabkammer sind nicht nacheinander als Vorbild und Nachahmung entstanden, sondern vielmehr parallele Ausdrucksformen desselben Gedankens, den Abgeschiedenen eine dauernde und sichere Wohnstätte zu bereiten, die sich aus ganz verschiedenen natürlichen Vorbedingungen entwickelt haben. Wenn man die mit Felsblöcken, Platten und Geröll bedeckten Gegenden sieht, in welchen die Dolmen gewöhnlich vorkommen, erkennt man leicht, daß für die steinzeitlichen Bewohner, wie Mader sagt, nichts natürlicher und ökonomischer war, als einige von den massenhaft umherliegenden Stein-

[1] Vgl. oben S. 406 und PJB 3 (1907), S. 72—75.
[2] Vgl. oben S. 408.

blöcken aufeinanderzuschichten.[1] Das Material bedingte auch die Form. Sollte eine besondere Kunstform intendiert worden sein, so konnte es nur die eines Hauses sein; aber nur im allgemeinen, denn man darf nicht aus der Form der Dolmen auf die Gestalt der von den Lebenden gebauten Häuser schließen.

## 5. Die Bedeutung der palästinischen Dolmen.

1. Die Dolmen sind Gräber. Daß die Dolmen überall, wo sie vorkommen, in der allergrößten Mehrzahl der Fälle Gräber sind und die Dolmenfelder Nekropolen, unterliegt nicht mehr dem geringsten Zweifel.[2] Die zahlreichen Dolmen (nach Déchelette gibt es in Frankreich 4458 Dolmen und Ganggräber[3]), Ganggräber und Riesenstuben auf der iberischen Halbinsel, in Frankreich, England, Schottland, Skandinavien, Norddeutschland, in Algerien, Tunesien, auf der Halbinsel Krim, im Kaukasus und Indien, auf Korea, Japan und Madagaskar sind zweifellos Gräber, und zwar Familien- oder Sippengräber. Zahllose Beisetzungen, teils Skelette in ausgestreckter oder Hockerlage, regellose Knochenhaufen, teils die Reste von Feuerbestattungen, begleitet von mehr oder minder reichem Mobiliar, sind in Dolmen gefunden worden.[4] Aus den Beigaben an Schmucksachen, Waffen und Gebrauchsgegenständen geht zugleich hervor, daß die Sitte, in megalithischen Grabkammern zu begraben, vom jüngeren Steinalter angefangen sehr lange in Übung gewesen ist. Ja die wilden Khasier Indiens errichten heute noch mega-

[1] Vgl. ZDPV 37 (1914), S. 40.

[2] Vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 418. H. Greßmann, ZATW 29 (1909), S. 113 ff.

[3] L. c. I, S. 383.

[4] Besonders reiche Beigaben und zahlreiche Skelette enthielten die gewaltigen bronzezeitlichen Dolmen der persisch-russischen Landschaft Talisch; vgl. H. de Morgan, Recherches au Talyche Persan en 1901: Mém. de la Délégation en Perse, VIII, S. 251 ff. Alle großen Dolmen vom Typus der Ganggräber sind Massengräber. Die Reste früherer Beisetzungen wurden in der Regel beiseite geschoben, um den späteren Platz zu machen. Manchmal verfuhr man auch pietätvoller. Einer der Dolmen von Le Port Blanc (Morbihan) barg 40—50 Skelette in zwei horizontalen Lagen, die durch eine Schicht flacher Steinplatten getrennt waren. Eine ähnliche Anordnung findet man auch sonst in französischen Megalithgräbern, z. B. in denen des Seine- und Oise-Beckens; vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 395, der bemerkt, nichts zeige deutlicher den wahren Charakter dieser megalithischen Ossuarien, die den Zweck haben, nach und nach die Leichen einer Sippe oder einer Familie aufzunehmen. — Ein Grab von Collorgues bei Uzes (Dép. Gard) enthielt 15 Skelette, vgl. O. Montelius, l. c. S. 60 f.; ein anderes bei Croix-des-Cosaques, unweit Châlons-sur-Marne, 40 Skelette, vgl. O. Montelius, l. c. S. 69; im Ganggrabe von Torseke im nordöstlichen Schonen fand man 20 Skelette, vgl. O. Montelius, l. c. S. 127 f.

lithische Denkmäler für ihre Toten[1]; die Hovas auf Madagaskar bauen ebenfalls noch dolmenartige Steingräber und stellen Menhire auf.[2]

Da die palästinischen Dolmen in ihrer ganzen Anlage und in vielen charakteristischen Einzelheiten mit den europäischen und nordafrikanischen Dolmen übereinstimmen, werden sie ebenfalls Gräber sein. Eine andere Bestimmung läßt sich für diese Bauten, so wie wir sie kennen gelernt haben, auch gar nicht vorstellen. Das Bauziel bei den Dolmen Palästinas war die Gewinnung eines länglichen, mehr oder minder geräumigen und fest umschlossenen Steinbehälters. Die später eingeführten Flurplatten, selbst auf Felsuntergrund, machen dies besonders deutlich. Der Innenraum, seine Festigkeit und Sicherheit, ist die Hauptsache. Die zwischen den Blöcken vorhandenen größeren Lücken wurden mit kleineren Steinen verschlossen. Ein derartiger Bau macht den Eindruck eines Kastens oder Hauses, er sollte etwas bergen. Nur dort, wo der Deckstein im Verhältnis zum Dolmenhaus unverhältnismäßig groß ist und dieses an den Seiten erheblich überragt, kann der äußere Eindruck eines Steintisches (dol-men „Steintisch") entstehen. Es ist aber sachlich irreführend, die Dolmen allgemein als Steintische zu bezeichnen.

Conder und andere haben sich auf die sog. trilithonischen Dolmen Palästinas berufen, um die Existenz eines Innenraumes zu leugnen und den Tischcharakter der Dolmen zu erweisen.[3] Diese heute nur aus zwei parallelen Langsteinen und einem Deckstein bestehenden Dolmen sind aber unvollständige Exemplare, die entweder teilweise zerstört sind[4] oder einen bezw. beide Giebelsteine verloren haben. Zu unterscheiden von den einfachen trilithonischen Dolmen sind die sog. Trilithen, die aus zwei aufgestellten Steinplatten oder Säulen und einem Verbindungsstein darauf bestehen. Sie bilden keinen Behälter und stehen einzeln oder mehrere zu großen Steinkreisen angeordnet als monumentale Grabdenkmäler (vgl. den Stonehenge in England und die von Palgrave beschriebenen Exemplare in Zentralarabien). Sie sind in allen Ländern selten.[5] Mit den trilithonischen Dolmen sind auch die sog. Halbdolmen nicht zu verwechseln, die nicht selten in Palästina und auch in Frankreich vorkommen. Sie besitzen nur einen Tragstein an einer Langseite; die andere Seite des Decksteins ruht auf der Erde, besonders bei ansteigendem Terrain. Wenn man auf die Kleinheit des Innenraumes

[1] Nachweise s. Lord Avebury, Prehistoric times[7], S. 138 f.
[2] Vgl. O. Montelius, l. c. S. 10. Lord Avebury, l. c. S. 135.
[3] Heth and Moab[2], S. 238 f.
[4] Vgl. die Anlagen bei Tisnīn, oben S. 483 f.
[5] Vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 376.

bei den „trilithonischen" Dolmen hinweist und auf die Unmöglichkeit, darin eine Leiche zu bergen, wird man entgegenhalten, daß ein derartiger Raum, falls es sich wirklich um ein unversehrtes Bauwerk, nicht um ein Fragment handelt, immer genügt, ein Skelett in Hockerlage unterzubringen. Die ältesten Nawāmis der Sinaihalbinsel bergen in ihrem Steinbehälter ebenfalls Hocker. Die Halbdolmen und die in manchen Dolmennekropolen Palästinas vorhandenen kleinen Anlagen lassen sich also gut als Gräber verstehen.[1] Thomsen spricht die Vermutung aus, daß sie vielleicht bei Brandbestattung lediglich zur Aufbewahrung der Aschenreste dienten.[2] Wir haben aber keinen Anhaltspunkt dafür, daß die palästinischen Dolmenleute auch den Leichenbrand geübt haben.

Maders Vermutung, daß der Dolmenraum nur eine Art „Haus" für den Totengeist darstellte, während sich das Grab unter dem Dolmen in der Erde befand, ist unhaltbar.[3] Das Vorhandensein der Flurplatten hat ihm diese Idee nahegelegt, die er durch die Dolmen von el-Beddīje bestätigt findet.[4] Allein niemals finden sich unter den Flursteinen der Dolmen, die oft direkt auf dem nackten Felsgrunde liegen, Hohlräume. Diese Flursteine sind nur verständlich als unterer Verschluß des Dolmenbehälters, der überall die Beisetzungen enthält. Die Richtung der Dolmenkammer von W nach O, die Hervorhebung von Kopf- und Fußende durch größere oder geringere Breite, das häufige Fehlen jeder Möglichkeit, unter dem Dolmen zu bestatten, endlich die Erfahrung in allen Dolmengebieten, das alles spricht entschieden gegen die Auffassung der Dolmenkammer als Wohnung für den Totengeist. Die Dolmen von el-Beddīje lassen sich ohne Schwierigkeit als Grabkammern mit zwei Bestattungen übereinander erklären.

Steinbehälter so gewaltiger Dimensionen, wie viele Dolmen Palästinas sie darstellen, können nicht gut Altäre sein. Dennoch ist eine Anzahl neuerer Forscher, namentlich Conder, mit Eifer für den Altarcharakter der moabitischen Dolmen eingetreten.[5] Conder hält sie für Votivaltäre, die fromme Pilger rings um ein Höhenheiligtum (Nebo, Maṣlūbīje, Ḳwēḳīje, Mrēṛāt usw.) errichtet hätten. Dieselbe Ansicht äußert A. Musil bei Ḳwēḳīje.[6] Benzinger ist der Meinung, daß die Dolmen ursprünglich kultische Bedeutung hatten und erst nachträglich teilweise als Grabstätten benutzt worden seien.[7] Nach Spoer ist der Dolmen der heilige Opferstein, welcher durch Unter-

[1] Vgl. H. Vincent, Canaan, S. 417 f. H. Greßmann, ZATW 29 (1909), S. 113 ff.
[2] P. Thomsen, Kompendium, S. 74.
[3] ZDPV 37 (1914) S. 37. [4] Vgl. oben S. 428.
[5] Vgl. Heth and Moab², S. 232 ff., 266 f.
[6] Vgl. oben S. 437. [7] Hebräische Archäologie², S. 42.

stellung anderer Steine der direkten gefahrbringenden Berührung mit dem Boden entzogen wurde. Zugleich liege darin eine Auszeichnung des hl. Altarsteines.[1] Das Bauziel der Dolmen wäre dann also die Gewinnung einer großen, annähernd wagerechten Tischplatte, auf welcher die Opfer dargebracht wurden, wobei der Opferer zum Gottesbilde auf die Bergeshöhe blickte. Die auf den Decksteinen der Dolmen vorhandenen Schalen sollen zur Aufnahme des Opferblutes gedient haben. Man verweist auch auf die Bezeichnung des galiläischen Dolmens ḥağar ed-damm „Blutstein", die Kitchener nördlich von Ḫ. Kerāzije aus dem Munde von Landesbewohnern gehört haben will. Dieser Name beruht wohl auf einem Irrtum; denn er und die ihm zugrunde liegende Anschauung ist den Bewohnern dieser Gegend unbekannt. Wohl aber bezeichnen sie, wie oben bemerkt, jeden Dolmen als ḥağar ed-denn.[2] Damit fällt die Beziehung zum Opfer weg. Conder nimmt sogar an, daß auf den Altarsteintischen auch Menschenopfer dargebracht wurden; man habe das Blut in den Schalenvertiefungen gesammelt, vielleicht um die Gemeinde damit zu besprengen.[3]

Alle diese Annahmen sind in den Tatsachen nicht begründet. Der Hinweis auf die angebliche Tischform der Dolmen ist schon entkräftet worden. Das ziemlich häufige Vorkommen von Flursteinen hat Conder gar nicht erklärt. Sie sind bei einem Altartisch unverständlich. Einmal meint Conder auch, die Flursteine seien ein Beweis dafür, daß sich unter dem Altar-Dolmen ein Grab befände.[4] Er muß aber selbst gestehen, daß die Flurplatten oft unmittelbar auf dem Felsboden liegen. Schon die Tatsache, daß sich viele dieser großen „Steintische" mit ihrer Tischplatte über 2 m, ja oft über 3 m über die Erdoberfläche erheben, macht ihre Verwendung als Altäre unmöglich. Wahre Urweltsriesen müßten an solchen Altären hantiert haben. Warum diese Altarsammlungen um die Heiligtümer? Conder muß zur Ausflucht greifen, die Moabiter hätten bei jedem großen Opfer einen neuen Altar gebaut.[5]

Besonderes Gewicht beim Nachweis des Altarcharakters der Dolmen legten Conder und die ihm folgenden Forscher auf das Vorkommen von runden oder ovalen künstlichen Schalenvertiefungen auf der Oberfläche der Decksteine, also für ihn auf der Altarfläche. Wir haben oben bei der Besprechung der einzelnen Dolmenfelder auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht und konnten beobachten, daß solche unzweifelhaft künstliche Schalenvertiefungen

[1] ZATW 28 (1908), S. 275 f.
[2] Vgl. oben S. 307; QSt. 1882, S. 76.
[3] Vgl. QSt. 1882, S. 83. [4] QSt. 1882, S. 75.
[5] QSt. 1882, S. 89.

auf den Decksteinen der Dolmen verhältnismäßig selten vorkommen.[1] In manchen Nekropolen, wie in Galiläa, sind sie gar nicht vertreten. Ein Teil ist zweifelhafter Natur. Manchmal kommen Gruppen von Schalen von Felsflächen neben Dolmen vor. In zwei Fällen konstatierten wir eine sorgfältig gemeißelte Schale auf dem Flurstein eines Dolmens.[2] Letzteres ist lehrreich und zeigt, daß die Schalen auf den Dolmen nicht notwendig zur Aufnahme von Libationen für Götter oder Opferblut gedient haben müssen, wie Conder annimmt. Außerdem übertreibt er die Häufigkeit der Schalen auf den Decksteinen[3] und betrachtet sie als unwiderleglichen Beweis dafür, daß die Dolmen ihrem Wesen nach Opferaltäre sind.

Wir wissen aber heute, daß derartige Schalenvertiefungen sich auch in allen europäischen Dolmenfeldern, sei es auf den Decksteinen der Dolmen, an den Seitensteinen, oder in den großen Ganggräbern auf besonderen Steinplatten, finden. Schalen an Dolmen und Ganggräbern gibt es nach Montelius überall, wo megalithische Gräber vorkommen. In der Regel sitzen sie auf der Oberfläche des Decksteins, manchmal auch an der inneren Fläche der Wandsteine.[4] Aber auch bei Felsgräbern in Palästina sind künstliche Schalen oder Näpfchen nicht selten, in Petra sind sie sogar häufig.[5] Sie kommen dort gelegentlich sogar in den großen Kammergräbern auf der Felsbank vor den Loculi vor. Sie dienten zweifellos zur Aufnahme von flüssigen Spenden, mit welchen man die Toten erquickte.[6] Das interessanteste Beispiel in Petra ist die große Schale mit Ablaufrinne auf der Schwelle der Haupttür des herrlichen Grabtempels eğ-Ğerra, welche es auch bei verschlossenen Türen ermöglichte, den im Grabe Ruhenden mit Spenden zu laben.[7] Schalenvertiefungen auf und neben

[1] Über Schalen bei Dolmen vgl. H. Guthe, ZDPV 13 (1890), S. 125 f. G. Dalman, PJB 4 (1908), S. 39. Eine Liste gibt H. Spoer, ZATW 28 (1908), S. 273 ff.

[2] E. Mader, ZDPV 37 (1914), S. 41 spricht von Löchern in den Flursteinen der Dolmen, welche unter den Dolmen hinunterführen sollen. Davon ist sonst nichts bekannt.

[3] Vgl. QSt. 1882, S. 76: The greater number of dolmens have hollows in the top stone. Heth and Moab[2], S. 235 f.: Such hollows are commonly found on the tablestone of Moabite dolmens.

[4] Orient und Europa, S. 26—30. Fig. 24—30; S. 120, Fig. 163, Beispiele aus allen Dolmengebieten, namentlich aus Schweden. Für Schweden vgl. noch O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 54 f. u. Fig. 73. 88. Präh. Zeitschr. IV (1912), S. 195. Über Schalenvertiefungen an französischen Dolmen vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 616 f. In den bronzezeitlichen Ganggräbern der Bretagne gibt es Steinblöcke mit Schalen auf der Oberfläche, die dort niedergelegt sind. Vgl. auch Déchelette, l. c. I, S. 422 f.; II, 1, S. 147.

[5] Vgl. G. Dalman, PJB 4 (1908), S. 37 f.

[6] Näheres über diese Frage vgl. im nächsten Abschnitt.

[7] Vgl. G. Dalman, Neue Petraforschungen, S. 67 und Abb. 61.

den Dolmen sind also kein Beweis für ihren Altarcharakter, sondern sind als Spendeschalen für die Totenpflege zu erklären. Sie sind vielmehr im Zusammenhang mit den völlig gleichartigen Näpfchen an europäischen Dolmen ein sicherer Beweis für die Grabesnatur der Dolmen, an welcher heute niemand mehr zweifeln sollte.

Es scheint, daß die Schalen teilweise auch das Regenwasser auf dem Deckstein des Dolmens aufsammeln sollten. Wo mehrere vorhanden sind, finden sich nämlich manchmal Zulaufsrinnen und Verbindungskanäle, deren Bedeutung und Alter zweifelhaft ist (z. B. bei ʿAmmān und am Nebo).[1] Rinnen ohne Schalen auf dem Deckstein beobachtete Mader bei zwei Dolmen südlich und nördlich von Bēt Jaḥūn in Obergaliläa. Im ersten Falle führte eine 2—3 cm breite und 1,30 m lange Rinne von der Mitte der Platte an den sö. Rand, nach Mader, um das Regenwasser an den Eingang des Dolmens zu leiten. Auf der Deckplatte des Dolmens nördlich von Bēt Jaḥūn ließ eine 0,10—0,15 m breite, 0,10 m tiefe und 1,20 m lange Rinne das Regenwasser an der südlichen Ecke vor dem Dolmeneingang ablaufen.[2]

Daß die Dolmenfelder des Ǧōlān und ʿAǧlūn Nekropolen sind, daran hat auch Conder nicht gezweifelt. Das beweisen die Funde, welche Schumacher bei seinen Nachgrabungen gemacht hat und die regelmäßigen, steinkistenartigen Formen dieser Dolmen, bei denen der Zweck als Behälter zur Aufnahme eines Gutes schlechterdings nicht verkannt werden kann. Zwischen diesen Dolmen und denen der Belḳā besteht aber nur ein Unterschied in der Ausführung und Erhaltung. Ihrem Wesen und ihrer ganzen Erscheinung nach sind die beiden Gruppen von Megalithbauten vollständig gleich. Es sind oberirdische Grabbauten.

2. Der Dolmen als Totenhaus und Monument. Der Dolmen ist eine oberirdische megalithische Grabkammer. Megalithische Grabmäler dieser Art finden sich im allgemeinen nur in Gegenden, die von Natur geeignetes Baumaterial in Gestalt von rohen Steinplatten und Blöcken bieten, aber nicht in allen diesen Gegenden. Das Dolmengrab ist nicht das einzige und auch nicht das primitivste oberirdische Grab. In felsigen und höhlenarmen Gegenden, wo man nicht leicht in die Erde konnte, war die oberirdische Bestattung das gegebene. Die einfachste Art war, daß man einen Erd- oder Steinhaufen über dem Leichnam aufhäufte. Da der primitive Mensch keine Instrumente hatte, um Erde in größeren Massen leicht zu bewegen, war und ist, besonders in felsigen Gegenden, der Steinhaufen

[1] Vgl. oben S. 430, 436. [2] Vgl. oben S. 383 f.

die primitivste oberirdische Bestattungsform. In der ganzen nordafrikanischen und syrisch-arabischen Wüstentafel finden wir sie weitverbreitet. In Palästina und den Nachbargebieten errichten die Beduinen in gewissen Fällen über dem Grabe oder über der Leiche einen großen Steinhaufen und begraben gern in Ruinen unter Steinsetzungen, obwohl das Erdgrab die Regel ist.[1] Nach Euting werden in Zentralarabien nach Beduinenkämpfen die Gefallenen mit einem Haufen Steine zugedeckt.[2] Im Oberlauf des W. el-Wāle, unweit von Ḫ. el-Ḥaššāš, liegt das Grab Ruğm el-ʿAlija eines tapferen Weibes, welches die Ṣḫūr in den Kämpfen mit den Ägyptern unter Ismaʿīl und Ibrahīm Pascha anführte. Es ist ein großer Steinhaufen mit zahlreichen Haarflechten darauf, die von der Verehrung der Verstorbenen zeugen.[3] Im Altertum scheint man die Leichen der auf dem Schlachtfelde gefallenen Feinde und Verbrecher mit einem Steinhaufen bedeckt zu haben. So geschah es mit Absalom bei Machanaim 2 Sam. 18, 17, mit Achan Jos. 7, 26 und mit dem unglücklichen Könige von ʿAi im Stadttore seiner zerstörten Stadt Jos. 8, 29. Auch heute kommt es gelegentlich vor, daß der Beduine durch Werfen von Steinen auf das Grab seine Verachtung gegen den Toten ausdrückt; so geschieht es nach A. Musil beim Grabe des Šēḫ ʿAmri, eines Ahnherrn der Tijāha, im Neğeb.[4] Von einer ganzen Nekropole namens Ḳubūr Beni Helāl aus runden Steinhaufen von 1,80—2,00 m Durchmesser, die alle eine 0,40—0,60 m hohe Steinplatte vor sich stehen haben, auf dem Wege von ʿAbde nach ʿAin el-Ḳdērāt, berichtet A. Musil.[5] In der Dolmennekropole von Ḫ. Kerāzije lernten wir einen sorgfältig aufgeschichteten Steinhaufen kennen, der möglicherweise auch eine Beisetzung enthält.

Von den Steinhaufengräbern der Beğastämme und den daraus entstandenen oberirdischen Grabbauten ist oben schon eingehend gesprochen worden.[6] Zahlreiche einfache Gräber in Gestalt von Steinhaufen sah Schweinfurth neben den Kunstgräbern der Nekropolen von Mamān, 90 km nördlich von Kassala.[7] Im 63. Abschnitt des Periplus des Agatharchides heißt es von den Troglodyten am Roten Meere, sie bewarfen ihre Toten so lange mit Steinen, bis diese vollständig damit bedeckt waren: *βάλλουσι χειροπλήθεσι λίθοις, . . .*

[1] Vgl. J. Goldziher, Muhammedanische Studien I, Halle 1889, S. 233 f.

[2] Tagebuch einer Reise in Inner-Arabien II, S. 6, 270. Über moderne Steinhaufengräber für Ermordete am Sinai vgl. Fl. Petrie, Researches in Sinai, S. 13 f., 53 f., Fig. 6 u. 7.

[3] Vgl. A. Musil, Arabia Petraea I, S. 245 f.

[4] Vgl. l. c. III, S. 35 f. A. Jaussen, Coutumes des Arabes S. 336 f. RB 1897, S. 616. Vgl. J. Wellhausen, Reste², S. 111 f.

[5] Arabia Petraea II 2, S. 156. [6] S. 496 f.

[7] Vgl. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch. 1899, S. 545.

ἕως ἀποκρύψωσι τοῦ τετελευτηκότος τὴν μορφήν.[1] Besonders häufig im Gebiet der nordafrikanischen Tafel sind die Steinhaufengräber in der algerischen Provinz Südoran und in der sich anschließenden Sahara.[2] Diese Nomadengräber finden sich in dem gewaltigen Gebiet von ʿAin Sefra bis zum Niger Schritt für Schritt in der Nähe von Wasserstellen. Sie enthalten nach Gautier Hockerskelette und Eisenbeigaben, während Silexsachen sehr selten sind.[3] An diesen algerischen Steinhaufengräbern (Ruğmgräbern) können wir sehr gut die Entwicklung studieren, welche das oberirdische Steingrab genommen hat.[4] Die einfachste Form ist ein kegelförmiger Steinhaufen ohne jede besondere Anordnung, welcher das durch keine Steinsetzung geschützte, auf der Erdoberfläche liegende Skelett bedeckt. Ein Ruğm dieser Form bei ʿAin Sefra hat 12 m Durchmesser und 3 m Höhe.[5] Eine entwickeltere Form hat unter dem kegelförmigen Steinhaufen ein ovales, in den Erdboden gegrabenes Grab von 0,50 m Tiefe und etwa 1,00—1,20 m Durchmesser. Der Steinhaufen ist hier also über dem Grabe errichtet. Ein weiterer Fortschritt führt zur Entwicklung einer kleinen runden, halb in die Erde gegrabenen und halb aus großen Steinplatten gebauten und mit solchen bedeckten Grabkammer in der Mitte des Steinhaufens.[6] Ein solches Grab, Ruğm B von ʿAin Sefra, hat 8,00 m Durchmesser und 2,20 m Höhe. Der kegelförmige Steinhaufen ist in seinen unteren Schichten durch große Platten gebildet, während der Rest eine einfache Steinaufhäufung ist. Dieser Grabtypus heißt bei den Landesbewohnern Bazina „Hügel". Häufig bestehen diese Gräber auch aus übereinander aufsteigenden konzentrischen Steinringen oder Ellipsen, deren innerste mit Steinen gefüllt ist und deren Mittelpunkt durch 3 senkrecht eingepflanzte Steinplatten in Form eines Rechtecks bezeichnet ist.[7] Der Durchmesser dieser Bauten ist gewöhnlich 9—10 m. Es liegt auf der Hand, daß sich diese Form durch Ausbildung der Steinkammer zum Ganggrab unter einem Tumulus, oder, wenn man die Steinkammer auf die Oberfläche in die Mitte des Kegels verlegte, zum freistehenden Dolmen auf runder, von konzentrischen Steinkreisen eingeschlossener Terrasse (wie im Ǧōlān) entwickeln konnte und in Nordafrika auch entwickelt hat.

[1] Vgl. C. Müller, Geographi graeci minores I, S. 154 f.

[2] Vgl. E.-F. Gautier, Sahara algérien, Paris 1908, S. 60 ff.

[3] Vgl. über das Alter dieser und ähnlicher Gräber in Nordafrika St. Gsell, Histoire ancienne de l'Afrique du Nord I, Paris 1913, S. 274.

[4] Vgl. E.-F. Gautier, l. c. S. 69 f. und Fig. 1—6.

[5] Vgl. l. c. Taf. XII, 23. [6] L. c. Fig. 1, 3.

[7] Vgl. Letourneux, Archiv f. Anthrop. II (1867), S. 312 f., Fig. 78. Ch. Tissot, Géographie comparée de la prov. romaine d'Afrique I, S. 505.

Aus dem Ruğmgrabe entstand auch der ohne Mörtel erbaute runde Grabturm. Die Zwischenform besteht in einem kegelförmigen Steinhaufen, der keine Grabkammer mehr enthält, sondern von der Spitze bis zum Fußboden einen zylindrischen Schacht, der mit Sand gefüllt ist und manchmal mehrere Skelette birgt. Daraus wurde nach Gautier ein gut gebauter runder, 1,00—2,50 m hoher Turm, der mit einer großen Steinplatte bedeckt wurde. Diese runden Grabtürme sind in Algerien sehr häufig; wir fanden sie auch bei den Beğastämmen und in Arabien. Diese Form heißt Šūša (Pl. Šūšet) „Mütze".[1] Zwischen einer Šūša und den bienenkorbförmigen Nawāmis der Sinaihalbinsel sind nur geringe Unterschiede. Die numidischen Königsgräber, Medrasen und das sog. „Grab der Christin", stellen eine ins Monumentale umgesetzte Kombination der Šūša und Bazina dar.[2]

Das Dolmengrab ist der einfachste megalithische Ausdruck der Idee, daß das Grab das wirkliche Haus des Toten ist, in welchem er in seinem Geisterdasein wohnt, wie er einst als Lebender in seiner irdischen Hütte geweilt hatte. Der Arme, der im Leben kein eigenes Haus besaß, hatte natürlich auch im Tode keines, sein Leichnam wurde in der Erde verscharrt. Das oberirdische Totenhaus mußte sich vor allem durch Festigkeit und Dauerhaftigkeit auszeichnen, denn es war ja ein „ewiges Haus", von dessen Unversehrtheit auch die Grabesruhe des Bewohners abhing. Steinkammern aus gewaltigen rohen Steinblöcken schienen diesen Forderungen am besten zu entsprechen.

Der Tod ist den Alten und allen primitiven Völkern kein Aufhören des Daseins, sondern nur die Fortsetzung desselben unter anderen Formen, aber mit allen seinen Bedürfnissen und Leidenschaften. Der Tote lebt, ißt und trinkt und bleibt in engster Verbindung mit seiner Familie; wer ihm im Leben diente und untergeben war, bleibt es auch im Tode. Daher werden z. B. bei der Leichenfeier von Häuptlingen Diener, Dienerinnen und seine Lieblingsfrauen getötet oder lebendig mitbegraben, weil der Verstorbene sie im andern Leben nicht entbehren kann. Kleine Kinder, die ihre Mutter verlieren, folgen ihr regelmäßig ins Grab, weil das Kind von der Mutter genährt werden muß. Ja die Beziehungen, welche der Tote zu seinen Angehörigen hatte, werden mit dem Tode nur noch engere. Führt er doch nun ein geisterhaftes, mysteriöses und darum mächtiges Dasein. So bilden bei den Primitiven nicht die lebenden

[1] Vgl. Letourneux, l. c. S. 312 f., Fig. 86 u. 87. Ch. Tissot, l. c. S. 505 f.

[2] Vgl. die Abb. Arch. f. Anthrop. II (1867), Fig. 59 u. 94. Ch. Tissot, l. c. S. 508 f., Fig. 55 u. 56. Das Medrasen hat an der Basis 58,86 m Durchmesser und eine Gesamthöhe von 18,35 m; der Kegel besteht aus 24 konzentrischen Steinstufen. Das Grab der Christin hat 64 m Durchmesser und 40 m Höhe.

Generationen allein den sozialen Organismus, sondern die ganze Reihe der abgeschiedenen und lebenden Geschlechter. Ihre Interessen sind solidarisch. Die verstorbenen Geschlechter, die Ahnen, schützen und überwachen die Lebenden. Letztere laben die Vorfahren durch den Totenkult und erfüllen ihren Willen, die heiligen Traditionen und Gebräuche, welche sie von diesen überkommen haben.

Ist der Tod so den Primitiven ein Leben, so lag der Gedanke nahe, begüterten Toten als Ersatz ihres irdischen Hauses ein richtiges Totenhaus zu bauen, welches nun der Mittelpunkt ihres neuen Lebens wurde. Oder man richtete die Grabhöhlen und Grabkammern nach Form und Inhalt wie ein Haus ein. So hat der Gedanke, daß das Grab das Haus der Abgeschiedenen ist, in allen Erdteilen bei der Entwicklung des Grabes eine bestimmende Rolle gespielt. Das ursprünglichste war, daß man den Hausherrn auch in seinem Hause begrub, Essen und Trinken und das notwendigste Hausgerät hinstellte und dann das Haus verschloß und verließ. Diese Sitte herrscht z. B. bei zentral- und westafrikanischen Negerstämmen. Im Königreich Bornu wird jedermann unter dem Flur seines eigenen Hauses bestattet und dann das Haus bei den Vornehmen verlassen, während bei den einfachen Leuten die Nachkommen ruhig darin wohnen bleiben. Dasselbe geschieht in Dahomey, bei den Dualla und andern Westnegern.[1] In der Regel wird das Haus und sein Inhalt, alles, was dem Toten gehört hatte, tabu und infolgedessen verlassen. An der Maclayküste Neuguineas läßt man den Leichnam gewöhnlich in der Hütte, wo er gestorben ist, verwesen. Man gibt der Leiche eine sitzende Stellung und verhüllt sie mit Blättern der Kokospalme. Die Frau des Verstorbenen dörrt die Leiche durch ein 2—3 Wochen lang unterhaltenes Feuer. Kinderleichen werden in einem Korbe unter dem Dache der Hütten aufgehängt. Auch die Fidschiinsulaner bestatten in Hütten.[2] Dasselbe tun die Stämme Deutsch-Neu-Guineas,[3] der Salomonsinseln[4] und andere Inselbewohner Polynesiens,[5] ferner die Bewohner Neuseelands, verschiedene südamerikanische Stämme und manchmal auch die Eskimos.[6] In Neuseeland wird die Tür des Hauses verschlossen und zum Zeichen dafür, daß das Haus tabu ist, mit Ocker bemalt. In manchen Dörfern soll die Hälfte der Häuser den Toten gehören.

[1] Vgl. F. Ratzel, Völkerkunde I, S. 174.

[2] Vgl. F. Ratzel, Völkerkunde II, S. 335 f.

[3] Vgl. J. G. Frazer, The belief of immortality and the worship of the dead I, London 1913, S. 234, 236, 274.

[4] Vgl. J. G. Frazer, l. c. S. 347, 352.

[5] Vgl. l. c. S. 397 ff.

[6] Vgl. Lord Avebury, Prehistoric times[7], S. 117 f., 508.

Auf einer höheren Kulturstufe, besonders wenn man feste und dauerhafte Häuser besaß, wurden die Toten gern unter dem Estrich, besonders in der Nähe des Herdes, oder in einer Ecke begraben. Die Überlebenden blieben einfach in den Häusern wohnen. Viele primitive Stämme, wie z. B. die Indianer des Amazonas, begraben unter ihren Häusern. In der ältesten Zeit war es nach den Berichten der Schriftsteller auch in Griechenland und Rom Sitte, in den Häusern zu bestatten. Dementsprechend sind in den Ausgrabungen intramurale Beisetzungen vielfach gefunden worden, z. B. in Orchomenos und Aegina.[1] Innerhalb der Stadt begrub man noch lange, z. B. in Sparta und Tarent, während diese Sitte in Rom schon durch das Zwölftafelgesetz verboten wurde. Auch in der semitischen Welt war, wie die Ausgrabungen gezeigt haben, die Bestattung unter dem Fußboden der Häuser gang und gäbe.[2] Dies bezeugen für das alte Israel vielleicht auch Stellen wie 1 Sam. 25, 1; 1 Kg. 2, 34.

Das Begraben in den primitiven hinfälligen Hütten, die sehr bald zerfielen, entsprach bei fortschreitender Ausbildung des Seelenglaubens der Fürsorge nicht mehr, welche man den Abgeschiedenen schuldig zu sein glaubte. Man ging dazu über, ihnen eine Stätte außerhalb der Wohnung zu bereiten, die natürlich die Form des Hauses annehmen mußte, ein dauerhaftes, „ewiges“ Haus. Dazu war ein primitiver, möglichst fester Steinbau am geeignetsten.

Ein Ausdruck dieser Gedanken ist es, wenn primitive Völker zur Bequemlichkeit des Toten über dem Grabe eine Hütte bauen. Diese Sitte ist fast über die ganze Erde verbreitet. So werden in Süd- und Westaustralien über den Grabhügeln in der Regel Hütten aus Rinde oder Zweigen errichtet, um die Toten gegen den Regen zu schützen. Sie werden wohnlich ausgestattet und Grab und Hütte oft mit einer Einfriedung umgeben. Nach einiger Zeit zerfällt die Anlage.[3] In Deutsch-Neu-Guinea wird in dieser Hütte von Zeit zu Zeit ein Feuer angezündet, um den Totengeist zu wärmen;[4] bei den Yabim auf Deutsch-Neu-Guinea hält sich die Familie des Toten sechs Wochen oder länger in der Grabhütte auf und ißt und schläft dort.[5] In der Regel nimmt jedoch nur der Witwer, in einigen Gegenden auch die Witwe, während einer bestimmten Trauerzeit in dieser Hütte Wohnung.[6] Auch die Eingeborenen von Madagaskar und die Fidschiinsulaner bauen leichte Hütten über den Gräbern Vornehmer. Bei den Niam-Niam wird der Leichnam festlich geschmückt, gesalbt

[1] Vgl. E. Rohde, Psyche[2] I, S. 228.

[2] Für Kanaan vgl. G. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 57 ff. Thiersch, Archäolog. Anz. 1909, S. 357. Sellin-Watzinger, Jericho, S. 71.

[3] Vgl. J. G. Frazer, l. c. S. 150 f., 293 f.

[4] Vgl. l. c. S. 223. [5] Vgl. l. c. S. 248. [6] Vgl. l. c. S. 259, 275.

und auf einem Stuhle sitzend in der Grabkammer bestattet. Über dem festgestampften Grabe wird dann eine Hütte erbaut.[1]

Die unter- oder oberirdischen hausartigen Grabbauten, die Totenhäuser, in welchen der Tote bestattet war, suchte man nun durch Bedecken mit einem Erd- oder Steinhaufen zu erhalten. So berichtet E. Pfuhl von der Nekropole von Satricum in Latium, man habe dort den Toten wirkliche kleine Hütten gebaut, sie mit dem nötigen Hausrate ausgestattet und einen Hügel darüber aufgeschüttet.[2] Bei Leubingen und Helmsdorf in Thüringen liegt je ein Grabhügel, in welchem dem Toten richtige Holzhütten in guter Zimmermannsarbeit mit steilen Dächern aus Bohlen und Schilf errichtet waren. Die reichen Beigaben beweisen, daß es sich um Gräber Vornehmer handelt.[3] O. Schrader weist darauf hin,[4] daß ähnliche, ja fast gleiche Anlagen in den südrussischen Kurganen wiederkehren. Kurgane sind Grabhügel in den Steppenländern nördlich des Schwarzen Meeres aus der skythischen Zeit und den früheren Epochen. Er beschreibt eine dieser russischen Hüttenbestattungen in einem 1903 ausgegrabenen Kurgan des Gouvernements Jekaterinoslaw (vom Ende des 2. Jahrt. v. Chr.). In der Tiefe des Hügels lag ein aus dicken eichenen Brettern hergestelltes Gebälk, welches das Skelett mit den Beigaben barg. Darüber war eine Hütte aus Balken und Ästen errichtet, deren Dach mit Ästen und Schilf gedeckt war. Auf dem Dachbalken stand eine Reihe umgestürzter Töpfe und eine stark verwitterte Handmühle aus Sandstein. Hier sehen wir aufs deutlichste, wie das Grab als wirkliches Totenhaus gebaut und ausgestattet wird. An anderer Stelle teilt Schrader den Bericht des Ibn Dustah, eines der ältesten arabischen Schriftsteller über Rußland (um 912 n. Chr.), mit. Dieser erzählt, daß man in Rußland Häuptlingen ein Grab in Gestalt eines großen Hauses bereite, sie mit Kleidern, Schmuck, Waffen und Mundvorrat hineinlege, das Lieblingsweib lebend mit ihnen einschließe und begrabe.[5] Ebendort weist Schrader auf norwegische Gräber der jüngeren Eisenzeit hin, die aus großen gezimmerten Holzkammern bestehen.[6]

Dieselben Gedanken finden wir in den alten Kulturen des Ostens. Das große freistehende Grab des Menes bei Negâde ist als Ziegelhaus gedacht und mit Nachbildungen der Portale des Königspalastes geschmückt. Das ägyptische Grab wurde „Haus des Ka" genannt. Der Ka ist das belebende Prinzip des Toten, sein Abbild, welches

[1] Vgl. F. Ratzel, l. c. I, S. 535.
[2] Athen. Mitt. 30 (1905), S. 342.
[3] Vgl. O. Schrader, Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde 12 (1910), S. 58 f.
[4] L. c. S. 59 f. [5] Reallexikon der indog. Altertumskunde, S. 79.
[6] Vgl. O. Montelius, Die Kultur Schwedens², S. 193.

im Grabe wohnt. Auch die Mastaba und die Pyramide wurden als Haus gedacht; durch die einem Prunktor nachgebildete Scheintür in der Ostwand trat der Verstorbene aus seinem Totenhause, um die Gaben in Empfang zu nehmen. Auch die altägyptischen Särge hatten gewöhnlich die Form eines Hauses.[1] Nach H. Schäfer haben die Särge der 6. Dynastie Ähnlichkeit mit den Wohnhäusern, wie sie sich heute noch im nördlichen Nubien finden.[2] Desgleichen sind die kretischen Tonsärge der mykenischen Zeit und die späteren griechischen Sarkophage nicht selten in allen Einzelheiten Nachbildung eines Hauses, so z. B. der Alexandersarkophag. Auch die als Särge ausgehöhlten Baumstämme im alten Rußland, die sog. Totenbäume, wurden nach Schrader als Totenhäuser angesehen; das beweist ihre russische Bezeichnung domovína von russisch domu „Haus".[3] Wie sehr die Särge als Häuser gedacht wurden, zeigt der nach Einführung der Leichenverbrennung weitverbreitete Brauch, namentlich in Italien und Deutschland, die Aschenurnen in Gestalt von Häusern mit Dächern und Türen zu formen (Hausurnen). In China begräbt man zwar nicht mehr in Häusern, aber man verbrennt den Toten zum Ersatz dafür hübsche, mit allem Komfort eingerichtete Häuschen aus Papier.[4] Die großen griechischen Kuppelgräber sind steinerne Nachahmungen der runden Häuser mit Lehmkuppel, die wir in der untersten Schicht von Orchomenos gefunden haben.[5] Ebenso sind wahrscheinlich die europäischen Ganggräber, besonders die mit Kuppel, Nachbildungen des altnordischen Hauses, wie es noch bei den Grönländern, Lappen und Eskimos vertreten ist. Die Ringgräber von el-Kâb mit kegelförmigem Tumulus und die ähnlichen der Beğastämme sind ebenfalls Nachahmungen der runden Hütte mit Kegeldach.

Auch die Felsgräber entwickelten sich unter dem Einflusse der Hausvorstellung. Sie nahmen deshalb, sobald man das Gestein leicht zu bearbeiten verstand, die Form von Gemächern und in ihrem Äußeren von Häusern und Tempelfassaden an. So sind die einfachsten Formen der nabatäischen Felsgräber in Petra und el-Ḥeğr, die einfachen Pylone, steinerne Nachbildungen des nabatäischen Wohnhauses, eines Luftziegelbaues mit geneigten Wänden und flachem, mit Zinnen gekröntem Dache. Die späteren Gräber in Petra und sonst vielfach in Syrien ahmen griechische und römische Tempelfassaden nach.[6]

[1] Vgl. z. B. A. Erman, Ägypten und ägypt. Leben im Altertum II, Abb. S. 422.

[2] Priestergräber und andere Grabfunde vom Ende des Alten Reiches bis zur griechischen Zeit vom Totentempel des Ne-user-rê, Leipzig 1908, S. 5.

[3] Vgl. O. Schrader, Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde 12 (1910), S 62.

[4] Vgl. E. B. Tylor, Primitive Culture I, London 1903, S. 493.

[5] Vgl. H. Bulle, Orchomenos I, S. 42 Tsuntas, Ephemeris arch. 1885, S. 29 f.

[6] Vgl. Brünnow-Domaszewski, Provincia Arabia I, S. 195 ff., 527 ff. O. Puchstein, Die nabatäischen Grabfassaden, Arch. Anz. 1910, S. 3 ff., 405.

Die monumentalen ägyptischen Felsgräber des Neuen Reiches sind ausgestattet wie ein Privathaus mit Atrium, Empfangsraum und Wohnzimmer des Toten, in welchem der Sarkophag steht.

Nomadenvölker, die nur in Zelten oder flüchtigen Hütten leben und unter Steinhaufen oder Steinsetzungen bestatten, gelangten nun unter dem Einfluß des Hausgedankens dazu, aus dem Steinhaufen oder der einfachen Steinsetzung oberirdische Steingräber in Turm- oder Hausgestalt zu bauen, wie wir sie kennen gelernt haben. Derselbe Gedanke und die Notwendigkeit, diese freistehenden Grabbauten zum Schutze des Toten möglichst fest und dauerhaft zu machen, für die Ewigkeit zu bauen, führte auch zur Ausbildung der megalithischen Steinkammern oder Dolmen. Diese sind also ihrem Ursprunge nach einfache Steinbehälter; sie haben sich megalithisch entwickelt unter dem Gedanken, daß sie ewige Totenhäuser darstellen. In der Form sind sie aber nicht Nachahmung eines bestimmten Haustypus; sie ergab sich vielmehr von selbst aus dem Baumaterial. Es ist unerlaubt, aus der äußeren Gestalt der Dolmen auf die Hausform der Dolmenerbauer zu schließen. Die Hirtenstämme und Halbfellachen des Ostjordantales, welchen wir den Bau der palästinischen Dolmen zugeschrieben haben, wohnten wahrscheinlich wie heute in Zelten oder einfachen Hütten.

Wie die Häuser der Lebenden in Siedlungen zusammenlagen, so auch die Gräber der Vorfahren in gemeinsamen Totenstädten und Totendörfern oder Nekropolen. Das gilt besonders für die oberirdischen Gräber. Die Dolmenfelder sind also richtige Totenstädte, in welchen nach dem Glauben ihrer Erbauer ein geheimnisvolles Leben und Wirken herrschte. Dort war der Mittelpunkt der langen Reihe der abgeschiedenen Stammesgeschlechter, der Ahnen, der Hüter der Stammesinteressen und Traditionen; dort sollten sich auch die jetzt lebenden Generationen „zu ihren Vätern versammeln". Der Tote war nicht in seinem Hause eingeschlossen, sondern hatte ein lebhaftes Interesse am Stamme und namentlich an seinen Angehörigen. Wenn er von ihnen mit Speise und Trank versorgt und geehrt wurde, war er ihnen nahe. Durch das oberirdische Grab wurden diese Beziehungen besonders deutlich. Die Vorfahren waren nicht im Schoße der Erde, sondern lebten unter der Sonne, in der Nähe einer wichtigen Quelle, rings um ein Stammesheiligtum, wo sich der Stamm am Jahresfeste um die Gräber der Vorfahren versammelte. Die Megalithgräber liegen mit Vorliebe auf Höhen und an Abhängen mit weitreichender Fernsicht. Wahrscheinlich war bei dieser Wahl der Begräbnisstätten derselbe Gedanke maßgebend, welchen auch die heutigen Beduinen haben, sich auf Berggipfeln beerdigen zu lassen. Welche Anforderungen die Beduinen an ihre Begräbnis-

plätze stellen, sagt uns Musil. Sie müssen hochgelegen und von weiter Aussicht sein; deshalb bevorzugt man Bergkuppen und Abhänge. Wasser, am liebsten eine Quelle, muß in der Nähe sein. An einer Stelle heißt es von einem Beduinenfriedhofe: „Dieser Begräbnisplatz ist sehr gut gewählt. Hoch gelegen, reich an großen Steinplatten, ohne jede Vegetation, entspricht er vollkommen den Ansprüchen der Beduinen."[1] Moses und Aaron starben auf einem hohen Berge und wurden in der Nähe begraben. Für die Gräber hervorragender Männer wählen die Araber gerne Berggipfel. Wetzstein erzählt Beispiele, daß es oft der letzte Wille eines Schechs ist, auf einem Berge begraben zu werden, und zitiert einige Verse, die diesem Gedanken und der rührenden Anteilnahme des Toten an seinen Freunden treffenden Ausdruck geben:

„Nehmt meine Gebeine und tragt sie mit euch, wohin ihr zieht,
Und wann ihr sie begrabt, begrabt sie eurem Zeltlager gegenüber!
Und begrabt mich nicht unter Weinreben, die mich beschatten würden,
Sondern auf einem Berge, so daß mein Auge euch sehen kann!
Und dann zieht an meinem Grabe vorüber und ruft euren Namen:
Da werden sich meine Gebeine beleben, wann sie euren Ruf hören.
Fasten werde ich um euch im Leben und im Tode
Und bei euch mein Fasten brechen am Freudenfeste des Wiedersehens."[2]

Nach der Vorstellung der Primitiven und vieler alter Kulturvölker wohnt die Seele, das Ebenbild des Verstorbenen, im Grabe und verläßt dasselbe, zumal in der ersten Zeit nach der Beisetzung, um in der Nähe in verschiedener Gestalt zu verweilen. Gern wird die Seele ihrer Gestalt nach dem Körper analog gedacht. Die Malaien geben ihr etwa die Größe eines Daumens, ebenso die Inder der Veden; bei den Fidschiinsulanern hat sie Gestalt und Größe eines kleinen Kindes. Diese körperliche Seele ist daher mit allen Kräften, Fehlern und Eigentümlichkeiten des Körpers behaftet; Verletzungen desselben, auch des Leichnams, sind zugleich Verletzungen der Seele. Daher verstümmeln die Primitiven ihre Feinde, hacken der Leiche den Kopf oder den rechten Arm ab oder entmannen sie, um sie zu bestrafen und sie zu verhindern, ihnen im Jenseits zu schaden. Die Seele wird durchaus körperlich vorgestellt, wenn auch aus feinerem Stoff als der Leib, etwa als Äther, Feuer, Rauch oder Schatten.[3] Bei den alten Griechen dachte sich das Volk die Seelen unsichtbar um die Gräber flattern und schweben.[4] Oft sieht man auf attischen

[1] A. Musil, Arabia Petraea II 2, S. 156.

[2] Vgl. J. G. Wetzstein, Reisebericht über Hauran und die Trachonen, S. 26 f.

[3] Vgl. die Gleichung griechisch *θυμός* = lat. fumus; der aus dem frischvergossenen Blute aufsteigende Rauch wird als Seele angesehen. Vgl. Ilias XXIII, 100.

[4] Vgl. Platon, Phaed. 81 C. D.

Salbgefäßen derartige Darstellungen, die Seelen als beflügelte Gestalten mit winzigen Flügeln.

Wenn die Seelen und Totengeister sich sichtbar zeigen wollen, tun sie es am liebsten in Tiergestalt, namentlich in Gestalt eines Vogels, des Seelenvogels,[1] eines Schmetterlings, einer Biene, einer Fliege[2] oder auch in Schlangengestalt.[3] Die Vorstellung von der Vogelgestalt der Menschenseele ist nicht nur indogermanisch,[4] sondern fast über die ganze Erde verbreitet. Die alten Ägypter dachten sich gern, wie die Seele als Vogel auf den Bäumen in der Nähe des Grabes sitzt, die der Verstorbene einst selbst gepflanzt hatte.[5] Im Mythus von Ištars Höllenfahrt heißt es von den Seelen der Unterwelt: „Bekleidet sind sie wie Vögel mit Flügelkleide".[6] Daher werden wiederkehrende Totengeister von den Babyloniern mit einem Nachtvogel verglichen.[7] Den von den Ägyptern geschaffenen Typus des Seelenvogels, einen Vogel mit Menschenkopf oder menschlichem Oberkörper, haben die Griechen als verständlichsten Ausdruck ihrer eigenen Anschauungen übernommen und weitergebildet. Als Vogel mit Menschenkopf wird die Seele oft auf griechischen Grabstelen und Vasen dargestellt.[8] Nach der Meinung der vorislamischen Araber sitzt der Seelenvogel oder Totenvogel in der Nähe des Grabes und bittet oft: „Gebt mir zu trinken."[9] Nach P. Diakonus, Hist. Langob. V, 34 errichteten die Langobarden den in der Ferne Gefallenen in der Heimat im Familiengrabe eine Stange mit einem Vogel darauf. Auch primitive Stämme, wie z. B. die Bororos in Brasilien, halten die Seelen der Vorfahren für Vögel.

Aus der Form der jüngeren palästinischen Dolmen dürfen wir schließen, daß die Dolmenleute ihre Toten in der Regel von W nach O so betteten, daß der Kopf im breiteren Westende lag und der Abgeschiedene nach Osten blickte. Oft sind auch die palästinischen Megalithgräber an der östlichen Giebelseite ohne Verschluß.[10] Die Ost-

[1] Über die Verwandlung der Psyche in einen Vogel vgl. W. Wundt, Völkerpsychologie II, 2, S 72 ff.

[2] Vgl. G. Weicker, Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst, Leipzig 1902, S. 2 A. 4, 29 f.

[3] Vgl. E. Rohde, Psyche[2] I, S. 244. Die alten Ägypter dachten sich die Seele auch in Gestalt einer frisch über Nacht erblühenden Lotusblume.

[4] Vgl. J. Grimm, Deutsche Mythologie[4] II, S. 690; III, S. 246. G. Weicker, l. c. S. 20 ff.

[5] Vgl. A. Erman, Die ägyptische Religion, S. 88, 102, 107 f; Abb. 69.

[6] Vgl. H. Greßmann, T u B I, S. 65.

[7] Vgl. R. C. Thompson, The devils and evil spirits of Babylonia I, S. 131, 36.

[8] Vgl. A. Conze, Die attischen Grabreliefs I, Taf. 25; II, 1, Taf. 167, 269, 178 u. ö. G. Weicker, l, c. S. 93 ff.

[9] Vgl. G Jakob, Altarabisches Beduinenleben[2], Berlin 1897, S. 143.

[10] Vgl. oben S. 320, 424 f.

richtung muß für die Seele eine besondere Bedeutung gehabt haben. Welches diese sein kann, lehrt uns der ägyptische Totenglaube. In Ägypten legte man die Toten seit der ältesten Zeit von N nach S.; der Kopf im Norden lag auf der linken Seite; das Gesicht blickte nach Osten der aufgehenden Sonne entgegen. Vermutlich lagen dieser Bevorzugung der Ostrichtung im Totenwesen der palästinischen Dolmenerbauer Anschauungen zugrunde, die auch an den ägyptischen Gräbern zum Ausdruck kommen, daß der Totengeist Freude hat an der Morgensonne und durch sie alltäglich zu neuem Leben erweckt wird.

Nach dem ägyptischen Totenbuche, in welchem alte volkstümliche Vorstellungen verarbeitet sind, glaubte man, die Seele könne sich wieder mit dem Körper vereinigen; sie wollte das Grab offen finden, daß sie es am Tage nach Belieben in irgendeiner Gestalt verlassen könne. Der Wunsch des Toten, am Tage, wenn die Sonne scheint, sich auf Erden nach Herzenslust zu ergehen, spielt eine so große Rolle im Totenbuch, daß dieses später geradezu die Bezeichnung „Das Buch vom Herausgehen am Tage“ führt.[1] Die Nacht, so dachten es die alten Ägypter, bringt der Tote im Grabe oder in der Unterwelt zu. Am Morgen erwacht er und verläßt sein Grab durch die Scheintür im Osten,[2] wenn die Sonne aufgeht. Hier labt er sich an den Gaben, welche vor der Scheintür für ihn niedergelegt sind. Frisches Leben pulsiert wieder in seinen Gliedern; am liebsten sitzt er als Vogel auf den Bäumen oder ergeht sich in seinem Besitz. Von den von der Morgensonne wundervoll beleuchteten Gräbern auf dem Westrande schaut er über das Niltal, wo sich alles zu neuem Leben regt, die Fellachen in die Stadt ziehen, die Tiere sich tummeln und die Schiffe den Strom auf- und abfahren.[3] Im Neuen Reich gab man den Toten gern eine kleine steinerne Pyramide mit ins Grab; sie sollte es nach Erman dem Toten erleichtern, „die Sonne zu schauen, wenn sie aufgeht und wenn sie untergeht“.[4] In der Ost- und Westwand dieser Pyramide ist eine kleine Tür angebracht, in welcher man den Toten dargestellt findet, wie er zur Morgensonne bezw. zur Abendsonne betet. Der Sarg, in dem die Mumie mit dem Gesicht nach Osten ruht, wurde außen dem Gesicht gegenüber mit zwei großen Augen bemalt. Durch sie sieht der Tote „den Herrn des Horizontes, wie er über den Himmel fährt“.[5] Innen auf der Sargwand bei dem Gesicht des Toten malte man zuweilen auch eine Tür, durch welche die Seele den Sarg verlassen konnte.

[1] Vgl. A. Erman, l. c. S. 102. [2] Vgl A. Erman, l. c. S. 120.
[3] Vgl. die interessanten Texte bei A. Erman, l. c. S. 107 f.
[4] Vgl. l. c. S. 144 und S. 143 Abb. 89.
[5] Vgl. l. c. S. 128.

Wir werden die Vorliebe für die Westostlage der Leichen in den palästinischen Dolmen auf ähnliche Vorstellungen vom Leben der Seelen bei den Dolmenerbauern zurückführen dürfen. Jedenfalls lag bei ihnen, wie bei den Ägyptern, Babyloniern, Indern und vielen andern Völkern das Totenreich im Westen; das Leben und die Verklärung dagegen kam aus dem Osten. Diese den Abgeschiedenen zu sichern, war ja der Zweck der gewaltigen megalithischen Grabkammern.

Der Dolmen ist nicht nur Totenhaus, sondern er erhält durch seine Größe und seine Naturform zugleich den Charakter eines Denkmals, welches das Nachleben des Toten unter den Menschen und damit seinen Totenkult sichert. Der Dolmen ist eine monumentale oberirdische Grabkammer, er vereinigt die Eigenschaft des Leichenbehälters mit derjenigen des Grabdenkmals, der Grabstele. Die Grabstele in Gestalt eines unbearbeiteten Steinpfeilers, eines Holzpfahles oder aus irgendeinem andern dauerhaften Stoff[1] auf dem an sich unkenntlichen Flachgrabe oder auf dem Grabhügel ist das einfachste Denkmal oder Merkzeichen des Grabes. Auch der Grabhügel konnte, monumental ausgestaltet, Denkmalscharakter erhalten und drückt oft durch Größe und Umfang die Macht und den Reichtum des unter ihm begrabenen Herrschers aus.

Mit besonderer Vorliebe aber haftete der Denkmalscharakter an der Grabstele oder am Grabstein. Das Denkmal konnte auch aus Holz sein. So wurde auf dem Grabhügel Elpenors das Ruder aufgepflanzt, das er im Leben geführt hatte.[2] Ebenso erhält der Argonaut Mopsos ein Ruder auf das Grab. Die Bongo im Gebiete des oberen Nil stellen auf die Gräber hohe, mit vielen Kerben verzierte Holzpfähle.[3] Ähnlich verfahren andere primitive Stämme Afrikas und Neuseelands. Die Aino, ein japanisches Urvolk, richten auf männlichen Gräbern einen Baumstamm mit phallusartig zugeschnittenem Ast auf oder richten einen an Ort und Stelle stehenden Baum derartig her, indem sie Zweige und Krone abschneiden. Frauengräber bezeichnen sie mit einem Brett, das mit einem oder zwei länglichen Löchern versehen ist.[4]

Am besten eignete sich als Grabdenkmal der unvergängliche Stein. Grabsteine über dem Grabe oder am Grabhügel treffen wir bereits im ältesten Ägypten, in Kanaan und Phönizien, bei den Griechen und später bei den Römern. Die Schachtgräber in Mykenae

[1] Ein Horn bei Agatharchides, Periplus 63: *κἄπειτα ἄνωθεν ἐπιθέντες κέρας αἰγός, . . .* C. Müller, Geogr. graeci min. I, S. 154.

[2] Od. XI, 79. [3] Vgl. F. Ratzel, Völkerkunde I, S. 535.

[4] Vgl. E. Baelz, Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urg. 1901, S. 174 ff., Fig. 5, 2 u. 3; Taf. III.

hatten Grabstelen, teils ohne Verzierung, teils mit roh eingeritzten Reliefs. Horizontale Grabsteine ohne Inschrift, welche einfach die Lage des Grabes bezeichneten, fanden sich auf den Gräbern von Thera und in Amorgos.[1] Daneben kamen auch aufrechtstehende Stelen vor. Im alten Israel scheinen aufrechte Grabsteine nicht häufig gewesen zu sein. Sie heißen מַצֵּבָה, ebenso wie die Kultsteine, während in den phönizischen Inschriften מצבת zunächst nur die Grabstele bedeutet. Gen. 35, 20 errichtet Jakob auf dem Grabe der Rachel eine solche maṣṣēbā; das 2 Kg. 23, 17 יָד genannte Grabmal war wohl auch ein aufgerichteter Stein oder ein Steinhaufen. Sehr gebräuchlich sind Grabstelen, in der Regel eine am Kopf- und eine andere am Fußende, bei den Arabern in alter und neuer Zeit. Daß bei modernen arabischen Gräbern noch ungewöhnlich lange Grabsteine vorkommen, zeigt das Grab des Šēḫ el-Kūfi, auf welches Dalman aufmerksam gemacht hat.[2] Bei diesem mißt der Kopfstein 1,78 m. Manchmal nimmt das Grabmal bei den Arabern, besonders bei hervorragenden Personen, die Gestalt einer Steinsetzung aus Blöcken an.[3] Eine andere alte Form hatten die Denkmäler auf den Gräbern einer alten Nekropole, die Musil in der Oase el-Bedī'a im Ḥeğāz sah.[4] Die Grabstelle war von einer niedrigen runden Mauer aus losen Steinen mit einer Türlücke im Osten umgeben. Innerhalb dieser Mauer standen an Stelle des Grabhügels drei Steinplatten entweder aneinandergelehnt oder nach Art eines Trilithon aufgebaut. — Die Grabsteine heißen bei den Arabern ebenso wie die Kultstelen nuṣb oder manṣab, Pl. anṣāb, auch naṣība, Pl. naṣāib.

Die Grabstele hat zunächst den Zweck, das Grab für die Nachkommen kenntlich zu machen und damit den Ort zu sichern, wo allein dem Abgeschiedenen ein Kult dargebracht werden konnte.[5] Deshalb heißt das Grabmal 2 Kg. 23, 17 auch יָד „Zeichen", und bei den Griechen wird der Grabhügel mit Denkmal oder auch allein seit Homer neben *τύμβος* auch gerne *σῆμα* „Kennzeichen" genannt, so daß die Ausdrücke *τύμβον χεύαντες* und *σῆμα χεύαντες* synonym stehen. Felsblöcke und rohe Steine kennzeichnen in Griechenland oft die Stelle von Heroengräbern.[6] Der Grabstein diente aber auch dazu, die Lebenden zu sichern, damit sie nicht durch Verletzung des Grabes

[1] Vgl. Hiller v. Gaertringen, Thera II, S. 104 ff.

[2] Vgl. PJB 1913, S. 62.

[3] Beispiele aus altarabischer Zeit vgl. J. Goldziher, Muhammed. Studien I, S. 232 ff.

[4] Vgl. A. Musil, Im nördlichen Ḥeğāz, Wien 1911, S. 16.

[5] Vgl. auch W. Baudissin, PRE³ XII, S. 144.

[6] Vgl. Fr. Pfister, Der Reliquienkult im Altertum (Religg. Versuche u. Vorarb. V, 2), S. 417.

und seines heiligen Bezirkes den Zorn des Totengeistes und seine Rache herausforderten. Bei den Beduinen stehen die Gräber der Ahnen in hoher Verehrung und sind ihrer Lage nach wohl bekannt, auch wenn der Stamm längst in andere Gebiete gezogen ist.[1] Und daß es auch im Sinne der heutigen Beduinen wichtig ist, den rechten Ort eines Grabes zu wissen, geht aus folgender Erzählung A. Jaussens hervor.[2] Das Grab des Ze'eitar, eines Ahnherrn der Dawāra in der Wüste Juda, war zerfallen und die richtige Stelle vergessen worden. Man errichtete ein anderes Grabmal, das aber nicht genau auf dem rechten Platze stand. Da erschien Ze'eitar einem Beduinen in einer Nacht und zeigte ihm die wirkliche Stelle, worauf man ihm dort ein neues Grabmal baute.

Doch dieser Merkzeichencharakter erschöpft die Bedeutung der Grabstele nicht. Ebenso alt ist wohl die Vorstellung, daß der Grabstein oder das Grabdenkmal überhaupt der Thron oder die Wohnung des Totengeistes ist, wo er Platz nimmt. Wenn die Seele als Vogel oder sonst als geflügeltes Wesen um das Grab flattert, hat sie einen Ruhesitz nötig, wo sie sich niederläßt. Das ist die Grabstele. Noch eine andere Vorstellung spielt herein. Die Seele ist in ihrer Existenz an das Grab und an die Reste des Körpers gebunden. Mit diesen geht sie zugrunde, wenn sie kein Substrat findet, welches ihr das Leben ermöglicht. Es ist daher Pflicht der Nachkommen, ihr eine dauernde Wohnung zu schaffen nicht nur durch möglichst vollkommene Erhaltung des Körpers, durch Beigaben von verschiedenen Figuren, die ebenfalls als Seelenwohnung dienen konnten, sondern auch durch das auf dem Grabe sichtbare Denkmal. Dieses ist also auch Wohnung der Seele; sie nimmt in der Grabstele Wohnung, wenn sie will, thront auf ihr. Darum heißt die Grabstele im Aramäischen נפשא „Seele". Von den Langobarden erzählt Paulus Diaconus, Hist. Langob. V, 34 einen bereits erwähnten Brauch, der uns diese Vorstellungen klarmachen kann. Sie errichten in ihren Familiengräbern Stangen mit einem hölzernen Vogel (Seelenvogel) darauf, der nach der Gegend schaute, wo ein Familienangehöriger im Kampfe gefallen und in der Fremde begraben war. Die heimatlos umherirrende Seele sollte von ihrem Ebenbilde angezogen werden und ein Ruheplätzchen finden.[3]

Steine gelten neben Bäumen bei primitiven Völkern überhaupt gerne als Behausungen von Göttern (vgl. die Baityle und die altsemitische Steinverehrung), Dämonen und Totengeistern.[4]

[1] Vgl. J. Goldziher, Muh. Studien I, S. 231.
[2] Vgl. RB 1901, S. 398.
[3] Vgl. G. Weicker, l. c. S. 10 A. 3.
[4] Vgl. H. Spencer, Principien der Sociologie I, S. 380 ff.

Durch den Grabstein wird also die Seele gleichsam angezogen. So hören wir von langen Steinen auf den Banks-Inseln in Melanesien, die von so starken Geistern bewohnt werden, daß diese, wenn der Schatten einer Person auf sie fällt, ihn an sich ziehen und den Menschen töten. So gefährlich derartige Steine sind, können sie doch ein schätzenswerter Besitz sein. Man kann z. B. einen solchen Stein in sein Haus nehmen und ihn wie einen Wachthund zur Bewachung desselben verwenden.[1] Bei den Neukaledoniern werden auf den Begräbnisplätzen Steine verehrt, die als Behausungen der Ahnengeister gelten und je nach ihrer Gestalt mit besonderen Kräften begabt sind. Da gibt es einen Hungerstein, mit dem der Zauberpriester unter Vornahme gewisser Riten und durch Gebete an die Vorfahren Hungersnot herbeiführen und wieder beheben kann; mit Hilfe eines andern, unbehauenen Steines macht er Leute wahnsinnig; mit weiteren Steinen können Kokuspalmenpflanzungen vernichtet, die Bäume fruchtbar gemacht und Regen herbeigerufen werden und ähnliches.[2] Nach Spencer werden bei gewissen Negerstämmen Steine zum Andenken an die Toten in einem bestimmten Hause aufbewahrt und vor ihnen gelegentlich Opfer dargebracht.[3] Ähnliche Anschauungen von beseelten Steinen, von Teufelssteinen, Feensteinen, von in Steine verwandelten Menschen finden wir überall im Volksglauben selbst der modernen Völker.[4]

Der Stein ist also besonders geeignet als Seelensitz für den Totengeist, und die als Wohnung der Seele gedachte Grabstele hatte die Tendenz, sich je nach dem Kulturzustande des betreffenden Volkes zu einem mehr oder minder vollkommenen Bilde des Toten zu entwickeln. Bei den alten Ägyptern haben wir als Sitz der Seele neben der Mumie bereits die vollentwickelte monumentale Steinfigur des Toten in der Grabkammer; in den Mastabagräbern standen die Porträtstatuen, oft mehrere, in einer kleinen abgeschlossenen, mit dem Kultraum der Mastaba nur durch einen schmalen Ritz zugänglichen Kammer neben der Scheintür, die von den Arabern Serdâb genannt wird. Die Ägypter stellten sich vor, daß die Seele des Toten in der Porträtstatue die vor der Scheintür dargebrachten Opfer und Gebetswünsche durch den Spalt persönlich in Empfang

[1] Vgl. J. G. Frazer, The belief of immortality, S. 383 f. Derselbe, The golden bough[3] II: Taboo and the perils of the soul, London 1911, S. 80.

[2] L. c. S. 334—337.

[3] Principien der Sociologie I, S. 382.

[4] Vgl. die an die Dolmen und Menhire anknüpfenden populären Vorstellungen über beseelte Steine in Frankreich: Salomon Reinach, Cultes, Mythes et Religions III, Paris 1908, S. 364—433. E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, Leipzig 1911, S. 143 f.

nimmt. Die Figur oder ihr Urbild, die Stele, vertritt den Toten. Durch Aufstellen einer Stele auf dem hochheiligen Friedhof neben dem Osirisgrabe in Abydos konnte sich daher derjenige, der zu arm war, dort eine richtige Grabstelle zu kaufen, neben Osiris einen Platz sichern.[1]

In Syrien und Nordpalästina, in Rumeili, Hababīje, Nīḥa, Jabrūd, Dēr Kanūn und Henāwei hat Ronzevalles zahlreiche pfeilerartige Stelen und plastische Bilder von solchen bei Felsgräbern gefunden und nachgewiesen, daß sie Grabstelen sind und die beigesetzten Personen repräsentieren. Neben den pfeilerartigen Stelen finden sich auch solche mit aufgesetztem Kopf, Büsten und ganze rohe menschliche Figuren, wie bei Henāwei in Obergaliläa,[2] welche den Übergang von der anikonischen Stele zur Statue darstellen.[3]

Auch bei den alten Griechen galt die Grabstele als Seelenthron.[4] Nach Furtwängler und Weicker ist der Grabpfeiler ein ἕδος (Sitz) der außerhalb des Grabes umherschweifenden Seele. Dementsprechend war auch die Behandlung der Grabstele ganz wie die eines ἕδος der Gottheit. Man schmückte sie mit Kränzen und rieb sie mit Öl und Salben ein. Auf eine weitere Beweisstelle für diesen Charakter der Grabstelen hat C. Schuchhardt aufmerksam gemacht. In Aeschylos' Persern (v. 658 ff.) wird die Seele des verstorbenen Darius mit den Worten angerufen: „Komm, nahe, erscheine auf der spitzen Höhe deines Denkmals! Ja steig empor in dem Purpur der Sandale, laß erschaun uns die hohe, die Königstiara." Darius erscheint nun wirklich und nimmt auf der Spitze des Denkmals Platz.[5]

Es war nur sinngemäß, wenn sich in Griechenland aus der Stele oder auf der Stele ein immer mehr aus dem Hintergrunde hervortretendes Reliefbild des Toten oder der Seele in Gestalt des menschenköpfigen Totenvogels (Grabsirene) entwickelte und wenn man in Gebieten, wo noch regelrechter Totenkult herrschte, Speisen und Blumen vor die Stele stellte und Spendegüsse an ihr ausgoß. Auf diese Weise wurden sie dem Totengeiste am nächsten gebracht. Daher pflegen Negervölker Afrikas den geschnitzten Holzpfählen oder den hölzernen Bildnissen auf ihren Häuptlingsgräbern ebenfalls Speisen vorzusetzen. Dasselbe tun nach Bastian die Samojeden mit den hölzernen Bildnissen ihrer Toten.[6] So wird die Stele zugleich als

[1] Vgl. A. Erman, Die ägypt. Religion, S. 135.

[2] Vgl. die Beschreibung von G. Dalman, PJB 1910, S. 13 f.

[3] Mélanges de la Faculté Orientale de Beyrouth IV, S. 189 ff.

[4] Vgl. A. Furtwängler, Sammlung Sabouroff I, S. 46. G. Weicker, Der Seelenvogel, S. 9 f.

[5] Vgl. Präh. Zeitschr. II (1910), S. 335 f.

[6] Vgl. H. Spencer, Principien der Sociologie I, S. 374, 377.

Altar benutzt, ohne Altar zu sein. Natürlich sind diese Vorstellungen nicht immer deutlich ausgeprägt und gehen vielfach ineinander über, wie ja überhaupt auf diesem Gebiete keine Konsequenz herrscht. Häufig erscheint die Grabstele einfach als Denkmal zu Ehren des Toten.

Der Dolmen als monumentale auf die Erdoberfläche verlegte Grabkammer hat nun dieselben Eigenschaften wie der Grabstein, er ist Denkmal und Wohnsitz der Seele, auch wenn die in ihm ruhenden Gebeine längst vermodert sind. Ja er erfüllt diesen Zweck vollkommener, als die Stele es tun kann. Darum ist der Dolmen ebenso wie die Stele aus unbehauenem Steinmaterial erbaut, er steht vollkommen urwüchsig und kunstlos wie ein Naturgebilde in seiner steinigen Umgebung und gliedert sich organisch in die Landschaft ein. Später wurden dann die monumentalen oberirdischen Grabkammern weiterentwickelt zu gewaltigen Grabtürmen, wie bei Palmyra, und zu Grabtempeln und Mausoleen, wie sie in Palästina und Syrien in der hellenistischen Zeit zahlreich anzutreffen sind.

Durch das Betonen des Monumentalen geriet man in Widerspruch mit dem andern notwendigen Zweck des Grabes, dem der Sicherheit des Toten. Das Grabmal, welches den Ruhm des Toten verkündigte, das aller Augen auf sich zog und die Habgierigen anlockte, sollte doch auch anderseits die Grabesruhe sichern und die Leiche gegen Räuber und Eindringlinge schützen. Die Entwicklung der Grabarchitektur ist daher das Resultat eines Kompromisses zwischen dem monumentalen (Schmuck-) Motiv und dem Schutzmotiv. Das Monumentale war das stärkere. Die Vereinigung der beiden in gewissem Sinne entgegengesetzten Interessen hat man auf verschiedenem Wege versucht. Die Dolmenerbauer hatten eine naive Freude am Bewegen und Auftürmen gewaltiger Steinblöcke und wollten für die Ewigkeit bauen. Dadurch war die Grabesruhe nach Möglichkeit gesichert. Bald aber wurde es Sitte, eine regelmäßige länglich-viereckige Form des Dolmens anzustreben und dünne Steinplatten zu verwenden. Was der Dolmen an Masse und damit an Sicherheit verlor, suchte man durch künstliche Mittel, durch regelmäßige Zusammenfügung, guten Verschluß und sorgfältige Ausfüllung etwaiger Lücken zu erreichen. Je kleiner und regelmäßiger die Dolmen wurden, desto mehr entfernten sie sich von dem ursprünglichen megalithischen Gedanken und desto mehr wurde auch die Sicherheit des Toten gefährdet.

3. Der Dolmen als Mittelpunkt des Totenkults. Das Dolmengrab in seiner Bedeutung als Totenhaus und Seelenthron ist eine Schöpfung des ausgeprägten Totenglaubens und selbst ein Teil des Totenkults, der vom Tage der Bestattung an seinen Mittelpunkt

im Dolmen hatte und der sich dort bei zahlreichen Beisetzungen vervielfältigte. Dafür ist die oberirdische, unzerstörbare und jederzeit zugängliche und sichtbare megalithische Grabkammer ganz besonders geeignet. In diesem Totenhaus lebte der Abgeschiedene wie einst in seinem Zelte, zwar ein andersartiges geheimnisvolles Leben, aber doch eine Fortsetzung des bisherigen in seinen Bestrebungen, Bedürfnissen und Leidenschaften. Alle seine Rechte und persönlichen Beziehungen blieben bestehen, und er übte sie aus dem Grabe heraus. Seinen Rechten entsprachen die Pflichten der Hinterbliebenen, besonders des ältesten Sohnes, die durch das Grab in jene geheimnisvolle Welt hinüberreichten und ebenso fest mit ihm verbunden waren wie im Leben. Der Dolmen ist also das Medium dieses neuen Daseins, ohne ihn war es unmöglich. Die Nachkommen konnten sich ihrer Pflichten gegen den Verstorbenen nur durch das Dolmengrab entledigen, ihm nur dort nahekommen.[1] Daher die fundamentale Bedeutung der rituellen Bestattung und die außerordentliche Schätzung des Grabes, die wir von der Neolithzeit an im ganzen Altertum finden und aus welcher heraus auch die Sitte des Megalithgrabes zu verstehen ist. Je fester und unverletzlicher das Grab war, desto gesicherter waren auch Nachleben und Kult des Toten. Daher sehen wir am Ende der Neolithzeit und im Bronzealter, wie die Menschheit so gewaltige Anstrengungen macht, um den abgeschiedenen Großen möglichst feste und sichere Totenhäuser zu bauen, wie unsere Dolmen und die Pyramiden sie sind, wie schließlich fast die ganze wirtschaftliche Kraft des ägyptischen Staates von der 4.—6. Dynastie für die Grabmäler seiner Könige in Anspruch genommen wurde.

Das Grab zu sichern und vor Profanierung zu schützen war ebenso wichtig wie die Bestattung selbst. Wenn die Grabesruhe gestört, das Grab geöffnet und die Gebeine herausgerissen wurden, so hatte das ebenso unglückliche Folgen für den Toten wie die Nichtbestattung, nämlich Ruhelosigkeit und äußerste Not.[2] Daher die unermüdlichen Anstrengungen, durch Auftürmen gewaltiger Steinmassen dieser Gefahr vorzubeugen. Schon daß die Sonne in das Grabesdunkel hineinschien und die Gebeine beleuchtete, galt als unglückliches Ereignis. Wir sahen, wie die jüngeren Dolmen durch festen Verschluß und Ausfüllung der Lücken das Tageslicht vom Innern fernzuhalten suchten. Von derselben Anschauung zeugt die

[1] Daß der Tote durchaus an das Grab gebunden ist, zeigt der Heroenkult, dessen Mittelpunkt immer das wirkliche oder vermeintliche Grab des Heros ist; vgl. E. Rohde, Psyche[2] I. S. 154 ff. F. Pfister, Der Reliquienkult im Altertum (Religg. Vers. u. Vorarb. V, 2), S. 401 ff.

[2] Vgl. den Schluß der XII. Tafel des Gilgameschepos, Ungnad-Greßmann, S. 68.

Drohung Jer. 8, 1—2. Am kommenden Gerichtstage, weissagt der Prophet, „wird man die Gebeine der Könige, Priester, Propheten und Vornehmen Judas aus ihren Gräbern herausholen und man wird sie hinbreiten vor Sonne, Mond und Sterne und sie werden nicht wieder eingesammelt noch begraben werden". Es war daher eine furchtbare und barbarische, besonders von den assyrischen Königen gegen ihre Feinde gerne angewandte Strafe, die Gebeine der verstorbenen feindlichen Könige aus den Gräbern zu reißen. So berichtet z. B. Assurbanipal KB II, S. 207: „Die Mausoleen ihrer Könige, der früheren und der späteren, die Aššur und Ištar, meine Herren nicht gefürchtet und sich gegen die Könige, meine Väter aufgelehnt hatten, zerstörte, verheerte ich und ließ sie die Sonne schauen. Ihre Gebeine nahm ich mit nach Assyrien, ihren Geistern legte ich Ruhelosigkeit auf und verwehrte ihnen Speisung und Wasserspendung."[1] Sein Nachfolger Sanherib war noch barbarischer; er ließ die besiegten feindlichen Könige in einem Käfige in Ninive öffentlich ausstellen und die aus den Gräbern gerissenen Gebeine ihrer eigenen Vorfahren zerklopfen.[2]

Wie sehr man die Öffnung des Grabes und die Störung der Grabesruhe fürchtete, zeigen auch die Bitten und Flüche, welche sich auf den Grabinschriften finden, Bitten, oft in rührendem Tone, doch das Grab nicht zu öffnen, weil es keine Kostbarkeiten enthalte, Flüche gegen die Räuber und Zerstörer.[3] Sie sollen keine Nachkommen haben und niemals Erquickung und Grabesruhe finden.[4] Sehr bekannt sind ja in dieser Hinsicht die beiden sidonischen Königsinschriften des Tebnet und Ešmun'azar[5] und die aramäischen Inschriften auf den Grabsteinen der Mondpriester Nazirban und Agbor von Nerab.[6] A. Jeremias erwähnt aus babylonischen Gräbern stammende beschriebene Tonkegel, worauf es heißt, wenn man den Sarg finde, möge man ihn an seine Stelle zurückbringen. Für diese Pietät soll der Name des Betreffenden gesegnet sein und sein Totengeist einst drunten klares Wasser trinken.[7]

Damit das Grab der Mittelpunkt des Totenkults sein konnte, mußte es in der Heimat liegen, dort wo die Nachkommen lebten und wo auch die Vorfahren ihre Gräber hatten. Die Abgeschiedenen

[1] Vgl. auch KB II, S. 193; jetzt M. Streck, Assurbanipal II, S. 55 f.

[2] Vgl. KB II, S. 259. M. Streck, Assurbanipal II, S. 127.

[3] Über die nordsemitischen Grabinschriften vgl. M. Lidzbarski, Handbuch der nordsemitischen Epigraphik I, S. 137 ff

[4] Ähnl. Segenswünsche und Flüche in ägypt. Grabinschriften vgl. A. Erman, Die ägypt. Religion, S. 125.

[5] Vgl. M. Lidzbarski, l. c. S. 141 f., 417 f.

[6] Vgl. M. Lidzbarski, l. c. S. 142, 445.

[7] Hölle und Paradies bei den Babyloniern AO I, 3², S. 14 f.

einer Familie, das war allgemeine Sitte, bettete man am liebsten im gemeinsamen Familiengrabe.[1] In der Verbannung, in fremder Erde begraben zu werden, war deshalb ein beklagenswertes Los, vgl. Am. 7, 17; Jer. 22, 26.[2] Jakob wollte daher nicht in Ägypten bestattet sein, und die Gebeine Josephs wurden beim Auszuge auf seinen Wunsch mitgenommen, Gen. 47, 31; 50, 24. Die israelitischen Patriarchen, Richter, Könige und Vornehmen wurden in ihren Familiengräbern, bei den Vätern, beigesetzt; vgl. z. B. Gen. 15, 15; 25, 8. 17; 35, 29; 49, 29. 33; Num. 20, 24. 26; 27, 13; 31, 2; Deut. 32, 50; Ri 2, 10; 2 Sam. 17, 23; 21, 14; 1 Kg. 13, 22; 2 Kg. 22, 30; 2 Chr. 34, 28; 1 Makk. 9, 19; 13, 25. Welches Gewicht man darauf legte, zeigt z. B. das Verhalten des greisen Barzillai, welchen David nach dem Siege bei Machanaim an den königlichen Hof nach Jerusalem nehmen wollte. Dieser aber wünschte in der Heimat zu bleiben, damit er in seiner Stadt beim Grabe seines Vaters und seiner Mutter sterbe, 2 Sam. 19, 38. Abraham kaufte in Hebron von den Eingeborenen des Landes als Familienbegräbnis für sich und die Seinen die Höhle Machpela, Gen. 23. Das Familiengrab der davidischen Dynastie war bis Achaz in der Davidsburg, 1 Kg. 2, 10; 11, 43; dann im Garten ʿUzza, 2 Kg. 21, 18. 26; Neh. 3, 16, welcher nach Ez. 43, 7 unmittelbar neben dem Tempel gelegen haben muß. Auch die alten Ägypter hatten gemeinsame Begräbnisstätten. Um den Pharao in der Pyramide ruht eng geschart in den Mastabagräbern zu seinen Füßen sein ganzer Hofstaat, die Frauen, Prinzen und Prinzessinnen, Vezire und Generale bis hinab zum Hofnarren. Im alten Griechenland lagen die Familienbegräbnisse vor den Mauern der Städte in ummauerten Bezirken, besonders in den Privatgärten.[3]

Auch die großen Dolmen haben wir als Familiengräber zu betrachten. Die Dolmennekropolen sind dann die Totenstädte vieler Generationen eines Stammes oder mehrerer nacheinander lebender Stämme, welche in der betreffenden Gegend wohnten. Da man mit den Herden öfters die Weideplätze wechselte, legte man Gewicht auf gemeinsame Nekropolen an solchen Orten, wo man oft zusammenkam, in der Umgebung von Stammesheiligtümern oder in der Nachbarschaft von Quellen und guten Weideflächen. Auch die heutigen Beduinenstämme in den Grenzgebieten der eigentlichen Wüste haben meistens einen Hauptbegräbnisplatz in der Nähe einer Quelle oder eines Heiligtums, wohin sie ihre Toten oft aus großer

[1] Über das Familiengrab bei den Israeliten vgl. F Schwally, Das Leben nach dem Tode, Gießen 1892, S. 54 ff.

[2] Dieselbe Anschauung herrschte bei den Griechen, vgl. Fustel de Coulanges, Der antike Staat, übersetzt von P. Weiß, S. 9.

[3] Vgl. E. Rohde, Psyche[2] I, S. 229 f.

Ferne bringen. Doch gibt es daneben auch kleinere Friedhöfe und Einzelgräber, wie überhaupt ein Zwang darin nicht besteht.[1] Die Nabatäer hatten ihre große Nekropole in ihrer heiligen Stadt Petra, wo wahrscheinlich jede Familie ihr Familiengrab mit anschließendem Heiligtum besaß.

Wie der Totenkult nun beschaffen war, den die Dolmenerbauer Palästinas an den Dolmengräbern übten, seine Art und Ausdehnung können wir nur aus der Form der Beisetzung, aus den spärlichen Mobiliarfunden und nach den Analogien bei den andern Dolmenvölkern in großen Zügen erschließen. Die Existenz so zahlreicher megalithischer Nekropolen bezeugt an sich schon einen lebhaften Totenkult am Ende der Neolithzeit in Palästina, wie er uns auch in den Höhlengräbern des Westjordanlandes bekannt geworden ist und wie wir ihn bei allen dolmenbauenden Völkern finden. Die Spätneolithzeit und die ältere Bronzezeit sind bei allen primitiven Kulturvölkern im Umkreise des Mittelmeergebiets und in Europa Perioden, in denen der bereits seit dem Jungpaläolithicum wachsende Totenglaube und der Seelenkult sich schnell entwickelten, das ganze religiöse Leben beherrschten und im Totenwesen sich als sehr schöpferisch erwiesen. Wenn der Abgeschiedene den Anspruch erhebt, nach dem Tode in einem wirklichen Hause zu wohnen, folgt daraus von selbst, daß dieses Totenhaus wie die Wohnung des Lebenden für sein neues Dasein ausgestattet werden mußte. Leider sind die palästinischen Dolmen zum größten Teile ihres Inhalts beraubt, so daß uns die Möglichkeit fehlt, aus ihrem Mobiliar Schlüsse zu ziehen. Daß aber die Bewohner der Dolmen, wie in andern Dolmengebieten, mit Speise und Trank, Waffen und Schmuck und mit allen den Dingen versehen wurden, welche dem Toten im Jenseits zum Leben und Wohlsein notwendig waren, unterliegt keinem Zweifel. Für Palästina haben die Schumacherschen Untersuchungen im Ǧōlān und ʿAǧlūn wenigstens einige Anhaltspunkte ergeben. In den Dolmen an der Ruḳḳādbrücke und bei Kefr Jūbā fand er einige Armringe aus Kupferdraht mit einfachen Verzierungen.[2] So einfach und bescheiden diese Funde sind, so beweisen sie doch, daß auch die ostpalästinischen Stämme ihre Toten in den Dolmen mit Schmuck und fraglos auch mit Speise und Trank ausgestattet haben.

Das deutlichste Bild vom Totenwesen der ostjordanischen Dolmenleute können wir gewinnen, wenn wir uns die durch die jüngsten Ausgrabungen wohlbekannten westpalästinischen Höhlenbestat-

[1] Vgl. A Jaussen, Coutumes des Arabes, S. 99 f.
[2] Vgl. oben S. 414 f. u. 425 f.

tungen vom Ende der Neolithzeit und aus der älteren Bronzezeit vor Augen halten. Wir sahen bereits, wie zur selben Zeit, als im westjordanischen Palästina die Bestattung der Toten nach altem Brauch in natürlichen, nur notdürftig hergerichteten Höhlen erfolgte, im Osten des Landes die Sitte des megalithischen Dolmengrabes aufkam und blühte, weil es dort keine oder nur wenige natürliche Höhlen, dagegen für oberirdische Grabkammern geeignetes Plattenmaterial in Fülle gab. Höhlengrab und Dolmengrab sind also am Ende der Steinzeit und in der folgenden Zeit nebeneinander in Gebrauch, sie sind gleichberechtigt und verschiedene Wege, denselben Zweck zu erreichen, wenn auch das Megalithgrab eine andere wirtschaftliche Kultur repräsentiert als das Höhlengrab der ansässigen westpalästinischen Bauernbevölkerung. Soweit keine Feuerbestattung vorliegt, dürfen wir die Totengebräuche, wie sie uns in den ältesten westpalästinischen Grabhöhlen entgegentreten, auch bis zu einem gewissen Grade für die Dolmenerbauer voraussetzen, nur daß die äußeren Formen im Westen reicher und fortgeschrittener waren als im Osten.

Etwas Analoges haben wir in Frankreich. Neben den megalithischen Grabkammern, welche die Regel bilden, bestattete man hier am Ende der Steinzeit je nach der Oberflächengestaltung des Landes und den zur Verfügung stehenden Mitteln auch, besonders im Süden, in natürlichen und künstlichen Grabgrotten.[1] In den Grabinventaren derselben Zeit ist kein wesentlicher Unterschied zwischen Dolmen- und Höhlengräbern. Die ältesten Dolmen, Ganggräber und Grabhöhlen enthalten einfache Beisetzungen. Die Skelette sind meist ausgestreckt und oft in großer Zahl beigesetzt. Nicht selten hat man sie in mehreren, durch Steinschichten geschiedenen Lagen übereinander angeordnet. Es sind dann richtige Ossuarien, welche die Sepulturen einer Familie durch mehrere Generationen enthalten. So berichtet z. B. Déchelette, daß die 40—50 Skelette eines Dolmens von Port-Blanc (Morbihan) zwei horizontale Lagen bildeten, die durch Steinplatten getrennt waren.[2] Auch in den Dolmen der Umgebung von Paris sind die Skelette in Schichten niedergelegt.[3] Ebenso sind die zahlreichen großen natürlichen Grabhöhlen Südfrankreichs Ossuarien.[4] Die Gebeine sind meist im Hintergrunde der Höhlen in Unordnung aufgehäuft; nur die Beisetzungen in der Nähe des Einganges pflegen intakt zu sein. Das Mobiliar dieser Grabhöhlen ist dem der Dolmen durchaus ähnlich, so daß an der Gleichzeitigkeit

[1] Vgl. das Urteil Déchelettes, Manuel I, S. 460 f. nach der Besprechung der künstlichen Grabgrotten im Tale von Petit-Morin im Marnedepartement.

[2] Manuel I, S. 395. [3] L. c. S. 398.

[4] L. c. S. 452 ff.

nicht gezweifelt werden kann.[1] Die künstlichen Felsgräber derselben Zeit, die, abgesehen von den Kreidegrüften der Marnegegend, selten sind, sind nach Déchelette den Dolmenkammern sehr ähnlich und ahmen deren Grundriß, ja selbst deren Verzierung nach. Sie sind, wie die palästinischen, in der Regel gleichfalls Massengräber und gelegentlich durch Skelettschichten bis an die Decke gefüllt; oft jedoch wurden die menschlichen Reste in Unordnung aufgehäuft. Die Skelette sind meistens ausgestreckt, die Arme längsseits des Körpers.[2] Daß man den Toten neben Waffen, Schmuck und Hausgerät auch Speisen in natura mitgegeben hat, beweisen die Knochen von Haustieren, welche häufig in den Dolmen neben den menschlichen Resten gefunden worden sind.[3] Auf Totenopfer oder Totenmahlzeiten lassen die Brandherde am Eingang der nordfranzösischen Ganggräber schließen, die auch sonst bei Dolmen in den verschiedensten Gegenden vorkommen. Sie bestehen aus rauchgeschwärzten Steinen, Kohlen und verbrannten Knochenresten von Säugetieren.[4]

Was für Frankreich völlig feststeht, die Gleichzeitigkeit zahlreicher Dolmen- und Höhlenbestattungen und die Ähnlichkeit ihres Mobiliars, gilt ebenso für die Frühzeit Palästinas. Auch in Westpalästina dienten die natürlichen Höhlen als Massengräber, und wir haben hier ganz analoge Erscheinungen. Besonders auffällig ist das bei der Grabhöhle A von ʿAin Jebrūd, welche P. H. Hänsler beschrieben hat.[5] Sie bildet einen länglichrunden Raum von 4,50 : 6,00 m; die Vorderwand ist vollständig niedergebrochen. Die Grotte enthielt mehrere Schichten von Skeletten, die mit ihren Beigaben (gute Keramik der ältesten Kupferbronzezeit, ein Feuersteinmesser) auf einem unregelmäßigen Steinlager gebettet waren. Eine Lage von Erde und Steinen trennte die einzelnen Skelettschichten, welche bis unter die Decke der Höhle reichten. Die Skelette waren lang ausgestreckt. In einer benachbarten Grabhöhle derselben Zeit mit zwei Schalenvertiefungen unmittelbar neben dem Eingange fand sich Keramik, Bruchstücke von Feuersteinwerkzeugen, Mühlsteine aus Basalt und ein kupfernes Stäbchen. Gewöhnlich ist in den Grabhöhlen der ältesten Zeit Palästinas die Behandlung der Leichen weniger sorgfältig. Die zahlreichen, von Macalister innerhalb des Stadtgebietes von Geser freigelegten Grabgrotten vom Ausgange der Steinzeit und aus der älteren Bronzezeit waren ursprünglich Troglodytenwohnungen mit seitlichem Eingange, welcher gewöhnlich mit einigen rohen Fels-

[1] L. c. S. 454 f.

[2] L. c. S. 458. Vgl. M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen II, S. 446 f.

[3] Vgl. J. Déchelette, l. c. I, S. 393, 404.

[4] Vgl. l. c. S. 399.

[5] Das Hl. Land 1912, S. 43 f.

stufen versehen war. Diese Wohnhöhlen wurden in der Folgezeit als Nekropolen benutzt, oft nachdem der seitliche Zugang vermauert und ein senkrechter Schacht durch die Decke angelegt war, der leicht durch eine Steinplatte geschlossen werden konnte.

In den ältesten Grabhöhlen Gesers finden wir die Skelette gewöhnlich ohne Ordnung im Hauptteil der Höhle auf dem Boden aufgehäuft, wie z. B. in der auf die Aschenschicht folgenden Schicht im Krematorium. Die Toten lagen auf der Seite mit hochgezogenen Knien, ohne jede Orientierung. Manchmal sind die Skelette auch ausgestreckt niedergelegt. Ähnlich war es in den andern Grabgrotten der ältesten Zeit.[1] Nur die Leichen, wie es scheint, vornehmer Personen hat man etwas sorgfältiger gebettet. An den Wänden bereitete man ihnen ein erhöhtes Lager aus Steinen, von einer Steinumhegung umschlossen, auf welchem sich jedesmal die Reste mehrerer Skelette befanden. So war es in der Brandhöhle von Geser und in den jüngst entdeckten ältesten Grabhöhlen am Ophelrücken in Jerusalem. Macalister glaubt in Geser noch erkannt zu haben, daß die Skelette in voller Länge ausgestreckt beigesetzt waren, und erklärt diesen Vorzug durch die Verschiedenheit des Ranges der Verstorbenen.[2]

Das Mobiliar dieser Höhlengräber ist noch bescheiden, bezeugt aber einen ausgebildeten Seelenglauben. Es besteht in der Regel aus zahlreichen, an den Wänden ringsum aufgeschichteten Tongeschirren, Tellern, Schüsseln und Näpfen, worunter besonders die großen Weinkrüge auffallen. Sie sind sorgfältig aufgestellt und waren offenbar einst gefüllt. Ein kleines Schöpfkrüglein liegt fast in jedem Vorratsgefäß. Speisereste sind am Boden der Schüsseln und Näpfe nicht mehr festzustellen gewesen.[3] Abgesehen von der reich vertretenen Keramik fanden sich noch Feuersteinklingen, Schaber, angebohrte Muscheln, Basaltmühlsteine und einmal ein Knochenamulett mit zwei Durchbohrungen zum Anhängen, eine rohe Kalksteinfigur und ein Silberring. Bronzegegenstände sind noch sehr selten.

In diesem Zusammenhang darf man vielleicht darauf hinweisen, daß es sich bei der bekannten noch aus neolithischer Zeit stammenden Verbrennungshöhle von Geser inmitten brandlos bestattender Umgebung keineswegs um einen alleinstehenden Fall handelt.[4] In Frankreich, hauptsächlich in den Dolmen der Bretagne (Dep. Finistère), aber auch in den Grabgrotten und den Dolmen Mittelfrankreichs und in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands taucht am Ende der jüngeren Steinzeit sporadisch Feuerbestattung auf,

[1] Vgl. Macalister, Gezer I, S. 289, 293.
[2] Vgl. Gezer I, S. 287.
[3] Vgl. Gezer I, S. 289.
[4] Vgl. Gezer I, S. 285 f.

während die brandlose Bestattung bis in die Mitte der Bronzezeit die Regel blieb.[1] Es bleibt also die Möglichkeit, daß die Feuerbestattung gegen Ende der Steinzeit an verschiedenen Stellen Europas spontan entstanden ist; und dasselbe dürfen wir auch für Geser annehmen. Wir sind nicht berechtigt, auf Grund des vereinzelten Befundes in Geser schon auf eine feuerbestattende neolithische Bevölkerungsschicht in ganz Palästina zu schließen. Man darf auch erwähnen, daß die Verbrennung vielfach als Vorzug hochgestellter Personen auftritt, so bei afrikanischen und nordasiatischen Stämmen.[2] Es besteht ein bemerkenswerter Gegensatz zwischen der Sitte des Leichenbrandes, die wir in einer Grotte in Geser finden, und der im Orient immer festgehaltenen brandlosen Bestattung mit dem peinlichen Streben, die Leiche zu erhalten, das uns so deutlich in den ostpalästinischen Dolmen entgegentritt, ein Beweis für das Vorhandensein heterogener Gebräuche in Palästina.

Nach der Art der Bestattung und dem Mobiliar in den ältesten Grabhöhlen des westjordanischen Palästina dürfen wir uns auch die Ausstattung der Toten in den alten Dolmen vorstellen. Die Skelette haben noch keine feste Orientierung. Sie werden teils als Hocker, teils in ausgestreckter Lage beigesetzt, oft in Massengräbern übereinander. Die Beigaben, hauptsächlich Schmuck, Amulette, Waffen, Gebrauchsgegenstände und wahrscheinlich Nahrungsmittel, sind noch spärlich und bei den Dolmenleuten jedenfalls noch einfacher als im Westen des Landes. Daß auch Speisevorräte mit ins Grab gelegt wurden, wird man nach den Beobachtungen in andern Dolmengebieten annehmen dürfen, wenn auch Knochenfunde von Schlachttieren in den ältesten palästinischen Grabhöhlen nicht erwähnt werden. In etwas späterer Zeit jedoch sind solche Funde nicht selten. So z. B. konnten in einem kanaanäischen Brunnengrabe Reste von Hammelkeulen festgestellt werden, die in gekochtem Zustande niedergelegt waren.[3] In einem Falle lag noch ein Bronzemesserchen zum Zerteilen des Fleisches dabei. Ein umgekehrter Teller war, wie um das Fleisch warm zu erhalten, darübergedeckt. In einem der sog. Philistergräber in Geser, welche durch sehr reiche Beigaben ausgezeichnet waren, fanden sich die Knochen eines ganzen Hammels.[4] Also Speisen und Getränke zur Lebensfristung, die notwendigsten Geräte, Waffen und Schmucksachen, das sind die Beigaben, mit denen die Toten in den altpalästinischen Grabhöhlen und Dolmen, ihren ewigen Wohnungen, ausgestattet waren.

[1] Vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 465 ff. M. Hoernes, Natur- u. Urgeschichte d. Menschen II, S. 439 f.

[2] Vgl. M. Hoernes, l. c. II. S. 430.

[3] Vgl. H. Vincent, Canaan, S. 216.

[4] Vgl. über die Philistergräber Gezer I, S. 289 ff.

Sicherlich hat man ihnen am Grabe bei der Bestattung ein Opfermahl gehalten. Wenigstens lassen die Angaben Schumachers, der an der Rukkādbrücke unter den auf einer kleinen künstlichen Terrasse stehenden Dolmen Knochenreste und kleine Kohlenstücke gefunden hat, die Deutung zu, daß vor der Erbauung des Dolmens ein Totenopfer oder Totenmahl stattgefunden hat.[1] Am Eingange französischer Ganggräber hat man, wie erwähnt, ähnliche Spuren entdeckt. In einigen Dolmen von Kefr Jūbā stieß Schumacher unter einer 0,35 m starken Erdschicht auf eine Schicht von Asche, Kohlenstücken und zerfallenen Knochenresten. Das sieht aus, als ob hier Feuerbestattung vorläge. Ohne genauere Untersuchungen an Ort und Stelle kann diese Frage nicht entschieden werden. Allein bei Feuerbestattung wäre es recht auffällig, daß die Dolmen dieser Nekropole meist westöstlich gerichtet sind und sich von West nach Ost verengen, wodurch das Kopf- und Fußende angedeutet scheint. Das setzt doch Bestattung des unverbrannten Leichnams in Westostlage voraus. Man wird daher auch in diesem Falle besser an die Reste eines Opferbrandes oder des Totenmahles denken dürfen, welche man in das Grab gegeben hat.

In der sorgfältigeren Bauart der späteren Dolmen, besonders aber in der Bevorzugung der Westostrichtung mit Hervorhebung der Westseite als Kopfende, ferner in der Einführung der künstlichen Terrassen und der Flurplatten, sowie des umhegenden Steinkreises und endlich des verschließbaren Giebelloches darf man wohl den Einfluß des immer höher entwickelten Totenkults erkennen. Die Giebelöffnung diente doch wohl dazu, Speisen und Getränke unmittelbar in den Dolmenraum einzuführen.

Wie bei allen Völkern auf dem Standpunkte der Kulturentwicklung, wo Geisterglaube herrscht, ist auch bei den Dolmenleuten das Hauptmotiv, wenn auch nicht das einzige Motiv, das ihrem Totenkult ursprünglich zugrunde liegt, die Toten- und Geisterfurcht. Der Tod ist ja dem Naturmenschen ein Angst und Entsetzen einjagendes Ereignis, das er sich aus dem normalen Laufe der Natur nicht erklären kann. Dem Primitiven ist der Mensch von Natur unsterblich; Krankheit und Tod sind ihm durch die Geister oder durch Anschläge Lebender mit Hilfe magischer Kräfte veranlaßt. Tritt ein Todesfall ein, so wird immer ein sichtbarer oder unsichtbarer Feind vorausgesetzt, der diesen Gewaltakt vollbracht hat.[2] Der Totengeist, der an die Reste seiner

[1] Vgl. ZDPV 9 (1886), S. 268; oben S. 414 f.

[2] Vgl. J. G. Frazer, The belief in immortality I, S. 31 ff. über diese Vorstellungen bei den Stämmen Australiens und der Südsee. H. Visscher, Religion und soziale Leben bei den Naturvölkern II, Bonn 1911, S. 220 f.

leiblichen Hülle mehr oder minder gebunden gedacht wird, flößt zunächst Furcht ein, der sich selbst Kulturmenschen nicht ganz entziehen können. Der so kläglich einer heimtückischen Gewalttat zum Opfer Gefallene sinnt naturgemäß auf Rache. Er gilt als unglücklich, da er nun die Freuden des schönen Lebens entbehren muß; er beneidet die Lebenden, ist eifersüchtig auf sie und rachsüchtig. So sind die Totengeister überall bei den Naturvölkern aufs äußerste gefürchtet, es sind zum guten Teil rechte Plagegeister, um so gefährlicher wegen ihres zwar bedauernswerten, aber mysteriösen und machtvollen Daseins. Es ist ihnen möglich, die Überlebenden auf mannigfache Weise zu schädigen und auf die Naturkräfte einzuwirken.[1] Sie schwirren in der Luft umher und sind Herren über Wind und Wetter, befördern die Vegetation oder hindern sie, behexen das Vieh u. a.[2]

Der Totengeist kann sich, bevor er durch rituelles Begräbnis und Abschluß der Verwesung nicht definitiv zur Ruhe gekommen ist, von seinen Angehörigen und seiner Habe nur schwer trennen. In der Nähe des Grabes schwebt er umher, kommt des Nachts wieder zu seinen Hinterbliebenen, erscheint ihnen im Traume oder als Gespenst, sucht Speisen und ängstigt sie auf verschiedene Weise. Besonders das Haus oder der Ort des Todes wird häufig vom Totengeist aufgesucht.[3] Daher werden nicht nur das Haus und die ganze fahrende Habe des Toten, vor allem seine Kleidung und persönlichen Gebrauchsgegenstände, unrein, tabu, sondern auch alle Personen, die mit ihm in Berührung gekommen sind, die nächsten Verwandten, vor allem die Witwe, die von ihrem abgeschiedenen Gebieter und Mann eifersüchtig bewacht wird und nicht mehr heiraten darf, die Teilnehmer an der Trauerfeier und die Totengräber.[4] Diese Personen müssen mannigfaltige Entbehrungen und Trauerriten auf sich nehmen, die größtenteils auf die Furcht vor dem Toten zurückgehen.[5] Die Folge dieser Tabuierung des Hauses und der Habe des Toten ist, daß das Haus, in dem ein Todesfall vorgekommen ist, häufig zeitweise oder ganz verlassen oder auch verbrannt wird. Nicht selten,

[1] Zahlreiche Beispiele über die überall verbreitete Furcht vor den Toten bei H. Spencer, Principien der Sociologie I, S. 188 ff. S. R. Steinmetz, Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe I, Leipzig 1894, S. 141 ff. H. Visscher, l. c. S. 194—217. C. v. Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte[2] II, S. 309, 372, 377, 451.

[2] Vgl. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 334 ff. und 2 Sam. 21, 1 ff.

[3] Vgl. H. Spencer, l. c. S. 213, 226, 244 u. ö. Die Irokesen lassen sogar ein kleines Loch im Grabe als Tür für die Seele, vgl. C. v. Orelli, l. c. II, S. 400.

[4] Über die Tabuierung von Personen infolge Todesfalls vgl. J. G. Frazer, The golden bough[3] II: Taboo, S. 138 ff.

[5] Vgl. l. c. S. 142 ff. Frazer, Belief in immortality I, S. 450 f.

besonders beim Tode hochstehender Personen, verläßt man auch das ganze Dorf und erbaut ein neues.[1] Die fahrende Habe des Toten bleibt im Hause zu seiner Verfügung[2] oder wird noch öfters dort oder auf dem Grabe verbrannt, damit der Tote nicht zu unangenehmen Besuchen und Forderungen veranlaßt wird.[3]

Das Wiederkehren der Totengeister ist nicht nur sehr unerwünscht und schreckhaft, sondern wegen ihres Charakters im höchsten Grade gefährlich. Sie verursachen plötzliche Krankheiten, namentlich Besessenheit, Krämpfe, Wahnsinn, und ziehen die Lebenden mit Vorliebe nach sich in das Totenreich.[4] Besonders gefährdet sind natürlich die Witwe, die Familienmitglieder und die Totenwächter. Besonders während des Schlafes konnten ihre Seelen leicht vom Totengeist weggeholt werden. Es war daher mehrfach Sitte, daß die Nachbarn, Freunde und Verwandten im Trauerhause nicht schliefen, bevor die Leiche nicht begraben war.[5] In manchen Orten Polynesiens rief man daher beim Begräbnis den Totengeistern zu: Kommt nicht wieder uns zu ermorden.[6] Da die Seele und die Lebenskraft des Menschen im Blute liegt, haben die Totengeister nach einer aus der Odyssee (Nekyia), bei den Etruskern und den alten

[1] Die Sitte, die Häuser nach einem Todesfalle aus Furcht zu verlassen, ist bei den Naturvölkern in allen Erdteilen verbreitet, vgl. zahlreiche Beispiele bei E. B. Tylor, Primitive Culture[4], S. 25 f. H. Spencer, l. c. I, S. 244 f. H. Visscher, l. c. II, S. 195, 197 für Amerika; für Australien und die Südsee vgl. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 195 f. (die Koita in Britisch-Neuguinea; Kinder, die in der Nähe eines solchen Hauses spielen, werden krank), 210, 248, 275 (auch das Dorf). 349, 400. H. Visscher, l. c. II, S. 205.

[2] Auf der Insel Florida in Zentralmelanesien werden beim Tode eines Häuptlings Speer, Schild und sonstige Waffen unter Klagen im Hause aufgehängt und das Haus dann verlassen; vgl. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 349. Die Weddas räumen, falls ein Todesfall eintritt, während der Regenzeit ihre Höhle, vgl M. Hoernes, l. c. I, S. 521.

[3] Vgl. z. B. K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, Berlin 1894, S. 505 f. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 327, 401 f.

[4] Zahlreiche höchst interessante Beispiele für die todbringende Wirkung der Totengeister bei J. G. Frazer, The golden bough[3] II: Taboo, S. 51 ff. Seelen von Kindern können durch vorbeigetragene Leichen angezogen werden. Die Seelen der Trauernden und der Totengräber müssen bewacht werden, damit sie nicht im offenen Grabe Platz nehmen und zurückbleiben. Eine verstorbene Mutter holt sich die Seele ihres Säuglings, ein verstorbenes Kind die seines Freundes und Spielkameraden, der Gatte die der Gattin, wenn nicht die größten Schutzmaßregeln angewandt werden. Noch mehr! In China und in andern Gegenden darf, wenn bei der Beerdigung der Deckel des Sarges geschlossen wird, nicht der Schatten einer Person in den Sarg fallen; sonst wird sie krank und stirbt. Dieselbe Vorsichtsmaßregel muß am offenen Grabe beobachtet werden; deshalb werden in manchen Gegenden die Beisetzungen frühzeitig oder am Abend vorgenommen; vgl. darüber J. G. Frazer, l. c. S. 80 f.

[5] Vgl. H. Visscher, l. c. II, S. 198 und besonders J. G. Frazer, l. c. S. 37 f.

[6] C. v. Orelli, l. c. II, S. 451.

Römern wohlbekannten Vorstellung großen Blutdurst. Blut ist ihre beliebteste Opferspeise, es verleiht ihnen neue Lebenskraft. Sie fallen daher die Lebenden an und saugen ihnen das Blut aus (Vampyrismus).[1]

Als besonders gefährlich galten die Geister der Fremden und der Feinde[2] und aller derer, die frühzeitig und gewaltsam dem Erdendasein entrafft wurden. Von diesen gequälten Wesen hatte man nur Heimtücke und Bosheit zu erwarten. Ähnlich war es mit denen, die unbestattet geblieben waren und nun ruhelos umherirren mußten, und mit solchen, die, von ihren Angehörigen vernachlässigt, bitterste Not leiden mußten.[3] Das sind die überall gefürchteten Totengeister, die umherstreifen, um sich das ihnen Vorenthaltene mit Gewalt zu nehmen. Unvermählt Gestorbene, die auf Erden um den Liebesgenuß gekommen sind, suchen sich im Jenseits als unersättliche Buhlgeister schadlos zu halten. Als besonders gefährlich gelten auch die Seelen von Wöchnerinnen.[4] Zu dieser Kategorie böser Geister gehören die babylonischen umherirrenden Totengeister (edimmu murtappidu), die Besessenheit und Krankheiten verursachten und in den Beschwörungstexten eine große Rolle spielen.[5]

Der Selbsterhaltungstrieb veranlaßte die Naturvölker zunächst zu energischen Abwehrmaßregeln gegen die Nachstellungen der Totengeister. Man suchte den Geist mit seinem Wohnsitz, dem Körper, ganz zu vernichten oder sich wenigstens definitiv von ihm zu befreien. Oft herrscht dabei die Vorstellung, daß man den Geist selbst vernichten könne, z. B. durch Verspeisen des Menschen.[6] Oder man läßt die Leichen liegen, wie die Weddas das tun,[7] wirft sie den Vögeln oder den wilden Tieren zum Fraße vor, stürzt sie ins Meer, in Flüsse oder Sümpfe. Andere Stämme ergreifen Maßregeln, um wenigstens die Verwesung nach Möglichkeit zu beschleunigen, um die Seele von ihrer Gebundenheit an den Körper und damit von ihrer Erdennähe zu befreien und ihre definitive Ruhe zu sichern. Denn der Tod ist dem Naturmenschen nicht die Sache eines Augenblicks, sondern die Seele löst sich in einem langwierigen

[1] Vgl. C. Weicker, Der Seelenvogel, S. 2 f. H. Spencer, l. c. I, S. 205 f. E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, Leipzig 1911, S. 177 ff.

[2] Wie bei C. v. Orelli, l. c. II, S. 451 mitgeteilt wird, entleihte sich gelegentlich ein Polynesier, um sich als Geist an seinem Feinde leichter rächen zu können.

[3] Vgl. den Schluß des Gilgameschepos KAT[3], S. 580. Herodot I, 167. Ovid, Fast. II, 549—556.

[4] Vgl. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 212, 458 ff.

[5] Vgl. L. W. King, Babylonian magic and sorcery, London 1896, Nr. 53. KAT[3], S. 460, 640.

[6] Vgl. H. Spencer, l. c. I, S. 198.

[7] Vgl. M. Hoernes, l. c. I, S. 521.

Prozeß während der natürlichen Verwesung nach und nach völlig vom Körper. Als ein Mittel, diesen Prozeß zu beschleunigen, die Seele zu befreien und sich ihrer zu entledigen, dient ursprünglich auch die Verbrennung der Toten. Die Bantuvölker z. B., die Erdbestattung haben, graben die Reste wieder aus, sobald Spuren entdeckt werden, daß der Totengeist wiederkehrt, und verbrennen sie, damit er zur Ruhe kommt.[1]

Wo man die Seele nicht vernichten zu können glaubte, versuchte man wenigstens durch List, Täuschung oder durch Zwangsmittel die gefährliche Wiederkehr zu verhindern. Zu den Zwangsmaßregeln gehören die Verstümmelungen des Leichnams, Zusammenschnürungen als Hocker, ferner ursprünglich wohl auch die Bedeckung durch einen Stein- oder Erdhügel. Auf Täuschung des Totengeistes zielen ursprünglich wohl eine ganze Zahl von Trauergebräuchen, so das Anziehen von Trauerkleidern, bei Naturvölkern das Bemalen mit besondern Trauerfarben, das Hinausschaffen der Leiche durch eine besonders hergestellte Öffnung aus dem Hause, Ausfegen des Hauses, das Verbot, den Namen des Verstorbenen auszusprechen, und andere.[2] Der Totengeist soll die Seinigen nicht mehr wiedererkennen, sein Dorf und seine Wohnung nicht wiederfinden. Das Lärmen, Trommeln und Schießen während der Trauerzeremonien hat oft den Zweck, dem Totengeiste Furcht einzujagen.[3] Endlich sollen Amulette und an den Häusern in Polynesien fratzenartige holzgeschnitzte menschliche Figuren den Totengeistern Furcht einflößen und sie vertreiben.[4]

Diese bei allen Naturvölkern mehr oder minder verbreitete Totenfurcht war die Hauptwurzel des Totenkults. Wo man den Totengeist nicht vernichten wollte und konnte, wo neben der Furcht bei den Seelen der eigenen Angehörigen und Freunde auch die Motive der Pietät immer mehr zur Geltung kamen, söhnte man sich mit den Totengeistern aus, suchte sie zu versorgen und alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen, damit sie nicht wiederzukommen brauchten. Man überließ ihnen das Haus mit der ganzen Einrichtung oder erbaute dem Geiste in oder über dem Grabe ein

[1] Vgl. C. v. Orelli, l. c. II, S. 382.

[2] Vgl. H. Visscher, l. c. II, S. 215 ff. E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, S. 28 ff., 83 ff., 95 f., 107 f., 154 f. J. G. Frazer, Belief in immortality I, passim, besonders 152 f., 205 f., 452 ff. Über die Tabuierung der Namen der Verstorbenen, besonders bei den Eingeborenen Australiens und Amerikas, vgl. J. G Frazer, The golden bough[3] II, Taboo, S. 349 ff. Manchmal wechseln nach einem Todesfall alle nahen Verwandten des Toten ihre Namen, damit das Aussprechen der bekannten Namen den Totengeist nicht anlocke; vgl. Frazer, l. c. S. 356 ff.

[3] Vgl. H. Visscher, l. c. II, S. 192 f. E. Samter, l. c. S. 61 ff.

[4] Vgl. H. Visscher, l. c. II, S. 200.

richtiges Totenhaus und stattete es mit allem aus, was dem Toten im Leben lieb und teuer war, vor allem auch mit Vorräten an Speise und Trank, die auf dem Grabe periodisch erneuert wurden. Oder man schaffte dem Totengeiste durch ein Denkmal, eine Stele, auf dem Grabe einen Ruhesitz, der seine Existenz auch nach völliger Verwesung sicherte. So trat die Sorge für das Wohlergehen des Toten immer mehr in den Vordergrund; die auf Furcht zurückgehenden Gebräuche wurden nicht mehr verstanden oder in ihrer Bedeutung umgebogen, aber in der Regel beibehalten. Man hatte nun die Gräber der Angehörigen gern in nächster Nähe, um ihres Schutzes teilhaftig zu werden, und legte nicht selten großes Gewicht auf die Erhaltung des Leichnams, die für die jenseitige Existenz des Toten als ausschlaggebend betrachtet wurde. Man verbarg den Leichnam, um ihn zu schützen, pflanzte Bäume auf der Grabstelle oder setzte ihn heimlich auf Bergspitzen, in verborgenen Höhlen oder in Flußbetten bei.[1] Die vollkommenste Art der Erhaltung war die bei den alten Ägyptern übliche Mumifizierung. Je nach Rang und Vermögen des Toten und nach seiner Familienzugehörigkeit war der Totenkult abgestuft und die Behandluug des Leichnams verschieden. Bisweilen galten nur die Seelen der Vornehmen als unsterblich; die Toten des gemeinen Volkes wurden verscharrt und erhielten keinen Kult. Mit der höheren Gesittung geht das Streben dahin, alle Volksglieder am Totenkult teilnehmen zu lassen; nur die Sklaven waren häufig als seelenlos ganz ausgeschlossen.

So wurde bei animistischen Völkern gleichgültig welcher Rasse der Totenkult und Ahnendienst eine machtvolle Offenbarung des religiösen Lebens. Die lebenden Geschlechter betrachteten auf dieser Kulturstufe ihr Verhältnis zu den verstorbenen Vätern als ein religiöses und geheiligtes.[2] So war es auch bei den Dolmenleuten Palästinas, die bereits ein Kulturvolk waren, wenn auch ein primitives. Aus diesen allen animistischen Völkern gemeinsamen Anschauungen können wir auch die Motive erkennen, von denen die Dolmenerbauer Palästinas sich in ihrem Toten- und Ahnendienst leiten ließen, und die Richtlinien, in denen sich ihr Totenwesen, dessen Mittelpunkt die Megalithgräber waren, bewegt haben muß.

Nach dieser Anschauung war die Beisetzung im Grabe im Grunde genommen nur ein großer feierlicher Umzug des Toten aus dem bisherigen Wohnhause in das Totenhaus, und bei diesem Umzuge nahm er seine fahrende Habe mit in das neue Heim. Denn mit dem Tode hatte sich in seinen Besitzverhältnissen und

[1] Beispiele bei H. Spencer, l. c. I, S. 199 f.
[2] Vgl. H. Visscher, l. c. II, S. 249 ff

Bedürfnissen nichts geändert. Kleidung, Schmuck, die notwendigen Gegenstände für Toilette und Bad, Rasiermesser, Spiegel, Trophäen, Waffen, Lieblingstiere folgten ihm mit ins Grab. Sie wurden auf das Grab gelegt oder mit begraben, oft zerbrochen, um sie dem Totengeiste zuzueignen.[1] Wo Feuerbestattung herrschte, manchmal auch bei Beerdigung, wurde diese Ausstattung dem Toten durch Verbrennen auf dem Scheiterhaufen oder auf dem Grabe bezw. im Hause mitgegeben. Durch die Einäscherung wurden die Seelen der Dinge befreit und dem Totengeiste im Jenseits zur Verfügung gestellt.[2]

Man suchte dem Toten das neue Dasein im Grabeshause möglichst bequem zu machen. Um ihn zu erwärmen, pflegen die Eingeborenen Australiens und der Südsee im Winter auf oder neben dem Grabe ein Feuer anzuzünden und oft lange zu unterhalten.[3] Ellis erzählt,[4] daß bei den Leichenfeierlichkeiten eines tahitischen Häuptlings der Leichnam unter ein Schutzdach gebracht, mit Kleidern angetan und in sitzender Haltung aufgestellt wurde. Vor ihn wurden täglich Gaben von Speisen, Früchten und Blumen durch seine Angehörigen oder die zur Bewachung des Körpers ausersehenen Personen niedergelegt. Die allererste und notwendigste Pflicht war es natürlich, die Totengeister mit Nahrung zu versorgen, denn der Tote bewahrte auch im Grabe denselben gesunden Appetit wie im Leben. Die Lebenskraft, die seiner Seele noch im Tode verblieb, konnte, das war allgemeine Anschauung, nur durch Blut, Speise und Trank erhalten werden. Daher finden wir die Sitte, Speisen ins Grab zu geben oder auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, sie auch nach der Bestattung an das Grab zu tragen und periodisch

[1] Vgl. z. B. E. B. Tylor, Primitive culture[4] I, S. 473 f. (Tiere), 481 ff. (Gegenstände). H. Spencer, l. c. I, S. 228 f. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 145 ff., 223, 359, 397, 459.

[2] Vgl. Il. VI, 418; Od. XI, 74; XII, 13 und den homerischen Ausdruck *κτέρεα κτερεΐζειν* „jemandem die letzte Ehre erweisen", eigentlich „ihm den Besitz darbringen". Vgl. ferner die Beschreibung des Leichenbegängnisses des litauischen Großfürsten Gedimin bei O. Schrader, Mitt. d. schles. Ges. f. Volkskunde XII (1910), S. 70, und das von Herodot V, 92 vom Tyrannen Periander von Korinth erzählte Geschichtchen. Ihm war sein Weib Melissa „Bienchen" gestorben und verbrannt worden, durch einen unglücklichen Zufall ohne ihre Garderobe, so daß sie frieren mußte. Ihr Gatte, durch einen verweigerten Orakelspruch benachrichtigt, ließ die Korintherinnen in ihren schönsten Toiletten im Heratempel zusammenkommen, zwang sie, sich zu entkleiden, und verbrannte die Kleider und Schmuckstücke, um sie seiner Frau zu übermitteln. Andere Beispiele vgl. E. B. Tylor, l. c. I, S. 489 ff.

[3] Vgl. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 144, 196 f., 209, 211, 223, 275, 359. H. Spencer, l. c. I, S. 197.

[4] Bei H. Spencer, l. c. I, S. 310 f.

zu erneuern, fast ausnahmslos bei den Naturvölkern und den alten Kulturvölkern der ganzen Welt.

Am meisten haben die alten Ägypter diese Idee ausgebildet. Schon im Menesgrabe zu Negâde finden wir viele große Wein- und Bierkrüge, Vorräte von Speisen, kostbare Steingefäße, elfenbeinerne Ruhebetten und vieles andere. Um den Toten gegen jeden Mangel zu schützen, erhält er später ganze in Ton oder Holz nachgebildete Wirtschaftseinrichtungen mit ins Grab, eine Scheune mit Arbeitern, Korn mahlende Mädchen, Bäckereien, Metzgereien, Brauereien, Schiffe für die Nilfahrten, Diener und Dienerinnen und endlich schön gekleidete oder auch ganz nackte, bunt bemalte Frauen in Ton zu seiner persönlichen Bedienung.[1]

Die Sitte, dem Toten seine gesamte fahrende Habe zu überlassen oder sie zu vernichten, das Verlassen der Häuser, Niederbrennen der Pflanzungen, der beständig zunehmende Luxus der Totengaben und Totenfeste oft bis zur völligen Verarmung der Hinterbliebenen war wirtschaftlich natürlich höchst bedenklich und führte dazu, daß die ganze lebende Generation nur noch für die Toten schaffte und unter den immer schwerer lastenden Forderungen des Totendienstes seufzte.[2] Bei den alten Kulturvölkern sahen sich daher die Gesetzgeber veranlaßt, gegen den übertriebenen Luxus der Totengaben einzuschreiten. Solon verbot nach Plutarch (Sol. 21), den Toten kostbare Kleider mitzugeben, und untersagte die Opferung eines Rindes am Grabe. Wenn auch bei fortschreitender Kultur die Lebenden immer mehr zu ihrem Rechte kamen und die Ausstattung der Toten schließlich zu einigen symbolischen Beigaben zusammenschrumpfte, so blieb doch das, was immer die Hauptsache des Totenkults gewesen war, die Versorgung mit Speise und Trank, unverwüstlich bis tief in das Christentum hinein, ja vielfach bis in unsere Zeit erhalten. In frühchristlicher Zeit pflegte man den Toten auch die hl. Eucharistie in einer kleinen Pyxis oder in einer Taube mit ins Grab zu geben. Eine solche Pyxis fand Macalister 1907 in einem byzantinischen Grabe in Geser.[3] Es ist bekannt, daß mehrere Konzilien sogar den Mißbrauch verbieten mußten, den Toten die hl. Eucharistie in den Mund zu geben.[4]

Der Totengeist will nicht nur essen und trinken und seine Lieblingsbeschäftigung fortsetzen, er will vor allem auch Gesellschaft,

[1] Vgl. A. Erman, Die ägypt. Religion, S. 129 f. und Abb. S. 92.

[2] Vgl. J. G. Frazer, l. c. I, S. 149.

[3] Vgl. RB 1908, S. 117 f. Über einen ähnlichen Fund in Palästina vgl. RB 1894, S. 277 ff.

[4] Vgl. den Artikel „Totencommunion" von Krieg in F. X. Kraus, Realenzykl. d. christl. Altert. II, S. 885.

Bedienung und Unterhaltung haben. Das Recht des Mannes auf die Leibeigenen, auf seine Frauen und Sklavinnen wurde durch den Tod nicht unterbrochen; sie gehörten ihm auch nach dem Tode an. Daraus folgt der bei den Naturvölkern und manchen Kulturvölkern weitverbreitete Brauch der Menschenopfer zu Ehren der Toten. Jedoch treten diese erst bei einem hochentwickelten Totenglauben und in der Regel bei Stämmen und Völkern bereits fortgeschrittenerer Kultur auf. Hier und da wird es sogar als Glück betrachtet, mit dem Mann und Gebieter freiwillig in den Tod zu gehen; die Lieblingsfrau nimmt sich selbst das Leben, treue Diener und Waffengefährten folgen, um ihm Gesellschaft zu leisten.[1] Auch die Verbindung zwischen Mutter und Säugling gilt für so eng, daß bei manchen Stämmen, wie z. B. bei den Eskimos, wenn die Mutter stirbt, das Kind mit ihr begraben wird.[2] Die Bestattung wird auf diese Weise zum höchsten Fest im Leben eines Vornehmen, dem nur die Hochzeit an die Seite gestellt werden kann. Wahrscheinlich haben auch die Dolmenleute Palästinas bei der Beisetzung ihrer Vornehmen große Totenfeste mit Opfern gefeiert. Ob sie ihnen auch Menschenopfer dargebracht haben, darüber wissen wir nichts, dürfen es aber vermuten. Jedenfalls würde sich ein solcher Brauch im Rahmen ihrer Anschauungen vom Leben nach dem Tode halten. Wie solche Totenfeste verliefen, darüber haben wir aus allen Zeiten eine Fülle von Nachrichten, die in den wesentlichen Punkten übereinstimmen.

Eine festliche Fürstenbestattung war z. B. die Leichenfeier des Patroklus, die ganz aus den sonst bei Homer herrschenden Anschauungen herausfällt.[3] Zunächst hält Achilles mit den Seinen das Totenmahl (Il. XXIII, 29 ff.). Schafe, Ziegen und Schweine werden geschlachtet und ihr Blut um den Leichnam gegossen, um die Schlachtungen dem Toten zuzueignen. Am nächsten Morgen geleiten die Myrmidonen den Leichnam zur Brandstätte. Es folgt das Haaropfer; die Krieger schneiden von ihrem Haupthaar ab und legen es auf die Leiche, Achill gibt das seine dem Freunde in die Hand (v. 141). Nun baut man den Scheiterhaufen (v. 163 ff), bettet den Toten darauf und umgibt die Leiche mit dem Fett von vielen Schafen und Rindern, die dazu geschlachtet worden sind. Um die Leiche werden Krüge voll Honig und Öl gestellt. Vier Pferde werden geschlachtet und zwei dem Patroklus gehörende Hunde, endlich 12 von Achill für die Leichenfeier gefangene edle Trojanerjünglinge

[1] Beispiele bei H. Spencer, l. c. I, S. 232. W. Schneider, Das andere Leben[4], Paderborn 1896, S. 122 f., 129, 145.

[2] Vgl. Lord Avebury, Prehistoric times[7], S. 509.

[3] Vgl. E. Rohde, Psyche[2] I, S. 14 f. Il. XXIII, 19 ff.

(v. 175 ff.). Ihre Leiber werden mit Patroklos verbrannt. Während des Leichenbrandes in der Nacht gießt Achill dunklen Wein auf die Erde (v. 218 ff.) und ruft dabei die Seele des Freundes herbei. Am Morgen wird das Feuer mit Wein gelöscht (v. 237), die noch vorhandenen Gebeine gesammelt, in einen goldenen Krug gelegt und unter einem Hügel beigesetzt (v. 238 ff.), welcher über der Brandstelle des Scheiterhaufens aufgeworfen wird. Dann folgen Waffenspiele zu Ehren des Abgeschiedenen (v. 257 ff.).

Sicherlich waren in der griechischen und römischen Urzeit solche Totenfeste nicht selten.[1] Ähnliches wird von skythischen Fürstenbestattungen berichtet (Herodot IV, 71, 72). Auf dem Scheiterhaufen des Herrn wurden Sklaven und Sklavinnen, Leibdiener, Stallmeister und Mundschenk verbrannt. Dasselbe geschah bei den Skandinaviern (Edda) und Galliern (Caesar B. G. VI, 19), wo sich diese Sitte bis tief in die christliche Zeit hinein gehalten hat.[2] Bei Slaven und Germanen in ganz Nord- und Osteuropa ebenso wie bei Skythen und Thrakern herrschte allgemein der Brauch, dem verstorbenen Manne sein Weib oder eine Beischläferin mitzugeben.[3] Solche Leichenbrände mit Menschenopfern fanden in den nordischen Ländern noch im christlichen Mittelalter statt.[4] Daß bei den Slaven und Russen die Frau dem Manne gewöhnlich in den Tod folgte, berichten auch mittelalterliche arabische Reisende.[5] Von den Russen erzählt z. B. Ibn Dustah, wenn ein vornehmer Mann unter ihnen sterbe, so grabe man für ihn einen Grabhügel nach der Art eines geräumigen Zimmers aus. Dort wird der Tote, mit seinen Prunkkleidern und Schmucksachen angetan, hineingelegt und Lebensmittel und Krüge mit Getränken reichlich ihm zur Seite gestellt. Sein Weib wird lebendig in die Grabkammer gebracht und die Tür verschlossen. Unverheiratet gestorbene Jünglinge galten bei jenen Slaven und Russen für so beklagenswert, daß man dem Toten in einer förmlichen Schein-

[1] Über Spuren davon in späterer Zeit vgl. F. Schwenn, Die Menschenopfer bei den Griechen und Römern (Religg. Vers. u. Vorarb. XV, 3), Gießen 1915, S. 59 ff., 172 ff.

[2] Vgl Gregor v. Tours, Hist. Francorum V, 36.

[3] Vgl. O. Schrader, Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. XII (1910), S. 53 f. C. v. Orelli, Allg. Religionsgesch.[2] II, S. 354 f.

[4] Vgl. die von O. Schrader l. c. S. 70 mitgeteilte Schilderung der Bestattung des litauischen Großfürsten Gedimin vom Jahre 1341. Auf einem Scheiterhaufen aus Fichtenholz wurde die Leiche in den Lieblingskleidern des Toten, mit Säbel, Speer, Köcher und Bogen, niedergelegt. Mit der Leiche wurden je zwei Falken und Jagdhunde, ein gesatteltes lebendes Pferd und der getreueste Leibdiener verbrannt. Ferner wurden in den brennenden Scheiterhaufen Luchs- und Bärenkrallen, sowie ein Teil der dem Feinde abgenommenen Beute geworfen und endlich auch drei gefangene deutsche Ritter lebendig den Flammen übergeben.

[5] Vgl. O. Schrader, Totenhochzeit, S. 16 ff.

hochzeit (Totenhochzeit) ein junges Weib antraute, welches ihm dann ins Grab folgen mußte. Die barbarischen Gebräuche einer solchen Totenhochzeit schildert uns der Araber Ibn Faḍlān, der 921—22 als Gesandter bei den Wolgabulgaren Gelegenheit hatte, die Verbrennung eines russischen Häuptlings zu sehen.[1] Bei den heutigen Ostslaven findet, wie Schrader nachgewiesen hat, am Grabe eines Junggesellen oder auch einer Jungfrau nur noch eine Scheinhochzeit statt, ähnlich wie zu Marco Polos Zeiten in manchen Gegenden Chinas und der Tartarei.[2]

Bei vielen Naturvölkern steht die Sitte des Menschenopfers und der ausschweifenden Totenfeste heute noch in Blüte, soweit sie nicht durch europäische Einflüsse unterdrückt worden ist.[3] Selbst in Indien konnte die Witwenverbrennung von den Engländern nur mit Mühe abgeschafft werden. Geopfert werden in erster Linie Frauen und Sklavinnen, so von den Neu-Kaledoniern, den Fidschiinsulanern[4] und den Bewohnern der Salomonsinseln,[5] von manchen amerikanischen Stämmen[6] und von den Negern, besonders Westafrikas[7]; ferner Kriegsgefangene, von den Indianern,[8] Diener und Sklaven, namentlich bei den Negervölkern, ja selbst Freunde des Toten und Untertanen, wenn es ein Häuptling war. Eine besonders grausige Form nahmen die menschlichen Totenopfer bei den großen Totenfesten der westafrikanischen Negervölker an, besonders in Aschanti, Benin und Dahomey. Dort werden bei der Leichenfeier und der definitiven Beisetzung der Könige Hunderte von Frauen, Sklaven und Kriegern niedergemetzelt, um ihnen im Jenseits zu dienen. Und, nicht genug damit, an gewissen Tagen und gelegentlich der Totengedächtnisfeste werden diese Schlächtereien wiederholt.

Bei höherer Gesittung trat eine Milderung dieser grausamen Gebräuche ein, das Leben siegte über den Tod. Frauen und Diener

[1] Vgl. O. Schrader, Totenhochzeit, S. 20 ff. Vgl. das Gemälde von Siemiradzki „Verbrennung der Leiche eines russischen Häuptlings" im historischen Museum zu Moskau, abgebildet am Schlusse von Schraders Totenhochzeit.

[2] Totenhochzeit, S. 32 f.

[3] Vgl. Nachweise aus allen Erdteilen bei E. B. Tylor, Primitive Culture[4] I, S. 458 ff., H. Spencer, l. c. I, S. 230 ff.; 324 ff. W. Schneider, Das andere Leben[4], S. 121 ff.

[4] Vgl. E. B. Tylor, l. c. S. 459 f. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 424 ff. C. v. Orelli, l. c. II, S. 435, 437 f.

[5] Vgl. F. Ratzel, Völkerkunde II, S. 339. Für Deutsch-Neuguinea vgl. J. G. Frazer, l. c. I, S. 249, 275.

[6] Vgl. C. v. Orelli, l. c. S. 400. E. B. Tylor, l. c. S. 460 f.

[7] Vgl. C. v. Orelli, l. c. S. 372, 379.

[8] Vgl. K. Breysig, Die Völker ewiger Urzeit I, Berlin 1907, S. 221.

wurden nicht mehr hingeschlachtet, sondern durch Figuren ersetzt, wie wir es bereits bei den Ägyptern kennen gelernt haben,[1] oder das wirkliche Opfer wurde nur durch einen symbolischen Brauch (Abscheren des Haares, Verwundungen, Verstümmelungen) angedeutet. Aus der Hinopferung der Kriegsgefangenen dürften die von den Alten bei den Leichenfeiern abgehaltenen Gladiatorenspiele hervorgegangen sein (vgl. die Leichenfeier des Patroklus).[2] Das erste Mal sollen in Rom nach dem Berichte des Servius Gefangene aus dem ersten punischen Kriege bei dem Begräbnis des Junius Brutus sich in Wettkämpfen gegenseitig hingemetzelt haben.[3] Wie bereits gesagt wissen wir nicht, ob die palästinischen Dolmenleute ihren Häuptlingen Menschenopfer an den Dolmen dargebracht haben. Angesichts der Spuren von Menschenopfern im späteren Canaan ist dies jedoch nicht unwahrscheinlich.

Das Tieropfer am Grabe hervorragender Männer, das mit dem Menschenopfer eng verknüpft war, hat sich auch bei vielen Völkern noch erhalten, die das Menschenopfer nicht gekannt oder längst aufgegeben haben. Gewöhnlich tötet man die Lieblingstiere des Verstorbenen am Grabe, das Reitkamel oder Reitpferd, Haushunde und Jagdfalken.[4] Beduinen opfern am Grabe eines Vornehmen ein Kamel, das ihm als Reittier dienen soll. Manchmal wird es am Grabe angebunden und dem Hungertode preisgegeben oder es werden ihm, was häufiger ist, die Sehnen der Hinterbeine durchschnitten, so daß es in der Nähe verenden muß.[5] Gelegentlich wurde auch der Sattel der Reitkamelin zerbrochen und auf das Grab gelegt.[6] Andere arabische Berichte sprechen von der Schlachtung vieler Tiere, Kamele und Schafe, am Grabe unmittelbar nach der Beisetzung.[7]

Auch das aus dem Altertum wohlbekannte Haaropfer zu Ehren der Toten,[8] wie es Achill und die Seinen beim Leichenbegängnis des Patroklus übten, Il. XXIII, 135 f., 152 f.,[9] wird von manchen als Ersatz

[1] Vgl. für die Griechen F. Schwenn, l. c. S. 66 f.

[2] Vgl. E. Rohde, Psyche[2] I, S. 151 f. C. Schuchhardt, Präh. Zeitschr. II (1910), S. 325 ff. u. Abb. 37.

[3] Vgl. F. Schwenn, l. c. S. 173 f.

[4] Zahlreiche Beispiele bei Tylor, l. c. I, S. 471 ff. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 232 (Deutsch-Neuguinea).

[5] Vgl. J. Wellhausen, Reste[2], S. 180 f.

[6] Vgl. G. Jacob. Altarab. Beduinenleben[2], S. 141.

[7] Vgl. J. Goldziher, Muhammed. Studien I, S. 242 f.

[8] Vgl. über die Bedeutung des Haares und des Haaropfers J. G. Frazer, The golden bough[3] II: Taboo S. 258 ff. R. Smith, Die Religion der Semiten, S. 248 ff.

[9] Vgl. Aischylos, Choeph. 6; Sophokles, Elektra 52, 443; Euripides, Orest. 96, 113 und F. Schwenn, l. c. S. 88 f.

oder Äquivalent ehemaliger Menschenopfer aufgefaßt.[1] Jedenfalls ist das Haarscheren und das Haaropfer ein bei primitiven Völkern weitverbreiteter Trauerritus,[2] der sich besonders auch bei den Arabern und den heutigen Beduinen findet. Das Haar ist, wie andere Körperteile, Fingernägel, Blut, Exkremente, ein Seelenträger (vgl. das Haupthaar Samsons) und kann daher als seelenhaltig durch Hingabe die Opferung des Ganzen andeuten. Ob die Israeliten, denen das Scheren des Haupthaares oder der Schläfenlocken vom Gesetz streng verboten war (Deut. 14, 1; Lev. 19, 27; 21, 5), dieses Haar den Toten gaben oder auf die Gräber legten, wissen wir nicht.[3] Bei den Arabern wird das Haaropfer ausschließlich von den Mädchen und jüngeren Frauen der Verwandtschaft geübt, wenn ein junger Mann im Kampfe gefallen oder gestorben ist. Ein Beispiel aus alter Zeit, Aġānī XV, 12, erwähnt Wellhausen[4]: Als Ḫālid b. el-Walīd gestorben war, blieb keine Frau von seinem Geschlechte übrig, die nicht ihre Locken auf seinem Grabe niederlegte. Bei den heutigen Beduinen ist diese Sitte weitverbreitet; man kann die schwarzen, im Winde wehenden Zöpfe der Frauen oft auf frischen Beduinengräbern beobachten (Fig. 65). An zwei aufgerichteten Holzstäben oder Ästen spannen die Mädchen und Frauen oft einen Strick aus Pferdehaaren über das Grab und befestigen die abgeschnittenen Zöpfe daran.[5] Nach Wetzstein wird dieser Strick auch ḥabl el-ṛawā „Band der Verehrung" genannt. Er erzählt von einem Falle im Ḥaurāngebiet, wo verschiedene Gruppen von Frauen nach der Beisetzung eines jungen Mannes innerhalb der ersten sieben Tage im ganzen gegen 40 Zöpfe auf seinem Grabe aufhängten, die sie schon zu Hause abgeschnitten und geflochten hatten.[6]

Das Totenmahl, welches ursprünglich für den Verstorbenen gehalten wurde und an welchem er als Gastgeber unsichtbar teilnahm (nicht selten wurde ihm auch ein Platz reserviert), war häufig der Abschluß der Beisetzungsfeierlichkeiten. Es wurde teils am Grabe selbst oder in der Nähe in Lauben, wie bei den alten Ägyptern,[7]

[1] Vgl. A. Lods, La croyance à la vie future et le culte des morts (Thèse), S. 130 f. E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, S. 182 f.

[2] Beispiele bei H. Spencer, l. c. I, S. 203 f. A. Lods, l. c. S. 128 f. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 135, 183, 204, 320, 451. Für die Perser vgl. Herodot IX, 24. E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, S. 179 ff.

[3] Jer. 7, 29 kann man in letzterem Sinne deuten.

[4] Reste[2] S. 182. Vgl. J. Goldziher, l. c. I, S. 248 und Revue de l'Hist. des relig. X (1884), S. 351.

[5] Vgl. A. Jaussen, Coutumes des Arabes, S. 94 u. Fig. 8. A. Musil, Arabia Petraea III, S. 427 u. Fig. 62.

[6] Vgl. Verh. Berl. Ges. f. Anthr., Ethnol. u. Urg. 20 (1888), S. 195 ff.

[7] Vgl. A. Erman, l. c. S. 138.

oder im Trauerhause abgehalten. Im letzteren Falle erhielt der Tote am Grabe oft eine besondere Mahlzeit aufgetragen. Bei den Griechen fand das Totenmahl (*περίδειπνον*) als Abschluß des dreitägigen Trauerfastens für die Hinterbliebenen meist im Trauerhause, gelegentlich wohl auch am Grabe statt. Der Tote galt als der eigentliche Gastgeber.[1] Am Grabe erhielt er ein besonderes Opfer (*τρίτα*).[2] Denselben Charakter hat die von der griechischen Kirche zugelassene Spende von gekochtem Weizen oder Reis mit Rosinen (*Κόλυβα*), die aufs Grab gestellt und dann verteilt wird. Aus verschiedenen an

Fig. 65. Modernes Beduinengrab bei Ḳaṣr rabba.

sich mehrdeutigen atl. Stellen, wie Jer. 16, 7; 2 Sam. 3, 35; Ez. 24, 17. 22, scheint hervorzugehen, daß das Totenmahl bei den Israeliten den Charakter einer den Hinterbliebenen von den Freunden gegebenen Trostmahlzeit nach dem Trauerfasten angenommen hatte. Ob es am Abend des Beerdigungstages oder nach der siebentägigen Trauerzeit stattfand, ist unsicher, ebenso, ob der Tote am Grabe eine besondere Spende erhielt.[3]

[1] Vgl. E. Rohde, Psyche[2] I, S. 231 f.

[2] Vgl. die Beschreibung Lucians, De luctu 24 und G. Busolt, Die griechischen Staats- und Rechtsaltertümer[2], S. 223.

[3] Vgl. A. Lods, l. c. S. 154 ff. P. Torge, Seelenglaube und Unsterblichkeitshoffnung im Alten Testament, Leipzig 1909, S. 196 ff. S. Krauß, Talmudische Archäologie II, Leipzig 1911, S. 69 f.

Bei den Wüstenarabern hat sich das Totenmahl bis heute erhalten. Einige Beispiele aus der Vergangenheit hat Wellhausen angeführt[1]: „Die Geschlechtsgenossen al-Aʿšas tranken an seinem Grabe und schütteten den Rest im Becher darüber aus. Wenn einer der Zecher von Rāwend abgeschieden war, so tranken die andern an seinem Grabe weiter und gossen den Becher aus, sooft die Reihe an den Verstorbenen kam.“ Die heutigen Beduinen halten das Totenmahl manchmal unmittelbar nach der Beerdigung am Grabe.[2] Oft ist es eine Ziege, die neben dem Grabe, manchmal auch auf dem Grabe geschlachtet, in der Nähe zubereitet und von der Trauerversammlung verzehrt wird. Wenn bei den Ẓullām die Männer, welche das Grab gemacht haben, auf dem Rückwege einer Ziege oder einem Schafe begegnen, nehmen sie das Tier und opfern es nach dem Begräbnisse mit den Worten: Das ist dein Abendessen, o N., wir geben es dir. Sie glauben damit den Toten zu speisen.[3] Bei armen Beduinen ist das Totenmahl sehr einfach, aber es ist da; eine Tasse Kaffee auf dem Grabe genossen oder einige getrocknete Feigen genügen.[4] Nach Musil streuen die Terābīn auf das Grab 2—3 Roṭl (à 2,8 kg) trockene Feigen, welche die Anwesenden essen.[5] Im Ḥaurān versammeln sich die Angehörigen eines Verstorbenen 3 Tage lang nach der Beisetzung am Morgen am Grabe und trinken dort ihren Kaffee.[6] Andere Beduinenstämme, wie die Ṣḫūr, kennen die Schlachtungen am Grabe nach der Beisetzung nicht, sondern schlachten dem Toten am Abend des Beerdigungstages in seinem Zelte ein Opfertier. Dieses Opfer heißt ḏabīḥet el-ʿašā, die Abendmahlzeit des Toten. Beim Schlachten des Tieres sagt man: Dieses ist das Abendessen für unsern Toten! Alle Anwesenden essen und bitten Allah, Mitleid mit dem Toten zu haben.[7] Diese Abendmahlzeit wird so geschätzt, daß es einer der furchtbarsten Flüche ist, zu sagen: Gott gebe, daß du bei deinem Tode niemand findest, der dir die Abendmahlzeit bereitet. Doch kommen auch symbolische Opfer vor. Als Ḳoftan getötet war, berichtet Jaussen,[8] begrub man ihn neben seinem Zelte. Man machte neben seinem Grabe einen Sandhaufen und sagte: Das ist der Reis. Darauf brachte man einen großen Stein, zerbrach ihn und sagte: Das ist das Fleisch für den Toten. Auf den Sand zeichnete man

[1] Reste², S. 183. Über das Totenmahl bei den palästinischen Fellachen vgl. W. Frankenberg, PJB 2 (1906), 79.

[2] Vgl. A. Jaussen, Coutumes des Arabes, S. 111 f.

[3] Vgl. A. Musil, Arabia Petraea III, S. 453.

[4] Vgl. das von Jaussen, l. c. S. 101 berichtete Beispiel.

[5] L. c. S. 425. [6] Vgl. A. Jaussen, l. c. S. 102.

[7] Vgl. A. Jaussen, l. c. S. 352. A. Musil, l. c. S. 451 f.

[8] L. c. S. 101 f.

noch die Figuren eines Säbels, einer Pistole und eines Gewehrs. Als ein gewisser Muḥammed von den Ṣhūr seinen Sohn verlor, schüttete er auf sein Grab ein Roṭl (2,8 kg) Kaffeebohnen.[1]

Nachdem der Tote unter den herkömmlichen Gebräuchen beigesetzt war, nachdem er sein ewiges Haus bezogen hatte und mit allem Notwendigen ausgestattet war, war sein Geist befriedigt, er hatte seine Ruhe gefunden. Damit waren jedoch die Pflichten seiner Nachkommen noch nicht erledigt. Nun begann der regelmäßige Totenkult, dessen Träger der älteste Sohn des Verstorbenen war, die Pflege des Toten mit Speise und Trank an seinen persönlichen Gedächtnistagen. Als solche galten bei den Griechen[2] der 3., 9. (ἔνατα) und 30. (τριακάς, τριακάδες) Tag nach der Beisetzung und die Anniversarien des Geburtstages, seltener auch des Todestages, bei den Römern besonders der 9. Tag, an welchem die äußerliche Trauerzeit endigte,[3] und natürlich der Geburtstag und ähnlich bei vielen Völkern, sogar bei manchen Beduinenstämmen.[4] Der wichtigste Gedächtnistag war die Wiederkehr des Geburtstages, die mit besonderen Opfern gefeiert wurde; diese Feier hieß bei den Griechen *Γενέσια*. An diesen Tagen brachten die Angehörigen und Freunde des Abgeschiedenen Opferspenden, meist Getränke, Öl, Honig, Blumen, Salben und Wohlgerüche, auf das Grab. Dem Toten wurde eine Mahlzeit vorgesetzt, und die Angehörigen hielten teilweise auch Gedächtnismahle am Grabe.[5] Außer diesem regelmäßigen Dienst konnten sich die Angehörigen auch zu besonderen Opfern gedrängt fühlen in Zeiten der Not, nach beängstigenden Träumen, wenn sie die Seelen der Abgeschiedenen beruhigen zu müssen glaubten oder mit ihnen in besondere Verbindung treten wollten.

Nach einigen Generationen erlöschte gewöhnlich das persönliche Andenken des Toten. Er war eingetreten in die große Schar der abgeschiedenen Geschlechter, welche alljährlich an einem oder mehreren allgemeinen Totengedächtnistagen vom ganzen Volk oder Stamm geehrt und durch eine Opferspende versorgt wurden. Dieses allgemeine Totenfest, mit unserm Allerseelentage vergleichbar, hieß in Athen ebenfalls *Γενέσια* und wurde von Staats wegen am 5. des Monats Boedromion begangen.[6] Besonders feierlich wurden die Jahresgedächtnistage der siegreich im Kampfe Gefallenen an ihren Massen-

[1] Vgl. A. Jaussen, l. c. S. 103.

[2] Vgl. E. Rohde, Psyche[2] I, S. 232.

[3] Vgl. H. Blümner, Die römischen Privataltertümer, München 1911, S. 509 f.

[4] Vgl. A. Musil, Arabia Petraea III, S. 453.

[5] Vgl. G. Busolt, Die griechischen Staats- und Rechtsaltertümer[2], S. 223.

[6] Vgl. E. Rohde, Psyche[2] I, S. 234 ff. P. Stengel, Die griechischen Kultusaltertümer[2], S. 200.

gräbern auf den Schlachtfeldern begangen.[1] Die Römer hatten mehrere jährliche Totenfeste, von denen das wichtigste die sog. Parentalia waren. Während der dies parentales, die vom 13.—21. Februar währten, blieben die Tempel geschlossen, durften keine Hochzeiten gehalten werden und ruhte überhaupt das bürgerliche Leben. In diesen Tagen wurden die Gräber der Angehörigen geschmückt und ihre Seelen gespeist.[2] Ähnliches finden wir bei vielen anderen Völkern.[3] Bei den großen Totenfesten, so erzählt O. Schrader von den Russen,[4] bot bis vor kurzem ein russischer Friedhof einen wunderbaren Anblick. „Um die Gräber sind die Familien der Verstorbenen festlich versammelt. Sie haben leckere Pfannkuchen, Pirogen, Kringel, gefärbte Eier, Weizen- und Nudelfladen mitgebracht und breiten sie nun auf den Gräbern aus. Dazu stellen sie Schnaps, Bier und Brahe auf, von denen sie einige Tropfen auf die Gräber ausgießen. Dann rufen sie die unterirdischen Gäste, einen jeden mit vollem Namen, und bitten sie beim Erinnerungsmahl, dem sie natürlich auch selbst wacker zusprechen, zu essen und zu trinken. Anfangs geht die Sache, abgesehen von monotonen Totenklagen, still zu, bald aber schallt fröhliches Geplauder über die Gräber, und schließlich wälzt sich ein brausender Strom lustiger Bursche und Mädchen der benachbarten Wiese zu: Tanz, Spiel, Gelächter, Kreischen, Liebeskosen. Auch in den Häusern finden streng ritual geregelte Erinnerungsmahle statt. Auch hier ladet man die Toten unter Namensnennung feierlich ein."

Daß die Dolmenleute Palästinas der verstorbenen Generation einen regelmäßigen Totenkult gewidmet haben, bezeugen die Dolmen selbst und die an ihnen befindlichen Spendeschalen, von denen wir noch sprechen werden. Da die Dolmen in der Regel zu großen Nekropolen vereint und manchmal um alte Heiligtümer gruppiert sind, werden gemeinsame Totenfeste im religiösen Leben der Dolmenerbauer eine Rolle gespielt haben. Wahrscheinlich wurden sie in Verbindung mit dem jährlichen Opferfeste gefeiert, zu welchem man zum Stammesheiligtum pilgerte. Dieses jährliche Totenfest dürfen wir etwa mit den Totenfesten mancher Beduinenstämme oder mit dem arabischen Ḍaḥījefeste vergleichen. Die Dolmenerbauer Palästinas müssen ja in ähnlichen wirtschaftlichen Verhältnissen gelebt haben wie die halbseßhaften Stämme des Ostjordanlandes. Die Angehörigen werden, solange sie in der Nähe weilten,

[1] Vgl. P. Stengel, l. c. S. 127 f.

[2] Vgl. G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer², S. 232 f.

[3] Vgl. z. B. O. Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, S. 21 ff. E. B. Tylor, Primit. Culture⁴, II, S. 36 ff.

[4] Vgl. Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. XII (1910), S. 55.

den Familiendolmen besucht und die Verstorbenen durch Opfergaben gelabt haben. Welcher Art diese waren, ob auch blutige Opfer dargebracht wurden, vielleicht selbst Menschenopfer für die Vornehmen und Fürsten, entzieht sich unserer Kenntnis, so wahrscheinlich manche Annahme auch ist. Auch bei gelegentlichem Verweilen in der Nähe der Nekropolen auf Ritten und Wanderungen wird man es nie unterlassen haben, die Gräber der Vorfahren zu begrüßen. Eine gewisse Vorstellung vom Verhältnis der Dolmenleute zu ihren Toten können wir uns machen, wenn wir den Totendienst der heutigen Beduinenstämme, besonders des Ostjordanlandes, betrachten.

Fig. 66. Heiligtum des Šēḫ Ṣuēliḥ.

Die Liebe und Anhänglichkeit zu den Toten ist groß und zeigt sich oft in rührender Weise. Man besucht gern die Gräber, besonders die der unlängst Verstorbenen, namentlich an den persönlichen Gedächtnistagen der Toten.[1] Selten reiten Beduinen an einem Friedhofe ihres Stammes vorüber, ohne für die Toten zu beten und auf die Gräber ihrer Angehörigen kleine Zeichen ihrer Liebe zu legen, bunte Steinchen, Knöpfe, Patronenhülsen u. ä.[2] (Fig. 67). Musil teilt Gebetchen mit, welche die Beduinen an den Gräbern ihrer Stammes-

[1] Vgl. A. Jaussen, l. c. S. 102.
[2] Vgl. A. Musil, Arabia Petraea III, S. 451.

genossen beten.[1] Wenn der Tīh, erzählt Musil, eine blühende Pflanze sieht, pflückt er sie und legt sie aufs Grab. Manche Beduinen gießen auch Milch auf die Gräber des Ahnherrn oder ihrer Verwandten für die Seelen derselben („Dies ist die Speise für die Seele des N. N.").[2] Nach langen Wüstenwanderungen lieben es diese Stämme, wenn sie wieder in die Nähe eines ihrer Friedhöfe kommen, etwas zu rasten.[3] Das Grab der Ahnen steht bei den Arabern ebenso wie bei den Israeliten (Gräber der Patriarchen in Hebron, Grab der Rachel in Benjamin, Grab der Debora) in hoher Verehrung.[4] Gräber gelten bei den Arabern als unverletzliche Asylstätten für Verbrecher und der

Fig. 67. Heiligtum des Slīmān el-Ḥamdān in D̲ībān.

Blutrache Verfallene; der Zufluchtsuchende schlägt sein Zelt auf dem Grabe auf.[5] Manche treibt die Anhänglichkeit so weit, daß sie zum Gedächtnistage des Toten ein Zelt auf seinem Grabe aufschlagen und längere Zeit darin in engem Verkehr mit dem Toten verweilen. Jaussen berichtet ein Beispiel aus Jerusalem, wo man diese Sitte

[1] L. c. S. 450.

[2] Vgl. A. Musil, l. c. S. 451.

[3] Über Tieropfer beim Vorüberziehen an einem Grabe vgl. I. Goldziher, l. c. I, S. 241 f.

[4] Vgl. I. Goldziher, l. c. I, S. 230 f.

[5] Vgl. I. Goldziher, l. c. I, S. 236 f.

am Ḍaḥijefeste beobachten kann.[1] Ein anderes erzählt Goldziher von dem arabischen Dichter Arṭāt (8. Jahrh. d. H.), der dies aus Trauer um seinen Sohn ʿAmr tat. Nach dessen Tode, so berichtet man, schlug der Vater sein Zelt beim Grabe auf und weilte ein Jahr lang darin. Als der Stamm, dem er angehörte, weiterziehen wollte, um Weideplätze zu suchen, forderte der trauernde Vater seinen Sohn auf: Ziehe mit uns, o Abū Selmā! Man beschwor ihn, den Verkehr mit seinem Sohne aufzugeben. Da bat er noch um Aufschub für eine Nacht, schlachtete am Morgen sein Reittier auf dem Grabe des Verstorbenen und konnte sich endlich, von den Genossen halb gezwungen, von der Ruhestätte seines Sohnes trennen.

Als allgemeiner Totengedächtnistag gilt den Arabern das jährliche Ḍaḥijefest.[2] Jeder Tote erhält bei den Beduinen am Ḍaḥijefeste, das auf seinen Todestag folgt, ein Opfer, meist eine tadellose Kamelin. Vor der Tötung wird das Kamel mit dem Sattel und der vollen Mannesrüstung an Kleidern, dem Wasserschlauch usw. in die Wüste getrieben. Diese Ausrüstungsgegenstände fallen den Armen des Stammes zu, welche sie erhaschen. Sie sind nach dem Glauben der Araber für den Toten bestimmt, der nackt ist und Kleider braucht. Beim Töten des Tieres vor dem Zelte wird der Tote angerufen: N. N., nimm dein Ḍaḥījeopfer! Das Fleisch wird von den Anwesenden verzehrt, und zwar außerhalb des Zeltes. Das Reitkamel soll dem Toten zur Pilgerreise nach Mekka dienen. Es ist eine große Sorge für den Araber, des Ḍaḥījeopfers nach seinem Tode verlustig zu gehen. Tote, welche des Opfers beraubt werden, erscheinen, um es sich einzufordern.[3] In den Städten und Dörfern besucht man am Ḍaḥījefeste allgemein die Gräber der Angehörigen, schmückt sie und verteilt Speisen an die Armen. Die Beduinenstämme des peträischen Arabiens haben auch besondere jährliche Gedächtnistage für die Toten, an welchen der ganze Stamm den Friedhof besucht. So pilgern nach Musil die ʿAmārīn jedes Frühjahr mit ihren Schafen zu den Gräbern ihrer Vorfahren, halten sich dort einige Zeit auf, schlachten ihnen ein Opfer und geben ihnen Milch zu trinken.[4] Fast jede Familie bringt dabei, erzählt Musil, ein fehlerloses Opfertier, Schaf, Ziege oder Kamel, mit und opfert es auf dem Grabe oder daneben. Das Blut fließt unmittelbar auf das Grab oder wird darauf mit den Worten gesprengt: Hier ist euer Abendessen, o unsere Toten!

[1] Coutumes des Arabes S. 102. Vgl. bes. I. Goldziher, l. c. I, S. 254 f.

[2] Vgl. A. Jaussen, l. c. S. 371 f. A. Musil, l. c. III, S. 451 ff. I. Goldziher, l. c. I, S. 240. Doughty, Travels in Arabia deserta I, S. 137; vgl. 293, 354.

[3] Vgl. A. Jaussen, l. c. S. 353, 373.

[4] L. c. III, S. 451.

Das Fleisch des Tieres wird sofort zubereitet und gegessen. Abends wird etwas Öl an den Stein zu Häupten des Toten gegossen.[1]

4. Die Schalenvertiefungen auf den Dolmen und ihre Bedeutung. Als direkter Beweis für regelmäßigen Totenkult der Dolmenleute dürfen die Schalenvertiefungen (Näpfchen) gelten, die wir, wenn auch nicht gerade häufig, einzeln oder in Gruppen auf den Decksteinen der Dolmen, selten auf den Flursteinen oder auf den Felsflächen neben den Dolmen gefunden haben.[2] Wir haben sie als Behälter zur Aufnahme der flüssigen Totenspenden aufzufassen und sie oben bereits zum Beweise für die Grabesnatur der Dolmen angeführt.[3] Diese Näpfchen sind ein sehr bedeutsamer Hinweis auf Vorstellungen der palästinischen Dolmenerbauer vom Leben der Seelen im Jenseits, uralte Vorstellungen, deren vielfach nur halbverstandene oder umgedeutete Spuren wir bei zahlreichen Völkern wiederfinden. Um diese Gedanken zu beleuchten und mit der Umwelt zu verknüpfen, sei im folgenden auf die hauptsächlichsten Parallelen hingewiesen.

1) Es ist eine sehr verbreitete und besonders in der semitischen Welt geläufige Vorstellung, daß die Toten im Grabe bezw. im Jenseits großen Durst leiden und daher neben Speisen in erster Linie durch flüssige Spenden, namentlich durch frisches klares Wasser erquickt werden müssen. Wahrscheinlich ist dieser Gedanke aus der Vorstellung des Grabesraumes und der Unterwelt als eines Ortes des Staubes und Moders geflossen. Auch die Tatsache, daß die Leichen unter dem Einflusse der Hitze bald zusammengedörrt erscheinen, mag die Vorstellung des Durstes erzeugt haben. So heißt es im Mythus von Ištars Höllenfahrt Obv. 8 von der Unterwelt: „wo Erdstaub ihre Nahrung, Lehm ihre Speise ist", und weiter Z. 11: „auf Tür und Riegel (der Unterwelt) lagert Erdstaub".[4] Auf der 3. Tafel des Gilgameš-Epos, Fragment D Z. 37 ff. wird die Unterwelt ähnlich geschildert als „ein Haus, dessen Bewohner des Lichtes entbehren, wo Erdenstaub ihre Nahrung, ihre Speise Lehmerde ist", und unmittelbar darauf (Z. 41, 46) nennt sie Engidu „Haus des Staubes".[5] Auf der 12. Tafel des Gilgameš-Epos kann Engidu, über seinen Zustand im Jenseits befragt, nur wiederholen, er sei „voll von Staub", in den Staub sei er hingesunken (Z. 101—103). Dasselbe Schicksal erwartete den Israeliten Gen. 3, 19, „denn Staub (עָפָר) bist du und zu Staube mußt du wieder werden" (vgl. Koh. 3, 20). Darum

[1] Nach Musil, l. c. S. 450 f.
[2] Vgl. oben S. 430, 433, 439.
[3] S. 509 ff.
[4] Vgl. P. Jensen, KB VI, 1, S. 80 ff.
[5] Greßmann-Ungnad, Gilgamešch-Epos S. 21.

ist auch die israelitische Scheol ein Ort des Staubes, ihre Insassen sind „Bewohner des Staubes“ שֹׁכְנֵי עָפָר Jes. 26, 19, sie ruhen im Staube Job 20, 11; 21, 26, steigen herab in den Staub Ps. 22, 30; 30, 10; 146, 4. So steht Job 17, 16 der Staub ausdrücklich in Parallele mit der Scheol, und Jes. 29, 4 flüstert das bedrängte Jerusalem wie ein Totengeist aus der Erde bezw. aus dem Staube.

Mit dem Gedanken von diesem Ort des Staubes und Moders, wo das Fleisch vor Hitze um die Gebeine zusammendörrt, war die Vorstellung des Verschmachtens und, da die Toten weiterlebten, die Notwendigkeit der Durststillung unmittelbar verknüpft. Daher spielen die Libationen neben den Speisen im Totenkult der Semiten immer eine besonders wichtige Rolle, ja sie blieben allein auch da noch lange in Übung, wo die Sitte der Totenspeisung schon erloschen war.

Ganz besonders werden nach alter semitischer Vorstellung die Totengeister durch frisches Wasser erquickt. Das erklärt sich leicht aus der großen Bedeutung, welche den Quellen und Bächen, dem fließenden frischen Wasser in den steinigen oder wüsten Gebieten der semitischen Länder allenthalben für das pflanzliche, tierische und menschliche Leben zukommt, vgl. Matth. 10, 42. Das Süßwasser, sei es in Gestalt atmosphärischer Niederschläge als Regen und Tau, oder als Quell- und Flußwasser, ist der eigentliche Lebensspender in der Natur,[1] wirkliches „Lebenswasser“ (mē balāṭi), wie die Babylonier es nannten. Nicht nur Quellen und Quellengrotten galten ehemals und gelten noch heute im vorderen Orient vielfach als heilig,[2] sondern auch die Bäche und Flüsse.[3] Der Orientale kennt keinen höheren Naturgenuß als den Aufenthalt in einem von einem Bach oder Kanal durchströmten Baumgarten. In solchen Gärten in der Nähe der Städte kann man die Familien den ganzen Nachmittag am Wasser sitzen sehen. Städte mit herrlichen, wasserdurchströmten Baumgärten wie Sidon und Damaskus gelten daher den Orientalen als Paradies. Der Lustgarten Eden, den Gott für Adam und Eva pflanzte, war ein solcher von vier Strömen bewässerter Baumgarten; J. Feldmann meint, daß die Farben der biblischen Paradiesesschilderung teilweise aus der Vorstellung der arabischen Oase geflossen

[1] Vgl. die schöne Schilderung von R. Smith, Religion der Semiten S. 73.

[2] Über den Heiligkeitscharakter der Quellen und feuchten Wiesen bei den Semiten vgl. R. Smith, l. c. S. 72 f.

[3] Bei den Babyloniern war es verboten, den Fluß durch Ausspeien oder Urinieren zu verunreinigen, Šurpu III, 59. Beispiele für Quellverehrung assyrischer Könige, z. B. Salmanassars III. bei B. Meißner, Assyriol. Forschungen I (Altorient. Texte und Untersuchungen I, 1), Leiden 1916, S. 12 f.

seien.[1] Und das Paradies im Jenseits, das die frommen Muslime einst zu erlangen hoffen, ist nach dem Ḳorān ein wonniger, von Bächen durcheilter Fruchtgarten, vgl. Sure 2, 23; 3, 13; 47, 16 f.; 55, 46 ff.; 56, 11 ff.; 66, 8; 76, 5 ff.; 77, 41 f.

2) Daß die Toten in ihrem staubigen Totenreich nach diesem köstlichen Allbeleber Wasser Sehnsucht hatten, das war selbstverständlich. Frisches Wasser gewährt den dörrenden Gebeinen und den dürstenden Geistern Kühlung und Erfrischung, es belebt sie. Kannte doch auch König Sanherib nach einem beschwerlichen Gebirgsmarsch nichts Angenehmeres als einen Trunk kalten Wassers.[2] Es ist daher die heilige Pflicht der Nachkommen, besonders des ältesten Sohnes, den Verstorbenen am Grabe das kühle Wasser zu spenden und häufig zu erneuern. Das galt besonders bei den Babyloniern und Assyrern. Glücklich der Tote, der im Jenseits frisches klares Wasser zu trinken bekam. Ein so glückliches Los ist nach dem Gilgameš-Epos den in der Schlacht gefallenen Helden beschieden: sie ruhen auf Ruhebetten und trinken klares Wasser (Taf. XII, Z. 151 ff.).[3] Wer keinen Sohn und Erben besaß, der an erster Stelle die Wasserspende am Grabe darzubringen hatte, nahm sich ein Adoptivkind, um seinen Totenkult zu sichern. Das tat z. B. eine Dame namens Ina-Uruk-rašiat, die ein Mädchen mit der Bestimmung als Adoptivtochter annahm, daß sie ihrer Adoptivmutter nach deren Tode fleißig Wasser spenden sollte.[4] Es war daher die erste Sorge der Könige, wenn der Totenkult ihrer Vorfahren in Unordnung gekommen war, die regelmäßigen Libationen durch Wiederherstellung der Stiftungen zu ermöglichen. So berichtet Assurbanipal in seiner Tontafelinschrift[5]: „Die Vorschriften für die Totenspeisopfer und das Wasserspenden für die Manen der Könige, meiner Vorgänger, welche man abgeschafft hatte, führte ich [wieder] ein.“ Für diese Libationen, die besonders an den Gedächtnistagen der Toten dargebracht wurden, gab es in Babylon eine besondere Priesterklasse, die nāḳ mē „Wasserspender“ hießen.[6] Der Ritus dieser Wasserspenden ist uns leider nicht bekannt. Aus dem Textfragment K. 3583, das eine eingehendere Beschreibung des Totenkults enthielt, wissen wir, daß man den Toten in den Grabmälern neben gekochten Speisen auch Wein vorsetzte.[7]

[1] J. Feldmann, Paradies und Sündenfall (Altt. Abh. von J. Nikel IV. Bd.), Münster 1913, S. 128, 141.

[2] Sanherib, Taylor-Zyl. III, 80.

[3] Greßmann-Ungnad, Gilgamesch-Epos S. 68.

[4] Vgl. den von Ungnad OLZ 9 (1906), Sp. 533 ff. veröffentlichten Kontrakt.

[5] Vgl. M. Streck, Assurbanipal II, S. 251; KB II, S. 263 und den von A. Jeremias, Die bab.-assyr. Vorstellungen vom Leben nach dem Tode S. 53 f. erwähnten Text.

[6] Vgl. B. Meißner, Babyl. Leichenfeierlichkeiten: WZKM XII (1898), S. 62.

[7] Vgl. KAT[3], S. 640.

Nach A. Jeremias gab es in den babylonischen Nekropolen zur Versorgung der abgeschiedenen Seelen mit Wasser auch besondere Brunnenanlagen.[1]

Wenn man jemand etwas Gutes antun wollte, wünschte man ihm deshalb, daß sein Totengeist einst drunten klares Wasser zu trinken bekomme (me zakuti liltū). Dieser Segenswunsch steht auf mehreren aus babylonischen Gräbern stammenden kleinen Tonkegeln, die sich im Besitze der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen befinden. Sie enthalten die Bitte an den Wanderer, das Grab pietätvoll zu schonen, und belohnen ihn dafür mit diesem Segensspruch.[2] Der furchtbarste Fluch aber war es auch, einem Babylonier oder Assyrer zu wünschen, er möge nach seinem Tode der Wasserspende verlustig gehen. Das bedeutete qualvollen ewigen Durst im Jenseits. Derartige Verwünschungen finden sich häufig in den Fluchkatalogen am Ende von Gesetzen und Grenzurkunden. So z. B. Codex Ḫammurapi, Rev. Kol. XXVII, 37 ff.: „unten in der Unterwelt möge er (der Sonnengott Šamaš) seinen Totengeist nach Wasser schmachten lassen". Auf der Schenkungsurkunde des Königs Melišiḫn (um 1200 v. Chr.) heißt es Kol. VII, 5 ff.: „Ninib, der Herr der Landschaft, Gemarkung und Grenze, möge den Sohn, den Wasserspender, ihm rauben und keinen Nachkommen und Sproß zu eigen geben."[3] Auf einem Grenzstein aus der Zeit des Kurigalzu wird dem Zerstörer angedroht, daß er im Jenseits niemals klares Wasser erhalten solle.[4]

Es war daher nach babylonisch-assyrischer Anschauung eine furchtbare Strafe, welche Assurbanipal nach der Unterwerfung Susas über die Vorfahren des feindlichen Königshauses verhängte. Er zerstörte ihre Grabmäler, deckte die Gräber auf und nahm ihre Gebeine mit nach Assyrien. „Ihren Geistern", sagt er, „legte ich Ruhelosigkeit auf und verwehrte ihnen Speisung und Wasserspendung."[5] Die der Totenspenden entbehrenden Geister irrten hungernd und dürstend umher und waren, wie es am Schlusse des Gilgameš-Epos heißt, wie die Hunde auf die Speisereste angewiesen, die man auf die Straße warf. Die von einem solchen Totengeist (edimmu) Besessenen werden am sichersten dadurch befreit, daß der Beschwörungspriester den

[1] Hölle und Paradies bei den Babyloniern: AO I 3², S. 16 f.

[2] Vgl. Fr. Delitzsch, MDOG Nr. 11, S. 51 f. und Abb. S. 15. KAT³ S. 638.

[3] Vgl. F. Steinmetzer, Eine Schenkungsurkunde des Königs Melišichu: BA VIII, 2. Ein ähnlicher Fluch III R 43 Kol. IV, 19 ff., vgl C. W. Belser, Babylonische Kudurru-Inschriften: BA II, S. 111 ff.

[4] Vgl. L. W. King, Babylonian Boundary-Stones and Memorial-Tablets in the British Museum, London 1912, S. 4 ff., Z. 20. Vgl. die ähnlichen Flüche auf einem Kudurru aus der Zeit des Marduk-nadin-aḫe, Kol. IV, Z. 19 f., l. c. S. 42 ff. und auf einem Kudurru aus der Zeit des Nabû-mukîn-apli, Kol. II, Z. 14 ff., l. c. S. 51 ff.

[5] Vgl. M. Streck, Assurbanipal II, S. 55 f. KB II, S. 207.

Geist mit Hunger- und Durstqualen bedroht, falls er den Körper des Kranken nicht verlasse.[1] In einem interessanten Gebet fleht ein solcher Besessener, der von einem Totengeiste übel zugerichtet ist, zu Šamaš, er möge ihn doch von dem Quälgeiste befreien. Er selbst habe ihm schon Kleider, Schuhe, einen Gürtel für die Lenden, einen Schlauch mit Wasser zum Trinken und Wegzehrung gegeben; nun möge er endlich in die Unterwelt gehen.[2]

3) Es galt also bei den Babyloniern als Glück, im Jenseits frisches Wasser zu trinken. Das Verschmachten wünscht man den Frevlern. Zunächst freilich denkt der Babylonier dabei an die von den Nachkommen am Grabe gespendeten Totengüsse. Den Bösen sollen sie fehlen, sie sollen keine Nachkommen haben. Aber wenn es auf der XII. Tafel des Gilgameš-Epos als besonderes Glück des verdienstvollen Toten im Jenseits hingestellt wird, daß er auf einem Ruhebett liegt und reines Wasser trinkt, so scheint damit doch eine Belohnung gemeint zu sein, die unabhängig gedacht ist von den Spenden der Angehörigen.[3] Denn der Genuß des kühlen Wassers und das Liegen auf Ruhebetten wird diesen Toten allgemein zugesprochen.[4] Wer anders als die Götter der Unterwelt konnte ihnen das erfrischende Wasser reichen? Es gab also in der Unterwelt, dürfen wir schließen, eine Quelle kühlen Wassers, das bevorzugten Toten, den Helden, gereicht wurde. Die Vorstellung einer besonderen „Abteilung der Frommen" ist damit noch nicht ausgesprochen. Da es bei den Babyloniern für die eintretende Seele in der Unterwelt auch ein Totengericht vor den versammelten Anunnaki gab, scheint der Gedanke an eine jenseitige Vergeltung schon in alter Zeit vorhanden gewesen zu sein. Jedenfalls haben die Guten und Helden im Jenseits teil an einem besonderen Glücke, das in Ruhe und Erquickung besteht. Die Bösen dagegen, das folgt von selbst, müssen vor Durst schmachten. Daneben bestanden die alten

[1] Vgl. R. C. Thompson, The devils and evil spirits of Babylonia I, S. 44/45; 60/61; 64/65. M. Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens I, S. 358 f.

[2] Vgl. L. W. King, Babylonien magic and sorcery being „the prayers of the lifting of the hand", London 1896, Nr. 53. Dazu B. Meißner, ZDMG 50 (1896), S. 750 f. und H. Zimmern, Beiträge zur Kenntnis der babyl. Religion, Leipzig 1901, Ritualtaf. Nr. 52.

[3] Anders A. Jeremias, Hölle und Paradies[2], S. 26.

[4] Dagegen zielt der Segenswunsch auf den obenerwähnten Tonkegeln aus babylonischen Gräbern für denjenigen, der das Grab pietätvoll behandelt: „Drunten mögen seine Schatten klares Wasser trinken" offenbar auf die Grabspenden. Er soll für seine Pietät an anderen durch ungestörten eigenen Grabeskult belohnt werden. Fr. Delitzsch hat MDOG Nr. 11, S. 15 f. und Babel und Bibel[2], 1. Vortrag, S. 38 ff aus diesem Text zu Unrecht den Gegensatz zwischen einem Garten mit frischem Wasser für die Frommen und einer heißen Wüste für die Frevler in der babylonischen Unterwelt herausgelesen. Vgl. H. Zimmern, KAT[3] S. 638.

primitiven Anschauungen über das Geschick der Totengeister ruhig weiter; die babylonischen Jenseitsvorstellungen waren ebensowenig einheitlich wie die der Ägypter. Von einem Mahle mit kaltem Trunk für die Bewohner der Unterwelt weiß auch Engidu auf der III. Tafel des Gilgameš-Epos zu berichten, nachdem er als Totenvogel im Traume die Unterwelt besucht hatte. Dort setzen „(Diener??) Anus und Enlils vor gebratenes Fleisch, Gebackenes setzen sie vor, geben kaltes Getränk, Wasser aus Schläuchen".[1]

Ob dieses kühle Getränk, dieses frische belebende Wasser in der Unterwelt nun mit dem Lebenswasser identisch ist, das nach anderen Stellen im babylonischen Hades vorhanden ist, bleibt zweifelhaft. Von diesem Lebenswasser (mē balāṭi) wünscht der Bote Eas in Ištars Höllenfahrt zu trinken (Rev. Z. 18 f.), und Ištar selbst wird damit auf Befehl der Unterweltsgöttin Ereškigal bei ihrer Hadesfahrt von Namtar besprengt, damit sie wieder auf die Oberwelt zurückkehren kann (Rev. Z. 34, 38). Das geschieht im Beisein der Anunnaki, der Totenrichter, die das Lebenswasser in Verwahrung haben und die nach H. Zimmern, KAT[3] S. 452, 525, vielleicht als eine Personifikation desselben zu betrachten sind.[2] Das Lebenswasser ermöglicht also hier die Rückkehr aus der Unterwelt, es wirkt totenerweckend. Auch die Himmelsgötter besitzen ein Lebenswasser, als dessen Verwalter alle Gottheiten, hauptsächlich aber Ea, Ningirsu, Sin und Šamaš erscheinen.[3] Es befindet sich zusammen mit der Lebensspeise im Palaste des Anu, der es dem Adapa vorsetzen ließ, um ihm Unsterblichkeit zu verleihen.

Im Spätjudentum ist die Vorstellung gang und gäbe, daß die seligen Toten im Paradiese an einem lichten Orte wohnen, in dessen Mitte sich eine Wasserquelle befindet, während die Gottlosen in drei finsteren Schlünden hausen (Henoch 22, 2). Die Quelle wird im äthiopischen Henochbuch 22, 9 bezeichnet als „die Quelle des Wassers des Lebens, die lichte" (im griech. Text: *οὗ ἡ πηγὴ τοῦ ὕδατος [τῆς ζωῆς] ἐν αὐτῷ φωτεινή*).[4] Dieses Wasser hat auch Lazarus zur Verfügung, während der reiche Prasser in Feuer- und Durstesqualen schmachtet und demütig bittet, Lazarus möge doch nur die Spitze seines Fingers ins Wasser tauchen und seine brennende Zunge abkühlen, Luk. 16, 24. In der Johannesapokalypse stehen die Gerechten vor dem Throne Gottes; sie hungern nicht mehr und dürsten nicht mehr, denn das Lamm in der Mitte des Thrones leitet sie zu den

[1] D, Z. 44 f. Greßmann-Ungnad, l. c. S. 22.

[2] Vgl. auch A. Jeremias, Hölle und Paradies[2], S. 21, 32. Dagegen P. Jensen, Theol. Litz. 1901, Sp. 33.

[3] Vgl. H. Prinz, Altor. Symbolik, S. 133 f., 137 ff.

[4] Vgl. Flemming-Radermacher, Das Buch Henoch, Leipzig 1901. S. 52 f.

Quellen des Lebenswassers (ἐπὶ ζωῆς πηγὰς ὑδάτων 7, 17). Im neuen Jerusalem wird Gott dem Dürstenden aus der Quelle des Lebenswassers umsonst geben (21, 6; 22, 17). Diese Quelle befindet sich am Throne Gottes und des Lammes, und von ihr geht ein Strom von kristallklarem Lebenswasser aus (λαμπρὸν ὡς κρύσταλλον 22, 1, vgl. Ez. 47, 1).

Im Paradies Ephräms des Syrers und der Muslime trinken dann die Seligen aus duftenden Quellen lebenspendende Getränke. So schildert Ephräm die geistigen Freuden des Paradieses in seinen Hymnen über den Paradiesesgarten Eden unter dem Bilde der Erquickung und Durststillung. Beständig fließende duftende Quellen sind dort (II, Str. 8); bedienende Geister schöpfen und geben den Seelen zu trinken (IX, Str. 8). Andere Quellen nähren vier Flüsse von Wein, Milch, Sahne und Honig (X, 5). Wer sich auf Erden durch Mäßigkeit ausgezeichnet hat, dem reichen die Weinstöcke des Paradieses freiwillig ihre Trauben zum Trunke (VII, Str. 18).[1] Ganz ähnlich, nur grob sinnlich, sind die Vorstellungen, welche Muhammed von seinem Paradiese hat.[2] Dort sind zwei reichlich sprudelnde Quellen (Sure 55, 46 ff.), die den Garten bewässern. Aus einer dieser Quellen, die verschiedene Namen führt, werden die Seligen mit Humpen und Bechern von unsterblichen Knaben getränkt (56, 11 ff.; 76, 5 f., 15 ff.; mit reinem Trank 76, 21). Sure 83, 28 wird die Quelle als diejenige bezeichnet, aus der die Allah Nahestehenden zu trinken pflegen. Sure 88, 12—16 ist es eine lebendige Quelle, umgeben von kissenbedeckten Thronsesseln, auf denen die Seligen in Prunkgewändern sitzen und das mit kostbaren Essenzen gemischte Wasser derselben trinken oder Wein aus moschusversiegelten Krügen genießen (83, 25 ff.). Endlich sind nach 47, 16 f. im Paradies noch Bäche von Wasser, das nicht verdirbt, Bäche von Milch, deren Geschmack sich nicht ändert, Bäche köstlichen Weines und Bäche von geklärtem Honig. In der Hölle dagegen gibt es einen siedendheißen, schmutzigen, eitrigen und stinkenden Quell, dessen von den Verdammten in ihrer Verschmachtung heruntergewürgtes Wasser die Eingeweide zerreißt (47, 17; 69, 36; 78, 24 f.). Oder wird ihnen dieses ekle Wasser zur Strafe eingegossen, so bleibt es ihnen vor Ekel in der Kehle stecken (14, 19 f., 56, 54 f.). Sure 56, 54 f. werden die Verdammten mit dursttollen Kamelen verglichen, welche dieses ekelhafte Naß herunterschlingen, denn sie dürfen weder Kühle noch Labung schmecken, 78, 24.

4) Auch bei den übrigen Semiten ist die Anschauung von der Wichtigkeit der Wasserspenden für das Wohlergehen der Toten

[1] S. Patris nostri Ephraem Syri opera omnia, Romae 1743, III, S. 562 ff.

[2] Vgl. H. Grimme, Muhammed II, S. 160 Anm. 9.

mehr oder minder ausgeprägt. Im alten Israel war es üblich, wie Deut. 26, 14 (vgl. Sir. 30, 18 f., Job 4, 17) zeigt, den Abgeschiedenen Speisen auf die Gräber zu tragen. Daß auch flüssige Spenden dargebracht wurden, zeigen die Ausgrabungen. Große, einst mit Wein und anderen Flüssigkeiten gefüllte Pithoi waren in den Gräbern häufig zu finden. Auch nach der Beisetzung wird man ursprünglich auf dem Grabe periodisch Libationen dargebracht haben. Die neben den späten Felskammergräbern in Jerusalem, Petra und sonst angebrachten Wasserbassins und gelegentlich auch Zisternen[1] dienten sicher zunächst für die notwendigen Waschungen der Besucher und verschiedenen praktischen Zwecken. Möglicherweise entnahm man den Zisternen auch das Trinkwasser für die Libationen.[2] Nach Dalman enthält das sog. phönizische Grab von Ḫ. Šem'a bei Mērōn in Obergaliläa an der Vorderseite eine Vorrichtung zum Auffangen des Regenwassers zur Durststillung für die Toten.[3]

Nur eine Stelle haben wir im Alten Testament, wo deutlich der Durst gewisser Totengeister vorausgesetzt wird, nämlich 2 Sam. 21, 1 ff. König Saul hatte in seinem Eifer für die nationale Einheit Israels versucht, die kanaanäische Enklave von Gibeon und Umgebung durch Niedermetzelung der Bewohner zu beseitigen. Damit hatte er nach alter Auffassung eine Blutschuld auf sich geladen, die sich in einer dreijährigen Dürre und Hungersnot in ganz Israel bemerkbar machte. David ließ nun die Gibeoniten kommen und befragte sie, auf welche Weise er ihnen Genugtuung und Sühne verschaffen könne, damit sie, so heißt es v. 3 „Jahwes Erbteil wieder segneten". Da verlangten sie die Auslieferung von 7 Männern aus den Nachkommen Sauls, die auf der Kulthöhe von Gibeon (heute wahrscheinlich en-Nebi Samwīl) zur Sühne vor Jahwe ausgesetzt und getötet wurden. Ihre Leichname wurden unbeerdigt den Tieren zum Fraße überlassen. Hier liegt ursprünglich offenbar die auch sonst häufig zu belegende Anschauung zugrunde, daß die Seelen der eines gewaltsamen plötzlichen Todes gestorbenen Gibeoniten alle Feuchtigkeit der Wolken an sich gezogen und die dreijährige Dürre verursacht haben. Ihr Groll konnte nur durch einen Akt der Blutrache an den Nachkommen Sauls besänftigt werden. Dann regnete es wieder. Daß dem so ist, beweisen folgende von Or. Janiewitsch aus Rußland mitgeteilte Parallelen[4]: Im Dorfe Gromowka (nach Bericht des „Nowoje Wremja" vom 27. Juli 1909) betrachteten die Bauern einen auf

[1] Vgl. E. Pfennigsdorf, Die Außenanlage der sog. Königsgräber bei Jerusalem: ZDPV 27 (1904), S. 173 ff.

[2] Vgl. P. Torge, Seelenglaube und Unsterblichkeitshoffnung im AT, S. 136.

[3] ZDPV 29 (1906), S. 197 f. genaue Beschreibung.

[4] Archiv f. Religw. XIII (1901), S. 627.

dem Friedhofe beerdigten Selbstmörder als den Urheber der großen Dürre. Sie öffneten daher sein Grab und füllten den Sarg durch eine Öffnung mit Wasser, um ihn zu tränken und dadurch den Regen zu ermöglichen. Nach Janiewitsch werden die durch den Strang Hingerichteten gewöhnlich von den russischen Bauern als die Urheber der Trockenheit betrachtet. So wird in der „Kiewskaja Starina" 1900 Bd. I, S. 2 erzählt, daß im Jahre 1859 die Leichen zweier Gehängter ausgegraben und mit Wasser begossen wurden, um Regen herbeizurufen. Ebendort 1899 Bd. VIII, S. 201 wird ein weiterer Fall berichtet, wonach die Bauern des Dorfes Warwarowka während der Dürre das Grab eines Gehängten mit Wasser begossen. Denn, so dachten sie, je schneller die Leiche Wasser erhält, desto eher wird es auch regnen.

Es ist ein weitverbreiteter Brauch, durch Wasserausgießen, z. B. beim ersten Pflügen, Regen herbeizuzaubern (Analogiezauber).[1] „Denn Wasser auf die Erde gießen", sagt Dieterich, „ist identisch mit Regnen: tut man es, so zwingt man den Regen herbei."[2] Hier handelt es sich aber nicht um einfachen Regenzauber, sondern um Besänftigung und Erquickung der den Regen zurückhaltenden Totengeister. Die Menschen sind aus der Erde entstanden und gehen wieder zurück zur Erde. Aus dem Schoße der Erde entspringen auch die Quellen, um die hohen Berggipfel versammeln sich die Regenwolken. Alles Naß, alle Fruchtbarkeit des Ackers, der Menschen und Tiere kommt also aus der Erde. Die chthonischen Gottheiten und die mit ihnen eng verbundenen Totengeister sind die Spender des Regens und aller Fruchtbarkeit.[3] Bei primitiven Völkern werden nicht selten die Totengeister zu Regengöttern, die bei allen Jahresfesten ihre Gaben erhalten, so z. B. bei den Cora-Indianern.[4] Die Kai in Deutsch-Neuguinea beten zu den Geistern um Regen.[5] In Neukaledonien macht der Zauberer Regen mit Hilfe von Regensteinen, die menschlichen Schädeln ähnlich sehen und die in Töpfe mit Wasser gelegt werden. Gleichzeitig werden die anwesenden Schädel der Vorfahren mit reichlichen Opfern bedacht und lange Gebete an sie gerichtet.[6] Auch in Melanesien vermögen die Totengeister Regen herbeizuführen. Zu

[1] Vgl. die Beispiele bei J. G. Frazer, Adonis Attis Osiris: The golden Bough[3] IV, S. 195—197. A. Dieterich, Mutter Erde[2], S. 96 ff.

[2] L. c. S. 99.

[3] Vgl. E. Rohde, Psyche[6] I, S. 247. A. Dieterich, Mutter Erde[2] S. 39 f. und das Ritual des mundus. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 247 f., 259, 284, 288 f.

[4] Vgl. Th. Preuß, Archiv f. Religw. XIII (1910), S. 418.

[5] Vgl. J. G. Frazer, Belief in immortality I, S. 288.

[6] L. c. S. 336.

diesem Zwecke wird ein Skelett ausgegraben, in eine Höhle gebracht, aufgehängt und mit Wasser begossen. Der Gedanke dabei ist, daß die Seele des Verstorbenen das Wasser nimmt, es in Regen verwandelt und in Gestalt von Wolken am Himmel aufsteigen läßt. Der Regenmacher, der den Zauber vornimmt, muß in der Höhle bleiben, bis der Erfolg eingetreten ist. Bei großer Nässe verfährt man umgekehrt; es wird ein Feuer unter dem Skelett angezündet, um den Totengeist zu veranlassen, die Wolken verschwinden zu lassen.[1] Man muß also die Totengeister günstig stimmen, damit sie zur rechten Zeit genügenden Regen senden. Das geschieht auch durch Ausgießen von Wasser in die Erde, besonders in natürliche Erdspalten, die als Eingänge in die Unterwelt (Plutonien) galten.[2] Wenn die Gläubigen in Hierapolis nach Lucian (De Dea Syria 13. 48) zweimal jährlich sich versammelten, Wasser aus dem Euphrat schöpften und im Derketotempel in einen Erdschlund gossen, in welchen die deukalionische Flut sich verlaufen haben soll, so ist das doch wohl als Spende an die Totengeister zu verstehen. Ob die Spende von Honigkuchen, die man in Athen beim Chytrenfeste, dem Erinnerungstage aller Seelen, im Tempel der Ge Olympia am Areopag in einen ellenlangen Erdspalt warf (Pausanias I, 18, 7), eine ähnliche Bedeutung hat, sei dahingestellt.[3] Mit diesem Erdspalt war gleichfalls die Erinnerung an die deukalionische Flut verbunden.

Etwas ganz Ähnliches geschah im Kultus des 2. Tempels in Jerusalem während des Herbstfestes. An jedem der sieben Tage des Festes wurde während des Morgenopfers Wasser in goldener Schale in feierlicher Prozession aus der Siloahquelle geholt und zugleich mit einer Weinspende am Altare ausgegossen (Sukkāh IV, 9). Es floß in einer besonderen Rinne ab, und zwar in den sog. Fundamentraum (šēt) unter dem Brandopferaltare, um dort zu bleiben, während die Blutspenden in das Kidrontal flossen. Als Zweck dieses feierlichen Wassertragens und Ausgießens wird Rōš haš-šanāh fol. 16[a] angegeben, ein gesegnetes regenreiches Jahr zu erhalten, denn das landwirtschaftliche Jahr und die neue Regenzeit begannen nach dem Herbstfest. R. Smith nimmt als Erklärung dieses Festgebrauches einfachen Regenzauber an.[4] Angesichts der beigebrachten Parallelen möchte ich jedoch P. Torge zustimmen, der meint,[5] daß ursprünglich wahrscheinlich die Toten die Empfänger dieser Wasserspende waren. Da der Brandopferaltar höchstwahrscheinlich auf dem

[1] L. c. S. 341.
[2] Beispiele s. E. Rohde, Psyche[6] I, S. 213 Anm. 1.
[3] Vgl. E. Rohde, Psyche[6] I, S. 238 Anm. 3.
[4] Religion der Semiten S. 174.
[5] Seelenglaube und Usterblichkeitshoffnung S. 134 Anm. 5.

heutigen heiligen Felsen des Tempelplatzes stand,[1] haben wir mit Dalman den Fundamentraum, in welchen die Wasser- und Weinspende floß, in der Höhle unter dem hl. Felsen zu suchen.[2] Dieser Fundamentraum unter dem Altare ist nun, wie auch der Felsen selbst, Gegenstand zahlreicher jüdischer, auf das Urmeer und die Unterwelt bezüglicher Sagen, die dann mit dem hl. Felsen von den Muhammedanern übernommen wurden.[3] Der Fundamentraum (die Höhle) erstreckte sich demnach bis zum Urmeere und war von Gott selbst geschaffen. Im Babylonischen Talmud wird er als zwei zum Urmeere laufende Kanäle gedacht (Sukkāh 49a), durch die das Urmeer emporquoll und die ganze Welt zu überschwemmen drohte, als David diese Kanäle grub. Da sang er die 15 Stufenpsalmen, worauf die Flut zurückging.[4] Nach einer der jüdischen Sagen vom Gründungsstein, die sich offenbar auf den hl. Felsen beziehen, versank der Stein bis zu den Tiefen des Urmeeres.[5] Einen Nachhall dieser jüdischen Traditionen finden wir in den muhammedanischen Sagen von der „Seelenhöhle“ und dem „Seelenbrunnen“ unter dem hl. Felsen.[6] Auf dem Boden der Höhle, die von ʿAli von Herat (1173) als „Seelenhöhle“ bezeichnet wird, bemerkt man eine kreisrunde Marmorplatte, die hohl klingt, wenn man sie anschlägt. Nach junger muhammedanischer Sage bedeckt sie eine bodenlose Grube, die „Seelengrube“ oder den „Seelenbrunnen“ (bīr el-arwāḥ), den Eingang in die Unterwelt. Muǧīr ed-Dīn (um 1500) sagt noch nichts von einem „Seelenbrunnen“. Er ist der Meinung, daß alles Wasser der Erde unter dem hl. Felsen herstammt, und beruft sich auf eine islamische Autorität.[7] Für uns noch wichtiger ist die Meinung, die Sujūti Kap. 3 tradiert.[8] Demnach entspringt unter dem hl. Felsen ein Paradiesesstrom (vgl. Ez. 47, 1). Sein Wasser steigt zum Himmel auf und fällt als Regen hernieder, wenn Gott es will. Wenden wir uns nun zum jüdischen Herbstfest zurück, so können wir sagen: Wenn das dort feierlich ausgegossene Wasser, das in die Höhle unter den Felsen, also in einen Erdschlund hinabfloß, den Regenfall und die Fruchtbarkeit des neuen Jahres sichern sollte, so wird es vermutlich ursprünglich den Totengeistern gegolten haben.

---

[1] G. Dalman, Neue Petra-Forschungen, S. 137 ff.

[2] L. c. S. 141.

[3] Vgl. G. Dalman, l. c. S. 134 ff., 144 f.

[4] Nach G. Dalman, l. c. S. 144 f.; daselbst die Nachweise und Parallelen.

[5] Vgl. G. Dalman, l. c. S. 135.

[6] Vgl. G. Dalman, l. c. S. 129.

[7] Vgl. H. Sauvaire, Histoire de Jérusalem. Paris 1876, S. 107.

[8] Vgl. Le Strange, Proc. Roy. As. Soc. XIX, S. 260 (Zitat nach Dalman, l. c. S. 129).

Daß bei den Israeliten dem Wasser auch sonst ein guter Einfluß auf das Befinden der Toten zugeschrieben wurde, darauf deutet die Jes. 26, 19 zum Ausdruck gebrachte Vorstellung hin, daß der Tau Jahwes die Toten lebendig macht. An dieser Stelle, die auch Ephräm der Syrer in seiner Homilie „Von der Auferstehung der Toten" Kap. 5 in diesem Sinne verwertet und mit Deut. 32, 1 f. kombiniert, heißt es, daß die Toten Jahwes, d. h. wohl die Gerechten, lebendig werden, auferstehen und jubeln, „denn ein Tau der Lichter (עַל אוֹרוֹת) ist dein (Jahwes) Tau, und die Erde gebiert Tote (wieder)". Hier ist also die Vorstellung die, daß der von den Lichtern des Himmels stammende Tau in die Erde dringt und die frommen Toten auferweckt, während er auf die Gräber der Gottlosen nicht fällt. Auf Grund dieser Jesaiasstelle spricht dann der Talmud (Bab. Sanhedrīn 90 b; jer. Taʿanīt I, 1) von der einst durch den Tau Gottes zu bewirkenden Auferstehung der Toten. Dieser Tau wird nach Bab. Ḥagīgāh 12 b im 7. Himmel aufbewahrt. Dort, heißt es, befinden sich die Schätze des Segens, Friedens und Lebens, die Seelen der Frommen, die Seelen derer, die noch geboren werden sollen, und der Tau, durch welchen der Heilige dereinst die Toten beleben wird, wobei auf Ps. 68, 10 verwiesen wird.[1] Wie Goldziher mitteilt, findet man infolgedessen in neuhebräischen Trauergedichten sehr häufig den Wunsch, Gott möge den Gebeinen des Verstorbenen Tau spenden. In der karaïtischen Literatur ist bei der Erwähnung frommer Verstorbener die Eulogie üblich „Möge die Lagerung des Taus auf ihren Ruheort kommen", תעל שכבת הטל על מלונם, in abgekürzter Form תשהעם. Ja man wünscht dem Toten direkt die Auferweckung durch den ṭal ōrōth, wie es nach jüdischer Auffassung (Bab. Sanhedr. 47 a) auch als ein gutes Vorzeichen gilt, wenn Regen auf seine Bahre fällt.[2]

5) In Karthago gossen die Punier durch Blei- und Tonröhren von der Erdoberfläche aus Libationen in die Gräber.[3] Häufig sind auf afrikanischem Boden semitische Grabstelen mit vorgelegter Opfertafel, welche Näpfchen zur Aufnahme der flüssigen Spenden trägt.[4] Wenn jemand auf Malta unversehens Wasser vergießt, so sagt er nach Goldziher, es möge zum Nutzen der abgeschiedenen Seelen gereichen. Ja es besteht dort noch der Brauch, täglich auf einem von der Sonne beschienenen Orte frisches Wasser zur Erquickung der abgeschiedenen Seelen auszugießen.[5]

[1] Vgl. J. Goldziher, Archiv f. Religw. XIII (1910), S. 46. Wolf Graf Baudissin, Adonis und Ešmun, Leipzig 1911, S. 432 f.

[2] Beispiele und Nachweise bei Goldziher l. c. 45 f.

[3] Vgl. M. Lidzbarski, Ephemeris I, S. 29.

[4] Vgl. als Beispiel H. Vincent, Canaan, S. 130, Fig. 88.

[5] J. Goldziher, Archiv f. Religw. XIII (1910), S. 40 nach Magri, Précis de

6) Auch die alten Araber wußten, daß die Seelen der Verstorbenen Durst litten, und daß man sie durch flüssige Spenden erquicken mußte. Diesem Bedürfnis genügte man durch den weitverbreiteten Gebrauch, auf das geschlossene Grab Wasser auszugießen.[1] Zuerst im Islam soll dies Muhammed getan haben, indem er Wasser auf das Grab seines Sohnes Ibrāhīm goß.[2] Er übte damit einen altheidnischen Brauch und übernahm ihn in den Islam, wo er eine wichtige Rolle in den Begräbniszeremonien spielte. Muhammeds Grab wurde der Überlieferung nach von seinem Mueddin Bilāl b. Rabāḥ besprengt, und zwar folgendermaßen: „Er besprengte es aus einem Kübel und begann bei der Stelle des Kopfes, bis daß er bei der der Füße endigte."[3] Dasselbe geschah mit dem Grabe des Abu Bekr (Ibn Saʿd III, I 149, 8) und des Ḫāriğa b. Zaid (Ibn Saʿd V 194, 17). Goldziher führt ein Beispiel an, daß ein frommer Mann sogar in seinem Testament seine Angehörigen an die Wasserspende an seinem Grabe erinnert.[4] Die Sitte war so eingebürgert, daß es nach Cheikho, Mašriḳ X, S. 1085, 8 v. u. zu den Obliegenheiten eines Polizeidirektors im 13. Jahrh. gehörte, dafür Sorge zu tragen, daß auch die Wasserspende am Grabe nicht unterblieb.

Den Charakter einer Libation hatte es, wenn man Weinspenden auf das Grab goß. Wellhausen, Reste[2] S. 182 f. und H. Lammens, Études sur le règne du Calife Moʿāwia S. 341[5] führen zahlreiche Beispiele an. Die Geschlechtsgenossen al-Aʿšas tranken an seinem Grabe und gossen den Rest im Becher auf dasselbe (Aġānī 8, 86). Wenn einer der Zecher von Rāwend gestorben war, erzählt Wellhausen nach Balāḏorī 335, so tranken die andern an seinem Grabe weiter und gossen jedesmal den Becher für den Verstorbenen aus, wenn die Reihe an ihn kam. In dem Gedicht des Abū Miḥğan bittet dieser, man möge seine toten Gebeine mit Wein laben, damit er nicht dürste.[6]

Die alten Araber hatten auch die Vorstellung, daß es die Toten erquickt, wenn es auf das Grab regnet oder Tau darauf fällt. Das galt als Ersatz der menschlichen Wasserspende, wie klar aus folgenden

mythologie maltaise: Actes du XIV[e] Congrès internat. des Orientalistes, Alger 1905, II. Sect. II, S. 31.

[1] Vgl. zum Folgenden J. Goldziher, Archiv f. Religw. XIII (1910), S. 20 ff., bes. S. 43 f. Zahlreiche Beispiele J. Wellhausen, Reste[2], S. 182 f.

[2] Vgl. Usd al-ġāba I, 40, nach Goldziher, l. c. S. 43.

[3] J. Goldziher, l. c. S. 43, nach Dijārbekrī (Ḥamīs) zitiert aus Bejhaḳī, Dalāil al-nubuwwa.

[4] Subkī, Ṭabaḳāt III, 128, 5 v. u.

[5] Mélanges de la Faculté St. Josef Beyrouth III, S. 205.

[6] Vgl. G. Jakob, Altarab. Beduinenleben[2], S. 143.

Versen im Trauergedicht des Ubeirid auf seinen Bruder Bureid (Aġānī XII 15, 6 v. u.) hervorgeht, die Goldziher anführt:[1]

Mögen den Grabhügel die donnernden (Wolken) und die Regentropfen tränken;
Vermöchte ich es, würde ich es selbst tränken.

Es ist daher bei den altarabischen Dichtern ein regelmäßiger Segenswunsch für den Toten, daß es auf sein Grab regnen möge.[2] Der gewöhnliche Ausdruck dafür ist nach Goldziher „Mögen über dir die Donnerwolken und Blitze freigebig sein". Durch den Regen soll der Tote im Grabe erquickt, getränkt werden; man sagt daher saḳā Allāhu ṣadāhu (z. B. Aġānī VIII 140, 16).[3] Der Tote wünscht von seinen Freunden, sie möchten, wenn sie an seinem Grabe vorübergehen, anhalten, ihn begrüßen und sprechen: „O Grab, möge Gott dich mit Regen tränken";[4] oft findet sich nur die kurze Formel saḳāka 'l-ilahu „möge Gott dich tränken". Ein älterer Dichter wünscht auf das Grab des Freundes sogar einen verheerenden Gewitterregen.[5] Mit dem Wunsche nach Tränkung des Grabes durch Regen verbindet sich nicht selten der andere, es möge das Grab von üppiger Vegetation umgeben sein.[6] Wie man dem Lebenden häufig wünschte, daß er immer „Bewässerung und Weide" habe, und dem Feinde, daß er dieser Wohltaten entbehre,[7] so wünschte man den Verstorbenen Regen und Tau auf das Grab und Pflanzenwuchs in der Nähe. Auch die israelitisch-jüdische Anschauung vom Tau oder Regen der Auferstehung findet sich nach Goldziher bei den Arabern. In der Legende werden die Toten durch Regen belebt.[8] In einer der Schatzkammern des Gottesthrones wird das Meer des Lebens aufbewahrt. Wenn Allah sie öffnet, regnet es auf die ausgedörrte Erde, die dadurch belebt wird. Wasser aus diesem Meer des Lebens macht die Toten auferstehen.[9] Jüngere arabische Dichter fassen den Regenwunsch gern symbolisch auf; sie sprechen dann davon, das Grab möge ebenso freigebig vom Regen bedacht werden, wie der Verstorbene in seinem Leben den Regen seiner Wohltaten

[1] Archiv f. Religw. XIII (1910), S. 45.

[2] Vgl. die von Goldziher l. c. S. 20 Anm. 1 angeführten Beispiele und R. Geyer, Memnon 1 (1907), S. 200.

[3] Vgl. nach Goldziher auch Aus b. Ḥaǧar ed. R. Geyer, 32, 17; Ibn Sa'd VI 56, 12.

[4] Opuscula arabica ed. W. Wright, S. 115, 4 v. u., nach Goldziher, l. c. S. 20.

[5] Huḏailit. 165, 6 ff., nach Goldziher, l. c. S. 23.

[6] Beispiele bei Goldziher, l. c. S. 21 f.

[7] Beispiele bei Goldziher, l. c. S. 22 f.

[8] Ǧāḥiẓ, Maḥāsin ed. G. van Vloten S. 365, 2, nach Goldziher.

[9] Ḳazali, Perle précieuse éd. Lucien Gautier 40, S. 36 f., nach Goldziher, l. c. S. 46.

spendete, oder sie sagen, das Grab habe keinen Regen nötig, da es ein Meer von Wohltaten in sich schließe, oder weil die Freigebigkeit des Toten die ganze Umgebung des Grabes durchnäßt und befruchtet.[1]

Diese Vorstellungen der altarabischen Dichter haben sich, wie Goldziher S. 20 f. an den Versen eines jungen arabischen Dichters am Grabe Voltaires zeigt,[2] in Gestalt festgeprägter poetischer Wendungen in der gebildeten arabischen Poesie bis in die neueste Zeit erhalten, wenn sie auch gelegentlich bekämpft wurden. Jedoch schon in vorislamischer Zeit waren diese Formeln den Dichtern häufig nur poetischer Schmuck und ihre eigentliche Bedeutung ihnen mehr oder weniger abhanden gekommen. Sie waren zu einem oft gedankenlos angebrachten allgemeinen Segenswunsch geworden.[3] Im Sinne der islamischen Theologie wurde dann das Regnen auf das Grab als Zeichen der göttlichen Gnade umgedeutet, weil Regen überhaupt eine Gabe der göttlichen Barmherzigkeit für Lebende und für Verstorbene ist. Es war ein glückliches Zeichen, wenn jemand an einem Regentage starb; nach einer Tradition darf man annehmen, daß Gott einem solchen Toten seine Sünden verziehen hat. Es gehört daher, sagt Goldziher, zum Ende eines frommen Mannes, daß bei seinem Begräbnisse reichlicher Regen fällt. In Grabreden spricht man dann, es möge Gott das Grab mit den Regengüssen der Sündenvergebung erquicken, oder die Wolken der Barmherzigkeit über den Verstorbenen kommen lassen.[4]

Doch wie sehr der Regenwunsch im Munde der Dichter zur allgemeinen Segensformel herabgesunken ist, hat sich doch seine ursprüngliche Bedeutung unter der Oberfläche mit großer Zähigkeit lebendig erhalten. Der Regen oder Gott selbst soll den Toten tränken, seine dürstenden Gebeine sollen erquickt werden. Th. Nöldeke[5] und I. Goldziher[6] haben gewiß unrecht, wenn sie diese Bedeutung des Regenwunsches als nicht ursprünglich ablehnen und in ihm bezw. in der Wasserspende für den Toten ein die Dämonen abwehrendes Mittel erblicken. Zu bemerken ist freilich, daß dem arabischen Regenwunsche nicht immer gerade die Vorstellung vom Durst der Toten zugrunde zu liegen braucht. Regenwasser gilt überhaupt als heilbringend, nicht nur im Volksglauben des islamischen Nordafrika, sondern auch Deutschlands. Die Wasserspende

[1] Goldziher, l. c. S. 23 f.

[2] Mašrik IX (1906) S. 1061,

[3] Vgl. Goldziher, l. c. S. 24.

[4] Goldziher, l. c. S. 26 f.

[5] Artikel Arabs (Ancient) in Hasting's Encyclopedia of Religion and Ethics I, S. 672 b.

[6] Archiv f. Religw. XIII (1910), S. 27 ff.

und das Regnen tat dem Toten gut und belebte ihn, auch wenn man sich ihn nicht gerade als durstig vorstellte. Allerdings hängen mit diesen Gedankenreihen andere sehr verbreitete Vorstellungen vom Wasser als Abwehrmittel der Dämonen eng zusammen. Und es ist zuzugeben, daß Wasserriten an der Leiche oder während der Bestattung in vielen Fällen Vertreibung der Dämonen bezwecken bezw. einfache Reinigungszeremonien sind, wie im ägyptischen Totendienst. So z. B., wenn man in Nordafrika Sterbenden Regenwasser vom Nisāntage zu trinken gibt und auch das Leichentuch mit solchem Wasser besprengt,[1] oder wenn die Čebālā- und Rīf-Berber ihre Gräber mit dem am ʿĀšūratage (10. Moḥarrem) geschöpften Wasser begießen, das sonst zur Vertreibung der Dämonen dient.[2] Abwehr böser Geister liegt vor, wenn die Araber des Ostjordanlandes hinter einer Leiche, die zum Friedhof getragen wird, Wasser ausgießen,[3] wenn die Frauen von Damaskus beim Passieren einer Leiche ihre Wasserkrüge leeren,[4] und wenn bei den Nawār beim Vorüberziehen des Leichenzuges am Lager eine Frau den Boden und das Trauergefolge mit Wasser besprengt.[5] Wasserausgießen als Schutz gegen die Totengeister, oder um ihre Rückkehr zu verhindern, ist ein weitverbreiteter Brauch. Denn Wasser gilt als Hindernis, das die Seele des Toten nicht überschreiten kann.[6]

Im einzelnen Falle läßt es sich schwer entscheiden, ob Durststillung und Erquickung der Totengeister beabsichtigt ist oder Abwehr der Dämonen. Am geschlossenen Grabe ist das letztere jedenfalls sehr selten. Angesichts der zahlreichen Parallelen aus der ganzen semitischen Welt ist es daher m. E. abzulehnen, mit Nöldeke und Goldziher in den arabischen Wassergüssen am Grabe und im Regenwunsch allgemein und ursprünglich Abwehrmittel gegen die Dämonen zu erblicken und den Gedanken des Tränkens der lechzenden Gebeine nur als eine sekundäre, später hinzugekommene Vorstellung zu betrachten. Der Gedanke der Durststillung und Erquickung der Seelen durch flüssige Spenden hat im Volksglauben der Semiten jedenfalls eine höchst wichtige Rolle gespielt.

7) Auch die heutigen Araber, Beduinen wie Ansässige, spenden den Abgeschiedenen gern Wasser und andere Getränke. Die Nähe

[1] Vgl. Goldziher, l. c. S. 30.

[2] Vgl. die Beispiele bei Goldziher, l. c. S. 40 ff., darunter aber sicher viele, wo es sich um Tränkung der Toten handelt.

[3] Vgl. A. Jaussen, Coutumes des Arabes, S. 71.

[4] S. J. Curtiss, Ursemitische Religion, S. 231 Anm. 2.

[5] Vgl. A. Jaussen, l. c. S. 105.

[6] Vgl. zahlreiche Beispiele bei P. Sartori, Das Wasser im Totengebrauche: Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde XVIII (1908), S. 364 ff. E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, S. 85 ff. J. Scheftelowitz, Archiv f. Religw. XVII (1914), S. 399 ff.

von Wasser gilt bei den Beduinen als bevorzugter Begräbnisplatz.[1] Das erfuhr A. Jaussen mit Bezug auf den großen Beduinenfriedhof am wasserreichen Wādi Mwēleḥ im Negeb.[2] Zwei bis drei Tagereisen weit bringen die Tijāhā ihre Toten dorthin, weil es dort Wasser gibt (zum Waschen), und weil die Toten sich neben dem Wasser wohl befinden. Das neue Beduinengrab wird nach Musil womöglich immer mit Wasser begossen. Diejenigen, welche das Grab gemacht haben, waschen darüber ihre Hände, vielleicht zum Schutze gegen den Totengeist, um sich von ihm abzulösen. Das Wasser, das in den Krügen übriggeblieben ist, gießt man auf das Grab.[3] Bei manchen Beduinenstämmen ist es Sitte, zu Häupten des neuen Grabes einen Trinkkrug mit Wasser für den Toten aufzustellen. Musil berichtet auch, daß man gerne Milch auf das Grab gieße „für die Seele des Verstorbenen", wenn man welche hat.[4] Beckenartige Vertiefungen an der Ostseite von Gräbern zur Aufnahme von Wasserspenden für die Toten beobachtete er in der Oase el-Bedīʿa (nördl. Ḥeğāz).[5]

In den arabischen volkstümlichen Trauergesängen ist sehr selten vom Regenwunsche oder von der Wasserspende für die Toten die Rede. Nur in zwei von H. Spoer und E. N. Haddad in Ḳubēbe, westlich von Jerusalem, aufgezeichneten Trauerliedern fand ich sie.[6] Das erste vergleicht den edlen Jüngling, der gestorben ist, mit einer Stute, die nicht mehr läuft. Aber Donner und rieselnder Regen haben die Stute wieder frisch gemacht. Im zweiten wird beklagt, daß die fern von der Heimat Gestorbenen durstig, mit vertrocknetem Speichel dahingingen.[7] H. Greßmann teilt folgenden auf den Durst der Toten bezüglichen Volksglauben aus Bēt Ǧālā bei Bethlehem mit. Danach ist es verboten, nach Sonnenuntergang zu nähen. Denn jeden Abend, so glauben die Leute, stehen die Toten auf, um am Brunnen ihre Wasserschläuche zu füllen. Und jeder Stich, der in dieser Zeit

[1] Vgl. A. Musil, Arabia Petraea III, S. 424.

[2] Vgl. RB 1906, S. 449. Coutumes des Arabes, S. 99 f.

[3] Vgl. A. Musil, l. c. S. 425, 429. Jaussen, Coutumes des Arabes, S. 98.

[4] L. c. S. 451.

[5] Im nördlichen Ḥeğāz, S. 16.

[6] ZDMG 68 (1914), S. 247 f, 250.

[7] Die beiden Lieder lauten: maṭar wirʿūd, wid-dunja rašārīš! šabb itḳīl wilmuhra mā btimšīš. maṭar wirʿūd, wid-dunja hawīje! šabb itḳīl wil-muhra ṭarīje. „Regen und Donnerschläge, und es tröpfelt! Ein edler Jüngling (ist hin), und die junge Stute läuft nicht mehr. Regen und Donnerschläge, und es ist windig! Ein edler Jüngling (ist hin), und die junge Stute (wieder) frisch!" —

Iḥčulna, jalli ḥaḍartūhim, mātu ʿaṭāša willa saḳētūhim?

Ḳālu: laḥna ʿa nahr walā maʿāna brīḳ, — jā ḥasarti, mātu ʿaṭāša, nāšfīn ir-rīḳ! „Erzählt uns, o ihr, die ihr bei ihnen weiltet: Starben sie durstig, oder gabt ihr ihnen zu trinken?" Sie antworteten: „Wir waren an keinem Flusse, noch hatten wir einen Krug; o Pein, — sie starben durstig, mit vertrocknetem Speichel!" —

genäht wird, macht ein Loch in den Schlauch eines verstorbenen Angehörigen, so daß das Wasser ausfließt und er vor Durst verschmachten muß.[1]

Bei den städtischen Arabern sieht man auf den Gräbern zwischen den beiden Stelen am Kopf- und Fußende in der Regel eine kleine kreisrunde, manchmal auch viereckige Vertiefung, in welche die Besucher des Grabes Blumen oder grüne Zweige legen und gelegentlich auch etwas Wasser gießen. Letzteres geschieht nach heutiger Auffassung als ṣedaḳa „Spende" für die Vögel, ursprünglich sicher wohl für die Seele des Toten, die man sich vielleicht in Vogelgestalt von der Spende trinkend vorstellte. Häufig ist die Vertiefung auch am Fuße der westlichen Stele (am Kopfende) unten vor dem Grabe angebracht. Die Größenverhältnisse dieser Schalenvertiefungen sind in Jerusalem sehr verschieden; das Durchschnittsmaß dürfte 15 cm Durchmesser und etwa 5 cm Tiefe betragen. Gelegentlich ist die Schale zu einer Rosette, also zu einem bloßen Ornament geworden. Nicht selten kommen an Stelle der runden zwei flache, viereckige Vertiefungen nebeneinander zwischen den beiden Grabstelen vor; oder man findet ein größeres viereckiges Becken auf dem Grabe.

Auch die jüdischen Grabsteine auf der Ostseite des Kidrontales, welche das Grab horizontal bedecken, tragen häufig eine oder zwei Schalen am westlichen Ende der Oberfläche. Bei den neuen Grabsteinen sind die Schalen meist zu zweien vorhanden, sehr flach und haben den Charakter eines Ornaments. In einigen Fällen sind sie zu Rosetten oder Sternen verflüchtigt. Auf den alten Grabsteinen liegen diese Schalenvertiefungen oft in der Mitte der Oberfläche, sind größer und tiefer und haben deutlich einen praktischen Zweck. Ich beobachtete sie auf alten Grabsteinen in 28 Fällen, oft bis 18 cm Durchmesser und 13 cm Tiefe. Auf neuen Grabsteinen, wo sie meist paarweise vorkommen, sah ich sie in 50 Fällen; doch sind sie viel häufiger. Die einfachen Juden scheinen die Bedeutung der Schalen nicht zu kennen; einer gab an, sie seien zur Aufnahme von Wasser für die Vögel bestimmt. Auf einem alten unregelmäßigen Grabsteine von 0,73 m Länge, 0,53 m Breite und 0,25 m Dicke unterhalb der Jerichostraße fand ich ein ganzes System von unregelmäßigen, aber offenbar künstlich eingehauenen Löchern. Das größte hat 11—13 cm Durchmesser und 5,5 cm Tiefe, die anderen 5—7 cm Durchmesser und 2—4,5 cm Tiefe.

Verlassen wir den Kreis der Semiten, so läßt sich die Vorstellung vom Durst der Toten, wenn auch weniger intensiv, bei zahl-

[1] ZATW 29 (1909), S. 115.

reichen Völkern nachweisen, so daß man von einem primitiven, allgemein menschlichen Glauben sprechen darf. Nur einige Beispiele seien im folgenden angeführt.

8) Bei den Ägyptern durfte schon in den allerältesten Zeiten beim Totenopfer neben dem Brote eine Schale mit frischem Wasser nicht fehlen. Beides wurde auf einer Matte neben das Grab gestellt.[1] Später, als das Totenwesen sich ausgebildet hatte, wurden die Abgeschiedenen auf das reichlichste mit Getränken versorgt. Schon das Grabmal des Menes in Negâde enthielt in vier Kammern außer Möbeln und Speisevorräten eine große Zahl riesiger Wein- und Bierkrüge.[2] Vor jeder Scheintür in der Ostwand der Pyramiden und Mastabas lag neben dem Opfertisch auch eine Steintafel mit runden napfartigen Vertiefungen für die Salben und Libationen.[3] Ähnliche Schalensteine findet man an der Ostseite der kleinen Ziegelpyramiden aus dem Mittleren Reich im Sande. Ein derartiges alabasternes Opfertäfelchen mit sieben in einer Reihe angeordneten kreisrunden Schälchen aus der Mastaba der Prinzessinnen neben der Pyramide des Ne-user-reʿ hat L. Borchardt veröffentlicht.[4] In den Sargtexten und im Totenbuch ist dann häufig von dem Verlangen des Toten nach Genuß von frischem Wasser die Rede, und in den Osirismysterien spielen „Spenden von kühlem Wasser", die das Herz des Gottes erfrischen, in den verschiedenen Stunden der Nachtwache eine wichtige Rolle.[5] Der Schreiber Amon-em-opet begehrt auf seinem Sarge Wasser zu trinken aus der Strömung des Flusses (Roeder S. 55, Z. 39). Besonders erquickte es die Toten, wenn sie sich in den Anlagen ergehen konnten, die sie zu ihren Lebzeiten gepflanzt hatten; das wünscht sich Pentu in ʿAmarna: „Ich trinke Wasser", sagt er, „von der Ecke meines Sees täglich ohne Aufhören" (Roeder S. 81, 35). Die Toten des Mittleren Reiches wünschen in den Sargtexten „teilzuhaben am Wasser" oder „sich des reinen Wassers in der Unterwelt zu bemächtigen" (216, 20; 219, 13. 26). Mentuhōtep bittet den Gott Anubis zunächst um Wasser, Bier, Weihrauch, Öl und ein schönes Begräbnis (222, 6 ff.); dann soll aber Anubis weiterhin auch dafür sorgen, daß der Tote „trinke von dem Wasser seines Brunnens und steige zu seinem Teiche herab, wie sein Herz es ihm eingibt" (222, 35; vgl. 223, 9). Im 17. Kapitel des Totenbuches (237, 34 ff.)

[1] Vgl. A. Erman, Äg. Relig., S. 115.

[2] Vgl. Breasted-Ranke, Gesch. Ägyptens, Berlin 1910, Abb. 23—25.

[3] Vgl. A. Erman, l. c. S. 122.

[4] Das Grabmal des Königs Ne-user-reʿ, Leipzig 1907, S. 130, Abb. 111.

[5] Vgl. H. Junker, Die Stundenwachen in den Osirismysterien. Nach den Abschriften von Dendera, Edfu und Philae: Denkschr. d. Wiener Akad. 54, Wien 1910. G. Roeder, Urkunden zur Religion des alten Ägypten, Jena 1915, S. 39 f.

begehrt der Tote u. a. „Wasser zu trinken aus der Strömung des Flusses; Aton (die Sonne) zu schauen am Morgen; am Wasser Anteil zu haben im schönen Westen, nachdem er bestattet ist“ (vgl. auch 258, 39; 259, 1. 11). Außerdem gab es im Totenbuche eine Reihe von besonderen Sprüchen „für das Trinken von Wasser“ im Totenreich (259, 13, 18, 22 f.). Im Ritual der Einbalsamierung heißt es bei der Konservierung des Körpers nach Umwicklung einer Binde mit der Zeichnung des Nilgottes und einer anderen mit der Zeichnung der Isis: „O Osiris N. N., der Nil, der Große der Götter, kommt zu dir, um deine Opfer mit kühlem Wasser zu erfüllen. Er gibt dir das Wasser, das aus Elephantine kommt, den Nil, der aus den beiden Löchern kommt; den Nun, der aus den beiden Bergen kommt; den Nun, der aus der Höhle kommt; den Strudel, der aus der kühlen Flut kommt. Du trinkst von ihnen und sättigst dich von ihnen. Dein Leib füllt sich mit dem frischen Wasser, der Sarg ist mit der Flut erfüllt, deine Kehle ist überschwemmt — du bist Nun, der Älteste, der Vater der Götter . . .“[1]

9) Auch bei den alten Griechen galten die Totengeister nach uraltem, einst weitverbreitetem Volksglauben, von dem sich noch Spuren in der klassischen Literatur erhalten haben, als durstig.[2] Man bezeichnete die Abgeschiedenen in diesem Sinne als *ἀλίβαντες* „die Trockenen“,[3] oder *δαναοί* „die Dörrenden“.[4] Aristophanes (Frösche

[1] Nach G. Roeder, l. c. S. 302, 14 ff.

[2] Vgl. A. Dieterich, Nekyia, S. 99 f. O. Gruppe, Griechische Mythologie II, S. 830 ff.

[3] *Ἀλίβας* ist ein Homer noch unbekanntes dunkles Wort. Es wird von den Alten erklärt als „ohne *λιβάς*“, z. B. Orion 30, 14: *ἀλίβας: ὁ νεκρός, παρὰ τὸ λιβάδα καὶ ὑγρότητα μὴ ἔχειν* oder an anderer Stelle *ὁ νεκρὸς ὁ ξηρός, μὴ ἔχων νοτίδα καὶ λιβάδα τινά· οἱ γὰρ ζῶντες ὑγροί. ἀλίβας δὲ καὶ τὸ ὄξος* (Essig) *τινές φασι* (nach O. Immisch, Archiv f. Religw. XIV [1911], S. 449). O. Immisch, der die Bedeutung des Wortes untersucht hat, kommt l. c. S. 458 ff. zum Resultat, *ἀλίβαντες* habe ursprünglich die auf dem Meere Wandernden (Totengeister), die Halibanten bezeichnet und sei erst später unter dem Einflusse der Volksetymologie als Gegensatz zu *διερός* „feucht von Lebenssaft“ aufgefaßt worden.

[4] Vgl. Etym. Magnum *δάνειον* 247, 49 *δαναοὶ γὰρ οἱ νεκροί, τουτέστι ξηροί*. Die Bezeichnung der Toten als *δαναοί* ist, wie Gruppe, Griech. Myth. II, S. 831 f. ausgeführt hat, noch in dem bekannten Mythus von den Danaidentöchtern enthalten, die zur Strafe dafür, daß sie ihre Vettern, die Aegyptossöhne, im Ehebett ermordeten und ihre Leichen vergruben, in der Unterwelt rastlos Wasser in einen durchlöcherten Pithos schöpfen müssen. Um Regen herbeizuzaubern, gießt man, wie wir gesehen haben, Wasser in die Erde, um die dürstenden Seelen zu befriedigen. Einen solchen Regenzauber soll der Mythus nach Gruppe wahrscheinlich begründen. Als nach dem Morde der Freier, die als *ἄγαμοι* in die Unterwelt kamen, durch die erzürnten Totengeister eine große Dürre eintrat (vgl. 2 Sam. 21, 1 ff.), haben die Danaidentöchter durch Wasserausgießen und Sühnriten die Totengeister und die Gottheit besänftigt und wieder Regen herbeigeführt. Das mag etwa die ursprüngliche Form der Sage gewesen sein.

v. 194) kennt im Hades einen „Dürrestein" (*Ἀναίνου λίθος*), zu dem die Scholien folgende Erklärung geben: *παρὰ τὸν λίθον αὐαίνου καὶ ξηραίνου, ἢ ὅπου ξηραίνονται οἱ νεκροί.*[1] Und Empedokles spricht von der ‚ausdörrenden Krankheit' und von Schlammströmen in der Unterwelt (v. 387: *αὐχμηραί τε νόσοι καὶ σήψιες ἔργα τε φευστά*).[2] Auf einem Goldtäfelchen aus einem Grabe bei Petelia, das aus orphisch-pythagoreischen Kreisen stammt, klagt die Seele im Hades, daß sie vor Durst verschmachte und zugrunde gehe: *δίψηι δ'εἰμὶ αὖη καὶ ἀπόλλυμαι.*[3] Man schrieb daher den Totengeistern auch Einfluß auf Regen und Fruchtbarkeit zu und glaubte durch Ausgießen von Wasser in den Erdboden Regen herbeizaubern zu können. Auf diesen uralten Glauben deutet der Mythus von den Danaïdentöchtern und der Ritus des Wasserausgießens am Chytrenfeste in den Erdspalt im Tempel der Ge Olympia in Athen (Hydrophorien; vgl. Et. Mag. 774, 56 *ὑδροφόρια· ἑορτὴ Ἀθήνησι πένθιμος ἐπὶ τοῖς ἐν τῷ κατακλυσμῷ ἀπολομένοις.* Paus. I 18, 7).[4]

Weil die Toten ohne Lebenssaft waren und dürsteten, mußten sie erquickt werden, mußte ihnen lebenspendende Flüssigkeit zugeführt werden. Das geschah am geeignetsten durch Opferblut (*αἱμακουρία*, „Blutsättigung"). Das Opfertier wurde über der Opfergrube (*βόθρος*) neben dem Grabe — manchmal auch auf dem Grabe — geschächtet (*ἐντέμνειν*), indem man seinen Hals abwärts bog und die Kehle durchschnitt; das Fleisch wurde ganz verbrannt. So tat bereits Odysseus in der Unterwelt, Od. X, 526 f.; XI, 35 f. Anstatt der in die Erde eingetieften Grube konnte auch ein auf das Grab aufgesetzter, runder, unten offener Opferherd (*ἐσχάρα*) benutzt werden, wie man einen solchen über dem vierten Schachtgrabe auf der Burg von Mykenae fand und wie es bei den Heroenopfern häufig war. Schon auf dem Sarkophage von Hagia Triada (Zeit der 18.—19. äg. Dyn.) sehen wir dargestellt, wie das Blut des Opferstieres für den Toten in ein Gefäß ohne Boden ausgegossen wird.[5] In Tronis in Phokis führte man,

[1] A. Dieterich, Nekyia, S. 99 Anm. 2 verweist im Anschluß daran noch auf Aischylos' „Eumeniden" v. 267 u. 331 ff.

[2] Dagegen wird es sich bei der Sitte des Wasserausgießens, die im Gesetz von Julos verboten wird (vgl. H. Roehl, Inscr. Graecae antiquissimae Nr. 395, Z. 22: *μὴ ἐποτιθέναι κύλικα ἐπὸ τὴν κλίνην μηδὲ τὸ ὕδωρ ἐχχεῖν μηδὲ τὰ καλύσματα φέρειν ἐπὶ τὸ σῆμα*), wahrscheinlich nicht um eine Tränkung des Toten, sondern eher um einen Abwehrritus gegen den Totengeist handeln, wie es auch F. B. Jevons, Class. Rev. IX (1895), S. 247 f. aufgefaßt hat.

[3] Vgl. G. Kaibel, Inscript. Graecae Sic. et It. 638. A. Dieterich, Nekyia, S. 86.

[4] Vgl. E. Rohde, Psyche[6] I, S. 238, 247 Anm. 1. J. v. Prott, Fasti sacri, Leipzig 1896, S. 11.

[5] Vgl. F. v. Duhn, Der Sarkophag von Hagia Triada: Archiv f. Religw. XII (1909), 173 f. und Taf. III.

ähnlich wie in Amyklae, dem Heros das Blut durch eine Röhre in das Grab zu.[1] An die Stelle der blutigen Opfer traten später im Totendienst fast ausnahmslos die Spendegüsse (*χοαί*), die in die Opfergrube oder durch eine Amphora mit hohlem Fuß in das Grab flossen. Diese flüssigen Spenden, meist ein Mischtrank aus Honig und Milch (*μειλίχρητον*), Wein und Wasser (so schon Od. XI, 26 f.) spielen eine wichtigere Rolle als die Gaben von Früchten oder Kuchen.[2] Die abgeschiedenen Seelen sollten dadurch erquickt und besänftigt werden.[3] In diesem Zusammenhange ist wohl auch die bei Kleidemos Fragm. 20 (Athenaeus IX 18, S. 409)[4] erhaltene Vorschrift zu nennen. Danach soll man westlich vom Grabmal eine Grube graben und in diese, mit dem Gesicht nach Osten gewendet, Wasser mit den Worten gießen: „Euch diese Abwaschung, die ihr sie braucht und denen sie gebührt (*Ὑμῖν ἀπόνιμμ', οἷς χρῆ καὶ οἷς θέμις*)!" Dann fügt man Salbe hinzu. Hier ist das Bad oder die Waschung an die Stelle der Tränkung getreten. Achill stellte auf den Scheiterhaufen seines Freundes Patroklus Krüge mit Öl und Honig und goß die ganze Nacht hindurch Spenden dunklen Weines auf die Erde, indem er die Psyche seines Freundes herbeirief, Il. XXIII, 218 f. Man dachte sich, daß der Tote komme und von den Spenden trinke; man forderte ihn wohl auch dazu auf; vgl. z. B. Eurip. Hec. 535 ff.[5] Auf den griechischen Grabsteinen sieht man dann häufig dargestellt, wie der Abgeschiedene als Heros die Trankspende von den Angehörigen empfängt.

Selbst bei den heutigen Griechen hat sich, worauf A. Dieterich, Nekyia, S. 99 f., im Anschluß an C. Wachsmuth bereits aufmerksam gemacht hat, die volkstümliche Vorstellung erhalten, daß das Totenreich wasserlos, dunkel und trostlos ist und daß die Seelen dort Durst leiden.[6] Denn das Leben ohne frisches Wasser und Licht ist dem Griechen nur ein trauriges Dasein. Man nennt daher die Toten *οἱ διψασμένοι* und *οἱ ἄβρεχοι*. Wenn Charos seine Opfer, jung und alt, vor sich hertreibt, flehen sie ihn nach einem bekannten, von Fauriel mitgeteilten neugriechischen Volksliede an: *Χάρε μου, κόνεψ' εἰς χοριὸν, κόνεψ' εἰς κρύαν βρύσιν* „O lieber Charon, halt am Dorf, halt an der kühlen Quelle!" Die Greise wollen trinken gehen und die

[1] Paus X 4, 10; III 19, 3. Vgl. z. B. die Sitte der Tobabatak auf Sumatra, die nach J. Warneck, Archiv f. Religw. XVIII (1915), S. 346 manchmal Blut in das Grab gießen, „um dem abgeschiedenen Geiste Seelenstoff zuzuführen".

[2] Vgl. E. Rohde, Psyche[6] I, S. 242 Anm. 1.

[3] Vgl. Aisch. Choeph. 15: *χοαὶ νεκρτέρων μειλίγματα.* Choeph. 486 f.: *χοαὶ γαμήλιοι.* G. Kaibel, Epigrammata graeca ex lapidibus conlecta, Berlin 1878, 120, 9—10: *θέλγειν ψυχὴν τεθνηκότος ἀνδρός.*

[4] Vgl. Fragm. histor. Graec. ed. Müller I, S. 363.

[5] Vgl. E. Rohde, Psyche[6] I, S. 243 Anm. 2.

[6] Vgl. C. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen. Bonn 1864, S. 19 ff., 51.

Jungen spielen, aber der unerbittliche Seelenführer gewährt diese Gunst nicht.[1] Fast überall in Griechenland gießt der Priester während der Beerdigung bei den Worten: „Erde bist du, und zur Erde sollst du zurückkehren" Wasser auf das Grab aus einem Kruge, der darauf zerbrochen wird.[2] In Kreta stellt man einen Krug mit Wasser 40 Tage lang auf das Grab; nach volkstümlichem Glauben soll das Wasser dazu dienen, daß der Teufel hineinfalle.[3]

10) Da Labung durch flüssige Spenden so unbedingt notwendig erachtet wurde für die Lebensfristung im Jenseits, ist es verständlich, daß bei der Ausbildung der griechischen Jenseitsvorstellungen durch die Mysterien, die ja ihren Anhängern ein glückliches Dasein in der anderen Welt versprachen, die Mysten und Heroen an einem Orte wohnend gedacht wurden, wo ihnen frisches Wasser und Lebensfeuchtigkeit in reichem Maße zur Verfügung stand oder von den Göttern selbst gespendet wurde. Das bewußte Leben, das diese Bevorzugten führten, war ohne diese Mittel nicht denkbar. War ja doch nach altgriechischer Anschauung sogar die Unsterblichkeit der Götter durch den Genuß der Ambrosiaspeise und des Nektartrankes bedingt. Die Uneingeweihten und die Feinde der Götter haben diese Vergünstigung nicht; sie verlieren durch den Lethetrunk in der Unterwelt alles Bewußtsein und versinken in einen Dämmerzustand, was dann allmählich als Strafe erscheint.[4] Früh schon, wie bei Pindar,[5] Olympia II, 57 – 60[6] tritt die Vorstellung von einem jenseitigen Gericht hinzu. Die Bösen kommen an einen Ort unsäglicher Pein (Olymp. II, 67), *ἔνθεν τὸν ἄπειρον ἐρεύγονται σκότον βληχροὶ δροφερᾶς νυκτὸς ποταμοί*, wo „unendliche Finsternis ausspeien die träg dahinfließenden Flüsse der dunklen Nacht" (Pindar, Frag. 130).[7] Die *εὐσεβεῖς* dagegen, hochgeehrt von den Göttern, haben ein sorgloses Dasein. Wer nach dreimaliger Wiedergeburt auf der Erde sich durch Reinheit geläutert hat, gelangt auf die Insel der Seligen, den Garten der Götter, wo blühende Bäume und an Wasserquellen aufsprießende Blumen ihn erfreuen (Olymp. II, 60 ff.). Die in den orphischen Mysterien Geweihten wurden in der Unterwelt belohnt „auf der schönen Wiese am tiefströmenden Acheron" (Orpheus, Frag. 154). Dort nahmen sie teil am Mahle der Reinen, *συμπόσιον τῶν*

[1] Vgl. C. Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne, Paris 1824 f., II, Nr. XXVII, Z. 8—10, deutsche Ausgabe von Müller II, S. 9.

[2] Globus 65, S. 54.

[3] P. Sartori, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 18 (1908), S. 376, nach Globus 65, S. 55.

[4] Vgl. Plutarch, De occ. viv. VII und A. Dieterich, Nekyia, S. 90 f., 119 f.

[5] Vgl. zur Anschauung Pindars E. Rohde, Psyche[6] II, S. 208 ff.

[6] Zur II. olympischen Ode vgl. A. Dieterich, l. c. S. 111.

[7] Vgl. O. Schroeder, Pindari carmina, Leipzig 1914, S. 320.

ὁσίων, und wurden beglückt durch ununterbrochene Trunkenheit, μέθη αἰώνιος (Plato, Rep. II, 363 C D).[1] Diese Zechgelage im Jenseits entsprechen rohen thrakischen Vorstellungen und finden sich in ähnlicher Form bei den verschiedensten Völkern.[2] In den „Fröschen" des Aristophanes wohnt der Chor der Gerechten in der Nähe von Plutons Palast. Sie tanzen im Sonnenschein auf Wiesen und in bachdurchflossenen Myrtenhainen und singen zum Flötenspiel den Göttern Loblieder (v. 154—157, 323 ff., 450 ff.).

Der Lethetrank, ursprünglich das Schicksal aller Seelen im Hades, das Vergessen alles irdischen Leidens und Strebens (vgl. „Frösche" v. 186 τὸ Λήθης πεδίον), wurde später unter dem Einflusse der Mysterien zur Strafe für die Bösen.[3] Wie diese ihr Bewußtsein durch einen Wassertrunk verloren, um zu einem neuen irdischen Leben wiedergeboren zu werden, so tranken die Frommen sich das Bewußtsein und die Unsterblichkeit aus einem anderen Born, der Μνημοσύνης πηγή, dem Brunnen des Lebenswassers.[4] Von Pythagoras wird es deshalb als Vorzug mitgeteilt, daß er auch im Tode die μνήμη gehabt habe (Laert. Diog. VII, 4), und auf Grabsteinen liest man nicht selten die Bemerkung, daß der Verstorbene von der Lethequelle nicht getrunken habe.[5] Näheres über die Lethe- und Mnemosynequelle im Hades erfahren wir durch die Inschrift eines Goldtäfelchens aus einem Grabe von Petelia, CIG 5772, das aus orphisch-pythagoreischen Kreisen stammt.[6] Wenn du in den Hades kommst, heißt es dort von der Seele, so wirst du zur Linken neben einer weißen Zypresse eine Quelle finden; dieser komme nicht zu nahe (denn es ist die Lethequelle). Zur Rechten aber findest du eine andere Quelle, das frische Wasser, das vom See der Erinnerung daherfließt, die Mnemosynequelle (τῆς Μνημοσύνης ἀπὸ λίμνης ψυχρὸν

[1] Vgl. A. Dieterich, Nekyia, S. 73. E. Rohde, Psyche[6] II, S. 129 Anm. 3. E. Maaß, Orpheus. Untersuchungen zur griechischen, römischen, altchristlichen Jenseitsdichtung und Religion, München 1895, S. 109 f.

[2] Vgl. A. Dieterich, Nekyia, S. 79 Anm. 4. H. Oldenberg, Religion des Veda, S. 534 f. W. Caland, Die altindischen Toten- und Bestattungsgebräuche, Amsterdam 1896, S. 26.

[3] Vgl. A. Dieterich, Nekyia, S. 93.

[4] Vgl. A. Dieterich, Nekya, S. 90 f. E. Rohde, Psyche[6] II, S. 389 ff.

[5] Vgl. G. Kaibel, Epigr. lap. 204, 11: Der Tote erfreut sich an der Trauer um seinen Hingang, denn οὐκ ἔπιον Λήθης Ἀϊδωνίδος ἔσχατον ὕδωρ. 414, 10: καὶ Λήθης οὐκ ἔπιον λιβάδα. Vgl. auch F. Dübner, Epigrammatum Anthologia palatina I Cap. VII, 346.

[6] Vgl. G. Kaibel, Epigr. lap. 1037. Derselbe, Inscriptiones Italiae et Siciliae, Berlin 1890, Nr. 638. A. Dieterich, Nekyia, S. 86. C. M. Kaufmann, Die sepulkralen Jenseitsdenkmäler der Antike und des Urchristentums, S. 57. — Eine Lethe- und Mnemosynequelle gab es nach Pausanias XI, 39, 8. 13 auch im Trophoniosheiligtum zu Lebadeia.

ὕδωρ προρρέον). Zu den Wächtern dieses Brunnens sollst du sagen: Vor Durst verschmachte ich und gehe zugrunde (*δίψῃ δ' εἰμὶ αὖη καὶ ἀπόλλυμαι*). Gebt mir nur schnell vom frischen Wasser, das dem See der Erinnerung entfließt (*ἀλλὰ δότ' αἶψα ψυχρὸν ὕδωρ . . .*). Die Wächter werden dann der Seele von der göttlichen Quelle zu trinken geben (*θείης ἀπὸ κρήνης*), und sie wird im Jenseits mit den übrigen Heroen herrschen. Das kühle Wasser aus der Mnemosynequelle, wonach die Seelen dürsten, ist offenbar nichts anderes als das Lebenswasser, das auch im Glauben der Griechen eine große Rolle spielt.[1] Glaukos erhielt im Märchen durch das Hinabsteigen in die *ἀθάνατος πηγή* die Unsterblichkeit.[2] Und der große Alexander suchte die Quelle der Unsterblichkeit mit blitzendem durchsichtigen Wasser am Eingange zum Lande der Seligen (Pseudokallisthenes II, Kap. 39 ff. Talmud Tamid 31 b. Ḳorān, Sure 18, 59—63).[3]

Solches das volle Bewußtsein vermittelnde Lebenswasser wünscht man daher den Toten im Jenseits auf Grabschriften, z. B. G. Kaibel, Epigrammata lap. 658 (= I. Sic. et It. 1842): *ψυχρὸν ὕδωρ δοίη σοι ἄναξ ἐνέρων Ἀϊδωνεύς.* 719, 11: *ψυχῇ διψώσῃ ψυχρὸν ὕδωρ μεταδός.* Später tritt unter dem Einflusse uralter ägyptischer Vorstellungen vom Jenseits Osiris an die Stelle des griechischen Aïdoneus. Man bittet nun gern Osiris, er möge dem Verstorbenen das kalte Wasser reichen;[4] z. B. G. Kaibel, Inscr. Gr. Sic. et It. Nr. 1488: *εὐψύχει, κυρία, καὶ δοίη σοι ὁ Ὄσιρις τὸ ψυχρὸν ὕδωρ* (vgl. Nr. 1705, 1782). Revue archéol. 1887 I, S. 199 aus Alexandrien: *σοὶ δὲ Ὀσείριδος ἁγνὸν ὕδωρ Εἶσις χαρίσαιτο.*

11) Auf altchristlichen Denkmälern wünscht man seit dem 2. Jahrhundert den abgeschiedenen Seelen im Jenseits das refrigerium, Erfrischung, Seligkeit. Man bezeichnet den Zustand der Seligen entsprechend dem griechischen *ἀναψύχειν, ἀναψυχή* mit refrigerare etc., jedoch niemals ausdrücklich in Verbindung mit dem Begriffe Wasser.[5] Der locus refrigerii ist dann das Paradies.[6] Gott gibt das refrigerium,

[1] Vgl. E. Rohde, Psyche[6] II, S. 390 Anm. 1.

[2] Scholia in Platonem, ed. Bekker, London 1824, S. 88, zu Rep. X, 611 D. Über die Glaukossage vgl. J. Friedlaender, Archiv f. Religw. XIII (1910), S. 191 f.

[3] Vgl. J. Friedlaender, Die Chadirlegende und der Alexanderroman, Leipzig 1913, und Archiv f. Religw. XIII (1910), S. 161 ff.; XVII (1914), S. 667 ff.

[4] Vgl. E. Rohde, Psyche[6] II, S. 391 Anm. 1. C. M. Kaufmann, Die sepulkralen Jenseitsdenkmäler, S. 58 f.

[5] Vgl. C. M. Kaufmann, l. c. S. 59.

[6] Zahlreiche Beispiele der Refrigeriumformel bei C. M. Kaufmann, l. c. S. 54 ff.; F. X. Kraus, Realencykl. d. christl. Altert. II, S. 84 ff. A. Dieterich, Nekyia, S. 96 f.: Privata dulcis in refrigerio et in pace. — Dulcissimo Antistheni coniugi suo refrigerium. — Spiritum tuum Deus refrigeret. — Refrigera Deus animam. — Mi refrigeri Ianuarius Agatopus Felicissimus. — Auguste in bono refrigeres dulcis.

die Heiligen vermitteln es. Dieselbe Terminologie finden wir in der altchristlichen Literatur und in den liturgischen Gebeten,[1] vgl. z. B. im Memento defunctorum der römischen Messe: locum refrigerii, ut indulgeas, deprecamur. Die Seligkeit ist also für die Christen ein refrigerium, sie wird bezeichnet und geschildert mit dem Bilde der Erquickung, das sich mit heidnischen Vorstellungen berührte.[2] Die Bezeichnung der Seligkeit als refrigerium weist wohl auch auf das himmlische Hochzeitsmahl hin (vgl. Luc. 14, 15; 22, 30; Joh. 1, 29. 36; Apc. Joh. 2, 7; 13, 8; 19, 9), das die Gerechten erwartet und das auf christlichen Grabdenkmälern oft dargestellt wird.[3] Dabei spielt der Wein eine besondere Rolle. Sie werden am Tische des Lammes speisen, wo sie weder hungern noch dürsten, sondern zu den Quellen des Lebens geführt werden, Apc. Joh. 7, 16 f.: non esurient neque sitient amplius, . . . quoniam Agnus, qui in medio throni est, reget illos, et deducet eos ad vitae fontes aquarum; vgl. 21, 6; 22, 17. Rein bildlich wird dieser Gedanke in der Darstellung von zwei Tauben, die an Weintrauben picken, auf einem Grabstein aus dem Coemeterium Callixti (Beginn des 4. Jahrhunderts) ausgedrückt. Ein anderes Epitaph aus derselben Katakombe zeigt zwei Tauben (Symbol der Seele), die aus einem Gefäße nippen. Darüber ist das Monogramm Christi gemalt.[4] Ähnlich wie die Heiden stellten sich die Christen den Aufenthaltsort der Verklärten im Jenseits als köstlichen, wasserdurchflossenen Garten voller Blumen (Paradies) vor,[5] und dieser Paradiesesgarten wird auf altchristlichen Sepulkraldenkmälern gerne dargestellt,[6] so z. B. auf dem Fresko der cinque santi in der Katakombe der hl. Soteris.[7] In der christlichen Grabschrift einer gewissen Theodora, datiert aus dem Jahre 382, wird das Paradies folgendermaßen geschildert: „inde eximios paradisi regnat odores, tempore continuo vernant ubi gramina rivis expectatque Deum",[8] und Ephräm der Syrer kennt im Paradies vier Flüsse von Wein,

[1] Beispiele s. A. Dieterich, Nekyia, S. 96 f.

[2] Über die Beziehungen der christlichen Refrigeriumformel zu den heidnischen Vorstellungen vgl. A. Dieterich, Nekyia, S. 96 f.; dagegen C. M. Kaufmann, l. c. S. 59 f.

[3] Vgl. C. M. Kaufmann, l. c. S. 60, 194 ff.

[4] Nach C. M. Kaufmann, l. c. S. 55. Vgl. auch den von Kaufmann S. 112, Fig. 9 abgebildeten Grabstein der Severa mit dem Bruchstück einer Taube, die an Weintrauben pickt. Auf dem bekannten Fresko der cinque santi (Kaufmann, l. c. S. 110 Fig. 8; O. Wulff, Altchristl. und byzantinische Kunst, Berlin 1915, I. Taf. IV) sieht man Tauben, die aus Gefäßen trinken. Gelegentlich schrieb man sogar neben die Tauben den Namen des Verstorbenen.

[5] Vgl. Petrusapokalypse 16 bei A. Dieterich, Nekyia, S. 4 f.

[6] Vgl. C. M. Kaufmann, l. c. S. 108 ff.

[7] Vgl. O. Wulff, l. c. I, Taf. IV.

[8] Nach C. Kaufmann, l. c. S. 95.

Milch, Honig und Sahne zur Erquickung der Seligen (Hymnen über das Paradies X. Str. 5).[1]

12) Ähnliche Vorstellungen wie bei den Griechen finden wir bei den Römern. Auch sie wußten vom Durst der Toten. Auf Properz, Eleg. IV, 5, 1 hat bereits Dieterich hingewiesen[2]: Terra tuum spinis obducat, lena, sepulcrum, Et tua, quod non vis, sentiat umbra sitim. Die Totenopfer, wie sie namentlich den Parentalia dargebracht wurden, bestanden hauptsächlich aus Spendegüssen von Wasser, Wein, Milch und Honig. Falls Tiere geopfert wurden, goß man das Blut auf das Grab. Um den Toten den Genuß der Flüssigkeiten zu erleichtern, leitete man sie gern durch tönerne oder metallene Röhren in das Grabesinnere oder zur eingemauerten Totenurne.[3] Die Totengeister wohnten in der Unterwelt, sie hatten Einfluß auf Regen, Fruchtbarkeit und Nachkommenschaft und kamen durch den mundus, der in der Regel durch den lapis manalis geschlossen war, an gewissen Tagen auf die Oberwelt (Ovid. Fast. II, 547 ff.). Der lapis manalis ist zugleich Regenstein. Ein solcher wurde in Rom in der Nähe des Marstempels vor der Porta Capena aufbewahrt und bei anhaltender Dürre von seinem Platze genommen und feierlich in die Stadt geführt.[4]

13) Die alten Inder der Veden speisten und tränkten ihre Toten regelmäßig und gossen ihnen Wasser aus. Dabei baten sie um Segen oder um einzelne Güter, wie Regen, Nahrung, gesunde männliche Nachkommenschaft. Den Ritus eines solchen Totenopfers an den Vater, Großvater und Urgroßvater schildert Oldenberg wie folgt.[5] Man gräbt drei flache Gruben von etwa einer Spanne Durchmesser in die Erde und bestreut sie mit Darbhagras. Nach vorbereitendem Opfer an die Totengötter und einer Anrufung der Väter, zu kommen, setzt der Opferer Wassergefäße an den Gruben nieder, aus denen er der Reihe nach in die drei Gruben gießt mit den Worten: „N. N. (Name des Vaters, bezw. Großvaters und Urgroßvaters), wasche dich, und die dir folgen und denen du folgst. Dir die Totenspende!“ Dann erfolgt in ähnlicher Weise das Klößeopfer in die drei Gruben. W. Caland berichtet, daß die Seele zum Opfer herankommt und nach Anschauung mancher in das Wassergefäß schlüpft.[6] Im Verlaufe

[1] Vgl. oben S. 563.

[2] Nekyia, S. 99 Anm. 3.

[3] Abb. eines solchen nach CIL VI, 29877 bei W. H. Roscher, Lexik. d. griech. u. röm. Myth II, Sp. 2321. Vgl. H. Blümner, Die römischen Privataltertümer, München 1911, S. 507 ff.

[4] Vgl. G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer², S. 120 f. O. Gruppe, Griech. Mythol., S. 776 f.

[5] H. Oldenberg, Religion des Veda, S. 549 f.

[6] Altindischer Ahnenkult, S. 189.

der feierlichen Feuerbestattung verwandten die Inder Wasser sowohl zur Labung der Toten wie als Abwehrmittel gegen den Totengeist je nach den Vorschriften der einzelnen Schulen in verschiedener Weise. Auf dem Wege zum Scheiterhaufen wurde für den Toten mehrfach Sesamwasser ausgegossen.[1] Vor der eigentlichen Verbrennungszeremonie,[2] in der Regel jedoch nach der Verbrennung,[3] wurde der Scheiterhaufen mit Wasser umgossen. Nach Caland geschah das folgendermaßen: der Opferer nahm einen mit Wasser gefüllten Krug auf das Haupt oder die linke Schulter und stellte sich am Fußende des Toten auf. Dann wurde mit einem Beil oder einem glatten Steine in den Krug von hinten ein Loch geschlagen, so daß das Wasser in ununterbrochenem Strahle herausfloß. Der Opferer ging nun dreimal um den Scheiterhaufen herum, diesem die linke Seite zukehrend. Jedesmal, wenn er wieder am Fußende ankam, wurde ein neues Loch in den Krug gestoßen. Während dieser Zeremonie wurde jedesmal einer der folgenden Sprüche gesagt: „Diese Süßigkeit enthaltenden Wasser sollen in dieser Welt (das zweitemal: „im Luftraum", das drittemal: „in der Himmelwelt") dir, nie versiegend, zuträufeln." Zum Schluß wird der Krug nach rückwärts abgeworfen und zerbrochen. Nach der Rückkehr vom Scheiterhaufen nahmen alle Verwandten an einem Orte, wo stillstehendes Wasser war, durch einmaliges Eintauchen ein reinigendes Bad; dabei gossen sie mit den hohlen Händen dreimal Wasser aus, indem sie den Toten mit Namen nannten und hinzufügten: „Dies (Wasser) dir."[4] Nach manchen Quellen wurde in der Nacht nach der Verbrennung Wasser und Milch unter freiem Himmel für den Toten hingestellt und gesprochen: „Verstorbener, hier bade."[5] Auch in der nun folgenden Trauerperiode von 10 Tagen wurden täglich zahlreiche Wasserspenden dargebracht, ferner Milch und Klöße.[6] Einige Tage nach der Verbrennung erfolgte unter abermaligen Spenden das Sammeln der Gebeine, die gewaschen und mit Wohlgerüchen begossen in eine Urne gelegt wurden. Dabei wurde die Urne von manchen mit saurer Milch, Schmalz, Honig und Wasser angefüllt und ein Goldstückchen darübergelegt.[7] War sie dann in einer Grube beigesetzt und darüber ein Hügel aus Erde und Steinen errichtet, so streute man zur Nahrung des Toten Getreidekörner darauf und grub Gruben daneben, in die man ihm als Trank Wasser

[1] Vgl. W. Caland, Die altindischen Toten- und Bestattungsgebräuche, Amsterdam 1896, S. 24 f.
[2] W. Caland, l. c. S. 55 f.
[3] L. c. S. 72.
[4] Vgl. W. Caland, l. c. S. 76 f.
[5] Nach H. Oldenberg, l. c. S. 579.
[6] Vgl. W. Caland, l. c. S. 81 f.
[7] Vgl. W. Caland, l. c. S. 107.

und Milch goß.[1] Wenn hier auch niemals vom Durst der Toten die Rede ist, so ist nach den Texten doch kein Zweifel, daß die Wasserspende zur Labung der Seelen diente; dazu gehörte für den Inder auch das tägliche Bad.

14) Sehr an die alten Inder erinnert das, was W. Caland nach alten Quellen von den Totengebräuchen der heidnischen Preußen, Litauer und Letten zu berichten weiß.[2] Man gab den Abgeschiedenen einen Krug speziell für die Begräbnisfeier gebrauten Bieres ins Grab (l. c. S. 481, 486), ferner Geldstücke und Brot. Nach der Totenklage wurde von den Anwesenden der Reihe nach dem Toten zugetrunken mit der Bitte, er möge die Angehörigen im Jenseits grüßen (l. c. S. 484). Im Sterbezimmer wurde ein Glas Kaffee aufgestellt, damit der Tote im Falle der Rückkehr seinen Durst stillen könne. Ebenso stellen nach Mitteilung Calands die russischen Bauern sechs Wochen lang nach der Bestattung in jeder Nacht eine Schale mit Wasser in der Hütte des Verstorbenen auf, damit er davon trinke.[3] Natürlich wurde der Abgeschiedene auch bei der eigentlichen Totenmahlzeit am 3., 6., 9. und 40. Tage mit Speise und Trank bedacht, sonst fand die Seele keine Ruhe (S. 491). Gelegentlich des allgemeinen Totenfestes, das unmittelbar auf das Erntefest Ende Oktober folgte, wurden die Toten zu einer besonderen Mahlzeit in einer eigens erbauten und reich ausgestatteten Hütte eingeladen. Die Männer hielten zur selben Zeit ein dreitägiges Trinkgelage und begossen zum Schluß die Gräber mit Getränk (S. 491). In anderer Gegend wurde dieses gemeinsame baltische Totenfest zu abendlicher Stunde an einem Flußufer gefeiert. Nach einem Gebet zu den Geistern der Vorfahren stiegen je vier Knaben und Mädchen auf ein hölzernes Gestell und gossen aus Krügen Bier, Branntwein, Milch und Honig nach allen Himmelsgegenden aus. Dann setzten sie auch Speisen nieder und tanzten um die Gaben, worauf die Mädchen Blumengewinde in den Fluß warfen. Nach den Kindern wurde dieselbe Szene von dem Chore der Witwer und Witwen und schließlich von dem der Verheirateten wiederholt. Schließlich wurde das Holzgestell niedergerissen und die Geister mit dem Hinweise verscheucht, sie hätten genug gegessen und getrunken.[4] — Daß die Toten Freude haben am Wasser, darauf scheint auch folgende von E. Veckenstedt mitgeteilte litauische Erzählung zu deuten.[5] Ein

[1] Vgl. H. Oldenberg, l. c. S. 582 f.

[2] Archiv f. Religw. XVII (1914), S. 476 ff.

[3] Archiv f. Religw. XVII (1914), S. 504, nach Encycl. of Relig. and Ethics IV S. 24 a.

[4] L. c. S. 493 f.

[5] Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer). Heidelberg 1883, S. 260.

Bauer aus Krottingen, der des Nachts am Kirchhofe vorüberging, sah, wie aus jedem Grabe ein Toter aufstand. Sie schlichen am Zaune entlang und gingen dann zum Flusse hinab, der am Fuße des Kirchhofes entlang fließt. Dort tauchten sie ihre Hände in das Wasser, gingen dreimal um die Kapelle auf dem Friedhofe und kehrten dann in ihre Gräber zurück.

Bei den Rumänen herrscht der volkstümliche Glaube, daß die Seele des Toten einen ausgesprochenen Hang zum Wasser hat. Es werden daher, solange die Leiche im Hause ist, alle Wasserbehälter zugedeckt, damit sie nicht hineinfällt und ertrinkt.[1] Geht in Siebenbürgen bei den Rumänen ein Witwer eine neue Ehe ein, so gießen die Kinder oder die nächsten Verwandten zur Zeit der Trauung dreimal Wasser auf das Grab der verstorbenen Frau. Denn, so glaubt man, ihr Herz entbrennt vor Gram, und dieser Brand soll gelöscht werden.[2]

15) Im Kulturkreise der heutigen Primitiven ist die Vorstellung vom Durst der Toten an verschiedenen Stellen deutlich vertreten. Jedenfalls spielen Trankspenden in ihren Totengebräuchen eine wichtige Rolle. Die Indianer Nordamerikas gießen Milch auf das Grab ihrer Kinder. Tylor berichtet, daß die Neger im Kongogebiet den Toten im Grabe durch einen Kanal Speise und Trank direkt in den Mund zuführen.[3] Die Kukata in Zentralaustralien halten den Totengeist für durstig; sie stellen deshalb ein Trinkgefäß mit Wasser auf das Grab, damit er seinen Durst stillen könne.[4] Dasselbe tun die Eingeborenen am Maranoafluß. Die Stämme am Herbertfluß erbauen eine Hütte über dem Grabe, stellen ein Trinkgefäß für den Totengeist hinein und bahnen für ihn einen Pfad hinab zum Flusse; ferner bringen sie oft Speise und Wasser an das Grab.[5] Bei den Australnegern lassen die Trauernden, welche sich zu Ehren der Toten verwunden, das Blut auf den Leichnam oder ins Grab fließen, um den Verstorbenen zu stärken.[6] Die Papuas in der Umgebung von Kap König Wilhelm auf Deutsch-Neuguinea begraben in den Häusern. Sie stellen ein Gefäß mit Yams und ein anderes mit Wasser an das Grab. Ähnlich verfahren die Bukaua auf Neuguinea.[7] Auf den Shortlandsinseln verbrennt man die Häuptlinge mit reichen Speisevorräten; einem, der gerne Tee trank, goß eine seiner Töchter

[1] Vgl. P. Sartori, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 18 (1908), S. 363 unter Verweisung auf Flachs, Rumänische Hochzeits- und Totengebräuche, S. 44.

[2] Vgl. P. Sartori, l. c. S. 367 nach Globus 57, S. 30.

[3] Primitive Culture II, S. 31.

[4] Vgl. J. G. Frazer, The belief in immortality I, S. 144.

[5] Vgl. J. G. Frazer, l. c. S. 152 f.

[6] L. c. S. 158 f., 183; vgl. Od. XI, 23 ff.

[7] L. c. S. 241, 259.

eine Tasse Tee in die Flammen.[1] Von den Bergdamara wird folgendes berichtet: Wenn ein Häuptling gestorben und bestattet ist, kehren die Angehörigen etwa nach einem Jahre zum Grabe zurück und schlachten an einer Wasserstelle in der Nähe eine Ziege. Der Opferer nimmt den Mund voll Wasser und besprengt den Boden rings um das Grab; ebenso tun alle Bewohner der Werft. Dann wird das Tier verspeist; alle Verwandten des Toten trinken dabei von dem Wasser.[2]

16) Mit der Anschauung vom Durst der Toten und ihrer Freude an lebenspendender Feuchtigkeit kreuzt sich eine andere, wonach die Totengeister, die befriedigt sind, als Bewohner des Mutterschoßes der Erde, aus der die Quellen hervordringen und um deren Berge sich die Wolken sammeln, Einfluß haben auf Regen, sowie vegetabilische und animalische Fruchtbarkeit oder direkt Spender dieser Güter sind. Unglückliche dämonische Totengeister haben daher auch die Macht, den Regen zurückzuhalten und die Wolken wegzublasen. Durch Wasserausgießen für die Geister der Abgeschiedenen kann man daher Regen und Fruchtbarkeit hervorrufen. Es sei hier zurückverwiesen auf das, was oben S. 564 f. bereits über die Erzählung 2 Sam. 21, 1 ff. und über das Wasserausgießen beim jüdischen Herbstfest ausgeführt worden ist. Am deutlichsten wird dieser Gedanke, wenn man die Gebeine des Toten selbst oder das Grab begießt. So verfahren z. B. die Regenmacher in Neukaledonien. Sie bestreichen sich über und über mit schwarzer Farbe (Darstellung der Regenwolken!), graben einen Toten aus, fügen die Gebeine zusammen und hängen sie in einer Höhle (Unterwelt!) über Blättern auf. Dann wird Wasser über das Skelett ausgegossen, das auf die Blätter abfließt. Die Seele des Verstorbenen zieht das Wasser an sich und läßt es als Regenwolken am Himmel aufsteigen.[3] An Stelle dieses ist auch noch ein anderer Regenzauber in Neukaledonien gebräuchlich. Auf dem Opferplatze, wo die Schädel der Vorfahren in Reihen aufgestellt sind, legt man Eßvorräte als Opfer für die Ahnengeister nieder. Den Schädeln gegenüber wird eine Reihe von Töpfen hingestellt, die mit Wasser gefüllt sind. In jeden Topf wird ein schädelförmiger Stein gelegt. Nach dieser Zurüstung betet der Regenmacher zu den Ahnen, doch Regen zu schicken. Dann besteigt er einen hohen Baum und treibt durch Schwingen mit einem Zweige

[1] L. c. S. 349; vgl. 365, 440.

[2] Vgl. P. Sartori, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 18 (1908), S. 367 f. nach Irle, Die Herero, S. 157.

[3] Vgl. J. G. Frazer, The golden bough[3], Part. I: The magic art I, London 1911, S. 284, nach G. Turner, Samoa, S. 345 f.

die Regenwolken herbei.[1] Bei den Armeniern gilt es als Regenzauber, einen Schädel auszugraben und ihn in fließendes Wasser zu werfen.[2] In Urfa legt man zu diesem Zwecke den Schädel eines Juden in den Abrahamsteich. Die Seelen Verunglückter und gewaltsam Getöteter werden für besonders durstig gehalten, so daß sie die Feuchtigkeit der Wolken an sich ziehen und den Regen verhindern (vgl. 2 Sam. 21, 1 ff.). Tritt anhaltende Dürre ein, so muß man die Gräber solcher Unglücklichen ausgiebig mit Wasser begießen, um sie zu besänftigen. Interessante Beispiele für diesen Glauben aus bäuerlichen Kreisen Rußlands sind oben S. 564 f. bereits angeführt worden. In einer Gegend Rußlands gruben die Bauern bei großer Trockenheit den Leichnam eines Selbstmörders aus, der sich ertränkt hatte, und versenkten ihn in einen Sumpf, um den ersehnten Regen zu erhalten. In einer anderen Gegend geschah dasselbe im Sommer 1868 mit der Leiche eines Dissidenten, der im letzten Dezember verstorben war. Einige schlugen die Reste mit dem Rufe: „Gib uns Regen!“, während andere durch ein Sieb Wasser auf sie ausgossen.[3]

Wenn bei den Baronga an der Delagoabay (Südostafrika) infolge anhaltender Dürre Hungersnot in Sicht ist, vollziehen die Frauen in besonderer Kleidung Umzüge, um Regen herbeizurufen. Unter Schreien und Gesängen ziehen sie von Wasserstelle zu Wasserstelle und reinigen sie. Dann gießen sie Wasser auf die Gräber ihrer Vorfahren aus. Als besonders wirkungsvoll gilt es, Wasser auf die Gräber von Zwillingen zu gießen; denn diese müssen immer feucht sein. Deshalb bestattet man Zwillinge in der Regel in der Nähe eines Sees. Tritt der erwartete Regen nicht ein, so erinnert man sich, daß ein solches Grab an einem Trockenplatze liege. Sofort läßt der Zauberer die Gebeine ausgraben und am Seeufer betten, worauf es zu regnen beginnt. Zwillinge heißen bei den Baronga „Kinder des (Wolken-) Himmels“.[4] In Manipur besteht an manchen Orten bei großer Trockenheit folgender Brauch. Das Haupt des Dorfes pflanzt auf das Grab eines Mannes, der durch Feuer zu Tode gekommen ist, einen Feuerbrand und löscht ihn dann durch Begießen

[1] Vgl. J. G. Frazer, The golden bough[3] I: The magic art I, S. 285 nach P. Lambert, Missions Catholiques XXV (1903), S. 116.

[2] Vgl. Frazer, l. c. S. 285 nach M. Abeghian, Der armenische Volksglaube, S. 93.

[3] Vgl. Frazer, l. c. S. 285 nach W. R. S. Ralston, The Songs of the Russian People, S. 425 f. P. v. Stenin, Über den Geisterglauben in Rußland: Globus 57 (1890), S. 285.

[4] Vgl. Frazer, l. c. S. 267 f., 286, nach H. A. Junod, Les Ba-ronga, Neuchâtel 1898, S. 412, 416 ff. — Über den weitverbreiteten Glauben, daß Zwillinge Einfluß auf das Wetter haben, vgl. Frazer, l. c. S. 262 ff.

mit Wasser aus. Dabei betet er um Regen.[1] In Zentralcelebes bittet man die Toten um Regen, besonders verehrte Ahnen. Im Dorfe Kalingua ist das Grab des Großvaters des jetzigen Herrschers. Wenn große Dürre ist, gehen die Leute zu diesem Grabe, gießen Wasser darauf und sagen: „Großvater, habe Mitleid mit uns; wenn du willst, daß wir in diesem Jahre zu essen haben, so sende Regen". Dann hängen sie ein Gefäß mit Wasser über dem Grabe auf, aus welchem durch ein kleines Loch das Wasser beständig auf das Grab tröpfelt. Das Gefäß wird so oft gefüllt, bis Regen fällt.[2] Bei den Zulu tragen die Mädchen in Zeiten der Trockenheit große Krüge Wasser zu einem bestimmten Baume, unter dem einer ihrer Vorfahren, ein großer Regenmacher, begraben sein soll. Sie gießen das Wasser auf sein Grab und hoffen, daß er ihnen Regen senden werde.[3] Bei manchen Indianerstämmen am Orinoco war es Sitte, daß die Verwandten eines Verstorbenen seine Gebeine ein Jahr nach der Bestattung ausgruben und die Asche in alle Winde verstreuten. Sie glaubten, daß die Asche in Regen verwandelt und vom Toten zum Dank wieder herabgesandt werde.[4] In China herrscht der Glaube und läßt sich bis ins 7. Jahrh. v. Chr. zurückverfolgen, daß Dürre und Mißernte, eine der größten Plagen des Landes, hervorgerufen werden durch die Geister verlassener Toten, deren Gebeine den Unbilden des Wetters preisgegeben unbeerdigt umherliegen.[5] Sie werden zu Trockenheitsdämonen (pah). Es ist daher Pflicht der Lokalbehörden, für die Beerdigung aller menschlichen Reste zu sorgen, besonders im Frühjahr, und es sind im Strafgesetzbuche Strafen verhängt über die, welche verbrecherischerweise Leichen ausgraben und die Gebeine umherstreuen, um Dürre hervorzurufen. Wie die Gebeine, so sind auch ihre Geister dem Regen ausgesetzt — volkstümlicher Glaube denkt sie sich als menschliche Gestalten mit einem Auge auf dem Scheitel —, daher suchen sie sich zu schützen und blasen die Regenwolken hinweg. Auch die Seelen anderer Unglücklicher, namentlich die der Selbstmörder und die der Erhängten, werden nach chinesischer Anschauung zu Trockenheitsdämonen, besonders wenn ihr Körper unzerstört im Grabe erhalten bleibt.[6] In einem solchen Falle genügt es, sie auszugraben und zu verbrennen; dann regnet es wieder.

[1] Vgl. Frazer, l. c. S. 252 nach C. T. Hodson, The Native Tribes of Manipur: Journal of the Anthropological Institute XXXI (1901), S. 308.

[2] Vgl. Frazer, l. c. S. 286. H. Berkusky, Archiv f. Religw. 18 (1915), S. 321 f.

[3] Vgl. Frazer, l. c. S. 286, nach Dudley Kidd, The Essential Kafir. London 1904, S. 115.

[4] Vgl. Frazer, l. c. S. 287.

[5] Vgl. J. J. M. de Groot, The Religious System of China, III, S. 918 ff. IV, S. 516 ff. V, S. 761.

[6] Vgl. l. c. IV, S. 518–520.

17) Der Glaube, daß die Totengeister Herren über Regen und Fruchtbarkeit sind und, wenn sie zürnen, diese entziehen, äußert sich, abgesehen vom Regenzauber durch Wasserausgießen für die dürstenden Totengeister, noch in verschiedener Weise. Oft begnügt man sich mit einer bloßen Anrufung an die Ahnen und unterstützt diese durch entsprechende Opfer.[1] Bei den Herero in Deutsch-Südwestafrika zieht der ganze Stamm, wenn es lange Zeit nicht regnet, mit seinen Herden zum Grabe eines verehrten Vorfahren, legt dort Opfergaben in Gestalt von Fleisch und Milch nieder und bittet ihn um Regen. Das Brüllen und Blöken der Tiere, das Bellen der Hunde und die Bitten der Männer sollen ihn zum Mitleid bewegen.[2] Die Wagogo in Deutsch-Ostafrika opfern schwarze Tiere an den Gräbern ihrer Ahnen; der Regenmacher trägt dabei schwarze Kleider.[3] Die Dieri in Zentralaustralien vollführen in Zeiten großer Dürre sehr komplizierte Regenzeremonien unter Anrufung der Mamuras, der Ahnengeister, welche die Regenwolken herbeiführen.[4]

Ferner zeigt sich der Glaube an die Macht der Totengeister über Fruchtbarkeit und Wetter in mannigfaltigen Übungen des Volkslebens, namentlich in Fruchtbarkeitsriten. In Mysore müssen die Aussätzigen nach dem Tode verbrannt werden, dann befinden sie sich wohl. Wenn einer in die Erde bestattet wird, regnet es nicht mehr. Im Falle einer Trockenheit werden daher etwa beerdigte Aussätzige wieder ausgegraben.[5] Es kommt auch vor, daß die Totengeister Regen aus Rache senden, wenn man sie im Grabe beunruhigt.[6] Fruchtbarkeitsriten und Opfer, gerichtet an die in der Erde wohnenden Totengeister, die oft zu unterirdischen Gottheiten werden, sind überaus häufig. Nicht selten wird die ganze Feldarbeit von solchen Opfern begleitet, wie z. B. bei den Tobabatak, wo der Erdgott und zugleich die Dorf- oder Stammesahnen (sombaon) die Empfänger sind.[7] So wird geopfert vor dem Roden eines neuen Feldes, vor dem Säen, in der Jätezeit, bei anhaltender Dürre, beim Auftreten von Ungeziefer und endlich bei der Ernte. Zwar werden die Obergötter jedesmal genannt; hauptsächlich wendet man sich aber an die Ahnengeister, von denen nach batakischer Ansicht die Fruchtbarkeit der Felder und des Viehes in erster Linie abhängt.[8] Mit

[1] Zahlreiche Beispiele bei H. Berkusky, Totengeister und Ahnenkultus in Indonesien: Archiv f. Religw. 18 (1915), S. 301 ff.

[2] Vgl. Frazer, l. c. S. 287, nach Globus 58 (1890), S. 323.

[3] Vgl. Frazer, l. c. S. 290 f.

[4] Vgl. Frazer, l. c. S. 255 f.

[5] Vgl. Frazer, l. c. S. 285.

[6] Vgl. Frazer, l. c. S. 285 f. Mela, Chorographia III, 106.

[7] Vgl. J. Warneck, Archiv f. Religw. 18 (1915), S. 351, 356.

[8] Vgl. J. Warneck, Die Religion der Batak, Göttingen 1909, S. 88 f., 105 f.

Vorliebe finden Fruchtbarkeitsriten natürlich bei den Vegetationsfesten statt, namentlich am herbstlichen Erntefeste oder Saatfeste. Damit wird das neue landwirtschaftliche Jahr eingeleitet und Fruchtbarkeit, vor allem aber reichlicher Regen von den Toten- und Ahnengeistern für die bevorstehende Saatzeit erfleht. So geschieht es nach Th. Preuß z. B. bei den indianischen Stämmen der Sierra Madre.[1] Daher finden wir auch ganz sinngemäß nicht selten in Verbindung mit dem herbstlichen Erntefeste Allerseelentage.[2] Bei den Kajan auf Borneo z. B. wird nach H. Juynboll der Geist des Toten nach der Ernte, die auf seinen Tod folgt, zu einem besonderen Totenmahle geladen.[3] Etwas Ähnliches berichtet J. Warneck von den Batak. Wenn jemand stirbt zur Zeit, wo der Reis noch nicht geerntet ist, läßt man bei der nächsten Ernte einen Streifen im Reisfeld stehen. Den aus diesem Streifen später geernteten Reis streut man auf das Grab.[4] Vielleicht hing die ausdrückliche Verwahrung, die der Israelit nach Deut. 26, 12 ff. am Herbstfeste bei der Ablieferung des Leviten- und Armenzehnten feierlich aussprechen mußte, daß er vom Zehnt „nichts einem Toten gegeben habe", mit solchen in der kanaanäischen Volksreligion gebräuchlichen Totenopfern am Herbstfest zusammen, die natürlich als Fruchtbarkeitsritus gemeint waren und im Jahwekult keinen Platz hatten (vgl. die Wasserspende am Laubhüttenfest des nachexilischen Tempels!).

In Gegenden, wo das bürgerliche Jahr mit dem landwirtschaftlichen beginnt, also im Herbst bezw. am Anfang der neuen Aussaat, fallen die Fruchtbarkeitszeremonien und Seelenfeste auf das Neujahrsfest. Bei den Tobabatak beginnt das neue Jahr mit der Feldbestellung. Daher wird von den Vertretern der ganzen Landschaft den drei Obergöttern und vor allem den Ahnengeistern ein öffentliches Neujahrsopfer dargebracht.[5] Solche Neujahrs- und Seelenfeste findet man bei zahlreichen Ackerbau treibenden Völkern auf der ganzen Erde.[6] Man bittet die Vorfahren oder „Großväter" um Segen für das kommende Jahr; diese besuchen ihre Nachkommen und werden bewirtet. So geschieht es in Annam, in Cochinchina, Tongking, Sumba, Siam, im alten Mexiko und in vielen anderen Gegenden. Dieses herbstliche Neujahrsfest ist nicht selten zugleich auch Erntedankfest, wie z. B. bei den Stämmen der Barea und Kunama,

[1] Archiv f. Religw. 18 (1915), S. 375, 378. Globus 91, S. 190.
[2] Vgl. als Beispiel das oben S. 585 geschilderte Totenfest der Litauer.
[3] Archiv f. Religw. 17 (1914), S. 595.
[4] Religion der Batak, S. 71.
[5] Vgl. J. Warneck, Archiv f. Religw. 18 (1915), S. 353.
[6] Vgl. Frazer, Adonis, Attis, Osiris², S. 301 ff.

die im Norden Abessiniens wohnen und eine derartige Feier im November halten.[1]

Hierher gehört das Ausgießen von Wasser auf Steine (Regensteine), auf Felsen mit Näpfchen, in Erdspalten, wie in Athen und Hierapolis am Euphrat. In Laos findet das Neujahrsfest in der Mitte des Monats April statt. Die Pagoden werden dabei festlich mit Blumen geschmückt. Wenn man im Laufe der Zeremonien zu den Gebeten um Fruchtbarkeit der Erde kommt, gießen die Gläubigen Wasser in kleine Näpfchen im Fußboden der Pagode aus, wahrscheinlich ursprünglich als Gabe an die Totengeister. Der Regen zum Gedeihen der Reisfelder wird heute allerdings von Buddha erwartet.[2] In der Gegend von Varanda in Armenien befindet sich neben einem heiligen Platze ein Felsblock mit einem Loch darin. Um Regen herbeizurufen, zünden die Frauen Lichter auf dem Steine an und gießen Wasser in das Loch. In derselben Gegend ist ein anderer Felsblock, auf welchen man in derselben Absicht in großer Trockenheit Wasser und Milch als Opfergaben ausgießt.[3] Bei den Indianerstämmen von Arizona und Neu-Mexiko nimmt man, wenn der ersehnte Regen ausbleibt, Wasser von einer gewissen Quelle und schüttet es hoch in den Bergen auf einem bestimmten Felsen aus. Dann sammeln sich schnell die Regenwolken.[4] Daß der Regen aus der Unterwelt kommt, zeigt das Verfahren, welches die Leute in Annam bei großer Trockenheit anwenden. Sie versammeln sich mit ihren Booten am Eingange der großen Höhlen von Schua-hang, dem ein Fluß entströmt. Im Takt der Ruderschläge singen sie „Laß es regnen! Laß es regnen!“, werfen sich am Eingange der Höhle viermal nieder und bringen dem Höhlengeiste Reis und Wein als Opfer dar, während der Priester ein Gebet spricht. Dann wird einem Hunde eine Abschrift desselben um den Hals gebunden und dieser in den Fluß geworfen. Der Geist der Höhle ist dann gezwungen, reichen Regen zu schicken, um den Kadaver des Tieres, der die heilige Grotte verunreinigt, wegzuspülen.[5]

Die weitverbreiteten Regensteine[6] erhalten ihre regenwirkende Kraft in der Regel durch die Totengeister oder gelten direkt als Sitze einer unterirdischen Regengottheit. Der bekannte Regenstein

[1] Vgl. Frazer, l. c. S. 309.

[2] Vgl. Frazer, The golden bough[3], Part I: The magic art I, S. 251.

[3] Vgl. Frazer, l. c. S. 306, nach M. Abeghian, Der armenische Volksglaube S. 94.

[4] Vgl. Frazer, l. c. S. 306.

[5] Vgl. Frazer, l. c. S. 301 f.

[6] Über das Regenmachen mit Hilfe von Regensteinen vgl. Frazer, l. c. S. 304 ff., 345 ff.

im alten Rom, der lapis manalis, der beim Marstempel vor dem Capenischen Tore aufbewahrt wurde, dort, wo die Gräberstraße der Via Appia beginnt, hat seinen Namen von den Manen, den Totengeistern.[1] Auf der Insel Aurora (Neuhebriden) streut der Regenmacher unter Hersagen von Zauberformeln eine Handvoll Blätter einer gewissen Pflanze in das Loch eines Steines, darauf einige zerstoßene und zerkleinerte Zweige des Pfefferbaumes und legt darauf einen Stein, dem die Kraft zugeschrieben wird, Regen herbeizuzaubern. Nach einiger Zeit gerät die Masse in Gärung, und der aufsteigende Dunst führt Wolken und Regen herbei.[2] Die Neukaledonier rufen mit Steinen nicht nur Regen hervor, sondern je nach der Form der Steine Hunger, Krieg und Tod; besonders aber werden von ihnen Steine benutzt, um das Gedeihen der Fruchtpflanzen und Fruchtbäume zu befördern. Steine, die etwa der betreffenden Frucht ihrer Gestalt nach ähneln, werden im Felde oder unter den Bäumen in die Erde gegraben unter Gebeten an die Ahnengeister. Bevor die Steine vergraben werden, legt man sie neben die Schädel der Vorfahren, befeuchtet sie mit Wasser und reinigt sie mit den Blättern gewisser Bäume. Außerdem bringt man den Ahnengeistern Opfer dar, z. B. Yamswurzeln und Fische, und spricht: „Hier sind eure Opfergaben, damit die Yamsfelder gut gedeihen!“ In der Zeit, wo die Steine nicht verwendet werden, verwahrt man sie auf den Begräbnisplätzen. Sie erhalten ihre Wirksamkeit durch die Totengeister.[3] Bei den Stämmen am oberen Nil, den Latuka, Bari, Laluba, Lokoiya, besitzt jeder Regenmacher eine Zahl von Regensteinen verschiedener Gesteinsarten und Farben. Um Regen herbeizuzaubern, legt er die Steine ins Wasser und winkt mit einem Rohrstabe die Wolken herbei; zugleich murmelt er Zauberformeln. Andere gießen Wasser in ein Loch in einem Steine, tun die Eingeweide eines Schafes oder einer Ziege dazu und sprengen dann das Wasser gegen den Himmel. Bei den Latuka gießt der Regenmacher Wasser über zwei flache Steine, die als Mann und Weib gelten, bis sie drei Zoll hoch bedeckt sind. Bei den Bari bestehen die Regensteine aus Bergkristall und farbigem Granit. Zum Zwecke des Regenzaubers werden sie in Löcher niedergelegt, die sich in Gneisplatten befinden. Nach verschiedenen Zeremonien werden sie mit Wasser begossen, wieder herausgenommen und der Reihe nach gesalbt unter Gebeten an den verstorbenen Vater, doch Regen zu senden.[4] Auf Samoa hatte ein Regenstein einen eigenen kleinen Tempel und galt als Verkörperung

[1] Vgl. E. Hoffmann, Rhein. Museum f. Phil. N. F. I (1895), S. 484—486.
[2] Vgl. Frazer, l. c. S. 308, nach R. H. Codrington, The Melanesians, S. 201.
[3] Vgl. Frazer, l. c. S. 162 ff.
[4] Vgl. Frazer, l. c. S. 345 f.

einer Regengottheit. Wenn der Regen ausblieb, wurde der Stein von den Priestern in Prozession umhergetragen und dann in den Fluß getaucht.[1] An manchen Orten Frankreichs senkt man, um Regen zu veranlassen, das Bild gewisser Heiligen ins Waser; in Ostasien geschieht dasselbe mit Buddhastatuen.[2]

Auf den Spuren eines uralten Menschheitsglaubens sind wir gewandelt, von dem nur noch spärliche, oft unverstandene Überreste in Volksgebräuchen bis in unsere Zeit hineinragen, des Glaubens vom Durst der Totengeister und ihres Einflusses auf Wetter und Fruchtbarkeit. Die Schalenvertiefungen auf den Dolmen haben uns diesen Weg geführt. Wir betrachten sie nun mit ganz anderen Augen; sie bezeugen uns das Vorhandensein dieses Seelenglaubens und entsprechender Kultgebräuche auch bei den Dolmenerbauern und gestatten uns einen Einblick in ihre religiöse Vorstellungswelt. Doch müssen wir zunächst noch das archäologische Material vervollständigen. Die Spendeschalen auf oder neben den steinzeitlichen Dolmen lassen sich nicht nur vergleichen mit den Schalenvertiefungen auf modernarabischen Gräbern, sondern auch mit ähnlichen Schalen auf oder neben Gräbern im alten Palästina.

19) Die Schalenvertiefungen auf altpalästinischen Gräbern sind von runder Form und dürften keinen anderen Zweck gehabt haben, als Spendegüsse für die Toten aufzunehmen. Unter den Gräbern der kleinen Nekropole in der sog. Nordburg von Tell el-Mutesellim (3. Schicht) fand Schumacher drei mit einem Schalenstein.[3] Diese Gräber waren mit 1—3 Schichten Feldsteinen von zusammen 0,35—0,80 m Höhe eingefaßt. Einer der südlichen Randsteine hatte in drei Fällen in der Mitte eine spiralförmig ausgebohrte kreisrunde Schale von 0,09 m Durchmesser und 0,04 m Tiefe.[4] Neben einem Kindergrabe dieser Nekropole lag ein ausgehöhlter Basaltstein mit einer ovalen Schale von 0,35 : 0,28 m bei 0,08 m Tiefe.[5] Die Felsfläche über einem kanaanäischen Schachtgrabe in der Umgebung des Tell el-Mutesellim trägt nach Schumacher Schalenvertiefungen.[6] Doch bleibt es zweifelhaft, ob diese Schalen Beziehung zu der darunterliegenden Grabanlage haben. P. H. Hänsler beobachtete vor einer altkanaanäischen Grabhöhle bei ʿAin Jebrūd in unmittelbarer Umgebung der

[1] Vgl. Frazer, l. c. S. 304, nach G. Turner, Samoa, S. 145.
[2] Vgl. Frazer, l. c. S. 307 f.
[3] Vgl. G. Schumacher, Tell el-Mutesellim, S. 56 f.
[4] Vgl. l. c. S. 55 Abb. 61 b.
[5] Vgl. Abb. 61 a.
[6] Vgl. l. c. S. 166 Abb. 241 und S. 165.

Öffnung „zwei Schalensteine“ im Felsen.[1] Auf ein anderes Beispiel hat Dalman aufmerksam gemacht. Bei ʿAin Sēlūn bemerkt man auf der Oberfläche eines isolierten großen Felsblockes von etwa 6,50 m Länge, 1—2 m Breite und 3 m Höhe, in dessen Vorderseite zwei Arkosoliengräber eingehauen sind, zusammen 19 Schalen von 0,10—0,49 m Durchmesser. Außerdem trägt die Oberfläche dieses Gräberblockes einen Trog von 1,55 m Länge, 0,48 m Breite und 0,35 m Tiefe, auf dessen Boden sich zwei von den Schalen befinden.[2] Dalman nimmt an, daß die Schalen jünger sind als die etwa der Zeit Christi angehörenden Arkosoliengräber und Beziehungen haben zu einer zweitmaligen Benutzung des einen unversehrten Grabtroges. Clermont-Ganneau sah ein doppeltes Senkgrab bei Sebaṣṭije mit einer Schale,[3] welches Dalman nicht hat wiederfinden können.[4] Auf der Felsdecke über einer großen Grabanlage mit 6 kōkīm oberhalb von eṭ-Ṭanṭūra beobachtete v. Mülinen eine große flache Schale von 0,40 m Durchmesser.[5]

Ich selbst fand in den Felsgräbern von Silwān bei Jerusalem mehrfach Schalenvertiefungen, bei denen es meist zweifelhaft bleibt, ob sie ursprünglich sind oder erst von den heutigen oder früheren Bewohnern jener Gräber für profane Zwecke hergestellt wurden. Einige Fälle lassen sich jedoch durch ihre Lage mit einiger Sicherheit als alt erweisen. In der Felswand unmittelbar unterhalb von Silwān, in welcher sich die altisraelitischen Gräber befinden, untersuchte ich eine Grabanlage, deren 3,00 m tiefe und 3,20 m breite Kammer in der Rückwand drei 1,80 m tiefe und etwa 0,67 m breite kōkīm trägt. Vor der Grabkammer liegt eine kleine Vorhalle mit zwei Felsschalen von 12 und 13 cm Durchmesser und 5 bezw. 4 cm Tiefe. Daneben befindet sich noch eine dritte Schale von 11 cm Durchmesser. Das erste alte Felsgrab in dieser Felswand, wenn man von Jerusalem kommt, hat jetzt eine 0,53 m breite und 1,22 m hohe Tür. Außen rechts neben dieser Tür ist eine 1,10 m hohe, 0,56 m breite und 0,46 m tiefe Nische ausgehauen. Zwischen Tür und Nische sieht man eine flache, schön gearbeitete Felsschale von 12,5 cm Durchmesser und 2 cm Tiefe.

20) Sehr häufig sind künstliche runde, selten viereckige Schalenvertiefungen am Rande von Senkgräbern und Senkkammergräbern in den Nekropolen von Petra. In Verbindung mit Gräbern beobachtete sie Dalman in folgenden Fällen: Am Südwege von Petra

[1] Vgl. Das hl. Land 1912, S. 44.
[2] Vgl. PJB 1908, S. 37 f., Taf. II Abb. 6 u. 7; Taf. III Abb. 8.
[3] Vgl. Archaeol. Res. II, S. 335.
[4] PJB 1908, S. 38.
[5] Vgl. ZDPV 31 (1908), S. 217.

zum Naḳb er-Rbā'i liegen oberhalb der Spitzpfeilergruppe auf zwei flachen Felskuppen zahlreiche Schalenvertiefungen; zwischen den beiden Kuppen ist ein Grab.[1] Auf einer Felsplatte in der Gegend von el-Me'eṣara sah er neben einem Senkgrabe (Dalman Nr. 507) drei und neben einem anderen (Nr. 508) eine Schalenvertiefung,[2] etwas weiter nördlich einen Doppelkreis (Nr. 509) von 0,94 m Durchmesser, der flach eingehauen ist, und in der Nähe noch einen zweiten Doppelkreis, dessen innerer Kreis ein rundes Loch von 14 cm Durchmesser und 10 cm Tiefe trägt.[3] Ferner erwähnt Dalman in der Gegend von el-Me'eṣara ein Senkkammergrab, das am oberen und unteren Ende der Öffnung je 3 Schalen hat; zwei Decksteine liegen noch über der Öffnung; ein anderes Senkgrab in der Nähe hatte 3 Schalen an einem Ende.[4] Westlich am Theaterberg, unterhalb des zweiten Heiligtums, beobachtete Dalman neben einem Senkgrab mit ringsumlaufender Rinne und Wasserablauf 3 Schalenvertiefungen an einem Ende und neben einem anderen Senkgrabe zwei Schalen. Links am Ausgange des Sīḳ ins Stadtgebiet von Petra liegen da, wo man nach Zibb 'Aṭūf hinaufsteigt, einige Zinnengräber.[5] Auf den Dächern derselben entdeckte Dalman in drei Fällen längliche Tröge vom Aussehen von Senkgräbern und einmal eine Schalenvertiefung neben einem kreisrunden Troge von 0,70 m Durchmesser in einer viereckigen Umrahmung. Einer der Tröge hatte eine Ablaufrinne über den Rand des Daches. Dalman ist der Meinung, daß diese Tröge zur Aufsammlung von Wasser für die im Grabe ruhenden Toten bestimmt waren.[6] In den „Neuen Petraforschungen" erwähnt Dalman am Eingang zu einem Senkkammergrab vor dem Zinnengrabe Brünnow Nr. 547 3 Schalenvertiefungen und 7 einfache Senkgräber.[7] In der Nähe liegt ein anderes Senkkammergrab unter dreien mit 3 Schalen am Eingange, ein zweites mit 2 Schalen und weiterhin noch ein Senkkammergrab mit 3 Schalen.[8]

Für die Bedeutung dieser Schalenvertiefungen vor oder neben den Gräbern ist wichtig die große runde Schale auf der Schwelle der Haupttür von eğ-Ğerra, jenem herrlichen Grabtempel im Sīḳ von Petra, die ich im Herbst 1909 mit Dalman untersuchte.[9] Sie liegt

[1] Vgl. G. Dalman, Petra, S. 225 f. und Abb. 164 daselbst.
[2] L. c. S. 281 f. und Abb. 224.
[3] L. c. S. 282, Abb. 225 u. 226.
[4] L. c. S. 82.
[5] Vgl. Dalmans Abbildung 81 S. 155.
[6] L. c. S. 82.
[7] R. E. Brünnow und A. v. Domaszewski, Die Provincia Arabia I, Straßburg 1904.
[8] Neue Petraforschungen und der heilige Felsen von Jerusalem S. 33 f.
[9] Vgl. Neue Petraforschungen S. 67 und Abb. 61 daselbst.

in der Mitte der Schwelle, ist sehr regelmäßig ausgehauen und hat 35 cm Durchmesser und 13 cm Tiefe. Ein 3 cm breiter und ebenso tiefer Falz führt oben herum, offenbar dazu bestimmt, einen Deckel zu tragen. Der Inhalt der Schale konnte durch einen 6 cm breiten Kanal nach der Vorderseite der Stufe in eine etwa 6—7 cm breite und 4 cm tiefe Rinne ablaufen, die nach rechts führte und sich am Ende der Stufe im rechten Winkel nach der Vorhalle fortsetzte, wo sie verschüttet war. Diese Rinne trug auch einen Falz zur Aufnahme von Deckplatten. Die Tür des Hauptsaales befand sich erst hinter der Schwelle, so daß die Schale auf der Schwelle bei verschlossener Tür jederzeit zugänglich war. Sie konnte nur dazu dienen, flüssige Spenden aufzunehmen. Die sorgfältige Ausführung der Schale und des Kanals und die Bedeckung derselben zeigt, welche Wichtigkeit man diesen offenbar häufig dargebrachten Spendegüssen beimaß.

21) Während meines Aufenthaltes in Petra im Herbst des Jahres 1909 beobachtete ich Schalenvertiefungen in Verbindung mit Gräbern in folgenden Fällen:

a) Auf den Felsterrassen von el-Meʿēṣara, schräg gegenüber von el-Ḳaṣr, liegen zahlreiche Senkkammergräber und einfache Senkgräber. Auf einer Felsplatte über dem 3. Nordwestwādi Brünnows sieht man an der Schmalseite des verschütteten Eingangsschachtes eines Senkkammergrabes von 2,25 m Länge und 0,60 m Breite drei in einer Reihe liegende Felsschalen von 18 cm Durchmesser und etwa 7 cm Tiefe.

b) Auf dem Felsklotz südlich von Brünnow Nr. 540 stoßen von N nach S 4 Senkgräber und 2 Senkkammergräber aneinander. Bezeichnen wir die Gräber von N nach S mit a—f, so hat a an der nördlichen Schmalseite 2 kleine Schalen und an der südlichen eine Rinne; b hat 2 schöne Schalen von 13 cm Durchmesser und 8 cm Tiefe; c trägt an der östlichen Schmalseite 3 Schalen in einer Reihe, während d nur eine Rinne zeigt; e hat an der westlichen Schmalseite 4 Schalen in 2 Reihen von 12—16 cm Durchmesser und 5 cm Tiefe; außerdem sieht man nördlich von diesem Grabe noch eine 20 cm breite Schale; f, ein Senkkammergrab, zeigt 3 flache Schalen an der südlichen Schmalseite des Schachtes.

c) Gegenüber von Br. Nr. 527, an der Nordseite eines Felsklotzes (bei Brünnow Taf. XV bezeichnet, aber nicht gezählt), liegt eine kleine Grabkammer mit schmuckloser, 70 cm breiter Tür. Vor dieser Tür ist eine 75 cm breite Felsstufe angebracht, die genau vor der Tür 2 Schalen trägt; die eine hat 15 cm Durchmesser und 7 cm Tiefe, die andere 5 cm Durchmesser und 11 cm Tiefe.

d) Auf der Felsplatte vor Br. 536/37 zwei Senkkammergräber, von denen eines an einem Ende des Einganges eine flache Schale zeigt.

e) An das Pylongrab Br. Nr. 540 schließt sich unmittelbar ein gut erhaltenes Senkkammergrab an, dessen 2,45 m langer und 1,25 m breiter Schacht noch am Südende 2 der quergelegten Verschlußplatten trägt. An der nördlichen und der südlichen Schmalseite sieht man je 3 runde Schalenvertiefungen von 9—12 cm Durchmesser und 5—6 cm Tiefe (bereits von Dalman, Petra S. 82, erwähnt).

f) Auf dem Felsklotz, an dem die Anlagen Br. 544—550 liegen, trifft man eine größere Zahl von Senkgräbern und Senkkammergräbern, neben denen sich fast regelmäßig eine oder mehrere Felsschalen oder flache viereckige oder ovale Bassins finden.

g) Auf dem Plateau östlich und südlich vor dem genannten Felsklotz liegen Senkkammergräber, ebenfalls mit 2 oder 3 Schalen an den Schmalseiten.

h) Auf der Höhe zwischen dem Wādi el-Hīše und dem Stadtgebiet von Petra trifft man auf den anstehenden Felsplatten nicht selten einfache Senkgräber. Zwischen zweien solcher Gräber, die in derselben Richtung von W nach O hintereinander lagen, fand ich 6 Felsschalen; davon lagen 3 an der westlichen Schmalseite des östlichen Grabes, eine ovale Schale von 30 : 48 cm bei 12 cm Tiefe in der Mitte zwischen beiden Gräbern und zwischen dieser und dem westlichen Grabe noch zwei Schalen.

i) Vor dem Grabe Br. Nr. 449 liegt eine große Felsfläche, zu welcher eine Treppe hinaufführt. Dort sieht man eine Reihe von Senkgräbern, die mehrfach eine oder 2 Schalen an einer Schmalseite zeigen.

k) Oben rechts von Br. Nr. 453, bei Brünnow nicht verzeichnet, eine kleine interessante Grabkammer von 4,10 m Tiefe und 2,90 m Breite. Vor der Hinterwand des Zimmers ist ein mit breitem Falz versehenes Troggrab von 2,90 m Länge ausgehauen; es nimmt also die ganze Breite des Raumes ein. Eine in den Fels gehauene Rinne führt in den Trog; vor diesem befindet sich eine Schale.

l) Die Grabkammer Br. Nr. 210, nach Brünnow ein zweireihiger Pylon,[1] hat in der Rückwand auf einer 30—50 cm hohen und 55 cm breiten Felsbank 4 loculi (kōkīm), von denen der am linken Ende unvollendet ist. Die drei anderen sind 2,20—2,35 m tief und 1,00 m breit. Vor jedem loculus sieht man auf der erwähnten Felsbank drei nebeneinanderliegende Felsschalen von 16—24 cm Durchmesser und 9—11 cm Tiefe. Das Ganze kam nach Beseitigung der starken Decke von Schafmist zum Vorschein.

[1] Vgl. Brünnow Phot. Fig. 294, 296.

m) Br. Nr. 226 ist ein kleines Grab vom Typus der Ḥeğrgräber. Die Grabkammer von 5,32 : 5,22 m hat an der linken Wand und in der Rückwand je 3 loculi (kōkim). Der rechte loculus der Rückwand trägt auf seinem Boden, 12 cm vom vorderen Rande entfernt eine kreisrunde Schale von 30 cm Durchmesser und 18 cm Tiefe.

n) Gegenüber von Br. Nr. 214 liegt ein Felsklotz mit 2 Senkgräbern und Schalen; darunter eine Felsplatte mit 2 Senkkammergräbern; das eine hat neben der Langseite des Schachtes 3 Schalen, an der westlichen Schmalseite eine Schale.

o) Auf der Felsplatte über dem Grabe Br. Nr. 76, die etwas über die Rückwand der Grabkammer hinausreicht, sieht man an der Nordseite eine kleine flache Felsschale; an der Westseite ein 2,25 m langes, 0,58 m breites und 0,60 m tiefes Bassin oder Senkgrab. An der westlichen Langseite desselben befindet sich eine viereckige schalenartige Vertiefung.

p) Auf dem Dache des freistehenden Pylons Br. Nr. 74 bemerkte ich in der südlichen, etwas tiefer liegenden Hälfte 2 runde, in viereckigen eingetieften Flächen liegende Löcher, die mit Erde gefüllt waren; das größere hat 0,80 m Durchmesser, das kleinere ovale maß 0,40 : 0,35 m. Man hatte den Eindruck, daß sie in die Grabkammer hinabführten. Neben diesen Löchern ist eine flache Schale von 21 cm Durchmesser und 8 cm Tiefe eingemeißelt.

q) Ähnliche Bassins, Rinnen und flache Felsschalen trägt das Dach des Grabes Br. Nr. 75 und Br. Nr. 72. Auf letzterem fallen noch drei große nadelöhrartige Ösen auf, welche zum Anbinden irgendwelcher Spenden für die Toten gedient haben müssen.

r) Zwischen Br. Nr. 73 und 74/75 hat Brünnow nichts verzeichnet. In dieser Ecke liegt eine Gruppe von interessanten Gräbern. Darunter hat ein Schachtkammergrab in seiner Umgebung zahlreiche Schalenvertiefungen. An der östlichen Schmalseite des Schachtes sieht man vier nebeneinanderliegende Schalen von 13—14 cm Durchmesser, an der westlichen Schmalseite eine kleine Schale von 8 cm Durchmesser und 9 cm Tiefe. Nördlich vom Schacht befindet sich noch eine beckenartige Vertiefung und in ihrer Nähe einige Rinnen und eine 8 cm breite und ebenso tiefe Schale.

s) Auf den Höhen bei Bāb es-Sīḳ, auf der nördlichen Seite, hat bereits Musil eine große Senkgräbergruppe beobachtet und eine Planskizze davon publiziert.[1] Zwei dieser Senkgräber haben, was Musil nicht beobachtet hat, Felsschalen an einer Schmalseite. In der Nähe dieser großen Anlage befinden sich andere Senkgräbergruppen, ebenfalls mit Felsschalen. An einem dieser Senkgräber sieht man

[1] Arabia Petraea II, S. 50 f., Fig. 14 S. 52

neben der einen Langseite eine und neben der anderen in schräger Richtung verlaufend nicht weniger als 6 Schalenvertiefungen in einer Reihe.

Auf Grund dieses in Petra gewonnenen Materials, das sich leicht vermehren ließe, darf man sagen, daß Schalenvertiefungen in den Nekropolen von Petra in der Regel nur bei einfachen Grabanlagen vorkommen. Am häufigsten sind sie an den Schmalseiten, seltener an den Langseiten der Schächte von einfachen Senkgräbern und Senkkammergräbern. Sie liegen in Gruppen von 1—6, mit Vorliebe jedoch zu dreien nebeneinander, in gerader, mit dem Schachtrande paralleler, manchmal auch in schräger Linie. Kammergräber haben in der Regel keine Schalen. Eine Ausnahme bildet der große Grabtempel eğ-Ğerra, auf dessen Türschwelle des Hauptportals wir eine sehr sorgfältig gearbeitete Schale fanden. Nur in einigen verhältnismäßig kleinen Grabkammern trafen wir Spendeschalen teils auf der Felsbank vor den Loculi, teils sonst in unmittelbarer Verbindung mit den Loculi. Die einfachsten Anlagen also und daher in der Regel die ältesten oder wenigstens diejenigen, die alte Sitte repräsentieren, haben Schalenvertiefungen. In den großen kunstvollen Kammergräbern finden sie sich nicht. Dasselbe scheint für Medain-Ṣāleḥ zu gelten. Dort beobachteten Jaussen und Savignac in einem kleinen unbedeutenden Kammergrabe, am Fuße des Hügels mit dem Turme Ḳaṣr el-Fahad, mehrere Schalen im Fußboden der Kammer. Sie haben 0,20—0,30 m Durchmesser und sind 0,15—0,20 m tief.[1]

22) Die Bedeutung der Schalenvertiefungen oder Näpfchen an den Gräbern ist jetzt nicht mehr zweifelhaft. Sie dienten zur Aufnahme der Spenden für die dürstenden Totengeister.[2] Schalen genau derselben Form, meist rund, gelegentlich viereckig, als Orte der Spenden und nach Dalman vielleicht auch des Räucherns sind in den peträischen Felsheiligtümern häufig. Sie kommen nach Dalman in Petra vor a) auf dem Schlachtaltar bezw. dem ihn vertretenden Felsen in zahlreichen Fällen; b) ebenfalls häufig in unmittelbarer Nähe des Schlachtaltars; c) nicht selten an anderen Stellen im Bereiche des Heiligtums; d) in einigen Fällen auf einem besonderen Felsklotz links neben dem Schlachtaltare. e) Häufig sieht man sie auch unterhalb von Nischen und Pfeileridolen.[3] In diesen Schalen opferte man den Göttern Wein- und Wasserspenden, manchmal auch Blut, und räucherte ihnen vielleicht auch darin. Solche Spendeschalen waren auch auf dem Brandopferaltare des nachexilischen Tempels in Jerusalem zur Aufnahme der Wein- und Wasser-

[1] Jaussen-Savignac, De Jérusalem au Ḥedjāz, Médāin-Sāleḥ, S. 112.
[2] Vgl. G. Dalman, Petra, S. 61, 81 f. PJB 1908, S. 41.
[3] Vgl. Petra S. 81.

spende am Laubhüttenfeste (Sukk. IV, 9). Man findet sie auch auf anderen palästinischen Altären, z. B. auf dem Votivaltar in Ǧeraš, der am Aufgange zum Artemistempel gefunden wurde,[1] ferner auf den Altären von ʿAin el-mēsari[2] und Kefr el-mā.[3]

Bei den Becken, Schalen und Rinnen auf den Dächern der Pylongräber müßte man an das Auffangen von Regenwasser für die Toten denken. Die Zahl der Schalen, bis 7 an einem Grabe, mag sich aus der Zahl der dort nach und nach Beigesetzten erklären. Manche der sehr flachen Schalen mögen nur symbolische Bedeutung gehabt haben. Man deutete die Spenden nur an; dann waren mehrere Schalen ausdrucksvoller als eine, und die Dreizahl lag nahe. Jaussen und Savignac haben an den von ihnen in einem kleinen Kammergrabe in Medāin-Ṣāleḥ gesehenen Schalen beobachtet, daß ihre inneren Ränder durch häufiges Reiben poliert waren, und erschließen daraus ihren Gebrauch als Mörser. Wenn man diese Erklärung annimmt, bleibt immer noch die Möglichkeit und nach unseren Darlegungen die Wahrscheinlichkeit, daß auch diese Vertiefungen ursprünglich sind und erst später wirtschaftlichen Zwecken dienten, als die Grabkammer, wie so häufig, Wohnraum war. Eine Entscheidung könnte nur an Ort und Stelle gefällt werden. Wir sahen ferner in Petra, daß manche Familien offenbar Gewicht darauf legten, ihre Toten auch bei geschlossener Grabkammer jederzeit erfrischen zu können. Aus dieser Absicht lassen sich die Schalen unmittelbar vor der Tür der Kammergräber erklären. In den vornehmen Kammergräbern mögen zur Aufnahme der Libationen, so darf man vielleicht mit Dalman annehmen,[4] besondere Geräte gestanden haben.

Aus der Tatsache, daß die Spendeschalen in Petra in der allergrößten Mehrzahl nur bei einfachen Grabanlagen vorkommen, bei den primitiven Senkgräbern sehr häufig sind, bei den Kammergräbern dagegen eine Ausnahme bilden, darf man mit Sicherheit schließen, daß ihre Verwendung im Totenkult eine altnabatäische Sitte war und nicht erst unter dem Einflusse einer fortgeschrittenen fremden Kultur entstanden oder eingeführt worden ist. Aus ihrer Häufigkeit ergibt sich, daß sie in den einfachen Volkskreisen beliebt waren und zweifellos auch für Totenspenden benutzt wurden. Diese Sitte knüpft, wie vieles andere in dem abgelegenen Petra, unmittelbar an altsemitische Vorstellungen an; sie ist der Ausdruck des Glaubens an den Durst der Toten.

[1] Abbildung s. Dalman, Petra, S. 59 Abb. 22.
[2] G. Schumacher, ZDPV 1897, S. 124.
[3] G. Schumacher, The Jaulan, S. 176.
[4] Petra S. 61.

23) Auf Grund der Erfahrungen in Petra und der bei den heutigen Arabern, Seßhaften wie Beduinen, noch nicht abgestorbenen Sitte, die Totengeister mit Wasser zu versehen, ferner auf Grund des oben beigebrachten religionsgeschichtlichen und volkskundlichen Materials vom Durst der Toten dürfen wir auch die in direkter Verbindung mit israelitischen oder kanaanäischen und älteren Grabanlagen in Palästina vorkommenden Schalenvertiefungen, wenn sie ursprünglich sind, in der Regel unbedenklich als Spendeschalen erklären. Sie zeigen uns, daß den Toten auch nach ihrer Beisetzung ein regelmäßiger Kult dargebracht wurde, zweifellos Ahnenkult, wahrscheinlich auch Heroenkult, bei dem besonders flüssige Spenden beliebt waren. Die Schalen auf den Flursteinen der Dolmen setzen voraus, daß die Spenden manchmal in die Dolmen eingeführt wurden, wohl um sie dem Toten möglichst nahezubringen. Bei den Schalen auf der Oberfläche der oft leicht geneigten Decksteine bleibt die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß sie auch das Regenwasser für die Toten aufsammeln sollten. Dafür spricht wenigstens die Tatsache, daß in einigen Fällen, z. B. auf einem Dolmen bei ʿAmmān und auf einem am Nebo, wo mehrere Schalen vorhanden sind, Zulaufsrinnen von höhergelegenen Punkten der Steinoberfläche und Verbindungskanäle auftreten. Rinnen ohne Schalen, welche dem Augenschein nach das Regenwasser von der Oberfläche des Decksteines zum Dolmeneingang hinführen sollten, sah Mader auf zwei Dolmen bei Bēt Jaḥun (vgl. oben S. 383 f.). Das erinnert lebhaft an die Rinnen und Becken auf dem Dache mancher Pylongräber in Petra. Die Schalengruppen ließen sich am einfachsten aus der Zahl der im Dolmen Bestatteten verstehen, so daß auf jeden Toten eine Schale käme.

Diese Spenden waren nicht die einzigen Gaben, die man an den Dolmen darbrachte. Man wird auch bei besonderen Gelegenheiten Speisen aufgelegt oder in den Dolmenraum eingeführt haben, an Gedächtnistagen oder als Dankopfer ein Tier geschlachtet und das Blut auf den Erdboden oder über den Dolmen ausgegossen haben. Der Dolmen war also tatsächlich der Mittelpunkt des Totenkults und des Ahnenkults. Dort trat man in unmittelbare Verbindung mit den Vorfahren. Insofern kann man sagen, daß die Deckplatte des Dolmens manchmal als Gabentisch diente. Ebensogut konnten die Gaben aber auch in den Dolmen eingeführt, wie die Giebeltüren beweisen, oder danebengestellt werden, falls der Deckstein zu hoch war. Spendeschalen waren ebenfalls nicht unbedingt notwendig, wie sie ja die Ausnahme und nicht die Regel bilden (vgl. oben S. 430, 433, 439). Es stand frei, die Spenden in den Dolmen oder daneben auf die Erde zu gießen. Weil es am bequemsten

war und weil man den im Grabe wohnenden Totengeistern möglichst nahekommen wollte, bediente man sich des Decksteines manchmal als Tisches. Eine besondere Bedeutung kam ihm jedoch nicht zu.

Was wir für die Dolmenschalen festgestellt haben, gilt auch für die Napflöcher, die sich in Geser und an anderen Orten Palästinas in den Grabhöhlen oder, und das häufiger, auf der Felsdecke über denselben eingemeißelt finden, z. B. auch für die Schalenvertiefungen auf der Nordterrasse von Tell el-Mutesellim. Freilich bleibt es in allen diesen Fällen unsicher, ob es sich jedesmal wirklich um Schalen sepulkralen Charakters handelt, weil diese Vertiefungen, wie wir gesehen haben, auch für wirtschaftliche Zwecke angelegt wurden und die Grabhöhlen häufig vor ihrer Benutzung als Totenstätten oder nachher als Wohnräume oder Speicher gedient haben (vgl. oben S. 202 ff.).

Ich glaube, daß die Bedenken, welche Dalman gegen die Ursprünglichkeit der Schalen auf den Dolmen geäußert hat,[1] in diesem Umfange nicht berechtigt sind. Wenn man auch in manchen Fällen zweifeln kann, ob die Schale künstlich ist oder nicht, ob sie ursprünglich ist oder erst später aus irgendeinem Grunde angebracht wurde, so sind doch der Beispiele so viele und charakteristische, daß an der Tatsache nicht gerüttelt werden kann, daß die Dolmenleute Palästinas auf den Dolmen oder auf Felsplatten in der Nähe Spendeschalen für den Totenkult angebracht und benutzt haben. Das bestätigt auch der Befund in den europäischen Dolmennekropolen, wo Schalenvertiefungen oder Näpfchen auf den Decksteinen der Dolmen, an den Wandsteinen oder auf besonderen Steinplatten in den großen Ganggräbern häufig vorkommen. Sie dienten nach Montelius zur Aufnahme von Spenden und hatten manchmal auch symbolischen Charakter.[2]

24) Der dauernde Kult an den Dolmengräbern war zweifellos Ahnenkult. Jede Familie oder Sippe verehrte die Familienahnen, die Helfer und freundlichen Förderer ihrer Nachkommen, die „Väter" oder „Großväter", die Schützer der althergebrachten Sitten. Die großen Dolmen waren meistens Familiengräber und beherbergten dann in der Regel alle Toten einer Familie. Versammelten sich die Lebenden zur Verehrung der Väter am Dolmen gelegentlich eines Totenfestes, so war die ganze Familie in allen ihren vergangenen und lebenden Generationen vereinigt. Der Aufwand, der bei der Anlage der Familiengräber von den Dolmenleuten getrieben wurde, zeigt die Bedeutung der Ahnenverehrung in ihrem religiösen und sozialen Leben.

[1] PJB 1908, S. 39.

[2] Vgl. oben S. 510 und die dort Anm. 4 angeführte Literatur.

Aus dem Kult der Familienahnen mag sich die Verehrung der Stammesahnen und der Geister besonders verdienter nnd mächtiger Männer entwickelt haben, die als Heroen (Heilige, Welis) zu übermenschlichen Wesen emporgehoben wurden. War die Verehrung der Familienahnen nur Privatkult, wenn auch die Öffentlichkeit sehr daran interessiert war, daß die Väter gnädig gesinnt waren und ihr Zorn abgewendet wurde, so war der Kult der Stammesahnen und Heroen eine öffentliche Angelegenheit, der Kreis ihrer Verehrer umfaßt den ganzen Stamm, ja bei den Heroen oft mehrere Stämme. Die nichtheroisierten Totengeister entschwanden allmählich dem Bewußtsein ihrer Nachkommen; ihr Andenken erlosch, sie gingen ein in die große Schar der im Mutterschoße der Erde wohnenden Totengeister. Ihrer wurde am allgemeinen Totenfeste gedacht.

25) Wenn wir uns vor Augen halten, was wir oben S. 587 ff. über den Einfluß der Totengeister nach dem Glauben der animistischen Völker auf Wetter und Fruchtbarkeit, auf Kinder- und Erntesegen gehört haben, ist es nicht mehr zweifelhaft, daß die Spendegüsse und die sonstigen Gaben an die Ahnengeister tatsächlich vielfach doch mehr bedeuteten als eine einfache Tränkung, Erquickung und Nahrung. Es waren in erster Linie und ursprünglich nicht Gaben der Pietät, sondern der Furcht, Opfergaben, um von den Vätern das zu erhalten, dessen man hauptsächlich bedurfte, Nahrung und Nachkommen. Da vom rechtzeitigen und ausgiebigen Regen in Palästina die ganze Ernte, das Gedeihen der Herden und die ganze Lebenshaltung abhängt, wird es verständlich, wenn man die Vorfahren in erster Linie um Regen und, darin eingeschlossen, um Fruchtbarkeit der Felder, der Weiden und des Viehes bat. Das mag geschehen sein, wie die volkskundlichen Parallelen nahelegen, sooft eine Dürre drohte, durch Ausgießen hauptsächlich von Wasser als Spende und Regenzauber zugleich, aber auch regelmäßig vor dem herbstlichen Pflügen und Säen und an den allgemeinen Totengedächtnistagen. Man darf auch noch an andere Fruchtbarkeitsriten denken. Dieser Ahnenkult mag in der Hauptsache zunächst Gräberkult geblieben sein. Den Geistern mancher Ahnen (Heiligen) mag man eine besondere Kraft zugeschrieben haben; ihre wirklichen oder fiktiven Gräber standen dann in besonderer Verehrung. Diese Form der Ahnenverehrung konnte sich naturgemäß erst entwickeln, als eine gewisse Seßhaftigkeit und Kleinviehzucht mit Ackerbau angenommen war. Für Heroenkult könnte die Tatsache angeführt werden, daß die Schalen, obgleich sie sonst verhältnismäßig selten sind, auf manchen Dolmen in größerer Zahl angebracht sind. Es liegt nahe, daran zu denken, daß den Insassen dieser so ausgezeichneten Gräber aus irgendeinem

Grunde ein besonders intensiver Kult gewidmet wurde. In den Schalen auf Felsplatten innerhalb mancher Dolmennekropolen mag man an den Totengedächtnistagen der Gesamtheit der dort bestatteten Ahnengeister gespendet haben, wobei es jeder Familie überlassen blieb, an ihren Gräbern noch Privatspenden auszugießen.

26) Die im Mutterschoß der Erde wohnenden Totengeister werden nun aber vielfach von den Erdgeistern, Naturgeistern und fruchtspendenden Mächten nicht deutlich unterschieden, ja sie sind dem primitiven Denken vielfach identisch mit diesen.[1] So werden die Totengeister häufig zu chthonischen oder tellurischen, Fruchtbarkeit verleihenden Mächten (Naturgeistern); sie sinken gleichsam zurück in ihren alten naturhaften Zustand; sie werden zu Regengöttern wie bei den Cora-Indianern, zu Fruchtbarkeitsdämonen und lokalen Geistern, die in alten Bäumen, in Quellen oder auf Bergen wohnen. Ahnendienst geht so unmerkbar über in den Dienst von Naturgeistern, wie z. B. noch in Indonesien.[2] Ebenso inkorporieren sich die unglücklichen Geister unbeerdigt oder unversorgt gebliebener Toten, im Kindsbett verstorbener Frauen, sowie gewaltsam Getöteter und sonst Unglücklicher als böse Dämonen an dunklen, öden, schauerlichen Orten und bedrohen die Menschen, die ihnen dort nahekommen. Da nach primitivem Denken Bäume, Pflanzen und Steine Seelen gleich der menschlichen haben, so können Totengeister, besonders die wohltätiger Ahnen, in Bäumen, Pflanzen und Steinen oder Quellen wohnend gedacht werden, sie können in ihnen zu neuem Leben erstehen. Häufig wachsen die Verstorbenen als Bäume aus dem Grabe;[3] so der kleinasiatische Attis als Fichte (Ovid, Metam. X, 103 ff.), seine Verlobte Ia als Mandelbaum;[4] Osiris wird in den Bäumen auf seinen Gräbern verkörpert gedacht. Die Hyazinthe entstand aus dem Blute des toten schönen Jünglings Hyacinth,[5] Anemonen und Rosen aus dem Blute des Adonis, die Veilchen aus dem Blute oder dem Phallus des toten Attis. Ja die ganze im Frühjahr aufsprießende Vegetation wurde bei den Kanaanäern anthropomorphisch aufgefaßt als ein aus dem Tode und der Unterwelt auferstehender Gott Adonis. Das Absterben der Vegetation im Hochsommer oder in der Spätzeit, auch die Ernte des Getreides galt als Sterben des Gottes, als Hinab-

[1] Die im folgenden nur angedeuteten Zusammenhänge erfordern eine ausführliche Darstellung, die ich an anderer Stelle zu geben hoffe.

[2] Vgl. H. Berkusky, Archiv f. Religw. 18 (1915), S. 301 ff. J. Warneck, Die Religion der Batak, passim.

[3] Zahlreiche Beispiele aus China vgl. J. J. M. de Groot, The religious system of China, Bd. I, S. 470 ff. IV, S. 276 ff.

[4] Vgl. H. Hepding, Attis, seine Mythen und sein Kult, Gießen, 1903, S. 119.

[5] Vgl. J. G. Frazer, Adonis, Attis, Osiris², S. 262 ff. Ovid, Metam. X, 161 ff.

steigen in die Unterwelt. Adonis, der jedes Jahr starb, beklagt wurde und wieder auferstand, ist die Personifikation der Frühlingsvegetation, der Geliebte der Baʿalat.[1] Der mit ihm identische sumerisch-babylonische Gott Tamūz,[2] sumerisch Dumuzu „echter Sohn der Wassertiefe", ist der Gott der Frühlingsvegetation, der Gott des durch das unterirdische Wasser erzeugten Pflanzenwuchses, der Buhle der Ištar. Mit ihm verwandte Gestalten sind sowohl Gilgameš wie dessen Freund Engidu. Tamūz ist aber auch zugleich Fruchtbarkeits- und Unterweltsgott, denn er wird in den sumerischen Tamūzliedern auch als „Herr des Totenreiches" bezeichnet.[3] Sobald Tamūz in der Unterwelt weilt, heißt es weiter in diesen Liedern, hört auf Erden alle animalische und vegetabilische Fruchtbarkeit auf.[4] Der Toten- und Pestgott Nergal ist zugleich auch Flurengott.[5] Der ägyptische Totengott Osiris, einst ein mythischer König, gilt zugleich als Vegetations- und Baumgott, als Gott der Fruchtbarkeit und später auch als Getreidegott.[6] Seine Zeugungskraft hört auch im Grabe nicht auf. Darum führt er den Beinamen „der mit starkem Phallus" und wird auch entsprechend dargestellt. Jedes Jahr ersteht er neu aus der Unterwelt. Sein Grab wurde an zahlreichen Orten Ägyptens verehrt. Zum Osirisgrabe gehört notwendig ein grüner Baum, der als Verkörperung des Gottes aus dem Grabe hervorwächst, während der Sarg mit dem Leichnam des Gottes in Byblos im Stamme einer Zeder geborgen wird (Plutarch, De Is. et Osir. XV).[7] In Busiris wird ein seiner Zweige beraubter Baumstamm sein Symbol.

Ähnlich sind zahlreiche alte Lokalgottheiten, Quell- und Berggeister Palästinas in der Volksreligion zu Heroen geworden und treten heute im Islam als männliche oder weibliche Heilige (Welis und Welijas) auf, die teilweise in fiktiven Gräbern verehrt und allenthalben um Fruchtbarkeit, Regen und Kindersegen angegangen werden.[9] So gilt Šēḫ Serāḳ, dessen Grab in der Ṣafā, südöstlich von Damaskus, verehrt wird, als der Beschützer der Getreidefelder in

[1] Über Adonis vgl. J. G. Frazer, l. c. S. 1 ff. W. W. Graf Baudissin, Adonis und Esmun, S. 65 ff.

[2] Vgl. über Tamūz Baudissin, l. c. S. 97 ff. Zimmern, KAT³, S. 397 f.

[3] Vgl. H. Zimmern, Sumerisch-babylonische Tamūzlieder: Berichte der phil.-hist. Kl. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 59 (1907), S. 220, 227.

[4] Vgl. H. Zimmern, l. c. S. 207, 208, 236 f.

[5] Vgl. H. Zimmern, KAT³, S. 412 f.

[6] Vgl. J. G. Frazer, l. c. S. 267 ff. W. W. Graf Baudissin, l. c. S. 174 ff.

[7] Vgl. G. Roeder, Urkunden zur Religion des alten Ägypten, S. 262.

[8] Zur Osirissage nach Plutarch vgl. G. Roeder, l. c. S. 15 ff.

[9] Vgl. über Heiligenverehrung im Islam die wichtige Abhandlung J. Goldziher, Muhammed. Studien II, S. 275 ff., bes. S. 308, 310, 325 ff. P. Kahle, PJB 1910, S. 90 ff., 93 ff. R. Kittel, Studien zur hebräischen Archäologie, S. 114 f.

der Ruḥbe.[1] Von verehrten heiligen Bäumen sagt man vielfach, daß unter ihnen irgendein Šeḫ beerdigt sei. So wird in Šaʿfāṭ bei Jerusalem ein alter Ölbaum verehrt, unter dem ein Weli, Šeḫ ʿAbdallah, beerdigt sein soll, obwohl man von einem Grabe nichts sieht. In den hohlen Baumstamm stellt man kleine Lämpchen und legt Opfergaben nieder. Die ganze Umgebung des Baumes gilt ebenfalls als heilig.[2] Ähnlich ist es in dem heiligen Hain Nebi Lēmūn („Prophet Zitronenbaum"), wo in dem Gemäuer unter den Bäumen, die übrigens Terebinthen und Eichen, aber keine Zitronenbäume sind, das Grab des Nebi gezeigt wird.[3] Bei großer Dürre ziehen die Frauen der benachbarten Dörfer auch zu Nebi Lēmūn, um ihn um Regen zu bitten. Vielfach sind in Grabheiligtümern verehrte Heilige nur Personifikationen von Bergen, heiligen Hainen und ausgestorbenen Dörfern, also ehemalige Lokalgottheiten. Um noch ein Beispiel anzuführen: Goldziher erinnert an den von Jāḳūt außerhalb des Bāb el-Jahūd vor Aleppo gesehenen heiligen Stein, zu dem Muhammedaner, Juden und Christen wallfahrteten, um Opfer bei ihm hinzustellen und ihn mit Rosenwasser und anderen wohlriechenden Flüssigkeiten zu begießen. Unter ihm soll ein Prophet begraben sein. Natürlich handelt es sich um einen Rest altsemitischer Steinverehrung, um alten heidnischen Lokalkult (Jāḳūt II, S. 308).[4]

Diese vom Grabe losgelösten, im Mutterschoß der Erde hausenden Totengeister, die gleichsam wieder in einen neutralen erdhaften Zustand zurückgesunken waren und als eins gedacht wurden mit den Erdgeistern, Fruchtbarkeitsdämonen und speziell den regenspendenden Mächten, konnten naturgemäß überall verehrt werden, vor allem aber da, wo sich die Kraft des Erdbodens und des unterirdischen Wassers in der Vegetation und in den Quellen zeigte. Diese Verehrung war wesentlich dieselbe, wie man sie den Totengeistern widmete; man goß Spenden in die Erde, in Erdspalten oder in natürliche oder künstlich geformte Vertiefungen und Napflöcher; man legte Gaben auf Felsplatten. So wird es verständlich, daß sich die Spendeschalen vom Grabe bezw. der Nekropole lösten und dort angebracht wurden, wo die Geister wohnend gedacht wurden oder wo man ihre Hilfe brauchte bezw. ihnen danken wollte, also neben Quellen, heiligen Bäumen, aber auch neben Getreidefeldern, fruchtbaren

[1] Vgl. R. Dussaud et F. Macler, Voyage archéologique au Ṣafā et dans le Djebel ed Drūz, Paris 1901, S. 40 ff. J. Goldziher, l. c. II, S. 320 f. M. Freih. v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf I, Berlin 1899, S. 226 f.

[2] Vgl. P. Kahle, PJB 1910, S. 98 f.

[3] Vgl. P. Kahle, l. c. S. 99.

[4] J. Goldziher, l. c. II, S. 330.

Tälern, neben Getreidetennen, Wein- und Ölkeltern. Doch mag, was hier des besseren Verständnisses halber als ein Nacheinander geschildert wurde, in Wirklichkeit ein Nebeneinander gewesen sein. Zur Saatzeit wird man in solchen Schalengruppen den unterirdischen Mächten gespendet haben, um eine gute Saat und Ernte zu erflehen. Hier mag man in Zeiten der Dürre Wasser ausgegossen (vgl. 1 Sam. 7, 6 und die jüdische Wasser- und Weinspende am Herbstfeste in Jerusalem) und andere Fruchtbarkeitszeremonien vorgenommen haben.

Wir haben im A. T. mehrfach Nachrichten von solchem Kult lokaler Numina, die damals als Baale aufgefaßt wurden, neben den Tennen und in Gärten. Neben der Tenne des Jebusiters Arawna auf dem Tempelberge in Jerusalem befand sich ein heiliger Platz mit einem heiligen Felsen. Hier erschien dem David der Pestengel (2 Sam. 24, 16); dieses Heiligtum wurde die Stätte eines Jahwealtars und später des salomonischen Tempels (2 Sam. 24, 17–25). Neben der Kelter Gideons in Ophra stand ein heiliger Baum; unter ihm war ein Felsblock oder eine Felsplatte, auf der man durch Auflegen von Gaben, z. B. gekochten Fleisches und Darübergießen der Fleischbrühe zu opfern pflegte (Ri. 6, 11 ff.). Hier liegt es nahe, zur Aufnahme der Flüssigkeit an eine Schalenvertiefung zu denken, wenngleich eine solche nicht nötig ist. Eine derartige Kultstätte mit einem Felsaltare lag auch neben dem Felde des Manoach (Ri. 13, 1 ff.). Die Propheten kämpften entschieden gegen diesen alten Lokalkult an, durch welchen man sich Nahrung und Segen zu verschaffen suchte, und bezeichneten ihn als abgöttisch (vgl. z. B. Hos. 2, 7; 9, 1). Die Keltern lagen naturgemäß in Gärten und Weinbergen. Daher ist mehrfach in Israel von verbotenem Gartenkult die Rede; so heißt es Jes. 65, 3, daß die Leute, welche in Gärten opfern, Jahwe ins Angesicht reizen; vgl. auch Jes. 66, 7. Diese von den Propheten verabscheuten Kultgebräuche mögen Residua uralter mit Totenkult und Geisterglauben zusammenhängender Erdreligion sein. Auf diese Weise lassen sich die Napflöcher und Schalenvertiefungen in Palästina erklären, für welche sich ein profaner Zweck nicht ausfindig machen läßt, z. B. die von Dalman am Wege von Ḳalḳīlije nach Ṭul Karm kurz vor dem Hügel von Irtāh beobachtete Gruppe von 51 Napflöchern.[1]

Endlich können wir auf dieser Grundlage nun auch den Ḥağar el-Manṣūb in seiner die Fruchtbarkeit der Tiefe darstellenden und herausfordernden Phallusform unmittelbar neben der Dolmennekropole von

[1] Vgl. G. Dalman, PJB 1914, S. 33 f. und PJB 1908, S. 49 ff. Jetzt auch R. Kittel, Geschichte des Volkes Israel I³, S. 151 f., 243.

el-Mrēṛāt besser verstehen.[1] Er mag als beständiger Fruchtbarkeitszauber gedacht worden sein und zugleich als Verkörperung des mit den Totengeistern ursprünglich verwandten „Herrn des Ortes“ (vgl. oben S. 446 ff.).

## 6. Die palästinischen Dolmenerbauer und ihre Zeit.

1. Die riesenhafte Urbevölkerung Palästinas. Wenn die Dolmen ein so hohes Alter besitzen, wie kommt es dann, daß sie sich bis in unsere Zeit ziemlich gut erhalten haben, während die Spuren nachsteinzeitlicher Kulturen vielfach ganz verschwunden sind? Selbst an vielbegangenen Plätzen wie Tell el-Meṭāba', am Nebo und im südlichen Ǧōlān ist ihre Erhaltung eine verhältnismäßig gute. Der Grund kann nur sein, daß man sie als Gräber und Wohnhäuser der Totengeister auch nach dem Untergange der dolmenbauenden Stämme mit Scheu und Achtung behandelt hat, weil man die Totengeister fürchtete, und daß sich diese religiöse Scheu allmählich in Aberglauben und Furcht verwandelte. Die Steinstuben blieben im Volksglauben Sitze von Geistern; man empfand Furcht in ihrer Nähe und wagte sie nicht zu zerstören. Nach orientalischem Volksglauben sind Ruinenstätten und Friedhöfe heute von Dämonen und Ǧinnen bevölkert.[2] Wie überall, wo Dolmen vorkommen, schrieb man sie auch in Palästina einer Rasse der Vorzeit zu, über welche man allerlei Sagenhaftes zu berichten wußte. Dieses Wissen mag durch die Erfahrung oft bestätigt worden sein; wenn man nachgrub, fand man in ihnen Gebeine und Beigaben und damit auch Totengeister. Die größte Mehrzahl der palästinischen Dolmen ist ja im Laufe der Zeit geöffnet und durchwühlt worden. Wo alles Wissen über die Bedeutung dieser Steinstuben abhanden gekommen war, blieb vielfach wenigstens abergläubische Furcht vor ihnen übrig, die ihre Zerstörung verhinderte.

Die nomadischen Araber stehen heute den Dolmen in der Regel teilnahmslos gegenüber. Hirten benutzen sie gern als Versteck oder Zufluchtsort gegen die Sonnenstrahlen. Daß man aber trotzdem in weiteren Kreisen weiß, daß die Dolmen Gräber sind, zeigt die weitverbreitete Bezeichnung derselben als Ḳubūr Beni Isrāīl. Der Volksglaube Palästinas betrachtet sie auch als Wohnungen der Ǧinnen, als Bauwerke des Pharao (Far'ūn) oder knüpft, wie an einzelne Steine[3]

[1] Über Phallen auf Gräbern in Etrurien, Phrygien und Lydien und ihre Bedeutung vgl. A. Dieterich, Mutter Erde², S. 104.

[2] Vgl. J. Wellhausen, Reste², S. 150.

[3] Vgl. die drei sog. ḥagarat el-Ḳule in W. Bet Ḥanina bei Jerusalem, Vincent, Canaan, S. 416 Anm. 1.

und auffallende Felsbildungen, auch an Dolmen oder sonstige Großsteinbauten Sagen von versteinerten Hochzeitsgesellschaften, Mädchen oder schwangeren Frauen (vgl. oben S. 386 die rechteckige orthostatische Umhegung bei ʿAdlūn: Erntearbeiter, in Steine verwandelt; S. 460: bei el-Ftijān gelten Orthostaten als Brautjungfern).[1] Besonders gefürchtet sind in Palästina einzelne Dolmen als Aufenthaltsorte des vampirartigen Ṛūlegespenstes (vgl. oben S. 432).[2] Derselbe Geisterglaube herrscht unter der arabischen Bevölkerung Nordafrikas.[3] In Algerien, bei Sigus, gilt z. B. ein großer Dolmen als vom Ṛūlegespenst bewohnt.[4]

Die Dolmen waren also wohl für die Bewohner Palästinas von jeher Gegenstand religiöser oder abergläubischer Scheu und verdanken der Furcht vor den in ihnen wohnenden Geistern zum guten Teile ihre Erhaltung. Wie Dolmen auch heute noch pietätvoll geschont werden, zeigt eine Beobachtung, die Jaussen und Savignac mit einem von ihnen entdeckten und abgebildeten Dolmen steinkistenartiger Form bei el-Makwen am Darb el-Ḥaǧǧ gemacht haben.[5] Obgleich alles Steinmaterial der Umgebung für den Bahnbau benutzt wurde, haben die Arbeiter diesen kleinen Bau doch geschont, wahrscheinlich, weil sie ihn für das Grab eines frommen Mekkapilgers hielten.[6]

In allen Dolmengegenden sind die Steingräber und Menhire Gegenstand solchen Volksglaubens. Mit diesen Denkmälern einer uralten Vergangenheit hat sich zugleich auch ein Stück alten Geisterglaubens bis in die Nähe unserer Zeit erhalten, besonders in Westeuropa.[7] Die Dolmen sind Wohnungen der Zwerge (S. Reinach l. c. S. 379 f.), Werke von Feen oder Zauberern (l. c. S. 380 ff.) oder des Teufels (S. 382 f.). In Deutschland gelten sie als Teufelsaltäre, Teufelskanzeln, Teufelsbetten oder Teufelsmühlen. Die Menhire namentlich können sich selbständig bewegen, sie wachsen wie die Bäume, gehen an die Flüsse, um zu trinken und zu baden, sie laufen, tanzen und

[1] Vgl. ferner den ḥaǧar el-ḥibla bei Merōn und in Baalbek: von den beiden Spitzpfeilern auf Zibb ʿAṭūf bei Petra nennt man den einen, krummen, Rāʾi Farʿūn „Hirten Pharaos", manchmal auch Zubb Farʿūn; vgl. G. Dalman, Petra, S. 183.

[2] Vgl. über die Ṛūle Wellhausen, Reste², S. 149 ff.

[3] Vgl. S. Reinach, Cultes, Mythes et Religions III, Paris 1908, S. 379.

[4] Vgl. Matériaux pour servir à l'histoire de l'homme XVI, S. 363.

[5] Médāin-Ṣāleḥ S. 83 f. und Fig. 57 daselbst.

[6] Dieser Dolmen, der oben übersehen wurde, ist der südlichste bisher in Palästina und den Nachbargebieten beobachtete. Er steht nach den Angaben der beiden französischen Forscher in ebenem Gelände, ist nur 0,85 m lang und 0,65 m breit und war, wie es scheint, von einem Steinkreise umgeben. Es handelt sich also um ein spätes, nicht mehr eigentlich megalithisches Grab.

[7] Vgl. für Frankreich S. Reinach, Cultes, Mythes et Religions III, S. 404 ff.

sprechen. Natürlich naht man sich solchen Steinen mit abergläubischer Furcht (l. c. S. 398 ff.). Nur mit Furcht suchen in manchen Gegenden die Hirten Zuflucht unter einem Dolmen. Nachts kommt man niemals in ihre Nähe und vermeidet es selbst, sie am Tage anzusehen.[1] Wenn man an einem Menhir vorbeigeht, macht man das Kreuzzeichen, um die bösen Einflüsse abzuwehren. In Ille-et-Vilaine und in anderen Gegenden Frankreichs heißt es, daß jeder, der einen bestimmten Dolmen zerstört, unfehlbar im nächsten Jahre sterben werde.[2] Féraud schreibt daher die Erhaltung der Dolmengräber in Algerien weniger der Indifferenz der Eingeborenen als ihrer abergläubischen Scheu vor jenen Bauwerken der Heiden zu.[3]

Wir dürfen also mit gutem Grunde annehmen, daß die Bevölkerung Palästinas, die Kanaanäer, Hebräer und Araber, die Dolmen im allgemeinen aus religiöser oder abergläubischer Scheu geschont hat. Dafür spricht nicht nur ihre gute Erhaltung und die volkstümlichen Vorstellungen von der Verknüpfung der Geister mit den Dolmen, sondern auch Reste von Sagen derselben Art, die uns im AT erhalten sind, wie z. B. die Erzählung von dem „eisernen Bett" des fabelhaften Königs ʿOg von Basan, Deut. 3, 14, die doch wohl an einen Dolmen in Rabbat ʿAmmon anknüpft. Daß die 21 Altäre Balaḳs mit einer volkstümlichen Ausdeutung der bekannten Dolmennekropolen in der Umgebung des Nebo zusammenhängen, wie Vincent will,[4] dieser Meinung konnten wir uns nicht anschließen (vgl. oben S. 470). Gewisse Dolmengräber, deren Insassen als Heroen (Welis) galten, mögen noch lange im Lande verehrt worden sein. Man denke an die Rolle, welche manche Patriarchengräber im alten Israel[5] und gewisse Frauengräber[6] gespielt haben. Die Ahnen- und Heiligenverehrung der Dolmenbevölkerung wird sich geradlinig auf die Nachkommen fortgepflanzt haben. Jedenfalls müssen die so auffälligen und zahlreichen Großsteingräber im Ost- und Westjordanlande die Volksphantasie der nachsteinzeitlichen Bewohner, natürlich auch der Israeliten, lebhaft

[1] Beispiele bei Reinach, l. c. S. 399; vgl. Matériaux pour servir à l'histoire de l'homme IX, S. 195; XX, S. 177; XXI, S. 441.

[2] Vgl. Mémoires de l'Académie celtique V, S. 41, nach Reinach.

[3] Vgl. Revue archéologique 1865 I, S. 207, nach Reinach.

[4] Canaan, S. 424.

[5] Vgl. z. B. die Gräber Abrahams und Saras in der Machpelahöhle bei Hebron, das Grab Josephs bei Sichem, das Grab Israels in Goren ha-aṭad, Gen. 50, 1—11. 14; das Grab Josuas zu Timnath Serach auf dem Gebirge Ephraim, Jos 24, 30; Ri. 2, 9; das Grab des Richters Jair zu Kamon in Gilead, Ri. 10, 5; das Grab Jephtes in Gilead, Ri. 12, 7.

[6] Vgl. das Grab der Rachel mit einer Massebe, Gen. 35, 20; das Grab der Debora unter einer hl Eiche, Gen. 35, 8; das Grab der Mirjam in Ḳadeš, Num. 20, 1.

beschäftigt haben. Es liegt daher nahe, in der atl. Literatur nach Spuren der Dolmen und der anderen Megalithbauten zu suchen. Solche Spuren sind vorhanden, nicht nur in der Erzählung vom Grabe des Riesen ʿOg in Rabbat ʿAmmon, sondern auch in der Vorstellung von der riesenhaften Urbevölkerung der Rephāīm, die hauptsächlich im Ostjordanlande, aber auch westlich des Jordans gesessen haben soll. Ich behaupte, daß die als riesenhaft vorgestellte Urbevölkerung der Rephāīm in Volksglauben durch eine Ausdeutung der Megalithgräber entstanden ist, die man allenthalben im Lande als Zeugen einer uralten Vergangenheit sah.

Es läßt sich an einer Fülle von Beispielen nachweisen, daß überall, wo vorgeschichtliche Megalithbauten, Dolmen, Burgen oder Ringwälle vorkommen, sie häufig einem Riesengeschlecht der Vorzeit zugeschrieben werden, das entweder ganz sagenhaft ist, oder sich auch an undeutliche historische Erinnerungen von einer Urbevölkerung anschließen und deshalb mit Wandersagen verknüpft auftreten kann. Im ersteren Falle sind die Riesengeschlechter aus den gewaltigen Steinbauten der Vergangenheit ganz erschlossen bezw. Naturgeister mit diesen in Verbindung gebracht und vermenschlicht, im zweiten Falle werden diese den späteren Geschlechtern so auffallenden Bauten mehr oder minder willkürlich mit irgendeiner alten Bevölkerung oder mit historischen Persönlichkeiten zusammengebracht und diese als Riesen vorgestellt.

Es ist unnötig, das Material zu häufen; einige Beispiele mögen genügen. Nach Reinach[1] werden die Dolmen in Frankreich sowohl wie anderswo in mannigfacher Weise als Bauwerke urweltlicher Riesen erklärt. Sie gelten als maisons des géants, in Skandinavien als Jättestuer, Riesenstuben; als Riesenkeller, caves des géants, Hünenkeller; als chambres des géants, Jättestugor in Schweden; als Hünenberge, Hünenhügel, Riesenberge,[2] als Hünenburgen, forteresses des géants; in Frankreich und Schweden auch als Backöfen der Riesen, Jätterignar, Gigerommen; besonders häufig nennt man sie Riesenbetten, Hünenbetten, in Belgien Hünebedden, auch Riesensteine, pierres des géants, jayantières, in Deutschland auch Riesentische. Die bekannte Insel Gav'rinis heißt infolge ihres gewaltigen Megalithgrabes l'île du géant.[3] Vielfach hat sich im Volke noch das Bewußtsein erhalten, daß die Dolmen Gräber sind und daher Bezeichnungen wie tombeaux des géants, Riesengräber, Riesenbetten, auch Hünenkirchhof,

[1] Cultes, Mythes et Religions III, S. 376 ff. Vgl. auch Déchelette, Manuel I, S. 378 f.

[2] Vgl. Verhandl. Berl. Ges. f. Anthropol. IX (1877), S. 302.

[3] Revue celtique I, S. 227, nach Reinach.

in Schweden Jättegrafvar.[1] In Sardinien heißen die großen ganggrabartigen Anlagen Tombe dei Giganti.[2] Nach Reinach nennt schon Thevet die Dolmen des Kaukasusgebietes Gräber der Riesen.[3]

In manchen Gegenden Frankreichs, wie in der Franche-Comté, Beauce und Normandie, werden die Dolmen, Menhire und auffallend geformte Felsen mit Vorliebe einem populären Riesen namens Gargantua zugeschrieben.[4] Die Dolmen heißen dann la pierre, le tombeau, la chaire de Gargantua, der Deckstein gewisser Dolmen palet de Gargantua. Ein Dolmen der Insel Oléron gilt als Löffel oder Schuh des Riesen. Menhire sind Steine oder Marken des Gargantua, Tumuli und seltsame Felsen seine Zähne, Stühle, Wiege, Tragkörbe. Menhire gelten auch als Steine, die Gargantua im Zorn gegen einen anderen Riesen schleuderte; die Steinreihen von Carnac, Haut-Brambien und manche Dolmen hat er sich aus seinen Schuhen geschüttelt, als sie ihn drückten, und dann aufgepflanzt.[5] Wo man in Frankreich die Dolmen wegen der geringen Höhe der Kammer als Wohnungen von Zwergen oder Feen auffaßt, schreibt man diesen doch wenigstens die Kräfte von Riesen zu, um solche Steinmassen zu bewegen.[6]

Besonders haben die fortifikatorischen Megalithbauten der steinkupferzeitlichen und frühbronzezeitlichen Mittelmeerkultur vielfach bei den Epigonen Sagen von einer riesenhaften Urbevölkerung oder von Riesen und Heroen als Erbauern erzeugt. Die Flieh- und Wohnburgen Sardiniens, die Nuraghen,[7] wurden bereits von Timaios dem Iolaos, dem Freunde und Kampfgenossen des Herakles, als sagenhaftem Besiedler Sardiniens zugeschrieben;[8] vgl. Ps.-Aristoteles, *Θαυμάσια ἀκ.* 100 (. . . *καὶ θόλους περισσοῖς τοῖς ὑυθμοῖς κατεξεσμένους*); Diodor IV 30, 1 (*τότε δ' ὁ Ἰόλαος . . . κατεσκεύασεν ἔργα πολλὰ καὶ μεγάλα μέχρι τῶν νῦν καιρῶν διαμένοντα*); vgl. noch Diodor V 15, 3; Sallust fr. hist. II, 2—8; Pausanias X, 17. Die Anlage des gewaltigen vor-

[1] Für Irland vgl. Fergusson, Rude stone monuments S. 228.

[2] Vgl. oben S. 351 und D. Mackenzie, The dolmens, tombs of the Giants, and Nuraghi of Sardinia: Papers of the British School at Rome V (1910), S. 87 ff.

[3] Cosmogr. Univ. t. I, S. 76 verso.

[4] Vgl. S. Reinach, l. c. S. 376 f. Déchelette, Manuel I, S. 378 Anm. 2.

[5] Nach S. Reinach, l. c. S. 518 f.

[6] Vgl. S. Reinach, l. c. S. 414 f. Ähnlicher Volksglaube herrscht nach Reinach im Kaukasus und auf der Krim.

[7] Vgl. oben S. 348, 374. Giovanni Pinza, Monumenti primitivi della Sardegna: Mon. ant. XI (1901), Sp. 88 ff., Fig. 58 ff., Tav. V - IX. D. Mackenzie, Dolmens and Nuraghi of Sardinia: Papers of the British School at Rome VI (1913), S. 127 ff.

[8] Vgl. K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I, Berlin 1870, S. 459. J. Geffcken, Timaios' Geographie des Westens, Berlin 1892, S. 55 ff. F. Pfister, Der Reliquienkult, S. 348.

geschichtlichen Ovalbaues auf Gozo mit seiner Ringmauer, in welcher Steine von 6 m Länge und 4 m Breite vorkommen, wird mit einem urzeitlichen Reckengeschlecht zusammengebracht und daher Gigantia oder Torre dei Giganti genannt.[1] Von zyklopischem Gemäuer heißt eine Ebene bei dem Dorfe Musta auf Malta „Ebene der Giganten".[2]

Die gewaltigen Blöcke, die in den Ringmauern von Tiryns (Plinius N. H. VII, 195; Paus. II 25, 8), Mykenae (Iph. Taur. v. 845 u. ö.) und in anderen vorgeschichtlichen Bauten auf griechischem Boden aufgetürmt sind und das ehrfurchtsvolle Staunen der Griechen erregten, veranlaßten die Sage von einem Geschlecht von Riesen, das diese nach Ansicht der Epigonen alle menschliche Kraft übersteigenden Bauten geschaffen haben mußte. Man nannte sie Kyklopen und spricht daher von *τείχη Κυκλώπια, Κυκλωπία πόλις, Μυκῆναι Κυκλώπιαι*.[3] Die Kyklopen sind höchstwahrscheinlich weiter nichts als die dämonisch und riesenhaft vorgestellten fabelhaften Ureinwohner mancher Teile des Landes, die Riesen der Urzeit, die hinter den gewaltigen „kyklopischen" Ringmauern wohnten. Ruinen und altes Gemäuer galten ja immer als die Sitze von Dämonen und Unholden (vgl. die packende Schilderung der Ruinen Babels Jes. 13, 20—22; der Städte Edoms Jes. 34, 14). Bei Homer treten die Kyklopen (Od. IX, 106 ff.) noch auf als rohe menschenfressende Ungeheuer, die gewaltige Felsblöcke heben und schleudern können, in Felshöhlen hausen und von Kleinviehzucht leben, aber auch als kunstfertig gelten (vgl. Polyphem). Das paßt sehr gut auf eine vorgeschichtliche Hirtenbevölkerung. Später brachte man dieses Kyklopengeschlecht mit Lykien und Thrakien in Verbindung, ließ es von dort ausgewandert sein und sich über die griechischen Inseln, namentlich Euböa verbreiten, offenbar eine Erinnerung an alte Völkerverschiebungen. Diese Gestalten der Sage, in denen sich die verschiedensten Elemente sammelten, verschmolzen dann, wie auch sonst, mit der großen Klasse der Naturdämonen; so wurden die Kyklopen zu Gewitterdämonen, Meeres- und Vulkandämonen, den Gehilfen des Hephaistos auf Lemnos, im Ätna und auf den liparischen Inseln.[4]

In Nauplia gab es Höhlen, welche auf die Kyklopen zurückgeführt wurden (Strabo VIII 369, 373: *τὰ σπήλαια καὶ οἱ ἐν αὐτοῖς οἰκοδομητοὶ λαβύρινθοι*), und an der Ostküste Siziliens drei Cyclopum scopuli (Plinius N. H. III, 89). Die in den Fels gehauenen Grabgrotten

[1] Vgl. A. Mayr, Vorgeschichtl. Denkmäler von Malta, S. 647 ff.

[2] Vgl. A. Mayr, l. c. S. 696.

[3] So bereits G. F. Schoemann, Opuscula academica IV. Berlin 1858, S. 426 ff.: Schediasma de Cyclopibus. F. Pfister, Reliquienkult, S. 349 f.

[4] Vgl. Roschers Art. „Kyklopen" in seinem Lex. d. griech. u. röm. Myth. II, Sp. 1676 ff. W. Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, S. 103—112.

auf Sardinien, die den Nuraghen und den Gigantengräbern gleichzeitig sind, heißen domos de iana, domigheddas.[1] Der gewaltige Steinkreis Stonehenge wird von Gottfried von Monmouth chorea gigantum genannt;[2] und die großen Steinkreise bei Ajūn und Rass in Zentralarabien gelten bei der Bevölkerung als Bauten eines alten Riesengeschlechtes (vgl. oben S 500).

Einzelne besonders auffallende Megalithbauten pflegte man alten Helden, mythischen oder sagenhaften Personen und Heroen zuzuschreiben oder einer vertriebenen alten Bevölkerung, von der eine unbestimmte Vorstellung im Gedächtnis der Volkes haftete. Das berühmte Labyrinth (Haus der Labrys, des Doppelbeils) des sagenhaften Königs und Zeussohnes Minos auf Kreta,[3] in Wirklichkeit der jetzt ausgegrabene Königspalast von Knossos, ist der Sage nach von dem mythischen Daidalos als Gefängnis für das mißgestaltete Ungeheuer Minotaurus erbaut, dem alljährlich die aus Athen gesandten sieben Jünglinge und Jungfrauen zum Fraße vorgeworfen wurden. Mit Recht hat G. Karo ausgeführt,[4] daß die Sage vom Labyrinth erst entstanden sein kann, als der Palast von Knossos längst in Trümmern lag. Die fast unentwirrbaren Reihen von Gängen, Kammern und Höfen erschienen den griechischen Epigonen als etwas Unheimliches; daher bevölkerte die Volksphantasie jene unverstandenen und ängstlich gemiedenen Palastruinen mit jenem mißgestalteten Ungeheuer. Nach Paus. VI 21, 3 zeigte man in Olympia die Ruinen des Hauses des Oinomaos, des sagenhaften Königs von Pisa in Elis, nach E. Pfuhl,[5] H. Bulle[6] und F. Pfister[7] die durch die Ausgrabungen aufgedeckte Ellipse, ein vorgeschichtlicher Ovalbau, östlich vom Pelopion in Olympia. Die mykenischen Kuppelgräber galten im späteren griechischen Volksglauben als Schatzhäuser mythischer Helden; so zeigte man in Mykenae das Schatzhaus des Atreus (Paus. II 16, 6), in Orchomenos den θησαυρὸς des Minyas (Paus. IX 36, 4 f.; 38, 2). Etwas Ähnliches ist es, wenn bei den Christen in Palästina alte Bauten mit König Salomo, bei den Arabern mit Pharao, Farʿūn in Verbindung gebracht wurden, vgl. z. B. Ḳaṣr Farʿūn, ein Tempel in Petra.

[1] Vgl. G. Pinza, Mon. ant. XI (1901), Sp. 38 ff. u. Fig. 20 f.

[2] Vgl. Fergusson, Rude stone monuments, S. 109.

[3] Vgl. d. Artikel „Minos" von Helbig in Roschers Lexikon der griech. u. röm. Myth. II, Sp. 2993 ff.

[4] Archiv f. Religw. VII (1904), S. 133.

[5] Arch. Jahrb. XXI (1906), S. 147 ff.

[6] Orchomenos I, S. 48 f., 127.

[7] Reliquienkult, S. 349 f.

In England und Schottland werden die Dolmen nicht selten nach keltischen Heroen benannt.[1] Ein Dolmen in den östlichen Pyrenäen heißt palet de Roland.[2] Die Dolmen Indiens gelten als Häuser der Pandus, Heroen des Mahābhārata, die Dolmen Kaukasiens als Häuser der Recken.[3] In den Pyrenäen und in Spanien schreibt man sie gern der Sarazenen oder Mohren zu; so wird ein Dolmen von Ille-et-Vilaine als four Sarrasin bezeichnet. In den Ostpyrenäen heißen die Steinstuben balma, cabana del moro.[4] Ebenso häufig ist dort und in Nordafrika die Benennung Heidengräber, Gräber der Götzendiener, in Norddeutschland Sorben- oder Wendengräber. In Schottland werden alte Bauten aller Art gewöhnlich den Pikten zugeschrieben.[5] Stammt das Wort Hüne für Riese, mhd. hiune, wirklich von dem Volksnamen der Hunnen ab, dann würden die häufigen deutschen Bezeichnungen Hünengräber, Hünenbetten, Hünenkeller usw. für die Dolmen ebenfalls hierher gehören.[6] Aus dem gefürchteten Raubvolke wären dann in der Volksphantasie die Riesen, Hünen, geworden, denen man alle unverständlichen Bauten der Urzeit zuschrieb; vgl. auch die Bezeichnung „Schwedenschanze" für vorgeschichtliche Ringwälle in Brandenburg.

Nach den angeführten Parallelen von Sagen über mythische Helden und fabelhafte Riesenbevölkerungen, die sich allenthalben an die unverstandenen Megalithbauten der vorgeschichtlichen Zeit angeschlossen haben, dürfen wir Ähnliches auch in dem an prähistorischen Resten so reichen Palästina erwarten. Bei den Semiten läßt sich ja auch sonst die überall beobachtete Neigung des Volksglaubens nachweisen, von Riesen oder Dämonen zu fabeln, die in der Urzeit das Land bewohnt haben sollen.[7] Die menschliche Phantasie hat überhaupt die Neigung, das Uralte und Vergangene sich als groß und riesig vorzustellen.[8] Kommen noch äußere Anhaltspunkte dazu, so kann es schnell zur Bildung von Riesensagen

[1] Beispiele bei Reinach, l. c. S. 385.

[2] Vgl. Reinach, l. c. S. 387.

[3] Vgl. Matériaux pour servir à l'hist. de l'homme XX, S. 320, nach Reinach, l. c. S. 386.

[4] Vgl. Matériaux XXI, S. 440, nach Reinach, l. c. S. 388.

[5] Vgl. Archaeologia XXXIV, S. 89, nach Reinach, l. c. S. 388.

[6] Vgl. auch das slawische obr „Riese", das aus dem Namen der türkischen Avaren entstanden ist; vgl. O. Schrader, Reallexikon d. indog. Altertk. S. 1003.

[7] Über den Ursprung der Sagen von den Riesen vgl. E. B. Tylor, Primitive Culture I, S. 385 ff. J. Grimm, Deutsche Mythol.[4], herausgeg. von E. H. Meyer I, S. 429 ff.

[8] Es wird 4 Esdr. 5, 52 ff. als Grundsatz aufgestellt, daß das Menschengeschlecht im Laufe der Jahrtausende immer schwächer geworden ist, weil die Schöpfung alt wird und ihre Jugendkraft nachläßt. Vgl. auch M. Josef bin Gorion, Die Sagen der Juden II, Frankfurt a. M. 1914, S. 16.

kommen. Hat man noch eine dunkle historische Erinnerung an die Ureinwohner einer Gegend, die verdrängt wurden oder in der neuen Bevölkerung aufgingen, so werden diese in der Regel zu Riesen oder Dämonen gemacht. Das Fremdartige an ihnen stieß ab, machte sie furchtbar und ließ sie in der Phantasie zu Unholden auswachsen. So wurden die Ureinwohner Indiens bei den einwandernden Ariern zu Dämonen, Affen, Riesen oder Schlangen.[1] Altchinesische Autoren fabeln viel von menschengestaltigen kannibalischen Bergdämonen, die im Westen des Landes in Höhlen hausen, mehr als 10 Fuß hoch und von monströser Körperbeschaffenheit sind, wahrscheinlich eine in die Berge verdrängte Rasse der Urbevölkerung.[2] Oft knüpfen sich Sagen von einer Riesenbevölkerung aber auch an Naturmale, z. B. seltsam geformte Felsen, oder an Funde vorgeschichtlicher Knochen. So erzählt, worauf Schwally hinweist,[3] Malalas (Chronographia, ed. Bonn., S. 202), daß Antiochien und Umgebung früher von Riesen bewohnt war, von deren gottlosem Treiben man noch allerlei zu berichten wußte, ein Mythus, der durch Ausdeutung menschengestaltiger Felsen bei Antiochien entstanden ist.[4] Daß Funde von Riesenknochen urzeitlicher Tiere, wie sie auch in Palästina vorkommen, Legenden von Riesen hervorzurufen pflegen, zeigen die Berichte des Pausanias von solchen Riesenknochen in Griechenland; z. B. I 35, 5—7 über die Körpergröße des Ajas und die Gebeine anderer Riesen, die Pausanias gesehen haben will; III 22, 9 über Riesenknochen; VIII 32, 5 über das Heiligtum des Asklepios Pais mit Knochen von Giganten in Megalopolis. Frazer z. St. vermutet, daß es sich hier um Mammuthknochen handelt, da in der Umgebung dort heute noch derartige Funde gemacht werden.[5]

Auch gewöhnliche Ruinen der Vergangenheit können bei kulturell tiefstehenden Epigonen Riesensagen hervorrufen. So fabelt der Ḳoran von einem Volke ʿAd in Arabien, Zeitgenossen Noahs.[6] Die ʿAditen waren sehr hochmütig (Sure 7, 67; 41, 14) und besaßen große Bauten (Sure 26, 128 f.; 89, 5 f.), weshalb sie dem zu ihnen entsandten Propheten Hūd nicht folgten und nun zur Strafe für

[1] Vgl. C. v. Orelli, Allg. Religionsgesch. II², S. 7.

[2] Vgl. J. J. M. de Groot, The religious system of China V, S. 500 ff.

[3] ZATW 18 (1898), S. 135.

[4] Der Text der Malalasstelle abgedruckt von Schwally, l. c. S. 135 Anm. 1: *εὗρεν ἐν τῇ αὐτῇ χώρᾳ γίγαντας οἰκήσαντας· ἀπὸ γὰρ δύο μιλίων τῆς πόλεως Ἀντιοχείας ἐστὶ τόπος ἔχων σώματα ἀνθρώπων ἀπολιθωθέντων κατὰ ἀγανάκτησιν θεοῦ, σύστινας ἕως τῆς νῦν καλοῦσι γίγαντας.*

[5] Vgl. H. Hitzig und H. Blümner, Des Pausanias Beschreibung von Griechenland V, 1, S. 233.

[6] Vgl. F. Schwally, ZATW 18 (1898), S. 134 f. Encycl. d. Islam I, S. 128 f., Artikel von F. Buhl.

ihren Unglauben durch einen gewaltigen Sturmwind vertilgt wurden. Die arabische Überlieferung weiß von ihnen zu berichten, daß sie so groß waren wie Säulenschäfte, 400 Spannen lang.[1] Ein ähnliches Volk der koranischen Tradition waren die Tamūd, die sagenhaften Bewohner der Ruinenstätte el-Ḥeğr (Medain-Ṣaleḥ).

Die atl. Überlieferung zeigt noch deutlich, wie lebhaft man sich auch in Kanaan mit den Riesen der Urzeit beschäftigt hat. Die Frage lag zu nahe, wie diese dämonischen Wesen entstanden sind und woher sie ihre übermenschlichen Fähigkeiten und Kräfte haben. Eine alte heidnische Erzählung, die im Lande umlief, gab Antwort auf diese Frage: die Riesen הַנְּפִלִים sind das Erzeugnis einer geschlechtlichen Verbindung von himmlischen Wesen (Göttersöhnen) mit menschlichen Frauen. In der griechischen Mythologie sind ja Heiraten zwischen Göttern und Sterblichen in der Urzeit, aus denen die Giganten und Heroen entstehen, ganz bekannt; vgl. Od. XI, 240 ff.; Il. XII, 23; Plato, Cratylus 33. An diesen heidnischen Mythos erinnert noch deutlich die bekannte Erzählung Gen. 6, 1—4 von der Heirat der Engel (Gottessöhne, בְּנֵי הָאֱלֹהִים) mit den Menschentöchtern.[2]

„Als nun die Menschen begannen zahlreich zu werden auf der Erde", heißt es Gen. 6, 1, „und ihnen Töchter geboren wurden, [2]da sahen die Engel (Gottessöhne), daß die Menschentöchter schön waren, und nahmen sich zu Weibern alle, welche ihnen gefielen." Anstatt nun in v. 3, wie man erwartet, die Frucht jener Verbindung mitzuteilen, folgt ein nicht ganz verständlicher Satz, der eine Strafsentenz gegen die Menschen wegen dieser unnatürlichen und frevelhaften fleischlichen Vermischuug enthält und ihr Lebensalter auf höchstens 120 Jahre festsetzt. Der folgende v. 4 gibt sich als eine scheinbar beiläufige antiquarische Notiz: „Die Riesen (הַנְּפִלִים) waren auf Erden in jenen Tagen (und auch noch später), als sich die Engel (Gottessöhne) zu den Menschentöchtern gesellten, und diese ihnen Kinder gebaren. Das sind die Heroen der Vorzeit (הַגִּבֹּרִים אֲשֶׁר מֵעוֹלָם), die Vielgenannten." Zwischen den Zeilen muß man lesen, was der Verfasser in v. 4 auszusprechen sich ängstlich gescheut hat, daß nämlich die Nephīlīm, deren Vorhandensein damals in den Tagen der Vorzeit er frostig konstatiert (die Worte וגם אחריכן sind Zusatz eines Lesers, der auch noch später Riesen kannte, wahrscheinlich im Hinblick auf Num. 13, 33), eben die Kinder jener Gottessöhne mit den Menschentöchtern gewesen sind. Der zur Zeit des Verfassers wohl schon veraltete

[1] Nachweise bei Schwally, ZATW 18, S. 135.

[2] Vgl. die Kommentare, namentlich H. Gunkel, Genesis[3], S. 55 ff. C. Budde, Die biblische Urgeschichte, S. 30 ff. F. Schwally, ZATW 18, S. 142 ff.

Ausdruck Nephīlīm (LXX *οἱ γίγαντες*, Targ. גברייא) wird v. 4b erläutert durch גִּבֹּרִים „Helden, Recken", Heroen der Urzeit, die durch herkulische Kräfte und kriegerische Taten vielgenannt und hochberühmt waren. Der Verfasser sagt הַנְּפִלִים die Riesen; sie werden bei den Lesern als bekannt vorausgesetzt. Sie bewohnten das Land in der Vorzeit; vgl. die Parallelität des Ausdrucks v. 4a הַנְּפִלִים הָיוּ בָאָרֶץ בַּיָּמִים הָהֵם mit Gen. 12, 6 וַהַכְּנַעֲנִי אָז בָּאָרֶץ; vgl. Gen. 13, 7. Es ist darum schwerlich richtig, wenn Schwally die Nephīlīm ZATW 18, S. 144 mit נֵפֶל „Fehlgeburt" (נפל „tot hinfallen") in Verbindung bringt als Geistwesen, die irgend etwas mit Fehlgeburten zu tun haben.[1]

In den letzten Worten von v. 4 אַנְשֵׁי הַשֵּׁם haben wir auch die Bestätigung, daß man viel von solchen Riesen der Urzeit zu erzählen wußte, daß also Riesensagen im alten Kanaan von Mund zu Mund liefen. Im AT haben wir, abgesehen von unserem Stück, nur noch einzelne Anklänge an diese alten volkstümlichen Erzählungen, nämlich die Bemerkung Num. 13, 33, daß die israelitischen Kundschafter in der Gegend von Hebron die Nephīlīm zu Gesicht bekamen; Ez. 32, 27, wenn man mit Cornill hinter גִּבֹּרִים liest נְפִלִים מֵעוֹלָם, wo von den Helden, den Riesen der Urzeit die Rede ist, die ehrenvoll in ihrer Waffenrüstung in der Scheol gebettet sind, nachdem sie auf Erden durch ihre Taten Schrecken verbreitet hatten; ferner die Nimrodsage Gen. 10, 8 ff. und Ri. 15, 17; 16, 3.

Was Gen. 6, 1—4 vorliegt, ist nur ein dürftiges, aber kostbares Fragment, wie Budde sich ausdrückt, ein „Auszug aus dem Volksbewußtsein",[2] der uns einen Blick tun läßt in die altkanaanäische volkstümliche Sage. Wieviel mag man von jenem Riesengeschlecht der Urzeit an den Lagerfeuern erzählt haben, von ihrer herkulischen Kraft und gewaltigen kriegerischen Taten! Man wird da und dort ihre Bauten, ihre Gräber gezeigt und verehrt haben. Daß unsere Auffassung von einer Gen. 6, 1—4 zugrunde liegenden ätiologischen Sage über den Ursprung der urgeschichtlichen Riesenbevölkerung Kanaans, wonach diese Riesen die Sprößlinge der Göttersöhne mit den Menschentöchtern sind, richtig ist, zeigt das spätere Judentum, wo man sich mit den Riesensagen wieder lebhaft beschäftigte. Jubil. 5, 1 ff., wo die Erzählung Gen. 6, 1—4 nach damaligem Geschmack paraphrasiert wird, heißt es v. 1 ausdrücklich, daß die Riesen die Kinder jener Menschentöchter und Engel sind. Zur Strafe werden die Engel gebunden und in die Tiefen der Erde versenkt (v. 6), die Riesen aber wegen ihrer Bosheit unter den Augen ihrer Väter mit

[1] A. Boissier, OLZ 13 (1910), Sp. 196 f., leitet den Namen der Nephīlīm vom assyr. napâlu = gabâru ab; dann wären die Nephīlīm = Gibbōrīm.

[2] Urgeschichte, S. 40.

dem Schwerte ausgerottet bis auf den letzten Mann (v. 7 ff.). Im Buche Henoch 7, 1 ff. wird gefabelt, daß die von den Menschentöchtern geborenen Riesen 3000 Ellen lang waren (vgl. auch Kap. 106); sie fraßen den Menschen alles weg, so daß eine furchtbare Hungersnot entstand (7, 3—6). Vom Gerichte Gottes über die Riesen wegen ihrer Bosheit und Gewalttätigkeit, vgl. Jubil. 20, 5; Sir. 16, 7; Sap. Sal. 14, 6; Makk. 2, 2 ff., oder Torheit, vgl. Baruch 3, 26—28, ist häufig die Rede. Sie galten damals als Beispiele dummer Tölpel oder übermütiger Frevler. Im Testamente Judas Kap. 3 erzählt Juda von seinen Heldentaten gegen kanaanäische Riesenkönige, von denen einer 12 Ellen hoch war.[1]

Wer war vor uns im Lande? wird man in Kanaan angesichts der mit Scheu betrachteten uralten Rundtürme, Ringwälle und der so zahlreichen Dolmengräber gefragt haben. Die volkstümliche Antwort lautete: die Leute der alten Riesengräber, das Volk der in diesen Riesengräbern ruhenden Totengeister, die Rephāīm, die Riesen der Urzeit. Nur Riesen konnten so gewaltige Steinblöcke aufgetürmt haben. Nach ihnen benannte man dann auch einzelne Gegenden, wo Reste dieser Rephāīm besonders häufig waren. So wurde Rephāīm „Totengeister" zu einer Bezeichnung der Riesenbevölkerung der Urzeit. Unsere Annahme dürfte sich als stichhaltig erweisen, wenn der Nachweis gelingt, daß die Wohnsitze der Rephāīm nach den atl. Quellen sich mit der Verbreitung der Dolmen in Palästina decken. Das ist in der Tat der Fall.

Die Rephā'īm, Name und Begriff. Der Name des sagenhaften palästinischen Urvolkes der Rephā'īm ist identisch mit dem biblisch hebräischen und phönizischen Worte für Totengeister, Schatten, hebr. רְפָאִים, phön. רפאם, als Bewohner der Gräber (vgl. עֵמֶק רְפָאִים, Talebene Rephāīm, Jos. 15, 8; 18, 16 u. ö.) und der unter der Erde gelegenen Scheōl, des Totenreiches. Rephāīm sind ganz allgemein die als Einheit aufgefaßte große Schar der abgeschiedenen, im Mutterschoß der Erde ruhenden und als Einzelindividuen dem Gedächtnis der Menschen in der Regel entschwundenen Totengeister, die *καταχθόνιοι*, und zwar betrachtet nach ihrer im Gegensatz zum

[1] Über phönizische Parallelen zu den alten Riesensagen nach Philo von Byblos vgl. Eusebius, Praep. ev. I. 10; dazu M.-J. Lagrange, Études[2], S. 414 f. Über die sehr interessanten jüdischen Riesensagen, die an die alte Überlieferung anknüpfen, aber viel Neues enthalten, vgl. M. Josef bin Gorion, Die Sagen der Juden I, Frankfurt a. M. 1913, S. 189 ff., 313 f. Die Riesen stammen teils von den gefallenen Engeln und den Menschentöchtern, teils von Adam ab, der seinerseits Umgang mit weiblichen Geistern pflegte, l. c. S. 322 ff., 329. Auch Abraham gehörte zu den Riesen; er war so groß wie 74 Menschen zusammen, vgl. Gorion, l. c. II, S. 171 f.

früheren irdischen Leben unkörperlichen schattenhaften Existenzweise. Rephā'īm ist also ein Gattungswort und kein Eigenname und kommt im Singular nicht vor. Das haben schon B. Stade[1] und F. Schwally[2] richtig erkannt und letzterer besonders begründet.

Rephāīm in der Bedeutung Totengeister, Schatten ist sicherlich kein später israelitischer, unter dem Einfluß der Jahwereligion im Gegensatz zum alten Geisterglauben geschaffener Begriff, sondern wohl allgemein kanaanäisch und daher vorisraelitisch. Es handelt sich bei den Rephāīm nicht um wesenlose seelenlose Schattenbilder, reine Schemen der individuellen lebenden Persönlichkeiten, wie z. B. G. Dalman[3] und B. Stade[4] wollen. Noch weniger sind die Rephāīm das als konkret und persönlich vorgestellte Nichtmehrsein der früheren Individuen, bloßer Schein, nur Schatten, ein wesenloses Nichts, wie Grüneisen meint.[5] Auch P. Torge entleert den Begriff der Rephāīm zu wesenlosen Schatten und faßt sie als „untermenschliche Wesen" auf,[6] die erst seit Erwachen des Auferstehungsglaubens „eine Art Bewußtsein und halbes Leben" bekommen hätten.[7] Er kommt daher zur Ansicht, in der prähistorischen Zeit habe man noch kein Totenreich (Scheōl) und keine Rephāīm gekannt, sondern Leib und Seele im Grabe ruhend gedacht.[8] Zweifellos haben die Dolmenerbauer Palästinas und ihre westpalästinischen Nachbarn ebenso wie längst die Ägypter und Babylonier an ein jenseitiges unterirdisches Totenreich geglaubt, in dem die Toten, unbeschadet ihres Aufenthaltes im Grabe, versammelt wurden, die Totengeister, nicht bloße wesenlose Schatten. Es war ja, wie oben S. 520 f. bereits gezeigt, allgemeiner Glaube, daß die Seelen der Individuen in solcher körperlichen Gestalt mit Kleidung, Schmuck, Bewaffnung und sozialer Stellung ins Jenseits übergehen, die sie zur Zeit des Todes auf Erden innehatten (vgl. Od. XI, 37 ff.). Das ist auch die alte volkstümliche kanaanäische und israelitische Anschauung. Der Geist Samuels ist zu erkennen an seinem Prophetenmantel (1 Sam. 28, 14), die Rephāīm der alten Könige sitzen in der Unterwelt auf Thronen und beschäftigen sich lebhaft mit den Vorgängen in der Politik (Jes. 14, 9 ff.); Jezabel denkt auch im Jenseits in königlichem Schmucke zu erscheinen (2 Kg. 9, 30). Wenn solche Geister Rephāīm genannt werden, so sind es nicht bloße wesenlose Schatten. Man denkt bei

[1] Gesch. d. Volk. Israel I², S. 420 Anm. 2.
[2] ZATW 18 (1898), S. 133.
[3] PRE³ VII, S. 296.
[4] Bibl. Theol. d. A. T. I, S. 184.
[5] Der Ahnenkult und die Urreligion Israels, S. 49 f.
[6] Seelenglaube und Unsterblichkeitshoffnung, S. 61.
[7] L. c. S. 95. [8] L. c. S. 98.

Rephāīm allerdings meist zunächst nicht an Einzelgeister, sondern an die Schatten der Unterwelt in der Gesamtheit (vgl. die „armen Seelen"), aus deren Masse jedoch bei besonderen Gelegenheiten Einzelindividuen wieder auftauchen konnten (vgl. Jes. 14).

Man leitet רְפָאִים in der Regel von dem Vb. רָפָה „schlaff, kraftlos sein" ab und erklärt es als Plural zu einem Singular רָפֶה „schlaff, kraftlos" (möglich wäre auch der Singular רָפִי). Die Rephāīm sind demnach die Schlaffen, die Schatten ohne Lebenssaft, ohne die an den Körper gebundene Lebenskraft.[1] M. E. bezieht sich der Ausdruck nicht auf die angebliche Macht- und Energielosigkeit der Geister, sondern ursprünglich auf ihre mysteriöse, körper- und blutlose, weder an Zeit noch Raum gebundene und doch viele Eigenschaften der früheren Körperlichkeit führende Existenzweise, die dem Traumbild, Schattenbild oder Spiegelbild analog gedacht wurde.

Die Rephāīm, die *καταχθόνιοι* als Einheit, werden keinesfalls als energielos und schwach gedacht, sondern üben, wie wir gesehen haben, eine große Wirkung auf die erzeugende und lebende Natur aus, auf Fruchtbarkeit und Wetter. Aus ihrer großen Schar konnten auch einzelne Geister als Gespenster und Dämonen auftauchen und auf der Erde umgehen, besonders in ihrer einstigen Heimat. Wellhausen vergleicht die Rephāīm daher gut mit den arabischen Ginnen, die ebenfalls zum guten Teil als einstige Totengeister gedacht werden.[2] In Israel freilich sind diese alten Vorstellungen von der Macht der Geister seitens der Jahwereligion bekämpft und immer mehr zurückgedrängt worden. So wurden die Rephāīm, die Toten, allmählich zu wesenlosen und kraftlosen (Ps. 88, 5 גֶּבֶר אֵין אֱיָל) Schatten-

[1] Ähnlich F. Delitzsch, Biblische Psychologie², Leipzig 1861, S. 409 Anm. 2. H. Schultz, Alttest. Theol.⁵, S. 557. F. Schwally, Leben nach dem Tode, S. 64 f. J. Frey, Tod, Seelenglaube und Seelenkult im alten Israel, Leipzig 1898, S. 203 f. K. Budde, Hiob, S. 144. B. Stade, Bibl. Theol. d. A. T. I, S. 183. A. Lods, Croyance à la vie future et le culte des morts, S. 212. Ed. Meyer, Gesch. d. Alt 1 2³, S. 414. Chajes, Giornale della Società Asiatica Italiana XIX, S. 184.

Im Anschluß an die alten Übersetzungen, die רְפָאִים meist durch *γίγαντες* wiedergeben, hält umgekehrt Herder, Vom Geist der hebräischen Poesie I, S. 368 und B. Duhm zu Jes. 14, 9 und Job 26, 5 die Bedeutung Riesen, Riesengeschlecht der Urzeit für die ursprüngliche. Nach Job 26, 5 wurde dieses Riesengeschlecht von Gott in die Unterwelt hinabgestürzt; und nach diesen Erstlingen der Scheol hätten dann alle Scheolbewohner den Namen Rephaïm erhalten (zu Jes. 14, 9). Vgl. H. Duhm, Die bösen Geister im A. T., S. 43. Lagrange, Études², S. 318 f. schließt sich dieser Meinung an und denkt dann seinerseits an das Verb רָפָא „heilen"; Rephaïm (vgl. Part. רֹפֵא, Plur. רפאם der Inschrift von el-Amrūni) faßt er dann als „die Heilenden" unter Hinweis auf den *ἥρως ἰατρός* der Athener und auf die Heilkraft der aus dem Innern der Erde hervorkriechenden Schlangen.

[2] Reste², S. 150. Vgl. Israelit. u. jüd. Geschichte³, S. 100.

bildern, die dumpf und teilnahmslos (Job 14, 21; Ḳoh. 9, 5 f.) dahindämmerten im Lande des Vergessens (Ps. 88, 13) und des Schweigens (Ps. 94, 17; 115, 17). Alle erwartet ein gleiches Schicksal, ob Knecht oder Freier, König oder Sklave (Job 3, 13 ff.). Alles Streben und Arbeiten, alle Erkenntnis und Weisheit hört dort auf (Ḳoh. 9, 10). Das Volk ganz durchdrungen hat diese religiöse Auffassung nie und darum auch den alten Geisterglauben nicht völlig auszurotten vermocht.

Die Bezeichnung der Totengeister als schlaffe, kraftlose Schatten entspricht ganz einer Reihe von Vorstellungen, welche man im Altertum vom Leben der Seele nach dem Tode hatte, und ist daher festzuhalten. Gemessen an dem kraftvollen körperlichen Dasein der Lebenden war ihre Existenzweise doch nur eine schatten- und geisterhafte, ohne Lebensfreude und daher beklagenswert. Alles, was das schöne Leben auszeichnet und es begehrenswert macht, haben sie verloren; sie sind matt (Jes. 14, 10 חֳלֵיתָ); selbst die menschliche Stimme haben sie nicht mehr; sie flüstern und wispern nur (Jes. 8, 19 מְצַפְצְפִים und מַהֲגִים; Jes. 29, 4).[1] Dieselben Anschauungen finden wir in der homerischen Nekyia. Od. XI, 29. 49 ist von den kraftlosen Häuptern der Toten (*νεκύων ἀμενηνὰ κάρηνα*) die Rede; vgl. Il. XXIII, 72 *εἴδωλα καμόντων*. Die Seelen schweben zu Odysseus heran, um von dem Opferblut zu trinken. Er erkennt seine Mutter und macht drei Versuche, sie zu umarmen. Doch dreimal entschwebte sie leicht „wie ein Schatten oder ein Traumbild (v. 207 *σκιῇ εἴκελον ἠὲ καὶ ὀνείρῳ*)". Denn mit dem Tode, so belehrt ihn die Mutter v. 219 ff., vergeht alles, was körperlich war. Die Seele flattert weg in die Unterwelt wie ein Traum. Das hindert aber nicht, daß die Seelen als Geistwesen (אֱלֹהִים 1 Sam. 28, 13 im Munde der Totenbeschwörerin von Endor)[2] und Dämonen, die wieder mehr oder minder in ihre naturhafte Art zurückgesunken sind, infolge ihres mysteriösen Daseins und ihrer unberechenbaren Wirksamkeit in gutem und besonders in schädlichem Sinne zugleich als mächtig und furchtbar aufgefaßt werden. Furcht war ja die erste Triebfeder des Totenkultes, Furcht vor dem Zorn des Totengeistes, Furcht vor seiner Rückkehr und seinen Erscheinungen als Gespenst. Diese Geister, welche so furchtbare und schreckhafte, aber, wenn sie befriedigt waren, ihren Nachkommen auch segensreiche Beweise ihrer Macht geben konnten,

[1] Vgl. Lucian, Menipp. 21. Alle Dämonen, Geister und Hexen sprechen leise; vgl. M. Jastrow, Religion Babyloniens und Assyriens I, S. 297. H. Zimmern, Beitr. z. Kenntnis d. babyl. Religion, S. 92.

[2] Vgl. W. Nowack, Richter-Ruth, S. 137 f. G. Beer, Der biblische Hades, S. 13. B. Stade, Bibl. Theol. I, S. 185. Dagegen Grüneisen, Der Ahnenkult, S. 151 ff. Zu Jes. 8, 19 vgl. Lagrange, Études², S. 316 Anm. 2; B. Duhm, Jes.³, S. 63.

waren zugleich auch mächtige, mit Scheu zu behandelnde Wesen (Machtwesen). Von da war kein weiter Schritt mehr, mit den Totengeistern den Begriff des Riesenhaften und Unberechenbaren an Macht und auch an Gestalt zu verbinden. Kamen noch äußere Merkmale wie die gewaltigen und zugleich einer grauen Vergangenheit angehörigen Megalithgräber dazu, so mußte man den darin wohnenden Totengeistern, den Rephāīm, besondere Macht zuzusprechen geneigt sein und die Dolmen als die Gräber einer uralten Riesenbevölkerung auffassen,[1] die das Land zuerst besiedelt und in den Dolmen und Megalithbauten die Spuren ihrer Tätigkeit zurückgelassen hatten.

Beide Vorstellungen, die von den körperlosen Schattenwesen, die trotzdem auf Nahrung und Pflege angewiesen und vom guten Willen ihrer Angehörigen abhängig sind, und die von den Totengeistern als beschützenden oder dämonischen Machtwesen, erscheinen uns unvereinbar; sie gehören auch einer verschiedenen Vorstellungsweise an. Beide Vorstellungsreihen sollten zwei Erfahrungsgruppen des primitiven Menschen mit seinen Toten erklären, einmal die offenbare und beklagenswerte Vernichtung des körperlichen Lebens, von dem nur noch ein Traum- oder Schattenbild übrig blieb; daneben aber die dem Totengeiste zugeschriebenen furchtbaren Wirkungen (Erscheinungen, Krankheiten, plötzliche Todesfälle). Beide Erfahrungen machte man zu gleicher Zeit. Überall haben wir daher auf der Stufe des Seelenglaubens in der Vorstellung von den Abgeschiedenen diese seltsame Mischung des Schattenhaften, Hilfsbedürftigen und zugleich des mysteriös Machtvollen und Furchtbaren. Die eine oder die andere Vorstellungsweise konnte vorherrschen; im Totenkult war die letztere ausschlaggebend. Es ist daher m. E. abzulehnen, in diesen beiden Anschauungsweisen zwei verschiedene aufeinanderfolgende Stufen der religiösen und kulturellen Entwicklung zu erblicken, als sei der Glaube an die Schatten, die Rephāīm, eine jüngere Stufe als der an die Totengeister als Machtwesen; oder wie Torge es ausdrückt, „die Refaim sind keine Elohim, und die Elohim können keine Refaim sein“.[2] Was uns unvereinbar erscheint, war es keineswegs für das primitive Denken.

Rephā'īm in der allgemeinen Bedeutung von Totengeistern, Schatten ist im Alten Testament und in den phönizischen Inschriften ganz gebräuchlich. In dem packenden Liede Jes. 14 über die Hadesfahrt des Königs von Babel wird geschildert, wie die Unterwelt der Ankunft seines Totengeistes erwartungsvoll entgegensieht, wie die

[1] A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients², S. 351 nennt die Rephāīm ein mythisch ausgemaltes Dämonenvolk.

[2] Seelenglaube, S. 56; vgl. S. 71.

Schatten (רפאים LXX: *οἱ γίγαντες*) in der Unterwelt (שְׁאוֹל), namentlich diejenigen der alten Dynasten und Könige, in Aufregung geraten, um ihren stolzen Genossen zu gleichem Geschick zu empfangen. Jes. 26, 14. 19 steht רפאים in Parallele zu מֵתִים, die gottlosen Toten sollen nicht auferweckt werden, wohl aber die frommen; die Erde (אֶרֶץ) wird ihre Schatten (רפאים LXX v. 14: *ἰατροί*) (wieder) gebären. Job 26, 5 bildet die Scheol mit ihren Bewohnern, den Rephāīm, den Gegensatz zum Himmel; sie liegt unter der Erde, noch tiefer als das Meer, und doch reicht Jahwes Macht dorthin: הָרְפָאִים יְחוֹלָלוּ (mit Artikel; LXX: *γίγαντες*) „die Schatten selbst werden in Beben versetzt, die unter den Wassern ihre Wohnung (l. mit Bickell מִשְׁכְּנֵיהֶם) haben". Eine Notwendigkeit, in v. 5 und 6 in der ausdrücklich genannten Scheol unter רפאים etwas anderes als Schatten, Totengeister zu verstehen, liegt nicht vor. Die Übersetzung der Septuaginta beruht auf der irrtümlichen Anschauung, daß Rephāīm überall im AT. die von Jahwe in die Unterwelt gestürzten Riesen der Urzeit bedeutet.

An den übrigen vier Stellen des AT., an denen Rephāīm noch in der allgemeinen Bedeutung Schatten, Totengeister vorkommt, steht es Ps. 88, 11 (LXX: *ἰατροί*) in Parallele zu מֵתִים; Prov. 2, 18 wird אֶל רפאים (parallel אֶל מָוֶת) in LXX dem Sinne nach durch *παρὰ τῷ ᾅδῃ μετὰ τῶν γηγενῶν* wiedergegeben; Prov. 9, 18, wo von den Schatten (רפאים) in der Unterwelt Tiefen (עִמְקֵי שְׁאוֹל) die Rede ist, durch *γηγενεῖς* (Symm. *θεομάχοι*, Vulg. gigantes). Prov. 21, 16 wird die Unterwelt Versammlung der Schatten, קְהַל רפאים (LXX: *ἐν συναγωγῇ γιγάντων*), genannt.

Wie im biblischen Hebräisch, so hat רפאם auch im Phönizischen, wie aus der Sarkophaginschrift der sidonischen Könige Tabnit Z. 8 und Ešmun'azar Z. 8 hervorgeht,[1] die Bedeutung Totengeister, Schatten der Unterwelt im Sinne des lat. manes.[2] Es sind die Totengeister, die durch rituelle Bestattung in der Unterwelt ihre Ruhe gefunden haben. Wenn Tabnit und Ešmun'azar dem Grabschänder androhen, er solle keinen Ruheplatz finden bei den Rephāīm, so ist damit die Beraubung des rituellen Begräbnisses mit allen unglücklichen Folgen für die Seele ausgesprochen. In diesem Sinne kann man mit Lagrange sagen, die Rephāīm seien bei den Phöniziern die bevorzugten Toten (des morts en quelque sorte privilégiés).[3] Die Bezeichnung Rephāīm auf die Aristokratie des phönizischen Totenreiches zu beschränken, wie Lods unter Hinweis auf Jes. 14, 9 will, geht nicht an.[4] Jes. 14, 9 sind doch die Rephāīm, wie auch sonst, die

[1] Vgl. Lagrange, Études[2], S. 481, 483 ff.
[2] Vgl. M. Lidzbarski, Handbuch, S. 370.
[3] Études[2], S. 318. [4] L. c. S. 213 f.

Bewohner der Unterwelt ganz allgemein, nicht nur die Seelen der Fürsten und Dynasten.

Rephaim in Moab. In den antiquarischen Notizen des Deuteronomiums heißt es Deut. 2, 10 f., daß vor den Moabitern die Emīm (אמים) in Moab wohnten. Es war ein Volk riesenhaften Wuchses, so groß und zahlreich wie die ʿAnāḳīm (ענקים). Die Emiter werden hier also nach Körpergröße und Zahl mit den ʿAnāḳīm als einer bekannteren Größe verglichen und mit diesen gleichgestellt. Und beide, die Emiter und Enakiter, werden v. 11 als Rephāīm bezeichnet, d. h. eingereiht in die große Klasse der sagenhaften Urbevölkerung des ganzen Landes; Rephāīm ist der allgemeinere Begriff, Emīm ist nur ein moabitischer Lokalname für die vormoabitische Rephaimbevölkerung. Sonst werden diese Emīm nur noch Gen. 14, 5 erwähnt. Der Elamiterkönig Kedorlaʿomer und seine Verbündeten schlugen auf ihrem Vormarsche nach Süden die Emīm in der Ebene von Ḳirjathaim (vgl. Num. 32, 27; Jos. 13, 19; Jer. 48, 1. 23; Ez. 25, 9; Meša-inschr. Z. 10), das man in Ḫ. Ḳurējāt bei ʿAṭārūs nördlich des Arnon sucht. Mit Recht betrachtet Schwally, ZATW 18, S. 137, die Emiter als sagenhaft, während Kittel, wie es scheint, ihren Namen als alten Völkernamen gelten lassen will.[1] Die Etymologie führt nicht weiter. Man pflegt אֵמִים mit אֵימָה „Furcht" zusammenzustellen (so schon das Targum) und faßt die Emīm dann als die „Schreckhaften, Schrecklichen, Schreckgespenster" (Schwally, ZATW 18, S. 135), was sich gut in die Vorstellung von den in den Dolmen hausenden Totengeistern der Urbewohner einfügen würde. Kittel hält diese Ableitung für recht bedenklich, weiß aber keine bessere. Von den „Schreckgespenstern" aus kommt Schwally zur Annahme, man habe unter Rephāīm nicht nur Totengeister, sondern auch Dämonen anderer Art verstanden, wie sie nach israelitischer Vorstellung namentlich in der Wüste hausen. Das ist leicht möglich, da ja beide Klassen ineinander übergehen; es darf auch hier wieder an die Beziehungen der arabischen Ǧinnen zu den Totengeistern und das Ṛūlegespenst erinnert werden. In erster Linie sind aber die Rephāīm Totengeister und als Bevölkerung das aus den Dolmen und Megalithbauten erschlossene Riesenvolk der Urzeit, das in Moab mit dem Namen Emīm bezeichnet wurde.

Rephāīm in ʿAmmon. Da die Gegend von ʿAmmān reich an megalithischen Bauten ist, müßten wir nach unserer Auffassung von den Rephāīm ihnen dort ebenfalls begegnen.[2] In den antiquarischen

[1] G. V. I. 1[3] S. 37.

[2] Vgl. oben S. 344 ff. über das Blockhaussystem bei ʿAmman; über die Dolmen S. 430 f.

Notizen zum Buche Deuteronomium Deut. 2, 20 wird das Ammoniter-gebiet auch als Rephāimland bezeichnet; denn, so heißt es, vor den Ammonitern wohnten die Rephāim darin, die von den Ammonitern Zamzummīm (זמזמים LXX: *Ζομμείν*) genannt wurden. Wie von den benachbarten Emīm wird auch von ihnen Deut. 2, 21 ausgesagt, daß sie so zahlreich und hochgewachsen wie die ʿAnāḳīm waren. Jahwe vertilgte sie vor den Ammonitern, die sich an ihrer Stelle niederließen. Zamzummīm ist ebenfalls Lokalname für die allgemein als Rephāim bezeichnete Urbevölkerung. Von diesen Zamzummim wissen wir sonst nichts; sie sind sagenhafter Natur. Ihr Name läßt sich mit Schwally, ZATW 18, S. 138, vom Semitischen aus gut als „Murmler" im Sinne der wispernden, murmelnden Geister erklären.[1] Es liegt dann nahe, an Totengeister zu denken, die nach alter Vorstellung flüsterten und murmelten, vgl. Jes. 8, 19; 29, 4. Kittel möchte auf diese Deutung verzichten und scheint an einen alten Völkernamen zu denken.[2]

Fraglich bleibt es, wenn auch nicht unwahrscheinlich, ob die Gen. 14, 5 von Kedorlaʿomer während seines Feldzuges nach Kanaan bei Hām besiegten Zūzīm (זוזים), welche im Gebiete der Ammoniter genannt werden, mit den Zamzummīm identisch sind. Nach der schwankenden Überlieferung des Namens זוזים in Gen. 14, 5 (Symmachus: *Ζοιζομμειν*; LXX: *καὶ ἔθνη ἰσχυρὰ ἅμα αὐτοῖς*, las also, ebenso wie die Itala, das Targ. Onk. und Ps.-Jon. etwa עזזים) ist es sehr leicht möglich, mit E. Meyer lediglich an eine Verschreibung für זמזמים zu denken.[3] Sayce will זוזים aus einer keilschriftlichen Wiedergabe von זמזמים = זַמְזֻמִּים erklären.[4] Die Mehrzahl der Forscher nimmt die Identität beider Völker an. Über die dunkle Etymologie des Namens זוזים spricht Schwally, ZATW 18, S. 148, verschiedene Vermutungen aus. Er könnte etwa „die Huschenden" bedeuten und wäre dann ebenfalls ein Geistername. Kittel findet den Namen vom Semitischen aus völlig unverständlich und möchte ihn als wirklichen Völkernamen von den Resten einer nichtsemitischen Bevölkerungsschicht im Lande auffassen.[5] Möglicherweise hat man verschollene, inhaltslos gewordene Stammes- oder Völkernamen mit der sagenhaften Urbevölkerung kombiniert, etwa wie man den Namen der Hunnen auf die Recken der Vorzeit anwandte, die in den norddeutschen Hünengräbern und

[1] Vgl. arab. zamzamah, nach E. W. Lane, Arabic-English-Lexicon I, S. 1248 ein langanhaltender ferner Laut; zīzim das leise Geflüster der Ginnen, das man nachts in der Wüste hört, Lane, l. c. S. 1249. Vgl. ʿazīf, das Gewisper der Dämonen in der Einöde, Wellhausen, Reste², S. 150.

[2] G. V. I. I³ S. 38.

[3] Israeliten, S. 312 Anm. 2.

[4] Zeitschr. f. Assyr. IV, S. 393.

[5] G. V. I. I³ S. 40.

Hünenbetten begraben sind. Liegen wirklich alte Völkernamen vor, so ist damit noch nichts für die Geschichtlichkeit dieser Urvölker in Ammon und Moab gewonnen.

Rephāīm in Gilead. Das 29. Kapitel des Buches der Jubiläen[1] erzählt von der Flucht Jakobs und seiner Familie aus Mesopotamien und von seinem Vertrage mit Laban. Dabei heißt es v. 9: „Früher aber nannte man das Land Gilead das Land der Rephaīm; denn das Land der Rephāīm ist dies, und (dort) sind die Rephāīm geboren, die Riesen, die 10 Ellen und 9 Ellen und 8 Ellen bis (herunter) zu 7 Ellen lang waren. [10]Und ihre Wohnungen waren vom Lande der Kinder Ammon bis zum Berge Hermon, und der Sitz ihrer Herrschaft waren Ḳarnain (קַרְנַיִם Am. 6, 13) und Astaroth und Edrei und Mīsūr und Beʿōn. [11]Und Gott vernichtete sie wegen der Bosheit ihres Tuns; denn sie waren sehr gewalttätig. Und es wohnten statt ihrer die bösen und sündigen Amoriter, und es gibt heute kein Volk, das alle seine Sünden so zum äußersten getrieben hat, und sie haben kein langes Leben mehr auf Erden.“ In dieser späten, an alte Vorbilder anknüpfenden Tradition haben wir eine Verknüpfung der Rephāīmsage mit der Erzählung von den gewalttätigen und von Gott bestraften Riesenkindern der Engel mit den Menschentöchtern, Jubil. 5, 1 ff.; Gen. 6, 1—4. Die Rephāīm gelten hier also als die von den Engeln mit den Menschentöchtern in naturwidriger Verbindung gezeugten Riesen. Sie bewohnten in der Vorzeit das Land Gilead vom Ammonitergebiet bis zum Hermon; dort waren sie auch geboren. Gilead hieß deshalb früher Rephaiterland. Ihre Größe wird von 10 Ellen bis herunter zu 7 Ellen angegeben. Die aufgezählten Maße machen den Eindruck, als seien sie nach einem konkreten Anhaltspunkte gegeben, und wir dürfen annehmen, daß der Verfasser die Länge dieser Riesen nach der Länge ihrer Gräber, der Dolmen, bestimmt hat. Die Maße 10, 9, 8 bis 7 Ellen stimmen ausgezeichnet dazu. Als eigentlicher Sitz der Rephaitermacht werden die Städte Ḳarnaim, Aštaroth und Edreʿi in Basan, die uns aus Gen. 14, 5 und Deut. 3, 1. 10 f. bereits als Rephaiterresidenzen bekannt sind, und die unbekannten Mīsūr und Beʿōn angegeben. Diese Rephaiter Gileads wurden wegen ihrer Gewalttätigkeit von Gott vernichtet und ihr Land den bösen und sündhaften Amoritern gegeben, die auch nicht viel besser waren und demselben Schicksal entgegengingen.

Das Plus, das wir in unserer Erzählung gegenüber Gen. 14, 5 und Deut. 3, 1. 10 f. haben, zeigt, daß die Rephāīmsage auch später noch lebendig war, offenbar weil sie an konkrete Denkmäler an-

[1] Vgl. E. Littmann bei E. Kautzsch, Apokryphen und Pseudepigraphen II. S. 89 f.

knüpfte, welche ihr Andenken immer wieder anregten. Von dem ganzen Gebiet von Rabbat ʿAmmon bis zum Hermon wird hier ausgesagt, daß es früher Rephaiterland geheißen habe, ja daß die Rephaiter dort geboren seien. Nach unserer Annahme, wonach die Rephāīm als Urvolk aus den Dolmen erschlossen sind, ist dies auch sehr verständlich, da das nördliche Gilead und der Ǧōlān ja die klassischen Dolmengebiete Palästinas sind. Die naheliegende Frage, warum ein großes Volk, das in den Dolmengräbern und den Ringwällen so gewaltige Denkmäler hinterlassen hat, zugrunde gegangen ist, wurde mit dem Hinweis auf die Gewalttätigkeit jener Riesen der Urzeit beantwortet.

Rephāīm in Argōb und Bāsān. Bāšān, arab. baṭne, baṭane, bedeutet eine steinlose fruchtbare Ebene und ist im engeren Sinne wohl im wesentlichen identisch mit der heutigen Nuḳra und dem nördlich davon gelegenen el-Ǧēdūr. Der Hermon bildet die Nordgrenze (Deut. 3, 8; Jos. 12, 5), die Leǧāh und das Ḥaurāngebirge mit Salchā (סַלְכָה Deut. 3, 10, heute salḫad) die Ost- und die Steppe el-Ḥamād mit den Zumal-Hügeln die Südgrenze. Nach Westen gegen die beiden kleinen Aramäerstaaten Gešūr und Maachā schwankte die Grenze (Jos. 12, 4 f.; 13, 11. 13); Deut. 33, 22 wird Basan bis zu den Jordanquellen hin gerechnet. Zu Basan gehörte die Landschaft Argōb mit 60 festen Städten (Deut. 3, 4. 14; 1 Kg. 4, 13). Es scheint, daß Argōb der Bezirk der Festungen war und als der wichtigste Teil und Sitz der Herrschaft für das Ganze genannt wurde. Nach Deut. 3, 14 lag Argob östlich von Gešur und Maachā, also östlich vom heutigen Ǧōlān, nach Guthe, Bibelwörterbuch, im Gebiet des oberen Jarmūk vom Wādi eš-Šellāle bis zur Nuḳra, in derselben Gegend also, die wir oben als Land zahlreicher Städte mit megalithischen Gürtelmauern und Dolmen kennen gelernt haben.[1] Diese Steinfestungen liegen in einer Linie von N nach S und werden repräsentiert durch die heutigen Ortslagen Ḫ. eǧ-Ǧābije, Tell ʿAštara, Tell el-Aš'arī, el-Muzērīb, Der'ā und im Jarmūktale Tell eǧ-Ǧamīd und Tell eš-Šihāb. Um 2000 v. Chr. muß hier eine ansehnliche, aus der alten neolithischen Kultur erwachsene spätmegalithische ansässige Kultur geblüht haben, die noch im wesentlichen auf steinzeitlicher Grundlage beruhte. Die gewaltigen steinernen Ringwälle der ältesten jener Festungen zeugen dafür.

Das ist in diesem Lande, das von N und S dem Ansturm der Wüstensöhne schutzlos preisgegeben ist, nur in den ruhigen stabilen Bevölkerungsverhältnissen um 2000 v. Chr. möglich, als in Vorderasien das altbabylonische Reich Ḫammurapis und seiner Nachfolger

[1] Vgl. oben S. 362 ff. und ZDPV 12, S. 236 ff.; 20, S. 65 ff.

und in Ägypten das Mittlere Reich für Ruhe und Frieden sorgten. Eine kriegstüchtige und wohlorganisierte Bevölkerung muß hier gelebt haben, die imstande war, die Beduinenhorden von diesen sehr fruchtbaren und begehrten Gebieten, die heute wieder die Kornkammer Syriens bilden, fernzuhalten. Den Türken ist dies erst in jüngster Zeit gelungen.[1] Von 1900 ab etwa kam es in den Bevölkerungsverhältnissen Syriens durch beständige Verschiebungen und Wanderungen zu einer Jahrhunderte dauernden Anarchisierung; erst durch die Einwanderung der Hebräer (Moabiter, Ammoniter, Edomiter, Israeliten), Aramäer und Philister von der Amarnazeit ab trat gegen Ende des 2. Jahrtausends wieder eine Ruhelage und damit die Möglichkeit einer höheren Kultur im Ostjordanlande ein. Die spätsteinzeitliche Sonderentwicklung im fruchtbaren Basan, die uns die palästinische Megalithkultur in ihren letzten späten Ausläufern zeigt, wird durch die mit der Hyksosbewegung zusammenhängende Bevölkerungsverschiebung gebrochen, spätestens aber durch die Stürme der Amarnazeit endgültig vernichtet worden sein. Von Tutmosis III. ab, der Damaskus und wohl auch einen Teil des Ḥaurāngebietes unterwarf, standen diese Gegenden zeitweilig unter ägyptischer Herrschaft, wovon die Stele Setis I. (etwa 1320—1290) in Tell eš-Šihāb und der sog. Hiobstein in Šeḫ Saʿd, eine Votivstele zu Ehren Ramses' II., Zeugnis ablegen. Im Verlaufe der Amarnawirren scheint ein erneutes Vorschieben von Amoritern aus dem Libanongebiet nach Palästina stattgefunden zu haben.[2] Wenig später sehen wir, wie die Aramäer von Damaskus aus und die Israeliten von Süden her in die nördlichen Gebiete des Ostjordanlandes eindringen.

Zur Zeit der israelitischen Einwanderung, spätestens in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, finden wir im nördlichen Moab zwischen Arnon und Jabbok ein Amoriterreich unter König Sīḫon von Ḥešbōn (Num. 21, 21 ff.; Deut. 1, 4; 2, 26 ff.; Jos. 12, 2 ff.; Ri. 11, 19 f.), das Sīḫon durch Kampf dem früheren (Num. 21, 26) Könige von Moab entrissen hatte. Vielleicht darf man mit Böhl in diesem Vordringen nach Süden einen letzten Gegenstoß der älteren Amoriterschicht gegen die eindringenden jüngeren Hebräer erblicken, die sich in Ammon und Moab bereits seßhaft gemacht hatten.[3] Die Israeliten kamen ihren hebräischen Volksgenossen zu Hilfe und zertrümmerten unter Moses' Führung durch die Schlacht bei Jahzā (Num. 21, 23 f.; Ri. 11, 20) das Reich des Sīḫon. Nördlich angrenzend vom Jabbok

[1] Vgl. oben S. 368 f.

[2] Vgl. H. Guthe, Gesch. V. I.[3], S. 47 f. F. Böhl, Kanaanäer und Hebräer, S. 57 ff. O. Procksch, Die Völker Altpalästinas (Das Land der Bibel I, 2), Leipzig 1914, S. 25 ff.

[3] L. c. S. 62. Vgl. Guthe, G. V. I.[3] S. 25.

bis zum Hermon lag das Reich des ʿOg von Bāšān, der nicht mit derselben Sicherheit wie Sīḥon als Amoriter bezeichnet wird (Deut. 3, 8). Sein Reich umfaßte Basan in den oben bezeichneten Grenzen (Deut. 3, 1 ff.; Jos. 12, 4 f.; 13, 12), darunter den Bezirk Argōb mit 60 festen, mit hohen Mauern, Toren und Riegeln versehenen Städten (Deut. 3, 5) und zahlreiche offene Landstädte. Nach Jos. 12, 4; 13, 12. 31 residierte ʿOg in ʿAštaroth und Edreʿi. Ersteres suchen Buhl und Dalman in Kōm el-Muzērīb (s. o. S. 365); Edreʿi ist identisch mit dem heutigen Eisenbahnknotenpunkt Derʿā (s. o. S. 365 f.).

Mit Unrecht werden beide Amoriterreiche seit Meyer[1] und Stade[2] vielfach in das Gebiet der Sage verwiesen und die der mosaischen Zeit zugeschriebenen Kämpfe aus den ostjordanischen Verhältnissen der älteren Königszeit erklärt. Manche Forscher, wie Greßmann, halten wenigstens an der Geschichtlichkeit des südlichen Reiches fest.[3] Was von ʿOg berichtet wird, erscheint auch ihnen farblos und rein sagenhaft. Die ʿOgsage spiegele die Kämpfe der älteren Königszeit im nördlichen Ostjordanlande wider.[4] Allein da sich die Nachrichten über die beiden Amoriterreiche in Südsyrien in das allgemeine Geschichtsbild des 14. und 13. Jahrhunderts sehr gut einfügen[5] und sich aus den Zuständen der älteren Königszeit, wo die Amoriter als Volk längst verschwunden und nur noch eine sagenhafte Größe waren (Amos 2, 9), schlechterdings nicht erklären lassen, halten wir mit König, Guthe, Sellin, Böhl und vielen anderen an ihrer Geschichtlichkeit fest. Wenn sich in den Amarnawirren im südlichen Ostjordanlande die kleinen hebräischen Staaten von ʿAmmon, Moab und Edom bilden konnten und später zwischen Arnon und Jabbok ein Amoriterreich mit moabfeindlicher, nach Süden gerichteter Tendenz, dann ist es selbstverständlich, daß in dem fruchtbaren Basan, dem wirtschaftlich wichtigsten Teile des ganzen Ostjordanlandes, wo noch vor kurzem eine alte ansässige Kultur geherrscht hatte, ebenfalls ein Staatswesen bestand, wahrscheinlich mit mehr oder minder amoritischer Bevölkerung wenigstens als Oberschicht. Dann wird aber eine von Teilen israelitischer Stämme nach Norden gegen das Reich von Basan, das man sich als ebenso ephemer wie das des Sīḥon vorzustellen hat,[6] unternommene Razzia ganz verständlich. Vielleicht fanden diese Kämpfe im Bunde mit den verwandten Aramäern statt. Diese waren damals von Damaskus aus

[1] Vgl. ZATW 1 (1881), S. 117 146; 5 (1885), S. 36–52. Israeliten, S. 620 f., 530 f.

[2] Vgl. G. V. I. I, S. 116 ff., 148 ff.

[3] Mose und seine Zeit, S. 304 ff. [4] L. c. S. 317.

[5] Über die Amoriter in der Amarnazeit vgl. Böhl, l. c. S. 40 ff. O. Weber bei Knudtzon, Die el-Amarna-Tafeln II, S. 1132 ff.

[6] Vgl. Guthe, l. c. S. 58. Böhl, l. c. S. 59.

im Vordringen nach Süden begriffen und haben die Hettiter, Amoriter und sonstige Bevölkerungssplitter überall verdrängt.[1]

Im einzelnen freilich ist die Erzählung vom Feldzuge gegen ʿOg von Basan (Num. 21, 33 ff.; Deut. 3, 1 ff.) heute mit sagenhaften Elementen und Nachrichten von späteren Ereignissen in denselben Gegenden verbunden, so namentlich mit der Ansiedlung manassitischer Geschlechter im nördlichen Gilead und in Basan (Deut. 3, 13 —15; Num. 32, 39. 41 f.; Jos. 12, 6; 13, 8 ff. 29 ff.). Diese fand erst vom Westjordanlande aus, und zwar frühestens in der späteren Richter- und der ersten Königszeit statt.[2] Höchstwahrscheinlich fanden die westpalästinischen manassitischen Geschlechter im Osten bereits israelitische Volksgenossen vor, die sich seit der mosaischen Zeit von Süden her nach dem nördlichen Gilead und Basan vorgeschoben hatten und nun in großer Gefahr waren, von den Aramäern aufgesogen zu werden. Die israelitische Kolonisation des nördlichen Ostjordanlandes von Westen aus war auch eine nationale Abwehrmaßregel gegen die Aramäergefahr.

Nach diesen Erörterungen können wir bei ʿOg von Basan zwischen Sage und geschichtlichem Kern scheiden. Die israelitische Geschichtschreibung hat also als Vorgänger der Aramäer und Israeliten im Norden des Ostjordanlandes die in zwei kleinen Staaten organisierten Amoriter gekannt, läßt aber durch die Art ihrer Erzählung erkennen, daß diese Reiche nur von kurzem Bestande waren. Weiter zurück reicht die geschichtliche Kenntnis nicht; hier tritt die Sage ein. Mit dem Amoriterkönig ʿOg sind in den später eingefügten antiquarischen Bemerkungen Deut. 3, 9. 10b. 11. 13a.b zwei ganz sagenhafte, dem Volksglauben entnommene Notizen verbunden, nämlich 13b: „Das ganze Land Basan wird Land der Rephāim (*γῆ Ῥαφαίν*) genannt", und v. 11: „ʿOg war der letzte von den Überresten der Rephāim (*κατελείφθη ἀπὸ τῶν Ῥαφαίν*)". Letzteres wird als feststehende Phrase wiederholt Jos. 12, 4 (*ἐπελείφθη ἐκ τῶν γιγάντων*) und 13, 12 (*οὗτος κατελείφθη ἀπὸ τῶν γιγάντων*). Als Beweis dafür, daß ʿOg wirklich zu den Rephāimriesen gehörte und ihr letzter Sproß war, von dem man damals noch wußte, wird v. 11b auf eine ammonitische Lokalsage hingewiesen: „Denn ʿOgs Bett von Eisen ist noch in der Ammoniterstadt Rabba zu sehen; es mißt nach gewöhnlicher Elle in der Länge 9 und in der Breite 4 Ellen" (4,50 m : 2,00 m). Man zeigte in Rabbat ʿAmmon offenbar ein auffallendes Grabmal, höchstwahrscheinlich einen Dolmen, den der Volks-

[1] Über das Vordringen der Aramäer vgl. M. Streck: Klio 6 (1906), S. 185 ff., bes. S. 195 ff.

[2] Über die manassitische Besiedlung des nördlichen Ostjordanlandes vgl. M. Meyer, Israeliten, S. 516 ff. Guthe, G. V. I.[3], S. 111. R. Kittel, G. V. I. II[2], S. 68, 80 f.

mund mit dem alten sagenhaften König ʿOg in Verbindung brachte. ʿOg war offenbar eine Lieblingsgestalt der ostjordanischen Sage. Er gehörte, wie alle Dolmenleute, zu den Rephāīm. Er galt als der letzte ihrer Sprossen. Hier sehen wir, wie eine historische Persönlichkeit zu einer Sagengestalt geworden ist und wie die Volkssage an Stelle der von der geschichtlichen Überlieferung noch gekannten Amoriter einfach die sagenhaften Rephāīm als voraramäische und vorisraelitische Bevölkerung Basans einsetzt. Diese Rephāīm sind aus den massenhaft vorhandenen megalithischen Denkmälern als Urbevölkerung erschlossen. Die Amoriter werden also hier vom Volksglauben mit den sagenhaften Riesen der Vorzeit in Verbindung gebracht, d. h. mit den Rephāīm identifiziert, vgl. Jos. 12, 4 f.; 13, 12. An letzterer Stelle heißt es noch ausdrücklich: „Diese (d. h. die Rephāīm) besiegte Moses und vertrieb sie." Auch dem Propheten Amos (2, 9) gelten die Amoriter als Riesen so groß wie die Zedern und so stark wie die Eichen, ein deutlicher Beweis, daß man damals von ihnen im Gegensatz zu den Kanaanäern keine deutlichen historischen Erinnerungen mehr hatte.

Rephāīm in Basan werden noch Gen. 14, 5 genannt. Kedorlaʿomer und die mit ihm verbündeten Könige schlugen auf ihrem Kriegszuge gegen die Könige des Jordantales die Rephāīm zu ʿAštaroth Ḳarnaim (*καὶ κατέκοψαν τοὺς γίγαντας*). Mit ʿAštaroth Ḳarnaim ist wahrscheinlich nur eine Stadt gemeint (so nach Nestle, ZDPV 15, S. 256 auch LXX Gen. 14, 5), nämlich ʿAštaroth, eine der Residenzen ʿOgs.

Bei der ungeheuren Menge der megalithischen Denkmäler im Ǧōlān, im westlichen Ḥaurān und ʿAǧlūn, über deren Ursprung jede geschichtliche Erinnerung fehlte, ist es nicht verwunderlich, daß die Rephāīmsage im nördlichen Ostjordanlande besondere Verbreitung gefunden hat. Ganz Basan, das hier wohl im weiteren Sinne mit Einschluß des Ǧōlān zu verstehen ist, wird also im israelitischen und wohl auch aramäischen Volksmunde Land der Rephāīm genannt. Wahrscheinlich schrieb man auch die megalithischen Ringwälle der Festungen Basans den Händen der Rephāīmriesen zu.[1]

Die Ebene Rephāīm bei Jerusalem. An folgenden Stellen wird eine Talebene Rephāīm, עֵמֶק רְפָאִים, bei Jerusalem erwähnt: Jos. 15, 8 (LXX: *γῆ Ῥαφαΐν*); 18, 16 (*ἐμὲκ Ῥαφαΐν*, LXX A: *γῆ Ῥαφαΐν*) bei der Beschreibung der Grenzen Judas und Benjamins. Demnach stößt die Ebene Rephāīm mit ihrem Nordende an einen Berg im Westen des Hinnomtales bei Jerusalem, über welchen die Grenzlinie geht.

2 Sam. 5, 18. 22 (LXX: *ἡ κοιλὰς τῶν Τιτάνων*) = 1 Chr. 14, 9. 13 (*ἡ κοιλὰς τῶν Γιγάντων*). Die Situation ist hier folgende. Der zum

[1] Vgl. J. L. Porter, The Giant Cities of Bashan, London 1866, S. 12 f.

König über ganz Israel gesalbte David wird von den Philistern, die sich auf das noch nicht eroberte Jerusalem stützen, angegriffen. Die Feinde breiten sich von Jerusalem über die Rephāimebene aus (v. 18). David hat sein Hauptquartier in ʿAdullam, etwa 20 km nw. von Hebron.[1] Von hier aus konnte er die Hochebene zwischen Bethlehem und Jerusalem jederzeit erreichen. Auf den ersten siegreichen Feldzug folgt ein zweiter. Die Philister setzen sich wieder in der Rephāimebene fest (v. 22). David griff sie von dem Bakagehölz her an, und er „schlug sie von Gebaʿ bis gen Geser hin" (v. 25). Für Gebaʿ ist nach LXX und 1 Chr. 14, 16 Gibeon zu lesen. Mit Gibeon und Geser wäre dann die Rückzugslinie der Philister angegeben, was in der Tat einen guten Sinn gibt. Die südlicheren Paßwege zur Küste waren ihnen durch Davids Streitmacht abgeschnitten; so wählten sie, durch Jerusalem gedeckt, die nördlicheren durch den W. Selmān und W. el-Ḳoṭne. Die Erwähnung von Gibeon und Geser ist also kein stichhaltiger Einwand gegen die Lage der Rephāimebene südlich von Jerusalem.

2 Sam. 23, 13 (LXX: *κοιλὰς Ῥαφάιν*, Vulg. sonst vallis Rephaim, hier vallis gigantum) = 1 Chr. 11, 15 (*ἡ κοιλὰς τῶν Γιγάντων*), eine Episode aus dem ersten Philisterfeldzuge, vgl. 2 Sam. 5, 17—21 (1 Chr. 14, 8—12). Die Rephāimebene (v. 13) ist von den Philistern besetzt. Es gelingt dreien von Davids Mannen ein Heldenstück. Von ʿAdullam aus schlagen sie sich zweimal durch die Feinde nach Bethlehem durch und bringen ihrem Herrn Trinkwasser aus der Zisterne am Stadttore.

Jes. 17, 5. Damaskus und Israel, den gemeinsamen Feinden Judas, wird vom Propheten der Untergang angedroht. Das Gericht wird mit der Ernte verglichen; wie ein Schnitter mit der Linken die Halme zusammenrafft und mit der Rechten abschneidet, so wird es auch mit den Feinden geschehen, schonungslos wie bei einer gründlichen Ernte. Und noch steigernd: Es wird zugehen, wie wenn jemand in der Ebene Rephāīm Ähren liest, es wird überhaupt nichts mehr von den Feinden übrig bleiben; nur eine dürftige Nachlese wie beim Abschlagen der Oliven, 2 oder 3 Beeren im obersten Wipfel, 4 oder 5 versteckte in den Zweigen des Ölbaumes. Da sich beim Ährenlesen erfahrungsgemäß die ärmere weibliche Bevölkerung der ganzen Nachbarschaft eifrig beteiligt, oft in großen Scharen, kann man sich vorstellen, was auf der Rephāimebene vor den Toren Jerusalems noch übrig blieb, wenn die Jerusalemer Ähren gelesen hatten. Genau so gründlich wird mit Ephraim verfahren werden.

[1] ʿAdullam wird meist als מְצוּדָה „Bergfeste" bezeichnet. Nach Jos. 15, 33. 35 lag es in der Sephela, wahrscheinlich bei Ḫ. ʿĪd el-Miǧe, nö. von Bet Ǧibrīn; vgl. Buhl, Geogr., S. 97, 193.

Die Rephāīmebene wird vom Propheten nicht wegen ihrer Unfruchtbarkeit herangezogen, sondern wegen ihrer Zugänglichkeit vor den Toren Jerusalems. Sie wurde erfahrungsgemäß von den Ährenleserinnen im Handumdrehen gründlich abgegrast, und wenn dann jemand kam, um Ähren zu lesen, fand er nur noch einige vergessene. Die Septuaginta hat bereits den Sinn mißverstanden; sie übersetzt 17, 5 בעמק רפאים mit *ἐν φάραγγι στερεᾷ*, denkt also an ein hartes, steiniges, unfruchtbares Tal. In einer solchen Schlucht erntet man überhaupt nichts und liest auch keine Ähren. Dieses Bild von der dürren Schlucht paßt auch nicht in den Zusammenhang; es soll ja gründlich und reichlich abgeerntet werden in dem reichen und üppigen Damaskus und Israel, so gründlich, daß nichts mehr übrig bleibt.

Im Anschluß an die Septuagintalesart sehen manche das Rephāīmtal als eine dürre unfruchtbare Schlucht an, als ein richtiges „Geistertal". Dann kann es natürlich nicht mit der fruchtbaren Biḳʿa bei Jerusalem identisch sein.[1] Um diese Meinung zu begründen, verweist man auf eine andere, seit Renan[2] oft geäußerte Vermutung,[3] es sei an Stelle des Siddimtales (das Jordantal am Salzmeer) Gen. 14, 3. 8 vielmehr עֵמֶק הַשִּׂדִּים „Dämonental, Geistertal" zu lesen. Allein Jes. 17, 5 bietet im Rahmen der übrigen Erwähnungen der Rephāīmebene zu solcher Auffassung keinen Anlaß. Der stehende Ausdruck עמק הר deutet nicht auf eine Schlucht oder ein enges Tal (Wādi), sondern auf ein von Höhen umgebenes breites Tal, auf eine fruchtbare Talebene, genau entsprechend dem arabischen Biḳʿa, Buḳēʿa.

Schon Josephus, Ant. VII, 4, 1, hat das Rephāīmtal mit der Ebene el-Biḳʿa (Buḳēʿa) südlich von Jerusalem (Josephus: *οὐ πόρρω τῆς πόλεως*) identifiziert, welche von der Straße Jerusalem — Bethlehem — Hebron der Länge nach durchschnitten wird. Das erscheint durchaus passend, wenn man das südlich angrenzende Gebiet bis nach Bethlehem dazurechnet.[5] Die Biḳʿa hat von N nach S etwa 4 km

---

[1] Vgl. Schwally, ZATW 18, S. 134.

[2] Histoire du peuple d'Israel I, S. 116 Anm. 4.

[3] J. Wellhausen, Israel. Gesch.[6], S. 105. H. Winckler, Gesch. Isr. II, S. 33. A. Jeremias, Das AT im Lichte d. Alten Orients[2], S. 351. M. Gemoll, Grundsteine zur Gesch. Isr., Leipzig 1911, S. 325. A. Jirku, Die Dämonen und ihre Abwehr im AT., Leipzig 1911, S. 41.

[4] Über die Šēdīm vgl. H. Duhm, Die bösen Geister, S. 48 f. A. Jirku, l. c. S. 40 f.

[5] M. Gemoll, l. c. S. 53, 325 f. verlegt das Rephāīmtal, das er ebenfalls als Geistertal auffaßt, in die Nähe von Kirjath Jeʿarim. Dieses identifiziert er mit dem alten Jerusalem; daher ist für ihn das Rephāīmtal identisch mit dem Hinnomtal und in der Nähe des elenden Dörfchens Bēt ʿAnan einige Stunden nw. von Jerusalem zu suchen. Bēt ʿAnān, etwas südlich von Wādi Selmān, hält er für Jerusalem = Kirjath Jeʿarim.

Länge und von O nach W bis an den Rand der Berge von Ḳatamón oder bis zum Wadi el-Ward 3 km Breite. Sie neigt sich von O nach W und wird ganz zum Mittelmeer entwässert. Wir haben die Biḳ'a-Ebene und ihre weitere Umgebung nach Osten und Süden als sehr reichen Fundplatz paläolithischer und neolithischer Silexinstrumente kennen gelernt (s. o. S. 44 ff., 51 ff., 133). Wir betrachteten ferner (s. o. S. 405 ff.) Gruppen megalithischer Denkmäler in nächster Nähe der Biḳ'a-Ebene und sö. von Jerusalem, bei ʿAnātā, Abū Dīs, auf dem Ölberge, am Kreuzkloster und östlich von Bēt Ṣāḥūr. Es ist daher verständlich, daß sich bei so vielen sichtbaren Zeugen aus den Tagen der Vorzeit der Name der Urbevölkerung der Rephāīm an diese Talebene zwischen Jerusalem und Bethlehem heftete. Möglicherweise war dafür noch ein besonderer Grund vorhanden in Gestalt auffallender Dolmengräber oder anderer jetzt zerstörter Megalithbauten auf den Randbergen (vgl. die sebaʿ ruǧūm). Jedenfalls ist der Ausdruck ʿEmeḳ ha-Rephāīm, wie auch E. Meyer bemerkt hat,[1] nicht auf die Totengeister, sondern auf die Urbevölkerung zu beziehen.

Die Rāphākinder in Philistäa. Von Rephāīm in Philistäa ist nicht die Rede. Nach Deut. 2, 23 wohnten im Philisterlande vor den Kaphtoritern (= Philistern) bis in die Gegend von Gaza die ʿAwwiter (עִוִּים, vgl. Jos. 13, 3).[2] Letztere werden niemals mit den Rephāīm in Verbindung gebracht. Die Rāphākinder von 2 Sam. 21 werden denn auch als Philisterhelden bezeichnet; sie haben sich im nationalen Kampfe mit den Israeliten besonders hervorgetan. Solche Riesen, wie Goliath einer war, scheinen eine Spezialität der Philister gewesen zu sein.

Das Stück 2 Sam. 21, 15—22 erzählt von vier Einzelkämpfen mit philistäischen Riesen. Der erste Riese hieß Dod; der Speer des Ungetüms wog nicht weniger als 300 Seḳel. Er wird v. 16 als Rāphāsprößling bezeichnet, אֲשֶׁר בִּילִידֵי הָרָפָה. Der zweite, ebenfalls zu den Rāphākindern gezählte, hieß Saph (1 Chr. 20, 4 Sippai). Der dritte war Goliath aus Gath (1 Chr. 20, 5 Bruder des Goliath), dessen Speerschaft einem Weberbaum glich (v. 19). Der vierte war ein namenloser Riese, der an den Händen je 6 Finger und an den Füßen 6 Zehen hatte, v. 20: וּבְיַד־הוּא יֻלַּד לְהָרָפָה (1 Chr. 20, 6). Schließlich heißt es abschließend v. 22 (1 Chr. 20, 8): „Die genannten Vier stammten vom Riesengeschlecht (יֻלְּדוּ לְהָרָפָה) zu Gath.“ Rāphā, immer mit Artikel הרפה bezw. הרפא, ist weiter nichts als das Kollektivum zu Rephāīm,

[1] Israeliten, S. 478.

[2] Nach E. Meyer, Israeliten, S. 336 Anm. 2, möglicherweise identisch mit dem Namen ʿAmu, den die Bewohner Syriens seit alters im Munde der Ägypter tragen. R. Kittel, G. V. I. I[8], S. 40, spricht sich dagegen aus.

etwa „Riesenschaft, Riesensippe“ (vgl. הָעֲנָק und עֲנָקִים Num. 13, 22. 28. 33), bezw. der vorausgesetzte Stammvater; und ילידי הרפה, mit etwas verächtlichem Beigeschmack, sind Sprößlinge des Riesengeschlechts, Riesenbrut.[1]

Es gab also in Gath, so dürfen wir schließen, unter den Philistern besonders kräftige und hochwüchsige Geschlechter, Riesen, die sich in den nationalen Kämpfen mit den Israeliten einen Namen machten. Diese Gestalten, von denen man einzelne Namen im Gedächtnis behielt wie den des Goliath, wurden in Israel von der Volksphantasie mit dem riesenhaften Urvolke der Rephāīm in Verbindung gebracht und als Sprößlinge ihres vorausgesetzten Stammvaters Rāphā in allgemeiner Weise als „Riesenkinder“ bezeichnet. Rephāīm nannte man sie nicht, weil sie keine waren; aber sie galten als Abkömmlinge des Riesengeschlechts. Goliath tritt 1 Sam. 17, 4 ff. einfach als Philister auf (vgl. v. 43). Von Riesengeschlechtern unter den Philistern weiß auch die Notiz Jos. 11, 21 f. zu erzählen. Dort heißt es, daß Josua nach der Eroberung des Landes auch noch die Anakiter „von Hebron, Debir und Anab, vom ganzen Gebirge Juda und vom ganzen Gebirge Israel“ vertilgte. Nur einige Reste der Anakiter hielten sich noch, heißt es weiter, in Gaza, Gath und Asdod. Hier werden also die philistäischen Riesen direkt von der riesenhaften Urbevölkerung der ʿAnāḳīm abgeleitet und als ihre letzten Überreste bezeichnet. Die ʿAnāḳīm sind mit den Rephāīm nicht auf eine Stufe zu stellen, sondern anderer Herkunft.

Rephāīm in Ephraim? Als der Stamm Joseph bei der Landesverteilung mehr als einen Anteil beanspruchte, verwies ihn Josua Jos. 17, 15 auf die waldbedeckten Berge in der Nachbarschaft Ephraims: „Ziehe doch hinauf ins Waldgebirge und rode dir dort (im Lande der Perizziter und Rephaiter) aus, falls dir das Gebirge Ephraim zu enge ist.“ In LXX A B fehlen die eingeklammerten Worte und werden daher mit Recht als Glosse betrachtet.[2] In Ephraim gab es also keine Rephāīm. —

Aus unserer Untersuchung hat sich klar ergeben, daß sich das als Rephāīm bezeichnete, in der Septuaginta in der Regel mit *Γίγαντες* wiedergegebene sagenhafte Urvolk von riesigem Wuchs und großer Zahl nur in solchen Gegenden Palästinas findet, in denen wir Megalithbauten, namentlich Dolmen, konstatiert

[1] Vgl. F. Schwally, ZATW 18 (1898), S. 129, 131.

[2] So F. Schwally, ZATW 18, S. 128. H. Guthe, PRE³ IX, S. 736. R. Kittel, G. V. I. I³, S. 602. Anders E. Meyer, Israeliten, S. 331 Anm. 1, 477. — Jos. 17, 15 spielt bei M. Gemoll, Grundsteine z. Gesch. Israels, eine große Rolle. Das Waldland היערה sucht er bei Kirjath Jeʿarim, der angeblichen Hauptstadt der Rephaim (die mit den Enaḳitern, Kenitern, Hiwwitern und Horitern zu identifizieren sind), z. B. S. 286.

haben, d. h. fast ausschließlich im Ostjordanlande, nämlich in Argob und Basan (Ǧōlān und nördl. ʿAǧlūn), in Gilead und in Moab (Belḳā). Im Westen des Jordan sind Rephāim nur in der durch Reste der vorgeschichtlichen Steinindustrie und wohl auch durch Megalithgräber ausgezeichneten Gegend unmittelbar südlich von Jerusalem (el-Biḳʿa) nachweisbar. Da Rephāim Gattungswort ist und einfach „Totengeister" bedeutet, darf als erwiesen gelten, daß die sagenhaften Rephāim weiter nichts sind als die als Riesen vorgestellten Erbauer der massenhaften und auffallenden Dolmengräber. Die Größe und Zahl der Grabmäler, die megalithischen Türme und Ringmauern legten den Gedanken einer Bevölkerung von Riesen in der Urzeit nahe. Es war ein Geistervolk (רפאים), das jetzt in den mit abergläubischer Scheu betrachteten Steingräbern hauste; in der Urzeit, als es auf Erden lebte, hatte es diese Bauten hergestellt, ehe die jetzt lebenden Völker, die Aramäer, Moabiter, Ammoniter, Philister und Israeliten ins Land kamen. Die Rephāim als Urvolk gehören also in das Gebiet der kanaanäischen, speziell ostjordanischen Volkssage. Nur für Obergaliläa mit seinen Dolmennekropolen und die Gegend am Westufer des Tiberiassees hat sich im AT. keine Rephāimsage erhalten, wohl aus dem einfachen Grunde, weil diese Gebiete an der äußersten Nordgrenze des israelitischen Einflusses lagen und in der Volksgeschichte eine geringe Rolle gespielt haben. Die Rephāim in den Völkeraufzählungen des Pentateuchs haben also keine historische Bedeutung, wie Gen. 15, 20. Später wurden, wie in Jos. 17, 15, solche Namen gerne nachgetragen, wo man eine Lücke wähnte.

Das „eiserne Bett" des Königs ʿOg von Basan. Deut. 3, 11 wird im Anschluß an die Erzählung von der Zertrümmerung des Reiches des ʿOg von Basan in einer besonderen Bemerkung hinzugefügt, daß dieser ʿOg der letzte von den Überresten der Rephāim war. Sein „Bett aus Eisen" (עֶרֶשׂ בַּרְזֶל) sei noch in der Ammoniterhauptstadt Rabba zu sehen; dessen Länge sei 9 Ellen und die Breite 4 Ellen, also etwa 4,50 m : 2 m. עֶרֶשׂ bedeutet zunächst Bett, Diwan, dann die Bahre, auf welcher der Tote hinausgetragen wurde (vgl. targ. und syr. ערסא „Bahre"). Särge kennt man im Orient nicht, und steinerne Sarkophage gab es erst in der Spätzeit. An eine eiserne Bahre ist nicht zu denken. Es wird sich bei dem in Rabbat ʿAmmon gezeigten Schaustück nur um ein „Bett" im Sinne eines oberirdischen Grabes, höchstwahrscheinlich um einen Dolmen handeln. Es war offenbar etwas Auffallendes, Uraltes, ein Gegenstand volkstümlicher Erzählungen. Die angegebenen Maße, der Ausdruck „Bett, Lager" und die Bezeichnung ʿOgs als des letzten der Rephāim sprechen

entschieden für einen Dolmen. Wahrscheinlich war es eines dieser großen Steingräber, wie wir sie oben S. 430 f. bei ʿAmmān kennen gelernt haben und das durch die volkstümliche Sage mit dem alten Könige ʿOg, einer beliebten Sagengestalt des Ostjordanlandes, verknüpft wurde. Daß nur die Deutung eines Naturmales vorliegt, wie Schwally, ZATW 18, S. 127 Anm. 3, will, ist viel weniger wahrscheinlich.[1]

Handelt es sich um einen Dolmen, woran m. E. kein Zweifel sein kann, dann macht allerdings das ברזל „Eisen" Schwierigkeiten. Eisen ist in Palästina erst seit der Einwanderung der Philister in Gebrauch. Man hat daher vielfach an den in Palästina weitverbreiteten und besonders bei Megalithbauten beliebten Basalt („Eisenstein", vgl. Deut. 8, 9) gedacht wegen der schwarzen Farbe und der Schwere dieses Steines und weil die Fellachen heute noch den Basalt für eisenhaltig ansehen. So übersetzte man ארון ברזל „Sarkophag, Sarg, Dolmen aus Basalt".[2] Da es aber in der ganzen weiteren Umgebung von Rabbat ʿAmmon keinen Basalt gibt und die dortigen Dolmen auch nicht aus Basaltplatten bestehen, sondern aus Kalkstein bezw. Feuerstein der Gegend, so handelt es sich offenbar nicht um Basalt. H. Greßmann will daher „Dolmen aus Feuerstein" übersetzen und meint, ברזל könnte ursprünglich Feuerstein und später Eisen bedeutet haben.[3] Es ist am besten, das ברזל als späte Wucherung zu betrachten; es hat vielleicht ein ursprüngliches אבן „Stein" verdrängt, als man die Beziehung auf einen Dolmen nicht mehr verstand und ein „eisernes Bett" dem riesenhaften Urkönig angemessen erscheinen konnte.

Es ist auffällig, daß der „Sarg" des ʿOg von Basan gerade in Rabbat ʿAmmon gezeigt wurde, in einem ihm fremden Gebiete. Es handelt sich hier offenbar um eine Ortssage von Rabbat ʿAmmon, die an einen auffallenden großen Dolmen anknüpfte und diesen mit einem der ostjordanischen Volksüberlieferung bekannten Amoriterkönig ʿOg in Verbindung brachte. Dann gehörte natürlich der Amoriter ʿOg zu den Rephāīm, er war der letzte des Riesenvolkes, von dem man noch etwas wußte; konnte man doch sein Riesenbett alle Tage in Rabba bewundern. Später, als die Erzählung nur in literarischer Form weiterlebte, wurde aus dem steinernen Bett ein eisernes, um das Riesige noch mehr hervorzuheben.

[1] E Meyer, Israeliten, S. 477, hält an dem „Bett von Eisen" fest und stimmt Schwally zu.

[2] So Marti bei Kautzsch, Die Hl. Schrift d. AT.[3] Steuernagel, Deut. Jos. z. St. Driver, Deut. z. St. O. Procksch, Die Völker Altpalästinas, S. 10. M. Blanckenhorn, Naturwiss. Studien am Toten Meere, S. 315.

[3] Mose und seine Zeit, S. 318 Anm. 3.

Aus dem Riesengrabe wurde also auf Riesengröße des darin Bestatteten geschlossen, in diesem Falle des ʿOg. Das ist das gewöhnliche Verfahren der Sage, die an Gräber anknüpft; vgl. das, was oben über die Megalithgräber als Hünenbetten, Hünengräber, Tombe dei Giganti ausgeführt wurde. Wir treffen also in Europa dieselben Sagen. Schwally erinnert im Anschluß an Grimm, Deutsche Sagen[3] an das Teufelsohrkissen (Nr. 192), an das steinerne Brautbett (Nr. 230), an die ungeheure Bettlade (Nr. 325). Eine Parallele zur ʿOgsage bietet auch der Riesensarkophag, den man am Wege von Tyrus nach Ḳānā findet und den die Volkssage mit Salomos Freunde Ḥiram in Verbindung brachte: Ḳabr Ḥirām. Auch die großen arabischen Heiligengräber Palästinas haben in der Phantasie der Fellachen die Vorstellung von der Riesengestalt mancher Welis hervorgebracht. Ein solcher Riese war Šēḫ el-Ḥalabi bei Bēsān, dessen mit einer Lehmschicht umkleidetes Grab etwa 1 m breit, 1,50 m hoch und gegen 5 m lang ist. Das Grab des Propheten Ōšaʿ ist sogar 9,20 m, das des Noah in Zahle nach Curtiss[1] sogar 30,40 m lang.[2]

Die Volksüberlieferung von dem König ʿOg, dem letzten der Rephāīm, und seinem Bett in Rabba, welche offenbar an einen auffallenden Dolmen anknüpft, zeigt uns, mit welchen Augen diese Großsteingräber auch in Palästina betrachtet wurden.[3] Sie waren Gegenstand der Sage und der Scheu. Sie brachten zugleich mit den sonstigen Megalithbauten in der Bevölkerung Kanaans die

[1] Ursemitische Religion, S. 158 Anm. 1.

[2] Vgl. P. Kahle, PJB 1911 Anm. 2. Von anderen Riesengräbern erzählt J. L. Porter, The Giant Cities of Bashan, S. 12.

[3] König ʿOg blieb auch später eine beliebte Sagengestalt. Vgl. darüber weitgehende Kombinationen bei M. Gemoll, Grundsteine z. Gesch. Israels, S. 324 ff. K. T. Cheyne, Encycl. biblica III, Sp. 3464 f. Er wird mit dem griechischen Ogygos, dem Könige der Ektener, dem ersten Bewohner des thebäischen Landes, in Beziehung gesetzt; vgl. Art. „Ogygos“ von Wörner bei Roscher, Lexikon der griech. u. röm. Myth. III, Sp. 684 ff. F. C. Movers, Die Phönizier II 1, S. 50 f. Über die „ogygische“ Eiche bei Hebron s. noch F.-M. Abel, Mambré: Conférences de St. Etienne 1909–1910, S. 156 ff. — In der spätjüdischen Sage ist ʿOg eine bekannte Gestalt. Als Amraphel mit seinen Genossen den Lot in Sodom gefangen genommen hatte, entrann, als einziger, der Riese ʿOg, welcher die Nachricht Abraham überbrachte, vgl. M. Josef bin Gorion, Die Sagen der Juden II, S. 169. Abraham gehörte zu den Anakitern, sein Schritt war 3 Meilen lang; aber sein Knecht Eliezer-Og war noch viel größer, denn Abrahams Fuß hatte in seiner Hand Platz. Aus einem Zahne ʿOgs machte sich Abraham ein Bett, auf dem er schlief, nach anderen einen Stuhl, auf dem er sein Leben lang saß; vgl. Gorion, l. c. II, S. 171. Nach Gorion, l. c. II, S. 208 war ʿOg ein gefallener Engel, der sich, als seinesgleichen in der Sündflut vernichtet wurden, an die Treppe der Arche klammerte oder auf ihrem Dache ritt und von Noah aus Mitleid durchgefüttert und so als einziger der Riesen errettet wurde. ʿOgs Genosse Sichon wurde erst in der Arche geboren.

Vorstellung von einem Urvolke von Riesen gleich den griechischen Kyklopen hervor.

Die ʿAnāḳīm. Wir haben oben gesehen, daß die sagenhaften Emīm, wie die moabitischen Rephāīm mit einem lokalen Namen genannt wurden, Deut. 2, 10 f. dadurch näher charakterisiert werden, daß sie in bezug auf Größe und Zahl mit den bekannteren ʿAnāḳīm verglichen und diesen gleichgestellt werden. Beide, die Emīm und ʿAnāḳīm, galten also in der jüngeren Überlieferung als Rephāīm. Demnach wären also im Sinne der antiquarischen Bemerkungen zum Deuteronomium Deut. 2, 10 f. die ʿAnāḳīm ein Teil der Rephāīm, sie gehören zu den Rephāīm. Ebenso werden Deut. 2, 21 die zu den Rephāīm gerechneten ammonitischen Zamzummīm nach Größe, Zahl und Gestalt mit den ʿAnāḳīm verglichen. Daß letztere zu den Rephāīm gehören, wird hier jedoch nicht gesagt. Deut. 2, 10 f. sind die Rephāīm der umfangreichere, die ʿAnāḳīm der engere, aber den Lesern bekanntere Begriff. Da die Vorstellung von den letzteren noch lebensvoller war, liegt es nahe, an eine wirkliche alte Bevölkerungsschicht zu denken, von der man aber außer einigen Nachrichten über Körpergestalt und Wohnsitze nicht mehr viel wußte und sie deshalb später zu den Rephāīm, d. h. den riesenhaften Ureinwohnern zählte.

Sicher nachweisen lassen sich die ʿAnāḳīm nur als Bewohner von Hebron, und zwar in der Kundschaftergeschichte und der damit eng verbundenen Erzählung von der Besetzung der Landschaft von Hebron durch den Clan Kaleb. Der Kundschafterbericht nach JE, Num. 13, 17 ff., bes. v. 22 (J). 28 (J), nennt unter den Kundschaftern nur Kaleb und läßt sie von Ḳadeš aus nur bis Hebron (v. 22) bezw. bis zum benachbarten Tale Eškōl, dem „Traubentale" (v. 23), gelangen.[1] Das Land ist zwar gut und fruchtbar, berichten die Späher von dem, was sie gesehen, aber es hat riesenhafte Bewohner und feste Städte. Da gerät das Volk trotz des Widerspruchs Kalebs in Angst und verzagt. In Hebron fanden die Späher v. 22 den Aḫīman (vgl. 1 Chr. 9, 17 Levit), Šēšai (Esr. 10, 40 ein Šāšai) und Talmai (2 Sam. 3, 3; 13, 37 auch der Name eines aramäischen Königs von Gešūr, des Großvaters Absaloms mütterlicherseits),[2] die Sprößlinge ʿAnaḳs (יְלִידֵי הָעֲנָק, LXX: *γενεαὶ Ἐνάχ*). In v. 28 (J) werden die Bewohner Südjudas allgemein als stark (עָז) bezeichnet, ihre Städte als fest und hoch. Die ʿAnaḳkinder werden noch besonders hervorgehoben:

[1] Man sucht es im W. Bēt Iskāhil nw. von Hebron, s. Buhl, Geogr., S. 89.

[2] H. Winckler, Gesch. Isr. II, S. 39, sucht deshalb Ḳirjath Arbaʿ und seine Riesenbevölkerung im Norden des Landes. — Vermutungen über die Bedeutung der Namen der drei Riesen bei E. Meyer, Israeliten, S. 264 Anm. 3.

„Ferner (גַּם) haben wir dort auch die ʿAnaḳkinder (יִלְדֵי הָעֲנָק, LXX: *τὴν γενεὰν Ἐνάχ*) gesehen"; ebenso Deut. 1, 28: „Sogar die ʿAnaḳīm (בְּנֵי עֲנָקִים, LXX: *υἱοὺς γιγάντων*) haben wir dort gesehen." In der mit J bezeichneten Überlieferungsschicht gelten also die Leute des südlichen Juda als stark, die Bewohner Hebrons aber als ʿAnāḳīm, d. h. als richtige Riesen.

In der anderen Überlieferung (E) Num. 13, 32b. 33 erzählen die Kundschafter, daß alle Bewohner des Gebirges von Hebron hochgewachsen (אַנְשֵׁי מִדָּה) seien. „Und wir sahen dort die Riesen (הַנְּפִילִים mit Artikel, die bekannten R.), (die Söhne ʿAnaḳs, die nämlich zu den Riesen gehören), und wir kamen uns [ihnen gegenüber] vor wie Heuschrecken, und ebenso kamen wir ihnen vor." Die eingeklammerten Worte sind eine in der Septuaginta noch fehlende Glosse, welche die Nephīlīm mit den ʿAnāḳīm von v. 28 verknüpfen soll.

Die Kundschafter haben sehr übertrieben; Kaleb widerspricht ihnen (v. 30), kann aber die Tatsache nicht leugnen, daß in dem ausgespähten Lande eine Riesenbevölkerung mit starken und festen Städten wohnt, denen gegenüber die Israeliten sich winzig vorkamen. Besonders furchterregend waren die in Hebron sitzenden ʿAnaḳkinder.

An die Kundschaftergeschichte schließt sich die Erzählung von der Besetzung der Landschaft von Hebron durch Kaleb, Ri. 1, 10. 20 und die Vertreibung der drei ʿAnaḳkinder aus Hebron, welche Ri. 1, 10 als Kanaanäer bezeichnet werden.[1] Dasselbe wird Jos. 15, 13. 14 nach einer späteren Version erzählt. Nur wird Ri. 1, 10 der alte Name Hebrons als Ḳirjath Arbaʿ „Tetrapolis" angegeben, während Jos. 15, 13 Arbaʿ bereits zum Vater ʿAnaḳs und damit zum Urahn der ʿAnaḳiter erhoben ist. Immerhin zeigt sich darin die enge Beziehung der ʿAnaḳiter zu Hebron. Die Septuaginta hat Jos. 15, 13 *μητρόπολις Ἐνάκ*, las also אֵם הָעֲנָק הִוא, offenbar die ursprüngliche Lesart. In dem späteren Bericht über die Verleihung des Gebietes von Hebron an Kaleb den Kenizziter Jos. 14, 6 ff. werden die ʿAnāḳīm (עֲנָקִים) mit großen und festen Städten als Bewohner genannt (v. 12). Daran anschließend sagt dann v. 15, eine redaktionelle Bemerkung, Hebron hätte früher Stadt Arbaʿs (Tetrapolis) geheißen, denn Arbaʿ war der größte (mächtigste?) Mann unter den ʿAnāḳīm. Dafür hat LXX: *μητρόπολις τῶν Ἐνακὶμ αὕτη*, אֵם הָעֲנָקִים. Hebron (Ḳirjath Arbaʿ) galt also als Metropole der ʿAnāḳīm. Ähnlich Jos. 21, 11, wo es unter den Levitenstädten genannt wird.

[1] Über den Zusammenhang vgl. C. Steuernagel, Die Einwanderung der isr. Stämme, S. 74.

Aus diesem Bündel nur leicht divergierender Traditionen geht so viel mit Sicherheit hervor, daß Hebron und Umgebung in vorisraelitischer Zeit als Sitz einer Bevölkerung galt, die sich durch stattliche Körpergröße auszeichnete und unter die Riesen gerechnet wurde. Ri. 1, 10 wird sie den Kanaanäern zugezählt. Mit einem Beinamen bezeichnete man sie als ʿAnāḳīm, was Gattungswort ist und wohl allgemein Riesen bedeutet. Als ihr Stammvater gilt demgemäß ʿAnāḳ, immer mit Artikel הָעֲנָק wie הָרְפָה. In Hebron selbst werden drei ʿAnāḳsöhne genannt, Aḥīman, Šēšai und Talmai, die seltsamerweise aramäische Namen tragen[1] und wohl als drei verschiedene Geschlechter der ʿAnāḳrasse aufzufassen sind.[2] Dem Namen ʿAnāḳīm haftet der Begriff des Riesenhaften von Natur aus an. Die Größe und Kraft der ʿAnāḳīm war im alten Israel sprichwörtlich, vgl. Deut. 9, 2: „Wer vermag den ʿAnāḳīm standzuhalten (vgl. Deut. 2, 10. 11. 21)?“ Daher werden sie auch mit den Riesen der Urzeit, den Nephilīm, verglichen und als Abkömmlinge derselben bezeichnet.

Es läßt sich nicht leugnen, die Erzählung von den ʿAnāḳīm in Hebron enthält so viele konkrete Züge, daß man eine geschichtliche Grundlage annehmen muß. Es mag in vorisraelitischer Zeit in Hebron und Umgebung eine körperlich besonders stattliche Bevölkerung gegeben haben, welche in den Eroberungskämpfen Schwierigkeiten machte. An diese hat dann die allgemeine Sage von den Riesen der Vorzeit angeknüpft und die geschichtlichen Erinnerungen umsponnen. Auch Guthe hält die ʿAnāḳīm für einen wirklichen Volksstamm unbekannter Herkunft.[3] F. Schwally sieht in ihnen einen Teil der kanaanäischen Ureinwohner des südlichen Juda, mindestens aber eine bestimmte Gruppe von Geschlechtern.[4] Auch nach Gunkel handelt es sich um ein wirkliches Urvolk, vor dem man große Furcht hatte; daher werde Jos. 15, 14; Ri. 1, 20 nicht ihre Vernichtung, sondern ihre Vertreibung erzählt.[5] Daß die Dolmen südlich von Hebron Anlaß zu den Erzählungen von den ʿAnāḳīm gewesen sind, läßt sich nicht beweisen. Es fehlen auch alle Gründe, es zu behaupten. Als Riesen rechnete man die ʿAnāḳīm dann später zu den Rephāīm, der Riesenbevölkerung des Landes in der Vorzeit.

In der jüngeren Überlieferung erscheinen die ʿAnāḳīm dann nicht nur in Hebron, sondern als die riesenhafte Urbevölkerung des

[1] G. Buchanan Gray, Numbers, S. 141, denkt deshalb an aramäischen Ursprung.

[2] So W. Nowack, Richter-Ruth, S. 5. Nach E. Meyer, Israeliten, S 264, sind es drei alte Götter, und zwar identisch mit den drei Engeln, welche Abraham besuchten. GA 1[2] S. 419 spricht er von vereinzelten mythischen Riesen im Süden des Landes, aus denen das Volk der ʿAnāḳīm später erdichtet worden sei.

[3] Vgl. PRE[3] IX, S. 736 f. [4] ZATW 18 (1898), S. 140.

[5] Die Religion in Geschichte und Gegenwart II, Sp. 319 f.

ganzen Landes. So vertilgt Josua nach Jos. 11, 21. 22 die ʿAnāḳīm vom ganzen Gebirge Juda und vom ganzen Gebirge Israel, so daß keine mehr im Lande der Israeliten übrig blieben, abgesehen von Gaza, Gath und Asdod, wo sich noch einige Reste hielten. Man betrachtete also später die aus den nationalen Kriegen bekannten Philisterriesen und andere durch Körpergröße ausgezeichnete Geschlechter der drei Philisterstädte als direkte Abkömmlinge der alten ʿAnāḳīm. Gleichzeitig wurden diese Philisterrecken 2 Sam. 21, 15—22 auch Rāphākinder genannt, d. h. mit den Rephāīm in Verbindung gebracht. Deut. 9, 1 f. erscheinen die ʿAnāḳīm (בְּנֵי עֲנָקִים, Mischausdruck zwischen ענקים und בני הענק) als Hauptteil der ganzen vorisraelitischen westjordanischen Bevölkerung.

ʿAnāḳīm ist also kein echter Völkername, sondern ursprünglich Gattungswort, und hat, wie F. Schwally gezeigt hat,[2] genau dieselben Eigentümlichkeiten wie Rephāīm. Daher wird der Name des angenommenen Ahnherrn עֲנָק ungewöhnlicherweise mit dem Artikel verbunden: יַלִּידֵי הָעֲנָק, בְּנֵי הָעֲנָק. Auf die Frage nach der Bedeutung des Appellativs ʿAnāḳīm läßt sich mit Hilfe des Arabischen eine befriedigende Antwort geben.[2] Schwally verweist auf arab. ʿunḳ (vgl. hebr. עֲנָק „Halskette", z. B. Ri. 8, 26) „Hals", aʿnaḳu „langhalsig", dann lang, auch von Bergen;[3] ʿunḳ sind die Vornehmen, Fürsten. Damit ergäbe sich für ʿAnāḳīm als wahrscheinliche Bedeutung „die Langnackigen", die Riesen.[4]

Alle wichtigen und großen Gebiete der megalithischen Kultur in Palästina sind mithin auch als Sitze der Riesenbevölkerung der Rephāīm nachgewiesen worden, nämlich das ganze Ostjordanland, vor allem der nördliche Teil, und die Landschaft südlich von Jerusalem. Die einzige Ausnahme bildet Obergaliläa, ein Grenzgebiet, aus dem wir überhaupt wenig Nachrichten haben. Unser Ergebnis ruht auf sicheren archäologischen Grundlagen. Der Schluß ist daher berechtigt, daß die Rephāīm, die riesenhafte Urbevölkerung der palästinischen Volkssage, die als Riesen der Vorzeit gedachten und in den Dolmen ruhenden Totengeister sind, also die

[1] ZATW 18 (1898), S. 140 f.

[2] Vgl. Schwally, l. c. S. 141 f.

[3] J.-M. Lagrange, Conférences de St. Étienne 1910—1911, S. 22 Anm. 3. kennt unter Verweisung auf Journal of biblical Lit. 1910, S. 197, in Palästina einen „mont du long cou (ʿEneḳ)" und eine „source du long cou". Im südl. Ḥaurān gibt es auch eine kleine Stadt namens ʿEnāḳ, ʿInaḳ, s. die Stübel-Fischersche Karte ZDPV 12 (1889), Taf. VI und M. Hartmann, ZDPV 22 (1899), S. 166, 171.

[4] So auch R. Kittel, G. V. I. I[8], S. 37.

Dolmenerbauer.[1] Die Israeliten hatten demnach später nur eine sagenhafte Vorstellung von der vorhebräischen und voraramäischen Bevölkerung ihres Landes, die sich hauptsächlich an die Megalithgräber knüpfte. Die in diesen wohnenden Totengeister (Rephāīm) waren auch die einstigen Landesbewohner, urzeitliche Riesen, ähnlich wie auch die arabischen Ǧinnen die gespenstischen Schatten vergangener Völker sind.[2] Die Erzählung von den Rephāīm ist also zum guten Teil eine ätiologische Sage. Sie will Antwort geben auf die Frage: Von wem sind die Megalithgräber und die uralten Ringburgen erbaut worden, die man allenthalben östlich des Jordan sah und mit denen sich die Volksphantasie lebhaft beschäftigte?[3] Die Sage hat an sich keinen geschichtlichen Wert. Doch kann sie geschichtliche Personen in ihren Kreis ziehen, wie ʿOg von Basan, und geschichtliche Erinnerungen bewahren. Möglicherweise liegen in den alten Lokalnamen für die Urbevölkerung, Emīm in Moab und Zamzummīm bezw. Zūzīm in ʿAmmon, alte, inhaltlos gewordene Stammesnamen dieser Gegenden vor. Die Rephāīmsage ist wahrscheinlich ursprünglich gar nicht israelitisch, sondern allgemein palästinisch, wahrscheinlich ostjordanisch.

Neben diesen volkstümlichen Anschauungen über die früheren Bewohner des Landes gab es in Israel auch wirkliche geschichtliche Nachrichten über die Bevölkerungsverhältnisse Kanaans, welche über die große Neubesiedlung Südsyriens durch Hebräer, Aramäer und Philister im 14.—11. Jahrhundert hinaufreichen. Was wir hören von Kanaanäern und ihren Unterstämmen, von Amoritern,

[1] Unsere Ergebnisse werden durch die geistreichen Spekulationen M. Gemolls, Grundsteine zur Geschichte Israels, in keiner Weise berührt. Eine große Rolle spielen darin auch die Rephāīm und ʿAnāḳīm. Nach S. 54, 157 ff. sind diese beiden Urvölker wesensgleich und ferner identisch mit den Ḥoritern und Ḳenitern. Sie waren die Herren Kanaans vor der Einwanderung Israels (vgl. S. 108, 272, 322 f., 326, 363) und sind nichtsemitische Kanaaniter (S. 379), Arier, welche den Israeliten den Jahwekult übermittelt haben (S. 381). Sie sind auch identisch mit den letzten Hyksos, die Jerusalem = Ḳirjath Jeʿarim gebaut haben (S. 326). Endlich gehörten zu ihnen auch die 318 Knechte Abrahams (S. 363). Rabbat ʿAmmon, nach Gemoll die Hauptstadt der Rephāīm, setzt er gleich Ḳirjath Jeʿarim = Jerusalem = Ḳirjath Arbaʿ = Sichem und verlegt sie an die Stelle des heutigen elenden Fellachendörfchens Bēt ʿAnān südlich vom W. Selmān, nw. von Jerusalem (S. 270, 306 f.). Die Gegend des heutigen Bēt ʿAnān (= Ḳirjath Jeʿarim) ist das eigentliche Rephaïmgebiet. Sie sind nach G. nur im Westjordanlande glaubwürdig bezeugt (S. 53). Bei Bēt ʿAnān lag auch die Rephāīmebene. Später wurden dann die ʿAnāḳīm = Rephāīm im wesentlichen auf Philistäa beschränkt (S. 54). In diesem Rephāīmlande war die enge Schlucht des W. Selmān das „wichtigste Flußtal des südlichen Westjordanlandes"; dieser Wadi repräsentiert den eigentlichen alten Jordan, den Gemoll ins Mittelmeer fließen läßt (S. 201)!

[2] Vgl. J. Wellhausen, Reste², S. 150.

[3] Ähnlich bereits O. Procksch, Genesis, S. 508. R. Kittel, G. V. I. I³, S. 46, 132 f.

Horitern, Hettitern und anderen, bezieht sich auf wirkliche Völker von Fleisch und Blut, die vor den Hebräern und Aramäern im Lande saßen. Die Erzählungen von den Rephāīm, Nephīlīm und z. T. auch von den ʿAnāḳīm sind ganz anderer Art und von sagenhafter Natur. Ich möchte daher R. Kittel nicht zustimmen, wenn er meint, es habe sich in der Rephāīm- und ʿAnāḳīmsage noch eine blasse Erinnerung an die von den Kanaanäern und Amoritern verdrängte Urbevölkerung Palästinas oder gar eine Erinnerung an die paläolithische Besiedlung des Landes erhalten.[1]

2. Die Dolmenerbauer waren halbansässige Hirtenstämme. Im Laufe der bisherigen Untersuchungen hat sich uns aus der Lage der großen Dolmennekropolen Palästinas (vgl. oben S. 387, 393 f., 409, 422 f., 463 ff.) immer wieder die Überzeugung aufgedrängt, daß die Dolmenerbauer, also die Träger der Hauptphase der palästinischen Megalithkultur, halbansässige Hirtenstämme der ostjordanischen Steppengebiete gewesen sind. Es waren keine reinen Nomaden oder Kamelzüchter, wie die Wüstenbeduinen, sondern halbansässige Ziegen- und Schafhirten, sog. Maʿāze, wie Stämme auf dieser Kulturstufe heute genannt werden. Ihre Wirtschaft beruhte in erster Linie auf Kleinviehzucht und, wo geeigneter Boden war, auch auf Ackerbau. Das Kleinvieh ist wegen seiner mangelnden Beweglichkeit und seines großen Wasserbedarfs an ein beschränktes Weidegebiet gebunden. Mindestens jeden zweiten Tag, in der Regel aber alle Tage müssen die Tiere zur Tränke geführt werden. Außerdem beanspruchen sie bessere Weiden als die unglaublich genügsamen Kamele. Kleinviehzucht ist daher nur in verhältnismäßig gut bewässerten Gebieten möglich, wie in Moab, in der Gegend des Wādi ʿAmmān und in den fruchtbaren Lavagebieten des Ǧōlān.[2] Die Ziegenzüchter leben in Zelten, nicht selten in festen Zeltdörfern, und bauen gern an geeigneten Plätzen Getreide. Sie bilden nach Musil so den Übergang zu den Halbfellachen, den in Zelten oder in Ruinen lebenden Bauern, die Rinder als Arbeitstiere ziehen und feste Landstücke als Eigentum besitzen.[3]

Eine Reihe von Hirtenstämmen in den ostjordanischen Steppen und in Obergaliläa, die bestimmte, engumgrenzte, wenn auch im Laufe der Zeit wechselnde Gebiete innehatten und die Kleinviehzucht und an fruchtbaren Plätzen mehr oder minder eifrig Ackerbau trieben, sind als die Dolmenerbauer anzusehen. Da sie mehr Fleisch,

[1] G. V. I. I³, S. 27, 37.

[2] Über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Maʿāze vgl. A. Musil, Arabia Petraea III, S. 22 f., 283 ff.

[3] Über Ackerbau und Grundeigentumsverhältnisse in den ostjordanischen Gebieten vgl. A. Jaussen, Coutumes des Arabes, S. 235 ff. A. Musil, l. c. S. 293 ff.

Ziegenhaar und Wolle produzierten, als sie brauchten, waren sie auf Ausfuhr ihrer Produkte nach dem stärker bevölkerten Westjordanlande und nach der Küste angewiesen, wo sie die Erzeugnisse des Kulturlandes eintauschten. Der wirtschaftliche Aufschwung des Ostens war zum guten Teile vom Westen abhängig, vor allem von der Möglichkeit, die räuberischen Wüstenbeduinen im Zaume zu halten. Nur durch Anlehnung an den Westen konnten die stets gefährdeten Gebiete am Rande der Wüste Schutz und Sicherheit finden.[1] Das muß im Zeitalter der ostjordanischen Megalithbauten geschehen sein. Die großartigen Steingräber setzen eine feste Stammes- und Familienorganisation voraus, die durch den Toten- und Ahnenkult gestützt wurde. Die Stellung der Sippen- und Stammeshäupter muß eine überragende gewesen sein. In der Wüste finden wir ebensowenig Dolmen wie in dem seit Alters festbesiedelten westpalästinischen bäuerlichen und städtischen Kulturlande. Ihr Vorkommen ist an die großen Weidegebiete des Ostens gebunden und hat nur auf die Steppen der judäischen Wüste und auf die Weideflächen Obergaliläas nach dem Westen übergegriffen (s. o. S. 403 f., 412). Hirten waren ursprünglich auch die bronzezeitlichen Bewohner Sardiniens, Maltas und der Balearen, denen wir die großartigen Megalithbauten dieser Inseln verdanken, ebenso die Dolmenerbauer in Tunis, Algier und Marokko.

Die Kleinviehzüchter in den Steppengebieten am Rande der Wüste haben die Tendenz, wenn sie im Besitze kultivierbaren Bodens sind und sich durch Anlehnung an das benachbarte Kulturland von der Oberherrschaft der Beduinenstämme freimachen können, mehr und mehr zum Ackerbau und zur Seßhaftigkeit überzugehen. Natürlich bleibt die Weidewirtschaft ein wichtiger Faktor in ihrem Wirtschaftsleben, da ein großer Teil der Steppe wirtschaftlich nur durch Viehzucht nutzbar gemacht werden kann. Diese Entwicklung ist auch bei den dolmenbauenden Stämmen zwischen dem westpalästinischen Kulturlande und der Wüste eingetreten. Sie haben sich, wo günstige Boden- und Bewässerungsverhältnisse es erlaubten, allmählich seßhaft gemacht, haben gewaltige Dolmennekropolen angelegt und zum Schutze ihrer Gebiete gegen die Überfälle der Nomadenstämme und Nachbarn megalithische Befestigungsbauten, Fliehburgen, Ringwälle und feste Wohnburgen für ihre Häuptlinge errichtet.

Diese Niederlassungen finden wir nicht in der flachen, nach der Wüste offenen Steppe, sondern als Schutzorte auf hohen unzugänglichen Plateaus, wie die Karmelhöhe (s. o. S. 388 ff.) und die Burg von Ḳurūn Ḥaṭṭīn (S. 352 ff.), oder in durchschluchteten, quellen-

[1] Vgl. die Ausführungen Dalmans, PJB 8 (1913), S. 72 f.

reichen und leicht zu verteidigenden Gebieten, wie in der Umgebung von ʿAmmān (S. 344 ff.) und im zerrissenen Westgebirge Moabs. Sehr geschützt sind alle Dolmennekropolen an den östlichen Bergabhängen im Jordantal und die spärlichen Exemplare in den Bergen des südlichen ʿAğlūn. Diejenigen des nördlichen ʿAğlūn (S. 424 ff.) und des südlichen Ğōlān (S. 412 ff.) dagegen liegen in offenem, von Osten leicht zugänglichem Terrain, meist in der Nähe anbaufähiger Gebiete und sind so groß und zahlreich, daß hier eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung gesessen haben muß, die sich durch ihre Masse leichter verteidigen konnte. Außerdem haben wir auch hier auf den Höhen Fliehburgen anzusetzen, wie Tell Ğumha, Irbid und andere von den schon mehrfach erwähnten ostjordanischen Tells. Die Dolmen westlich des Genesarethsees und am oberen Jordantal und die obergaliläischen liegen in sehr abgelegenen und unzugänglichen Gebieten.

Die defensive Art der Siedlungsanlagen der späteren dolmenbauenden Stämme läßt sich nicht verkennen. Wir haben ganze, dem Charakter der Landschaft angepaßte kleine Befestigungssysteme durch Burgen und detachierte Türme zum Schutze eines wichtigen Gebietes bei ʿAmmān kennen gelernt. Die durch Burgen befestigte Karmelhöhe dürfen wir am besten als großen Fluchtort für die Bevölkerung der Ebene an ihrem Nordfuße ansehen. Die Karmelhöhe und die Hochburg von Ḳurūn Ḥaṭṭīn erinnern uns lebhaft an die isolierten, durch Nuraghen und Türme kunstvoll verteidigten Hochebenen Sardiniens, die der ganzen umwohnenden Bevölkerung als Fliehburgen dienten (s. o. S. 348 f., 374 f.). Dieselbe Lage auf Höhen mit weitreichender Fernsicht haben die megalithischen Bauten auf Malta und Gozo.[1]

Diese Burgen und Warttürme sind wohl in erster Linie gegen die von der Wüste eindringenden Nomadenstämme gerichtet. Sie scheinen im kleinen nach ähnlichen Gesichtspunkten angelegt gewesen zu sein wie die Befestigungen des römischen Limes.[2] Wie Brünnow gezeigt hat, waren alle Wadis und Quellengebiete im östlichen Moab und Edom durch Warttürme und Kastelle gesichert. Wasserplätze am Rande der Wüste in den Händen der Beduinen sind nämlich die gefährlichsten Sammel- und Stützpunkte für diese Feinde aller seßhaften Kultur; denn von dort machen sie ihre Raubzüge in das Kulturland, dorthin ziehen sie sich zurück, um ihre Reittiere zu tränken. Man entzog ihnen also die Benutzung der Wasserplätze durch große Kastelle, die entweder einzelne Quellen schützten wie in Oḏruḥ und el-Leğğūn oder ganzen Quellengebieten vorgelagert

[1] Vgl. T. Ashby, Papers of the British School at Rome VI (1913), S. 5.
[2] Vgl. R. Brünnow, MuNDPV 1899, S. 29.

waren. So sichert el-Ḳasṭal nach Brünnow das Quellengebiet von Mādabā und Daʿǧanīje das von eš-Šōbak. Andere Römerkastelle versperrten wieder die Wadiköpfe gegen die Wüste hin, namentlich wenn diese Quellen besaßen; so z. B. die zahlreichen Kastelle im Quellgebiet des W. el-Mōǧib. Nach ganz ähnlichen Gesichtspunkten suchten die Stämme des späteren Megalithalters ihre Gebiete gegen die Wüstenstämme und andere Eindringlinge zu schützen. Wo sie im Besitze größerer anbaufähiger Gebiete waren, wie im Ḥaurān, im nördlichen ʿAǧlūn und wohl auch in Moab, entstanden aus solchen Fliehburgen und Kastellen im Laufe der weiteren Entwicklung und unter günstigen Umständen größere Ansiedlungen und feste mit zyklopischen Ringmauern bewehrte Städte.

Die Voraussetzung für die Entwicklung der megalithischen Zivilisation im Osten Palästinas war die reiche neolithische Besiedlung des ganzen Landes (s. o. S. 121 ff.). Wir haben an der Hand der Dolmen eingehend gezeigt (S. 471 ff., 501 ff.), wie die megalithische Kultur sich im Lande selbst in verschiedenen aufeinander folgenden Phasen entfaltete. Eine ganze Reihe von Jahrhunderten (s. o. S. 492) muß unter dieser gleichmäßigen, wie es scheint ungestörten Entwicklung verflossen sein, bis die Sitte des Megalithgrabes abkam.

Wir sahen auch, wie im Lande selbst alle Voraussetzungen für die megalithische Bauweise gegeben waren und daß es lediglich eines Anstoßes durch die gesteigerten Anforderungen des Totenkults bezw. einer Anregung von außen bedurfte, um in den steinigen Gegenden des Ostjordanlandes, Obergaliläas und einiger Steppengebiete Judäas die Sitte oberirdischer Steingräber zur Entwicklung zu bringen. Höhlen, die sonst wohl zur Bergung der Toten dienten, sind im Ostjordanlande selten, namentlich in dem mit Lavamassen bedeckten Ǧōlān. Nichts war näherliegend und ökonomischer, als einige der massenhaft umherliegenden Steinplatten zu nehmen und den Toten ein steinernes Haus zu bauen. Die ursprüngliche einfache Steinsetzung oder der Steinhaufen entwickelte sich zu einem imposanten Totenhause. Fast überall, wo am Ausgange der Steinzeit eine Hirtenbevölkerung in Gegenden von steiniger Beschaffenheit lebte, namentlich in Gebieten mit Steindecken vulkanischer Natur, ist es in den Ländern um das Mittelmeer auch zur Entwicklung von Megalithbauten gekommen, so auf Malta, Gozo, Sardinien, Pantelleria, Korsika, den Balearen, in Nordafrika, in Frankreich und auf der iberischen Halbinsel.

Das war um so leichter, als nomadische Ziegen- und Schafhirten ohnehin durch ihren Beruf beständig zu primitiven Steinbauten gezwungen und so mit den Regeln derselben vertraut sind. Während der trockenen Jahreszeit übernachtet der Hirt mit seiner

Herde in Hürden (ṣīre, Pl. ṣijār), runden oder ovalen, von Steinwällen umhegten Plätzen, die er sich selbst aus kopfgroßen Steinen leicht aufbaut. Die Lämmer erhalten in der Regel besondere Hürden. Am liebsten geschieht das in Ruinen, weil dort Steinmaterial und ruhige Plätzchen vorhanden sind. Überall zwischen Ṣafed und dem Jordan, im Ǧolān und sonst in den Weidegebieten stößt man auf die schwarzen Steinhürden der Hirten. Ähnlich verfährt man in den Steppen Nordafrikas, z. B. bei den Beǧastämmen, und überall, wo nomadische Hirten in steinigen Gebieten hausen. Man vergleiche in dieser Hinsicht z. B. das, was Dainelli und Marinelli von den nomadischen Ziegenhirten der Saho im italienischen Erythräa und ihren dik genannten primitiven Lagerplätzen erzählen.[1] Diese Lagerplätze liegen in geschützten Schluchten und bestehen aus einer ovalen, mit Zweigen halb überdachten Einhegung aus Steinen (abùr genannt) für die Ziegen, einer primitiven Rundhütte mit Steinring und spitzem Zweigdach (dasà) für die Hirten und einer Feuerstelle.[2] Da die Lagerplätze nicht selten gewechselt werden, haben die Hirten eine gewisse Geschicklichkeit in der Herstellung einfachster Steinbauten ohne Mörtel, nur unter Verwendung des von der Natur gebotenen Materials. In der Nähe stark besuchter Weideplätze oder Brunnen, wo den versammelten Herden durch einen plötzlichen Raubzug feindlicher Stämme immer Gefahr droht, bauen die Hirten Palästinas auf dem höchsten Punkte der Umgebung einen runden oder viereckigen, etwa 2 m hohen Wachtturm aus Steinen, auf dem immer einer der Genossen auslugt, um jede Gefahr durch Signale, Schwingen des Kopftuches, Abbrennen von Feuer oder Schreien rechtzeitig zu melden.[3] Die Kleinviehzüchter der Steppen waren also seit ältester Zeit mit dem primitiven Steinbau vertraut. Bei ihnen konnte sich unter dem Einflusse religiöser Ideen die Sitte der Megalithgräber dort sehr leicht entwickeln, wo ein gewisser Wohlstand herrschte und die Natur für geeignetes Baumaterial gesorgt hatte. Und das um so eher, wenn sie ohnehin ihre Toten unter Steinhaufen bestatteten.

Die palästinische Megalithkultur hängt also organisch mit den Steppengebieten des Landes und seinen steinzeitlichen Bewohnern zusammen, sie ist bodenständig, aus dem Lande hervorgewachsen und keineswegs die fremde Hinterlassenschaft eines durchziehenden Wandervolkes. Sie nimmt in der kulturellen Entwicklung des Landes einen breiten Raum ein, sie bildet die gerad-

[1] G. Dainelli e O. Marinelli, Risultati scientifici di un viaggio nella colonia Eritrea, Firenze 1912, S. 418 ff.

[2] Vgl. l. c. S. 419 f., Fig. 122a, 123a.

[3] Vgl. A. Musil, Arabia Petraea III, S. 285. Vgl. Gen. 35, 21 den migdal ʿeder und die von König ʿUzzia in der Steppe errichteten Türme 2 Chr. 26, 10; C. Schick, ZDPV 16 (1893), S. 237 ff.

linige Fortsetzung und höchste Entfaltung der steinzeitlichen Zivilisation in denjenigen Gebieten des östlichen Palästinas, die von Natur dafür besonders geeignet waren (vgl. S. 492). Träger dieser megalithischen Zivilisation war die Hirten- und Bauernbevölkerung des Ostjordanlandes während des 3. Jahrtausends v. Chr. bis ins 2. Jahrtausend hinein. Die megalithischen Denkmäler sind die großartigen Zeugen der ersten ansässigen Kultur überhaupt, welche das Ostjordanland gesehen hat, einer spätneolithischen und steinbronzezeitlichen Zivilisation. Ihre reiche Entwicklung wird am besten verständlich in einer Zeit relativer Ruhe und einigermaßen stabiler Bevölkerungsverhältnisse, die jedenfalls vor dem Einbruche der kleinasiatischen Hettiter und der Hyksos nach Syrien am Beginn des 2. Jahrtausends und der folgenden, jahrhundertelangen Völkerbewegungen in Vorderasien liegt.

3. Die Stellung der Megalithkultur innerhalb der Kulturentwicklung Palästinas. Steinbau und Ziegelbau. Bei der Frage nach der Stellung der megalithischen Zivilisation innerhalb der Kulturentwicklung Palästinas müssen wir uns kurz alles dessen erinnern, was oben im Anschluß an die neolithischen Fundplätze hauptsächlich Galiläas (S. 146 ff.), im Anschluß an die Lage der neolithischen Siedlungen (S. 188 ff.; 352 ff., 362 ff.) und die archäologischen Ergebnisse der Ausgrabungen (S. 200 ff.) über die neolithische Zivilisation des Westjordanlandes ausgeführt worden ist. Wir haben gezeigt, daß Westpalästina und Phönizien stellenweise schon sehr früh im Laufe der jüngeren Steinzeit zur ansässigen Kultur übergegangen sind, sicher schon vor 3000 v. Chr. in vorsemitischer Zeit (s. oben S. 128). Diese spätneolithische seßhafte Zivilisation beruhte neben Jagd, Fischfang und Viehzucht zunächst auf Pflanzenbau (Hackbau)[1] und Baumzucht,[2] wofür ja Syrien als Heimat verschiedener Fruchtbäume und Getreidepflanzen in hohem Grade geeignet ist (s. oben S. 125—127).[3] Sie ging unter fremdem Einfluß bald zur Pflugkultur mit feldmäßigem Anbau von Gerste, Linsen und Weizen über.[4] Damit trat von selbst eine Bevölkerungsverdichtung und die Notwendigkeit fester Siedlungen ein (s. o. S. 119).[5]

[1] Über die Bedeutung des Hackbaues vgl. E. Hahn, Von der Hacke zum Pflug, Leipzig 1914, S. 20 ff.

[2] Über den Einfluß der Baumzucht auf die Kultur vgl. V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 8. Aufl. von O. Schrader, Berlin 1911, S. 122 ff.

[3] Über die Heimat von Weizen und Gerste und ihre Verbreitung vgl. F. Pax bei Hehn, l. c. S. 559 ff.

[4] Zur Pflugkultur vgl. E. Hahn, l. c. S. 49 ff. Die Linse findet sich schon in der II. Stadt Trojas.

[5] Über die kulturellen Wirkungen der Pflanzennahrung infolge der notwendigen Konservierungsverfahren s. E. Hahn, l. c. S. 20 f.

Die verschiedenen neolithischen Siedlungsgruppen Galiläas ließen uns an der Wahl der Siedlungsplätze deutlich erkennen, daß ihre neolithischen Bewohner Landbau trieben. Dafür zeugte die Lage der Siedlungen im Jordantale, von denen manche geradezu ideale Vorbedingungen für Ackerbau boten (S. 192), ähnlich die in der Umgebung der Esdrelonebene (S. 193) und der mittleren Gebiete des obergaliläischen Plateaus (S. 194 f.). Neben dem feldmäßigen Getreidebau spielte der Gartenbau (Olive, Rebe, Feige, Johannesbrotbaum) und in den eingestreuten Wald- (wa'r = יער) und Steppengebieten die Kleinviehzucht, genau wie heute, immer eine wichtige Rolle. Die Weideflächen waren damals sicherlich noch größer als heute und die Viehzucht ergiebiger, genau wie im ältesten Ägypten.[1] Spinnwirtel, die in Geser schon in den neolithischen Schichten gefunden wurden, zeigen, daß die Frauen die Kunst des Spinnens und Webens von Wolle und wohl auch von Flachs kannten.[2] Zahlreiche primitive Ölpressen in den Höhlen von Geser und Umgebung zeugen für uralten Gartenbau (s. o. S. 202 f.), und zwar schon in neolithischer Zeit (S. 210 f.).[3] Auch die ägyptischen Nachrichten kennen Palästina in uralter Zeit als Land des Gartenbaues. In den Kämpfen unter Pepi I. (um 2500), die das ägyptische Heer unter dem Kommando des Una in Palästina gegen die Asiaten führte, wurde das Land in fünf Feldzügen verwüstet und u. a. „das Ackerland aufgehackt, die Feigenbäume und Weinstöcke abgeschnitten, die Gehöfte niedergebrannt".[4]

Die Anfänge dieser Zivilisation waren bereits gelegt, als die später als Semiten bezeichneten Stämme lange vor 3000 v. Chr. begannen, sich aus den Steppen und Oasen Nordarabiens gegen die Mittelmeerküste vorzuschieben (s. o. S. 123—125). Seit der letzten Pluvialperiode wurden die Lebensbedingungen in den syrisch-arabischen Steppen für den neolithischen Menschen immer schwieriger und zwangen ihn zur Abwanderung nach Norden.[5] Dasselbe gilt für das gleichartige nordafrikanische Wüstengebiet, wo auf dem libyschen Plateau und in der nördlichen Sahara die Vegetationsverhältnisse für die Viehzüchter in alter Zeit noch sehr viel günstiger waren und sogar Rinderzucht getrieben werden konnte.[6] Die sich nach Norden vorschiebenden Protosemiten trafen in Südpalästina und auf der Sinaihalbinsel wohl auf eine ihnen verwandte, ursprünglich afrika-

[1] Vgl. E. Meyer, Gesch. d. A. I2[3], S. 69.

[2] Vgl. R. A. S. Macalister, A history of civilization in Palestine. Cambridge 1912, S. 15.

[3] Über Heimat und Verbreitung des Ölbaumes s. V. Hehn, l. c. S. 103 ff.

[4] Vgl. E. Meyer, G. A. I2[3], S. 233.

[5] Vgl. E. Meyer, G. A. I2[3], S. 381 f.

[6] Vgl. E. Meyer, G. A. I2[3], S. 56 ff.

nische (hamitische?) Bevölkerung, weiter nördlich auf Kleinasiaten, die teilweise schon ansässig war und deren Kultur sie gelehrig annahmen und weiterentwickelten. Sie wurden Gartenbauer und Ackerbauer und verschmolzen allmählich mit den hamitischen und nördlichen Stämmen und anderen Volksteilen zu den uns bekannten Kanaanäern.

Das frühe Auftreten der Pflugkultur in Palästina mit ihrer innigen Verbindung von Viehzucht und Bodenwirtschaft scheint durch die Ergebnisse der Ausgrabungen gesichert.[1] Nach Macalister, Gezer II, S. 4 f. war das Rind bei weitem das wichtigste Haustier in Geser, und zwar schon in ältester Zeit (s. o. S. 209 f.). Rinderknochen und Hörner fanden sich zahlreich in allen Schichten des Tells, nahezu drei Viertel aller erkennbaren Tierdarstellungen in Geser gehören nach Macalister dem Rinde an; so ist es z. B. auch vertreten unter den Wandzeichnungen der neolithischen Höhle 30 IV. Andere Haustiere im neolithischen Geser, d. h. etwa der Zeit vor 2500, waren Schafe, Ziegen,[2] Schweine,[3] Esel[4] und Hunde. Es ist also eine ausgesprochen bäuerliche Kultur, die wir im spätneolithischen Geser zwischen 3000 und 2500 finden und die in ganz ähnlicher Weise zur selben Zeit in Megiddo und Jericho vertreten ist, eine verhältnismäßig entwickelte Landwirtschaft mit Viehzucht. Besonders wichtig ist dabei die Verwendung des Rindes als Arbeitstieres. Es wurde wohl, wie heute noch in der Fellachenwirtschaft, nicht so sehr als Nahrungsspender betrachtet, sondern in erster Linie als Zugtier für den Pflug und als Dreschtier für die Tenne. Da es bei den Vegetationsverhältnissen Palästinas schwer ist, eine Rinderherde durch die Trockenperiode des Jahres zu bringen, bezeugt die Häufigkeit des Rindes im alten Geser die gute Ausbildung des feldmäßigen Getreidebaues. Die Zucht des Rindes ist in Vorderasien und Nordafrika ja überall eng mit der Pflugkultur verknüpft.

Letztere kann in dem steinigen, humusarmen Lande Palästina, das ein ausgesprochenes Gebiet für Terrassenkultur und Weideland ist, nicht entstanden sein, sondern muß sich aus einem der benach-

[1] Über den ältesten Pflug, den Hakenpflug, der aus einem krummen zugespitzten Stück Holz bestand, s. O. Schrader bei V. Hehn, l. c. S. 565.

[2] Über Schafe und Ziegen in Geser s. Gezer II, S. 6 ff.

[3] Die Reste des Schweines waren selten, s. Gezer II, S. 8. Macalister, A history of Civilization in Palestine, S. 16 bezeichnet das Schwein als vorsemitisches Opfertier. Über Darstellungen des Schweines in vordynastischer Zeit in Ägypten vgl. J. Capart, Les débuts de l'art, S. 182.

[4] In Geser häufig seit ältester Zeit, s. Gezer II, S. 8 f. Das Kamel, das in Ägypten schon in vordynastischer Zeit vertreten zu sein scheint, vgl. J. Capart. l. c. S. 183, Fig. 135 und v. Bissing, Zeitschr. f. äg. Sprache 38 (1900), S. 68 f., findet sich in Geser sicher erst um die Mitte des 2. Jahrt. (Second Semitic Period Macalisters).

barten Kulturländer dorthin verbreitet haben, und das schon früh in neolithischer Zeit. E. Hahn hält Babylonien für das Ursprungsland der Pflugkultur und der gesamten Haustierzucht überhaupt und läßt sie mit dem Rinde durch ganz Arabien über Südarabien und Nubien nach Ägypten eingewandert sein.[1] In Ägypten, wo die Rinderzucht und die Pflugkultur seit uralter Zeit in Blüte stehen, wo Narmer, einer der Vorgänger des Menes (vor 3300 v. Chr.), auf seinem Keulenzepter als Beute u. a. 400 000 Ochsen und 1 422 000 Ziegen aufzählt,[2] kann sie ebensogut selbständig entstanden sein wie in den Alluvialebenen des Euphrat und Tigris. Man kann mit E. Meyer geradezu sagen, daß das Rind die alten Ägypter zu einem Bauernvolke gemacht habe.[3] Es liegt daher näher, die frühe Verwendung des von Tieren, hauptsächlich Rindern und Eseln gezogenen Pfluges in Palästina aus dem nahen hochentwickelten Ägypten herzuleiten. Von dort erhielt Palästina in allerältester Zeit auch den Kulturesel, das älteste Last- und Transporttier, gleich wichtig für den Fellachen und den Kleinviehzüchter der Steppe.[4]

Die Einführung der Pflugkultur war ein so großer Fortschritt im neolithischen Palästina, daß damit der Aufstieg des Landes zu einem wirklichen Kulturlande begann. Dadurch ging die Sorge für die Nahrungsbeschaffung endgültig von der Frau auf den Mann über. Es bildeten sich der Bauernstand und kompakte Massen seßhafter Bevölkerung, lokale Gruppen und kleine Staatengebilde. Westpalästina wurde damals ein ausgesprochenes Bauernland, wie sein Nachbarland Ägypten, und ist es bis heute geblieben. Um 2500, in den abgelegeneren Gegenden spätestens um 2000, müssen die anbaufähigen Gebiete Westpalästinas und auch Teile des Ostens von einer seßhaften Bauernbevölkerung dauernd unter Kultur genommen worden sein. An der Küste und im Süden war diese Entwicklung schon viel früher abgeschlossen. Damit waren auch die Voraussetzungen für die Entstehung städtischer Mittelpunkte gegeben. Die Ernährung der Bevölkerung fiel von nun an immer mehr dem Getreidefelde zu. Ihre Religion verknüpfte sich aufs innigste mit dem Landleben (Bauernreligion).

---

[1] L. c. S. 53, 55, 69 f., 80. Hettners Geogr. Zeitschrift 19 (1913), S. 307 f.

[2] Vgl. Ed. Meyer, G. A. $12^3$, S. 130. J. Capart, Les débuts de l'art, S. 239 ff., Fig. 170, 171.

[3] G. A. $12^3$, S. 69. Über figürliche Rinderdarstellungen in prädynastischen Gräbern vgl. J. Capart, l. c. S. 181 f., Fig. 134. Zur Zeit der ältesten Könige sind dann solche Darstellungen sehr häufig, s. Capart, l. c. Fig. 151, 165—168. Stiere und Kühe dienen besonders im Delta als Abzeichen der Gaue und gelten neben Widdern und Ziegenböcken als Erscheinungsform der Götter.

[4] Über die Herkunft des gezähmten Esels aus Nubien vgl. E. Hahn, l. c. S. 85. Hettners Geogr. Zeitschr. 19 (1913), S. 307 ff. V. Hehn, l. c. S. 132 f.

Palästina und Phönizien waren also schon in rein neolithischer Zeit keineswegs ein abgeschlossenes Gebiet, sondern schon Durchgangsland zwischen Mesopotamien-Babylonien und Ägypten. Die Länder um das Ostbecken des Mittelmeeres standen zweifellos bereits damals in lebhafter Verbindung miteinander, Palästina und die phönizische Küste zu Lande und zu Wasser mit Ägypten, aber auch mit dem Norden und wohl auch bald mit Cypern und Kreta.[1] Die frühe Verbreitung der Kulturpflanzen und nach verschiedenen Richtungen weist auf uralten Austausch hin (s. o. S. 198 f., 212 ff.). Dasselbe erschlossen wir aus der Verbreitung mancher Silexwerkzeuge (S. 198 f., 213). Die Obergaliläa in diagonaler Richtung durchschneidende Straße Tyrus-Ṣafed ist bereits in neolithischer Zeit begangen worden. Auf Seeverkehr an der Küste deuten auch die zahlreichen und früh zu größerer Bedeutung gelangten Küstensiedlungen. Ihr schnelles Aufblühen spricht für alte Handelsbeziehungen mit dem Hinterlande. Aus Afrika bezogen ist vermutlich das in Palästina und auf Kreta in sehr früher Zeit vorkommende Elfenbein (s. o. S. 211).[2] Die Kupferbronzezeit, welche in Südpalästina und an der phönizischen Küste noch in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends begann, ist wohl auf Einfuhr von Metallen auf dem Handelswege eingeleitet worden. Gegenstand der Einfuhr war auch der in Geser in allen Schichten, wenn auch nicht gerade häufig gefundene Obsidian, der doch wohl melischer Herkunft ist.

Sehr alte Beziehungen der syrischen Küste mit Ägypten auf dem Land- und Wasserwege, wobei zur See die Ägypter allein die Vermittler gewesen zu sein scheinen, bezeugen bekanntlich auch die ägyptischen Nachrichten. Uralt war jedenfalls der Landhandel über die Landenge von Suez, die ägyptischerseits schon früh durch Befestigungswerke gegen das Eindringen der asiatishen „Sandbewohner" geschützt werden mußte.[3] Dieser Landhandel war Karawanenhandel und wurde durch den Esel als Lasttier und durch getriebene Viehherden vermittelt, vgl. die Handelskarawane des Ebša, des „Häuptlings des Wüstenlandes", mit 37 Begleitern zur Zeit Sesostris' II.

[1] E. Meyer, G. A. $12^3$ S. 66 nimmt bereits in der vondynastischen Zeit Ägyptens Seeverkehr zwischen Ägypten und Kreta an, der dann unter den Thiniten (ca. 3300—2900 v. Chr.) noch lebhafter wurde und zu keramischem Import aus Kreta führte, l. c. S. 165, 166.

[2] Für Geser vgl. Macalister, Gezer II, S. 17, Fig. 219; Fig. 278, 3, 4.

[3] Die Straße nach Syrien, die sog. „Horuswege", geht über el-Kanṭara, zwischen dem Menzale- und dem Ballahsee; sie war hier durch die Festung Zaru gesperrt; sehr alt war auch die Festung am Ausgange des W. Tumilat, durch welches der südlichere Weg zur Sinaihalbinsel und nach Syrien ging. Vgl. E. Meyer, G. A. $12^3$ S. 163 f., 167. C. Küthmann, Die Ostgrenze Ägyptens, Berliner phil. Diss. 1911. S. 27 ff., 38 ff.

(1906—1887 v. Chr.).[1] Der Libanon lieferte das Bauholz für das holzarme Ägypten; so sandte Snofru um 2850 40 Schiffe nach Byblos, um Zedernstämme für Schiffs- und Palastbauten zu holen, und diese Expedition wird nicht die erste gewesen sein.

Auch die uralte Verbindung Nordsyriens mit Babylonien mußte für Phönizien und Palästina früh wichtig werden. Schon um 2800 hat der Sumerer Lugalsaggisi, König von Uruk, seine Herrschaft vorübergehend bis ans Mittelmeer ausgedehnt. Viel dauerhafter wurde die Macht, die der Semit Sargon, König von Akkad, durch die Unterwerfung der nomadischen Amoriter um 2750 auch über Nordsyrien und das östliche Kleinasien begründete. Ja in den letzten Jahrhunderten des 3. Jahrtausends war die babylonische Einwirkung auf Nordsyrien und Kleinasien so stark, daß im östlichen Kleinasien assyrische Kolonien bestanden, z. B. Kültepe, ein Schutthügel nö. von Kaisarije, wo Keilschrift geschrieben wurde und von wo uns zahlreiche Tontafeln mit babylonischer Schrift aus der Zeit von 2375 v. Chr. ab überkommen sind.

Sehr früh müssen die Interessen der rivalisierenden Großmächte am Euphrat und Nil in Mittelsyrien zusammengestoßen sein. Daß Palästina unter diesen Umständen um 2500 nicht mehr ein weltverlorenes Gebiet von Ziegenhirten und Nomaden gewesen sein kann, liegt auf der Hand. Der beginnende Handelsverkehr hat nicht wenig zur Verbreitung wichtiger Kulturerrungenschaften beigetragen. Wenn es in Ägypten zur Zeit der ersten Dynastien schon ausgedehnte Weinpflanzungen gibt, so dürfte die Kultur der Rebe doch aus Syrien eingeführt sein.[3] Umgekehrt haben Palästina und Phönizien viel von Ägypten gelernt, nicht zum wenigsten die Pflugkultur und die Zucht des Esels.

Einen großen und achtunggebietenden Kulturbesitz finden wir also in Palästina bei Beginn der Bronzezeit (um 2500), um so anerkennenswerter, als er einem steinigen und zerklüfteten wasserarmen Lande abgerungen werden mußte. Nun hatte Palästina die Wirtschaftsform gefunden, die seiner am angemessensten war und der es bis heute treu geblieben ist. Damit waren auch die

[1] Vincent, Canaan, S. 432 f., Fig. 298, 299. H. Greßmann, TuB II, Abb. 250. Vgl. meinen Aufsatz „Die Bedeutung Palästinas für den Handel einst und jetzt", Schlesisches Pastoralblatt 36 (1915), S. 113 ff. Über uralten Karawanenverkehr zwischen Syrien und Ägypten vgl. auch E. Meyer, l. c. S. 71, 167. Er zweifelt nicht daran, daß diese Beziehungen zur Thinitenzeit schon bis nach Babylonien gereicht haben und daß Ägypter und Babylonier sich auf den syrischen Märkten trafen; vgl. ferner Hrozný, Über das Bier im alten Babylonien und Ägypten: Anzeiger der Wiener Ak. 1910, Dez.

[2] Vgl. E. Meyer, Reich und Kultur der Chetiter, Berlin 1914, S. 51 ff.

[3] Über Herkunft und Ausbreitung der Rebe vom Pontus vgl. V. Hehn, l. c. S. 65 ff.

Grundlagen für die selbständige Entwicklung der äußeren Kulturgüter gegeben, des Städtebaues, der Befestigungskunst, der Keramik und der sonstigen häuslichen Künste, die sich, soweit wir heute urteilen können, geradlinig ohne Lücken und Sprünge (s. o. S. 215) aus der neolithischen Zeit erhebt und die wir als die Kultur der älteren Bronzezeit bezeichnen (Macalisters First und Second Semitic Period, altkanaanäische Periode). Vom Beginn der älteren Bronzezeit ab etwa lassen sich archäologisch in Palästina zum erstenmal die Kennzeichen einer eigenen, spezifisch semitischen (kanaanäischen) Zivilisation feststellen. Aber diese altbronzezeitliche Kultur hat in ihren Formen noch greifbare Beziehungen zu ihren Nachbarkulturen, besonders zu der Kretas und, wie wir noch sehen werden, zu der des Nordens. Sie liegt an der Peripherie jener östlichen Mittelmeerkultur (s. o. S. 213 f., 292). Das gilt vor allem für die Keramik (s. o. S. 286—291).

Wirtschaftlich sehr verschieden von der zum ansässigen Bauerntum und zur Stadtkultur entwickelten westpalästinischen Zivilisation blieb noch lange Zeit die Entwicklung in den Steppengebieten des Ostjordanlandes und in dem abgeschlossenen Obergaliläa. Die tiefe Jordanspalte bewährte sich auch hier im allgemeinen als Scheidelinie. Während der Westen unter dem Einflusse der höher entwickelten Nachbarschaft, durch die Jordansenke mehr oder minder geschützt gegen die Nomadenhorden, sich schnell aus der Steinzeit zur höheren Zivilisation entwickelte, blieb der Osten noch lange beim Hirtentum mit einfachem Pflanzenbau (Hackbau) an geeigneten Stellen und auf der rein steinzeitlichen Stufe stehen. Aber der Aufschwung des Westens hatte doch für die östlichen Schaf- und Ziegenhirten wohltätige Folgen. Der Austausch von Produkten zwischen beiden Gebieten, der natürlich uralt ist, wurde intensiver. Der Westen wurde Käufer von Wolle, einfachen Wollgeweben und Schlachttieren. Die östlichen Hirten machten sich auf den Märkten von Sichem, Jerusalem, Bethlehem und Hebron mit den Errungenschaften der ansässigen Kultur bekannt.

Für diese westöstlichen Beziehungen spricht auch die Bedeutung des stark befestigten Jericho in sehr alter Zeit (lange vor 2000). Diese beruhte doch auf seiner wichtigen Verkehrslage gegenüber den südlichen Jordanfurten an der vielbegangenen Straße Moab-Jordanfurten-Jerusalem bezw. Bethel und an der nordsüdlichen Rörstraße. Die Existenz der gewaltigen Ziegelfestung an diesem Punkte zwischen 2500 und 2000, von der nur noch ein kurzes Stück unter der altkanaanäischen Lehmziegelfestung aufgedeckt wurde, zeigt doch, daß das Jordantal durchaus nicht mehr in der Hand der

Nomaden war, sondern daß die ansässige Kultur ihr Gebiet damals mit Erfolg hart an den Jordan und sicherlich auch über den Jordan vorgeschoben und die Wege nach dem Osten fest in der Hand hatte. Zum Vergleich bedenke man, daß das Ḳōr zu unserer Zeit noch vor einigen Jahrzehnten durchaus Domäne der Nomaden war!

Die Hirten und Halbfellachen des Ostens, der Willkür der Beduinen preisgegeben, fanden Rückhalt an der ansässigen Kultur des Westens und konnten so wirtschaftlich erstarken. So wurde der Osten und der galiläische Norden befähigt, eine eigentümliche spätsteinzeitliche Megalithkultur hervorzubringen, die in einem gewissen Gegensatze zur bäuerlichen Kultur des Westens steht, aber doch wieder nur in ihrem Schatten und in wirtschaftlicher Anlehnung an den Westen entstehen konnte. Wenigstens finden wir Reste der Megalithkultur räumlich im Osten nur so weit, als im Westen die festen Siedlungen reichten. Das zeigt doch wohl, daß die dolmenbauenden Stämme durch den ansässigen Westen Deckung gegen das Nomadentum fanden. Die megalithische Zivilisation Palästinas ist also die direkte Fortsetzung und das ungestörte Ausklingen der steinzeitlichen Kultur in den dafür besonders geeigneten Gebieten des Ostens. Sie zeigt gegenüber der westjordanischen Stadtkultur ein retardierendes, konservatives Element. Sie ist autochthon. Während der Westen wohl spätestens seit 2500 auf der kupferbronzezeitlichen Stufe stand, blieb der Osten noch in der reinen Steinzeit (s. o. S. 492). Erst mit dem vermehrten Anbau von Getreide, der Sicherung der mit Quellen versehenen und anbaufähigen Gebiete durch Befestigungsanlagen gegen die Nomaden und der häufigeren Anlage befestigter Siedlungen gegen 2000 v. Chr. mag die westliche Metallkultur auch im Osten stärker Fuß gefaßt haben.

Aus den megalithischen Fliehburgen und Ringwällen, wohin im Falle eines Nomadenangriffs die Hirtenbevölkerung sich mit ihren Schaf- und Ziegenherden zurückzog, entstanden allmählich Dauersiedlungen und feste Städte, wie wir es bei Ḳurūn Ḥaṭṭīn beobachtet haben (s. o. S. 359 f.). Diese hatten zyklopische, aus unbehauenen oder wenig behauenen Steinblöcken aufgeführte Ringmauern und gepflasterte Böschungen. Diese Entwicklung vollzog sich etwa von 2000—1500, also während der Hyksosperiode, über die wir noch wenig unterrichtet sind, wahrscheinlich unter nördlichen, kleinasiatischen Einflüssen. Als Thutmosis III. (1501—1447) im Jahre 1479 seinen ersten Eroberungszug nach Syrien unternahm und die mächtigen syrischen Stadtstaaten unter Führung von Ḳadeš am Orontes bei Megiddo zum erstenmal schlug, finden wir in der Liste der besiegten und unterworfenen Städte auch mehrere Orte des nördlichen

Ostjordanlandes genannt, nämlich ʿAstaroth (Nr. 28), die spätere Hauptstadt des Königs ʿOg von Basan, Edreʿī (Nr. 91), die andere Hauptstadt ʿOgs, Damaskus (Nr. 13) und eine Stadt Debḫu (Nr. 6, 22), die W. M. Müller mit dem in den Amarnabriefen Nr. 179 erwähnten Orte alu Tu-bi-ḫi zusammenstellt.[1] Diesen identifiziert man mit der 1 Chr. 18, 8 genannten Stadt טִבְחַת, wofür in der Parallelstelle 2 Sam. 8, 8 בטח = טֶבַח steht, eine Stadt in Aram-Zoba, südlich von Damaskus.[2] Das müssen damals schon bedeutende Orte gewesen sein und sind es mit Ausnahme des unbekannten Dbḫ geblieben bis auf den heutigen Tag. Nach dem Siege bei Megiddo unterwarf Thutmosis Palästina bis zum Libanon und im Hinterlande auch die Gegend von Damaskus und den westlichen Ḥaurān, die flache Kesselandschaft des Ǧēdūr und die Nuḳra, die immer zum Bereich von Damaskus gehört haben.[3]

Die Städte mit den zyklopischen Gürtelmauern, die wir oben S. 362 ff. kennengelernt haben, dürften etwa bis 1500 v. Chr. entstanden sein (s. o. S. 368 f.). Sie gehören der altbronzezeitlichen Kultur an. Die Wirren der Amarnazeit konnten diese ansässige, durch die Ägypter geförderte Zivilisation des Ostens nur zeitweise gefährden. Seti I. und sein Sohn Ramses II. (zusammen 1320—1244) nahmen bei ihren Versuchen, das stark von den seit dem Ende des 15. Jahrhunderts nach Nordsyrien und weiter vordringenden Hettitern[4] und Amoritern gefährdete Syrien der ägyptischen Herrschaft zu erhalten, auch die fruchtbaren Gegenden des nördlichen Ostjordanlandes durch Eroberung wieder unter ihre Herrschaft. Daß sie in den ostjordanischen Städten auch eine Bautätigkeit ausgeübt haben, scheinen die ägyptischen Stelen zu beweisen, die man in Tell eš-Šihāb und Šēḫ Saʿd gefunden hat. Erstere ist ein Denkmal Setis I.,[5] der sog. Hiobstein in Šēḫ Saʿd eine Stele Ramses' II.[6] Dagegen gehört der von Thiersch und Hölscher in Šēḫ Saʿd gefundene hettitische Laibungslöwe einheimischer Arbeit aus Basalt (2,19 m lang) von der rechten Seite eines monumentalen Tores bereits in die aramäische Zeit, etwa um 900 v. Chr.[7] Älter und dem Stil nach hettitisch, mit dem in älterer Zeit üblichen ägyptischen Einschlag, ist das ringsum

[1] Die Palästinaliste Thutmosis' III.: MVAG 1907, 1, S. 9. Asien und Europa, S. 173.

[2] Vgl. O. Weber bei Knudtzon, Die El-Amarna-Tafeln, S. 1279.

[3] Vgl. Breasted-Ranke, Gesch. Ägyptens, S. 253.

[4] Über das große hettitische Reich vgl. E. Meyer, Reich und Kultur der Chetiter, S. 68 ff.

[5] Abgebildet QSt. 1901, S. 347. Vincent, Canaan, S. 452 Fig. 304.

[6] ZDPV 37 (1914), Taf. 38.

[7] Vgl. MDOG 23, S. 32. ZDPV 37 (1914), Taf. 37.

beschädigte Basaltbild eines mit Helm und Lanze bewaffneten Kriegers, ein Flachrelief von 1,03 m Höhe, das de Saulcy 1851 am Ruǧm el-ʿAbed zwischen Dībān und dem Ǧebel Šiḥān in Moab gefunden hat und das jetzt im Louvre-Museum aufbewahrt wird.[1] Der Helm läuft in eine Kugel aus, von der eine Helmzier (Band?), wie es scheint, hinten tief bis an die Hüften herunterfällt mit spiralig aufgerollter Spitze. Andere halten es für einen Zopf. Als Kleidung trägt der Krieger einen eng umgelegten Lendenschurz, der mit gewellten parallelen Längsstreifen verziert ist. Arme und Oberkörper sind nackt. Die hettitischen Reliefs aus Boghaz-köi und Zenǧirlī und die Zylinder liefern zahlreiche Analogien.[2] An dem hettitischen Charakter der im Ostjordanlande selbst hergestellten Stele kann also kein Zweifel sein, und man wird Dussaud und Kittel zustimmen können, wenn sie das Bildwerk, vielleicht etwas zu hoch, in das 14. oder 13. Jahrhundert ansetzen und es als Siegesdenkmal eines einheimischen Königs, wahrscheinlich hettitischen Ursprungs auffassen, der sich als Krieger darstellen ließ, wie er seinen Feind niederstößt. Kittel denkt speziell an einen Amoriterfürsten. Wie dem auch sei, uns interessiert hier vor allem die Tatsache, daß sich hettitisch-nordsyrischer Einfluß mindestens seit der Hyksoszeit bis tief südlich in das Ostjordanland geltend gemacht hat, sich hier mit schwächeren ägyptischen Einflüssen berührte und bis in die Aramäerzeit hinein nachwirkte. Die lokale und in ihrem Wesen noch in der Steinzeit haftende Megalithkultur wurde dadurch abgelöst. Jedenfalls darf man erwarten, daß um 1500 der fruchtbare Norden, d. h. die westlichen Ḥaurāngegenden, vom ganzen Ostjordanlande in der Zivilisation am weitesten fortgeschritten war. Man wird deshalb die Dolmenperiode im Osten im allgemeinen bald nach 2000 abgeschlossen sein lassen, wenn auch in abgelegenen Gebieten Dolmen noch in viel jüngerer Zeit gebaut oder wieder benutzt worden sein mögen.

[1] Vgl. R. Dussaud, Les monuments palestiniens et judaïques, Paris 1912, S. 1 ff., Abb. S. 2 u. 3. R. Kittel, ZDPV 38 (1915), S. 151 u. Taf. 19 B. G. V. I. I³ S. 573 Anm. 2.

[2] Für den Lendenschurz vgl. E. Meyer, Reich und Kultur der Chetiter, S. 109 Fig. 82. O. Puchstein, Boghasköi, Die Bauwerke, Taf. 18. Für den von der Spitze lang herunterfallenden Helmschmuck vgl. O. Puchstein, l. c. Taf. 17 u. 19. Eine kürzere Quaste an der Helmspitze tragen die Krieger, z. B. Ausgrabungen in Sendschirli IV, Taf. 58–60, 63. Götter und Krieger haben sonst einen ganz ähnlichen, im Nacken oder Rücken herunterfallenden aufgerollten Helmansatz, der aber unter dem Helm hervorkommt und ein Zopf zu sein scheint, vgl. z. B. Sendschirli III, Taf. 40–43. E. Meyer, l. c. Fig. 40, 56, 57. Zur Bewaffnung und Kleidung des Kriegers vgl. bes. Ausgrabungen in Sendschirli III, Taf. 40.

Ein bezeichnender Gegensatz zwischen der westpalästinischen bäuerlichen und der östlichen steinzeitlichen Zivilisation, der sich auch später noch erhalten hat, besteht in der Baukunst. Im Westen herrscht der Ziegelbau und, soweit wir zurückblicken können, das Haus viereckigen Grundrisses, im Osten der primitive Steinbau und wenigstens in den ältesten erkennbaren Bauten der der primitiven Steintechnik angemessene Rundbau. Das Aufeinandertürmen großer, unbehauener oder nur wenig zugeschlagener Blöcke ohne Verwendung von Mörtel zunächst zur Sicherung der Toten (Dolmen) oder für die Zwecke des Kultus (Menhire, Steinkreise), dann auch für die gemeinsame Verteidigung (Ringmauern, Türme) und für Wohnungen (Rundhütten mit Steinunterbau) ist echt steinzeitlich und tritt rings um das Mittelmeer und in Westeuropa vielfach gegen Ende der Steinzeit auf und dauert gleichmäßig durch die ganze Bronzezeit an. Die Großsteinbauten für die Lebenden sind im ganzen später als die Grabbauten. Sie gehören in die Ausgangsphase der megalithischen Zivilisation, so z. B. die Türme und Wohnburgen bei ʿAmmān, im südlichen Ǧōlān und am Nordwestufer des Genesarethsees. Die großen zyklopischen Steinfestungen am Jordantal (Ḳurūn, Ḥaṭṭīn, Ḥ. Ḥarrāwe), im westlichen Ḥaurān und nördlichen ʿAǧlūn, deren es auch in Moab gegeben haben wird (Dībān,[1] ʿAṭarūs, el-Kerak), gehören schon der vollen Bronzezeit an, erinnern aber ihrer Art nach noch an die megalithische Zivilisation.

Diese Großsteinbaukunst ist wohl aus der Praxis der Hirten hervorgegangen, welche den primitiven Steinbau bei der Herstellung ihrer Lagerplätze beständig verwenden. Kittels Meinung,[2] das Dolmengrab verdanke seinen Ursprung einem in Höhlen wohnenden Geschlechte, es passe nur zu Höhlenbewohnern und sei die Nachahmung des Felsengrabes, findet in den Tatsachen keine Stütze.

Man muß unterscheiden zwischen der eigentlichen megalithischen Bauweise, die nur oder vorzugsweise Orthostaten, auf die hohe Kante gestellte unbehauene Steinblöcke und Platten, verwendet und die monolithisch ist, d. h. für die einzelnen Bauteile möglichst nur einen Steinblock benutzt, und der im ganzen späteren zyklopischen Art, welche die Steine mit breiter Lagerfläche in unregelmäßigem Verbande oder in rohen Lagen ohne Mörtel als Mauer übereinander auftürmt. Die Dolmen und Ganggräber, die Menhire

[1] Über Dībān vgl. D. Mackenzie und F. G. Newton, QSt. 1913, S. 57—79. H. Thiersch, ZDPV 37 (1914), S. 63 ff. Taf. XII, 1; MDOG 23, S. 47.

[2] G. V. I. I² S. 42. I³ S. 45. Ähnlich H. Greßmann, PJB 1907, S. 74. A. Kohn, Die prähistorischen Perioden in Palästina: Mitt. der Anthropol. Gesellsch. Wien, XLIV (1914), S. 96.

und orthostatischen Umhegungen gehören durchaus der ersteren Art an. Es ist eine ganz urwüchsige Technik, deren einzige Vervollkommnung in der Anwendung möglichst großer und möglichst passender Blöcke bestand, was schließlich zur Bearbeitung derselben führte (Steinkisten). Allmählich ersetzte man dann bei den Dolmen und Kultbauten die Orthostatenwände durch zyklopisches Mauerwerk aus wenig behauenen Steinblöcken, doch häufig so, daß wenigstens die unterste Schicht in ihrer ganzen Stärke aus gewaltigen Orthostaten bestand, wie bei den Dolmen von Kerāzije (s. o. S. 310, 311, 315 f.) und bei den Tempelbauten auf Malta,[1] worauf dann mehr oder minder regelmäßige horizontale Steinschichten folgten. So sind auch manche Gigantengräber auf Sardinien[2] und viele Ganggräber in Westeuropa mit Kraggewölbe gebaut.[3] Manchmal sind in die Mauer wenigstens von Zeit zu Zeit Orthostaten als Stützen eingebaut, wie z. B. beim Kuppelgrab von Alcalá in Portugal.[4] Oder man verkleidete die unteren Schichten nur durch Orthostaten, ein Verfahren, das dann auch beim nordsyrischen und hettitischen Ziegelbau Aufnahme fand.

Die zyklopische Technik, die man wegen der Verwendung ungeheurer Steinblöcke auch als megalithisch bezeichnet und die ihre volle Ausbildung im Mittelmeergebiet in der älteren Bronzezeit fand, türmte Findlinge unbehauen und meist ohne Bindemittel mit breiter Lagerfläche zu wirklichen Mauern übereinander. Die Lücken sind durch kleine Steine ausgezwickt und auf dieselbe Weise ein ebenes Auflagern erzielt. Bei ganz dicken Mauern besteht nur die vordere und hintere Wange aus mehr oder minder sorgfältig aufgeschichteten Blöcken, der Zwischenraum ist mit kleinerem Material aufgefüllt. Sehr entwicklungsfähig war diese Bauweise nicht, da es in ihrer Art liegt, die von der Natur gebotenen Felsblöcke und Platten ohne Bearbeitung und ohne Bindemittel aufzutürmen. Von dieser urwüchsigen und für Verteidigungszwecke wohl geeigneten Technik konnte man sich nur schwer trennen. Doch strebte man bald eine möglichst horizontale Schichtenfolge an. Leichter war der Verband bei Verwendung von Bruchsteinen, die in der Regel ebenere Lagerflächen bieten und leicht quaderartigen oder polygonalen Charakter annehmen. So hat sich die zyklopische Technik bei den ostjordanischen Befestigungsbauten zu einer wirklichen und

[1] Vgl. Papers of the British School at Rome VI (1913), Taf. 20—24.

[2] Vgl. D. Mackenzie, The Dolmens, Tombs of the Giants and Nuraghi of Sardinia: Papers of the British School at Rome V, Fig. 7, 9, 11.

[3] Vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 418 Fig. 147. W. C. Borlase, The Dolmens of Ireland, London 1897, II, S. 345 Fig. 332; S. 464 Fig. 432.

[4] Vgl. G. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur, Abb. S. 11. W. C. Borlase, l. c. II, S. 463 Fig. 430.

imposanten urwüchsigen Baukunst entwickelt, die ihre nächsten Analogien in Boghaz-köi und sonst im östlichen Kleinasien hat.

Eine zyklopische Gürtelmauer umschließt, manchmal von unteren Terrassenmauern begleitet, möglichst ohne scharfe Ecken die sich aus der Ebene oder benachbarten Wadis erhebenden Tells ringsum und schmiegt sich eng an die Flanken an. Ihre Trace ist durchaus durch das Terrain bestimmt wie bei den Burgmauern, der großen Stadtmauer und den Abschnittsmauern von Boghaz-köi und Ak-alam (s. o. S. 371 f.). Felsgrate und Felsklötze werden, wie bei Ḳurūn Ḥaṭṭīn (s. o. S. 355, 357) und den Burgen von Boghaz-köi als willkommene Stützpunkte in die Befestigung mit einbezogen. Die Hügelböschungen sind mit großen runden Steinblöcken bis unten hin gepflastert, wie z. B. am Tell eš-Šihāb[1] und Tell el-Aš'arī,[2] um sie unersteigbar zu machen. Dasselbe finden wir in Boghaz-köi und Ak-alam. Ob auf den ostjordanischen Ringmauern ein Aufbau aus luftgetrockneten Lehmziegeln gesessen hat, läßt sich ohne Ausgrabungen nicht feststellen. Doch sehen die älteren Mauern, z. B. die von Ḳurūn Ḥaṭṭīn und Irbid, nicht danach aus. Kleinere Befestigungen bestanden aus Rundtürmen, wie wir einen solchen bei Ruǧm el-Melfūf (s. o. S. 345),[3] andere bei Kerāzije (S. 335) kennengelernt haben. Bei ostjordanischen Wohnbauten scheint in der ältesten Zeit der Rundbau vorgeherrscht zu haben. Steinerne Unterbauten von Rundhütten gleich denen in der Nachbarschaft der sardinischen Nuraghen[4] trafen wir an bei Ḫ. Kerāzije (s. o. S. 325 ff.), bei ʿAmmān (s. o. S. 345) und auf der Sinaihalbinsel (s. o. S. 340 f.), wo sich der steinerne einzellige Rundbau bei Gräbern in Gestalt der bienenkorbförmigen Nawāmīs mit Kraggewölbe noch länger erhalten hat (s. o. S. 342 f.). Als Bedachung dieser kleinen Bauten werden wir ein Zweigdach in Kegelform anzunehmen haben.

Bald jedoch ist neben dem einzelligen Rundbau im Ostjordanlande ein entwickelterer Haustypus viereckigen Grundrisses aufgetreten, wie Mackenzie an den megalithischen Wohnburgen bei ʿAmmān nachgewiesen hat. Die viereckigen Zimmer liegen an einem großen, ummauerten Hofe mit Wirtschafts- und Unterkunftsräumen, zu dem ein einziger, durch viereckige Bastionen und in der Regel durch einen gewaltigen Turm bewachter Zuweg führt. Dieser Turm, der nicht im organischen Verbande mit den übrigen Gebäuden steht, ist in den ältesten Anlagen rund (PEF Annual I, Taf. IV) und wird

[1] Thiersch u. Hölscher, MDOG 23, S. 30.

[2] G. A. Smith, QSt. 1901, Abb. S. 357.

[3] Vgl. PEF Annual I, S. 19 ff. Taf. III.

[4] Vgl. Papers of the British School at Rome V (1910), S. 100 u. Fig. 4. In der Nachbarschaft des Nuraghe Loelle, l. c. VI (1913), S. 134 Fig. 4.

dann ebenfalls viereckig (l. c. Taf. V, VI). Wir können also am spätmegalithischen Herrenhause von ʿAmmān den Übergang vom Kurvenbau zum mehrzelligen viereckigen Haustypus deutlich verfolgen (s. o. S. 344—346). Die Hütten der Dienstleute innerhalb der Umfassungsmauer des ganzen Anwesens (z. B. l. c. Taf. II), ebenso die Türme in der Umfassungsmauer waren noch Rundbauten, während das Herrenhaus selbst aus viereckigen Räumen besteht, die deutlich erst nach und nach entstanden sind.[1] Der einzellige mittlere Raum an der Westseite bildete den Ausgangspunkt der ganzen Anlage. Viel fortgeschrittener und organisch angelegt ist die Wohnburg Annual I, Taf. V oder gar die von Ḥamrawīje, Taf. VI.

Der letzte und größte Fortschritt dieser megalithischen Baukunst des Ostens war die Anwendung des durch Vorkragen der einzelnen Steinschichten gebildeten sog. falschen Gewölbes, des Kraggewölbes, zur Bedachung der Räume. Es erforderte sehr starke Mauern, um den seitlichen Schub der Steinmassen zu tragen. Wir finden es bei den runden Nawāmīs der Sinaihalbinsel (s. o. S. 342 f.), bei dem Grabe von Ruǧm el-Melfūf und den Rundtürmen von ʿAmmān (Mackenzie, Annual I, S. 9 f., 21, 22 f.) und wenigstens angedeutet an manchen Dolmen bei Ḫ. Kerāzije (s. o. S. 345). Häufig hat es bei den Befestigungswerken von Boghaz-köi Verwendung gefunden, so bei den zyklopisch gebauten Tunnels unter der Stadtmauer[2] und einer Abschnittsmauer,[3] sowie bei den großen Stadttoren.[4]

Es ließen sich auf diese Weise ganz imposante, ungeheuer trotzige, aus der felsigen Umgebung wie Naturgebilde hervorwachsende, aber nur sehr primitive Bauten aufführen, wie die Burg Ḳurūn Ḥaṭṭīn oder jener gewaltige Rundturm von mehr als 20 m Durchmesser in einer der megalithischen Festungen bei ʿAmmān.[5] Infolge seiner außerordentlichen Festigkeit hat dieses Bollwerk den Stürmen der Jahrtausende getrotzt, so daß noch 10—11 Lagen von Blöcken in situ sind. Nur das Kraggewölbe ist unter seiner Last heruntergebrochen. Im Gegensatz zu dem kleinen isolierten Rundturm von Ruǧm el-Melfūf zeigt sich hier schon ein gewisses Streben, die Blöcke in horizontalen Lagen anzuordnen. Ähnliches gilt z. B. für die Mauer von Irbid,[6] für das Kastell am Westfuß von Tell ʿAštara[7] und für manche

[1] Vgl. PEF Annual I, S. 15 f.
[2] Vgl. O. Puchstein, Boghasköi, Die Bauwerke, S. 38 u. Fig. 26, 27.
[3] L. c. S. 82 ff., Abb. 63—65, Taf. 30.
[4] L. c. Abb. 46, 47, Taf. 16, 17.
[5] PEF Annual I, S. 22, Fig. 9, Taf. IV.
[6] Vgl. MDOG 23, S. 31.
[7] Vgl. ZDPV 37 (1914), Taf. XXXVI B.

späte Dolmen mit aufgemauerten Seitenwänden.[1] Von ähnlicher Bauart sind die spätmegalithischen Gräber von Ḥezme (s. o. S. 396 f.), nur daß sie teilweise kleineres Steinmaterial verwenden. Daß diese Bauten sehr wohl dem Ausgange des 3. und der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends angehören können, zeigen die technisch gut gebauten Grabkammern I und II unter der sog. Mittelburg von Megiddo, die etwa dem 20. oder 19. Jahrhundert entstammen, aber kein Kraggewölbe mehr aufweisen, sondern ein Tonnengewölbe und Lehmmörtel verwenden.[2]

Zur regelrechten Bearbeitung des Steines, zur Herstellung von Quadern zwecks Erzielung eines sorgfältigen Verbandes mit ebenen Stoß- und Lagerflächen ist es jedoch nicht gekommen. Zur wirklichen Beherrschung des Steinmaterials ist man nicht gelangt, weil es gar nicht im Geiste dieser megalithischen Bauweise lag. Daß man technisch sehr wohl in der Lage war, den Stein sorgfältig zu bearbeiten, zeigen die gut eingemeißelten Schalen mit erhöhtem, durch Abarbeitung der Steinoberfläche entstandenem Rande auf einem der Orthostaten in der sog. Orthostatenmauer des neolithischen Jericho (jedenfalls vor 2500 v. Chr.),[3] die mit umlaufendem Falz versehenen Giebellöcher bei manchen ostjordanischen Dolmen (s. o. S. 453 f.), die bearbeiteten Decksteine der Dolmen an der Ruḳḳādbrücke (s. o. S. 413) und die sorgfältig bearbeitete Zwischenplatte mit Türöffnung der großen Dolmen von el-Meṭābaʿ (s. o. S. 456 f.).

Dennoch darf man trotz allen Verzichtes auf technische Vervollkommnung von einer wirklichen ostjordanischen Steinbaukunst sprechen, so ganz verschieden von der babylonischen Baukunst, die in der Anlage von Befestigungswerken hohe Triumphe feierte. Diese imposanten nord- und ostpalästinischen Großsteinbauten legen zugleich beredtes Zeugnis für die Arbeitsleistungen ab, denen die kleinen Gaustaaten unter Leitung ihrer lokalen Dynasten zur Sicherung von Gut und Leben und der Grabesruhe sich unterzogen. Sie waren nur möglich bei staatlicher Organisation.

Auf dieser Entwicklungsstufe ist die megalithische Befestigungskunst Palästinas, ja die einheimische Steinbaukunst überhaupt stehen geblieben. Der bäuerliche Westen hat sie nicht einmal erreicht. Die Sockelmauern der westpalästinischen Ziegelfestungen, meist aus verhältnismäßig kleinem Bruchsteinmaterial gebaut, wie die Westmauer der Nordburg von Megiddo,[4] die altkanaanäische Mauer

[1] Vgl. ZDPV 37, Taf. XLIX B.
[2] Vgl. G. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 13 ff. u. Taf. V, VI.
[3] Über diese Orthostaten vgl. E. Sellin, Jericho, S. 18 f., Blatt 3 b.
[4] Vgl. G. Schumacher, l. c. I, S. 38 ff., Abb. 35.

Gesers (Macalisters Inner City Wall),[1] die stark geböschte Sockelmauer des altisraelitischen Jericho[2] können sich mit den gewaltigen zyklopischen Ringwällen des Ostens nicht vergleichen. Die Bruchsteine sind unregelmäßig verlegt, die Fugen sehr weit und mit viel Erd- oder Lehmmörtel und kleinen Steinen ausgefüllt. Hin und wieder findet sich auch ein quaderartiger Verband, besonders bei Türmen und Ecken.[3] Wo es notwendig war, bettete man die Stadtmauern in eigens hergestellte Einschnitte des Felsuntergrundes, so am Ophel in Jerusalem, ähnlich bei den Burgen von Boghaz-köi. Megalithisch dagegen ist der, wie es scheint, aus nur 2—3 Steinschichten gebildete Sockel der Stadtmauer von ʿAin Šems[4] und ein von Vincent nur kurz erwähntes Stück einer 5 m starken „Zyklopenmauer" in der Umgebung der Marienquelle in Jerusalem, die in Zusammenhang mit der Ophelbefestigung gestanden zu haben scheint.[5]

Ganz anders war es in Ägypten, wo der monumentale Steinbau nach langsamen Anfängen während der ersten und zweiten Dynastie (Tempel und steinerne Grabkammer des Chaʿsechemui)[6] mit Zoser und seinem Baumeister Imḥotep in der 3. Dynastie (um 2900 v. Chr.) machtvoll einsetzte. Mit diesen Männern, die später als Erfinder des Steinbaues galten, beginnt die Zeit der Pyramiden, der gewaltigen Totentempel und Steinmastabas.[7]

Im Gegensatz zu dieser imposanten und in ihrer Urtümlichkeit Bewunderung erregenden Steinarchitektur des Ostens herrschte im bäuerlichen Westjordanlande, soweit uns die Ausgrabungen zurückblicken lassen, seit der neolithischen Zeit der Lehmziegelbau und das Haus viereckigen Grundrisses. Der Stein hat hier auch beim Festungsbau nur eine dienende Rolle gespielt. In einem so gebirgigen und an geeignetem Steinmaterial für Bauzwecke so reichen Lande ist das etwas überraschend. Bauen doch heute die Gebirgsbewohner Palästinas ihre Häuser immer aus Stein.[8] Aber man muß bedenken, daß der Steinbau dem primitiven Menschen zu große Schwierigkeiten bot und daß es leichter war, aus Schlamm oder Lehm Ziegel zu formen und damit die Wände aufzuführen. Eine solche Bauart kann nur in der Ebene entstanden sein, am

[1] Gezer II, S. 238 ff., Fig. 122.

[2] Sellin-Watzinger, Jericho, S. 55 ff. u. Blatt 10—12. H. Thiersch, ZDPV 36 (1913), S. 42—44.

[3] Vgl. Jericho, S. 23 Abb. 7. Gezer II, Fig. 121, 123.

[4] Vgl. D. Mackenzie, PEF Annual I, S. 87 Fig. 26; S. 88 Fig. 27.

[5] Vgl. RB 1912, S. 546 u. Fig. 13.

[6] Abbildung der Grabkammer bei Breasted-Ranke, Gesch. Äg., Abb. 25.

[7] Vgl. E. Meyer, G. A. I2[3], S. 148 f., 170.

[8] Vgl. auch K. Jäger, Das Bauernhaus in Palästina, Göttingen 1912, S. 16.

ehesten in der philistäischen Küstenebene. Die Fellachen in den Ebenen und im Jordantale bauen ihre Häuser meist aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln und Holz. Während das steinerne Bauernhaus des Gebirges ganz schmuck aussieht, sind diese Lehmhäuser in der Regel äußerst dürftig. Die primitivsten dieser Art sah ich in Jericho, in Meğdel bei Tiberias und in Südpalästina. Sie haben nur dünne Wände, keine Fenster, höchstens eine Luke (ṭaḳa), und eine niedrige Tür. Das aus rohen Baumästen, die oft unregelmäßig über die Wände hervorragen, Zweigen und festgestampftem Lehm gebildete Dach ist flach und im Frühjahr oft mit Gras bewachsen, das dann vertrocknet und den urwüchsigen Eindruck noch verstärkt. Die Ziegelwände sind mit Verputz (ḥuwār) beworfen.

Aus den neolithischen Zweighütten mit Lehmbewurf konnte der Lehmfachwerkbau und schließlich der Ziegelbau leicht entstehen. Die unbarmherzige Sonne trocknet in diesen Ländern jeden feuchten Lehmpatzen zu einem harten Backstein zusammen, dessen Festigkeit noch durch Beimischung von geschnittenem Stroh erhöht werden konnte. Wie einfach diese Bauweise ist, kann man heute z. B. in der Ṛuta bei Damaskus sehen, wo die Gartenmauern mit sehr großen, aus kleinen Steinen und festgestampfter feuchter Erde gebildeten Ziegeln (unseren Zementsteinen vergleichbar) gebaut werden.[1] Man benutzt dazu Ziegelformen aus Brettern, stampft die feuchte Masse hinein und versetzt sie frisch auf die Mauer, wo sie unter dem Einfluß der Sonne zu festen Quadern von großer Haltbarkeit erstarrt. Die Form kann nach kurzer Zeit weggenommen werden. Aus der Küstenebene mag sich das Ziegelhaus dann über das ganze Gebirge verbreitet haben, wohl ein Beweis dafür, daß Anregungen zu einer höheren Zivilisation von Westen bezw. Südwesten nach Osten wirkten. Als Fundament und Isolierschicht gegen die Nässe des Bodens diente ein mehr oder minder hoher Steinsockel und vielleicht, ähnlich wie in Zenğirlī und Boghaz-köi, eine Zwischenlage von Brettern.

Bei der Entstehung des primitiven Backsteinbaues nach fremden Einflüssen zu fragen, erscheint unnötig. Anregungen zur Vervollkommnung der ersten primitiven Anlagen mag man mit der Pflugkultur aus der Nachbarschaft bekommen haben; und da denkt man zunächst an Ägypten, wo der Holz- und Ziegelbau seit uralter Zeit in Übung war.[2] Die Kultur des Nildeltas war früher und höher

[1] Vgl. meine Resultate der neueren Ausgrabungen und Forschungen in Palästina[3], Münster 1912, S. 25 f.

[2] Vgl. die Häuser der ältesten Ansiedlungen Ägyptens bei Negade, Balläs, Abydos und Memphis, Flechtwerkhütten aus Palmzweigen mit Lehmbewurf, Ziegelhäuser mit Holzbalken, das Ganze von einem zinnengekrönten Lehmwall umgeben.

entwickelt als die Oberägyptens,[1] und bei dem starken ägyptischen Einschlag, den palästinisches Wesen heute in Gaza zeigt und wohl immer in Südpalästina gezeigt hat, sind alte Einflüsse von Süden wahrscheinlich. Darauf könnte auch eine Zahl uralter befestigter Siedlungen (Tells) im äußersten Süden Palästinas sprechen, in Gegenden, die längst wieder Beduinengebiet sind, z. B. Tell Refaḥ, Tell eš-Šeri'a, Tell en-Neğīle, wo Kulturschichten höchsten Altertums direkt unter der heutigen Oberfläche lagern. Die ältesten Schichten Askalons reichen nachweislich vor die Zeit um 2000 v. Chr. zurück;[2] noch viel älter ist jedenfalls die Siedlung auf dem Tell von Ḫazze, auf dem heute noch der Hauptteil der Stadt steht.

Aber man muß auch bedenken, daß Palästina durch einen breiten Wüstenstreifen von Ägypten getrennt ist, daß es dagegen mit dem Norden durch einen ununterbrochenen Streifen Kulturlandes zusammenhängt. Daher war es kulturell doch immer mehr mit dem Norden verknüpft als mit dem Süden. Und diese heute noch ganz evidente und bekannte Tatsache haben wir auch für das Altertum anzunehmen. In der späteren Entwicklung jedenfalls weist der palästinische Lehmziegelbau Eigentümlichkeiten auf, die ihn eng mit dem nordischen verknüpfen, so daß wir ihn als spezifisch syrisch bezeichnen müssen. Man darf annehmen, daß die Herrschaft des Lehmziegelbaues schon in spätneolithischer Zeit im ganzen Westjordanlande bis nach Galiläa hinauf mit der seßhaften bäuerlichen Kultur zusammenhängt, für diese charakteristisch ist und sich mit ihr verbreitet hat. Wann und in welchem Maße der Lehmziegelbau später nach dem Ostjordanlande übergegriffen hat, ist bei dem Fehlen jeder Ausgrabung im Osten noch unbekannt. Jedenfalls steht die alte Megalithkultur und das steinerne Rundhaus des Ostens in einem starken Gegensatz zu den westlichen Bausitten innerhalb der bäuerlichen Gebiete. Die ostjordanische Megalithkultur steht in Syrien isoliert da, die bäuerliche Zivilisation des Westens in enger Verbindung mit den übrigen ansässigen Kulturen des alten Orients.

Leider wissen wir über das älteste westpalästinische Haus noch wenig. Die Vorstellung, daß die neolithischen Bewohner Palästinas ursprünglich alle in Höhlen gelebt hätten (Troglodyten), ist irrig. Denn Höhlen wie in Geser und besonders im sw. Judäa bei Bēt Ǧibrīn und ed-Dawāime, in denen die Neolithiker lange Zeit

[1] Über die hervorragende Stellung Unterägyptens in der ältesten ägypt. Kultur vgl. E. Meyer, G. A. $12^3$, S. 58 ff., 104 f.

[2] Vgl. D. Mackenzie und F. G. Newton, QSt. 1913, S. 8—23. H. Thiersch, ZDPV 37 (1914), S. 67 ff.

hausten,[1] gab es nicht überall. Wo sie in den Flanken der Berge vorhanden waren, benutzte man sie und erweiterte sie. Daneben gab es bald auch primitive oberirdische Wohnbauten vor den Höhlen oder über ihnen.[2] Die dürftigen Funde in den alleruntersten Kulturschichten von Geser und Megiddo lassen wenigstens einige Schlüsse in dieser Richtung zu (s. o. S. 206 ff.). Schumacher glaubt der ältesten Schicht von Megiddo Wohnhütten aus Lehm, Stroh und Rohr zuschreiben zu dürfen, ob runder oder viereckiger Form, bleibt ungewiß. Dafür spricht die festgestampfte, mit Kohlen, verbranntem Stroh, Aschenresten und Stücken harten Lehms versetzte fast schwarz gefärbte Erde der untersten Schicht.[3]

Die zweite Kulturschicht zeigt in Megiddo schon Häuser einer viel besseren Technik, nämlich viereckige Lehmziegelbauten auf einfachem Steinsockel aus kleinen unbehauenen Feldsteinen von 20:30 cm bei 20 cm Höhe. Als Bindemittel dienen hellgelber Lehm und kleine Steine.[4] Da die obersten Straten dieser zweiten Schicht noch 3,10 m unter dem Fußboden der Nordburg (Halle t) liegen und die Nordburg etwa dem 20. Jahrh. angehört,[5] kann man schließen, in eine wie hohe Vergangenheit das viereckige Lehmziegelhaus auf Steinsockel in Megiddo zurückgeht, jedenfalls bis hoch in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends.[6] Ähnliches ergab die Tiefgrabung im Westostschnitt von Jericho. Unter der altkanaanäischen Ziegelfestung aus der Zeit von 2500—2000 kamen die Steinfundamente von noch vier Schichten untereinander zum Vorschein. Die tiefste Schicht, 9 m unter dem Niveau der Hügeloberfläche, ohne daß der Felsgrund erreicht war, barg einen schmalen, ebenfalls geradlinig verlaufenden Mauersockel, der aus zwei Reihen nebeneinandergestellter Feldsteine bestand.[7] In Geser fand Macalister auf dem Felsuntergrunde unzusammenhängende Mauerstücke (s. Gezer III, Taf. I). Leider spricht er nur von meagre remains of the first constructions on the mound und von incoherent fragments. Offenbar sind es Steinsockel für Ziegelmauern.[8]

Der Hausbau[9] aus luftgetrockneten Lehmziegeln auf niedrigem Sockel aus Feld- oder Bruchsteinen blieb nun in der westpalästinischen privaten Baukunst herrschend bis hinab in die Spätzeit. Der

[1] Vgl. A. S. Macalister, A history of Civilization in Palestine, S. 23 ff.
[2] Vgl. C. Schick, ZDPV 16 (1893), S. 237 ff.
[3] Tell el-Mutesellim I, S. 11, 13—14.
[4] L. c. S. 11 f. Abb. 7 u. Taf. III.
[5] Vgl. C. Steuernagel bei Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 191.
[6] Vgl. R. Kittel, G. V. I. I[3], S. 127.
[7] Vgl. Sellin-Watzinger, Jericho, S. 17 ff., Abb. 5 u. Blatt 19.
[8] Gezer I, S. 164. Vgl. auch QSt. 1904, S. 107 ff.
[9] Vgl. im allgemeinen R. Frh. v. Lichtenberg, Haus, Dorf, Stadt, Leipzig 1909.

Steinsockel ist immer zweiteilig, je eine Schicht größerer Steine an der Vorder- und Rückseite der Mauer, dazwischen eine Füllung aus kleinen Steinen und Mörtel.[1] Die Sockel sowohl wie die aufsitzenden Mauern sind wegen des lockeren Ziegelmaterials stets verhältnismäßig dick. So bauen die Fellachen auch heute noch. Die Schichtung der Ziegel ist sehr sorglos. Die Ziegelmauern waren in der Regel mit einem Lehmmörtel verputzt. Ob zwischen dem Sockel und dem Oberbau aus Lehmziegeln nicht auch manchmal ein hölzerner Rost gelegen hat wie in Zenğirli[2] und Boghaz-köi,[3] ist unsicher. Die Privathäuser blieben noch lange unregelmäßig viereckige Räume kleiner und kleinster Ausmessungen, die in befestigten Siedlungen eng aneinandergedrängt standen, mit gangartigen, unendlich winkligen Straßen dazwischen. Nur die Häuser der Vornehmen waren etwas regelmäßiger gebaut und bestanden aus mehreren Räumen und Vorratskammern, nicht selten mit unterirdischen Gräbern. Als Bedeckung diente ein festgestampftes Lehmdach auf Balkenunterlage.

Bei öffentlichen Bauten, Palästen und Burgen, welche möglichst fest und dauerhaft sein mußten, wurde der Steinsockel immer sorgfältiger konstruiert und über dem Erdboden sichtbar hochgeführt, um die Mauern gegen Sturmböcke und Unterminierungen zu schützen. Ein gutes Beispiel dafür ist die mächtige Anlage der sog. Nordburg in Megiddo.[4] Diese Burg hat vor der starken Westmauer in der Angriffsfront einen etwa 6 m tiefen und oben 4—4,50 m breiten Wallgraben mit Contre-Escarpe. Die Westmauer besteht aus einem mehrfach gegliederten Unterbau und einem Oberbau. Der Unterbau zeigte einen vorspringenden Bruchsteinsockel von 1,10—1,30 m Höhe, darauf die 2—2,50 m hohe Burgmauer aus 10—12 Schichten von kopfgroßen Feld- und Bruchsteinen mit Erdmörtel,[5] deren Kern aus regellos gepackten Feldsteinen und Erdmörtel besteht. Die Dicke der Mauer mit Sockel beträgt 2,50 m, ohne diesen bis zu 2,00 m. Der 1,00 m hohe Oberbau von 1,20 m Dicke ist aus drei Schichten quaderartig zugeschlagener und gut gefügter Kalksteine konstruiert und trug endlich eine Ziegelmauer von wechselnder Stärke.

Aber selbst diese gut gefügten Steinmauern westpalästinischer Bauten waren noch weit entfernt vom Quaderbau. Den kunst-

[1] Ebenso in Zenğirli, s. Koldewey, Ausgrabungen in Sendschirli II, Berlin 1898. S. 103.

[2] L. c. S. 104 f.

[3] O. Puchstein, Boghasköi, S. 26 ff.

[4] Vgl. G. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 37 ff., Taf. 12. Über die Stadtburgen überhaupt vgl. H. Vincent, Canaan, S. 47 ff.

[5] l. c. Abb. 34 u. 35.

gerechten Quaderbau lernte das Binnenland erst vom 10. Jahrhundert ab durch phönizische Architekten und Steinmetzen kennen, wie sie z. B. Salomo für seine Kult- und Palastbauten in Jerusalem zu Rate zog (vgl. 1 Kg. 5, 32).[1] Der reichere und kulturell fortgeschrittene Norden ging auch hier voran. Wir haben hier durch die Ausgrabungen in den Gebieten phönizischen Einflusses eine ganze Anzahl von Quaderbauten altisraelitischer Zeit kennen gelernt, so den Palast in Megiddo,[2] die Burgen in Thaanach[3] und vor allem den Baalstempel und die Königsburg ʿOmris in Samaria.[4] Alle diese Bauten zeigen zum erstenmal im Binnenlande vorzüglich bearbeitete Quadern, z. T. mit den charakteristischen flachen Bossen und Randbeschlag (so s. B. Tell el-Mutesellim I, Abb. 136—139) und den phönizischen Buchstaben ähnlichen Steinmetzzeichen, wie sie im Unterbau der Ḥaramsmauer in Jerusalem zuerst zum Vorschein kamen.[5] Aber auch bei diesen Anlagen ruhte auf dem sorgfältigen Quaderbau noch ein Oberbau aus Lehmziegeln.[6]

Im bäuerlichen Westpalästina läßt sich also das Rundhaus in alter Zeit nicht nachweisen. Alle Steinsockel für die Ziegelhäuser, selbst die ältesten, verlaufen geradlinig. Nichtsdestoweniger müssen aber Rundbauten in ältester Zeit auch in Westpalästina vorgekommen sein, nur mögen sie unter dem Einflusse des rechteckigen Ziegelhauses früher zurückgedrängt worden sein als im Steinbau des Ostens. Wenigstens sprechen für die runde Hausform die felsgehauenen Grabkammern runden Grundrisses bei den altkanaanäischen Brunnengräbern[7] und alte runde Hirtentürme;[8] ferner die Tatsache, daß im Westjordanlande heute noch Rundbauten aus Lehmziegeln oder Steinen errichtet werden und im Gebrauch sind. Solche sind die runden Weinbergtürme aus Stein, die nicht selten im Erdgeschoß einen durch Vorkragen der Steinschichten überwölbten Raum haben, der als Speicher dient. Rundhäuser aus Lehmziegeln finden sich in einigen Dörfern im Südwesten Palästinas, z. B. in Brēr, nö. von Ḳazze.[9] Es sind zylindrische, oben leicht eingezogene Bauten mit flachem Dach in der üblichen Art aus Baumzweigen und Lehm.

---

[1] Vgl. B. Stade, G. V. I. I², S. 311 ff.

[2] Tell el-Mutesellim I, S. 91 ff., Taf. 29.

[3] Vgl. E. Sellin, Tell Taʿannek: Denkschr. d. Wiener Akad. Bd. 50, Wien 1904, S. 21 ff., 43 ff. H. Thiersch, Arch. Anz. 1907, S. 383.

[4] Vgl. H. Thiersch, ZDPV 36 (1913), S. 54 ff. Taf. X A.

[5] Vgl. SWP Jerusalem Volume, London 1884, S. 148 ff.

[6] Vgl. z. B. Tell el-Mutesellim, S. 95 f.

[7] Vgl. H. Vincent, Canaan, S. 215 Fig. 149. P. H. Hänsler, Das Hl. Land 1908, Abb. 189.

[8] Vgl. C. Schick, ZDPV 16 (1893), S. 237 ff.

[9] Vgl. K. Jäger, Das Bauernhaus in Palästina, S. 14 f. PJB 1909, Taf. 6.

Bei größeren Ausmessungen tritt eine Mittelstütze in Gestalt eines Ziegelpfeilers für das Dach auf.

Noch primitiver sind die Lehmkuppelhäuser (ḳubāb) zahlreicher Dörfer südlich und östlich von Aleppo bis über den Euphrat hinaus, z. B. in Zirbe und Ḫān Ṭūrmān,[1] die nach Aussage assyrischer Reliefs im Altertum noch weiter nach Osten verbreitet waren[2] und heute noch in kurdischen Dörfern in Mesopotamien (zwischen Diarbekr und Mōṣul), in Kurdistan und bei manchen Stämmen im holzarmen Sudan vorkommen (s. o. S. 377 ff.).[3] In ihrer einfachsten Form sind es bienenkorbartige, unmittelbar auf die Erde gesetzte, durch Vorkragen der Ziegelschichten gebildete Lehmkuppeln derselben Art, wie sie Bulle in der untersten Schicht von Orchomenos vom Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. ausgegraben hat. Der Kuppelbau aus Lehmziegeln steht auf einem Steinkranz; die Wände sind unten sehr stark und verjüngen sich nach oben.[4] Die Bedachung durch ein Kraggewölbe ist wohl wie im Sudan durch den Holzmangel der Ebene verursacht. Eine fortgeschrittenere Varietät dieser Kuppelhäuser in manchen Dörfern besteht darin, daß die Kuppel auf einem viereckigen gemauerten Unterbau ruht, der immer höher wird und schließlich die Kuppel zur Bedeutung einer bloßen Bedachung oder eines Ziergliedes herabdrückt. So entsteht aus dem einzelligen Rundhause, das zwar einer Verdoppelung, aber keiner Vergrößerung fähig ist, das ebenfalls einzellige viereckige Haus mit Kuppeldach, ein ehemals und heute in Syrien weitverbreiteter Haustypus, das namentlich für einfache islamische Kultbauten fast durchweg üblich ist und im Gebirge vielfach als Wohnhaus vorkommt, allerdings ausschließlich als Steinbau. Der Gedanke liegt nahe, daß wir in diesen Lehmkuppelhäusern und den entsprechenden Steinkuppelbauten (vgl. die Nawāmīs) eine Urform des syrischen Hauses zu erblicken haben, die sich in Nordsyrien und mit etwas anderer Bedachung in Südwestpalästina bis heute erhalten hat und aus der das einzellige viereckige Haus mit Kuppeldach hervorgegangen ist. Daneben bestand dann jedenfalls in allerältester Zeit und in holzreichen Gegenden in weiter Verbreitung das viereckige Lehmziegelhaus mit flachem Holzdach, wie es in den bisher ausgegrabenen palästinischen Städten ausschließlich zum Vorschein gekommen ist.[5]

[1] Vgl. E. Sachau, Reise in Syrien, S. 103 f., 111, Taf. 19.

[2] Vgl. H. Vincent, l. c. S. 71 Fig. 41. A. H. Layard, Second Series of the Monuments of Niniveh, Taf. 17.

[3] Vgl. H. Bulle, Orchomenos I, Taf. XI 1.

[4] Vgl. Bulle, l. c. S. 19 ff.

[5] Über Rundhäuser und viereckige Hausformen ältester Zeit im Mittelmeergebiet vgl. H. Bulle, l. c. S. 36 ff. F. Noack, Ovalhaus und Palast in Kreta, Leipzig 1908.

Seine höchsten Triumphe feierte der Lehmziegelbau im Gebiet der bäuerlichen ansässigen Kultur des Westjordanlandes in den großen altkanaanäischen Ziegelfestungen. Ein Erd- oder Lehmwall mit Steinpflaster an der Stirnseite umgab in Ägypten sowohl wie in Syrien in der ältesten Zeit die gemeinsamen Siedlungen.[1] In Babylonien kamen neben dem Erdwall auch Rohrgehege (kikkišu oder ḫuṣṣu) vor. Wichtigere Orte schützte man bald durch eine mit Zinnen besetzte dicke Mauer aus gebrannten Lehmziegeln. Teils aus diesen Siedlungen, teils aus den alten Fliehburgen auf unzugänglichen Höhen entwickelten sich in Palästina unter dem Einflusse der politischen Verhältnisse im 3. Jahrtausend befestigte Städte, welche die Bauernbevölkerung der Umgebung schützten und beherrschten und so die Sitze lokaler Fürstentümer wurden. Schon vor der Mitte des 3. Jahrtausends stießen die ägyptische und babylonische Weltmacht in Syrien zusammen; von Osten her drohten beständig die Einfälle der Nomadenbevölkerung, während die syrischen Gaue sich untereinander auf das bitterste befehdeten, wie noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die einzelnen Dörfer und Distrikte. Diese Umstände forderten zur Pflege der militärischen Tugenden auf und führten zur Ausbildung einer imposanten Befestigungskunst. Als Baumaterial diente aber im Westen nicht der unbehauene Stein, sondern wie in den benachbarten Kulturländern der luftgetrocknete Lehmziegel.

Die älteste Befestigung Gesers, die noch der neolithischen Zeit angehören mag, besteht aus einem Erdwall verschiedener Höhe, dessen Stirnseite mit kleinen Feldsteinen gepflastert ist und der sich mit der Rückseite gegen eine steinerne Stützmauer lehnt.[2] An einer gut erhaltenen Stelle ist der Erdwall an der Basis 2 m stark und die etwa 0,70 m breite Steinmauer 2 m hoch. Sie besteht aus kleinen unbehauenen Steinen von etwa 0,30 m Durchmesser, die in Lehmmörtel verlegt sind. Die ältesten Ziegelmauern sind aus sehr großen lockeren Lehmziegeln und so dick, daß sie mehr Wälle genannt werden müssen. Als Unterbau tritt ein niedriger Steinsockel auf, dessen Bedeutung innerhalb der Befestigung immer mehr wächst.

D. Macenzie, Cretan palaces and the Aegean civilization: The Annual of the British School at Athens XIV (1807—1908), S. 343 ff. R. Mielke, ZE 1915, S. 75 ff.

[1] Auf den Denkmälern der ältesten ägyptischen Könige werden die Städte durch kleine Mauerringe mit Zinnen dargestellt, in welche die hieroglyphischen Namen hineingeschrieben sind: vgl. J. Capart, l. c. S. 238 f. Fig. 160, 166; auch S. 195 Fig. 143. Eine solche Ringmauer aus Luftziegeln hatte nach E. Meyer, G. A. $12^3$, S. 111 z. B. Elkab, die Hauptstadt von Oberägypten zur Zeit der Horusverehrer (vor 3300 v. Chr.).

[2] Vgl. Gezer I, S. 236 f. Fig. 119. Ein Erdwall als älteste Befestigung wurde ebenfalls auf dem Tell el-Ḥesi (Lachis) nachgewiesen, vgl. F. J. Bliss, A mound of many cities, London 1894, S. 18.

Solche Ziegelfestungen mag es in Palästina schon vor 2500 v. Chr. gegeben haben. Dafür spricht z. B. der gewaltige Ziegelwall des ältesten Jericho, von dem ein Stück unter der altkanaanäischen Ziegelfestung zum Vorschein kam, und die Darstellung der Festung Neṭia im Grabe des ägyptischen Gaufürsten Anti (um 2600), die doch wahrscheinlich auf palästinischem Boden zu suchen ist.[1] Dieses von den Ägyptern unter Führung Antis berannte Bollwerk ist mit dickem Ziegelwall mit vorspringenden halbrunden Bastionen bewehrt, von denen noch 13 gezählt werden können. Die Form der ganzen Anlage ist fast rechteckig, nur an den Ecken abgerundet. Wir sehen, wie die Ägypter den Wall mit Stangen unterminieren und mit Leitern übersteigen. Vielleicht sah die älteste Umwallung Jerichos, die weiter nach Norden reichte wie die spätere Doppelmauer, ähnlich aus. Von dem kurzen erhaltenen Stück läßt sich nur so viel sagen, daß dieses kolossale Werk von 5,60 m Dicke aus ungewöhnlich großen Lehmziegeln (bis 0,70 : 0,40 m bei 0,10—0,19 m Höhe) auf einem Steinsockel ruht, der nur aus einer einzigen Schicht unregelmäßig gesetzter Feldsteine ohne Spuren von Bearbeitung besteht.[2] Diese spätestens kurz vor 2000 v. Chr. zerstörte Befestigung[3] setzt doch eine längere Erfahrung in der Befestigungskunst voraus; es wird nicht die erste Ziegelfestung auf dem Boden Palästinas gewesen sein, schon wegen ihrer exponierten Ostlage.

Vom Ende des dritten, der ersten Hälfte und der Mitte des zweiten Jahrtausends haben uns die Ausgrabungen mit einer größeren Zahl altkanaanäischer Ziegelfestungen bekanntgemacht,[4] die je nach der natürlichen Sicherheit ihrer Lage und nach ihrer militärischen Bedeutung mehr oder minder stark umwallt sind, die aber alle etwas Gemeinsames haben. Der Hauptwall, häufig der einzige, liegt am Rande des oberen Hügelplateaus oder, falls der Felsgrund brüchig war wie in Beth Šemeš, etwas einwärts und schmiegt sich den Wendungen des Terrains an. Das sind freistehende Mauern, die also niemals in eckiger oder gar gezackter Linie geführt werden, sondern im allgemeinen als Oval das Stadtgebiet umschließen. Die Abhänge wurden wohl künstlich steiler gemacht und an leicht ersteigbaren Stellen mit runden Steinen gepflastert (Böschungspflaster). Türme waren bei dieser sturmsicheren Lage nur an der Angriffsfront notwendig, sie sind daher selten und flankieren wenig. Waren die Abhänge des Stadthügels jedoch sanfter, so teilte man die Mauer in regelmäßige

[1] Vgl. F. Petrie, Deshasheh, Taf. IV.

[2] Vgl. C. Watzinger, Jericho, S. 17 f.

[3] Nach E. Sellin, Jericho, S. 179 f.

[4] Zum Festungsbau vgl. A. Billerbeck, Der Festungsbau im alten Orient: AO 14[2]. Über die kanaanäischen Festungen H. Vincent, Canaan, S. 29 ff.

Kurtinen mit viereckig vorspringenden flankierenden Türmen, wie bei der älteren Stadtmauer von Geser (Macalisters „Inner wall"), die noch vor 2000 erbaut sein mag.[1] Diese auf einer 1 m starken Schuttschicht fundierte, 4 m dicke Mauer aus quaderartig behauenen Bruchsteinen von 0,50—0,60 m Ausdehnung in jeder Richtung, die in unregelmäßigen Lagen in Erdmörtel verlegt sind mit breiten, durch kleine Steine ausgefüllten Fugen, hat etwa im Abstande von je 28 m Türme rechteckigen Grundrisses von durchschnittlich 12,50 m Länge und 7,30 m Dicke. Von den beiden Toren ist das südliche nur ein schmaler Durchlaß zwischen zwei massiven, mit Steinen belegten Ziegeltürmen.

In der weiteren Entwicklung ergab sich die Notwendigkeit, die Stadtmauern sicherer zu fundamentieren und die Verteidigungslinien bezw. die Hindernisse zu vervielfältigen. Man verlegte daher bei wichtigen Festungen das Fundament der ganzen Befestigung an den Fuß des Stadthügels und umpanzerte den ganzen Hügelabhang mit einer starken steinernen Böschungsmauer oder mehreren Stützmauern mit Brüstungen, worauf erst die eigentliche Stadtmauer saß, wie in Megiddo und im israelitischen Jericho. Bei diesem System war nur der oberste Teil der Umwallung ohne Hintermauerung oder Erdwall und durch die vorausliegenden Hindernisse schwer zu erreichen. Bei dieser in Terrassen ansteigenden Anlage wie in Megiddo, die verschiedene Verteidigungsstellungen übereinander erlaubte, wurden flankierende Türme nur an den gefährdeten Stellen für notwendig erachtet, da der Fuß der Hauptmauer nur schwer angreifbar war.

Auch da, wo man mit der Befestigung nicht bis an den Fuß des Hügels hinabging, macht sich schon in alter Zeit das Bestreben geltend, mehrere Verteidigungsstellungen hintereinander anzulegen durch eine Binnenmauer als Hauptstellung und eine Vormauer als Niederwall. Die Burg (Zitadelle, Donjon) als älteste und letzte Verteidigungsstellung wurde in das ganze Verteidigungssystem mit einbezogen, blieb aber ein selbständiges Ganzes. Eine solche Hauptmauer mit schwächerer Vormauer umgab das altkanaanäische Jericho[2] und den Rand des Ophelrückens im ältesten Jerusalem,[3] ferner das altisraelitische Sichem. Tore sind möglichst selten angebracht, in Jericho und Beth Šemeš nur ein einziges. Sie sind stets durch starke Turmbauten geschützt. Bei den ältesten Anlagen ist der Steinsockel des Ziegelwalls ganz niedrig und wesentlich Isolier-

[1] Vgl. Gezer I, S. 238 ff., 253 f.

[2] Vgl. C. Watzinger, Jericho, S. 20 ff. H. Thiersch, ZDPV 36 (1913), S. 44 f., 47 f.

[3] Vgl. H. Vincent, Jérusalem sous terre, Taf. XIX = RB 1912, Plan S. 442. E. Baumann, ZDPV 36, S. 20 f.

schicht, wie bei der Doppelmauer von Jericho. Auch in der Mauer Megiddos spielt der Stein noch eine nebensächliche Rolle; in Beth Šemeš besteht der Sockel aus 2—3 Reihen riesiger, z. T. roh behauener Blöcke und ruht meist unmittelbar auf dem Felsgrunde. Das zeigt, daß Belagerungsmaschinen (Mauerbrecher) in alter Zeit noch keine große Rolle spielten. Mit der Zeit werden die Steinsockel immer höher und sorgfältiger gebaut, ja sie übernehmen bald die Hauptrolle in der Befestigung, besonders seit dem Aufkommen des Eisens. Viel bewundert wird der megalithisch konstruierte Mauersockel des israelitischen Jericho, der eine Gesamthöhe von 4,50—5,40 m erreicht. Gewaltig muß nach den kurzen vorläufigen Nachrichten auch die Doppelmauer von Sichem gewesen sein, die Vormauer aus unbehauenen, bis 2,20 m langen Blöcken in zusammen neun rohen Reihen übereinander, 7,50 m weiter innen eine 1,50 m starke Binnenmauer.[1] In Geser ist die alte Stadtmauer um 2000 v. Chr. schon in erheblicher Höhe aus Stein erbaut; auf dieser Steinmauer saß wohl noch ein Ziegeloberbau, obwohl sich Macalister darüber nicht äußert.

Nicht selten sind die Stadthügel durch Vorwerke auf niedrigen vorliegenden Terrassen gegen den ersten Anprall des Feindes geschützt, so Tell Ta'annek und Tell el-Mutesellim durch die sog. Nordterrasse.[2] Ein Vorwerk in Gestalt einer mächtigen Zyklopenmauer tritt als Befestigung der Marienquelle im alten Jerusalem auf.

Als Musteranlagen altkanaanäischer Ziegelfestungen seien die von Jericho und Megiddo kurz beschrieben. Die um 2000 gebaute altkanaanäische Doppelmauer Jerichos auf dem Plateaurande des Schutthügels hat einen niedrigen, zwei- bis dreischichtigen Steinsockel von unregelmäßig verlegten Feldsteinen von zusammen 0,50—0,80 m Höhe. Die daraufsitzende Lehmziegelmauer von 3,50 m Dicke, die stellenweise noch 4—5 m hoch erhalten ist, besteht aus großen, bis 0,54 m langen und sehr unregelmäßig verlegten Ziegeln. An der Nordwestecke ist diese die Stadt gürtelartig umschließende Ziegelmauer (Umfang 600 m) durch einen großen rechteckigen Turm von 5,80 m : 12,20 m verstärkt, der wie üblich außer Verband mit der anschließenden Mauer steht und auf einem guten Steinsockel von 6 Schichten quaderartig behauener Steinblöcke ruht. Als Niederwall zum Schutze der Hauptmauer dient eine 1,50 m breite Außenmauer, welche die Hauptmauer im Abstande von 3,50 m begleitet und mit dieser durch dünne Quermauern von Zeit zu Zeit verbunden war. Runde Balkenlöcher, die nachträglich in die Hauptmauer eingebrochen

[1] Vgl. Anzeiger d. Wiener Akad. 1914, S. 35 ff., 204 ff.
[2] Vgl. Tell el-Mutesellim I, S. 154 f.

waren, mit Balkenresten darin und Schichten vermoderten und verbrannten Holzes in dem Raume zwischen Haupt- und Vormauer legen es, worauf E. Meyer zuerst hingewiesen hat,[1] nach den ägyptischen Darstellungen syrischer Festungen im Neuen Reich und nach assyrischen Reliefs nahe, eine Überdeckung des Zwischenraumes durch Holzwerk mit Kasematten darunter anzunehmen. Die Ziegelmauern selbst waren oben mit Zinnen besetzt und, nach den ägyptischen Abbildungen zu urteilen, durch auskragende Aufbauten, Türme, Balkons und Senkscharten armiert.

Die teilweise in Terrassen (Stützmauern) aufsteigende Ziegelmauer Megiddos ist am besten am Ostrande des Tells erhalten.[2] Ihre Länge beträgt, an der Krone gemessen, 866 m, ihre Höhe zwischen der untersten Terrassenmauer und der Mauerkrone zwischen 10,60 m im O., 8 m im SW. und 6—7 m im W. Sie gehört dem Anfange des 2. Jahrtausends an.[3] Die Dicke der den Abhang des Hügels gürtelartig umschließenden Mauer beträgt bis 10 m. Nur die vordere Ziegelschicht ist sorgfältig verlegt, die Hintermauerung besteht aus regellos zusammengeworfenen Ziegeln und Brocken. Die Außenseite ist mit einem Lehmmörtel verputzt. Die Mauer ist am Fuße des Hügels fundamentiert und ruht auf einer vorspringenden Terrassenmauer aus Steinen und stellenweise auf einer gewaltigen, mehrfach gegliederten Böschungsmauer als Sockel mit darübergelegtem Glacis. Ihr Fundament bilden ältere, auf dem Felsuntergrunde lagernde Schuttschichten. Über die Verteilung der Türme sind wir nicht unterrichtet, weil die Stadtmauer an verschiedenen Stellen nur durch Suchgräben angeschnitten wurde (vgl. Fundbericht, Taf. II). Ein Strebepfeiler (s. Fundbericht, Taf. VIII) ist 1,65 m breit und ladet 0,50 bezw. 0,90 m aus. Ein massiver Ziegelturm kam am Westrande zum Vorschein (s. Fundbericht, Taf. X u. S. 34 f.).

Der in Boghaz-köi[4] und besonders in Zenğirlī in älteren Bauten so häufige Holzrost zwischen dem Steinfundament und der daraufsitzenden Lehmziegelmauer ist in Palästina bisher nicht einwandfrei nachgewiesen worden. In den Fundamenten eines Turmes in der sog. Tempelburg am Ostrande des Tell el-Mutesellim will Schumacher einen solchen Holzrost gefunden haben (s. Fundbericht S. 118).[5] Doch scheint es sich, besonders nach der Zeichnung Vincents zu urteilen, nur um die Holzdecke eines darunterliegenden Raumes der vorletzten

[1] Arch. Anz. 1913, Sp. 71 ff.

[2] Vgl. Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 23 ff. Taf. VII—XI.

[3] L. c. S. 36, 192.

[4] Vgl. O. Puchstein, l. c. S. 27 ff., 42 f., 113 ff. u. Abb. 83. Zur ganzen Frage vgl. H. Vincent, Canaan, S. 36 ff.

[5] Vgl. H. Vincent, Canaan, S. 38 Fig. 14.

Schicht zu handeln.[1] Die Verwendung von horizontalen Holzbalken innerhalb der Mauern als Anker, besonders aber als Balkenrost zwischen Steinfundament und Ziegelaufbau scheint spezifisch nordsyrisch-kleinasiatisch zu sein, da horizontale Holzbalken in den Mauern der primitiven kleinasiatischen steinernen Bauernhäuser noch heute ganz in derselben Art häufig verwandt werden, besonders in den Häusern der Awscharen und Kysybaschen.[2] Man sieht bei Grothe (l. c. Abb. 15) in der Bruchsteinmauer eines Hauses drei wagerechte Holzbalken in der ganzen Front in etwa gleichen Abschnitten übereinander, welche die Wandfläche in vier horizontale Steinstreifen scheiden. Nach Grothe sind die Balkenlagen mit Lehm und Steinen ausgefüllt. Diese Holzbalken dienen offenbar als verbindende Anker und schützen bei dem schlechten Baumaterial vor Rissen und Senkungen. Dasselbe war der Zweck der hölzernen Rostschicht zwischen Steinsockel und Ziegelmauer.[3] Ein solcher Balkenrost findet sich schon in der II. Stadt Trojas (nach 2500) im Fundament der Ziegelmauern.[4] In Zenǧirlī tritt er nach Koldewey als großer Balkenrost mit Steinpackung zwischen den einzelnen Balken, als Lage dünner Rundhölzer und endlich als einfache Brettlage auf.[5] Bei der Zwischenpackung von Ziegeln blieben die Hohlräume der im Feuer verbrannten Balken deutlich sichtbar zurück. Wo dagegen diese Packung fehlte, wie beim einfachen Rost, blieb nur eine dünne, schwer erkennbare Aschenschicht übrig. Wenn auch der Holzrost in den kanaanäischen Ziegelmauern bisher noch nicht mit Sicherheit festgestellt wurde, so ist das noch kein hinreichender Beweis, daß er überhaupt unbekannt war. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er hier in einfacher Form ebenfalls Verwendung fand. Im holzarmen Assur war eine Verankerung durch Lagen kreuz und quer gelegter Schilfstengel sowohl über dem Steinfundament als in der Mauer selbst nach jeder 7.—10. Schicht üblich,[6] in Babylonien dagegen in der Regel durch Schilfmatten.[7] Doch finden sich dort nicht selten zur Verankerung neu-

[1] So auch H. Thiersch, Arch. Anz. 1907, S. 303 f.

[2] Vgl. H. Grothe, Meine Vorderasienexpedition 1906 u. 1907, II, Leipzig 1912, S. 178 ff. u. S. 161 Abb. 15. Ferner Grothes Geographische Charakterbilder aus der asiatischen Türkei, Abb. 26. R. Virchow, ZE 22 (1890), S. 340 f.

[3] Vgl. W. Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 91 f. R. Koldewey, Ausgrabungen in Sendschirli II, S. 104 f.

[4] Vgl. W. Dörpfeld, l. c. S. 90 ff. Fig. 28, 29.

[5] Vgl. Sendschirli II, S. 108 ff. u. Taf. XXXI, Balkenrost in der inneren Stadtmauer; S. 112 f., 116 beim Stadttor; S. 118 ff., 124 f. Abb. 28 in der Burgringmauer; S. 131 f. Abb. 40 in der Quermauer; S. 155 Abb. 63, S. 159 f. Abb. 69, 70 im unteren Palast.

[6] Vgl. W. Andrae, Die Festungswerke von Assur, Leipzig 1913, S. 14.

[7] Vgl. R. Koldewey, Das wieder erstehende Babylon, Leipzig 1914, bes. S. 31; vgl. Herodot I, 79.

gebauter Bauteile mit älteren auch Holzbalken.[1] In den Steinbauten sowohl wie in den Ziegelbauten Altgriechenlands, z. B. auf Thera, in Tiryns und Mykenä, war das System der Holzanker ebenfalls beliebt.

Sicherlich fand der Holzfachwerkbau in den altkanaanäischen Ziegelstädten reichliche Verwendung. Die Abdeckung der Wohnhäuser geschah durch Holzbalken, eventuelle Aufbauten wurden in leichtem Lehmfachwerk ausgeführt, wie z. B. heute die oberen Stockwerke der Wohnhäuser in Damaskus. Bei der Stadtmauer von Jericho haben wir eine Überdachung des Raumes zwischen Haupt- und Vormauer durch fortifikatorische Aufbauten in Holzkonstruktion kennengelernt, die in ähnlicher Art wohl auch in Boghaz-köi wiederkehrt. Allerdings dürfte dort kaum der von Mauer zu Mauer 8,50 m breite Raum zwischen Haupt- und Vormauer fortlaufend durch Holzfachwerk überbaut gewesen sein, wie E. Meyer annimmt,[2] sondern wohl nur durch häufige Verbindungsgänge von Mauerkrone zu Mauerkrone, etwa von den Türmen der Hauptmauer zur Vormauer (Abstand 4 m).[3] Auf derartige Aufbauten von Holzfachwerk weist mit Sicherheit der Brandschutt von Holz und Ziegeln, den Puchstein am Fuße der Vormauer hie und da beobachtet hat.[4] Auch bei den parallelen, in einem Abstande von 7,30 m nebeneinander laufenden Ringmauern von Zenğirlī hält Koldewey eine Kommunikation auf der Mauerkrone im Interesse der Verteidigung für erforderlich und denkt daher ebenfalls an einen Oberbau in einer leicht zerstörbaren Holzkonstruktion.[5] Wie die Ausgrabungsfunde nahelegen, fand Holzfachwerk bei den kanaanäischen Ziegelfestungen besonders in den Ziegelaufbauten über dem Stadttore und bei den Tortürmen vielfach Verwendung. Deshalb treten die Brandschichten in den Torbauten immer besonders hervor. Gut hat dies z. B. Macalister beim Südtor von Beth Šemeš beobachtet.[6] Außerdem machen es die ägyptischen und assyrischen Abbildungen syrischer und nachweisbar palästinischer Festungen deutlich, daß teilweise auch die Kurtinen einfacher Stadtmauern und immer die rechtwinklig vorspringenden Bastionen durch vorkragende Aufbauten von Wehrgängen und Türmen mit Zinnen und Senkscharten, offenbar in Holzfachwerk, besetzt waren. Die jüngst von Meissner erkannten Abbildungen der palästinischen Städte Astartu (Aštaroth), Geser und einer dritten, deren Namen

[1] Vgl. l. c. S. 82, 121, 134, 144, 284.
[2] Arch. Anz. 1913, Sp. 71 ff.
[3] Vgl. O. Puchstein, Boghaskiöi, S. 39, 43 f., 48, 51 f.
[4] L. c. S. 44.
[5] Sendschirli II, S. 110.
[6] Vgl. PEF Annual I, S. 91 f.

unleserlich ist, gehören zwar erst der Zeit Tiglathpilesers IV. (745—727) an,[1] doch zeigen ältere Bilder von Festungen Kanaans und Syriens dieselben Eigentümlichkeiten.

Die Vorliebe für Holzfachwerkaufbauten bei den kanaanäischen Ziegelfestungen und die zu vermutende Verwendung eines Holzrostes zwischen Steinsockel und Ziegelmauer ist nicht ägyptisch[2] und auch nicht babylonisch, sondern echt syrisch und kleinasiatisch und scheint so die altkanaanäische Festungsbaukunst des ausgehenden dritten und des ganzen zweiten Jahrtausends mit dem Norden zu verknüpfen. In Zenğirlī ist es so, daß die ältesten Gebäude den Balkenrost in der ausführlichsten Form haben, während er in den jüngeren Anlagen immer mehr zusammenschrumpft.[3] Der Steinsockel beim Ziegelbau, dessen Bedeutung in den Wällen der altkanaanäischen Lehmziegelfestungen beständig wächst, ist ebenfalls in Syrien, Kleinasien und in Assur in Gebrauch, in Ägypten und Babylonien dagegen unbekannt. In Assur ist nach Andrae die Verwendung eines Steinfundaments von einer oder mehreren Schichten bei den Ziegelmauern die Regel.[4] Auch da, wo als Fundament Lehmziegelwerk genommen wird, finden sich als Sockel- und Isolierschicht in Fußbodenhöhe mehrere Steinlagen. Ausnahmsweise fehlen bei manchen Bauten in Assur am Anfang des 2. Jahrtausends die Steinsockel, nach Andrae vermutlich unter babylonischem Einfluß. Bei den Festungsmauern Assurs sind die Steinsockel sehr schwach, häufig nur einschichtig und wesentlich Isolierschicht, so z. B. in den weit ausladenden Bastionen der archaischen Befestigung im Westen der Stadt.[5] Höchstens sind die Fronten wichtiger Mauerteile mit einer Steinverkleidung von wenigen Schichten versehen. In Babylonien, wo das Steinmaterial fehlt, wird mit gebrannten, aber auch ungebrannten Ziegeln fundamentiert, besonders in Form kastenförmiger Ziegelterrassen, die mit Erde ausgefüllt werden.[6] Gebrannte Ziegel kennt man dort schon in der ältesten Zeit. Sie wurden in Tello (Lagaš) in einem Tempelbau (Magazin) aus der Zeit des Urninā (um 3000 v. Chr.) gefunden, ebenso in Fara und an andern Stellen. Sie sind meist mit Erdpechmörtel verbunden. In Babylon, im Merkes,

[1] ZDPV 39 (1916), S. 261 ff., Taf. II u. III. Vgl. die ägyptischen Darstellungen bei U. Hölscher, Das Hohe Tor von Medinet Habu, Leipzig 1910, S. 60 ff., Abb. 56—60.

[2] Vgl. jedoch U. Hölscher, Das Hohe Tor von Medinet Habu, S. 56 f. u. Abb. 52 für die älteste Zeit.

[3] Vgl. R. Koldewey, Ausgrabungen in Sendschirli II, S. 110, 172.

[4] W. Andrae, Die Festungswerke von Assur, S. 13 f. Vgl. MDOG Nr. 49, S. 31.

[5] L. c. S. 123 f.

[6] R. Koldewey, Das wieder erstehende Babylon, S. 283 u. Abb. 239.

stehen die Privathäuser aus der Ḫammurapizeit z. B. durchgängig auf einem Fundament von gebrannten Ziegeln.[1]

Auf Grund unserer Darlegungen kann man über das Verhältnis des palästinischen Steinbaues zum Ziegelbau etwa folgendes sagen:

Im neolithischen Palästina baute man, soweit man nicht in Höhlen wohnte, Hütten aus Lehm und Zweigen mit und ohne Steinunterbau oder runde Steinhütten, je nach dem vorhandenen Baumaterial, und umgab die Fliehburgen und Bergsiedlungen im West- und Ostjordanlande mit Stein- oder Erdwällen. Im Osten und in Obergaliläa hat sich aus dieser primitiven Steinbaukunst des Gebirgslandes die megalithische Baukunst entwickelt. In den Ebenen und Tälern herrschte die Lehmhütte.

Der Ziegelbau Westpalästinas ist mit dem ansässigen Bauerntum gekommen und diesem eigentümlich. Er hat sich mit der Bauernbevölkerung, vielleicht unter fremdem Einfluß, über das ganze westjordanische Gebirgsland verbreitet und ist dort sehr früh herrschend geworden und mit ihm das viereckige Haus mit flachem Dach.

Die sehr früh ausgebildete Ziegeltechnik im Festungsbau, die auf Verwendung des Steines fast verzichtet, ist eine aus Gebieten höherer Zivilisation, wahrscheinlich Mesopotamien-Babylonien, eingeführte Kulturerrungenschaft. In Kanaan (wie in Nordsyrien) verband sich in der Folge diese fremde Ziegeltechnik mit dem einheimischen Steinbau des Gebirgslandes. Die so entstandenen fortifikatorischen Anlagen, die altkanaanäischen Festungen vom Ende des dritten und vom ganzen zweiten Jahrtausend, haben den Charakter von Bergfestungen, sie sind weder babylonisch noch mesopotamisch, sondern typisch syrisch-kleinasiatisch.

Auf den letzten Punkt soll wegen seiner Wichtigkeit an anderer Stelle näher eingegangen werden.

Die Tatsache aber — und wir dürfen sie hier bereits als Tatsache betrachten —, daß die kanaanäischen Bergfestungen ihrem Typus nach syrisch-kleinasiatisch sind, verknüpft doch Kanaan mit den Bergländern des Nordens und läßt vermuten, daß ursprünglich auch Bevölkerungselemente des Nordens, eine Bergbevölkerung, wenigstens in den Gebirgsgegenden Palästinas gesessen hat. Diese hätte die über das ganze Gebiet einheitliche primitive Befestigungskunst geübt und bald unter mesopotamisch-babylonischen Kultureinflüssen gestanden.[2] Das ist um so wahrscheinlicher, als

[1] L. c. S. 234.

[2] Vgl. E. Meyer, G. A. I2[3], S. 678: „Sinear steht für die westlichen Lande im Zentrum der Welt."

auch in historischer Zeit beständig Einwanderungen aus dem Norden erfolgt sind (vgl. die Hyksos, die Hettiter, die Arier der Amarnabriefe, die Skythen usw.), sondern auch heute noch nördliche Bevölkerungselemente inmitten der Araber Palästinas sitzen, wie die Türken als schwache Herrenschicht, die Maroniten, die Drusen, die Armenier und die Tscherkessen.

Während sich auf der Sinaihalbinsel und in Südsyrien das semitische Element schon im vierten Jahrtausend mit Sicherheit nachweisen läßt (s. o. S. 150 f.) und historisch greifbar überhaupt nur das semitische,[1] ebenso an der später als phönizisch bezeichneten Küste, erscheint der Norden Syriens vom Libanon und Hermon an nach den geographischen Eigennamen der Amarnabriefe und der ägyptischen Städtelisten noch im 2. Jahrtausend als unsemitisch. Und solche nichtsemitischen Namen haben Kittel und andere auch im eigentlichen Palästina gefunden (s. o. S. 147).[2]

Wir haben also, so scheint es, in den Bevölkerungsverhältnissen Palästinas in der ältesten Zeit eine Mischung anzunehmen zwischen der im Süden und Osten aus der Steppe eingewanderten Bevölkerung, den Protosemiten, und einer ursprünglich einheimischen und von Norden her immer wieder ergänzten Bergbevölkerung (s. o. S. 146 ff.). Kittel denkt bei den Nichtsemiten an kleinasiatisch-arische Elemente.[3] Diese Beobachtung stimmt überein mit der von F. v. Luschan[4] aus anthropologischen, von E. Meyer[5] aus historischen Gründen aufgestellten Hypothese von einer zu Beginn des 2. Jahrt. v. Chr. noch im wesentlichen einheitlichen vorindogermanischen kleinasiatischen „armenoiden" Bevölkerung von extrem kurz- und hochköpfigem Typus, die auch über Syrien, ganz Mesopotamien (die Subaräer-Mitanni),[6] Cypern, Kreta[7] und Griechenland[8]

[1] Über das erste Auftreten der Semiten vgl. E. Meyer, G. A. I 2[3], S. 418 ff. R. Kittel, G. V. I. I[3], S. 50 ff.

[2] Vgl. bes. H. Grimme, OLZ 1913, Sp. 152 ff. Als nichtsemitisch betrachtet er die Ortsnamen Arwad, Gebal, Akzib, ʿAkka, Ḥaifā, Jabne, Baʿalbek, Damaskus, Megiddo, Taʿanach, Asdod, Lakiš, Lod, Jericho, Jerusalem.

[3] L. c. S. 36 f., 54 f., 143 f., 148 f.

[4] F. v. Luschan, Die Tachtadschy und andere Überreste der alten Bevölkerung Lykiens: Archiv f. Anthropologie 19 (1890), Heft 1 u. 2. E. Petersen u. F. v. Luschan, Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis, Wien 1889, S. 198 ff. Derselbe, Die anthropologische Stellung der Juden: Correspondenzblatt d. anthrop. Ges. 1892.

[5] L. c. S. 377 f., 699 ff., 735.

[6] Vgl. E. Meyer, l. c. S. 665. A. Ungnad, Urkunden aus Dilbat: Beitr. z. Assyriologie VI, 5 (1909), S. 8 ff.

[7] Kleinasiaten als die ältesten Bewohner Kretas und der Inseln s. E. Meyer, l. c. S. 763 f. Vgl. jedoch v. Luschan, Beiträge zur Anthropologie von Kreta: ZE 1913, S. 307 ff.

[8] Bestätigt durch zahlreiche ungriechische geogr. Eigennamen, s. E. Meyer, l. c. S. 766.

verbreitet gewesen sei. Ihr eigenartiger anthropologischer Typus mit hypsibrachykephalem Schädel hat sich nach v. Luschan bis heute unter den versprengten Resten der Bergbevölkerung Kleinasiens und Armeniens (bei den Tachtadschys, Bektaschi,[1] Kysylbaschen,[2] Jeziden[3] und Noṣairiern) und bei den heutigen Armeniern[4] erhalten und stimmt aufs beste überein mit den ägyptischen und den eigenen (Boghazköi, Zenǧirlī, Siegel) Darstellungen der hettitischen Rasse. Man bezeichnet infolgedessen diese Bevölkerung als kleinasiatisch-hettitisch oder als armenoid und nimmt an, daß die Hettiter zu ihrem Grundstock gehören. Im Typus der Assyrer und Juden sehen v. Luschan und Meyer, wie oben S. 147 schon bemerkt, eine Einwirkung dieser kleinasiatischen hoch- und kurzköpfigen Bevölkerung auf die semitische Art. Und für Assyrien läßt sich diese Mischung in der Tat geschichtlich nachweisen, für Palästina wenigstens wahrscheinlich machen. H. Grothe hat jüngst zu zeigen gesucht, daß die Vertreter dieser kurzköpfigen Rasse ehemals weiter verbreitet waren, als v. Luschan annahm, in allen vom Taurus und seinen Ausläufern durchzogenen Landschaften heimisch waren, heute noch ziemlich weit nach Osten reichen und auf Kaukasien als ihr wahrscheinliches Ursprungsland hinweisen.[5]

Seitdem wir nun in der letzten Zeit zwischen den eigentlichen Hettitern des östlichen Kleinasiens und den Subaräern-Mitanni streng zu unterscheiden gelernt haben[6] (ihre Sprachen scheinen ganz verschieden zu sein[7]), scheint es, als ob die Subaräer (Mitanni) in Mesopotamien und Nordsyrien eine ältere und andersartige Schicht darstellen als die späteren Hettiter. Jedenfalls finden wir eine mit den späteren Mitanni eng verwandte Bevölkerung schon zur Zeit der Ḥammurapidynastie allenthalben in Babylonien ebenso wie zur Kassitenzeit, teils als Sklaven, teils in geachteten Stellungen; in Nordsyrien bis herab nach Palästina sind Mitanninamen nach der Hyksosperiode und in der Amarnazeit häufig. Das eigentliche Mitannireich zwischen Euphrat

[1] Vgl. G. Jakob, Türkische Bibl. IX, S. 14. Derselbe, Die Bektaschije und ihr Verhältnis zu verwandten Erscheinungen: Abh. Bayr. Akad. 24 (1909).

[2] Über die Kyzylbasch des Antitaurusgebietes und ihre anthropologische Stellung vgl. H. Grothe, Meine Vorderasienexpedition 1906 u. 1907 II, S. 148 ff. Über die Kyzylbaschen in Galatien vgl. R. Leonhard, Paphlagonia, S. 359 ff. Das. S. 366 weitere Literatur.

[3] Vgl. Sykes, Journeys in North Mesopotamia: Geogr. Journal XXX (1907), S. 386, 491.

[4] Zum armenischen Schädeltypus vgl. z. B. H. Grothe, l. c. S. 157 Abb. 13; S. 166 ff.

[5] L. c. S. 159.

[6] Vgl. A. Ungnad, OLZ 1916, Sp. 187.

[7] Vgl. A. Ungnad, OLZ 1915, Sp. 241 f.

und Belichos stand unter der Herrschaft einer arischen Oberschicht, ebenso die mitannischen Elemente Syriens. Nach Ungnad sind die Subaräer, aus denen die späteren Mitanni hervorgingen, die älteste geschichtlich erreichbare Bevölkerung Mesopotamiens, die Gründer der ältesten assyrischen Macht und der Stadt Assur.[1] Nach den Bevölkerungsverhältnissen Syriens im 2. Jahrt. dürfen wir vermuten, daß die Subaräer oder eine ihnen nahestehende Bevölkerung auch im 3. Jahrtausend neben den semitischen Amoritern in Syrien wohnten. Noch wissen wir nicht, wie sich die Subaräer zu den späteren Hettitern von Boghaz-köi verhalten und ob sie, wie die Hettiter, auch zur extrem kurz- und hochköpfigen armenoiden Bevölkerung gehören. Dürfen wir das als wahrscheinlich annehmen, dann bleibt die Möglichkeit, die ursprüngliche syrisch-nordpalästinische Bergbevölkerung, welche wir in einen Gegensatz zu den Semiten gestellt haben, zur hettitisch-kleinasiatischen Rasse im Sinne v. Luschans zu rechnen. Die fortschreitende Entzifferung der Boghaz-köi-Texte wird wohl bald Licht über die älteren Bevölkerungsverhältnisse Syriens und Kleinasiens verbreiten.

Diese mit den Subaräern und den späteren Mitanni eng verwandte Schicht wäre dann neben den Semiten des Südens die erste für uns greifbare Bevölkerung Syriens, die durch die Amoriterinvasion von der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends ab zurückgedrängt wurde, sich aber im Gebirgslande fast unversehrt erhielt und infolge der Hyksosbewegung und der folgenden und mit ihr wohl zusammenhängenden Hettiterinvasion aus dem östlichen Kleinasien wieder vorübergehend zur Herrschaft gelangte.[2] In Palästina hätten wir anzunehmen, daß diese nördliche Bergbevölkerung vom 4. Jahrtausend ab von den aus dem Süden und Osten einwandernden Protosemiten (Dolichokephale, niedrige Langschädel) immer mehr eingeschränkt und allmählich als selbständiges Element aufgesaugt worden wäre. Sie mag sich am längsten in den Gebirgsgegenden des Landes, wie z. B. in Obergaliläa und in manchen Teilen des Ostjordanlandes verhältnismäßig rein erhalten haben, wo sie leichtere Verbindung mit dem Norden fand. Behielt auch die starke semitische Natur durchaus das Übergewicht, so hat sich doch das nördliche Element noch lange bemerkbar gemacht, namentlich kulturell, immer wieder gestärkt durch Zuzug verwandter Bevölkerungsschichten aus dem Norden, und mag somatisch wesentlich zur Bildung des kanaanäischen und jüdischen Typus beigetragen haben. Daraus würde sich dann auch z. T. das Hinneigen Kanaans zum Norden erklären

[1] Urkunden aus Dilbat: Beitr. z. Assyriol. VI, 5, S. 13 ff.

[2] Vgl. E. Meyer, l. c. S. 674, 735. R. Kittel, l. c. S. 87, 91 f. O. Weber bei Knudtzon, Die El-Amarna-Tafeln, S. 1088.

trotz der größeren Nähe Ägyptens, die Annahme der babylonischen Schrift und anderer Errungenschaftigen der geistigen Kultur, die Ähnlichkeiten im Festungsbau, die nördlichen „hettitischen" Einflüsse in der Kunst (Jericho, Ḫilani, der Laibungslöwe von Šeḫ Saʿd, hettitische Skulpturen im Ostjordanlande) in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends, die Rolle der mitannischen und hettitischen Elemente selbst in den Städten Palästinas[1] und gewisse Nachrichten des AT über „Hettiter" in Kanaan, vor allem Ezechiels Anspielung Ez. 16, 3 auf hettitischen Ursprung der Bevölkerung Jerusalems (Gen. 23; 25, 9 Hettiter in Hebron; Gen. 26, 34 f.; 36, 2 Esaus erste Frauen sind Hettiterinnen. Von Davids Getreuen werden Achimelek 1 Sam. 26, 6 und Urija 2 Sam. 11, 3[2] als Hettiter bezeichnet. Hettiter erscheinen regelmäßig unter den vorisraelitischen Bewohnern Palästinas, z. B. Gen. 15, 19; Deut. 7, 1; Jos. 3, 10; 24, 11 u. ö.).[3] Bei zahlreichen palästinischen Städtenamen hat man neuerdings direkt an hettitischen Ursprung gedacht, so z. B. bei Jerusalem,[4] bei Damaskus = Timašḳu,[5] beim Namen des Jordan[6] und dem Landesnamen Kenaʿan selbst.[7]

4. Das Dolmenvolk. 1) Die Frage nach den Trägern der palästinischen Megalithkultur läßt sich heute, wo die archäologische Erforschung des Landes noch in den Anfängen steht, noch nicht mit Sicherheit beantworten. Sichere Grundlagen zur Beurteilung sind erst dann vorhanden, wenn das Mobiliar der palästinischen Dolmen durch Ausgrabungen zugänglich gemacht sein wird. Die megalithische Zivilisation hat im Lande eine lange bodenständige Entwicklung von der ersten Hälfte des dritten bis in die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends erfahren. Die Frage nach den Dolmenleuten des Ostjordanlandes erweitert sich also von selbst zu der andern nach der halbseßhaften und seßhaften Bevölkerung jener Gebiete im angegebenen Zeitraume, also während der letzten Phase der jüngeren Steinzeit und der ersten der älteren Bronzezeit. Es bleibt die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß während dieses langen Zeitraumes verschiedene Bevölkerungsschichten am Bau der mega-

[1] Vgl. auch H. Grimme, OLZ 1913, Sp. 152 ff.

[2] O. Procksch, Die Völker Altpalästinas, S. 20 f. ist geneigt, die in der Patriarchenzeit in Palästina erwähnten Hettiter als Reste der Hyksos aufzufassen. Vgl. jedoch H. Winckler, Vorderasien im 2. Jahrtausend auf Grund archivalischer Studien, S. 43 ff.

[3] Vgl. A. Gustavs, ZATW 33 (1913), S. 201 ff. O. Schroeder, ZATW 35 (1915), S. 247 f.

[4] Vgl. H. Grimme, l. c. O. Procksch, Genesis, S. 78.

[5] Vgl. O. Procksch, Genesis, S. 511. Ebenso Grimme.

[6] Vgl. O. Procksch, Genesis, S. 77.

[7] O. Procksch, Genesis S. 77.

lithischen Denkmäler beteiligt waren. Es ist z. B. durchaus wahrscheinlich, daß die späten Dolmen von Ṭawāḥīn es-Sukkar und die bei Ḳoṣeir und Tisnīn in Syrien bis in das erste Jahrtausend v. Chr. hinabreichen. Doch handelt es sich bei diesen späten Formen nur um Residuen einer uralten Sitte. Die schweifenden Wüstenbeduinen kommen nicht in Frage, sondern nur die halbseßhafte Hirten- und Fellachenbevölkerung des Ostens und die Hirten im Westjordanlande.

Zu Beginn der in Betracht kommenden Zeit saß in Palästina, wie wir gesehen haben, bereits eine semitische Bevölkerung, namentlich im Süden und an der Küste, aber zweifellos auch im Ostjordanlande. Diese erstarkte während unseres Zeitraums durch weitere Einwanderung semitischer Stämme (Amoriter) bedeutend und erhielt das Übergewicht im Lande. Das Ostjordanland hat nun seine Bevölkerung, soweit wir zurückblicken können, in der Regel aus der syrisch-arabischen Wüste erhalten und kommt deshalb mindestens für die Amoriterschicht in erster Linie in Frage. Daran ändern gelegentliche Einbrüche nördlicher Völkerstämme (Hettiter, Drusen, Tscherkessen) nichts. Wir dürfen also annehmen, daß während des 3. Jahrtausends im Ostjordanlande bereits Semiten gesessen haben, und zwar Angehörige der amoritischen Schicht.

Daneben gab es, wie soeben dargelegt, wahrscheinlich eine ältere nichtsemitische nördliche Bevölkerungsschicht, die auch in den Berggegenden des Ostens vorausgesetzt werden muß und im Norden des Landes noch in größeren Massen saß. Dieses kurzköpfige kleinasiatische Element war im Rückgange begriffen. Noch mehr muß dies der Fall gewesen sein mit den hamitischen Stämmen, die wir oben S. 652 f. als vorsemitische Bevölkerung des Südens vermutet haben. Archäologisch nachweisen läßt sich, abgesehen von den Semiten, keiner dieser Bevölkerungsbestandteile. Zwar hat A. Macalister, der Vater des Archäologen, aus den zerbrochenen und angebrannten Resten menschlicher Gebeine in der Verbrennungshöhle des neolithischen Geser eine kleinwüchsige langköpfige Bevölkerung von durchschnittlich 1,67 m Größe (bei männlichen Individuen) erschlossen, die sich durch ihre geringe Größe und sonstige Merkmale von den folgenden Semitenschichten unterscheidet.[1] Ist es also nach dem Bericht Macalisters wahrscheinlich, daß es sich im spätneolithischen Geser um Nichtsemiten handelt, wenn auch keineswegs gewiß, so bleibt die ethnische Stellung dieses Bevölkerungsbestandteils doch unsicher. Denn seine Langköpfigkeit und Kleinheit stimmt gar nicht zu den somatischen Merkmalen der brachykephalen Kleinasiaten,

[1] Vgl. Gezer I, S. 58 ff., 285 ff.

sondern eher zur kleinen mittelländischen Rasse von dunkler Komplexion, die ja mit den Semiten eng verwandt war. Ehe die Forschung nicht weiteres Tatsachenmaterial beigebracht hat, sind wir wohl nicht berechtigt, diese spätneolithischen Leute von Geser einer bestimmten nichtsemitischen Rasse zuzuschreiben, auch nicht, diese leichenverbrennende Bevölkerung weiterhin über Palästina auszudehnen, wie Kittel tut.[1] Daß es Arier-Indogermanen waren, bleibt eine bloße Vermutung.[2] Die Bevölkerungsverhältnisse Syriens waren im 2. Jahrtausend v. Chr. sehr kompliziert. Im 3. Jahrtausend scheint dies weniger der Fall gewesen zu sein. Jedenfalls aber kommt als Träger der megalithischen Entwicklung nur eine bodenständige Bevölkerung in Betracht, die allerdings mehrfach gewechselt haben kann, aber keine durchziehenden Wanderstämme semitischer oder nichtsemitischer Art.

2) Die kleinasiatische „armenoide" Bergbevölkerung Palästinas scheidet nur als Erbauerin der palästinischen Megalithgräber aus, weil sich diese Gräbersitte in den großen, von jener Bevölkerung sicher bewohnten Gebieten Nordsyriens, Kleinasiens, Armeniens und Mesopotamiens nicht findet, obwohl der Charakter des Landes ihr günstig war.

In den Ebenen Kleinasiens gibt es zwar zahlreiche Erdhügelgräber (Kurgane), aber im ganzen Lande keine Megalithgräber. Dagegen sind diese äußerst zahlreich in Transkaukasien, in dem ganzen Gebirgsdistrikt zwischen der Kura im Norden und dem Araxes im Süden. Die Dolmen, in der Regel in der Form der Steinkiste, gehören dort einer Bergbevölkerung an. Das Araxestal, ausgenommen das östliche Stück, ist im allgemeinen die Südgrenze ihres Vorkommens. In diesem Gebiet, teilweise auch nördlich der Kura, finden sich zahlreiche Nekropolen von freistehenden Steinkisten teilweise von gewaltiger Größe und von unendlicher Menge, so bei Kedabeg,[3] Kalakent und Schuscha,[4] ferner in Redkin Lager bei Deligan,[5] am Araxes westlich von Ordubad,[6] bei Ani und Alexandropol,[7]

[1] G. V. I. I³, S. 39 f., 143 ff.

[2] R. Kittel, l. c. S. 36.

[3] Über die Nekropolen bei Kadebeg und Kalakent vgl. W. Belck, Verh. Berl. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 1893, S. 61 ff. Diese Gräber mit sehr zahlreichen und wertvollen Beigaben gehören der jüngeren Bronzezeit und älteren Eisenzeit an. Ihre Länge wechselt von 1,40—5,50 m, die Höhe von 0,40—3,10, die Breite von 0,60—2,80 m. Vgl. noch C. F. Lehmann-Haupt, Armenien einst und jetzt, Berlin 1910, S. 122 ff.

[4] Vgl. W. Belck, l. c. S. 69 f. und die unten zitierten Untersuchungen E. Röslers.

[5] Vgl. F. Bayern, Contributions à l'archéologie du Caucase, Lyon 1882. Verh. Berl. Ges. f. Anthr., Ethn., Urg. 1882, S. 325 ff. 1893, S. 74 ff.

[6] Vgl. W. Belck, l. c. S. 70. [7] Vgl. W. Belck, l. c. S. 74.

neben Kurganen, Hügelgräbern, Steintumuli oder bloßen Steinsetzungen mit oder ohne Steinkiste im Innern[1] von den mannigfachsten Formen.[2] Sie enthalten teils Skelette, teils Brandbestattungen und gehören ebenso wie die Steinkisten in die entwickelte Bronzeperiode und in die erste Eisenzeit. Doch blieben die Kurgane, ebenso wie in Südrußland, bis tief in christliche Zeit hinein in Gebrauch; sie sind mehr auf das Tiefland (Steppe) beschränkt. Die westlichsten freistehenden Steinkistengräber nördlich des Araxes liegen auf der Hochebene von Schirag südlich von Alexandropol, namentlich bei Talin.[3] Südlich des Araxes, in Armenien, sind freistehende Steinkistengräber sehr selten. Sie sind beobachtet worden bei Ardschisch, 6—7 km westlich von der Nordspitze des Wansees, ferner bei Artamid unweit südlich von Wan.[4]

An dieses überaus reiche transkaukasische Megalithgebiet schließt sich im Südosten, in den Landschaften Lenkoran[5] und Talisch an der Südwestküste des Kaspischen Meeres, ein anderes an, das nach H. de Morgan tief südlich nach Persien bis in das nördliche Luristan reicht.[6] In Talisch sind elliptische Steintumuli und große steinkistenartige Dolmen der Bronzezeit die ältesten Formen. Die jüngeren Dolmen der Bronzezeit, ausgesprochene Massengräber, liegen in der Regel in der Mitte eines Kreises von Steinblöcken und sind reich an Beigaben. Das Mobiliar ist außerordentlich reichhaltig. Nach Zahl und Masse können diese Dolmen nach de Morgan den größten und berühmtesten Megalithgräbern der Bretagne an die Seite gestellt werden.[7] Ein zerstörter Dolmen von Agha-Evlar mißt nicht weniger als 16,80 m Länge, 1,70 m Breite und 2,40 m Höhe. Mit der Eisenzeit tritt in Talisch ein anderes Volk auf und Beisetzungen unter Tumuli sowie kleine Megalithgräber. In Lenkoran und Talisch wurde keine Spur einer Ansiedlung oder Bestattung aus der Steinzeit entdeckt, während die bronzezeitliche Kultur sehr reich entwickelt

[1] Untersucht wurden diese prähistorischen Gräberfelder in der Umgebung von Schuscha, Helenendorf, Bajan und andern Orten bes. von E. Rösler, Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1894, S. 213 ff. 1896, S. 77 ff.; 170 ff.; 398 ff. 1898, S. 416 ff. 1899, S. 243 ff. 1901, S. 149 ff. 1902, S. 137 ff.; 221 ff. ZE 1905, S. 114 ff.

[2] Über die sehr verschiedenen Formen der transkaukasischen Kurgane vgl. z. B. Rösler, Verh. Berliner Ges. f. Anthr. 1896, S. 77 ff.

[3] Vgl. W. Belck u. C. F. Lehmann, Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1898, S. 414 f.

[4] Vgl. W. Belck, Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1898, S. 591 f. Nur die Deckplatten dieser Gräber ragen über die Erdoberfläche hervor. Belck und Lehmann halten sie für altarmenische Gräber.

[5] Vgl. J. de Morgan, Revue archéologique 1890, S. 1 ff.

[6] Vgl. H. de Morgan, Recherches au Talyche persan en 1901. Nécropoles des âges du bronze et du fer: Mémoires de la Délégation en Perse VIII, S. 251 ff., bes. S. 339.

[7] L. c. S. 337.

ist. Die große von Transkaukasien im Bogen in den Gebirgsländern bis zum Luristan sich hinziehende reiche Zone von megalithischen Grabbauten und Kurganen gehört also in die Zeit der jüngeren Bronze- und besonders der älteren Eisenperiode. Der Grabtypus der kleinen Steinkiste hat sich bei manchen tatarischen Stämmen an der persisch-türkischen Grenze bis in die neuere Zeit erhalten. Diese Dolmen haben sämtlich den Typus des späten Ganggrabes und der Steinkiste; ihre Seitenwände sind nicht selten aus vielen Steinen aufgemauert und tragen mehrere Deckplatten. Zu diesem späten Typus stimmt das stellenweise ungewöhnlich reiche Fundinventar. Diese Dolmen sind viel jünger als die palästinischen, sie sind Zeugen einer viel reicheren Kultur und stehen mit diesen in keiner genetischen Beziehung.

Das kleinasiatisch-armenische Hochland und damit auch die vorausgesetzte vorindogermanische kurzköpfige Urbevölkerung berührt also nur im äußersten Osten und Norden ein Gebiet mit megalithischen Grabsitten, die zudem dort erst in der Bronzezeit auftreten. Kleinasien und der größte Teil Syriens (die späten kleinen Steingräber bei Tisnīn und Ḳoṣeir — s. o. S. 483 f., 499 — kommen kaum in Betracht) sind also dolmenfrei. Die prähistorische Bevölkerung bestattete in Kleinasien wie in Westpalästina in einfachen Felshöhlen und Erdgräbern und seltener in mächtigen Erdaufschüttungen oder Kurganen. Die Kurgane sind neben dem Felsgrabe die eigentlichen monumentalen prähistorischen Gräber Kleinasiens. Kurgane sind, wie wir sahen, sehr häufig in den Steppen Transkaukasiens; sie kommen in Kleinasien gruppenweise vor in den Ebenen vom Wansee bis an die Westküste, so zwischen Musch und Malatia,[1] in der Ebene bei Charput, oberhalb des Murad zwischen Mazgerd, Baghin und Palu,[2] zwischen Erzingian und Baiburt,[3] zwischen Jōzgād und Kaisarije,[4] bei Üjük, Kalahissar und Samsūn,[5] ferner in Lydien,[6] Prygien,[7] Paphlagonien,[8] in den Tälern der West-

[1] Vgl. C. F. Lehmann-Haupt, ZE 1901, S. 181. W. Belck, Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1899, S. 662 ff.

[2] Vgl. E. Huntington, ZE 1901, S. 181 f.

[3] Vgl. C. F. Lehmann-Haupt, Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1899, S. 663.

[4] Vgl. W. Belck, Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1901, S. 487 f. R. Oberhummer u. H. Zimmerer, Durch Syrien und Kleinasien, Berlin 1899, S. 162, 231 f., 252, 255.

[5] Vgl. E. Huntington, ZE 1901, S. 206. W. Belck, Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1901, S. 450.

[6] Vgl. G. Perrot u. C. Chipiez, Histoire de l'art V, S. 48—53 (Nekropole von 40 Steintumuli mit Kammern und Kraggewölben aus Trockenmauerwerk am Sipylos); 265—285 (Bin-Tepe, Königsnekropole bei Sardes, große Erdhügel mit Steinkammern).

[7] Vgl. A. Körte, Ath. Mitt. 24, S. 6 u. Anm. 1. Er zählt 19 Tumuli namentlich auf. P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, S. 174 ff. A. Körte, Gordion. Jahrbuch des arch. Instituts, 5. Ergänzungsbd. 1900.

[8] Vgl. R. Leonhard, Paphlagonia, S. 225 f.

küste und in der troischen Ebene.[1] Sie setzen sich fort auf dem Nordufer des Hellespont und des Marmarasees, z. B. bei Seddul-Bahr, und sind sehr zahlreich in Thrakien, Mazedonien, z. B. bei Salonik, in Albanien,[2] Bosnien, Rumänien, Beßarabien und in ganz Südrußland, Turkestan, Innerasien und der Mongolei.[3]

Die Kurgane Kleinasiens erscheinen nach Leonhard im ganzen als seltene und fremde Formen im Lande. Es sind meistens kleine kegelförmige Hügel von 1—10 m Höhe und darüber, vielfach durch Beackerung der Ebenen schon verschwunden, die in der Regel nur eine oder wenige Bestattungen enthalten. Die größeren sind Fürstengräber, wie die in der troischen Ebene, manche sind Massengräber und enthalten schichtenweise die Beisetzungen von Jahrtausenden. Unter letzteren ist besonders erwähnenswert der von W. Belck untersuchte 25—30 m hohe Gök-tepe, 7—8 km südlich von Urmia, mit Tausenden von Steinkisten in vielen Lagen übereinander; die obersten Kisten sind klein und modernen, tatarischen Ursprungs, die der unteren Schichten gehören der Bronzezeit an.[4] Die ältesten Kurgane gehen, wie auch auf der Balkanhalbinsel[5] und in Südrußland,[6] bis in neolithische Zeit zurück.[7] Die größere Mehrzahl gehört jedoch auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien erst der thrakisch-phrygischen Bevölkerungsschicht an, die, abgesehen von früheren Einzelschüben, erst im 13. Jahrhundert in großer Wanderung das westliche Kleinasien besetzte und Teile allmählich bis in das heutige

[1] Vgl. H. Schliemann, Ilios, S. 724 ff., 782 ff. Troja, S. 271 ff. H. Winnefeld bei Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 539 ff.

[2] Vgl. P. Träger, Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1901, S. 51 ff.; 1902, S. 56 ff.

[3] Vgl. auch Th. Preuß, Die Begräbnisarten der Amerikaner und Nordasiaten, S. 32 ff.

[4] Vgl. Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1898, S. 522 ff. C. F. Lehmann-Haupt, Armenien einst und jetzt, S. 274, 276 ff., 282 ff. Derselbe, Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens, S. 8 ff.

[5] Vgl. H. Schmidt, Die Keramik der makedonischen Tumuli: ZE 1905, S. 91 ff.

[6] Vgl. Zaborowski, Du Dniestre à la Caspienne: Bulletin de la soc. d'anthrop. de Paris 1895, S. 122 ff.

[7] Manche der troischen Tumuli entstammen nach Aussage der Funde der Zeit der I. und II. Stadt Trojas, z. B. der Besika-tepe, vgl. H. Winnefeld, Troja und Ilion, S. 545 ff., und der Kara-Agatsch-tepe bei Seddul-Bahr, l. c. S. 547. Der von A. Körte untersuchte Tumulus bei Bos-üjük in Phrygien, 45 km nw. von Eskischehir, gehört teilweise noch in die Zeit von Troja II, und der Hügel bei Thymbra, 8 km sö. von Hissarlik, hat seit der ältesten Zeit bis in die griech.-römische Epoche hinein als Grabstätte gedient. Auch aus Kurganen in der Gegend zwischen Wan und Malatia sah E. Huntington, ZE 1901, S. 181, 183 Steinwerkzeuge. Der Kurgan von Schamiramalti bei Wan soll nach W. Belck der reinen Steinzeit angehören: jedenfalls ist er sehr alt, da nur Stein- und Knochengeräte, dazu allerdings mit der Scheibe hergestellte vollendete Keramik gefunden wurde, vgl. Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1900, S. 54 f.

Armenien (Armenier) vorschob. Ebenso sind die südrussischen Kurgane mit den Kimmeriern und Skythen längs der grusinischen Heerstraße bis nach Transkaukasien vorgedrungen.[1]

Die Kurgane Kleinasiens treten also bereits in vorindogermanischer Zeit an der Grenze zwischen Neolithik und Metallzeit auf. Sie waren damals selten und wurden erst durch die thrakisch-phrygischen Stämme von Westen und andere über den Kaukasus nach Süden vordringende Stämme häufiger. Das kleinasiatisch-armenische Hochland wurde also, wenn auch schwach, einbezogen in das große Gebiet vorgeschichtlicher Kurgankultur, welches das Schwarze Meer rings umgibt und sich weit nach Osten, Norden und Westen erstreckt. Im übrigen der Wüstentafel angehörenden Vorderasien, in Syrien, Mesopotamien und Babylonien kommen monumentale Erdhügelgräber nach unserem heutigen Wissen nicht vor. Im Jordantale sind zahlreiche kurganartige Hügel bis 10 m Höhe beobachtet, aber noch nicht untersucht worden.[2] Möglich, daß sie Bestattungen enthalten; Thomsen hält das für sicher. Dann würde sich diese Sitte einmal bis nach Palästina verbreitet haben. Dagegen sind Steinhaufengräber, die den Dolmen verwandt sind, in der syrisch-arabischen Steppe wohlbekannt. Es fehlen also alle Voraussetzungen, die Anlage der palästinischen Dolmen der kleinasiatischen vorsemitischen Bevölkerungsschicht zuzuschreiben, da diese Bevölkerung in ihrem sonstigen Verbreitungsgebiet an keiner Stelle die Sitte des Megalithgrabes angenommen hat, obwohl sie wahrscheinlich Kurgane angelegt hat.

3) Die Dolmenerbauer waren keine Indogermanen. Daß die Dolmenerbauer Palästinas keine Indogermanen waren, geht vor allem aus den chronologischen Verhältnissen hervor. Wie wir gesehen haben, schließt die Megalithzeit während der älteren Bronzeperiode bald nach 2000 v. Chr. ab, liegt also ganz vor den großen vorderasiatischen Völkerverschiebungen des zweiten Jahrtausends, die mit der Ḫattiinvasion gegen Babylonien, nach Kugler und Meyer um das Jahr 1926 v. Chr., und mit dem Hyksosvorstoß nach Ägypten sichtbar einsetzen und die sicherlich, wenn im einzelnen auch noch nicht erkennbar, mit dem Vordringen indogermanischer Stämme in Zusammenhang stehen.

Wirklich nachweisen lassen sich Indogermanen, und zwar Arier, auf vorderasiatischem Boden zuerst bei den Kaššū oder Kassiten (Kossäern) in den Bergen Mediens und Elams, die zuerst im 9. Jahre

[1] Über Kurgane längs der grusinischen Heerstraße vgl. C. F. Lehmann-Haupt, Armenien einst und jetzt, S. 47, 51, 55; besonders zahlreich sind sie bei Kasbek.

[2] Vgl. K. Baedeker, Palästina und Syrien[6], S. LXXXVII. P. Thomsen, Kompendium, S. 25.

Samsuilunas, nach Meyer im Jahre 2073,[1] erwähnt werden. Angehörige dieser Gebirgsbevölkerung suchen in Babylonien zunächst ihren Unterhalt als Arbeiter und Fellachen, unterwarfen und beherrschten aber später das Land und gaben ihm eine eigene Dynastie (Kassitendynastie, seit 1760 v. Chr.). Die Kossäer haben nun nach Ausweis ihrer Götternamen (Šuriaš Sonnengott, vgl. arisches sûrja Sonne; Buriaš Wettergott, vgl. griech. Boreas; Šimalia Herrin der Schneeberge, vgl. den Gebirgsnamen Himalaya)[2] und Personennamen[3] früh arischen Einfluß erfahren. Scheftelowitz hatte sogar versucht, die Reste ihrer Sprache als indogermanisch zu erweisen.[4] E. Meyer vermutet, daß die Kaššū durch arische Stämme westlich gegen Babylonien abgedrängt wurden. Diese Arier kämen dann wahrscheinlich aus den Steppen östlich vom Kaspischen Meere und vom Aralsee.[5]

Etwas später, um die Mitte des 2. Jahrtausends, nach E. Meyer seit 1600, finden wir nun eine arische Bevölkerung als Herrenschicht weit in Vorderasien verbreitet, zunächst im Mitannireiche (Mesopotamien). Die Dynasten und die Kriegerkaste führen hier arische Eigennamen (z. B. Dušratta, Artatama, Šutarna u. a.), und diese herrschende arische Oberschicht hat sich mit der Mitannibevölkerung über ganz Syrien und Palästina ausgedehnt (vgl. die Personenamen der Amarnabriefe Biriamaza, Namiawaza, Rusmanja u. a.). Auf diese indogermanischen Namen in Vorderasien haben zuerst C. J. Ball,[6] P. Rost[7] und F. Hommel[8] aufmerksam gemacht und letzterer die notwendigen Schlüsse gezogen. Da die Mitannibevölkerung im weiteren Sinne wohl zur hettitischen Rasse zählt, hat man mehrfach versucht, wenn auch vergebens, die Sprache der zwei Arzawabriefe[9] und das Hettitische, zuletzt Hrozný auf Grund seines Entzifferungsresultats,[10] als indogermanische Sprachen nachzuweisen. Es wird

[1] G. A. I2[3], S. 654.

[2] Vgl. S. Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, S. 68.

[3] Vgl. A. T. Clay, Personal Names from cun. inscr. of the Cassite period, Philadelphia 1912, S. 36 ff.

[4] J. Scheftelowitz in Kuhns Zeitschrift 38, S. 260 ff.

[5] Vgl. G. A. I2[3], S. 651, 653.

[6] Proceed. of the Soc. of Bibl. Archaeol. 10, S. 424 ff.

[7] Untersuchungen zur altoriental. Gesch.: MVAG 1897, S. 112 f.

[8] Bei R. Oberhummer u. H. Zimmerer, Durch Syrien und Kleinasien, S. 424 ff. F. Hommel ferner in dem Aufsatz Hethiter und Skythen: Sitzungsber. d. böhm. Akad. 1898, 6. Grundriß der Geogr. u. Geschichte d. Alten Or., München 1904, S. 29 f.

[9] Vgl. J. A. Knudtzon, Die zwei Arzawa-Briefe. Die ältesten Urkunden in indog. Sprache, Leipzig 1902. Vgl. H. Hirt, Die Indogermanen, ihre Ausbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur, Straßburg 1905 II, S. 584 f.

[10] F. Hrozný, Die Sprache der Hethiter, ihr Bau und ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm (Boghazköi-Studien von O Weber, 1. Heft). Leipzig

aber eher, wie das Mitanni und das Elamische, zu den kaukasischen Sprachen gehören. Was man aus den Eigennamen der Amarnabriefe erschlossen hatte, fand durch die Entdeckungen H. Wincklers in Boghaz-köi eine glückliche Bestätigung und weitere Klärung. Es stellte sich heraus, daß die arische Herrenschicht der Mitanni in den Boghaz-köi-Urkunden den Namen Ḫarri-Arier führt und daß die Kriegerkaste marianni (vgl. ved. máryās, máriās Mannen) heißt.[1] In einem Vertrage werden unter den Göttern des Mitannistaates als besondere Gruppe auch Mithra, Varuna, Indra und die Nāsatyā aufgeführt, offenbar die Götter der Ḫarri-Arier. Als eigentliches Zentrum der Ḫarrimacht betrachtet Winckler Armenien, wo er auch einen besonderen Ḫarristaat nachweisen zu können glaubt.[2] Er identifiziert dann diese Ḫarri mit den atl. Ḫoritern, der voredomitischen Bevölkerung des Gebirges Seʿīr, und hält demgemäß, ebenso wie Gemoll,[3] diese sicherlich semitischen Ḫoriter für Arier. E. Meyer hält mit Recht am semitischen Charakter der Ḫoriter fest und betrachtet sie als einen kanaanäischen Wüstenstamm, der zur Hyksoszeit von Süden her in Palästina eingedrungen sei.[4]

Wo kommt nun diese arische Oberschicht in den mesopotamischen und syrischen Staaten um 1400 her? Nach Meyer ist sie aus dem Osten eingewandert,[5] andere denken an einen Vorstoß skythischer Elemente aus den südrussischen Steppen oder aus dem Kaukasusgebiet.[6] Jedenfalls läßt sich heute der Verlauf dieser ältesten arischen Überschwemmung Vorderasiens nicht mehr genau verfolgen. Meyer stellt sich die Sache so vor, daß arische Streitscharen etwa im 17. Jahrhundert die Assyrerherrschaft in Mitanni gebrochen und sich hier selbst zu Herren gemacht haben.[7] Von hier aus hätten sie dann zeitweise ihre Macht über ganz Syrien ausgedehnt und hier überall in den Kleinstaaten eigene Dynastien gegründet, z. B. in Jerusalem. Dadurch könnten sie die Hyksosmacht gebrochen und den

1916. Widerspruch mit Betonung des kaukasischen Grundcharakters des Hettitischen erhoben u. a. Bartholomae, Wochenschrift f. klass. Philologie 1916, Heft 3. Herbig, Deutsche Litz. 1916, Sp. 421 ff. F. Bork, Ist das Hettitische arisch? OLZ 1916, Sp. 289 ff. E. F. Weidner, Studien zur hethitischen Sprachwissenschaft I. Teil, Leipzig 1917, S. 32 ff.

[1] Vgl. H. Winckler, MDOG Nr. 35 (1907), S. 47 ff. OLZ 13 (1910), Sp. 291 ff. Vorderasien im zweiten Jahrtausend, S. 62 ff. E. Meyer, Ber. Berl. Akad. 1908, S. 14 ff. u. Zeitschr. f. vergl. Sprachf. 42, S. 16 ff.

[2] Vgl. Vorderasien im 2. Jahrtausend, S. 62 ff.

[3] M. Gemoll, Grundsteine, S. 345, 349 ff.

[4] G. A. 12[3], S. 675, 676.

[5] Reich und Kultur der Chetiter, S. 58.

[6] Vgl. F. Hommel bei R. Oberhummer u. H. Zimmerer, l. c. S. 430, 434.

[7] G. A. 12[3], S. 677.

ersten Grund zur nationalen Erhebung und Befreiung der Ägypter von der Hyksosherrschaft gelegt haben.

Neuerdings macht sich immer mehr das Bestreben geltend, die Hyksos oder wenigstens ihre Hauptmasse und teilweise auch die Oberschicht der Ḫatti für Arier zu erklären und so dem indogermanischen Element in Vorderasien im Laufe des 2. Jahrtausends eine größere Bedeutung zuzuweisen. M. Gemoll hält die Hyksos für Arier, und zwar Skythen, ähnlich W. Leonhard.[1] Auch E. Meyer ist jetzt geneigt, sie am ehesten mit den Ḫarri-Ariern der Mitanni zu identifizieren.[2] Gemoll nimmt zwei im Abstande von einigen Jahrhunderten aufeinander folgende indogermanische Invasionen in Vorderasien an, eine kimmerisch-keltische um 2100 und eine arisch-skythische um 1800. Beide überfluteten nacheinander Mesopotamien und Syrien, drangen aber erst vereint bis nach Kanaan vor, und zwar als Skythen-Hyksos, unter denen sich natürlich auch Hettiter befanden (Grundsteine S. 361). Die Ḫarri-Arier sind nach Gemoll weiter nichts als die Skythen und mit den Hyksos identisch, ferner mit den Ḫoritern Palästinas. Die Ḫarri-Ḫoriter (s. bes. Grundsteine S. 349 ff. Israeliten und Hyksos S. 69, 88 u. ö.) haben einst den ganzen südlichen Teil des Westjordanlandes beherrscht, es ist die den Israeliten bekannt gewordene älteste nichtsemitische Herrenbevölkerung (Urbevölkerung) Kanaans, die auch Hettiter genannt wird und mit welcher die biblischen Ḳeniter, Enaḳiter, Rephaiter usw., sowie die südlichen Kanaanäer von Num. 13, 29 f.[4] aufs engste verwandt sind. Dieser indogermanischen Herrenbevölkerung des Landes gehören nach Gemoll nicht nur die Patriarchen an, von ihr stammt auch der beste Teil der israelitischen Tradition, besonders die Patriarchengeschichte und die Exoduserzählung. Diese beziehe sich ursprünglich auf die Hyksos-Ḫoriter, die wirklich einen Rückzug aus Agypten nach Norden erlebt haben.

Auch F. Hommel unterscheidet arische Hettiter von den eigentlichen („alarodischen") Hettitern. Leonhard hält die Hettiter für die Amazonen der hellenischen Sage und läßt sie aus Thrakien und Kleinasien einwandern.[5] Die Hettiter für Indogermanen zu erklären geht doch nicht an, da ihre somatischen Merkmale, vor allem ihre extreme Kurzköpfigkeit, in einem starken Gegensatze zum indogermanischen Typus stehen. Aber man gibt ihnen eine arische Herrenschicht, läßt sie unter arischer Führung mit den Hyksos auftreten

[1] W. Leonhard, Hettiter und Amazonen, Leipzig 1911, S. 103 f., 110.
[2] Reich und Kultur der Chetiter, S. 58 Anm. 1.
[3] Israeliten und Hyksos, Leipzig 1913, S. 110, 113.
[4] Über diese vgl. Grundsteine, S. 364 ff.
[5] L. c. S. 212 f.

und kommt so zu arischen Hettitern. Ein solcher arischer Einschlag ist nicht unwahrscheinlich, weil die hettitische Sprache sicher arische Einflüsse erfahren hat.[1] Die in der Bibel erwähnten (bes. Gen. 23) Hettiter Südpalästinas hält Hommel für arische Hettiter, zwischen denen allerdings auch alarodische Hettiter saßen, und identifiziert sie mit den Amoritern und Jebusitern von Jerusalem (Ez. 16, 3).[2] Im Anschluß an den eben zitierten Ausspruch Ezechiels über Jerusalem nimmt er an, daß überhaupt arische mit den Hyksos verwandte Stämme vor den Kanaanäern die festen Plätze Palästina bis weit nach Nordwestarabien hinein besetzt hätten. Die Amoriter betrachtet er wegen ihrer Darstellung bei den ägyptischen Künstlern (spitzbärtig und blauäugig) als Arier.[3]

Wie es sich mit diesen geistreichen, aber teilweise sehr anfechtbaren Kombinationen auch verhalten mag, unser Wissen ist noch zu gering, um in den verwickelten Bevölkerungsverhältnissen des 2. Jahrtausends klar zu sehen. Selbst wenn unter den Hyksos und den kleinasiatischen Hettitern nennenswerte indogermanische Bestandteile gewesen, selbst wenn die Hyksos skythischer Herkunft gewesen sein sollten, fällt ihre Invasion in Syrien doch in so späte Zeit, daß diese Elemente für die palästinische Megalithkultur nicht mehr in Frage kommen. Vor dem Jahre 2000 v. Chr. aber lassen sich Indogermanen in Palästina nicht nachweisen. Da der Beginn der Ausbreitung des indogermanischen Urvolkes allgemein in die Übergangsperiode von der Stein- zur Kupferbronzezeit verlegt wird, ist ihr Auftauchen zwischen 2500 und 2000 in Palästina auch kaum anzunehmen.

Nun sind gerade die Amoriter (s. o. S. 152 f.) wegen ihres angeblichen Ariercharakters,[4] wegen der ihnen von den ägyptischen Künstlern gegebenen blauen Augen und wegen ihrer Amos 2, 9 f. erwähnten sagenhaften Größe schon wiederholt als die Dolmenerbauer Palästinas angesprochen worden. Zu Amos' Zeit hatte man von ihnen nur noch eine sagenhafte Vorstellung und brachte sie, wie alle Völker der Vorzeit, mit den alten Steingräbern des Ostjordanlandes in Beziehung, vgl. das „Bett" des ʿOg von Basan in Rabbat ʿAmmon (s. o. S. 632 f.). Darauf ist also kein Gewicht zu legen, und Gemoll irrt, wenn er aus der Bemerkung Am. 2, 9 f. schließen will, das AT. kenne die Amoriter als „rassefremde" Bevölkerungsschicht. Der Begriff der

[1] Vgl. E. F. Weidner, Studien zur hethitischen Sprachwissensch., S. 32 f.

[2] Vgl. Grundriß, S. 43, 55.

[3] Vgl. Grundriß, S. 55.

[4] Vgl. darüber z. B. M. Gemoll, Grundsteine, S. 316 ff. Israeliten und Hyksos, S. 60 Anm. 8. Er betrachtet sie als Verwandte der Philister.

[5] Israeliten und Hyksos, S. 60 Anm. 8.

Rassenzugehörigkeit war den Alten gewiß noch nicht aufgegangen, und den Israeliten waren die engverwandten Moabiter sicher verhaßter wie die alten Amoriter. Was wir von den Amoritern wissen, besonders ihre große Rolle im 3. Jahrtausend in ganz Vorderasien, zeigt sie uns als Semiten. Wir müßten denn sonst die Amoriter der Amarnazeit und des AT. von den älteren Amoritern unterscheiden, und dazu liegt kein Grund vor. Da aber Gemoll die Amoriter, zu denen er auch die Amalekiter und Midianiter rechnet,[1] erst nach der Amarnazeit nach Palästina vorrücken läßt, scheiden sie für unsere Frage aus.

K. Penka hält die Amoriter für die Erbauer der palästinischen Dolmen und für zugehörig zur ersten Schicht der pontischen Skythen, die ursprünglich ebenso wie die ihnen verwandten Sarmaten in den Steppengebieten nördlich und nö. des Schwarzen Meeres wohnten und dort in der Krim und nördlich des Kaukasus Dolmen bauten. Nach seiner Meinung zeigen die ägyptischen Darstellungen der Amoriter aus der Zeit Ramses' II., daß dieses Volk hochgewachsen, blondhaarig und blauäugig war, also alle Kennzeichen der nordisch-arischen Rasse aufwies.[2] Von den südrussischen Steppen drangen sie dann über den Kaukasus, erbauten die Dolmen Lenkorans und kamen schließlich nach Syrien und Palästina, wo sie die dortigen Dolmennekropolen anlegten. Diese betrachtet Penka als die direkte Fortsetzung der kaukasischen Dolmen. Mit den Skythen-Amoritern engverwandt sind nach Penka die arischen Ḫoriter, ferner die Rephaim, Zamzummim und die Jebusiter. Das sind nach Penka[3] und Judt[4] alles amoritische Stämme von hohem Wuchs. Penka beruft sich auf W. C. Borlase, der auf die Ähnlichkeit der transkaukasischen und syrischen Dolmen mit den westeuropäischen hingewiesen, speziell die palästinischen als Bindeglied zwischen den kaukasischen und indischen hingestellt hatte.[5] Für Penka sind die Dolmen Palästinas, die er ausdrücklich der jüngeren Steinzeit zuweist,[6] ebenso wie die europäischen arisch-südskandinavischen Ursprungs.[7] Leider ist diese ganze Konstruktion schon deshalb hinfällig, weil die kaukasischen Dolmen sämtlich einer späteren Zeit angehören als die palästinischen. Es ist auch nicht einzusehen, warum die angeblichen Skythen-Amoriter

[1] Grundsteine, S. 320.

[2] Vgl. H. Penka, Die vorhellenische Bevölkerung Griechenlands, Hildburghausen (1911), S. 20.

[3] Die alten Völker Nord- und Osteuropas und die Anfänge der europäischen Metallurgie, Hildburghausen (1910), S. 43 f., 49.

[4] J. M. Judt, Die Juden als Rasse, Berlin 1904, S. 128.

[5] The dolmens of Ireland III, S. 722 ff., 751.

[6] Die vorhellenische Bevölkerung Griechenlands, S. 48 f.

[7] Vgl. seinen Aufsatz: Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien 30 (1900), S. 25 ff.

erst im Ostjordanlande mit dem Bau von Megalithgräbern fortfuhren, während sie doch unterwegs zwischen dem kleinen Kaukasus und dem Gōlān Gelegenheit und Steinmaterial genug dazu hatten.

Wir haben bei Penka soeben die für das Dolmenproblem verhängnisvolle Vorstellung getroffen, die auch sonst vielfach geteilt wird, daß die Verbreitung der Megalithgräbersitte eng zusammenhängt mit der Ausbreitung der Indogermanen aus ihren gemeinsamen Wohnsitzen. Mit anderen Worten, daß die Dolmensitte einen Ausgangspunkt hatte, von dem indogermanischen Urvolke oder einem Teile desselben geschaffen und auf den Wanderungen der Indogermanen verbreitet worden ist. Die Existenz von Dolmen in Palästina ist für Penka schon ein Beweis, daß die als arisch betrachteten Amoriter ihre Erbauer waren. Man sucht die geographisch von West nach Ost nebeneinander liegenden Dolmengebiete der ganzen alten Welt von Marokko, Portugal, Irland und Skandinavien bis nach Indien und womöglich bis Korea und Japan durch die Wanderungen der indogermanischen Völker als Träger der Dolmensitte zu erklären. So wird das rein archäologische und kulturgeschichtliche Problem der Megalithgräbersitte verquickt mit der schwierigen und vieldiskutierten Frage nach der Urheimat und dem Verbreitungswege der Indogermanen. Vielen ist das Vorhandensein von Dolmen in einem Lande ein Beweis dafür, daß dort einst indogermanische Stämme längere oder kürzere Zeit geweilt haben müssen.

Bekanntlich sind die Meinungen über die Sitze des indogermanischen Urvolkes geteilt.[1] Früher suchte man die Urheimat der Indogermanen irgendwo in Zentralasien, so z. B. A. Pictet im alten Baktrien zwischen Hindukusch und Oxus, andere auf dem Pamirplateau oder mehr in Westasien; das lag nahe, solange man vom hohen Alter des Sanskrit überzeugt war. Asien galt eben als Wiege des Menschengeschlechts. A. Fick dachte an Gegenden nördlich und südlich des Kaukasus,[2] O. Schrader an die südrussischen Steppen.[3] Die Ansicht von der östlichen, asiatischen Herkunft der Indogermanen war dann fast verlassen, hat aber in jüngster Zeit nach Entdeckung des Tocharischen, einer westindogermanischen Sprache in Ostturkestan,[4] wieder neue Anhänger gewonnen. Feist verteidigt neuerdings den Ausgang der indogermanischen Bewegung aus dem

[1] Zusammenfassende Darstellung der ganzen Frage bei O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[3], I, S. 85 ff.; II, S. 459 ff. Vgl. ferner S. Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, S. 488 ff. E. Meyer, G. A. I 2[3], S. 876 ff.

[2] Zeitschrift f. vergl. Sprachforschung 41, S. 336 ff.

[3] Vgl. außer dem oben genannten Werke Schraders Reallexikon, S. 898 ff.

[4] Über das Tocharische vgl. S. Feist, l. c. S. 428 ff.

Innern Asiens,[1] und auch Meyer denkt wieder an das große zentralasiatische Hochland.[2] Die Forscher, die früher schon die Dolmensitte mit den Indogermanen in Verbindung brachten, ließen sie sich mit den indogermanischen Stämmen von Ost nach West verbreiten. So war z. B. A. de Bonstetten der Meinung, daß das aus Indien kommende Dolmenvolk vom Kaukasus und der Krim nach den Steppen nördlich des Schwarzen Meeres abgedrängt wurde und von dort teils nach Griechenland, Palästina, Italien, Korsika, teils nach Norddeutschland wanderte. Vom Norden sei es schließlich nach Westeuropa und Nordafrika gelangt und hätte überall die Sitte des Megalithgrabes verbreitet.[3]

Gegenüber der älteren östlichen war in jüngerer Zeit die andere Auffassung bei Historikern, Sprachforschern und Anthropologen fast herrschend geworden, daß die Indogermanen europäischen, genauer nordischen Ursprungs sind. Den blonden und blauäugigen hochgewachsenen nordischen Menschentypus sehen viele als den Grundtypus der Germanen und zugleich als Ursprung der indogermanischen Rasse überhaupt an, so besonders K. Penka und G. Kossinna und sein Kreis. Kossinna speziell führt dann diesen nordischen Menschentypus weiter zurück auf die paläolithische Crô-magnon-Rasse Frankreichs.[4] Er unterscheidet näher Nordindogermanen in Skandinavien und Norddeutschland (die Westindogermanen der Sprachforscher) und Südindogermanen im Donaukreise (die Ostindogermanen der Sprachforscher). Die westbaltischen Länder, also Südschweden, Dänemark und Schleswig, betrachten die Anhänger dieser Richtung meist als das Ursprungsland der Indogermanen und der neolithischen Zivilisation.[5] H. Hirt denkt an Norddeutschland und Westrußland, also an das Gebiet um die untere Weichsel. Die Gründe für den nordeuropäischen Ausgangspunkt der indogermanischen Wanderungen sind teils anthropologische, teils archäologische. Penka gesteht selbst, daß er nach dem Vorbilde der Botaniker und Zoologen, welche die Heimat einer Art dorthin verlegen, wo sie am kräftigsten und zahlreichsten vorkommt, die Heimat der indogermanischen Rasse in das Gebiet des blonden nordischen Menschentypus verlegt habe, der als Urtypus der Indogermanen gilt. Dazu kommt noch die archäo-

[1] L. c. S. 518 ff. [2] G. A. I2[3], S. 889 ff.

[3] Essai sur les dolmens. Genf 1865.

[4] Vgl. G. Kossinna, Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung: Mannus 1 (1909), S. 17 ff.; 2 (1910), S. 59 ff.

[5] Vgl. H. Penka, Die Entstehung der neolith. Kultur Europas, Leipzig 1907. M. Much, Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen[2], 1893. Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung[2], Berlin 1904.

[6] Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Heimat und ihre Kultur I, S. 176 ff.

logische Tatsache, daß in Skandinavien und Nordwestdeutschland die vorgeschichtlichen Kulturen, besonders am Ende der Steinzeit und in der älteren Bronzezeit, eine solche Kontinuität der Entwicklung und einen solchen Reichtum an Material und Formen zeigen, daß daraus nach Ansicht dieser Forscher auf eine gleichartige Bevölkerung geschlossen werden müsse, nämlich auf Indogermanen, die wir auch später immer in diesen Gegenden finden. Das geschieht nach einem von Kossinna formulierten Grundsatze: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen.“[1]

Weil die Megalithgräber nun einen integrierenden Bestandteil dieser nordischen indogermanischen Kultur bilden und hier den größten Reichtum von den einfachsten bis zu sehr entwickelten Formen zeigen, müsse die Megalithkultur auch nordisch indogermanischen Ursprungs sein und sich mit den Indogermanen aus ihrer Urheimat über ganz Europa, Nordafrika und Westasien bis nach Persien und Indien verbreitet haben. Nach Much hat es in keinem Lande so nahe gelegen, die Leiche zwischen Steinblöcken zu bergen, wie in dem mit Findlingsblöcken geradezu übersäten südlichen Schweden, Dänemark, Holland und Nordwestdeutschland.[2] Seefahrende nordische Stämme hätten dann den Megalithgräberbau auf ihren Seefahrten an den westeuropäischen Küsten und nach Nordafrika verbreitet, denn zwischen den einzelnen Dolmengebieten müsse ein genetischer Zusammenhang angenommen werden. Reste dieser kühnen nordischen Seefahrer hätten wir vielleicht in der blonden Berberbevölkerung Nordafrikas und in den Amoritern Palästinas, die indogermanischen Stammes seien, zu erblicken.[3]

Schon vorher hatte F. v. Löher und ähnlich Faidherbe die Dolmen durch seetüchtige germanische Seefahrer aus dem Norden an der Westküste Europas entlang sich nach Nordafrika verbreiten lassen, im östlichen Mittelmeer dagegen durch Gotenscharen.[4] Lediglich auf vergleichendem archäologischen Wege suchte der Däne L. Zinck nachzuweisen, daß als Heimatland der Megalithgräber nur die altbaltischen Lande zu betrachten seien.[5] G. Kossinna und

[1] Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie, Würzburg 1911, S. 3, 17.

[2] Die Heimat der Indogermanen, S. 151 f.

[3] Vgl. Die Heimat der Indogermanen, S. 137 ff., bes. S. 155, 159, 163, 165. Ferner M. Much, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas, Jena 1907. Vgl. auch K. Penka, Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 30, S. 25 ff.

[4] Vgl. F. v. Löher, Über Dolmenbauten: Ber. Bayr. Akad. 1888 I, S. 216 ff.

[5] L. Zinck, Det nordevropaeiske dysse-territoriums stengrave og dyssernes udbredelse i Evropa, Köbenhavn 1901.

G. Wilke schwanken noch, ob sie Nordeuropa oder Südwesteuropa als Ursprungsgebiet der großen Steingräber anzunehmen haben. Eine Entscheidung lasse sich noch nicht treffen.[1] Nach v. Lichtenberg spaltete sich die westeuropäische Menschheit, als in der Nacheiszeit die großen Gletscher nach Norden zurückwichen und die im Südwesten zusammengedrängten Stämme nachrückten, in Nord- und Südarier. Die Megalithkultur sei nun bezeichnend für die späteren Nordarier. Einige dieser Stämme seien schon früh nach Nordafrika übergesetzt und hätten dort die Megalithgräber an der Nordküste entlang gebaut, seien aber unter den Berbern und Libyern aufgegangen. Ein Zweig der Südarier sei auf dem Seewege quer über das Mittelmeer nach Osten gezogen und habe unterwegs die Kuppelgräber mit Kraggewölbe gebaut.[2]

Bei dem Vorherrschen dieser durch die Tatsachen nicht gerechtfertigten Meinung, daß die Dolmensitte einen Ursprungspunkt habe, spezifisch indogermanisch sei und sich mit den Indogermanen verbreitet habe, sogar über ganz Nordafrika, und bei der Tendenz, die Wanderungen indogermanisch-arischer Stämme durch die Gebiete mit Dolmennekropolen gehen zu lassen, konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß auch die palästinischen Dolmen indogermanischen Stämmen zugeschrieben wurden, so von Borlase, Penka und Much.

Auch P. Thomsen hält es für sehr naheliegend, daß die Dolmen in den verschiedenen europäischen und asiatischen Gebieten von einem Volke oder wenigstens von einer Rasse herrühren, nämlich den Indogermanen.[3] Die palästinischen Dolmen sind ihm so ein sicherer Beweis, daß arische Elemente Palästina wenigstens durchzogen, es wahrscheinlich aber längere Zeit besiedelt haben.[4] Er glaubt daher, daß in Palästina bis zum Beginn des 2. Jahrtausends, vielleicht sogar bis in die Mitte desselben, eine indogermanisch-arische Rasse saß, die von Norden her gekommen und um 2500 langsam von den einrückenden Semiten verdrängt worden sei. Er hält es im Anschluß an Vincent[5] auch für möglich, aus der geographischen Verbreitung der Dolmen in Palästina den Zug der einwandernden Indogermanen zu erschließen, nämlich von N nach S.[6] Wir haben aber oben S. 475 f. gesehen, daß die Dolmen Moabs gerade die ältesten Palästinas sind.

[1] Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft², Würzburg 1915, S. 15. G. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur, S. 155 ff.

[2] R. Freih. v. Lichtenberg, Das Alter der arischen Buchstabenschrift: Mannus 4 (1912), S. 229 ff.

[3] Vgl. Kompendium der paläst. Altertumskunde, S. 13.

[4] L. c. S. 14. [5] Vgl. Canaan, S. 422 f.

[6] Kompendium, S. 23.

Ebenso betrachtet Kittel die palästinischen Megalithgräber, wenn auch unter Vorbehalt, als Beweis für eine arische Bevölkerung während der zweiten Hälfte der jüngeren Steinzeit im Ostjordanlande.[1] Die gewaltige indogermanische Wanderung werde auch einmal Palästina und Nordafrika berührt und in Palästina für einige Zeit eine arisch-indogermanische Bevölkerungsschicht zurückgelassen haben.[2] Er entscheidet sich unter Verweisung auf H. Hirt und G. Wilke[3] dafür, daß Indien das Ziel dieser Wanderungen war, läßt die Dolmensitte also von W nach O sich verbreiten. Von dem Hauptzuge der Indogermanen, der durch Nordsyrien und Kleinasien ging, sei eine Gruppe von Stämmen abgesplittert und habe sich im Süden, in Palästina festgesetzt, und zwar etwa zwischen 3000 und 2500.[4] Warum, wird man einwenden dürfen, hat die Hauptmasse der Indogermanen auf ihrem Zuge nach Osten in Kleinasien-Armenien und in Nordsyrien keine Dolmen gebaut?

Diese dolmenbauenden Indogermanen des Ostjordanlandes verknüpft Kittel dann als jüngere Schicht mit den „etliche Jahrhunderte" (S. 45) älteren leichenverbrennenden Nichtsemiten des neolithischen Geser und erhält so eine in spätneolithischer Zeit in ganz Palästina wohnende wahrscheinlich indogermanisch-arische Bevölkerung neben den höher kultivierten Semiten, die in zwei zeitlich geschiedene (S. 48) Gruppen zerfällt, deren ältere vor 3000 in roher Art die Leichen noch verbrannte, um den Totengeist durch seine Vernichtung unschädlich zu machen (S. 48 Anm. 2; 146 f.), während die jüngere zwischen 3000 und 2500 bereits zur Erhaltung der Leiche in Megalithgräbern fortgeschritten war (S. 46, 49). Diese Leute glauben also schon an das Fortleben der Seele nach dem Tode. Zu den älteren Nichtsemiten des Westens rechnet er (S. 143) die Bewohner von Geser, Megiddo und möglicherweise auch Jerichos und anderer Städte, während die Küstenstädte alle semitisch waren. Irrtümlich trennt er die Megalithbauten zyklopischer Art (Ringwälle) von der Bevölkerung der Megalithgräber und setzt sie viel zu hoch in die Übergangszeit von der älteren zur jüngeren Steinzeit (S. 143). Kittel (S. 148) ist es zweifellos, daß die Semiten im Vergleich zu den barbarischen, wahrscheinlich indogermanischen Leuten Gesers, Megiddos und anderer Gebiete des Westjordanlandes und auch gegenüber den zivilisierteren Dolmenerbauern bereits „auf einer erheblich höheren Kulturstufe" angelangt waren. Er verhehlt sich jedoch das Bedenkliche einer solchen Annahme von zwei kulturell so verschiedenen Bevölkerungselementen, die gleichzeitig im Lande saßen, nicht. Als

[1] Vgl. G. V. I., I[3], S. 45 ff. [2] Vgl. l. c. S. 47.
[3] Südwesteuropäische Megalithkultur.
[4] L. c. S. 48.

Ausweg schlägt er vor, die ältesten, durch die Ausgrabungen gefundenen Kulturschichten höher hinauf zu versetzen und so die Zeit zu gewinnen für die Kulturhöhe, welche die ägyptischen Nachrichten des 3. Jahrtausends nun einmal den damaligen Semiten Kanaans zuschreiben.

Diese Hypothese fordert verschiedene Bedenken heraus. Sicher ist folgendes: Wir können die auf Grund geschichtlicher wie anthropologischer Ergebnisse angenommenen Bevölkerungsschichten im Lande, die Nichtsemiten kurzköpfiger kleinasiatischer Rasse und die später gekommenen langköpfigen Semiten, nicht mit bestimmten archäologischen Schichten identifizieren, weil die archäologisch nachgewiesene Kultur sich bisher wenigstens als durchaus einheitlich und als unmittelbare Vorgängerin der folgenden sicher semitischen Kultur darstellt (s. o. S. 215 f.). Die Semiten und Nichtsemiten des bäuerlichen Westpalästina müssen also am Ende der jüngeren Steinzeit infolge gegenseitiger Beeinflussung etwa auf derselben materiellen Kulturstufe gestanden haben, während die östlichen Nomaden und Kleinviehzüchter in einer primitiveren Wirtschaftsform lebten. Mit einiger Wahrscheinlichkeit können wir bisher nur gewisse Teile der spätneolithischen Bevölkerung Gesers als Nichtsemiten herausheben, nämlich diejenige Schicht, welche ihre Toten sorgfältig verbrannte, und das, weil die Leichenverbrennung bei den Semiten immer etwas Ungewöhnliches war. Sie ist auch im alten Kanaan bisher nur in Geser neben der gleichzeitigen Erdbestattung nachgewiesen worden, und wir sind m. E. nicht berechtigt, diese Leute mit Feuerbestattung auch in Megiddo, Jericho und an anderen Orten vorauszusetzen. Kittel stellt diese leichenverbrennenden Geseriten als barbarisch hin. Er spricht ihnen den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele ab und meint, sie hätten bei ihrer Leichenverbrennung die Vernichtung und Unschädlichmachung der Seele als Ziel. Träfe das zu, dann würden sich allerdings diese Geseriten aufs schärfste von ihrer Umgebung abheben, die allgemein Totenkult übte und seinen Anforderungen je nach der Beschaffenheit des Landes durch Erdgräber, Felsgräber oder Megalithgräber mit Beigaben nachzukommen suchte.

Allein die sorgfältige Herrichtung der Verbrennungshöhle, die Sorgfalt der Verbrennung selbst und die zwischen den verkohlten Resten gefundenen Topfscherben[1] und das Knochenamulett[2] bezeugen auch bei dieser leichenverbrennenden Bevölkerung mit Sicherheit die Existenz des Glaubens an das Fortleben der Seele und des Toten-

[1] Vgl. Macalister, Gezer I, S. 286.
[2] Vgl. Gezer II, S. 449.

dienstes. Wir haben die Leichenverbrennung in Geser offenbar unter demselben Gesichtspunkt zu betrachten wie die am Ende der Steinzeit an vielen Stellen Europas, auch in Megalithgebieten sporadisch auftretenden Feuerbestattungen (s. o. S. 535 f.), so daß z. B. Dolmen mit kalter und warmer Bestattung mit ganz ähnlichem Mobiliar nebeneinander und aus derselben Zeit vorkommen. Hier ist die Leichenverbrennung ebensowenig wie in Geser eine besonders tiefstehende Art, sondern vielmehr allem Anschein nach die Folge einer Verfeinerung und Vergeistigung der alten Seelenvorstellung und des bisher recht materiellen Totenkults. Die leichenverbrennenden Geseriten können also nicht als ältere und tiefstehende Nichtsemitenschicht von einer jüngeren und zivilisierteren, die Dolmen baute, unterschieden werden. Vielmehr mögen jene Geseriten etwa zur selben Zeit gelebt haben, als die ostjordanischen Stämme schon ihre Megalithgräber errichteten.

Endlich muß gegenüber der Indogermanentheorie Thomsens und Kittels daran festgehalten werden, daß von den vorgelegten archäologischen Tatsachen aus solche Schlüsse über die ethnische Zugehörigkeit der dolmenbauenden Stämme nicht gezogen werden können. Schon chronologische Bedenken verbieten die Annahme von Indogermanen im Ostjordanlande in der Zeit von 3000—2500.[1] Die Dolmen Palästinas zwingen uns keineswegs, noch berechtigen sie uns, dort Indogermanen anzunehmen. Es müßten andere Beweise für ihre Existenz beigebracht werden.

Es ist nicht richtig, daß die Sitte des Megalithgrabes eine spezifisch indogermanische ist. Sie ist eine viel allgemeinere Kulturerscheinung, gibt es doch auch Dolmen in Korea, Japan und auf Madagaskar. Die Megalithbauten Nordarabiens (s. o. S. 500 f.), die spärlichen Ägyptens, die Dolmen in Uganda,[2] die oben eingehend besprochenen dolmenähnlichen oberirdischen Steingräber der Sinaihalbinsel (S. 503 f.), der nubischen und nordabessinischen, von hamitischen Hirtenstämmen (Beğa) bewohnten Gebiete (S. 496 ff.)[3] und die südlich vom mediterranen Gürtel Nordafrikas bis zum Rande der Sahara sich findenden primitiveren Steingräber verschiedener

[1] Vgl. S. Feist, l. c. S. 62 ff., 496. E. Meyer, G. A. I2[3], S. 857.

[2] Bei Ladó, vgl. C. T. Wilson und R. W. Felkin, Uganda and the Egyptian Sudan, II, London 1882, S. 123.

[3] Vgl. noch M. Th. v. Heuglin, Reise nach Abessinien, Jena 1868, S. 82 (im Küstenland westlich von Maṣaua). J. Th. Bent, The sacred city of the Ethiopians, London 1893, S. 77 f. über ringförmige und kegelförmige Gräber der Bogos bei Keren. Dolmenähnliche Felsbauten bei Socota bemerkte G. Rohlfs, Meine Mission nach Abessinien, Leipzig 1883, S. 176 f. Über Steinmanufakte aus Obsidian und Quarz in Abessinien vgl. G. Dainelli u. O. Marinelli, Risultati scientifici di un viaggio nella colonia Eritrea, S. 552 f.

Formen (S. 495 ff., 512 f.)[1] wird niemand im Ernst als indogermanisch in Anspruch nehmen wollen. Dieses ausgedehnte Gebiet der nordafrikanisch-asiatischen Schollenregion bietet in seinen primitiven oberirdischen Steingräbern überall an geeigneten Punkten die gleichen Vorbedingungen für die Entstehung der Megalithgräber, sei es in der einfachen Dolmenform oder als Ganggrab unter Steintumulus (Pyramide) oder in der Art der numidischen Königsgräber (s. o. S. 499). Die palästinischen Steingräber gehören zu diesem großen Megalithgebiet, das nur durch Wüsten unterbrochen ist, in denen es niemals Dolmen gibt. Das große Steingrab mag sich an verschiedenen Punkten dieses Gebietes aus den gleichen Vorbedingungen unter dem Einflusse des Totenkults selbständig entwickelt haben. Doch sind natürlich auch Übertragungen der einmal ausgebildeten Formen in andere Gebiete möglich.

Wir haben gesehen, wie manche Forscher die nordafrikanischen Dolmen durchwandernden arisch-indogermanischen Stämmen zugeschrieben haben. An sich wäre denkbar, daß solche Wanderstämme die Dolmensitte aus der iberischen Halbinsel nach Nordafrika übertragen hätten. Wer sich aber nur ein wenig mit den ausgedehnten nordafrikanischen Dolmennekropolen von der Westküste Marokkos bis nach Tripolitanien[2] und von der Küste des Mittelmeeres bis tief ins Binnenland beschäftigt, wer die riesige Menge von oberirdischen Steingräbern verschiedener Entwicklungsstufen, der Steintumuli, Cromlechs, Dolmen und Türme (Šušet) bis hinab in die ersten christlichen Jahrhunderte betrachtet, muß erkennen, daß diese gegenüber den fremden punischen und römischen Gebräuchen als einheimische Sitte auftretende Gewohnheit des oberirdischen Großsteingrabes im Lande selbst wurzelt, bodenständig und vermutlich uralt ist und daß durchziehende indogermanische Stämme als Träger dieser Kultur nicht in Betracht kommen. Wie wir schon oben S. 495 ff., 512 f. sahen, ist das Dolmengrab als Verwandter und Abkömmling des uralten primitiven Steinhaufengrabes mit oder ohne Steinkiste zu betrachten, das in den Steppen der nordafrikanisch-vorderasiatischen Schollenregion häufig ist. Leider sind die nordafrikanischen einheimischen Steingräber noch weniger erforscht als die französischen und in den letzten Jahrzehnten vielfach erbarmungslos zerstört worden. Es gibt hier Nekropolen von vielen Tausenden von Steingräbern verschiedener Formen. Besonders zahlreich sind sie in der Provinz Constantine.[3]

[1] Vgl. auch A. Lissauer, ZE 1908, S. 508.

[2] Nach J. Déchelette, Manuel I, S. 412 gibt es Dolmen in Tripolis.

[3] Literatur zu den afrikanischen Dolmen vgl. J. Déchelette, Manuel I, S. 414 Anm. 4. Vgl. zum folgenden die Übersicht von A. Lissauer, ZE 1908, S. 501 ff. und

Nekropolen aus einfachen Steintumuli (ruğūm) kreisrunden oder ovalen Grundrisses und konischer Form mit oder ohne konzentrische aufsteigende Steinringe (Bazinas), teils mit teils ohne Steinkiste im Innern, sind zahlreich in der Provinz Oran, in der Gegend von Boghar, im Hodna und in den nördlichen Grenzgebieten der Sahara.[1] Tumuli mit großer Steinkiste, deren Deckstein oben sichtbar wird, findet man häufig im Hodna und Aurès. In den letztgenannten Gebieten kommen auch Nekropolen aus runden Grabtürmen mit megalithischer Bedeckung, sog. Šušet vor, die eine Steinkiste enthalten und mit kleinen Steinen und Erde gefüllt sind.[2] Die gewaltigen Nekropolen südlich von Timgad mit weit über 3000 Gräbern bestehen teils aus Bazinas, teils aus solchen Grabtürmen (Šušet) von etwa 5 m Durchmesser und 2,50—3,00 m Höhe und einer kleinen Steinkiste. Die benachbarten Ruinen einer Stadt Ichoukkān lassen vermuten, daß diese Nekropolen von den Einheimischen noch in römischer Zeit benutzt worden sind.[3]

Zwischen Guyotville und Cheragas bei Algier sah man um 1860 noch mehr als hundert freistehende Dolmen von einfachem Typus nach Art der moabitischen mit mehreren sitzenden Hockern. Bei manchen ist der Innenraum, wie bei den Dolmen im südlichen ʿAğlūn (s. o. S. 428), durch eine Steinplatte in zwei Abteile geschieden.[4] Tief im Innern der Provinz Algier, nördlich von Djelfa, liegt auf einer Erhebung eine wichtige Nekropole von Dolmen, die teils aus orthostatischen Platten, teils in Mauerwerk erbaut und von einfachen oder doppelten Steinkreisen umgeben sind. Die aufgemauerten Exemplare sind außen rund, umschließen aber einen viereckigen Raum.[5] Viel gewaltiger sind die ausgedehnten Nekropolen bei Bou Nouara (mehrere Tausend kleiner Dolmen),[6] Sigus (in unmittelbarer Nachbarschaft der Ruinen einer wichtigen römischen Stadt, auf einem Bergrücken, an dessen unteren Abhängen eine römische Nekropole mit zahlreichen lateinischen Grabinschriften liegt),[7] Bou Merzoug (gegen 1000 Dolmen),[8] Roknia (über 3000 Dolmen)[9] und Kheneg,[10]

seine Kartenskizze S. 502, Taf. VI—IX. Ferner bes. St. Gsell, Les monuments antiques de l'Algérie, I, Paris 1901, S. 5 ff.

[1] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 6, 10.
[2] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 11 f.
[3] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 16 f.
[4] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 13 ff.
[5] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 15 f.
[6] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 23 ff., Taf. I. D. Randall-Maciver and A. Wilkin, Libyan Notes, London 1901, S. 81 ff., Taf. XVI, 2, 6.
[7] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 26 ff.
[8] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 25 f. Randall-Maciver-Wilkin, l. c. S. 83 ff., Taf. XVII, 1—4.
[9] Vgl. Randall-Maciver-Wilkin, l. c. S. 88 ff. St. Gsell, l. c. S. 18 ff., daselbst weitere Literatur.
[10] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 32, Taf. II.

alle in der Provinz Constantine. Ferner sieht man an der Bahn von Constantine nach Bone bei den Stationen Zaouïet el-Queláu und Nador viele Hunderte von Dolmen.[1] Diese Dolmen sind meist einfache, nicht sehr große Steinkisten aus orthostatischen Platten, nicht selten jedoch mit aufgemauerten Seitenwänden, teils nur mit dem Deckstein aus der kleinen, in der Mitte erhöhten Terrasse herausragend, in welcher sie stecken, umgeben von einem oder mehreren Steinkreisen oder auch von rechteckigen Umhegungen. In einem abgegrenzten Raume können bis 5 Dolmen stehen. Sie sind zum größten Teil noch nicht untersucht. In Roknia gibt es auch einige Dolmen, deren Seitenwände teilweise aus dem gewachsenen Felsen ausgehauen sind.[2] Bei diesen zeigen die Platten und die Seitenwände gute Steinmetzarbeit derselben Art, die man in römischen Ruinen trifft. Doppeldolmen, vergleichbar mit den palästinischen, sind nicht selten. Den Inhalt bilden Hockerskelette, in der Regel eines; in manchen Nekropolen liegen jedoch Familiengräber vor. Die Beigaben sind spärlich, meist nur ein Krug primitiver einheimischer oder importierter Arbeit für jeden Toten, wenig Schmucksachen und Waffen aus Bronze, Eisen und Knochen, selten aus Stein; ganz selten sind Silberringe. Asche, Holzkohlen und Tierknochen deuten auf Totenmahle bei der Bestattung.

Einen andern Typus zeigen die Dolmen bei Henchir el-Hadjar im Gebiete von Enfida (Tunis), etwa 400 Exemplare, nämlich den der Ganggräber. Sie stecken nach Lissauer meist so weit in der Erde, daß nur der Deckstein sichtbar ist, sind von Steinkreisen umgeben und enthalten bis zu 6 Steinkammern mit sitzenden Hockern.[3] Neben den eigentlichen Dolmengräbern findet man im Lande der Kabylen nach Lissauer noch quadratische Riesenstuben bei Ellez (Tunis) aus 4 großen Steinplatten mit Türen und kleinen Fenstern in den Türsteinen, backofenförmige, aus Steinplatten gebaute und überwölbte Gräber, ebenfalls bei Ellez, und Tumulusgräber in einem Steinring aus orthostatischen Platten mit nischenartigem Eingang (sog. Senām).[4]

Das Alter dieser verschiedenen Dolmennekropolen läßt sich schwer bestimmen, weil die meisten noch nicht genügend untersucht worden sind. Jedoch steht fest, daß das Megalithgrab bei Hirtenstämmen und Ansässigen in Nordafrika sehr lange in Gebrauch gewesen ist und sich länger gehalten hat als anderswo. Große Friedhöfe, wie

[1] Beschrieben von L. Levistre, Anthropos 2 (1907), S. 135 ff.; darunter Doppeldolmen und Ganggräber.

[2] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 21, Fig. 4.

[3] Vgl. E. T. Hamy: Bulletin de géographie historique et descriptive 1904, S. 10 ff.

[4] Z. B. bei Msila, vgl. Randall-Maciver and A. Wilkin, l. c. S. 78 ff.

z. B. die von Sigus und Ichoukkân bei Timgad, liegen in unmittelbarer Nähe von Ruinen römischer Städte, andere wie Roknia, Bou Nouara müssen nach Gsell Stämmen angehört haben, die in leichten Hütten wohnten, da ihre Umgebung gänzlich ruinenfrei ist. Als die Punier und Römer ins Land kamen, waren die oberirdischen Steingräber noch einheimische Sitte, an der die Afrikaner bis in die ersten christlichen Jahrhunderte hinein mit Zähigkeit festgehalten haben. Das beweisen römische Münzfunde, Lampen und importierte Keramik der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Dolmen, ferner dolmenähnliche Bauten aus römischen Werkstücken sorgfältiger Ausführung, z. B. in Guelaat bou Atfane, mit Nischen zur Aufnahme von Aschenurnen im Innern, ähnlich noch großartigere Anlagen in Mechera Sfa (Prov. Oran). Eine dieser dolmenartigen Grabkapellen trägt an der Fassade eine Lampe, Taube und einen Fisch, also christliche Symbole eingemeißelt.[3] Nach Gsell kennt man keinen Dolmen, der Steinwerkzeuge enthalten hätte. Andere wollen solche in Dolmen oder doch in unmittelbarer Nähe von Dolmen gefunden haben.[4] So sammelten Maciver und Wilkin schwarze neolithische Feuersteinklingen und Instrumente in und neben den Gräbern von Msila, ebenso neben den Dolmen von Bou Merzoug. Auch Gsell erkennt jedoch das hohe Alter des Dolmentypus ausdrücklich an und meint, daß die Entdeckung der ältesten Dolmennekropolen Nordafrikas noch bevorstände.[5] Die Sitte der rein neolithischen Zeit war das oberirdische Steingrab in Nordafrika nicht, denn alle Sepulturen dieser Epoche fand man in Höhlen, an Schutzorten und in offenen Stationen.[6] Es scheint gegen Ende dieser Zeit aufgekommen zu sein und ist in Ostafrika, wie die Pyramiden beweisen, jedenfalls uralt.

Die bodenständige nordafrikanische Megalithkultur hat also mit den indogermanischen Wanderungen nichts zu tun. Natürlich ist es trotzdem nicht ausgeschlossen, daß indogermanische Stämme hier im Laufe der Zeit ebenfalls in Steingräbern bestattet haben, falls sich ihr Vorhandensein im Lande geschichtlich nachweisen läßt. Dasselbe gilt für Palästina. Die Megalithzeit als Kulturperiode liegt vor den großen Völkerverschiebungen des 2. Jahrtausends, welche nach unserem heutigen Wissen zum erstenmal arische Elemente ins Land brachten. Waren unter den Hyksos,

[1] Vgl. auch Randall-Maciver and A. Wilkin, l. c. S. 91 f.
[2] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 32 f., Taf. III.
[3] Vgl. St. Gsell, l. c. S. 34 f.
[4] Vgl. A. Lissauer, ZE 1908, S. 508.
[5] Vgl. auch Randall-Maciver and Wilkin, l. c. S. 93.
[6] Vgl. St. Gsell, Histoire ancienne de l'Afrique du Nord I, 269 ff.

Mitanni und Hettitern Arier, so können sie in späten Megalithgräbern bestattet haben, wenngleich die Tatsache, daß sie es sonst in Kleinasien, Syrien und Ägypten nicht getan haben, diese Annahme nicht gerade wahrscheinlich macht.

4) Die Dolmenerbauer Palästinas waren Semiten. Überall, wo Megalithgräber vorkommen, gibt es daneben und zu gleicher Zeit je nach der Oberflächenbeschaffenheit des Landes auch andere Grabformen, in Nordafrika Steingräber und Felsgräber, in Palästina Erdgräber und Höhlengräber, in Transkaukasien neben den Dolmen Kurgane verschiedener Formen und Steinschüttgräber, alle aus der Bronze- und der ersten Eisenzeit. Ähnlich war es auch in Westeuropa, auf den Inseln und überall.[1] Man darf also die Sitte des Megalithgrabes nicht ausschließlich für eine bestimmte Rasse in Anspruch nehmen, sondern muß bedenken, daß der mächtig entwickelte Seelenglaube und der Totendienst am Ende der jüngeren Steinzeit bei Völkern auf einer bestimmten Kulturstufe vor allem ein festes, sicheres und zugleich ein monumentales Totenobdach verlangte. Dieses Ziel konnte je nach den natürlichen Eigenschaften des Erdbodens auf verschiedene Weise am leichtesten erreicht werden, und zwar je nach dem Wechsel der natürlichen Bedingungen selbst in einem und demselben Volke. In Alluvialebenen, in Sand- und Steinwüsten, in menschenleeren Steppen wird man keine Großsteingräber erwarten. War der natürliche Charakter der Landesoberfläche einheitlich und einer bestimmten prähistorischen Grabform günstig (vgl. die südrussischen Steppen), dann hat sich diese Form auch in der Regel einheitlich verbreitet und sehr lange gehalten. Die Oberflächenbeschaffenheit Palästinas ist nun aber keineswegs einheitlich.

Deshalb ist es vom Standpunkt der Megalithgräber auch nicht notwendig, in Palästina einen ethnischen Unterschied zu machen zwischen der westpalästinischen, hauptsächlich in Höhlen bestattenden Bevölkerung und den ostpalästinischen dolmenbauenden Stämmen. Beide können, falls sich keine weiteren Gründe für eine Scheidung geltend machen lassen, durchaus demselben Volke oder derselben Rasse angehört haben. Zweifellos bildete während des 3. Jahrtausends das semitische Element in Palästina bereits die herrschende Bevölkerung, mindestens in der zweiten Hälfte dieser Zeit. Alles spricht dafür, wie wir gesehen haben, daß namentlich die ostjordanische Bevölkerung, die immer aus der syrisch-arabischen Wüste ergänzt wurde, semitischen, wahrscheinlich amoritischen Ursprungs war. Die alteingesessene kleinasiatishe Urbevölkerung, die aus historischen und anthropologischen Gründen angenommen wurde, ist

[1] Vgl. oben S. 533 f. für Frankreich.

zurzeit noch nicht recht faßbar und kommt auch für die Dolmensitte allem Anschein nach nicht in Betracht. Alles weist also darauf hin, daß wir die Semiten als Hauptträger der palästinischen Megalithkultur anzusehen haben.[1] Ob auch andere Bevölkerungselemente daran beteiligt waren, was als durchaus möglich angesehen werden muß, läßt sich zurzeit nicht sagen. Die Entwicklung der palästinischen Dolmen rechtfertigt es nicht, an eine von N. nach S. vordringende Bevölkerung zu denken, da wir die ältesten megalithischen Grabbauten gerade im Süden des Landes, in Moab getroffen haben. Man wird also sagen können: Dolmenerbauer waren die spätneolithischen Steppenbewohner des Ostjordanlandes und der gleichartigen Gebiete des Westens, die Schaf- und Ziegenhirten und die Halbfellachen des ostjordanischen Plateaus, seit früher Zeit zweifellos in der Hauptmasse Semiten, die unter dem Schutze der westjordanischen ansässigen Kultur allmählich zur Seßhaftigkeit übergingen und eine feste staatliche Organisation entwickelten. Für den semitischen Charakter der Dolmenleute spricht auch, daß die großen Steingräber, die Maṣṣeben und Steinkreise in der kanaanäischen Religion des biblischen Zeitalters eine so große Rolle spielten und auch sonst mit altsemitischem Glauben eng verknüpft sind.

In einer Schlußbetrachtung mag noch auf zweierlei hingewiesen werden. Zunächst auf die Frage nach den Beziehungen der palästinischen zur west- und nordeuropäischen Megalithkultur.

Bekanntlich stehen sich hier zwei Ansichten schroff gegenüber. Die einen lassen die neolithische und die folgenden metallzeitlichen Kulturen sich entwickeln unter konstanten Einflüssen aus den Gebieten des südöstlichen Mittelmeeres, die den übrigen zeitlich vorangegangen sind und das westliche und nördliche Europa als peripheren Kreis dauernd befruchtet haben, teils durch den Landweg über die Balkanhalbinsel, Donau, Moldau und Elbe abwärts, vor allem aber auf dem großen Seewege an den Küsten des Mittelmeeres, der durch die Meerenge von Gibraltar an der Westküste Europas nordwärts nach Britannien und Skandinavien führte. Das ist die Meinung der angesehensten Archäologen und Historiker, eines S. Müller, O. Montelius, J. Déchelette und E. Meyer. Namentlich S. Müller hatte in seinem Buche „Urgeschichte Eurpas“ (1905) die Abhängigkeit Europas vom südöstlichen Kulturkreise (Kreta,

[1] Ebenso H. Vincent, Canaan, S. 419 ff. J. Benzinger, Hebr. Archäologie[2]. S. 42 f.

Ägypten) aufs schärfste auch für die Megalithgräbersitte ausgesprochen. Die großen Riesenstuben des Nordens sind Müller unbeholfene barbarische Nachahmungen der kunstvollen griechischen Kuppelgräber.[1] Nach Montelius hat sich die Dolmensitte in friedlicher Übertragung von Volk zu Volk aus dem Orient, sei es von Syrien und Palästina, sei es von Griechenland aus auf der afrikanischen Küste, Malta, Sizilien, Sardinien, Korsika und die Balearen streifend, nach Spanien und Portugal und am Westrande Europas weiter nach dem Norden verbreitet.[2] Déchelette konstatiert, daß die ältesten metallzeitlichen Kulturen Europas sich unter dem Einflusse des Südostens entwickeln, und schließt, daß dieselbe Kulturströmung bereits am Ende der steinzeitlichen Zivilisation wirksam gewesen sei. Demgemäß nimmt er den östlichen Ursprung der Dolmensitte an: c'est en Orient que ce premier essai architectural a pris naissance et s'est de là que les variétés du type originaire ont successivement rayonné vers l'Ouest.[3] Meyer betont „die absolute Unselbständigkeit und Inferiorität der europäischen Kulturen", enthält sich aber in der Dolmenfrage eines abschließenden Urteils und scheint ihre selbständige Entwicklung in Europa zuzulassen.[4]

Demgegenüber hält ein anderer Teil der Forscher entschieden an der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit der europäischen Kultur fest. Diese habe sich im wesentlichen ohne orientalische Einflüsse und selbständig entwickelt, sei es von Skandinavien, sei es von Südwesteuropa ausgehend, und habe umgekehrt den Osten nachhaltig beeinflußt. Namentlich halten alle, welche die Urheimat der Indogermanen in den altbaltischen Ländern oder in Norddeutschland suchen, die nordischen Völker auch für die Schöpfer der neolithischen Kultur Europas und damit auch des Großsteingrabes, wie K. Penka, M. Much,[5] G. Kossinna u. a. (s. o. S. 698 ff.). Andere, wie G. Wilke, C. Schuchhardt, entscheiden sich aus archäologischen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten für einen großen südwesteuropäischen Kulturkreis als einen der Ausgangspunkte der Zivilisation Europas und des Orients. Südindogermanen haben nach Kossinna den Semiten das Pferd gebracht;[6] die Schrift sei zuerst in Form einer der nordischen Runenschrift ähnlichen Buchstabenschrift aus Südwesteuropa, wo sie schon in den ältesten Dolmen, ja am Ende der paläolithischen Zeit auftrete, nach dem Osten gelangt.[7]

[1] Vgl. Urgeschichte Europas, S. 76.
[2] Vgl. Orient und Europa, S. 31 ff. [3] Manuel I, S. 427.
[4] G. A. I 2[3], S. 838 ff., bes. S. 830, 840 f.
[5] Vgl. z. B. Die Trugspiegelung orientalischer Kultur, S. 130 f.
[6] Vgl. G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte[2], S. 16.
[7] Vgl. G. Kossinna, l. c. S. 18. G. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur, S. 55 ff.

In der Keramik, im Burgenbau, im religiösen Leben und nicht zuletzt im Totenkult und in der Megalithgräbersitte sei Europa durchaus schöpferisch aufgetreten und habe den Orient nachhaltig beeinflußt.[1] Aus dem südwesteuropäischen Kulturkreise habe sich die Megalithkultur über Nordafrika oder auf dem Seewege über die Inseln des Mittelmeeres nach dem Orient verbreitet. Ja nach Wilke hat diese westöstliche Kulturströmung an der syrisch-kleinasiatischen Küste nicht Halt gemacht, sondern sich weiter bis nach Indien, ja bis an die Küste des Stillen Ozeans erstreckt.[2] Auch die sumerische Kultur soll nordeuropäisch-indogermanischer Herkunft sein.[3]

Wie verhält sich nun die palästinische Megalithkultur zu diesen beiden Kulturwanderungshypothesen? Beiden ist gemeinsam, daß sie die Sitte des Großsteingrabes ihren Ausgang von einem Punkte an der Peripherie des europäisch-mittelländischen Kulturkreises nehmen lassen und die verschiedenen Dolmennekropolen genetisch und zeitlich miteinander in Beziehung zu setzen versuchen, nur in verschiedener Richtung. Nach unseren Darlegungen hat sich das palästinische Megalithgebiet weder als Ausgangspunkt der Megalithgräbersitte erwiesen, noch ist es verständlich als Endpunkt oder Glied einer Kette westöstlich gerichteter Bewegungen.

Die Sitte des Steingrabes tritt in Palästina selbst nur in peripheren und kulturell vom Westen abhängigen Gebieten auf; es ist unwahrscheinlich, daß von solchen kulturell unselbständigen Gegenden, die nicht einmal ihre unmittelbare Umgebung nennenswert beeinflußt haben, eine so starke und zielbewußte Kulturströmung nach Westen ausgegangen ist. Die Hirten und Halbfellachen des ostjordanischen Plateaus können ihre Gräbersitte nicht in die Welt hinausgetragen haben. Zudem liegt das palästinische Megalithgebiet selbst an der nördlichen Peripherie eines großen Gebietes oberirdischer Steingräber, das ganz Nordafrika und Nordwestarabien umfaßt und in dem an verschiedenen Punkten die gleichen natürlichen Vorbedingungen und die gleichen Forderungen des Totenkults auch gleiche oder ähnliche Grabsitten hervorgebracht haben. Wie wir sahen, ist der palästinische Megalithkreis verhältnismäßig arm an Grabformen; das Ganggrab ist nur kümmerlich entwickelt. Der

[1] Vgl. G. Wilke, l. c. S. 66 ff., 155 ff. C. Schuchhardt, Ber. Berl. Akad. 1913, S. 734 ff. 1914, S. 277 ff.

[2] Vgl. seinen Aufsatz: Kulturparallelen zwischen Indien und den Ostmittelmeerländern, Mannus 4 (1912), S. 45 ff. Erweitert: G. Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa, Würzburg 1913.

[3] Vgl. K. F. Wolff, Die Germanen als Begründer der europäischen Kultur. Mit einem Vorwort von G. Kossinna und Anmerkungen von F. Hommel, Bozen 1911.

westmittelländische Kreis ist unvergleichlich viel reicher und zeigt eine geschlossene Reihenfolge der Entwicklung der Formen von den einfachsten zu den kompliziertesten. Es läßt sich von Palästina aus keine Wanderung der Megalithgräbersitte feststellen, weder über Ägypten noch über Kleinasien. Dagegen sprechen auch chronologische Bedenken, da die westeuropäischen Megalithgräber mindestens ebenso alt, nach manchen sogar viel älter sind als die gleichartigen palästinischen.

Was speziell die westostmittelländischen Beziehungen betrifft (s. o. S. 342 f., 347 ff., 369 ff., 489 f.), so müssen direkte genetische Zusammenhänge in beiden Richtungen allem Anschein nach abgelehnt werden (s. o. S. 351 f.). Die griechischen Kuppelgräber der spätmykenischen Zeit können nicht die Vorbilder für die großen, viel älteren Ganggräber mit Kraggewölbe der iberischen Halbinsel gewesen sein (s. o. S. 489 f.). Die geringe Entwicklung des Ganggrabes im ostmittelländischen Megalithkreise spricht überhaupt nicht dafür, daß diese in West- und Nordeuropa so reich vertretene Form des Steingrabes aus Palästina stammt (S. 491 f.). Wenn auch manche Erscheinungen der palästinischen Megalithkultur älter sein mögen wie auf den abgelegenen westmittelländischen Inseln, so sind wir aus diesen chronologischen Gründen doch noch nicht zur Annahme berechtigt, daß die megalithische Entwicklung von Ost nach West gegangen ist, wie ich oben S. 352 irrtümlich meinte. Der westmittelländische Kreis bildet mit dem nordafrikanischen in vieler Beziehung eine Einheit für sich, sowohl kulturell als ethnographisch. Mit dem nordafrianischen Steingräbergebiet hängt auch das palästinische unmittelbar zusammen. Infolgedessen kann man sagen, die ostmittelländische und westmittelländische Megalithkultur sind auf demselben Stamme gewachsen. Daher erklärt sich ein Teil der großen Ähnlichkeiten zwischen den Megalithbauten beider Kulturgebiete, zum guten Teil aber auch aus der Gleichheit der Wirtschaftsform (Hirtentum), aus der Gleichheit des Zweckes (Fliehburgen, Ringwälle, steinerne Totenhäuser) und des Baumaterials.

Die palästinische Megalithkultur ist aber auch nicht Glied einer von Nord- oder Westeuropa ostwärts bis nach Indien gerichteten Kulturbewegung. Ihr Gebiet ist nach W., N. und O. ohne jeden Anschluß, die Zwischenglieder dieser angeblichen Bewegung fehlen. Die griechischen Kuppelgräber sowohl wie die palästinischen Ganggräber und die Bauten mit Kraggewölbe sind auch ohne die iberischen Vorbilder aus ihrem Kulturkreise heraus durchaus verständlich (S. 490 f., 492 f., 501 f.). Die selbständige Entwicklung des palästinischen Megalithgrabes aus den günstigen Vorbedingungen (Sitte

oberirdischer Steingräber in den Steppengebieten, Hirtentum, lebhafter Ahnenkult) ist demnach weitaus das wahrscheinlichste.

Eine weitere wichtige Tatsache, auf die noch einmal hingewiesen werden soll, ist der Mischcharakter der palästinischen Kultur. Dieser zeigt sich schon in früher vorgeschichtlicher Zeit. Palästina als schmales Durchgangsland zwischen dem asiatischen und nordafrikanischen Kontinent, durch die Natur in viele Sonderlandschaften gespalten, von Süden, Westen und Norden beständig verschiedenartigen kulturellen Einflüssen, von Osten kulturfeindlichen und hemmenden Mächten ausgesetzt, hat nie eine eigene und einheitliche Kultur haben können. Das Bild, das wir durch unsere Untersuchungen gewonnen haben, ist allerdings durch die Beschränktheit des archäologischen Materials ein einseitiges. Wir konnten die palästinischen Funde beständig vergleichen mit denen Ägyptens und der Welt des Ägäischen Meeres, während Nordsyrien und Kleinasien noch zu wenig erforscht sind. Von wichtigen Kulturgütern Palästinas mußten wir vermuten, daß sie aus den benachbarten Kulturländern dorthin gekommen sind, ob aus Babylonien oder dem Niltale, bleibt zweifelhaft. Der Kulturesel mag wohl aus Ägypten stammen, das Pferd sicher aus dem Norden, bei der Rinderzucht, dem Getreidebau und der Pflugkultur bleibt der Ursprung ungewiß, ebenso beim Ziegelbau.

Ihrer Natur nach ist die materielle Kultur Palästinas, sobald sie sich aus den primitiven Zuständen der Steinzeit zu eigenem Charakter erhob, eine asiatische; aber sie nimmt noch teil an der im wesentlichen gleichförmigen Kultur des östlichen Mittelmeergebietes im 3. Jahrtausend; sie liegt an der Peripherie dieses Kulturkreises, der durch regen Austausch zur See verbunden ist, und erhält von den führenden Zentren dieses Kreises, Ägypten und Kreta, beständig Anregungen zu höherer Entwicklung (S. 212 f.). Schon am Ende der neolithischen Zeit ließen sich in Palästina Beziehungen zur Welt des Ägäischen Meeres und Ägypten feststellen (S. 214). In der Keramik der älteren Bronzezeit, die eine selbständige Stellung einnimmt, ergeben sich nicht leicht deutbare Ähnlichkeiten mit ägyptischen Formen (S. 231 ff., 236 f., 286 ff.), deutlichere mit Kreta und den Kykladen (S. 234 ff.), besonders in den Gefäßformen und in der Dekorationsweise, nur daß die ägäische Keramik die elegantere und fortgeschrittenere ist. Palästina, besonders der bisher allein näher erforschte Süden, war also auch in der älteren Bronzezeit (2500—1500) mit der Welt des Ägäischen Meeres durch eine teilweise verwandte, wenn auch selbständige materielle Kultur verbunden (S. 291 f.). Im Süden lassen sich, namentlich in der Kleinkunst, Schmuck, Amuletten, Siegeln und Statuetten, mannigfache Einflüsse Ägyptens feststellen. Im 3. und während der ersten Hälfte des

2. Jahrtausends steht also Palästina, was die äußeren Kulturgüter betrifft, dem ostmittelländischen Kulturkreise nahe und wird von ihm beeinflußt; es ist mehr nach SW. und W. als nach Babylonien orientiert. Im Norden wird eine gleichartige Kultur geherrscht haben, nur mehr unter babylonischem Einfluß.

Man muß sich aber immer lebhaft vor Augen halten, daß die palästinische Kultur keine Einheit ist. Der Norden wird sich vom Süden in mancher Hinsicht unterschieden haben. Auch die Steppengebiete des Ostens haben am Ende der Steinzeit eine eigentümliche Megalithkultur entwickelt, die sonst in Westasien isoliert dasteht und nur Beziehungen nach Süden hat. Diese spätsteinzeitlichen Megalithgräber, die Ringwälle, Türme mit Kraggewölben und die Wohnburgen haben absolut nichts Babylonisches, aber auch nichts Westpalästinisches an sich, sie weisen eher nach Nordafrika und zum westmittelländischen Kreise, erhärten aber die Selbständigkeit Palästinas. Im Städte- und Festungsbau dagegen (s. o. S. 677 ff.) tritt die Verbindung mit Nordsyrien und Kleinasien und mittelbar mit Babylonien klar zutage. Aber auch im Rahmen dieser Beziehungen wahrte sich Palästina eigene Initiative und selbständiges Vorgehen.

Stärker wurde Palästina aber auf geistigem Gebiete auf dem Wege über Nordsyrien von dem babylonischen Kulturkreise beeinflußt.[1] Seit dem sumerischen Reiche des Lugalzaggisi (gestürzt um 2775) und dem semitischen Reiche Sargons und seiner Nachfolger (von 2750 ab) erstreckte sich der Einfluß der babylonischen Kultur bis an die Gestade des Mittelmeeres und bis in das mittlere Kleinasien, besonders seitdem durch Niederwerfung der Amoriter die Verbindung Babyloniens mit dem Westen durch eine gleiche Bevölkerungsschicht für Jahrhunderte eng geknüpft war. Infolge dieser politischen Vorherrschaft ist die babylonische Sprache und Schrift als Verkehrsmittel, die Tontafel als Schreibmaterial und der schriftliche Geschäftsverkehr nach dem Westen gedrungen und hat sich in Syrien und Palästina, im östlichen Kleinasien und später über diese Gebiete hinaus verbreitet. Mit dem babylonischen Kaufmann kam babylonische Rechnungskunst, Maße, Gewichte und die Verwendung des Edelmetalls als Wertmesser nach dem Westen, in ihrem Gefolge die Kenntnis babylonischer Mythen und Erzählungen, volkstümliche religiöse Gebräuche und andere Elemente. Sie trafen auf verwandte gemeinsemitische Anschauungen und fanden so leichter Eingang als die von Süden eindringende andersgeartete ägyptische Gedankenwelt.

Doch wäre es offenbar falsch, sich diese geistigen Einwirkungen der Nachbarvölker auf Syrien-Palästina als umwälzend und grund-

[1] Vgl. E. Meyer, G. A. I2[3], S. 678 f.

stürzend vorzustellen. Nichts weniger als das. Wenn auch Palästina und das ganze Westland wirtschaftlich und damit zum guten Teil auch in der materiellen Kultur in erster Linie Bindeglied und Vermittler war zwischen den beiden großen Wirtschaftsgebieten des Altertums am Nil und Euphrat, wenn ihm auch so die Fortschritte der materiellen Kultur von dort zuflossen, so hat der Westen doch seine geistige Eigenart und sein Selbstbewußtsein behauptet, besonders die Gebirgsgegenden und die Hochebenen des Inneren. Er nahm an von den stammverwandten Babyloniern, lernte und paßte es seinem Geiste an, aber er gab seine Seele nicht auf. Ja er hat seinerseits, wenn nicht alles täuscht, den Osten stark beeinflußt, besonders in religiöser Beziehung, während er selbst sich darin mehr oder minder ablehnend verhalten zu haben scheint. Je weiter wir in der Erforschung Palästinas und Syriens fortschreiten, desto klarer wird der Mischcharakter seiner materiellen Kultur aus Eigenem und Fremdem zutage treten, desto sicherer aber auch seine geistige Eigenart.

# Nachträge und Berichtigungen.

S. 7 f. 9. 11. Zur Gilgalfrage vgl. neuerdings E. Sellins Ausführungen in seiner soeben erschienenen wichtigen Abhandlung: Gilgal. Ein Beitrag zur Geschichte der Einwanderung Israels in Palästina, Leipzig 1917. S. 3—21 hat Sellin im Anschluß an Schlatter, Zur Topographie und Geschichte Palästinas, S. 246 ff. endgültig ein Gilgal-Heiligtum neben der Orakelterebinthe am Fuße des Garizim bei Sichem nachgewiesen, Deut. 11, 30; 27, 2, das in der ältesten Geschichte Israels eine große Rolle gespielt hat. Vgl. dazu bereits die Ausführungen in meiner Geschichte des Bundesgedankens im Alten Testament I, Münster 1910, S. 325 ff., von Sellin nicht erwähnt.

S. 11 Z. 2 v. u. lies Ḫirbet el-Muraṣṣaṣ für Muraṣṣas.

S. 12 Z. 14 v. u. l. Tell el-Meṭāba' für T. el-Meṭāba.

S. 12 Z. 15 v. o. l. Ḥenāwei für Henāwei.

S. 13 Z. 13 v. o. l. Leǧǧūn für Leǧūn.

S. 13 Z. 16 v. o. l. Bṣēra für Bsēra.

S. 13 Z. 17 v. o. l. es-Sukkar für es-sukkār.

S. 13 Z. 25 v. u. l. 'Ammān für Ammān.

Zu S. 13 Anm. 1, dolmenähnliche spätmegalithische Gräber bei Bētīn, vgl. noch Clermont Ganneau, Dolmens et monuments de pierres brutes en Palestine: Recueil d'archéologie orientale IV (1901), S. 261 und Finn, Byeways, S. 210 (Zitat nach Clermont Ganneau).

S. 14 Anm. 2. Zu den Silexfunden in Geser vgl. noch Macalister, The Excavation of Gezer I, S. 6 und Fig. 3 S. 7.

S. 14 Z. 23 v. u. l. Tell eṣ-Ṣāfije für Tell eṣ-Ṣāfie.

S. 15 Z. 6 v. o. l. Arṭās für Artās.

S. 16 oben. Als wichtigere selbständige Arbeiten zur vorgeschichtlichen Archäologie Palästinas, die von mir im Verlaufe meiner Darstellung bereits größtenteils verwertet werden konnten, seien noch angeführt:

J. de Groot, Palestijnsche Masseben (opgerichte Steenen), Groningen 1913.

P. E. Mader, Megalithische Denkmäler im Westjordanland: ZDPV 37 (1914), S. 20—44 und 3 Taf.

A. Kohn, Die prähistorischen Perioden in Palästina (S. A. aus: Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. 44), Wien 1914.

A. Kellner, A Day with the Neoliths: QSt. 45 (1913), S. 184—190.

A. A. Olesnickij, Magaliticeskie pamjatniki svjatoj zemli: Pravosl. Palest. Sbornik XIV, 2 (Heft 41), Petersburg 1895 („Die megalithischen Denkmäler des Hl. Landes"). Ist mir unzugänglich geblieben.

Zu S. 16 Anm. 6. Der 1. Band jetzt bereits in dritter neubearbeiteter Auflage, Gotha 1916. — Vgl. ferner noch E. Sellin, Resultat der Ausgrabungen der sog. prähistorischen Zeit: Mitteil. d. Anthropol. Ges. in Wien 1901, Sber. 1.

Wł. Szczepański, S. J., Palestyna przedhistoryczna w świetle najnowszych wykopalisk („Das vorgeschichtliche Palästina im Lichte der neuesten Ausgrabungen"): Miesiecznik Koscielnego 1912, Posen. — Derselbe, La Palestina preistorica alla luce degli scavi più recenti: Civ. catt. 1912, 3. Aug. 290—302.

Die Ergebnisse meiner eigenen Untersuchungen zur Vorgeschichte Palästinas sind kurz zusammengefaßt in meiner Broschüre: Die Resultate der neueren Ausgrabungen und Forschungen in Palästina[3], Münster 1912.

P. Thomsen hat in seinem Kompendium der palästinischen Altertumskunde, Tübingen 1913, S. 20—31 den vorgeschichtlichen Denkmälern des Landes eine ziemlich ausführliche Besprechung gewidmet.

S. 42 Z. 16 v. o. und Z. 2 v. u. l. Antilibanos für Antilibanon.

S. 46 Z. 10 v. o. l. Negeb für Neǧeb; ebenso S. 61, 503, 504, 512.

S. 46 Anm. 2. Vgl. jetzt St. Macalister, The Excavation of Gezer I, S. 6 u. Fig. 3 S. 7.

S. 61 Z. 12 v. o. l. Antilibanos für Antilibanon; ebenso S. 150.

S. 71 Z. 4 v. u. l. Jaṭṭā für Juṭṭā; ebenso S. 72 Z. 1 v. o.

S. 71 Z. 12 v. u. l. Ša'fāṭ für Sa'fāt.

S. 110 Z. 9 v. u. l. ihre feinere K. für seine f. K.

S. 121 ff. In der Überschrift dieses Abschnittes ist für „Palästina" versehentlich „Galiläa" stehen geblieben. Es muß also heißen: Die frühneolithische Periode in Phönizien und Palästina.

S. 129 Z. 3 v. o. l. Meṭāba' für Meṭāba.

S. 133 ff. Zu den Stationen von el-Buḳē'a, Sūr Bāher, Ain Ṣāleḥ vgl. noch M. Kellner, A Day with the Neoliths: QSt. 45 (1913), S. 184—190, mit Abbildungen.

S. 147 Anm. 2 l. Kibyratis für Kibryatis.

S. 153 Z. 4 v. u. l. Ḥarrān für Ḫarrān.

S. 158 vgl. noch W. Freiherr v. Landau, Prähistorische Funde unweit Sidon und Ǧebeil (Byblos): ZE 37 (1905), S. 209—211.

S. 175 Z. 8 u. 10 v. u. l. Ḥesī für Ḫēsi.

S. 178 Z. 7 v. o. l. ez-Zuṭṭīje für ez-Zuṭīje.

S. 179 Z. 6 v. o. l. Beddīje für Bedīje.

S. 179 Z. 2 v. u. und S. 185 Z. 11 v. u. l. Jaṭṭā für Juṭṭā.

S. 192 Z. 15 v. o. l. Nāblus für Nablūs.

S. 194 Z. 11 v. o. l. Beddīje für Bedīje.

S. 206 Z. 16 v. o. l. tibn für ṭibn.

Zu S. 220. Zur Töpferkunst heutiger palästinischer Bauernfrauen vgl. jetzt L. Einsler, Das Töpferhandwerk bei den Bauernfrauen von Rāmallāh und Umgegend: ZDPV 37 (1914), S. 249—260 u. Taf. XLV—XLVII, mit Anmerkungen von H. Guthe.

S. 266 Anm. 1 l. Fig. 25 S. 44 für Fig. 5 S. 44.

S. 304 Z. 6 v. u. l. el-'Afrītije für 'Afrīṭije.

Zu S. 321 f. Sepp, Neue hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästinafahrt, München 1896 I, S. 143 f. spricht die Vermutung aus, daß die Tradition von der Tabula oder Mensa Domini bei den Quellen von Ṭābṛa an einen Dolmen anknüpfe und verweist auf die in Florenz aufbewahrte Palästinakarte aus der Zeit um 1300 (ZDPV 14 [1891], Taf. I), die am Berge unmittelbar über den Quellen von Ṭābṛa eine dolmenähnliche Tabula abbilde. Dargestellt ist auf der Karte aber ein wirklicher Tisch mit gekreuzten Beinen ohne Ähnlichkeit mit einem Megalithgrabe. Ich habe die ganze Umgebung nach Resten von Dolmen abgesucht und keine Spur davon gefunden; sie treten erst im Basaltgebiet bei Kerāzije auf.

S. 325 Z. 2 v. o. l. Ṛōr für Rōr.

S. 346 Z. 3 v. o. l. 15,60 m für 12,60 m.

S. 349 f. Zu den Talayots vgl. A. Mayr, Über die vorrömischen Denkmäler der Balearen (Sitzber. Bayr. Akad. 1914, 6. Abh.), München 1914.

Zu S. 396 Anm. 3 vgl. Clermont Ganneau, Dolmens et monuments de pierres brutes en Palestine: Recueil d'archéologie orientale IV (1901), S. 261 f.

Zu S. 398 ff., den spätmegalithischen Gräbern bei Bētīn, vgl. Cl. Ganneau, Recueil d'archéologie orientale IV (1901), S. 261 f.

Zu S. 379 ff. vgl. das mir unzugängliche russische Werk von A. A. Olesnickij, Megalitičeskie pamjatniki svjatoj zemli: Pravosl. Palest. Sbornik XIV, 2 (Heft 41), Petersburg 1895.

S. 400 Z. 16 v. o. l. Nāblus für Nāblūs.

S. 448 Z. 14 v. o. l. siebente für siebte.

S. 491 Z. 6 v. o. l. Kuppelgräber für Kugelgräber.

S. 519 Z. 19 v. o. l. Ostjordanlandes für Ostjordantales.

S. 560 Z. 18 v. o. l. Melišiḫu für Melišiḫn.

S. 573 Zu modernen arabischen Trauerliedern, die auf den Durst der Toten anspielen, vgl. vielleicht noch A. Musil, Arabia Petraea III, S. 439:

Muḳattalīn wa bāietīn
ḳūmū, ešrabū min bāred el-mā . . .
Ihr Ermordeten und Ruhenden,
stehet auf und trinket von dem kühlen Wasser . . .

S. 583 Z. 7 v. o. l. an den Parentalia für den Parentalia.

S. 595 Z. 12 v. o. l. Sebaṣṭije für Sebaṣṭije.

Zu S. 609 ff. vgl. H. Proctor, Giant races in Arabia Petraea: The American Antiquarian and Oriental Journal 28 (1906), S. 108 f.

S. 610 f. Dolmen als Sitze von Geistern und Gespenstern; vgl. die interessante Abbildung bei W. C. Borlase, The Dolmens of Ireland II, S. 553, Fig. 514: A „White Woman" prophesying from a dolmen-mound in Drenthe. Nach einem Stich in dem Werke des John Picardt, Korte beschryvinge van eenige Vergetene en Verborgene Antiquitaten der Provintien en Landen gelegen tuschen de Noord-Zee, de Yssel, Emse en Lippe, Amsterdam 1660. Man sieht die „Weiße Frau" mit erhobener Hand in der Türöffnung eines Tumulus erscheinen. Vor dem Hügel liegen die Menschen auf den Knien und beten.

Zu S. 612 ff., die Dolmen als Bauten vorzeitlicher Riesengeschlechter oder Heroen, vgl. besonders noch W. C. Borlase, The Dolmens of Ireland I und II passim, III S. 750 ff.: Names, legends and superstitions associated with dolmens and other megalithic remains and venerated sites in Ireland, mit sehr interessanten Nachrichten. Vgl. besonders die Abbildungen II, S. 424: Giants and Dwarfs building the Dolmens of Drenthe nach dem zitierten Werke von Picardt, und II, S. 552, Fig. 513 nach derselben Quelle. Auf dem ersten Bilde sieht man Riesen gewaltige Steinblöcke herbeischleppen und aufbauen, während andere mit ungeheueren Keulen bewaffnet zusehen. Die viel kleineren Menschen stehen furchtsam staunend zur Seite. Auf dem zweiten Bilde sieht man fertige Dolmen und zur Linken im Vordergrunde einige Riesen mit Fellen und Keulen, von denen einer dabei ist, einen Menschen zu verzehren. — Bezeichnungen der Dolmen im Volksmunde der Iren wie Giant's grave, giant's load, z. B. Borlase I, S. 250, 251, 253, 255, 265, 270, 274, 291, 293, 305 ff. II, S. 412 f.; Giant's ring (Rundwall mit zentralem Dolmen) I, S. 275 ff.; Giant's table (chair) III, S. 757, 758, 761 f., 764 ff. sind sehr häufig. Ebenso die andern Druid's altar, z. B. I, S. 258, 259, 271; II, S. 374; Druid's chair II, S. 393; Pict's house II, S. 371.

S. 620 Z. 7 v. o. l. 3 Makk. für Makk.

S. 655 Anm. 1. l. vordynastischen für vondynastischen.

S. 655 Anm. 3 l. W. Ṭūmīlāt für Tūmīlāt.

S. 687 Anm. 3 l. Kedabeg für Kadebeg.

# Verzeichnis der geographischen Eigennamen Syriens und Palästinas, mit Einschluß der Sinaihalbinsel.


ʿAbarimgebirge 468
ʿAbde 445 504 512
Abīla 367
Abu Dīs 13 318 392 396 405 503 636
Abu Ṛōš 180
Abu Šūše (Galiläa) 354
Achabaron 297
Achor, Tal 7 405
Adara 365
ʿAdlūn 10 63 ff. 68 72 188 191 195 196 386 610
Adoraim 408
Adullam 359 634
Adummim, Stiege von 8
ʿAffūle 171 193
ʿAǧlūn 12 325 363 367 368 424—429 438 445 457 474 479 486 492 511 633 638 648 649 661 705
ʿAǧlūn (Stadt) 428 532
ʿAi 7 395 400 405 512
ʿAin Ḍakār 419 421 422 423 426 475 479 481 484 486
— eǧ-Ǧābije 363
— el-Eḳṣēr 366
— el-Emir bei Nazareth 11 171 193 198
— el-Fḍēli 431 432. 463
— el-Ḫandaḳ 410
— el-Ḥāṣil 307
— el-Kattāb 353
— el-Kelbe 464
— el-Knējese 463
— el-Ḳubbi 193
— el-Ḳudērāt 14 512
— el-Leǧǧūn (Belḳā) 459 464
— el-Meheijine 456
— el-Mellāḥa 362
— el-Mēsari 601
— el-Meṭāba' 129
— el-Minīje 448 463 469
ʿAin el-Muʿallaḳa 414
— en-Naṣbe 133
— er-Rīje 465
— et-Tīne (bei Ṭābṛa) 172 173 193
— eṭ-Ṭōm 330
— ez-Zerḳā 442 463
— Fāra 293
— Feššḫa 31
— Ǧdēd 434 436 463
— Ǧidi 407
— Hanīn 179 194 198
— Ḥesbān 431 434 463 464
— Ibl 179 194
— Jebrūd 180 224 240 247 252 255 274 276 282 394 400 404 534 594
— Kārim 180 410
— Ḳedēs 403 503 504
— Ḳeṣēme 46 60 112 113
— Ṛarandel 462
— Rōgēl 7
— Ṣāleḥ 133
— Sēlūn 595
— Šems 13. 287 288 411 666
— Suēme 11 456
— Ṭaba'ūn 170 171 193 197 198
ʿAiṭa ez-Zuṭṭ 384
Aǰǰālōn 395
ʿAjūn Mūsa 11 456 463
ʿAjūn eṭ-Ṭōm 330
ʿAḳaba, Golf 27 31
ʿAkbara 178 198 297 302 303 306
ʿAḳbīje 42 f. 60 61 66
ʿAkkā 298 390 682
ʿAkko 298 299
Akzib 682
ʿAla Safat 11 452 481
Aleppo 337 339 607 672
ʿAlmā 385
Amathus 337

ʿAmmān 12 13 24 25 344—347 350 351 361 368 369 378 391 398 429—431 452 462 463 465 492 511 602 626 639 648 661 663 664
ʿAmšīt 190
ʿAmwās 180
ʿAnāb 637
Anācharāt 147
ʿAnātā 392 405 636
Anātōth 395
Anṭeljās 10 15 88 89 ff. 110—114 188 190 196 198 200
Antilibanos 42 61 150 192 423
ʿAraba 27 31
Aʿraḳ ez-Ziṛān 388 389
Aram Zoba 659
Arbela 297 302 f.
Arḍ el-Ḥalalīn 307 308
Arḍ el-Muḥr 305
Arḍ en-Nuerīje 306
Argōb 629 631 638
ʿArḳūb el-Meṭābaʿ 456
Arnon 13 626 630 631
Arṭās 15 133 134 140—142
ʿArṭūf 411
Arwad 682
Asdod 637 644 682
ʿAštārōt 365 628 631 633 659 679
ʿAšterōt Ḳarnaim 364 365 633
Astartu 679
ʿAṭārūs s. Ḫirbet ʿA.

Baʿalbek 27 610 682
Baʿal Ḥaṣor 396
Bāb es-Sīḳ 599
Bāb el-Wād 46 656
Baḥret el-Aśʿarī 365
Baḥret el-Ḫeṭ (Ḥulesee) 207 362
Bāmōt Baʿal 437 468
Basan, Bašan 12 147 365 422 423 611 628 629 631 632 633 638 639 645 659 695
Batrūn 70 89 188 189 196 198
Baṭṭōfebene 353
Beirūt 15 67 89 97 162—167 187 189 190 198 200
Belḳā 12 13 24 60 309 390 419 421 428—452 462 463 476 484 493 511 638
Beni Ḥaijān 385
Beni Naʿīm 392 393
Beʿōn 628
Bēsān 170—172 192 193 197 198 200 640
Bēt ʿAnān 635 645
— Arbeel 367
— Awen 393 396
— Baʿal Maʿōn 442
— Bāmōt 467
— Feǧǧār 392
— Ǧālā 573
— Ǧibrīn 4 13 14 179 205 380 410 634 668
Bethanien 180 405
Bethel 5 7 133 393 395 400 403—405 407 657
Bēt Ḫorōn 395
Bētīn (Bethel) 13 133 180 318 393—395 400 401 403 404 407—410 420—422 431 474 486 491 503
Betīr 466
Bēt Jāfā 427
— Jaḥūn 381—387 414 425 486 511 602
— Laḥm (bei Nazareth) 167 171 193
Bethlehem 11 45 f. 133 136 144 145 182 393 394 404 407 573 634—636 657
Bethphogor 469
Beth Šemeš 7 288 674—676 679
Bēt Nūba 11 391 409
— Peʿōr 443 456 468 469
— Ṣafāfa 45
— Sāḥūr 11 46 57 133 136—140 392 407 636
— Taʿāmir 133 135 142 393
Biḳāʿ 27 31 42 192 195
Biḳēʿa s. el-B.
Bint eǧ-Ǧebēl 43 194
Bīr Beddīje 179
— el-ʿAǧrā 329
Bīrēn 403 503
Bīr Kerāzije 329 330
Birket ʿĀli eẓ-Ẓāhir 322
— el-Ḳarn 354
— Ǧilǧūlije 8
— Ǧiš 28 179 194 198
— Rāmija 178 194 197 198
Bīr Taʿannek 193
Boṣra 146
Botrys 70
Brēr 671
Bṣēra 13 462. 466
Bšerre 29 32
Buḳēʿa s. el-B.
Burǧ Bētīn 400
Byblos 69 189 199 606

Dabūra 419—423 486
Daʿǧānīje 649
Ḍahr el-Ḳōr 304
— eṣ-Ṣeṛīr 420
Damaskus 124 125 298 299 359 423 572 606 630 631 634 635 659 667 679 682 685
Dāmijefurt 452 453
Darb el-Ḥaǧǧ 610
— eš-Šefā 465
Debīr 637
Debḫu 659
Derʿā 14 57 60 129 130 171 206 293 363 365 366 629 631
Dēr Diwān 392 395 398
— el-Muṣallabe 13 407
— es Sitt 405
— Kanūn 527
— Mākir 321—323 332
— Ṛazāle 12 380 385
Dībān 463 555 660 661
Dibl 95 97 111 179 194 196 197
Dibon 467
Duḫa 42 43 60 61 67 192 195 199
Dūmā (Libanon) 158
Dūrā 408 409 505

Eḍ-Ḍāherīje 408
ed-Dann 419
ed-Dawāʾime 4 668
ed-Dikke 419 477
ed-Dēr (Euphrat) 34
ed-Dēr (Belḳā) 450
Edreʿī 336 628 631 659
Ēdūn 367 427
eǧ-Ǧebāl 462
eǧ-Ǧerra 510 596 600
eǧ-Ǧīb 180 410
eǧ-Ǧiš 194
el-ʿAfrītīje 304
el-ʿĀl 24
el-Amrūni 622
el-ʿAzārīje 392 405
el-Azhemīje 456
el-Baǧǧe 365
el-Beddīje (ʿAǧlūn) 428 472 486 508
el-Bedīʿa 524 573
el-Biḳʿa s. el-Buḳēʿa.
el-Bīre 44 133 394
el-Bḳēʿa (Belḳā) 429
el-Buḳēʿa 15 24 44 45 51 ff. 57—59 635 636 638
el-Buṭme el-Umbārake 324
el-Ebṭēḥa 308 309 311 314 324 329
el-Ekṣēr 366
el-ʿĒsawīje 392
Eleutheros 150
el-Fizāra 420 421 423
el-Ftijān s. Ḫirbet Ftijān.
el-Ǧēdūr 629 659
el-Gurmīje 298
el-Hadānīje 441 465
el-Ḥamād 629
el-Ḥammi 28 32
el-Ḥamrawīje 346 664
el-Ḥeǧr 518 618
el-Ḥöṣn (ʿAǧlūn) 424 427
el-Ḥrēbe (bei Ṭābṛa) 304
el-Ḥrēbe (bei Ḳānā) 194
el-Huberīje 28
el-Ḥubṭa 448
el-Ḳalūʿa 431 433
el-Ḳanḳūze 354 361 377
el-Ḳanṭara 655
el-Ḳaṣr (Petra) 597
el-Ḳaṣṭal 649
el-Kerak 60 451 459 462—464 661
el-Kerak (bei Derʿā) 365
el-Ḳubēbe 180 204 573
el-Ḳubbi 418 485
el-Ḳunēṭra 418 485
el-Kūra 464
el-Ḳurmīje 431—433 465 472
el-Kurmul 393
el-Ḳuṭrāni 466
el-Ḳwēḳīje 436—438 462 463 466 468 470 471 476 484 485 508
el-Leǧǧōn (bei Megiddo) 193
el-Leǧǧūn 13 459 460 464 466 468
el Mabera 456
el-Maḫraḳāt 446
el-Makwen 610
el-Maṣlūbīje 12 13 436—438 441 445 454 463 464 468 471 472 476 484 485 508
el-Maṭrada 445
el-Meʿēṣara 596 597
el-Meǧdel 192 299 300 325 352 667
el-Mekārin 366
el-Merkez 365
el-Meṭāba` s. Tell el-M.
ʿElmin 419 423 477 485

el-Minīje 449 465
el-Mlehleb 451
el-Mrēṛāt 12 13 442—449 463—465 469 485 508 609
el-Muṛār 302
el-Muṛeir 13 400
el-Mušaḳḳar 469
el-Muzērīb 343 363—365 629
el-ʿOrēme s. Ḥirbet ʿO.
el-Ṛuwēr 177 293 294 305 315
Elteḳe 147
ʿĒn s. ʿAin.
ʿĒnāḳ 644
Endor 623
en-Naḥl 504
en-Nebā 434
en-Nebi Samwīl 180 564
en-Nebelsīje 307 311
ʿĒngedi 393
Ephrat 395 404
Ephraim (Stadt) 396
er-Rabba 466
er-Rām 133 395 404
er-Rāme (Galiläa) 295 298
er-Rāwije 419 421 423 485
er-Ruēḥīne 473
er-Ruḥbe 343 607
er-Rummān 429
Erwēs el-Ebeirīg 342
Esdrelon (Ebene) 28 168 390 652
Eškōl (Tal bei Hebron) 641
eṣ-Ṣafā 343 606
eš-Šaǧara 417
es-Salṭ 24 71 146 180 442 452 453 465
es-Samaḥ 325
eṣ-Ṣammā 424
eš-Šarā 12
es-Seǧerāt el-Mubārakāt 320—327 329 330 332 333 335 340 343 350 361 378 389 391 417 462
es-Semūʿa 392 408 409
es-Semūʿīje 298
eš-Šijūḥ 392
eš-Šōbak 12 13 60 462 649
eš-Šuḳfān 407
es-Suwēsi 363 416 473
Ešwaʿ 411
eṭ-Ṭabarīje 325
eṭ-Ṭābṛa 43 97 98 136 173 176 177 192—197 200 293 302 304 306 307 314 320—322 324 325 328 330—332 339 354
Etam 5 133 134 140 f.
eṭ-Ṭaijibe (bei Jericho) 13 392 394 398 400
eṭ-Ṭaijibe (Küstenebene) 410
eṭ-Ṭaijibe (ʿAǧlūn) 424 427
eṭ-Ṭaijibe (Obergalilāa) 385
eṭ-Ṭanṭūra 595
eṭ-Ṭfīle 460
eṭ-Ṭīre (Karmel) 389
eṭ-Ṭīre (Galiläa) 179 194
et-Tell (Judäa) 400
et-Tell (am Tiberiassee) 419
eṭ-Ṭēr 450

Farāja 130
Ferrādije 297

Gaba, Gābīthā 363
Gadara 325
Ǧaʿīta 88 113 160—163 189 195—198 220
Ǧamle 416 417 427 492
Gath 636 637 644
Gaza 220 289 392 636 637 644 668
Ǧebaʿ 392 395 398 400 634
Gebal 682
Ǧebeil (Byblos) 69 89 189
Ǧebel Ammu ʾn-Nṣājeb 459
— Arbaʿīn 297 302
— ʿAṭārūs 449 450 468
— ed-Daḥī 28
— en-Nebi Harūn 60
— eš-Sēḫ 302 308
— Ferdēs 403
— Ḥazzōr 295 302
— Ḳaranṭal 293
— Kenaʿan 306
— Rḥāja 453
— Rīḥā 459
— Ṣafed 178 302
— Sīḥān 458 660
— Usdum 30—32
Ǧēǧ 158
Gelilot (Flurname) 8
Ǧenīn 385
Gennesaretebene 177 197 294 302 304 325 352 354 360 362
Gennesaretsee 43 172 173 198 293 ff. 314 321 332 333 338 339 341—344 350—353 358 359 368 374 375 379 391 485 648 661
Ǧerābis (am Euphrat) 34 60
Ǧeraš 367 601
Ǧermaḳ 95 178 381 387
Geser 13 14 46 61 147 148 176 180—187 200 201 203—212 215 220 223 224 226

—228 231 236 238 241 245—252 255—257 259—263 266 268 269 277—279 284 286—291 339 411 448 534—536 544 603 634 652 653 655 666 668 669 673 675 679 686 687 701—703
Geŝūr 629 641
Gibeʿon 5 564 634
Čifne 9
Gilboagebirge 12 147 380 385
Gilʿad 6 611 628 638
Gilgal (bei Jericho) 7—9 11 405
Gilgal (bei Silo) 8
Čilǧūlije (bei Silo) 8
Čisr Benāt Jaʿḳūb 298 315 329 421
Čisr elʿAllān 415
Čisr er-Ruḳḳād 12 412 414 418 419 486 532 537 665
Čōlān 12 26 28 32 302 308 314 315 319 324 358 359 366 368 378 387 412—423 425 426 428 429 438 471—477 479 484—487 492 493 511 513 532 609 629 633 646 648—650 661 697
Gomorrha 33
Goren ha-aṭad 611
Čūne 67 158

**H.** s. Ḫirbet.
Ḥaǧar el-Manṣūb 12 13 442 443 446 447 448 469 608
Ḥaifā 129 132 134 167 168 171 188 191 197 200 682
Ḥallet Abu ʿAṣāfīr 304
— el-Aswadīje 390
— el-Ḥamrā 43 194 195
— es-Semmāk 331
— es-Serǧ (Karmel) 43 132 168 389
— es-Sūḳ 383
— et-Tīne 384
Ḥām 627
Ḥamā 483
Hamāṭa s. Ḫirbet H.
Ḥammām ez-Zerḳā 450
Ḥammat 378
Ḫān el-Aḥmar 170 171
— el-Ḫulde 162 188
— Ǧubb Jūsuf 178 192 298 301 306 314 321 322 330 332
Hanīn 179
Ḫān Lūbije 131
— Minje 173 301 331 332 343
— Ṭūrmān 672
Ḥarağel 128 130 188 196 198 221 222
haṣ-Siddīm 378
Ḫāṣūr 362 377
haṣ-Ṣorīm 378
Ḥaṭṭīn (Dorf) 299 300 302 322 352 356 357 359 377 378 391
Ḥaurān 12 28 32 61 123 124 356 361 365 369 412 423 492 549 551 629 630 633 644 649 659—661
Hebron 220 289 392—394 408 409 531 555 611 619 634 635 637 640—643 657 685
Ḥeǧāzbahn 129 180 466
Ḥenāwei 12 69 194 527
Ḥenw Ammu Ǧrēsāt 436
Hermon, großer 73 126 220 308 314 353 359 628 629 631 682
Ḥesbān (Stadt) 24 431 463 465
Hesbon 469 630
Ḥezme, Ḫizme 13 318 392 395 396 398 401 404—406 491 665
Ḫinatuni 299
Hinnom 147 633 655
Hippos 131
Ḫirbet Abu Loze 306 314
— Abu Zuētīn 320
— ʿAder 459
— ʿAīšeh 430
— ʿĀlije 314 380
— ʿAṭārūs 449—451 463 465 466 468 626 661
— ʿAttīr 408
— Beddīje 179 194
— Bīr el ʿEdd 408
— Debbe 462
— Dēr eš-Šabāb 398 399 420 431 486 491
— eǧ-Ǧābije 363 629
— elʿAuǧe el Fōḳā 13 400
— el-Bijār 179
— el-Ḫaššāš 512
— el-Ḳōr 304 331
— el-Manṣūra 179
— el-Mḫaijeṭ 437 438 463—465 467
— el-Minje (Judäa) 407
— el-Murassas 11 391 405 406
— er-Raṛābne 396 406 491
— (eš-) Šemʿa 385 564
— Fitjan (= Ftijan) 13 459 460 464 466 610
— Hamāṭa 416 417 423 427 445 486
— Ḫarrāwe 362 368 661
— Ḫelu 133 135 137—140
— Id el-Mije 634

Ḫirbet Irbid (bei Tiberias) 302
— Iskander 451 464
— Kerāzije 293 306 307 313 314 316—320 328—332 347 351 361 378 380 381 385 387 388 391 398 401 413 417 419—421 433 446 472—474 477 484 485 487 509 512 662—664
— (el-) Ḳurējāt 468 626
— Madīn 377 378
— Maḥne 428
— Menāzil 408
— Minje (bei Ṭābra) 173
— ʿOrēme 136 172—177 192 197 198 304
— Ṣelabūn 179 194 197
— Ṣūbīje 411
— Sūmīje 433
— Sūsije 408
— Teḳūʿ 393 407 466
Ḥomṣ 401 478 483 499
Ḥūle, See und Niederung 12 76 207 362 387 419 423

Jabboḳ 147 630 631
Jabne 682
Jabrūd 527
Jāfā 27 179 410
— (bei Nazareth) 193
Jahzā 630
Jāḳūḳ 295
Jarden 147
Jarmuk 28 31 32 325 363 366 629
Jārūn 179 194
Jaʿter 96 179 194
Jaṭṭā 71 72 174 176 179 185 392 394 409
Jebrūd s. ʿAin J.
Jebus 147 246
Jericho 7 8 11 13 14 176 180—187 200 207 208 224 226 228 229 231 236 240 241 245 247 250 252 255—260 262 263 266 269 275 276 279 284 286 288—290 339 395 400 405 452 456 465 653 657 665—667 669 674—676 679 682 685 701 702
Jerūʾēl 393
Jerusalem 3 5—7 13—15 24 42 44 ff. 58 59 61 71 129 133 147 180 192 213 220 224 240 241 245—250 252 255—257 259 262 263 267—269 275—279 282—284 290 314 359 394 395 405—409 412 474 503 505 535 555 564 566 573 574 595 607—609 633—636 638 645 657 666 671 675 676 682 685 695
Ješana 5
Jesreelebene 31 192 193 197 200 224 359 391
Jobsbrunnen 180
Jordan(tal) 7 8 26 29 32 61 171 192 193 195 197 200 289 306 320 328 358 387 417 419 421 423 432 434 452 f. 465 466 477 485 486 612 629 633 635 638 645 648 650 652 657 658 661 667 685 691
Iḳzim 71
ʿInāḳ 644
Irbid (ʿAǧlūn) 13 363 367 424 426 427 648 663 664
Irbid (bei Tiberias) 352
Irtāh 608

Ḳabr Ḥīrān 194 640
Ḳades 178 192 217
Ḳadeš (Negeb) 611 641
— (Orontes) 658
Ḳaddītā 194
Ḳalʿat el-Ḥōṣn 131 192 197
— Ibn Maʿān 297 300—302 325 352
— el-Menābir 390 391
— el-Ṟūle 406
— es-Sōda 361
— eš-Sūne 297 298
— Zīzā 25
Ḳammt ed-Dačel 460
Kamon 611
Ḳānā 12 69 72 194 640
Kapharnaum 306 314 321
Karakōš 366
Karkemiš 34 60
Karmel 7 13 26 27 31 43 61 71 131—135 145 168 188 191 197 381 388—391 442 647 648
— (Judäa) 393
Ḳarnaim 628
Ḳarnīfet el-Wāsiṭ 389
Ḳaṣr Berdawīl 418
— el-Fahad 600
— el-Leǧǧūn 459
— eš-Šēḫ 45
— Farʿūn 615
— Rabba 550
Ḳaṭamōn 45 636
Ḳāṭūrā 459
Kefar Aḥīm 314
- Ḥananja 299

Kefar Ḥiṭja 378
Kefr ʿAnān (Galiläa) 297—299
— Birʿim 179 194 385
Kefreija 67 73 192 195 199
Kefr el-Mā 601
— Hai 70 87
— Jūbā 367 424 426 427 453 475 487 492 532 537
— Naffāḫ 428
— Rūmā 459
Keftūn 70 189
Ḳerijjōt 466
Kidrontal 44 180 566 574
Ḳilḳīlije 410 608
Ḳirjathaim 626
Ḳirjath Arbaʿ 641 642 645
— Jeʿarim 635 637 645
— Ḥuṣōt 467 468
Ḳirḳis 416
Kison 31
Kitliš 147
Kōkab 415
Kōm el-ʿAbhar 424
— el-Muzērīb 365 631
Korozaim, Korazīm 314 328 329
Ḳoṣeir 401 478 483 484 499 686 689
Kreuzkloster 180
Ḳubēbe s. el-Ḳ.
Ḳubbet Rāḥīl 403 466
Kufrabba 459
Kufrenği 428
Ḳurūn Ḥaṭṭīn 28 132 192 193 321 322 325 352—363 365 367—369 370 674—378 388 390 391 492 647 648 658 661 663 664

Lakis 147 260 273 682
Leğāh 629
Leğğūn s. el-L.
Leontes 27
Libanon 1 10 15 29 32 42 63 64 67 68 72 ff. 87 88 124 128 130 150 157 ff. 188—192 196 199 213 220 380 445 630 656 659 682
Libb 449
Livias 469
Lod 682
Lūbije 131 192 193 300 352 359 360 374
Luḫītu 437
Lycus 67

Maʿachā 629
Maʿamiltēn 158 188 197
Maʿān 13 60 462
Machpela 531 611
Mādabā 24 437 452 456 463—465 649
Mādōn 377 378
Maḫādet ʿAzrain 329
Mahanaim 7 512 531
Maḳḳeda 5
Mālḥa 180
Maʿīn 442 446 463 465
Manfūmije 11 442
Maʿōn 393 409
Marienquelle 225 666 676
Mār Jūsuf (Kloster) 159 190
*Μαρων* 378
Mār Sābā 293
Marūn er-Rās 179 194 197
Medāin-Ṣāleḥ 499 502 600 601 618
Meğdelēn 458
Meğdel Jābā 410
Megiddo 14 147 192 193 197 198 200 203 207 208 241 339 491 653 658 659 665 669—671 675—677 682 701 702
Meirūba 130
Merēṛāt s. el-M.
Merğ ʿAjūn 27 192
— es-Sitt 405 406
— eṣ-Ṣūwān 331
— Ḥaṭṭīn 352
— Ḳades 192 197
Merkebe 385
Mērōn 298 378 380—387 414 425 486 564 610
Mešraʿ ʿAḳwe 455 465
*Μεσσαλώθ* (*Μαισαλώθ*) 303
Mḫaijeṭ s. Ḫirbet el-M.
Michmās (Muchmās) 5 392 395 398
Miṣpa 5 133
Miṣpe Gilead 428
Misūr 628
Mizāret eğ-Ğurn 324
Mkāwer 450 451 468
Mōbaṣ 429 463
Mšetta 25 170 180
Mukaur 28
Mukēs 367
Muṛāret eğ-Ğurn 324
— el-ʿAbed 95—113 194 196 198 199
— el-ʿAmūd 295
— el-Bezēz 64
— el-Emīre 177 178 192 198 294

Muṛaret el-Ḳor 304
— ez-Zuṭṭīje 178 294
— Umm Aḥmed 390
Muṛr el-ʿAfrītīje 304
— el-ʿAgab 296
— eš-Šebābīč 295 296
Mwēleḥ 504

Nāblūs 192 400 442 452
Nahr ʿAllān 363
— Anṭeljās 90
— Beirūt 67 162 188 191 196 198
— ed-Dlēmi 324
— eğ-Ğōz 10 70—73 87 89 188 189 198
— el-ʿĀṣī 27
— el-Kelb 10 67 88 89 113 128 130 158 159 162 188—191 195 198 220 222 256 261 268 269 274
— el-Muḳaṭṭaʿ 31
— eṣ-Ṣalīb 130 188 198
— ez-Zaherānī 161 167 168 188 191 197 198 221
— ez-Zerḳā 465
— ez-Zerḳā (Karmel) 26
— Ibrahīm 73 188 195 196 198
— Ḳadīša 29
— Ruḳḳād 412 415—417 419 421 423 473
Naḳb el-Haua 504
— er-Rbāʿi 596
Naṣr ed-Dīn 356
Nazareth 11 167 171 193 198 200 299 325 353
Nebi Lēmūn 607
— Mūsa 435
— Samwīl s. en-Nebi S.
— Šaʿēb 353 356 377
Nebo 12 24 146 434—437 441 456 464—470 485 492 508 511 602 609 611
Negeb 14 46 61 445 503 504 512 573
Nemāra 344
Nerab 530
Neṭi'a 151 208 345 360 674
Nīḥa 527
Nuʿarān 419 420
Nuḳra 362 363 422 629 659

Odruḥ 648
Ölberg 13 24 170 180 394 406 408 505 636
Ophel 240 241 245 249 252 255 268 276 277 279 535 665 666 675
Ophra 608

ʿOrēme s. Ḥirbet ʿO.
Ornithopolis 64
Orontes 27 31 658

Palmyra 34 60 528
Peʿōr 468 469
Petra 27 60 146 204 436 448 460 466 510 518 532 564 595—602 610 615
Philistäa 636 645
Pisga 468

Rabba s. Rabbat ʿAmmon.
Rabbat ʿAmmon 431 466 611 612 629 632 638—640 645 695
Ṛadīr eğ-Ğāmūs 423
— el-Bustān 415 423
Rakkat 378
Rāmā 395 404
Rāmallāh 44 71 133 180 411
Rāmija 179
Ramle 46
Ṛarandel 13 462 466
Rās Beirūt 15 161—167 184 186—188 191 197 199 213 220
Rāšējā 126
Rāšējāt el-Fuḫḫār 220
Rās el-Abiaḍ 27
— el-Kelb 16 67 68 70 72 159—161 188 190 195—198
— el-Madābis 388
— el-Mōğib 459
— en-Naḳūra 27
— es-Sijāṛa 434—436 463 465 468
— Feš̆ḫa 170 180
— Iskander 43 132
— Ṣarafand 42
Ṛazze 668 671
Rentīs 13 410
Rephaim, Ebene 24 44 51 ff. 133 620 633—636 645
Rğūm Rīšān 460
Riğm el-Mara 344
Ṛōr 24 325 452 455 456 465 657 658
— el-Mezraʿ 466
Rotes Meer 26 27 31 156 496 512
Rubb Telāṭīn 385
Ruğm el-ʿAbed 660
— el-ʿĀlija 512
— el-Ğāzel 440
— el-Ḥeleif 416
— el-Melfūf 344—346 398 400—405 407 431 474 491 503 663 664

Ruǧm el-Mḥaijeṭ 441
— Karjān 415
Rumeili 527
Rumēš 179 194
Ṛuta 125 667
Ṛuwēn el-Fōḳā 408
Ṛuwēr s. el-Ṛ.

Šaʿalbim 147
Šaʿfāṭ 71 607
Ṣafed 96 178 179 194—199 293 298 306 314 352 387 650 655
Ṣafṣāf 194 381 382 387
Ṣahel el-Aḥmā 353 360
Ṣaidā 27 167
Ṣalḫad 629
Ṣalka 147 629
Salomonische Teiche 133 407
Samaria 671
Šamḫūna 299
Ṣarbūṭ el-Ḫādem 339 340
Ṣarfa 458
Saron (Ebene) 193
Saʿsaʿ 179 194
Schefela 224 634
Schefelahügel 14
Scopus 24 44 46 ff. 57—59
Sebaʿ Ruǧūm 24 45 407 636
Sebaṣṭije 595
Sebḫa 32
Šefā ʿAmr 170 171 193 198
Ṣeffūrije 170 193
Šēḫ ʿAbdallāh 607
— ʿAli eḍ-Ḍiāb 322
— ʿAmri 512
— eḍ-Ḍiāb 306
— el-Ḥalabi 640
— el-Kūfi 524
— Ǧājel 456 469
— Ḫalīl 420
— Masʿūd 410
— Muḥammed 307 330
— Rūmi 298
— Saʿd 364—366 630 659 685
— Serāḳ 606
— Ṣuēlīḥ 456 465 466 469 554
— ʿUēdāt 307
Seʿīr 693
Sēl el-Ḥammām 451
— el-Knējese 468
— eš-Šḳēfāt 464
Sel Ḥesbān 431
— Kerāzije 329
Semūnije 299
Ṣenūʿ eǧ-Ǧubbe 327
Sermedā 459
Sibma 433
Sichem 6 395 611 645 675 676
Sidon 42 60 64 191
Sīḳ (Petra) 596
Ṣiḳlag 147
Silo 8
Siloahquelle 566
Silwān 180 204 595
Σιμωνίας 299
Sinaihalbinsel 150 334 335 338 339 341—343 346 402 403 474 491 499—504 508 652 655 663 664 682 703
Sion 15 224 239 255 269 359
Sīrīn 297 298
Sodom 33 640
Sūf 427 428
Suḫne 34 60
Sūmīje 431 433
Ṣūr 27
Sūr Bāher 15 44 ff. 56 57 133 392 394

Taʿannek s. Tell T.
Tabor 192 359 385
Ṭābṛa s. eṭ-Ṭābṛa.
Ṭarābulus (Tripolis) 27 188
Ṭarbana 170 171 193 197
Ṭarteǧ 157 158 196
Ṭawāḥīn es-Sukkar 13 442 446 452 453 455 472 474 480 481 482 484 487 491 686
Tebeṣ 209
Tebūk 180 403
Teimā 403 500 502
Teḳōaʿ 393
Telʿet abu Saʿad 450
— eṣ-Ṣafā 468
Tell ʿAštarā 363—365 629 664
— ʿAṣūr 180 396 432
— eḍ-Ḍahab 502
— eǧ-Ǧābije 363 416 423
— eǧ-Ǧamīd 363 366 367 369 629
— eǧ-Ǧudējide 228 229 241
— elʿAǧǧūl 28
— el-Aš'arī 363—365 629 663
— el-Faras 417
— el-Ḥammām 455 456

Tell el-Ḥarrāwe 362
el-Ḥesi 14 175 185 224 229 260 262 266 673
— el-Ḥōṣn 171
— el-Ḳāḍī 12 380 420 423 491
— el-Ḳassīs 390
— el-Kefrēn 455
— el-Meṭāba' 12 455—458 462 465 477 481 482 484 487 609 665
— el-Munṭār 418 421 486
— el-Mutesellim 14 168 169 193 224 594 603 676 677
— el-'Oreme s. Ḥirbet 'O.
— en-Naṣbe 44 133
— en-Neğīle 668
— er-Rāme 455 456 469
— eṣ-Ṣāfije 14 203 228 231 261 266 411
— eš-Šēbān 419 421 485
— eš-Šerī'a 668
— eš-Šihāb 343 363 365 366 629 630 659 663
— Čelğūl 8
— Čezer 201
— Čōḥadār 417
— Čumḥa 648
— Ḥum 306 314 322 330
— Ma'īn 393
— Maṣfā 427
— Ma'ūn 353
— Refāḥ 668
— Sandaḥanne 13 205 410
— Ta'annek 14 169 170 176 193 197 198 200 224 229 262 267 288 676
— Zakarjā 14 206
— Zīf 393
Thaanach 671 682
Thamnasachar 9
Tiberias 12 43 61 192 198 293 322 353 356 378 667
Tiberiassee 26 28 31 76 172 192 293 ff. 306 381 387 418 421—423 461 485 492 638
Tibne 9 11
Tibnīn 383
Timašḳu 685
Timnath Serach 9 611
Tisnīn 483 499 507 686 689
Ṭor'ān 353
Totes Meer 26—28 30 ff. 126 180 392 393 434 456 465
Tripolis 10
Tsīl 12 365 415—417 422 427 445 486
Tu-bi-ḫi 659
Ṭūl Karm 410 608
Tyrus 42 60 64 96 179 191 194 195 199 640 655

'Ujun Mūsa 434, vgl. 'Ajun M.
Umerfan 402
Umm eğ-Čeḥaš 327 328
— el-Maras 307 311
— er-Redrād 306
er-Rubēḍa 331
— eṭ-Ṭala' 407
— eṭ-Telğ 407
— ez-Zuētīn 442 443
Usdum s Čebel U.
'Usufia 390

**W.** = Wādi.
Wādi 'Abbāsi 330
— 'Afrīt 434 436 437
— 'Ağlūn 428
— 'Ajūn 95 96 178 179 194 197 199
— 'Ajūn Mūsa 434 452 455 462 468
— 'Akbara 178 194 297
— 'Alejāt 402
— 'Ammān 346 465 646
— 'Amūd 177 178 192 198 294—299 301—305
— 'Amr 388
— 'Āra 193
Bāzūk 418
— Bel'ame 387
— Berāḥ 402
— Bēt Ḥanīna 609
— Bēt Iskāhil 641
— ed-Dabba 460
— eḍ-Ḍahab 366
— ed-Dubb 194
— eğ-Ğmēme 428
— eğ-Ğōz 195 196
— eğ-Ğrēbe 331
— Ehrēr 364 366
— el-'Afrītīje 304 331
— el-'Ain (Sinai) 335 342
— el-'Ain (Negeb) 14
— el-'Ain (Bethel) 398—400
— el-'Aḳbīje 42 188 191 195 198 199
— el-'Amēs 352
— el-'Arīs 428
— el-'Awēret 366
— el-Bağğe 366
— el-Bijār 342

Wādi el-ʿEzzīje 195
— el-Ǧedıra 459
— el-Hīše 598
— el-Ḥsā 460
— el-Karn 195
— el-Kawābis 398 400
— el-Ḳelt 293
— el-Ḳoṭne 634
— el-Melek 171
— el-Mḫēreṣ 459 460
— el-Mōǧib 458 459 464 649
— el-Ṛafr 367
— el-Ward 636
— en-Naḥle 179 194 197
— en-Naṣb 341 342
— er-Raḫīn 409
— er-Redeide 396
— es-Samrā 46 57 133 135—137
— es-Sellāle 366 629
— eš-Šōmar 366
— eṣ-Ṣūwān 382
— eṭ-Ṭawāḥīn 297
— el-Wāle 12 126 129 146 451 460 464 466 512
— ez-Zēdi 129 365 366
— ez-Zerḳā 12 13 465 502
— ez-Zerḳā Maʿīn 28 442 446
— Feǧǧās 353
— Ferdīs 133 135 143 144
— Feirān 402 504
— Ǧalūd 171 193
— Ǧāmūs 327 331
— Ǧdēd 434 436 441 445 462
— Ǧoramāja 418 521 423 485
— Ḫalāfe 300
— Ḥamām 294 297 299—304 352—354
— Ḥawāra 448
— Ḥebrān 335
— Hēdān 465
— Ḫerāš 408 505
Wādi Ḥesbān 12 129 431 433 434 451 452 455 462 465 485
— Hurab 408
— Jārūn 179 194
— Ḳānā 194 196
— Kefrēn 452 455
— Kerāzije 178 306 328—330
— Ḳeṣeme 14
— Lebwe 402
— Leimūn 297 298
— Maḳtūl 297 298
— Maṛāra 339 340
— Mīrad 341
— Mwēleḥ 573
— Nisrīn 402
— ʿOḳēme 330
— Ruḳḳād 28 32
— Rušmia 388
— Ṛuwēn 409
— Selmān 634 635 645
— Ṣolāf 335 342
— Tūmīlāt 655
— Umm ʿAlawī 341
— Umm Delle 341
— Waʿarā 504
— Webdāni 306 328 330 331 343
Waʿr ʿAtme 354
Waʿret Abu Zuētīn 329
— el-Bīr 329
— es-Sōda 305 306
— Umm er-Rubēḍa 331
Weli el-Lebanīn 403

Zaḥle 640
Zenǧīrlī 660 667 670
Zerʿein 171
Zibb ʿAṭūf 596 610
Zīf 393 409
Zirbe 672
Zumālhügel 629

# Verzeichnis der Namen und Sachen.


Abessinien 154 156 592
Abhängigkeit der Megalithgräbersitte von der Oberflächenbeschaffenheit des Landes 379 422 445 493 505 f. 511 528 533 649 650 f. 699 708 711
abri sous roche s. Schutzort.
Abusīr el-Meleḳ 241 255 266
Abwehrmaßregeln gegen die Totengeister 540 f. 571 f. 573 577 584
Abydos 111 112 124 231 233 234 242 254 260 269 271 284 f. 444 493 f. 527
Acheuléen 32 34 38 39 41 43 50 59 60 62 65 145
Ackerbau s. Getreidebau.
Ackerbausiedlungen 368 418
Adonis 605 606
Adonismythus 605 f.
Ägäischer Kulturkreis 1 119 213 214 217 237 242 f. 273 275 279—289 290 291 292 479 488 713
Ägäische Keramik 217 223 234—237 245 f. 253 257 260 f. 263—265 266 270 f. 272 f. 279—284 713. Import — nach Palästina 223 287—289 291
Ägina 282 283 516
Ägypten 25 26 30 32 34 36 38 59 60 72 78 79 87 101 111 117 120—128 145 147 150 154 156 157 210 211—215 219 230—234 236 f. 337 493 496 499 523 531 630 652 654 655 656 667 668 680 685 691 694 703 712 713
Ägyptische Grabsitten 493 f. 495 496 f. 499 522 523. — Einflüsse auf Kanaan 630 655 f. 667 668 713 714. — Keramik 230 231—234 236 f. 242 250 251 253 254 257 260 263 265 f. 269 271 284 f. 713. — Seelenglaube 522 526 f. 581. — Totenkult 544 575 f.
Äneolithische Kultur und Zeit 156 180 200 212 215 f. 223 242 272 274 279 286 287 293 362 377 478 493 529 534 613 651 655 656 691 695
Äxte aus Feuerstein 120 169 184 187; s. Beile.
— aus Horn 211
Ahnen als Herren über Regen und Fruchtbarkeit 587—593 604 607
Ahnendienst und Geisterdienst 605
Ahnengeister und Ahnenverehrung 515 519 f. 525 526 542 543 553—557 565 583 585 587—591 592 593 602—607 611 647 713
Ahnengräber 519 525 542 554 555 f. 556 f. 589 604 611
Aïdoneus 581
Ak-alam 371 663
Alambra (Zypern) 243 246 253 264 272
Alcalá (Portugal) 488 662
Alexandrien 581
Alexandropol 687 688
Algerien, Algier 33 87 129 513 f. 610 611 647 705
Alignements s. Orthostatenreihen.
Allerseelentage 552 f. 566 567 591 604
Altar aus Steinen 7
Altäre Bileams 467—470 611
Alter des Menschen 9; in Vorderasien 16—25. Erstes Auftreten des Menschen in Vorderasien 22 f. 25 28 f. 32 f. 35
Altkanaanäische Keramik 223—293
Altkanaanäische Kultur s. Kanaanäer.
Altpaläolithicum, allgemeines 23 24 f. 30 37—42. — in Arabien 34; in Ägypten 23 34 59 60 72; sonst in Nordafrika 33 34; in Nordsyrien 32 34 37 60. Altpaläolithische Stationen in Palästina und Phönizien 32 42—78 195. Altpaläol. Kulturprovinz 23 33 f. 36 f. 86
Amalekiter 696
Amarnabriefe 3 299 659 682 693

Amarnazeit 287 630 631 659 683 696
Amazonen 694
Ambrosia 579
Ammoniter 627 628 630 638 641
Amorgos 524
Amoriter 148 152—154 628 630—633 639 645 646 656 660 684 686 695—699 708 714
Amoriterreich des Sīḥon 630—632
Amphoren 217 225 226—237 261 264 266 267 274—276 287 291 578. Kleine — 238—240 256 263
Amphoriskoi 217 238—245 256 263 276 277 278 290
ʿAmūd Ṣelbaʿan (Menhir) 386
Amulette 14 535 536 541 702 713
Amurru 153
ʿAnāḳ (Riese) 641—644
ʿAnaḳīm, ʿAnaḳiter 148 626 627 637 640—646 694
Angelhaken aus Feuerstein 120 166 168
Anhänger aus Knochen, Elfenbein 84 93
Ansiedlungen s. Siedlungen.
Anthropomorphe Tongefäße 255 290
Antiochien 617
Antitaurus 683
Aphidnakeramik 282
Araber 147 503 521 524 551 556 569 572 574 611 682
Arabien als Urheimat der Semiten 128 146 149 f. 155 156 652. — sonst 25 26 34 61 123 156 265 334 343 352 499 500 501 507 514 615 617 654 695 703 711
Araxes 687 688
Archaeolithicum 16 20 23 24
Argos 261 282 283
Arier-Indogermanen in Palästina 215 492 645 682 687 691—697 700—703 707 f. — in Vorderasien 645 682 684 690—703
Arkosoliengräber 595
Armenien 35 36 150 683 687 688 691 693 701
Armenier 588 682 683 687 691
Armringe aus Feuerstein 214
Aššur (Gott) 530
Assur (Stadt) 148 153 678 680 684
Assyrer, anthrop. Typus 147 683
Assyrien 148 530 683
Astarte 64
Atelier s. Werkstatt.
Athen 373 566 577 592 615
Attis 605
Atypische Werkzeuge 20 23 24 40
Aufbauten, vorkragende, auf Ziegelmauern in Festungen 677 679 680
Auferstehn der Vegetationsgötter 605 f.
Aurignac 9 38 40 79
Aurignacien 38 39 70 78 79 80 83 84 87 88 f. 91 ff. 110 111 112 122
Aurignacienspitze aus Knochen 80
Ausgekerbte Klingen 80
Ausgrabungen 1—3 13 14 15 71 89 156 168 180 181 183 186 200 ff. 215 216 223 287 288 292 338 f. 341 370 414 f. 421 475 511 516 532 564 668 669 671 672 674 685 702
Ausgußröhren an Tongefäßen 235 247 252 253 289
Aussetzen d. Leiche 78 540 564
Ausstattung d. Toten im Grabe (Scheiterhaufen) 538 f. 542—552 575 586
Austrocknung, fortschreitende, in Westasien und Nordafrika 25 29 32 33 34 35 37 61 74 86 111 123 124 125 156 652
Avebury 416 444
Avenues 416
Awscharen 678
ʿAwwiter 148 636
Azylien 82 85 115 116 120 129

**B**aʿal, Baʿalskult 448 467—470 608 671
Baʿalat 606
Babylon (Stadt) 149 680 f.
Babylonien 1 34 37 119 126 128 146 148 f. 151—154 156 157 493 655 656 678 680 683 691 713—715
Babylonische Einflüsse auf Syrien-Palästina 292 f. 656 681 f. 685 714 715
Bad für d. Totengeister 578 583—585
Bäuerliche Kultur in Westpalästina 216 493 533 647 652—654 656 f. 658 661 665 668 671 673 681 702
Bäume, heilige 605 607 608 611 640
Baityl, Bet-el 7 525
Balearen 538 343 345 347 348 349 351 379 392 489 490 647 649 710
Ballas 233 251 253 260 263 266 271 284 f. 290

Bandhenkel, vertikale 227 231 245 258 f. 268 f.
Bandkeramischer Kreis 271 273 275
Basaltergüsse in Pal. 26 28 31—33
Basaltkrater 352 354 358 359 360 377 460
Basaltlavadecke in Pal. 28 129 306—309 314 315 328—330 352 368 378 387 412 f. 415—420 422 499 646 649
Basaltmühlsteine (Handmühlen) 157 169 209 534 535
Bauernhaus, pal. 667 670—672
Bauernreligion 654
Bauerntum als Kulturstufe 115 116 f. 127 216 654
Baum- und Pflanzengötter 605 f.
Baum- und Pflanzenseelen 605
Baumzucht 76 125 195 210 f. 213 302 352 651
Bazinas 495 f. 499 513 514 705
Becher 244 246 278 282
Beduinen 76 125 127 146 149 157 207 216 300 312 315 321 339 343 344 358 369 387 391—393 409 418 492 502 525 548 549 551 553—557 572 573 602 609 629 630 646—648 656 657 673 686 702. Halbbeduinen 28 125 359 392—394 404 422 492 553
Beduinen u. Kulturland 4 125 149 f. 152 343 f. 358 f. 369 392 f. 394 409 492 629 630 647 648 658 673
Beğastämme 154 495—499 512 514 518 650 703
Behaustein s. Schlagstein.
Beigaben ins Grab 62 83 84 f. 216 255 426 475 501 506 515 517 534—536 542—544 575 687 688 702 703 706. — symbolische 544 551 f.
Beile 14 55 56 120—122 130—145 157—161 166—168 178 179 181 186 187 201 213 214. Hirschhornbeil 180
Beinwerkzeuge s. Knochenwerkzeuge.
Bektaschi 683
Bergfesten 4 f. 192 193 198 303 352—359 362 369 390 463 658 681
Berggeister 606 617
Beseelte Steine 7 525—528 583 605 610 f.
Besiedlung d. Ostjordanlandes durch d. Israeliten 630 f. 632 686
Bestattung auf Bergen 519 f. 542
Bestattung in Häusern 515 f. 586
Bēt el-Ṟūl 432
Bett des ʿOg von Basan 611 612 632 f. 638—641 695
Bevölkerungsverhältnisse d. vorgeschichtlichen Pal. 146—154 536 626—646 651 682 686 f. 692—696 700—703 708 709. — Syriens 3 146—154 215 f. 630 684 686 f. 692—697 700—703
Bewässerung, künstliche 127 f. 392 432 464
Bewegung d. Erdkruste in Syrien 26 27 f. 31—33
Bewußtlosigkeit d. Seele im Jenseits 579 580 622 f.
Bewußtsein im Jenseits durch Wassertrinken vermittelt 579—581
Bier als Totenspende 585
Binnenhandel in Pal. 195 199 211 213 647 655 657
Binnenmauer (Hauptmauer) 675 676 679
Blattspitzen 138 140 142 144 145 f.
Blockhäuser s. Wohnburgen.
Blutdurst d. Totengeister 539 f. 543 577 f. 586 623
Bodenständigkeit der pal. Megalithkultur 492 f. 501 504 650 f. 658 685 687 711—713
Bodenwert bei Siedlungen 197
Böschungsmauer 362 370 371 375 677
Böschungspflaster 151 198 208 209 355 362 369 658 663 673 674
Bogenkratzer 54 59
Bogenschaber 51 54 65
Bogenwellen s. Wellenringe.
Boghaz-köi 3 148 371 f. 660 663 664 666 667 670 677 679 683 684 693
Bogos 497 703
Bohrer 45 50 54 58 63 65 70 80 81 88 110 112 130 133 159 162 169 184 341 451
Bos-üjük 690
Bou Merzoug 705 707
Bou Nouara 705 707
Brachykephale Bevölkerung Syriens 146—149 682 f. 683 684 686 689 702
Branntwein als Totenspende 585
Brassempouy 80 83
Breccien mit Knochen- und Feuersteineinschlüssen 10 12 62 64 65 67—70 88—90 188 194 196
Brennen d. Gefäße am offenen Feuer 221 222 225 f. 246 286

Bretagne 488 688
Brochs (Burgs) 350 489 490
Bronzemesser 536
Bronzezeit, ältere 1 157 180 182 186 187 198 205 212—215 220 320 334 348 368 377 444 475 488 489 490 492 529 532—534 536 613 647 655 656 657 659 661 662 685 688 691 713. Keramik d. älteren — 223—293
Bronzezeit, jüngere 262 263 286 287 291 488 500 687 688 689 690 708
Brunnengrab, kanaanäisches 454 536
Buchstabenschrift 292
Buhlgeister 540
Bumerang 75 212
Burgen, prähist., Ḳurūn Ḥaṭṭīn 192 197 f. 352—378 647 648 658 661 663 664
Burǧ en-Nadur (Malta) 336 370
Buriaš 692
Buschmänner 76 78
Butmir 271 272

Campignien 120 122 130 145
Campigny 122
Capsien 87
Carnac (Bretagne) 416 444 458 482 613
Castellieri, Castellaras 376
Cephala (Kreta) 271
Chaironeia 201 261
Charput 689
Charri s. Ḫarri.
Charu 206
Chelléen 16 23 32 37—42 195. Verbreitung des — 33 f. 36 f. 41 f. 60. — in Phönizien-Palästina 42—61. — in Nordsyrien 60. — in Ägypten 59 f. Frühchelléen 23 40. Frühchelléen in Pal. 24 f., in Ägypten 23 f.
Chelléenstationen im Libanongebiet 42 f.; in Galiläa 43 f.; bei Jerusalem 44—57; im Ostjordanlande 60 f.
Chelles 23 33 39—41 195
China 518 539 547 589
Chronologie, relative, der pal. Dolmennekropolen 474 f. 484—487 492
Chthonische Geister u. Gottheiten 565 605 607 f. 608 f.
Chytrenfest 566 577
Constantine 496 704 706
Corradinohügel (Malta) 336
coup-de-poing s. Fäustel.
cream-ware s. Überzug.
Crô-magnon 9. — Rasse 698
Cromlechs 7 444 448 450 704 706
Cypern s. Zypern.

Dämonen 525 571 572 589 605 609 614 616—618 622—624 626 627 635
Dänemark 475 476 698 699
Dāḥijefest 553 556 f.
Danaidenmythus 576 577
Darb el-Ḥaǧǧ 610
Darb eš-Šefā 465
Deckelverschnürung bei Tongefäßen 256
Deckplatten b. Dolmen mit Buckeln 413 421 433 439 472 486 665
Diarbekr 672
Diluviale Kunst 80 82—84 85 f. 115
Diluvialfauna im Libanon u. Pal. 29 35 59 61 65 f. 67 68 f. 70 71 73 f. 86—89 94 f. 111 113. — in Arabien und Nordafrika 33 f. 35. — in Europa 38 39 78 f. 81 82
Diluvialmensch, erstes Auftreten in Pal. 24 25 32 f. —, Herkunft 36 f. —, Verbleib 115. Nachkommen 128, 147. —, Knochenfunde desselben 15 89 91 94 114
Dimini (Thessalien) 260 376 489
Diospolis parva 233 251 254 271 284 f. 290
Diskusfäustel (Scheibenform) 40 41 43 45—47 52 57 58 75.
Dolche aus Feuerstein 120 187 214. — aus Knochen 92 121 158
Dolichokephale Bevölkerung Syriens 684 686 f. 702
Dolmen, allgemein 2 11 12 25 120 208 215 293 661 662. Halbdolmen 390 429 430 432 474 507 508. Doppeldolmen 409 426—428 456 f. 458 472 508 706
Dolmen im Ostjordanlande 11 12 25 412—471. Ǧōlān u. Ḥaurān 412—420 484—486 511 532. ʿAǧlūn 424—428 486 f. 511 532. Belḳā 25 428—452 484 f. 532
D. bei ʿAmmān 12 344 346 347 368 430 f. 611 632 638 f.
D. von el-Meṭābaʿ 456—458 465 477 f. 481 482 484 487 665
D. im Jordantal 452—458 486 487 491
D. u. Megalithbauten südl. d. W. el-Mōǧib 458—463 610

D. im Westjordanlande 12 13 181 305 —320 379—412
D. in Galiläa 305—320 380—387 486 511 537
D. bei Kerāzije 305—320 329 330 333 347 361 368 378 381 385 387 391 413 419 420 422 446 477 484 485 512 662
D. und dolmenähnliche Gräber in Judäa 380 391—412 491 643 665
D. in Nordsyrien 483 f. 499 686 689
D. in Ägypten 493 495 496 499 703
D. in Transkaukasien 332 f. 499 f. 506 687—689 696 708
D. in Kaukasien 481 613 616 696
D. in Persien 688 689 696
D. in Indien 481 616 696
D. in Uganda 495 499 703
D. im mediterranen Nordafrika 495 499 610 611 647 649 699 700 704—707 712
D. auf Sardinien 351
Dolmenähnliche spätmegalith. Gräber 344 346 f. 351 361 379—381 389—392 399—407 410 420 421 431 460 474 486—492 503 610 665
Dolmensitte, Ursprung u. Verbreitung 489 f. 696—713
Dolmen Palästinas, Entwicklung 347 387 400 f. 426 428 431 471—493 519 709
D. Palästinas, Herkunft und Entstehung 493—506 519 704
D. Pal., heutige Bezeichnung 307 f.
Dolmen, Orientierung 315 319 320 347 382—384 386 408 409 414 417 421 424 425 430 432 433 436 439 457 461 462 f. 476 482 484—486 504 508 521 f. 523 537
Dolmengrab als Totenhaus u. Monument 216 473 490 506—557 708. — als Mittelpunkt des Totenkults 519 f. 523 528—609
Dolmen, keine Nachbildung von Höhlen 504 f. 533 661
Dolmen als Altäre 12 437 438 443 470 507 508 f. 510 602 f. 611
Dolmen als Seelenthron 528
D. als Sitze von Geistern, Zwergen, Feen 528 609—611 613 624 626 644
D. als Gegenstand relig. u. abergläubischer Scheu in Pal. 609—611 638 640. — sonst 610 611
Dolmensagen 609—613 616 638—641 645 695
Dolmen i. d. Bibel 470 611 612
Domenerbauer Pal. 394 409 422 f. 471 553 644 f. 685—709. — waren Hirtenstämme 471 519 646—651 661 686 709
Dolmenvolk Palästinas 685—709
Dolmen Pal., ihre Zeit 369 454 f. 457 458 474—487 491 f. 501 609 629 649 651 660 665 685 686 691 695 701 703 705 706 707
Donaukulturkreis 213 217 269 271 f. 273 275 698
Doppelaxt 185
Doppelkratzer 80
Doppelmauern u. Doppelumwallungen bei Festungen 363 367 376 674 675 676 679
Doppelsägen 166 187
Doppelschaber 112 164
Doppelspitzen 80 100 133 136 166 182
Dreiecksreihen als Ornament 269 270 278 281—283 285
Dromos bei Kuppelgräbern 489
Drusen 356 377 390 682 686
Dürre (Trockenheit), durch Totengeister verursacht 564 f. 566 576 588 589 590
Dürrestein 577
Durst d. Totengeister 521 530 556—594 600—602 604
Durst im Jenseits als Strafe 560 561—563

Eben hā'ezer 5
ed-dann (denn) als Bezeichnung v. Dolmen 419
Edfu 495 496
Edomiter 630
Ehringsdorf 41
Einfriedigung s. Umhegung.
Eingestochenes Ornament 262 268
Einlegearbeiten in Holz u. Elfenbein 212
Eisenzeit 180 181 182 334 500 687 688 689 708
Eiszeit in Pal. 29—32
Eiszeiten 22 29—32 35 f. 38 f. 61 123 700
Elam 1 149 156 157 691 693
Elamiter 149 626
El-Amrah 232 233 242 260 271 284 f.
Elateia 201 261
el-Eḳlā'a el-Mutrakibāt 424

Eleusis 261
Elfenbein 82 211 f. 655
Elfenbeinschnitzereien im Aurignacien 80 82 83
el-Mahasna 285
el-Mnēṭīr 312 314 320 328
Emīm, Emiter 148 626 627 641 645
Enaḳiter s. ʿAnāḳīm.
Engobe 240 243 249 255 275 276 279 283 287
Eolithen 20 f. 23 32. — in Pal. 24 f. 59 129
Erdbeben in Pal. 28 33
Erde verunreinigt d. Leichnam 502 f.
Erdgeister (als Totengeister) 605 607 f. 608
Erdgrab, einfaches 120 454 493 494 501 503 505 512 689 702 707 708
Erdhügelgräber s. Kurgane.
Erdwall als Befestigung 151 197 208 f. 369 673 675 681
Erntefest 585 591 f.
Erythräa 497
Erythräischer Graben 27 31
Erzingian 689
Esel als Last- und Reittier 125 156 210 653 654 655 656 713

Familiengräber 426 472 488 497 506 521 531 f. 533 603 706
Farbbänder, horizontale, als keramisches Ornament 248 250 254 255 274 276—284
Fauna, rezente 82 111 115 116 124 128 130 159
Fausthämmer 52 53 58
Faustkeil, Fäustel 24 33 40—47 50—52 54 57—59 64—66 68
Feensteine 526
Feldbau 115 117 125 127 651 652 653
Fellachen Pal. 75 83 127 175 186 197 200 207 209 343 358 360 361 375 393 533 653 654 667 670 673 681. Halbfellachen 28 368 379 394 463 465 519 646 658 686 709 711
Fels, als Bezeichnung Jahwes 7
Felsaltäre 7 427 449 459 509 607 608
Felsblöcke u. Felswände als Stützen d. Befestigung 355 357 358 360 370—372 375 390 391 663 666
Felsen, heiliger 567 608
Felsgräber s. Grabhöhlen
Felsheiligtümer 600
Felshöhlen s. Höhlen.
Felsritzengräber 389 391
Felsschalen in Heiligtümern 600
Festungsbaukunst in Pal. 2 4 119 151 157 197 f. 208 f. 215 657 658 663 664 670 673—681 684 714
Feuerbestattungs. Leichenverbrennung.
Feuersteinhämmer 18 40 45 52 53 58 120
Feuersteinindustrie f. Handelszwecke 198 f. 213. — ägyptische 214
Feuersteinknollen als Nuclei 18 40 44 45 57 58 61 80 96 97 164
Feuersteinmesser (lames) 8 f. 11 51 58 65 71 81 89 91 97 102 112 120 129 130 132 133 157—160 164 168—172 174 176—180 182—184 186 187 207 214 295 438 450 s. auch „Klingen".
Feuersteinschlagkunst 14 16 ff. 38 70 81 86 87 f. 110 120 162 181—187 214. —, Verfall 181—187 214. — als Handwerk 182 198 f. — bronzezeitliche 181 186 187 214
Fingertupfen 222 225 229 231 232 256 259 265 267
Firnismalerei auf Kreta 280
Fischfang 61 73 74 113 117 121 177 188 191 f. 211 651
Fischreichtum 35 61 75 177 191 378
Fischwirbel, durchbohrte, als Schmuck 84
Flachsbau 210 652
Flaschen, geflochtene 218; aus Leder 219; aus Ton 219 242 256 266 276; linsenförmige — 242. Kürbisflaschen 216 f. 256 273
Flechterei 75 78 85 113 117
— als Vorbild der Töpferei 216 218 f. 251 256 274 277 281 284
Flechtmuster 217 218 219 222 250 253 268 272
Flechtstil i. d. Keramik 216 219 249 251 263 271 274
Fliehburgen in Pal. 358 f. 360—362 368 369 374 375 378 463 492 647 648 649 658 673 681 712. — auf Sardinien u. d. Balearen 349 350 374 f. 613
Flüstern u. Wispern d. Geister 623 627
Flursteine in pal. Dolmen 318 414 f. 421 426 429 433 439—441 445 458 471 485—487 507—510 537 557 602

Fortleben der Seele s. Seelenglaube.
Fruchtbäume 37 75 f. 125 195 210 f. 213 651
Fruchtbarkeitsdämonen 605 607 608
Fruchtbarkeitsriten (Fruchtbarkeitszauber) 587 590—594 604 607 f. 609
Furcht als Motiv d. Totenkults 472 537—541 604 623
— vor d. Totengeistern 537—541 542 604 609 610 611 623 624 701

Ganggräber, allgemein 120 319 351 475. — in Pal. 315—318 347 351 379 387 401 407 419 458 472 473 477 f. 482 484 485 487 661 704 711 712. — in Syrien 401 478 483 f. 491 499. — in Europa 351 444 458 475 476 f. 481 482 488—491 504 506 510 518 533 537 662. — in Transkaukasien 689. — in Nordafrika 706. — mit Gewölbekonstruktion u. Kuppel 475 488—491 518 662. — unter einem Tumulus 351 494 513 704
Gargantua 613
Gartenbau 119 125 127 128 195 216 352 434 442 445 608 651 652 653
Gartenkult 608
Gebrauchspolitur der Feuersteinwerkzeuge 130 170—172 174—176
Gekrümmte Spitzen (pointes recourbées) 80 93 110 162 165 166 187
Gemalte Keramik s. Ornament, gemaltes.
Gemauerte Dolmen in Pal. 401 420 421 f. 474 487—492 662 664 f. — in Transkaukasien 689. — in Nordafrika 705 706. — in Europa 488 489
Geologie Pal. u. Syriens 25—37 138 299 f. 305 306 f. 352 ff.
Geschichte d. prähistor. Erforschung Pal. 9—16
Gesichtsurnen 290
Getreidebau (Ackerbau) 116 117 119 120 122 125 126 f. 128 146 156 162 174 192—195 197 200 209—211 314 333 361 375 379 392 393 409 646 647 651 652 653 658 713
Getreidegötter 605
Getreidegräser 118 125 f. 651
Giebellöcher s. Türöffnungen.
Gigantia auf Gozo 336 614
Gılān 333
Gilgal, bei Jericho 7 f. 9 405; bei Silo 8
Gilgal, Steinkreis u. Heiligtum 7 f. 353
Gilgameš 74 606
Gilgamešepos 557 f. 559 560 561 562
Ginnen 609 622 626 627 645
Gla 373 f.
Glacis 677
Glätter aus Knochen 93 157 262
Gletscher s. Vergletscherung.
Glockenbecher in Pal. 246
Glockenbecherperiode in Europa 490
Gök-tepe 690
Gold und Goldschmiedekunst 212
Göf 343
Gozo 336 614 648 649
Grab als Asylstätte 555
Grab als Haus ausgebaut: als Holzhütten 490 517 546; als Steinhäuser 490 502 503 514; als Palast 493 f. 517 519; als Wohnhäuser u. Tempelfassaden 517–519
Grab als Haus der Seele gedacht 501 f. 505 514–520 532 536 541 f. 708. Megalithgrab als Totenhaus 501 f. 506—508 511—523 528 529 536 603 609 649 712
Grabheiligtümer 606 f. 611 640
Grabhöhlen, natürliche 5 9 62 64 84 157 f. 197 205 240 389 404 454 459 479 502 504 f. 533—536 594 603 649 689 707 708
Grabhügel, einfache 523 524
Grab Josuas 9 11
Grab als Monument u. Denkmal 473 523—528 708
Grabstein s. Stele.
Grabstelé als Altar 527 f.; als Seelenthron 525—528 542
Grabstock 77 118
Grabtürme, runde 334 514 705; spätmegalithische in Judäa 398—400 410 491; viereckige 334 403 499 500 502 519 528
Grätenmuster (Palmblatt) 221 222 257 266–269 271 274 291
Grenzsteine, Grenzmarken 4 5 f. 8 451
Griechenland 338 369 372 376 527 531 579 679 682 698 710
Grimaldihöhlen 63
Grotten z. Wohnen 11 14 61 64 68 69 74 79 81 88 90 f. 130 158 159 188—191 194—196 201 f. 223 f. 294 534 f.

Zur Beachtung !

Durch einen Druckfehler springt
die Seitenzahl von 736 auf 747.
Der Text ist lückenlos.

Grusinische Straße 691
Gürtelmauern s. Ringwälle.
Gulàs, auf Kreta 373; am Kopaissee 373 f.
Gurnia 235 236 242 264 281.

Haaropfer 545 548 f. 550
Haarscheren als Trauerritus 548 549
Habe d. Toten als Grabausstattung 538 539 541—544 546
Hackbau 118 651 657
Hades, babyl. 562 624; griech. 577 580 f.
Ḥağar ed-damm 306 307 314 380 385 420 509
— ed-denn 307 f. 311 420 509
— el-Aṭraš 387
— el-Ḥibla 385 610
— el-Manṣūb 12 13 442 443 446—448 469 608 f. — bei Leğğūn 460
— el-Muneiḳa' 381
— el-Ṟūle 428 609
Ḥağār en-Naṣāra 353 361
Ḥağar eṣ-Ṣūwān 381
Haghia Paraskevi (Zypern) 264 272
— Photia (Kreta) 242 281
— Triada 236 270 281 577
Haghios Onuphrios 281
Hagiar Kim (Malta) 336
Hain, heiliger 607
Hakenpflug 118 126 653
Hakenspitze 100 109
Halbmondschaber 54
Halbnomaden s. Schaf- u. Ziegenzüchter.
Halibanten 576
Halshenkel 231 235 255
Hamiten 154—156 496—499 703. Verwandtschaft mit d. Semiten 155 f. — in Südpalästina 652 f. 686
Ḫammurapi 153 560 629 681 683
Handelsbeziehungen im präh. Pal., bes. mit Ägypten u. den Inseln d. östl. Mittelmeeres 1 84 85 114 119 182 198 f. 211 212 f. 223 291 f. 655 656. Import von Feuersteinwerkzeugen aus Ägypten 182. Handel mit Feuersteinwerkzeugen 191 198 f. 655.
Handgemachte Keramik 221 224 f. 231 232 245 246 251 252 280 281 286
Hanebu 213
Ḫarīm el-Fārde 460
Ḫarrān 153
Ḫarri-Arier 148 693 694
Harrireich 693
Harpunen aus Renntiergeweih u. Hirschhorn 82 116
Ḫatti s. Hettiter.
Hauptterrasse 31 f.
Hausbestattungen 454 515 f. 586
Haustiere 28 116—118 121 128 210 653
Hausurnen 518
Haus, viereckiges in Pal. 208 338 339 340 661 663 664 666 f. 669—672 681. — auf Kreta 206 340. — in Ägypten u. Vorderasien 338 f.
Hebräer 5 611 630 645 646
Heiligenverehrung s. Heroenkult.
Heiligtümer 306 307 411 435 443 444 448—451 456 459 460 466 469 553—555 606—609
Heiße Quellen in Pal. 28
Helenendorf 688
Henkel, Formen 255—261. Dekoration 268 f. 277 291
Heroenkult 338 524 529 577 579 602 604—606 611 613 615 618
Hettiter, Ḫatti 147 148 632 646 651 659 682 683—686 691—695 708. — in Syrien-Pal. 684—686 694 695
Hettiterreich 371 659 684
Hettitische, kleinasiat. Bevölkerungsschicht 147 148 151 153 154 682 683 684 689 692 694 695 702
Hettitische Einflüsse in Kanaan 659 f. 684 685 694
Hierakonpolis 233 260
Hierapetra (Kreta) 264
Ḫilani 685
Hinabsteigen in d. Unterwelt 557 605 f.
Hirtentum als Kulturstufe 117 f. 123 128 146 470 646—650 657 658 661 712 713
Hiobstein in Šēḫ Sa'd 364 366 630 659
Ḫiwwiter 637
Hobel 130
Hochkratzer 80 93 103 110
Hochneolithicum 186 f.
Hocker in Dolmen 463 504 506 508 536 705 706. — in pal. Grabhöhlen 84 535 536. — in Nawāmīs 508. — sonst 490 493 497 513. Bedeutung der Hockerlage 541
Höhenheiligtümer, paläst. 564 608.

— in Moab 437 466—470 508. — in Petra 596
Höhlen z. Begraben s. Grabhöhlen.
Höhlenbestattungen 84 196 f. 475 532 f. 534—536 611
Höhlenbildung 61
Höhlen i. Libanongebiet 1 10 15 130 158 188—191 196
Höhlenmalerei in Pal. 14 205 210 653
Höhlen als Schlupfwinkel f. Herden u Hirten 128 178 206 294 296 304 305 394 406
Höhlenstädte 14 129 206 293 295 296 297 301—303
Höhlensysteme 151 201 205 206 295 296 299 300 302
Höhlen z. Wohnen in Pal. 4 f. 14 61 f. 129 147 151 169 177 178 180 182 194 195 f. 201—203 205 f. 223 f. 293—305 534 f. 652 668 f.
Höhlenwohnungen, diluviale, in Phönizien 61 f. 63—72 86 88 90 f. 113 128 188—191 195 196. — in Galiläa 95 f. 194. — in Westeuropa 79 84 85 — im heutigen Pal. 4 206
Höhlen als Zufluchtsstätten 4 5 72 206 293 296 298 358 465
Hölle, Strafort 579
Hohlschaber (lames à encoche) 41 63
Holzrost zwischen Steinsockel u. Ziegelmauer (Holzanker) 667 670 677—680
Honig als Totenspende 552 578 583 584 585
Ḫoriter 148 206 637 645 646 693 694 696
Hünengräber, Hünenbetten 612 616 627 f. 640
Hürden aus Steinen 306 308 325 330 332 354
Hütten über d. Grabe 516 f. 541 f. 586
Hunger d. Totengeister 538 543 f. 560
Hyacinth 605
Hydrien 231 269
Hydrophorien 577
Hyksos 147 630 645 651 658 660 682 683 684 685 691 693 694 695 707

Ia 605
Jablanica 272
Jadeit 120 213
Jäger, diluviale 33 35—37 43 61 f. 63 65 188 189 f. 191 196. Lebensweise der altpaläolith. Jäger Pal.-Phöniziens 72—78. Lebensweise der jungpaläolithischen Jäger 84—86 88 90 93 113—115. Neolithische Jäger 117 146
Jägertum als Wirtschaftsform 75—78 85 111 117 128
Jagd, spätneolithische 211 651
Jaspis 91 109
Iberische Halbinsel 338 369 475 476 488 f. 506 649 704 710 712
Jebusiter 359 695 696
Jeziden 683
Indien 25 41 479 481 616 617 697 698 701 712
Indische Dolmen 481 506 f.
Indogermanen s. Arier.
Indogermanen und Dolmenproblem 691—708
Indogermanisches Urvolk, Heimat u. Ausbreitung 695 697—701 710
Indra 693
Insel der Seligen 579 581
Jordantalsee 29—32
Iran 35 36
Ištar 521 530 557 562 606
Juden, anthropol. Typus 147 683 684
Jüngere Steinzeit s. Neolithicum.
Jungpaläolithicum 38 60 61 78—86 116 122. — in Phönizien u. Pal. 60 86—114. — in Nordafrika 86 f.

Ḳabr Ḥirām 640
Ḳaisarije (Kleinasien) 656 689
Kalakent 687
Ḳal'at el-Ḥüle 406
Kaleb 641 642
Kamaresstil 280
Kamaresvasen 236
Kamele 210 358 464 492 500 548 556 563 646 653
Kamelzüchter s. Beduinen.
Kammergräber, felsgehauene 9 64 204 442 443 f. 446 452—455 459 501 502 505 510 527 534 564 595—601 614 671 689
Kanaanäer 148 150—153 388 611 633 643 645 646 653 684 693 694 695. Kanaanäische Kultur 2 f. 183 198 653 657 702
Kanäle u. Kanalsysteme auf Dolmen 430 440

Kannen u. Kännchen 222 244 245 f. 259 263 277 281 282
Karawanenhandel 25 129 298—301 496 655 f.
Karthago 568
Kaspisches Meer 688 692
Katakomben 582
Kaukasus 36 479 481 499 613 616 691 693 696 697 698
Ḳbūr er-Rumia 495 496 499 514
Kedabeg 687
Kelten in Vorderasien 694
Kelter s. Wein- und Ölpressen.
Ḳeniter 394 637 645 694
Ḳenizziter 642
Keramik in Phönizien u. Pal., allgemein 119 f. 122 128 130 131 158 163 168 200 207 216 ff. 325 341 359 534 657 690 713. Neolithische — 128 130 f. 158 216—222
— der älteren Bronzezeit in Pal. (altkanaanäische K.) 223—293 367 713. Beziehungen zur ägypt. K. 230—234 236 237 242 250 251 253 254 257 260 263 265 f. 271 284 285 289 f. 292 713. Beziehungen zur Keramik d. östl. Mittelmeergebietes 234—237 242 f. 245 f. 251 253 257 260 f. 263—265 266 f. 270—273 279—284 286 287 288 291 f. 713. Entwicklung 288 289. Hauptformen 226—261. K. als Hausindustrie d. Frauen 220 289. Naturformen 216 f. 218 219 f. 251 286 290. Ornamentik 261—285. Technik 224—226 289
— rezente, in Pal. 220 717
Kerbela 444
Kerbspitzen 81 166 187
Kerleṣcan 444
Kernsstück s. Nucleus.
Keulenknäufe aus Stein 120 214
Kiesel, bemalte 82
Kimmerier 691 694
Kjökkenmöddinger (Muschelhaufen) 120 121 145
Kleinasiatisch-hettitische Bevölkerungsschicht 147 148 151 153 154 653 682 683 684 689 691 692 694 695 702. Kleinasiaten u. Sumerer 149
Kleinasiat.-hettit. vorsemitische Bergbevölkerung Syriens-Pal. 147 f. 653 681—685 686 687 691 702 708 709
Kleinasien 369 683 684 687 689 690 694 701 712 713 714
Kleinviehzucht s. Schaf- u. Ziegenzucht.
Klingen (lames) 40 45 49 51 55—57 59 64 67 68 70 79—81 88 91 96—103 105—109 110—112 121 133 143 146 159 161 162 164 171—174 179 182—184 186 187 535 707
Klingenschaber 54 56 63 71 80 91 99 104 137 171 172 184 186
Knochenfunde 1 9 15 22 28 64—71 73 88—91 94 f. 96 121 128 130 148 158 168 207 210 221 280 370
— menschliche, in Syr.-Pal. 15 89 91 94 114 148 158 535 686
Knochengravierungen 80 82 f. 84
Knochenmanufaktur, jungpaläolith., in Phönizien 74 92 93 99 110 113 f.
Knochenreste u. Kohlenstücke in pal. Dolmen 414 f. 425 f. 537
Knochenwerkzeuge 11 63 74 80—82 85 89 92 93 98 99 110 113 121 169 211 f. 690
Knossos 1 207 213 236 263 266 270—273 280 281 376 615
Kochtöpfe 254 f.
Körperbemalung 83 f. 113
Kōkīm 595 598 599
*Kólυβα* 550
Kommandostäbe 81
Konchoïd s. Schlagbuckel.
Kontinuität d. Entwicklung von d. jüngeren Steinzeit z. Bronzezeit 2 215 657 658 702
Korsika 649 698 710
Kossäer (Kassiten) 691 692
Kraggewölbe bei Dolmen u. Gräbern Pal. 316 346 351 401 474 486 487 664. — bei Nawāmīs 335 338 342 345 663 664. — bei megalith. Rundtürmen Pal. 345 350 378 664 714. — bei Wohnbauten 337 338 350 671 672. — in Kleinasien 664 689. — in Westeuropa 335 338 348—351 487—489 662 712. — in europ. Ganggräbern 475 487—491 662 712. — im prähist. Griechenland 372 373
Kratzer 41 42 53 54 56 59 66 81 88 89 93 110 112 120 121 131 133 168
Krematorium s. Verbrennungshöhle.
Kreta 1 200 206 207 211—213 215 223 234 235 f. 237 242 251 253 254 263

264 266 270 271 273 280 281 290 291 292 338 340 372 373 376 579 615 655 657 682 709 713
Krim 613 696 698
Kritzeleien auf Feuersteinwerkzeugen 185
Krüge, bauchige, kugelige 244 247 255 257 259 260 263 274 275 278 535 706
Ḳubbet Rāḥīl 403 466
Ḳubūr Beni Helāl 512
— Beni Isrāīn 396—398 400 401 406 413 417 426 470 491 609
Küchenabfälle 10 62 64 67 69 88 89 116 121 158 189 196 207 349
Kültepe bei Ḳaisarije 656
Kürbisgefäße 216 219 251 255 256 257 273 275
Küstenschiffahrt, prähist. 75 192 655
Küstensiedlungen 72 f. 188—192 195 196 197 655 701
Kugelamphoren 238—241
Kulturbeziehungen zwischen Pal. u. Ägypten 36 f. 60 111 f. 213 f. 231—234 236 f. 241 f. 250 289 f. 630 655 f. 658—660 667 668 685 713. — zwischen Pal. u. Arabien 401 501. — zwischen Pal.-Syrien und Babylonien 214 292 f. 656 681 685 713 714 715. — zwischen Pal., Kreta und d. ägäischen Kreise 213 f. 215 223 234—237 242 245 f. 257 260 f. 263 264 f. 266 f. 270 f. 291 f. 657 713 714 715. — zwischen Pal. und Zypern i. d. Keramik 242 f. 246 250 251 253 257 264 266 272 f. 283 f. 287 288 290 291 292. — zwischen Pal., Nordsyrien u. Kleinasien 147 658—660 663 668 678 680—685 692 696 714. — zwischen Westasien und Westeuropa 38 59 87 111 116 122 123. — zwischen der palästinischen u. der west- und nordeurop. Megalithkultur 343 346 347—352 378 f. 696 709—713 714
Kulturentwicklung Europas unter oriental. Einflüssen (Orienthypothese) 23 116 122 f. 352 489 f. 709 f. Selbständige Entwicklung Europas, Einflüsse auf d. Orient 490 491 696 698—701 710 711
Kupferinstrumente 156 340 342 534
Kupferminen auf d. Sinaihalbinsel 150 339 340 f.
Kupferschmuck 415 426 475 532
Kupferzeit s. aeneolithische Kultur.
Kuppelgräber, griechische s. Tholoi. — aus Holzbalken 490. Kleinasiatische — 489. Westeurop. — 338 488—490 518 662 710 712. Westeurop. u. griechische —, Beziehungen 489—491
Kura 687
Kurgane in Pal. 320 691; in Kleinasien u. Transkaukasien 687—691 708; in Südrußland 490 517 688 690 691; in Südeuropa 690
Kurtinen 675 679
Kykladen 212 231 234 237 273 280 291 292 713. Kykladenkultur 235 273 280—283 284 291 292
Kyklopen 614 641. Vgl. Zyklopenmauerwerk.
Kysylbaschen 678 683

Labyrinth 615
Ladó 695 699
Lage d. palästin. Dolmen u. Dolmennekropolen 308 383 384 386 408 f. 416 431—434 451 459 462—470 519 f. 646 648
Lage der vorgeschichtl. Siedlungen Pal. 362—369 463—466 647—649 652. — im Mittelmeergebiet 369—377
La Madeleine 40 79 81
Landhandel 655
Landmarken 354
Lanzenspitzen 41 169 186 187 214
Lapis manalis 583 593
Laubhüttenfest (Herbstfest) in Jerusalem 566 f. 591 601 608
Lavaströme in Pal. 28 32 33 305—307 352—354
Leben nach d. Tode s. Seelenglaube.
Lebensquelle 580 582
Lebensspeise 562
Lebenswasser 558 559 562 563 580 581. Meer d. Lebens 570
Lederschläuche als Vorbilder der Keramik 219 f.
Lehmfachwerkbau 667 677—679
Lehmhütten im vorgeschichtl. Pal. 669 681
Lehmkuppelhäuser in Syrien (ḳubāb) 337 339 672
Lehmwall als Befestigung 151 673
Lehmziegelbau s. Ziegelbau.

Lehmziegelmauern bei kanaanäischen Festungen 208 376 673—680
Leichenverbrennung, allgemeines 543 703. Zweck 541 702 f. — in Pal. bei Dolmen 508 537. — in Pal. in Grabhöhlen 215 f. 254 f. 277 290 535 686 687 701—703. — in Europa 334 479 506 518 533 535 f. 545 f. 703. — sonst 584 586 688
Leistenhenkel, umgeklappte, gewellte (ledge-handles) 227 228 231 232 234 236—238 240 247 255 258—261 268 275—277 279 286 287 289 f. —, ägyptische 258 260
Le Moustier 40 41 42 58 62 213
Lenkoran 334 499 688 696
Lethequelle 580
Lethetrunk 579 580
Libationen für d. Toten 559 564 568 569 575 578 601
Libyer 124 154
Loculi 204 510 598—600
Lokalgeister, Lokalgottheiten 204 605—609
Lokalkulte, Lokalheiligtümer 469 531 606 607 608
Los Millares 488 489
Luristan 688 689

Ma'āze 646
Magasà (Kreta) 206 213 253 264 271 340
Magdalénien 38 39 78 79 81 82 84 85 87 108 111 112 116 122 123
Mahl im Jenseits als Belohnung 562 579 582
Malatia 689 690
Malta 336 343 347 348 350 371 379 488 568 614 647—649 662 710
Malsteine s. Maṣṣeben u. Menhire.
Manes 625
Marmarasee 690
Marokko 499 647 697 704
Maroniten 682
Massaua 497 703
Maṣṣeben 4 5 6 7 395 404 405 411 412 427 442 448 451 483 524 611 709
Maṣṣebenreihe von Geser 13 411 448
Massengräber (s. Familiengräber) 488 506 533 534 536 688 690 706
Mastabas 397 398 494 495 498 499 518 526 531 575 666. — als Steinhaufengräber 319 320
Mattenabdrücke 225
Mattmalerei 235 240 247 250 262 274—285 287 291 292
Mauer (bei Heidelberg) 22
Maz d'Azil 38 79 116
Medṛasen 495 496 499 514
Megalithbauten am See Gennesaret 305—379 391 492. — im Westjordanlande 379—412. — im Ostjordanlande 412—471. — auf d. Karmel 381 388—391 492. — in Arabien 5 0 501 703
Megalithgräber s. Dolmen.
Megalithische Denkmäler, allgem. 1 2 11 12 13 120 129 157 191 208 215 293
Megalithkultur Palästinas, Entwicklung u. Zeit 316—318 347 361 362 368 369 377 387 390 f. 400—404 412 414 426 428 431 454 f. 457 f. 471—506 518 f. 528 630 649 650 f. 658 660 661 685 687 691 704 709 712
Megalithkultur innerhalb d. Kulturentwicklung Pal. 650—681 714. — westmittelländische 343 347—350 370 f. 374—376 379 489 490 647 709 712
Meißel 58 120 133—135 138—140 142 144 145 160 168 169 181 186 187
Melos 212 213 225 265 266 273 282 283 655
Memphis 124
Ménec 444
Menesgrab 493 f. 517 544 575
Menhire (Steinpfeiler) 4 5 25 215 330 385 386 407 410 f. 415 f. 422 433 442—444 448 450 451 f. 458 460 466 507 610 611 613 661
Menidi 489
Menschenfresserei in Phönizien 114
Menschengestaltige Felsen 617
Menschenopfer in Pal. 509 545 548 554. — bei Bestattungen u. Totenfesten 514 517 544—548. Symbolische — 548. Witwenverbrennung 546 f.
Mentone 63
Mergelhügel im Jordantal 31.
Mesopotamien 33 36 146 147 148 149 655 672 682 683 687 691 692 694
Mesvinien 23
Metalleinfuhr 212 655
Metallgefäße als Vorbilder der Keramik 289
Metalltechnik, Einfluß auf d. Feuersteintechnik 183 187

Miamù (Kreta) 264 271
Midianiter 4 5 696
Migdal ʿēder 560
Mikrolithische Werkzeuge 106—110 129 166
Milch als Totenspende 555 556 573 578 583 584—586 590
Miniaturamphoren 231 238 f. 275
Miniaturklingen 80
Minotaurus 615
Mischcharakter der pal. Kultur 713—715
Mischform zwischen Grabhöhle u. Dolmen 406 408 455 504 505 706
Mitanni 147 148 153 682—684 692 693 694 708. — in Pal. 683—685 692 708
Mithra 693
Mittelländische Rasse 687
Mittelmeerkultur, östliche 122 f. 213 f. 219 234—237 245 f. 251 253 256 257 260 263—265 290 291 f. 655 657 661 709 712 713
— westliche s. Westmittelländische Megalithkultur.
Mittelterrasse 32
Mnemosynequelle 580 f.
Moabiter 437 465 467 630 638 696
Mobiliar der paläst. Dolmen 414 f. 426 474 f. 532 536 685. — der paläst. Grabhöhlen 535 536. — der transkaukasischen Dolmen 688 689. — der nordafrikanischen Dolmen 706
Mochlos 264 280 290
Monochromie 221 222 241 263 264 274 279 280 284
Monolithe 387 406 407 412 446 451 459 460
Monolithische Bauweise 474 661 f.
Mörser 157 169 204
Mossul 672
Moustérien, allg. 38 39 59 61—63 79 87 185. — in Phönizien-Pal. 63—72
Moustérienschaber 62 f. 65 67—71 74
Moustérienspitze 41 42 45 55 62 f. 65 67—71 75
Mühlsteine aus Basalt 157 169 209 534 535
mundus 565 583
Mursia (Pantelleria) 370 377
Musch 689
Muscheln, durchbohrte, als Schmuck 81 84 162 167 212 342 535
Mykenae 373 374 489 523 577 614 615 679
Mysterien 579 580

Nacheiszeit 78 115
Nadeln aus Knochen 74 80 81 169 211; aus Silex 102 106
Nadelbüchsen aus Knochen 211
Näpfe 217 221 222 247—251 254 263 275 278 287 535. Geflochtene — 277
Nagada 233 251 253 260 263 266 271 284 f. 290
Nahrungsmotiv bei der Wahl der Siedlung 73 151 197 198
Namen, volkstümliche d. Dolmen 612 613 616
Napflöcher s. Schalenvertiefungen.
Naturgeister als Totengeister 590 f. 605 612 614
Navetas, Naus 351 489
Nawāmīs, bienenkorbförmige 334 f. 338 342 f. 474 491 498 f. 500—502 503 514 663 672. Sarkophagähnliche — aus Trockenmauerwerk 402 f. 491 503 f. 703. — in Nordarabien 500 f. 202. — mit Steinkiste 503 f. 508
Neanderthaler Schädel 9
Neǧd 343 500
Nekropolen neben Heiligtümern 466 469 508 531
Nektar 579
Nekyia 539 623
Neolithicum, allgem. 14 15 37 43 79 83 111 115—121 122—128. — in Ägypten 101 111 f. 120 122 f. 214. Neolith. Siedlungen, Lage 196 ff. 200 f. Frühneolithische Stationen in Phönizien u. Galiläa 43 128—133; in Judäa 15 133—146; im Ostjordanland 129 f. 146. Spätneolithicum, allgem. 14 120 157 181. Spätneolith. Stationen in Phönizien 88 157—168; in Galiläa 96 f. 168—179 652; in Judäa u. im Ostjordanland 9 14 15 179 f. Spätneolithische Silexindustrie in Geser u. Jericho 180—187. Neolith. Stationen auf d. Karmel 43—45
Neolithische Kultur, Charakter u. Alter 115—121; Herkunft 115 f. 122 f. 698 f. 709—711; Dauer 119 120 122 215; Einteilung 119 f.

Neolithische Kultur Pal. nach den Ausgrabungen 200—216 651
Nephīlīm 618 619 642 643
Nephrit 120 213
Nergal 606
Netzlinien als Ornament s. Gittermuster.
Neujahrsfest als Seelenfest 591 f.
New Grange 488 f.
Nichtsemitische Bevölkerung Pal. in d. Urzeit 3 146—149 215 f. 627 682 684 685 686 687 694—697 700—703 707 f.
Niederterrasse 32 61
Niederwall (Vormauer) 675 676 679
Nimrod 619
Ninive 530
Nippur 156
Nomaden s. Beduinen.
Nomadentum s. Hirtentum.
Normandie 488
Noṣairier 683
Nubien 25 518 654
Nucleus (Kernstück) 18 19 40 41 46 51 57 58 59 81 88 91 93 96—98 103—105 110 131 159 160 164 167 179 181 182 186
Nuraghen 334 335 338 343—346 348—351 360 374—376 378 f. 477 489 490 613 615 648 663

Oasen 34 500 501 652
Obergaliläisches Plateau, Charakter, Fruchtbarkeit 95 f. 157 178 193—195
Obsidian und Obsidianhandel 212 f. 655. Obsidianblöcke 212 f. 370. Obsidianinstrumente 213 370 703
Ocker (Rötel) als Grabbeigabe 84
Ölausgießen auf Steine 7 527 557
Ölbaumkultur 76 125 195 210 f. 442 f.
Ölpressen in Höhlenwohnungen 202 f.; auf Felsflächen 203 204 210 f. 411 652
Öl als Totenspende 552 557 578
Ofnethöhle 86
ʿOg von Basan 611 631—633 638—641 645 659 695
Ogygos 640
Ohrhenkel 235 239 261
Oliven s. Ölbaum.
Olympia 260 261 615
Opfergruben 577 578 583
Opferherd 577
Opferschalen 427 435 509—511 568 575
Opferstein 435 508 568
Opfertafel 202 204 275
Oran 513 705
Orchomenos 200 208 337 489 490 516 518 615 672
Orientierung d. Dolmen 315 319 320 347 382—384 386 408 409 414 417 421 424 425 430 432 433 436 439 457 461 462 f. 476 482 484—486 504 508 521 f. 523 537
Ornament, geometrisches, in d. Keramik 217—219 221 222 238—243 249 251 253 254—256 261—264 268—285 287 291 293. — gemaltes 218 219 228—232 234 f. 238 239—243 249—251 254 255. — gekämmtes 221 222 240 261 f. 286 287 289. — plastisches 265—268. — eingeritztes, s. Ritzornament. — geometrisches, mit weißer Paste gefüllt 263 264 270—273 280. — gestochenes 262 268
Ornamentik der altbronzezeitl. Keramik Pal. 261—285
Orthostaten 208 388 389 443 487 610 611 662 665. — in Jericho 181 183 208. Orthostatenreihen 415 f. 417 422 423 427 443 444 445 458 460 465 613
Orthostatische Bauweise 315 347 351 387 392 400 402 473 474 487 661 662
Osiris 527 576 581 605 606
Osirisgrab 527 606
Osirismythus 606
Ossuarien 506 533
Ostjordanland, wirtschaftlich und kulturell abhängig v. Westen 647 657 658 667 709 711

Paläolithische Siedlungen, Lage 196
Paläste im vorgeschichtl. Pal. 670 f.
Palästina als Durchgangsland 655 656 673 713 715
Palaikastro (Kreta) 281
Palmblatt s. Grätenmuster.
Palmyra 528
Pantelleria 348 349 350 370 377 379 489 649
Paradies 558 f. 561—563 579—582
Paradiesesströme 563 567 576 579 580 582 f.
Parentalia 553 583
percuteur s. Schlagstein.
Perizziter 637

Perlen 212 342
Persien 36 126 333
Pfahlbauten in Europa 9 220; am Gennesaretsee 177
Pfeiler als Idole 204 600
Pfeilspitzen aus Knochen 82; aus Silex 70 75 81 120 130 164 ff. 169 177 184 —187 191 209 214 342
Pflanzenbau 37 76 111 117 118 f. 123 125 651
Pflanzenkost des diluvialen Menschen in Phönizien-Pal. 37 75 f. — im Neolithicum 117. — heute 125
Pflugkultur 118 126 f. 128 651 653 654 656 667 713. — Herkunft 654 713
Pfriemen aus Elfenbein 211 f.; aus Knochen 74 80 81 93 121 157 211; aus Silex (poinçons) 91 f. 131 166 187 451
Phaestos 1 200 207 211 213 236 251 253 257 268 270 272 273 280 281 376
Phallus 447 448 469 523 605 606 608 f.
Philister 5 7 292 536 630 634 636—639 645 695
Philisterriesen 636 f. 644
Phönizier 69 151—153 292
Phokis 265
Phylakopi (Melos) 225 235 261 265 266 273 283
Pietät als Motiv d. Totenkults 541 f. 604
Pilgerflasche 242
Pithoi (Vorratskrüge) 225—237 259 261 266 267 275 279 287 291 535 544 464 576
Plutonien (Eingänge in die Unterwelt) 566 f. 577 592
Pluvialperioden 22 29—32 35 38 61 111 123 195 652
Polierte Keramik, altkanaanäische 238 240 243 245 247 249 250 251 278 279 286 287
Politur (mechanische Glättung) 262—265
Porridge-Ware 226
Portugal 662
Privatsammlungen prähist. Altertümer 3 11 15 45 46 57 f. 60 129 133 f. 136 146 163 168 171 180 213
Protoneolithicum s. Frühneolithicum.
Protosemiten 156 652 682 684
Pšedmost 86
Punktreihen als Ornament 269—272
Pygmäen 76 78
Pyramiden 398 494—496 498 499 518 522 529 531 575 666 704 707. — als Ganggräber unter einem Steintumulus 319 320 494 f. 704. Stufenpyramide 494 498
Pyrenäen 79 108 616

Quaderbau 665 666 670 f. 675
Quelle kühlen Wassers i. d. Unterwelt (Paradies) 561—563 579 580 f.
Quelle d. Unsterblichkeit 580 f.
Quellgeister 606

Rache d. Totengeister 564 590
Randlöcher z. Aufhängen an Gefäßen 217 248 249 251 252 254 256 257
Randsiedlungen 392 f. 409
Räphäkinder 636 f. 644
Rechabiter 394
Refrigerium, refrigerare 581 f.
Regen auf Grab u. Bahre gut f. d. Toten 564 568—573 601 602
Regengötter 565 592 593 f. 605 607
Regenperioden s. Pluvialperioden.
Regensteine 526 565 583 587 592—594
Regenzauber 565—567 576 577 583 587 —590 592 593 f. 604 608
Reisighütten 189 191
Religion d. Jungpaläolithiker 84 f.
Renntier in Phönizien 69
Renntierzeit 38 39 78 f. 84 93 116
Rephaim, Rephaiter, riesenhafte Urbevölkerung 148 612 620 622 626—641 643—646 694 696
Rephaimebene 24 44—46 51—56 133 620 633—636 638 645
Rephaim als kraftlose Schatten 621 —625
Rephaim, Totengeister 620—626 645
Retusche; Schärfung d. Feuersteininstrumente 21 23 40 41 47 51 52 54 62 63 65 70 71 72 80 81 89 91 93 99 —103 108 112 136 138 145 159 164 166 168 169 172 181 184 185 187 214. Aurignacretusche 80
Rğūm Rīšān, Wachttürme 460
Riesenbevölkerung d. Urzeit in Pal. 148 609—646 695
Riesen, Riesengeschlecht als Errichter der Dolmen u. Megalithbauten 500 609 612—616 624 626—641 644 f. 695
Riesengräber, Riesenbetten 612 f. 620 640

Riesenknochen 617
Riesensagen 612—620 622 626—646 695
Rinderzucht 28 117 124—128 156 205 209 f. 416 422 423 646 652—654 713
Ringmauern in paläst. Steinfestungen (Ringwälle) 192 356—369 378 390 441 465 492 612 620 629 633 638 645 647 649 658 659 661 662 666 701 712
Ringwälle im Mittelmeergebiet 369—377 614
Rinnen neben Schalenvertiefungen 168
Rinnen u. Rillen auf Dolmen 383—386 511 602
Rituelle Bestattung, Wichtigkeit 529 f. 538 625
Ritzornament in d. Keramik 217 218 219 221 f. 222 231 240 243 253 255 263 268—274 275 280 286 291. — in d. kretischen Keramik 270 f.; auf d. Kykladen 273; in Troja u. Zypern 272; im Kreise der Bandkeramik 271 f.
Rohrgehege 673
Rohrhütten in Pal. 207
Roknia 452 705—707
Rom 516 581 f. 583 593
ruğm, Pl. rğūm s. Steinhaufen.
Ruinenorte am Rande d. Wüste 392—395
Ruinen als Sitze v. Geistern 609 614
Ruḳḳādlava 28 32
Ṛūlegespenst 307 406 428 432 609 610 626
Rundhaus im vorgeschichtl. Pal. 661 663 664 668 671 672. Lehmkuppelhäuser (ḳubāb) in Nordsyrien u. Mesopotamien 337 339 671 f. Lehmkuppelhäuser in Orchomenos 208 337 490 518 672. Rundhäuser mit Steinkuppel 337 f. 489 490 672. R. in Nordafrika 498
Rundhütten mit Steinunterbau in Pal. 327 335 338 340 f. 661 663 681. — im westl. Mittelmeergebiet 335 f. 375 f. 490. —, rezente, im Mittelmeergebiet 336 338. — in Afrika 650. R. ohne Steinunterbau in Pal. 339. R. ursprüngliche Hausform im Mittelmeergebiet 208 336—339 490 615 672
Rundkratzer 56 59
Rundschaber 47 48 138 140 142 144 145 f. 164 168
Rundtürme, megalithische, in Pal. 208 337 345 346 347 350 351 357 358 360 389 391 430 449 492 620 638 661 663 664 714. — in Ziegeln 208 343 674
Rußland 517 518 588 690 691 693 708

Saatfest 591
Sägen 93 110 120 133 157—159 161 162 166 169 173 184 187 261
Särge in Hausform 518
Säulen als Grabdenkmäler 459
Sahara 33 87 123 154 495 496 499 513 652 703 705
Saho 156 497 650
Saint Acheul 38 41
Saḳḳara 494
Samsūn 371 689
sarbūṭ, serābīṭ 451 459
Sardes 689
Sardinien 334—336 343 347 348 351 374 f. 379 391 477 489 490 492 613 615 617 647—649 662 670
Sarkophage, Entstehung 455
Sarmaten 696
Schaber verschiedener Formen 10 24 40 41 45 46—54 59 65 67 69 71 72 86 89 93 96 97 100 102 103 109 110 120 121 132 137 138 146 157 159 164 168 169 171 172 177—179 183 185—187 438 451 535. Doppelschaber 24 93 112
Schaberklingen s. Klingenschaber.
Schachtgräber s. Senkgräber.
— mykenische 282 523 577
Schärfung d. Feuersteininstrumente s. Retusche.
Schaf- u. Ziegenhirten (Maʿāze) 117 f. 125 368 392—394 409 463 465 470 f. 492 496 646 647 649 650 654 656—658 686 702 709 711
Schaf- u. Ziegenzucht 28 42 125 210 294 304 305 393 409 464 465 470 f. 556 604 646—650 652 653 658
Schalen, geflochtene 251. — halbkugelige 217 248 251—255 256 257 263 274 278 281
Schalensysteme mit Zulaufsrinnen 602
Schalenvertiefungen auf d. Brandopferaltare 566 f. 600; auf andern Altären 601
— auf u. neben Dolmen 204 310 315 381 385 386 409 410 420 424 425 430 433

436 439 440 445 453 461 509–511 553 557 594 602—605. — auf u. neben Gräbern 204 f. 389 510 534 573 574 575 594—602 603. Bedeutung der — auf Dolmen u. Gräbern 204 f. 509—511 557—594 596 600—603
Schalenvertiefungen auf Felsplatten, Steinblöcken, neben Keltern usw. 129 168 202 203—205 208 294 329 367 387 390 399 400 420 430 431 434 435 447 450 575 592 603 607 608 665. Bedeutung dieser — 607 f.
— in Höhlen 202 204 205
Scheiben s. Diskusfäustel.
Scheinhochzeit am Grabe 547
Scheol 558 619–622 625
Schiebegräber 428 595
Schlachtaltäre 600
Schlagbuckel (Schlagkegel) 18 19 46 47 49 51 54 62 63 71 72 99 101 171 172 185
Schlagfläche 18 19 164
Schlagnarbe 19
Schlagstein (percuteur) 19 42 45 57 88 91 130 159 160 164 168 179
Schlangenstein 7
Schleifen (Polieren) d. Steinwerkzeuge 115 116 120 f. 130 134 135 145 157 159 160 166 169 179 181 187 214
Schleifsteine 160 168
Schleuderkugeln 207
Schmucksachen d. Jungpaläolithiker 84. Neolithische — 212 342.
Schmucksteine, bunte 84 86
Schnabelkannen 217
Schnurkeramik in Pal. 231 269. — in Ägypten 269
Schnurösengefäße 217 243
Schnurösenhenkel 217 221 222 238 240—243 247 253 256—258 268 275 276 286
Schüsseln 218 247—251 257 263 269 274 277 278 535
Schulterhenkel 227 234 235 240 247 259 260
Schuscha 687 688
Schutzorte (abri sous roche) 61 62 68 70 87 88 90 95 f. 110 113 177 189 190 191 194 195 196 206 294
Schwarzes Meer 517 691 696 698
Schweden 120 475 476 479 480 698 699
Schwein im vorgeschichtl. Pal. 653
Schweizerbild 85
seba' ruğūm 24 45 407 636
Seealpen 376
Seele, Körperlichkeit 520 f. 621 622
Seelenbrunnen 567
Seelenglaube 78 84 f. 216 454 455 481 490 493 501 502 516 520 f. 532 535 537—609 620—626 701 702 703 708. Einfluß d. — auf d. religiöse Leben 532 542 553 594 603
Seelenträger 549
Seelenvogel 521 522 525 574
Seele, Tiergestalt 521 574 582
Seeverkehr, vorgeschichtlicher, im östl. Mittelmeer 75 152 192 199 213 f. 655 f. 713
Selbständigkeit, geistige, Pal. 714 f.
Semiten, Urheimat 154—156. Wanderungen 149—157. Einwanderung in Syrien-Pal. 128 146—154 157 501 652 682 684 686 700—702 708. — als Dolmenerbauer Pal. 708 f.
Senām 706
Senkgräber (Schachtgräber) 204 594 595—601
Senkkammergräber 204 595 596—600
Sesi 348 349 489
Seßhaftigkeit 37 111 115 117–119 125 127 128 146 154 199 213 422 604 631 647 f. 651
Seßhafte Kultur im Ostjordanlande 368 369 464 470 629 630 647 f. 649 651 658 659 709
Sichelsteine u. Sicheln 120 146 157 162 166 169 170 172—177 184—187
Sicherung d. Grabesruhe 528 529 f. 560
Siedlungen, vorgeschichtliche, Pal. 3 14 44 ff. 60 f. 64 72 f. 113 f. 157 159 f. 163 181 186 200—209 298 300 329 f. 332 347 359—369 389 404 437 647 f. 651 668. Gemeinsame —, Dorf, Stadt 119 127 151. Lage der vorgeschichtl. — Phöniziens 27 72 f. 159 f. 188—200; Galiläas 188—200 352 ff. 358 647 f.; Obergaliläas 193 f. 652; der Jesreelebene u. d. Jordantales 192 f. 652; des Ostjordanlandes 647 f.
— bei Dolmennekropolen 332 347 351 360 f. 364 368 379 417 423 431 441 443 465 492 648 705 707
Siedlungslagen, typische (Insel-, Tell-Spornlage usw.) 27 133 151 188—201

333 369 668. Verkehrslage 133 171 192 193—195 199 368 657. Schutzmotiv bei d. Wahl d. Siedlungsplatzes 151 188 ff. 195—198 369. Dauer der Siedlungstypen in Pal. 198—200
Siedlungsverhältnisse in Judäa am Rande d. Kulturlandes 392—395
Sigus 610 705 707
Silexmesser s. Feuersteinmesser.
Šipkahöhle 63
Sipylos 689
Sirgenstein 63
Sizilien 86 100 101 106 614 710
Skandinavien 475 476 697 698 699
Skarabäen in Pal. 287
Skythen 517 546 682 691 693 694 695 696
Solidarität d. lebenden u. verstorbenen Stammesgenossen 519 f. 529 542 603
Solutré 40 79
Solutréen 38 f. 44 45 78 79 81 87 111 120
Somaliland 34 154
Sonnenheiligtum 441
Spalter (tranchet) 121 122 145
Spanien 83 376 377 616 710
Spanschaber (Klingenschaber) 99 101 102 103 105 110 111 112
Sparta 516
Speerspitzen, einfache 75 82 164 169 184 187. —, lorbeerblattförmige 81 82 120
Spendeschalen 204 509—511 553 557 594 595—603
Spielsteinchen 86
Spinnen u. Weben 210 652
Spinnwirtel 210 652
Spitzen (pointes) 40 41 45 50 51 54 56 58 66 69 70 75 80 86 100 101 102 105 106—112 133 134 136 140 142—145 161 f. 164 165 168 177—179 187 263
Spitzklingen 80
Spitzpfeiler 596 610
St. Acheul 38 41 58
Stadtburgen in Pal. 670 671 675
Stadtkultur in Westpalästina 157 368 647 654 657 658 670 673
Stadttore im ältest. Pal. 7 675 679
Stammesheiligtümer 519 531 553
Steinbau, primitiver 649—651 661 666 681
Steinbaukunst, orthostatische, megalithische 347 387 392 400 402 473 474 487 661 662
— zyklopische, in Pal. 208 360 362—369 492 661—666 676 681 701
Steinbau u. Ziegelbau im vorgeschichtl. Pal. 661—681
Steinblöcke als Denkmäler, Grenzmarken 5 f. 8
Steine als Behausungen von Geistern 7 525 f. 565 592—594 605 609—611
Steine, heilige 7 607
Steinfestungen, zyklopische, in Pal. 352—368 663—666; vgl. Ringwälle.
Steinfiguren, primitive 86
Steingefäße, ägyptische 237 253 255 265 266 285 544
Steingräber, oberirdische 511—513; bei Beduinen Pal. 403 474 502 503 512; in Ägypten 493; bei den Beğa, Libyern 495—499 511—514 703 704 707 711
Steinhaufen, allgemein 4 6 f. 24 306 308 311 312 320 323 325 328—331 354 360 361 400 423 431 437 445
— (Tumuli) bei Dolmen in Pal. 308—314 317—320 382 387 418 420 421 458 472 f. 476—479 485 491 499 704
— (rğūm) als Gräber 4 7 318 320 398 401 405 493—502 511—514 518 519 524 541 649 650 688 689 691 704 705
— als beduinische Heiligtümer 306 307 435
Steinkisten 85 120 318 386 414 421 433 453 456 458 471—473 475 478—480 486 487 498 503 511 610 662 687 688—690 704—706. — als tatarische Gräber 689 690
Steinkreise 2 4 7 f. 12 13 306 308—311 320 322—335 353 379 388 389 391 399 400 405 416 431 435 441 443 444 448 450 458 460 f. 465 500 615 706
— als Gräber 334 f.; als Heiligtümer 8 416 427 435 444 500 507 661 709; bei Nawāmīs 402; als Umhegungen von Dolmen 334 381 383 f. 386 406 408 409 413 419 421 425 439 445 457 458 460—462 472 484 486 495 513 537 610 688 705 706; als Umhegungen moderner Gräber 385 435 441 456; als Wohnungen 335 340—343 345 349
Steinmetzzeichen 671
Steinreihen s. Orthostatenreihen.

Steinsalzlager am Ǧebel Usdum 30 31
Steinsäulen s. Masseben.
Steinschüttgräber 708
Steinsetzungen 2 13 43 132 208 306 308 320 322 331 474 501 502 524 649. — als Gräber 13 318 501 502 512 513 519 524 649 688 699. — vor Höhlen 5 70 189 196. — zum Schutz von Leichen 78 84 f. 479
Steinsockel in Ziegelmauern 151 207 f. 337 339 376 665 f. 667 669—678 680
Steinterrassen als Unterbauten v. Dolmen 319 413—415 421 425 427 428 471 472 479 486 487 513 537 706
Steinwälle als Befestigung 356—358 360 362 369 370 434 435 441 681
Steinwerkzeuge s. Feuersteinwerkzeuge. — in oder neben Dolmen in Nordafrika 707
Steinzeitl. Erinnerungen im AT 4—9
Stele auf d. Grabe (Grabstein) 6 459 494 512 523—528 530 542 568 574 578 580. Grabstele als Altar 527 f.; als Seelenthron 6 525—528 542
Steppen s. Weidegebiete.
Steppenfauna 39 73 78 f. 86 123
Steppenklima 22 29 32 36 39 61 72 78 111 123
Stichel (burin) 80 81 93 99 f. 101 108 109 110 112 120 169 184
Stielschaber 48
Stielspitzen 81
Stonehenge 416 441 444 500 507 615
Suakin 497
Subaräer 682—684
Sudan 26 34 495 499 672
Suez, Landenge von 498 655
Sumerer 148 f. 152 656
Šuriaš 692
Susa 157 293 560
Šušet 489 495 f. 499 514 704 705
Syrischer Graben 25 27 28 31 32
Syros 282

Tabuierung durch Todesfall 78 515 538 f. 541
Tachtadschy 147 683
Tätowierung 83 f.
Talayots 338 343 345 349 f. 351 489 490
Talisch 499 506 688
Tamūz 606
Tardenoisien 87 129 130
Tasmanier 39
Tassen 244 246 252 259
Tau aufs Grab 568 569 570
Tau totenerweckend 568 570
Taubach 41
Taurus 683
Tauschhandel 84
Technik d. Feuersteinbearbeitung 16—20 40 62 70 81. —, keramische 225 f. 289
Tee als Totenspende 587
Tell el-ʿAmarna 287
Teller 248 257 281 535 536
Tello 156 680
Tepe Mussian 157 293
Terrassenanlagen, alte 307 308 322 323 327 330 331 333 450
Terrassenkultur 125 653
Terrassenmauern 95 663 677
Terrine 281
Tertiärmensch 20 21. — in Pal. 25
Teufelsaltäre, Teufelsbetten usw. 610
Teufelssteine 526 610
Theben 23 30 72 287 497
Thera 234 f. 246 265 524 679
Thessalien 200 208 260 f. 265 278 376
Tholoi 270 281 489 490 518 615 710 712
Tiefornamentik i. d. Keramik s. Ritzornament und Eingestochenes Ornament.
Tierdarstellungen neolith. Zeit 205 210 214 653 654
Tierfiguren aus Feuerstein 214
Tierformen i. d. Keramik 219 290
Tieropfer bei d. Bestattung 545 546 548 551; an Gedächtnistagen 556 f. 577 583 587; sonst 590 602
Tierzähmung 116
Tierzähne, durchbohrte, als Schmuck 81 84
Tierzucht s. Viehzucht.
Tod, der, als andere Daseinsform 514 f. 522 529 f. 532 542—552
Töpferei s. Keramik.
Töpferofen 222 225 226 286
Töpferscheibe 222 225 286 288 289 690; ihr Aufkommen 224 286
Tombe dei Giganti 334 351 477 613 615 622 640
Tonbänder mit Einschnitten oder Fingertupfen (Strickleisten) 229 232 234—237 255 264—268 279 286 291

Tonnengewölbe 665
Tontafelfund von Boghaz-köi 3 693
Tonwarzen 231 235 252 255
Tordos 272
Torriet, Megalithtürme 350
Totenbeschwörung 623
Totenbuch 522 575 576
Totenfeste 78 519 544—548 552—554 556 f. 583 585 591 603 604
Totengebeine, zerstäubt und in Regen verwandelt 589
Totengedächtnistage, persönliche 552 554 555 587; allgemeine 78 519 547 552 f. 556 f. 559 583 585 591 602—605. Totenspenden an — 552—554 556 f. 583 591
Totengeister 508 514—518 521 522 525 526 530 537—542 552 558 560 f. 571—573 576 577 583—585 587 590—594 600 602—604 607—610 620—627 635 636 638 701. Speisung der — 515 519 522 526 527 530 532 534 536 537 542—544 546 550—560 564 575 578 583—587 590 591 602 604 624. Tränkung der — 510 515 519 527 530 532 536 537 542—544 546 551—553 555—559 561 564 566—578 583—590 596 597 601 604
Totengeister als Bäume oder Pflanzen aus d. Grabe wachsend 605 606; in Bäumen u. Pflanzen inkorporiert 605 606; in Steinen und Quellen wohnend 605; als Herren u. Spender der animalischen u. vegetabilischen Fruchtbarkeit 538 565 566 583 587—594 604—607 622; als Herren über Wetter und Regen 538 564—567 577 583 587—594 604—607 622; als Naturgeister u. chthonische Mächte 565 590 604 605—607; als Plagegeister u. Gespenster 538—540 560 f. 589 605 610 622 623; als Riesen 624 625 644 f.; als Machtwesen 514 623 f. 633 f. Totengeister Unglücklicher, Ermordeter, Wöchnerinnen usw. bes. gefährlich 540 564 f. 588 589 605
Totengericht 561 579
Totengötter s. Unterweltsgötter.
Totenhochzeit 547
Totenklage 585
Totenkommunion 544
Totenkult, Totenpflege 116 204 414 423 454 501 511 514 f. 523 527—609 624 649 702—704 708 711. — der paläst. Dolmenerbauer 532 ff. 553—557 594 602—609 611 647
Totenmahlzeiten 534 537 545 549—552 553 585 587 591 706
Totenreich im Westen 320 523 576; s. Unterwelt.
Totenspenden bei d. Bestattung 415 534 543 544—552; an Gedächtnistagen 552—554 556 f. 583 591
Totenstädte 497 f. 519 531 553
Tragnetz (Umschnürung) d. Gefäße als dekoratives Vorbild 217 219 236 255 256 265 266 268 271 f. 273 275 276 280—285
Trauerriten 516 f. 538 539 541 542 548 549 583—586
Treffpunkt 18 19
Triest 376
Trilithon 385 408—410 419 420 483 f. 500 505 507 524
Tripolitanien 87 704
Trockenklima in Syrien-Pal. 30 34 86 87 125
Trockenheitsdämonen 589
Tröge u. Bassins in d. Nähe paläst. Gräber 595 596 599 601 602
Troggräber 300 329
Troglodyten in Pal. 14 94 180 182 205 206 211 226 275 278 279 389 512 534 668
Troja 1 212 217 220 242 243 245 f. 253 257 264 266 269 272 376 678 690
Truddhi 338 350
Trunkenheit im Jenseits als Seligkeit 580
Tscherkessen 418 682 686
Türme, in altkanaanäischen Festungen 151 345 360 674—677 679; viereckige, megalithische — 346 389 664
Türöffnungen in Giebelsteinen paläst. Dolmen 480—482 484 537 602. — runde 414 421 480 481 f. 486. — viereckige 442 446 452—454 480 481 f. 487 665. — in nordafrikan. Großsteingräbern 706. — in Seitensteinen syrischer Dolmen 483 484. Verbreitung in verschiedenen Dolmengebieten 480 f.
Tumuli (Grabhügel) 490 511 517 523 546 584 613 688. — über Megalithgräbern 319 f. 351 488. Vgl. auch Kurgane.
Tundra 39

Tunesien 87 129 489 495
Tunis 33 101 499 647 706
Tunnel in Geser 14

Überkragung s. Kraggewölbe
Überzug, kremefarbener („cream-ware") 226 249 250 269 277 288
— auf Tongefäßen 221 234 240—243 245 247 251 262—265 277 279 280 282
Üjük 689
Umhegungen, rechteckige, um Dolmen 417 486 706; runde 336 340—342
Umhegungen von Orthostaten, rechteckige 386 388 f. 399 406 422 443 449 f. 461 465 472 610 662
Unsterblichkeit 562 579—581
Unterwelt (Totenreich) 320 521 522 557 f. 559 561 562 567 576—578 579 583 605 606 620 621 624—626
Unterweltsgötter 605 606
Unverletzlichkeit d. Grabes 472 560
Urbevölkerung Pal. 146—148 609 611 612 620—646 652 f. 691 694 708 f.
Urheimat d. Semiten 154—156
Urjarmuk 31
Urwerkzeuge 18
Urmia 690
Urmeer 567

Vampyrismus 539 f. 610
Vaphio 489
Varuna 693
Vasiliki (Kreta) 264 271 281
Vegetationsfeste 591 605 f.
Vegetationsgottheiten 605 f.
Verbreitungsgebiet d. Dolmen 506 f. 697 703
Verbreitungsweg der Dolmensitte; von Ost nach West 489 f. 698 709 710 712; von Europa nach d. Orient 696 699 700 711 712
Verbrennung der Habe bei Todesfall 539 543 544
Verbrennungshöhle („Krematorium") in Geser 14 147 f. 215 220 226 238 240 245—247 249 251 252 254 255 277 290 535 f. 686 702
Verbrennung d. Totengaben 518 543 545 f. 586
Verengung d. Dolmeninnenraumes meist im Sinne d. Längsachse 320 382—384 386 413 414 417 421 424 425 426 f. 471 479 486 508 521 537
Vergletscherung im Libanon 29 32; in Europa 22 38 f. 41 61 63 72 115 121 123 700; in Innerasien 22 36 123
Verkehrslage d. vorgeschichtl. Siedlungen Pal. 133 171 192 193—195 199 357 368
Verstümmelungen als Trauerritus 548
Vertikallinien und Streifen (Tropflinien), aufgemalte 228 232 234 235 238—241 247—249 252 254 f. 274 275 278 280—282 283 285
Verwandelte Steine 386 460 526 610
Vézèretal 9 62 79 81
via maris-Straße 193 359 419 420
Viehhürden 117 399 471 650
Viehzucht 115 117 f. 122—125 210 211 333 361 364 379 392—396 399 404 409 418 422 470 f. 493 646—650 651 652 653 654
Vielhenkeligkeit 236 237 266 291
Vinča (Serbien) 272
Volksreligion, altkanaan. ‡ 591. — paläst. 606 f. 608 f.
Vorpaläolithische Werkzeuge 20 f. 23 f.
Vorratskrüge s. Pithoi.
Vorsemitische Bevölkerung Kanaans 3 128 146—148 150 215 f. 388 652 f.
Vorsprung Westpalästinas i. d. Kulturentwicklung 214 215 288 289 292 493 533 654 657 658 661 667
Vorwerke 676
Votivschalen 204
Vulkane in Syrien-Pal. 27 f. 31—33 130 194 324 352 353 354 358 359 360 363 378

Wachttürme (Warttürme), meist runde, in Pal. 320 335 339 343 344 345 346 349 351 365 366 367 368 399 400 423 427 448 465 492 648 f. 650 661 670. — auf d. westmittelländischen Inseln 460. — rezente, viereckige 460
Waffenspiele b. Totenfesten 546 548
Wald in Pal. 32 95 96 124 188 368 387 418 423 424 427 637
Waldfauna 73 87 111 115 117 123
Waldklima 87

Waldreichtum, diluvialer, in Pal. u. Phönizien 29 32 35 73—75 113 188
Wan, Wansee 688 689 690
Waschen d. Leiche 503 573
Wasser als Abwehrmittel gegen d. Dämonen 571 f. 573 577 584
Wasserausgießen auf d. Erde, Felsen, Felsspalten 565—568 572 576 577 587 591 592 593 600 f. 607 608. — auf oder neben Gräber (Scheiterhaufen) 559 f. 561 564 f. 568 569 572—574 577—579 583—590 604 605. — auf Skelette als Regenzauber 565 566 587 588
Wasser, frisches, angenehm für d. Toten 320 511 520 521 557 558 559 563 f. 568 573 575 576 578 585 f. 588
— in Krügen ans Grab 573 579 586
— in d. Nähe von Dolmennekropolen 314 320 413 416 420 423 432 436 f. 455 456 462 465 466 470
Wasserreservoire, künstliche (Teiche) 464
Wasserspenden f. d. Toten 559 560 561 563 f. 568 569 571 572 573 574 583 f. 585 596 597 600 601 604
Wassertrinken (Erquickung) im Jenseits als Seligkeit 559 f. 561—563 565 575 f. 579—581 582 584
Wasserversorgung bei Siedlungen 113 133 188 191—194 198 297 298 329 362 364—366 368 423 441 464 465 466
Weberei als Hausindustrie 210 652 657
Weddas 76—78
Wehrhang (Glacis) 355 367
Weidegebiete (Steppen) Pal. 125 358 368 378 387 416 417 f. 422 f. 438 463 f. 470 f. 647 650 652 653 654 657 713. Wüste Juda als — 392—396 403 409 647
Weidewirtschaft 117 647
Weinbau 125 195 210 f. 213 433 434 f. 445 450 464 652 654
Weinbergtürme 339 344 434 671
Weinkelter 203 210 f. 434 442 f. 444 446
Wein als Totenspende 575 578 583
Weizenboden 378 418
Welis 604 606 607 611 640
Werfen von Steinen auf Gräber 512 f.
Werkstätten, altpaläolithische 42—45 60 61 67—69 72 191 192 198 f.; jungpaläolithische 88 95 ff. 194 199; frühneolithische 129 131; spätneolithische 25 159 160 162 ff. 167 179 182 183 186 188 191 194 199 213 451
Westmittelländische Megalithkultur 338 343 347—351 370 f. 374—376 379 489 490 647 709 712 714
Wiederkehr d. Totengeister 538 539 541 556 560 f. 583 585 622 623
Willendorf 86
Wohnburgen, megalithische (Blockhäuser) bei ʿAmmān 344—347 350 351 361 362 368 369 378 391 430 f. 492 647 648 661 663 f. 714. — auf d. Karmel 390 f. 648. — auf Sardinien 335 348 ff. 613
Wohngruben 191 196 207
Wolle 117 210 471 652 657
Wüstendämonen 626 627 635
Wurfstangen 82

Zamzummīm, Zamzummiter 148 627 641 645 696
Zechgelage im Jenseits 580
Zedern, Zedernwald 29 32 74 606 633
Zeit der paläst. Dolmen 369 454 f. 457 458 474—487 491 f. 501 609 629 649 651 660 665 685 686 691 695 701 705 706 707
Zenǧīrlī 660 667 670 677 678 680 683
Zerelia 261
Ziegelaufbauten 208 339 670 671 676—678 680
Ziegelbau in Ägypten 494 667 673; in Babylonien, Mesopotamien 156 678 680 f.; in Nordsyrien, Kleinasien 376 662 668 672 681; in Westpalästina 151 207 f. 368 651 661 665—670 672—681 713; im Ostjordanlande 663 668
Ziegelfestungen, altkanaan. 208 364 368 657 665 669 673—681
Zisternen 96 169 202 203 301 324 392 406 464 564
Zufluchtsort s. Fliehburg.
Zulaufsrinnen s. Kanäle.
Zuziter, Zuzīm 148 627 645
Zweighütten im vorgeschichtl. Pal. 76 85 113 196 207 339 341 667 668 669 681. —, moderne, im Mittelmeergebiet 336 375. — auf palästin. Bauernhäusern 344

Zwillinge, Einfluß auf d. Wetter 588
Zwillingsgefäße 241 277 290
Zwischenplatten bei Dolmen 428 477 480 482 486 f. 705
Zyklopenmauerwerk 13 157 197 208 211 212 320—323 325 329 330 354 357 358 359 362—369 370—377 614 661—663 666
Zypern 125 211 213 215 217 219 223 242 f. 246 251 253 256 257 264 270 272 f. 283 f. 290—292 655 682

# Stellenregister.


Genesis. Seite

3, 19 . . . . . 557
6, 1 ff. . . . 618 ff. 628
10, 8 ff. . . . . 619
12, 6 . . . . . 619
12, 8 . . . . . 395
13, 7 . . . . . 619
14, 3 . . . . . 635
14, 5 . 148 364 626 ff. 633
14, 6 . . . . . 148
14, 8 . . . . . 635
15, 15 . . . . . 531
15, 19 . . . . . 685
15, 20 . . . . . 638
23 . . . . 531 685 695
25, 9 . . . . . 685
26, 34 . . . . . 685
28, 8 . . . . . 531
28, 10 ff. . . . . 7
28, 17 . . . . . 531
28, 18 . . . . . 395
31, 44–54 . . . . . 6
35, 8 . . . . . 395 611
35, 14 . . . . . 7 395
35, 19 f. 6 395 405 524 611
35, 21 . . . . . 399 650
35, 29 . . . . . 531
36 . . . . . 206
36, 2 . . . . . 685
47, 31 . . . . . 531
49, 29. 33 . . . . 531
50, 1–11. 14 . . . . 611
50, 24 . . . . . 531

Exodus.

4, 25 . . . . . 8
20, 24 f. . . . . 7 470
24, 4 . . . . . 6 7

Leviticus.

19, 27 . . . . . 549
21, 5 . . . . . 549

Numeri. Seite

13, 17 ff. . . . . 641 f.
13, 22. 28 . . . 637 642
13, 29 f. . . . . 694
13, 30 . . . . . 642
13, 32b. 33 618 619 637 642
20, 1 . . . . . 611
20, 17 . . . . . 388
20, 24. 26 . . . . 531
21, 19 f. . . . 437 467
21, 21 ff. . . . . 630
21, 22 . . . . . 388
21, 33 ff. . . . . 632
22, 41 . . . . 437 467 f.
23, 13 f. . . . . 468
23, 28 . . . . . 449
23, 37 . . . . . 468
25, 1 ff. . . . . 469
25, 16–19 . . . . 456
27, 13 . . . . . 531
31, 2 . . . . . 531
32, 3 . . . . 433 437
32, 27 . . . . . 626
32, 38 . . . . . 437
32, 39. 41 . . . . 632
33, 47 . . . . 437 468

Deuteronomium.

1, 4 . . . . 365 630
1, 28 . . . . . 642
2, 8 . . . . . 471
2, 10 f. . 626 641 643
2, 12 . . . . 148 206
2, 20 . . . . 148 627
2, 21 . . 627 641 643
2, 22 . . . . 148 206
2, 23 . . . . . 636
2, 26 ff. . . . . 630
3, 1 ff. . . 628 631 632
3, 4 . . . . . 629
3, 5 . . . . . 631
3, 8 . . . . 629 631
3, 9 . . . . . 632
3, 10 ff. . 628 632 638 f.
3, 14 f. . 611 629 632
7, 1 . . . . . 685
8, 9 . . . . . 639
8, 15 . . . . . 8
9, 1 f. . . . . 643 f.
14, 1 . . . . . 549
16, 22 . . . . . 7
26, 12 ff. . . . . 591
26, 14 . . . . . 564
32, 1 f. . . . . 568
32, 1–5 . . . . . 470
32, 4 . . . . . 7
32, 13 . . . . . 8
32, 14 . . . . . 423
32, 49 . . . . . 468
32, 50 . . . . . 531
33, 22 . . . . . 629
34, 1 . . . . 434 468
34, 5–6 . . . . . 434
34, 6 . . . . . 468

Josua.

3, 10 . . . . . 685
4, 1 ff. . . . . 7 f.
4, 3 ff. . . . . 405
4, 6–7 . . . . . 8
4, 20 . . . . 7 405
4, 21–23 . . . . 8
5, 2 ff. . . . . 8 9
5, 13 ff. . . . . 8
7, 25 f. . . . 7 405
7, 26 . . . . . 512
8, 29 . . . 7 405 512
9, 6 . . . . . 8
10, 6 ff. . . . . 8
10, 16–27 . . . . 5
11, 1 . . . . 362 377 f.
11. 21 f. . . . 637 644
12, 2 ff. . . . . 630
12. 4 f. . . 365 629 631 f.

Seite

12, 5 . . . . . 629
12, 6 . . . . . 632
12, 19 . . . . . 377 f.
13, 3 . . . . . 636
13, 8 ff. . . . . 632
13, 11. 13 . . . . 629
13, 12 . . . . 365 631 ff.
13, 17 . . . . 437 467
13, 19 . . . . . 626
13, 29 ff. 31 . 365 631 f.
14, 6 ff. . . . . 642
14, 12 . . . . . 642
14, 15 . . . . . 642
15, 8 . . . . 620 633
15, 13 f. . . . . 642 f.
15, 33. 35 . . . . 634
17, 15 . . . . . 637 f.
17, 18 . . . . . 5
18, 12 . . . . . 398
18, 16 . . . . 620 633
18, 17 . . . . . 8
19, 35–38 . . . . 378
19, 50 . . . . . 9
21, 11 . . . . . 642
21, 40 . . . . . 9
22, 10 . . . . . 8
22, 26 ff. . . . . 8
24, 11 . . . . . 685
24, 25 f. . . . . 6
24, 30 . . . . 9 611

Richter.

1, 10 . . . . . 642 f.
1, 20 . . . . . 642 f.
2, 1 . . . . . 8
2, 9 . . . . . 611
2, 10 . . . . . 531
3, 19. 26 . . . . 8
6, 1 ff. . . . . 358 f.
6, 2 . . . 4 206 293
6, 5 . . . . . 358
6, 11 ff. . . . . 608
8, 26 . . . . . 644
9, 6 . . . . . 6
9, 53 . . . . . 209
10, 5 . . . . . 611
11, 19 f. . . . . 630
12, 7 . . . . . 611
13, 1 ff. . . . . 608
15, 17 . . . . . 619
16, 3 . . . . . 619

1 Samuelis.

Seite

4, 1 . . . . . 5
6, 14 f. 18 . . . 7
7, 6 . . . . . 608
7, 10 ff. . . . . 5
10, 2 . . . . . 395
13, 6 . . . . . 5
14, 11 . . . . . 5
16, 11 . . . . . 393
17, 4 ff. . . . . 637
17, 28 ff. . . . . 393
17, 43 . . . . . 637
22, 4 . . . . . 359
23, 14 ff. . . . . 5
23, 14. 19 . . . . 359
23, 15 . . . . . 393
23, 24 f. . . . . 393
24, 1 f. . . . . 5
24, 1 . . . . . 359
24, 2 . . . . . 393
24, 23 . . . . . 359
25, 1 . . . . . 516
25, 1 f. . . . . 393
25, 7. 14–16 . . . 409
26, 2 . . . . . 393
26, 6 . . . . . 685
28, 13 . . . . . 623
28, 14 . . . . . 621

2 Samuelis.

3, 3 . . . . . 641
3, 35 . . . . . 550
5, 17 . . . . . 359
5, 17–21 . . . . 634
5, 18. 22 . . . . 633 f.
8, 8 . . . . . 659
11, 1 . . . . . 466
11, 3 . . . . . 685
12, 26 ff. . . . . 466
13, 23 . . . . 398 471
13, 27 . . . . . 641
17, 23 . . . . . 531
17, 17 . . . . 7 512
18, 18 . . . . . 6
19, 16 . . . . . 8
19, 38 . . . . . 531
19, 41 . . . . . 8
20, 8 . . . . . 5
21 . . . . . 636
21, 1 ff. . 564 f. 576 588
21, 14 . . . . . 531
21, 15–22 . . 636 f. 644
22, 2 . . . . . 7
23, 3 . . . . . 7
23, 13 . . . . . 634
24, 16 . . . . . 608
24, 17–25 . . . . 608

1 Könige.

1, 9 . . . . . 7
2, 10 . . . . . 531
2, 34 . . . . . 516
4, 13 . . . . . 531
5, 32 . . . . . 671
11, 43 . . . . . 531
12, 28 f. . . . . 395
13, 22 . . . . . 531
18, 4 . . . . . 5
18, 31 f. . . . . 7

2 Könige.

2, 1 . . . . . 8
3 . . . . . 467
3, 4 . . . . . 471
4, 38 . . . . . 8
9, 30 . . . . . 621
21, 18. 26 . . . . 531
22, 30 . . . . . 531
23, 17 . . . . . 534

Jesaias.

2, 13 . . . . . 423
2, 19 . . . . . 5
2, 21 . . . . . 5
5, 1. 2 . . . . 339 344
8, 19 . . . . 623 627
13, 20–22 . . . . 614
14 . . . . . 622 624 f.
14, 9 ff. . . . 621 f. 625 f.
14, 10 . . . . . 633
15, 2 . . . . 437 467
16, 1 . . . . . 471
16, 7–10 . . . . 464
16, 8 f. . . . . 433
16, 12 . . . . . 467
17, 5 . . . . . 634 f.
19, 19 . . . . . 7
26, 14. 19 . 558 568 625
29, 4 . . 558 623 627
33, 16 . . . . . 359
34, 14 . . . . . 614
50, 7 . . . . . 8

Seite

65, 3 . . . . . 608
66, 7 . . . . . 608

Jeremias.

2, 27 . . . . . 7
3, 9 . . . . . 7
8, 1–2 . . . . . 530
16, 7 . . . . . 550
22, 26 . . . . . 531
31, 15 . . . . . 395
48, 1 . . . . . 437 626
48, 23 . . . . . 626
46, 28 . . . . . 465
48, 32 f. . . . . 433 464
48, 35 . . . . . 467
48, 41 . . . . . 359
51, 30 . . . . . 359

Ezechiel.

16, 3 . . . . . 685 695
24, 17. 22 . . . . . 550
25, 9 . . . . . 626
27, 6 . . . . . 423
32, 27 . . . . . 619
33, 27 . . . . . 358
43, 7 . . . . . 531
47, 1 . . . . . 563 567

Hosea 2, 7 . . . 608
9, 1 . . . . . 608

Amos.

2, 9 . . . 631 633 695
4, 1 . . . . . 423
6, 13 . . . . . 628
7, 13 . . . . . 395
7, 14 f. . . . . 393
7, 17 . . . . . 531

Psalmen.

18 . . . . . 7
22, 13 . . . . . 423
22, 30 . . . . . 558
30, 10 . . . . . 558
88, 5 . . . . . 622
88, 11 . . . . . 625

Seite

88, 13 . . . . . 623
94, 17 . . . . . 623
114, 8 . . . . . 8
115, 17 . . . . . 623
146, 4 . . . . . 558

Proverbien.

2, 18 . . . . . 625
9, 18 . . . . . 625
21, 16 . . . . . 625

Job.

3, 13 ff. . . . . 623
4, 17 . . . . . 564
14, 21 . . . . . 623
17, 16 . . . . . 558
20, 11 . . . . . 558
21, 26 . . . . . 558
26, 5 . . . . . 622 625
28, 9 . . . . . 8

Koheleth.

3, 20 . . . . . 557
9, 5 f. . . . . 623
9, 10 . . . . . 623

Esra.

10, 40 . . . . . 641

Nehemia.

3, 16 . . . . . 531

1 Chronik.

9, 17 . . . . . 641
11, 15 . . . . . 634
14, 8–12 . . . . 633 f.
14, 16 . . . . . 634
18, 8 . . . . . 659
20, 4–8 . . . . . 636

2 Chronik.

20, 16 . . . . . 393
20, 20 . . . . . 393
26, 10 . . 393 399 650
34, 28 . . . . . 531

Sirach.

16, 7 . . . . . 620
30, 18 f. . . . . 564

Seite

1 Makkabäer.

9, 2 . . . . . 303
9, 19 . . . . . 531
13, 25 . . . . . 531

3 Makkabäer.

2, 2 ff. . . . . 620

Sapientia Sal.

14, 6 . . . . . 620

Baruch 3, 26–28 . 620

Henoch.

7, 1 ff. . . . . 620
22, 2 . . . . . 562
22, 9 . . . . . 562
106 . . . . . 620

Jubiläen 5, 1 ff. 619 628
20, 5 . . . . . 620
29, 9 ff. . . . . 628

Matthäus 5, 4 ff. . 321
5, 11–13 . . . . . 321
6. 7 . . . . . 321
10, 42 . . . . . 558
21, 33 . . . . . 344

Lukas.

14, 15 . . . . . 582
16, 24 . . . . . 562
22, 30 . . . . . 582

Johannes.

1, 29. 36 . . . . . 582
21 . . . . . 322

Apokalypse Joh.

2, 7 . . . . . 582
7, 16 f. . . . . 563 582
13, 8 . . . . . 582
19, 9 . . . . . 582
21, 6 . . . . . 563 582
22, 1 . . . . . 563
22, 17 . . . . . 563 582

Übersichtskarte
der
prähistorischen Fundorte
Phöniziens und Galilaas.
Palaolithische Station.
Neolithische Station.
Dolmen
Dolmenfeld.
Steinkreise, Steinsetzungen.
Befestigung.
Maßstab 1 : 700 000.
Tarābulus
Rās iš-Šak'ā
Nahreğ-Gōz
Batrūn
Ehden
Bšerre
Tarteğ
Ğebeil
N. Jbrahīm
'Afka
Rās Ma'amiltēn
Razīr
Hrāğel
Ğūnije
N el-Kelb
Anteljās
Ğa'īta
Bērūt
Rās Beirūt
N. Bērut
Zahle
Rejāk
Hān el Hulde
Kefreija
Dūha
Rās er-Rumēle
Saidā
N ez-Zaherānī
W. el-'Akbīje
'Adlūn
En-Nabatīje
Tellel-Kād
Bānijās
Şūr
Hennāwe
Kānā
Tibnīn
Rās el-Abjad
Kades
er-Rāwije
Telleš-Šēbān
Rās en-Nāḳūra
Rāmijā
Rumēš
Radīr el-bostān
Şafed
Ğermak
Akbara
el-Ḳubbi
'Akkā
Šefā 'Amr
Kloster
Ḥaifā
Ḥattīn
Tabarīja
Kaşr Berdawil
H. Hamāṭa
Şaffūrije
Lubije
En-Nāşira
'Atlīt
Jkzīm
Tanṭūra
El-Muzēr'ib
Der'a
Bēsān
Ğenīn

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

HPa
K185r

172044

Author Karge, Paul

Title Rephaim, die vorgeschichtliche Kultur.